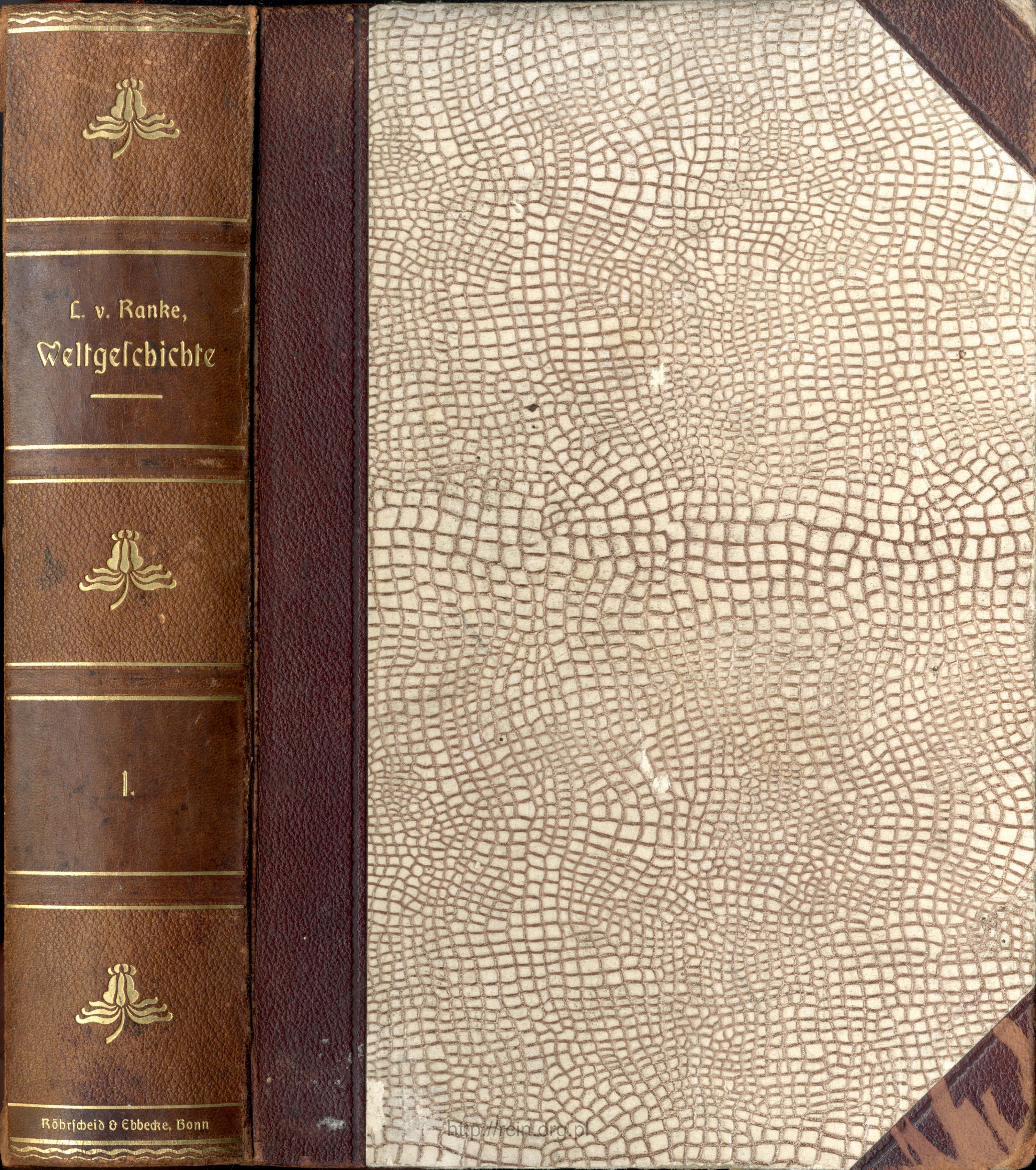

L. v. Ranke,

Weltgeſchichte

1.

Röhrſcheid & Ebbecke, Bonn

Weltgeſchichte

von

Leopold von Ranke.

Erſter Band.

Weltgeſchichte.

Von

Leopold von Ranke.

Text-Ausgabe.

Zweite, unveränderte Auflage.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1896.

Biblioteka Instytutu
Archeologii i Etnologii PAN
0034549

Das Überſetzungsrecht iſt vorbehalten.

F. II. 93/1

BIBLIOTEKA INSTYTUTU HISTORII KULTURY MATERIALNEJ PAN

Zbiornica
Księgozbiorów Zabezpieczonych
w Stalinogrodzie

38269

Vorrede.

Die Erde war bewohnbar geworden und wurde bewohnt; die Völker waren geſchieden und ſtanden in mannigfaltigen Beziehungen untereinander; ſie beſaßen Anfänge der Kultur, lange bevor die Schrift erfunden war: und auf dieſe allein iſt doch die Geſchichte angewieſen. Nur das kann ſie unternehmen, was ſie mit ihren Mitteln zu erreichen vermag. Wie könnte ſich der Geſchichtſchreiber zutrauen, das Geheimnis der Urwelt, alſo das Verhältnis der Menſchen zu Gott und der Natur, zu enthüllen? Man muß dieſe Probleme der Naturwiſſenſchaft und zugleich der religiöſen Auffaſſung anheimgeben.

An die Urwelt grenzen die Monumente einer noch immer unvordenklichen Zeit, gleichſam die Portale der Geſchichte. Sie haben immer das Wunder und Rätſel der lebenden Generationen ausgemacht. In dem letzten Jahrhundert hat man ſie beſſer kennen gelernt und iſt ihrem Verſtändniſſe näher getreten als jemals früher. In unſeren Tagen ſind in den Ruinen verſchütteter Städte Bauwerke aufgedeckt worden, an deren Wänden die einſt mächtigſten Fürſten der Welt ihre Thaten haben aufzeichnen laſſen. Allenthalben widmet man der Erforſchung der Altertümer ein Studium, das durch eine Art von Pietät belebt wird; Kunſt und Altertum werden gleichſam identiſche Begriffe. Man verbindet damit die leider nur ſehr fragmentariſchen Denkmäler der alten Götterdienſte, Religionen, Staatsverfaſſungen, welche auf uns gekommen ſind. Jeder neue Fund wird als glückliche Entdeckung begrüßt. Um die verſchiedenen Mittelpunkte her haben ſich Studienkreiſe gebildet, deren jeder ein eigenes Fach ausmacht und eine beſondere, ihm gewidmete Lebensthätigkeit erfordert. Und zugleich iſt eine allgemeine Sprachwiſſenſchaft emporgekommen, welche, auf ausgebreiteter und eingehender Gelehrſamkeit beruhend, die Völkerverwandtſchaften voneinander zu ſcheiden und einander gegenüber zu beſtimmen mit Erfolg unternimmt.

Für den Unterricht der Laien nicht allein, ſondern für die Orientierung der Mitarbeitenden ſelbſt wäre nichts erwünſchter, als eine genetiſche Durcharbeitung dieſer Studienkreiſe und ihrer gegenſeitigen Beziehungen. Eine ſolche Arbeit würde einer Encyklopädie des hiſtoriſchen Wiſſens zur Zierde gereichen; aber in die Weltgeſchichte könnte ſie keine Aufnahme finden. Dieſe hat ſich nur die evidenten Reſultate der Forſchung zu eigen zu machen. Die Geſchichte beginnt erſt, wo die Monumente verſtändlich werden und glaubwürdige ſchriftliche Aufzeichnungen vorliegen. Dann aber iſt ihr Gebiet ein unermeßliches. In der Bedeutung, die wir mit dem Worte verbinden, umfaßt Weltgeſchichte die Begebenheiten aller Nationen und Zeiten, wohlverſtanden jedoch, nicht ohne eine nähere Beſtimmung, welche ihre wiſſenſchaftliche Behandlung erſt möglich macht.

Vor alters hat man ſich mit der aus prophetiſchen Sprüchen überkommenen Vorſtellung von den vier Weltmonarchien begnügt. Noch im ſiebzehnten Jahrhundert herrſchte dieſelbe vor; im achtzehnten aber wurde ſie durch den Fortgang des allgemeinen Lebens zerſprengt. Der Begriff der Weltgeſchichte wurde durch den Umſchwung der Ideen gleichſam ſäkulariſiert. Beſonders durch die Publikation einer voluminöſen Völkergeſchichte unter dem Titel „Geſchichte der Welt“, die in England ans Licht trat, bei den deutſchen Gelehrten entgegenkommende Aufnahme fand und einen gleichartigen Fleiß bei ihnen hervorrief, wurde es unmöglich, an der bisherigen Auffaſſung feſtzuhalten.

Aber auch bei der Geſchichte der verſchiedenen Völker konnte man nicht ſtehen bleiben. Eine Sammlung der Völkergeſchichten in engerem oder weiterem Rahmen würde doch keine Weltgeſchichte ausmachen: ſie würde den Zuſammenhang der Dinge aus den Augen verlieren. Eben darin aber beſteht die Aufgabe der welthiſtoriſchen Wiſſenſchaft, dieſen Zuſammenhang zu erkennen, den Gang der großen Begebenheiten, welcher alle Völker verbindet und beherrſcht, nachzuweiſen. Daß eine ſolche Gemeinſchaft ſtattfindet, lehrt der Augenſchein.

Die Urſprünge der Kultur gehören einer Epoche an, deren Geheimnis wir nicht zu entziffern vermögen. Aber ihre Entwickelung bildet die durchgreifendſte Erſcheinung der Zeiten, von welchen eine glaubwürdige Überlieferung vorhanden iſt. Nur unvollkommen wird ihr Weſen durch ein einzelnes Wort ausgedrückt. Es umfaßt zugleich das religiöſe und das politiſche Leben, die Grundlagen des Rechts und der menſchlichen Geſellſchaft.

Zuweilen ſind wohl die von uralter Zeit vererbten Zuſtände eines oder des anderen orientaliſchen Volkes als Grundlage von allem betrachtet worden. Unmöglich aber kann man von den Völkern eines ewigen Stillſtandes ausgehen, um die innere Bewegung der Weltgeſchichte zu begreifen. Die Nationen können in keinem anderen Zuſammenhange in Betracht kommen, als inwiefern ſie, die eine auf die andere wirkend, nacheinander erſcheinen und miteinander eine lebendige Geſamtheit ausmachen.

In dem, was wir Kultur oder Civiliſation nennen, liegt eines der wirkſamſten Motive ihrer inneren Entwickelung. Wollte man für dieſe ein beſtimmtes Ziel angeben, ſo würde man die Zukunft verdunkeln und die ſchrankenloſe Tragweite der welthiſtoriſchen Bewegung verkennen. Innerhalb der Grenzen der hiſtoriſchen Forſchung treten uns nur die mannigfaltigen Phaſen, in denen dies Element zur Erſcheinung kommt, vor Augen, und zwar zugleich mit dem Widerſtande, den es bei jeder ſeiner Formen in den eingeborenen Eigentümlichkeiten der verſchiedenen Völker und Stämme findet. Auch dieſe haben ihr urſprüngliches Recht und ein unbezwingliches Innere. Keineswegs allein auf den Kulturbeſtrebungen aber beruht die geſchichtliche Entwickelung. Sie entſpringt noch aus Impulſen von ganz anderer Art, vornehmlich dem Antagonismus der Nationen, die um den Beſitz des Bodens und um den Vorrang untereinander kämpfen. In dieſem Kampfe, der allezeit auch die Gebiete der Kultur umfaßt, bilden ſich hiſtoriſche Weltmächte, welche unaufhörlich um die Herrſchaft miteinander ringen, wobei denn das Beſondere durch das Allgemeine umgeſtaltet wird, zugleich aber auch ſich gegen dasſelbe behauptet und reagiert.

Die Weltgeſchichte würde in Phantaſien und Philoſopheme ausarten, wenn ſie ſich von dem feſten Boden der Nationalgeſchichten losreißen wollte; aber ebenſowenig kann ſie an dieſem Boden haften bleiben. In den Nationen ſelbſt erſcheint die Geſchichte der Menſchheit. Es giebt ein hiſtoriſches Leben, welches ſich fortſchreitend von einer Nation zur anderen, von einem Völkerkreiſe zum anderen bewegt. Eben in dem Kampfe der verſchiedenen Völkerſyſteme iſt die allgemeine Geſchichte entſprungen, ſind die Nationalitäten zum Bewußtſein ihrer ſelbſt gekommen; denn nicht durchaus naturwüchſig ſind die Nationen. Nationalitäten von ſo großer Macht und ſo eigentümlichem Gepräge wie die engliſche, die italieniſche, ſind nicht ſowohl Schöpfungen des Landes und der Raſſe, als der großen Abwandlungen der Begebenheiten.

Was hat es nun aber auf ſich, das allgemeine Leben der Menſchheit und das beſondere wenigſtens der vorwaltenden Nationen zu erforſchen und zu verſtehen? Man dürfte dabei die Geſetze der hiſtoriſchen Kritik, wie ſie bei jeder Unterſuchung im einzelnen geboten ſind, nicht etwa hintanſetzen. Denn nur kritiſch erforſchte Geſchichte kann als Geſchichte gelten. Der Blick bleibt immer auf das Allgemeine gerichtet. Aber aus falſchen Prämiſſen würden ſich falſche Konkluſionen ergeben. Die kritiſche Forſchung auf der einen, das zuſammenfaſſende Verſtändnis auf der anderen Seite können einander nicht anders als unterſtützen.

Im Geſpräche mit vertrauten Freunden habe ich öfter die Frage erwogen, ob es überhaupt möglich ſei, eine Weltgeſchichte in dieſem Sinne zu verfaſſen. Der Schluß war: den höchſten Anforderungen zu genügen, ſei wohl nicht möglich; aber notwendig ſei, es zu verſuchen.

Einen ſolchen Verſuch biete ich dem Publikum dar. Mich leitet dabei noch der folgende Geſichtspunkt.

Im Laufe der Jahrhunderte hat das Menſchengeſchlecht gleichſam einen Beſitz erworben, der in dem materiellen und dem geſellſchaftlichen Fortſchritt, deſſen es ſich erfreut, beſonders aber auch in ſeiner religiöſen Entwickelung beſteht. Einen Beſtandteil dieſes Beſitzes, ſozuſagen das Juwel desſelben, bilden die unſterblichen Werke des Genius in Poeſie und Litteratur, Wiſſenſchaft und Kunſt, die, unter lokalen Bedingungen entſtanden, doch das allgemein Menſchliche repräſentieren. Dem geſellen ſich, unzertrennbar von ihnen, die Erinnerungen an die Ereigniſſe, Geſtaltungen und großen Männer der Vorzeit bei. Eine Generation überliefert ſie der anderen, und immer von neuem mögen ſie aufgefriſcht in das allgemeine Gedächtnis zurückgerufen werden, wie ich das zu unternehmen den Mut und das Vertrauen habe.

I.

Die älteſte hiſtoriſche Völkergruppe
und
die Griechen.

Erſtes Kapitel.

Amon=Ra, Baal, Jehovah und das alte Ägypten.

Ich beginne mit den Vorſtellungen über die göttlichen Dinge, welche in der älteſten Zeit mit den Antrieben des Lebens und dem Geiſte der Landesverfaſſung zuſammenfallen, aber die Summe derſelben erkennbarer, begreiflicher ausdrücken, als es durch die Beſchreibung der Zuſtände und Einrichtungen im einzelnen geſchehen könnte. Das Göttliche iſt immer das Ideale, das den Menſchen vorleuchtet; dem menſchlichen Thun und Laſſen wohnt zwar noch eine ganz andere, auf die Bedingungen des realen Daſeins gerichtete Tendenz inne, aber es ſtrebt doch unaufhörlich nach dem Göttlichen hin.

In dem alten Ägypten nun begegnen wir drei verſchiedenen Formen des menſchlichen Bewußtſeins von den göttlichen Dingen. Die erſte iſt die gleichſam eingeborene, aus der Natur des Landes entſprungene, ihr entſprechende, wie ja die Menſchen in allen Zeiten eine unmittelbare und lokale Einwirkung ihrer Gottheiten vorausgeſetzt und annehmen zu dürfen geglaubt haben; ich bezeichne ſie mit dem allgemeinſten Namen der Verehrung der Ägypter. Sie entſprach den Grundlagen des Lebens und der Bildung der Nation. Aber der Beſitz der Erde iſt nun einmal der Kampfpreis, um den die Völker ringen. Das reiche, ſich ſelbſt genügende Ägypten reizte die Habgier benachbarter Stämme, welche anderen Göttern dienten. Unter dem Namen der Hirtenvölker haben fremde Dynaſten und Stämme Ägypten Jahrhunderte lang beherrſcht. Dieſe folgten den Fahnen eines anderen Gottes, der aber kein ihnen eigentümlicher war, ſondern allen vorderaſiatiſchen Völkern angehörte, des Gottes Baal, welcher in Ägypten unter dem Namen Sutech erſcheint und als das böſe Prinzip verflucht wird. Zwiſchen den beiden Dienſten brach der Natur der Sache nach ein mörderiſcher Kampf aus, in deſſen Folge der ägyptiſche ſich nicht allein wiederherſtellte, ſondern den, welchen er ausgeſtoßen, in ſeiner Heimat aufſuchte und bekämpfte. Aber eben, indem dieſe beiden Dienſte miteinander rangen, entſprang ein dritter, in welchem ſich die göttliche Idee über die Natur erhob. Ägypten ſtieß ihn nicht eigentlich aus; er emancipierte ſich durch ſeine eigene Kraft. Wie dieſe Religion, nachdem ſie ſich einmal ſelbſtändig konſtituiert hatte, die Oberhand über alle anderen Gottesverehrungen erlangt hat und eines der Grundprinzipien ſo des Islam wie der chriſtlichen Welt geworden iſt, bildet eines der wichtigſten Momente der Univerſalgeſchichte überhaupt; ſie hat ſich von Anfang an im Gegenſatz gegen den altägyptiſchen Dienſt entwickelt.

Was war nun aber der Sinn und der Inhalt der ägyptiſchen Religion, die aus einer Epoche ſtammt, welche zu ergründen und aus den entfernten Anfängen des Menſchengeſchlechtes herzuleiten uns die Mittel fehlen? Wenigſtens wollen wir nicht in die Arbeit eintreten, mit der die Forſchung unſerer Tage dieſes Dunkel aufzuhellen ſich bemüht. Ägypten bildet den Abſchluß einer Vorgeſchichte des Menſchengeſchlechtes, deren beſte Hinterlaſſenſchaft die älteren ägyptiſchen Denkmäler ſind — ein unvordenklicher Zeitraum, in welchem dann auch die Religion des Landes entſtanden iſt, der bei allen ihren Mängeln doch eine univerſale Bedeutung zukommt.

Die kosmiſchen Erſcheinungen, von denen das Leben auf Erden überhaupt bedingt wird, beherrſchen dasſelbe doch nirgends ſo eingreifend, wie auf dem dunklen Erdreich, das man Ägypten nannte. Alles beruht darauf, daß der Nil durch ſeine Überflutungen die Uferlande mitten in der Wüſte zu einem kulturfähigen Boden machte und durch ſeine ſteten Anſchwemmungen den Meerbuſen, an den es zunächſt ſtieß, nach und nach zu einer der reichſten Ebenen umſchuf, welche die Erde kennt. Chemiſche Analyſe hat erwieſen, daß es nirgends einen fruchtbareren Boden giebt, als den vom Nilſchlamm gebildeten. Nun ſind aber dieſe Ergießungen, die das Land nicht allein fruchtbar gemacht, ſondern zum Teil ſelbſt geſchaffen haben, an beſtimmte Zeiten in dem Wechſel des Jahres gebunden. Sie treten, obwohl nicht immer in gleicher Stärke, aber doch unfehlbar zu den einmal beſtimmten Zeiten ein.

Ganz von der Natur umfangen, bildete das ägyptiſche Volk, in deſſen Sprache man Urverwandtſchaft mit den ſemitiſchen zu entdecken meint, eine ihm doch ſelbſt ausſchließend eigentümliche Religion, die eben in jenen kosmiſchen Beziehungen wurzelte, und eine entſprechende Staatsverfaſſung aus. Denn wie das Ereignis der Überflutung das geſamte Land beherrſchte, überall wirkſam, aber doch nur Eines war, ſo bedurfte dasſelbe auch Einer allgemeinen Macht, um die Gewäſſer in die Landſchaften zu leiten, die ſie ſonſt vielleicht nicht erreicht hätten, die jeden Augenblick zerſtörten Grenzen des individuellen Eigentums wiederherzuſtellen. Denn ein ſolches gab es; das Volk würde ſonſt nur zur Sklaverei verdammt geweſen ſein. Wo die Verhältniſſe des Landanbaues die regelmäßig eingewohnten ſind und bleiben, kann ſich ein Landadel einrichten, der, in Städte zuſammentretend, republikaniſche Formen annimmt. Hier aber, wo der Beſtand des Beſitzes von Ereigniſſen, die alle gleichmäßig treffen, abhängig wird, iſt die Vorausſicht einer höchſten

Gewalt und deren lebendige Fürſorge notwendig. Die Gottheit, deren ordnende Hand in dem Laufe der Sonne, von welchem alles abhängt, zu erkennen iſt, und der König, welcher die ſichernden Anordnungen auf Erden trifft, gehören in der Idee unbedingt zuſammen. Auf den Denkmälern ſieht man wohl den König die bildlichen Repräſentanten der Bezirke, einen jeden mit Attributen, die ſich auf den Landbau beziehen, dem Gotte vorſtellen. Die Götter treten unter abweichenden Namen auf, eben wie ſie in den Hauptſtädten und den Landbezirken verehrt werden. Den vornehmſten von ihnen, Ra, Ptah, Amon, werden dieſelben Bezeichnungen beigelegt. Sie bilden nur eine einzige Gottheit unter verſchiedenen Namen. Einem Heros, der den Gott Amon ſchauen wollte, wurde dies verſagt: denn die Gottheit gebe ſich nur in ihren Wirkungen kund unter mancherlei Geſtalt. Der Gott iſt nicht eigentlich Weltſchöpfer. Er hat nicht geſagt: „Es werde Licht" — „und es ward Licht"; er hat die Sonne gerufen, die alſo ſchon da war, und ihren Lauf geordnet. Es giebt doch entgegengeſetzte Elemente, welche die von der Gottheit eingeführte Weltordnung zu zerſtören bemüht ſind. Die Gottheit wird mit dem das Leben begründenden Nil wieder identifiziert, ſowie mit der Sonne ſelbſt; ſie tritt noch unmittelbarer in der animaliſchen Natur hervor, als in dem Menſchen.

Der Stier Apis iſt das lebendige Abbild des Gottes Oſiris, der beſonders als der Geber alles Guten gedacht wird.

Der Menſch wird nicht als eine Inkarnation des Gottes betrachtet, obwohl die Sage ihn aus dem Auge desſelben, der Sonne, entſpringen läßt. Aber er war anfangs ſelbſt ohne die Sprache; dieſe und alles andere haben ihm die Götter gelehrt. Der religiöſe Kultus iſt das vornehmſte Geſchäft des Ägypters; es giebt eigentlich nichts profanes in dieſem Lande: eine zahlreiche Prieſterſchaft vertritt dieſen Kultus an jeder Stelle; aber dieſe Prieſterſchaft iſt zugleich im Beſitz der Kenntniſſe und der Erfahrungen, welche alles regeln. Und nicht etwa verächtlich darf man von dieſen Kenntniſſen reden. Die Ägypter haben den Lauf der Sonne, wie er auf Erden erſcheint, nach welchem das Jahr abgeteilt wurde, hierin wetteifernd mit Babylon, auf eine wiſſenſchaftlich und praktiſch anwendbare Weiſe beſtimmt, ſo daß Julius Cäſar den Kalender von den Ägyptern herübernahm und im römiſchen Reich einführte, dem die anderen Nationen folgten, worauf er ſiebzehn Jahrhunderte lang in allgemeinem Gebrauch geweſen iſt. Der Kalender möchte als die vornehmſte Reliquie der älteſten Zeiten, welche Einfluß in der Welt erlangt hat, gelten können.

Damit hängt nun aber auch die Autorität des Königtums zuſammen. Der König iſt nicht allein von Gott geſetzt; er iſt ſelbſt vom Stamme Gottes; er geht zu demſelben zurück, wenn er ſtirbt. Niemals hat es Herrſcher gegeben, welche es ſich mehr hätten angelegen ſein laſſen, der Vergänglichkeit der Dinge unvergängliche Denkmäler entgegenzuſetzen. Wie wird dem Wanderer auf dem Pyramidenfelde zu Gizeh ſo ſtill zu Mute, im Angeſicht der gigantiſchen Denkmäler des höchſten Altertums und inmitten ihres Geheimniſſes! Einſam ſtehen ſie da, in der Zeit wie in dem Raume. Was ein großer Feldherr neuerer Zeit ſeinen Truppen zurief, vierzig Jahrhunderte ſähen auf ſie herab, iſt vielleicht noch nicht ausreichend. Ungezählte Jahrhunderte ſind es, die von den Pyramiden auf die heutigen Geſchlechter herabblicken.

Durch alle Forſchung ſind wir doch, wie einer der namhafteſten Ägyptologen ausdrücklich zugeſtanden hat, in poſitiver Kenntnis der alten ägyptiſchen Geſchichte nicht weit über Herodot hinausgekommen. Noch immer erſcheint als der Urheber des Reiches, wie damals, Menes, der, von Thinis herabſteigend, Memphis, „die gute Wohnung“, gründete. Indem er die Stadt durch einen gewaltigen Damm gegen die Fluten des Nil ſchützte, gab er zugleich der Herrſchaft über das Delta einen ſicheren Rückhalt. Einer anderweit aufbehaltenen Sage nach erlag Menes im Kampfe mit einem Krokodil, eben in der Bekämpfung der feindlichen Naturgewalten. Von alle den Namen, aus denen man drei, auf Menes zunächſt folgende Dynaſtien zuſammenſetzt, findet ſich doch nichts denkwürdiges erwähnt; in der vierten Dynaſtie erſcheinen nun die Erbauer der großen Pyramiden, der erhabenen Grabdenkmäler aus unvordenklichen Epochen.

Man erkennt noch heute, wie die Felſen ſo weit abgetragen wurden, um eine Umgangsfläche um das zu errichtende Denkmal herzuſtellen. Dann wurden die Unterlagen des Baues mit Granit umkleidet. Die regelmäßigen Eingänge wurden durch granitne Fallthüren verſchloſſen. Die langen Gänge der Grabkammern bilden ein muſterhaftes Gefüge. Die Grabkammern ſelbſt waren ganz in Felſen gehauen mit Ausnahme des Daches, das aus mächtigen Kalkſteinblöcken formiert wurde. In der Tiefe befindet ſich der Sarkophag, in den beiden größten Pyramiden ohne alle Inſchrift. Doch war der Name des Erbauers durch eine Inſchrift auf einer äußeren Granitfläche angegeben. Alles verrät ebenſoviel Kraftanwendung wie architektoniſche Einſicht. Es gehört einzig dieſem Lande an. Die Sage war nicht einig darüber, ob ſie in vollem Einverſtändnis mit den ägyptiſchen Göttern oder vielmehr in Oppoſition gegen dieſelben aufgerichtet worden ſeien; ſie bezeichnet die erſten der Erbauer als übermütige Feinde, den letzten als Freund und Diener der Götter und ihres Volkes.

Aber auch nach ihnen finden wir doch nur Namen verzeichnet, ohne Angaben von Handlungen, die ſolchen erſt Bedeutung geben würden; durch lange Reihen von Herrſchern gelangen wir bis zu der ſogenannten ſechsten Dynaſtie, die durch den Namen der Nitokris, der als Nitaqrit auch auf den Denkmälern geleſen wird, Bedeutung erhält. Man kennt die großartige Sage, die Herodot erfuhr, nach welcher Nitokris durch die Machthaber im Lande, die ihren Gemahl getötet hatten, zur Königin erhoben wurde; ſie rächte den Getöteten an ihnen, indem ſie den an der Schuld Beteiligten in einem unterirdiſchen Saal ein Feſt gab, aber einen Kanal des Fluſſes in denſelben leitete, ſo daß ſie umkamen. Für ſie ſelbſt wurde es dadurch unmöglich, zu leben. Sie warf ſich in einen ummauerten, mit glühender Aſche erfüllten Raum.

Die Ermordung eines Königs, die Rache durch ein hinterliſtiges Weib, der Untergang der Schuldigen durch den Fluß, der Selbſtmord der Königin durch glühende Aſche unterbricht die erſte Reihenfolge der ägyptiſchen Könige mit einer Sage, die nur im Nilthale gedacht werden konnte. Ich wage nicht, eine Zeit zu beſtimmen, in welche dieſe Begebenheiten geſetzt werden könnten. Sie gehören, wenn ich nicht irre, zu den Erinnerungen, welche aus dem höchſten Altertum zu den ſpäteren Generationen forterbten. Ein halbes Jahrtauſend vergeht, über welches die Denkmäler ſo gut wie ſchweigen. Die Begebenheit, welche die ſein wird, die der Sage von Nitokris zu Grunde liegt, konnte nicht anders als die mannigfaltigſten Verwirrungen zur Folge haben. Aber die Einheit von Ägypten wurde erhalten; die Dynaſtie, welche in der Reihenfolge als die zwölfte erſcheint, und deren Hauptſitz nicht mehr Memphis, ſondern Theben iſt, hat das Land nach Norden und Süden hin erweitert und mit ſicheren Marken umgrenzt und ein Waſſer-Bauwerk hinterlaſſen, deſſen Zweck eben den Zuſammenhang des geſamten Nillandes in ſich ſchließt und ausdrückt. Schon Herodot bewunderte den Möris-See; der Name des Königs Möris, dem er denſelben zuſchreibt, beruht auf Mißverſtändnis. Aber das Werk iſt noch heute in großartigen Ruinen vorhanden. Es iſt nicht ein natürlicher See, ſondern ein gegrabener Waſſerbehälter mit mächtigen, ungefähr fünfzig Fuß breiten Dämmen, welcher dazu beſtimmt war, bei anſchwellendem Nil die Gewäſſer, welche etwa im Delta ſchädlich hätten wirken können, in ſich aufzunehmen und ſie für Zeiten zu reſervieren, in denen die Überſchwemmung des Landes nicht die für ſeine Fruchtbarkeit erforderliche Höhe erreichte. Im Waſſer ſah man den ſteinernen Koloß, der das Gedächtnis ſeines Stifters aufbewahrte; es war Amenemha III. Denn die Überſchwemmungen zu regeln, war eben das Hauptgeſchäft eines Herrſchers von Ägypten. Es wird damit zuſammengehangen haben, wenn es auch nicht das Motiv dazu war, daß dieſer Fürſt und die Dynaſtie, der er angehörte, über die alten Grenzen hinausgingen, um von dem Anſchwellen des Nil rechtzeitig Kunde zu erhalten und ſie nach dem Niederlande zu befördern.

In der Grabkammer eines der Landpfleger dieſer Dynaſtie, Chnumhotep, lernt man ihre Namen kennen. Überhaupt ſind dieſe Grabkammern ſehr unterrichtend, und wir dürfen wohl, da ſie uns die Zuſtände des Landes in einer bedeutenden Periode wenigſtens in einzelnen Fällen zur Anſchauung bringen, einen Augenblick dabei verweilen.

In den Grabkammern von Beni-Haſſan erſcheint dieſer Chnumhotep in der Mitte ſeiner eigenen Beſitzungen, die ſich von den Bezirken, deren Obhut ihm vom König im Oſten anvertraut iſt, bis tief in den Weſten erſtrecken. Man ſieht ihn in großer Geſtalt, in der Mitte der Gewäſſer, Felder, Haine, welche die Inſchrift ihm zuſchreibt, während ſeine Leute auf Barken den Nil durchſchneiden. In dem Gewäſſer erblickt man Krokodile, Nilpferde und

Fiſche, an dem Ufer Papyrusſtauden, über und in denen man einen Iltis gewahrt, nach dem er den Speer richtet, darüber Waſſervögel und einen Baum, auf deſſen Zweigen Vögel ſitzen. Auf der anderen Seite ſieht man ihn ſeine Jagdbeute an Waſſervögeln in der Hand halten. Noch bedeutender aber iſt er als Landpfleger und Vertreter des Königs. Es iſt derſelbe, dem benachbarte Stämme in einer vielbeſprochenen Darſtellung ihre Huldigung darbringen. Dem Landpfleger überreicht ein ägyptiſcher Schreiber ein Papyrusblatt. Sie ſind gekommen, Augenſchminke, doch wohl zum Schmucke der Frauen, als Geſchenk darzubringen. Ein anderer Ägypter, dem die Sorge für die Ankömmlinge aufgetragen iſt, führt ſie gleichfalls ein. Man erblickt den Häuptling, ſtattlich gekleidet, mit geſenktem Angeſicht, ihm zur Seite einen prächtigen Steinbock, hinter ihm ſeinen Sohn gleichfalls mit einem jungen Steinbock; hinter beiden treten einige wohlgekleidete Männer mit Bogen und Speer auf. Sie gehören, wie die Inſchrift ſagt, dem Stamme Amu an. Steinböcke, wie ſie ſie bringen, kommen auf der Sinaihalbinſel noch heute vor. In einer zweiten Abteilung des Zuges ſtellen ſich vornehmlich vier ſorgfältig bekleidete, wohlgewachſene Frauen dar, deren reiches, auf den Rücken fallendes Haar vorn auf der Stirn durch ein Band zuſammen gehalten wird. Zweifelhaft erſcheint es, ob ſie zur Familie der Ankommenden gehören oder als Geſchenk dargebracht werden. Vor und hinter ihnen ſieht man waffentragende Laſttiere und einen Lautenſchläger, der im Spiel begriffen iſt, zuletzt abermals einen ſtattlichen Kriegsmann, mit Bogen, Köcher und Keule bewaffnet. Sie ſcheinen Verbündete zu ſein, welche dem Statthalter, der hier den König repräſentiert, ihre Huldigung darbringen. Es iſt eine Scene aus der Blütezeit der ägyptiſchen Macht. Daß ſie um Aufnahme bitten, iſt nicht erſichtlich. Alle Beziehung auf die Kinder Israel wird durch den Anblick ausgeſchloſſen.

Es erhellt, wie weit die Kunſt, das Leben bildlich zu reproduzieren, in Ägypten bereits gediehen war. Die vornehmſten Hervorbringungen bleiben immer die Bauwerke ſelbſt, koloſſal und das Auge befriedigend, nicht immer das, was wir klaſſiſch nennen würden, aber immer Beweiſe von weit vorgeſchrittener techniſcher Kunſtfertigkeit. Das Koloſſale iſt zugleich ein durchaus Geſtaltetes, wie jene Memnonſäulen, welchen die Sage einen lauten Gruß an die aufgehende Sonne zuſchreibt. Es iſt die Morgenröte für die Kunſtentwickelung des Menſchengeſchlechtes überhaupt.

In jenen Grabkammern treten überdies die Symbole des Götterdienſtes vor Augen, der, mit dem Leben in dem Nillande auf das innigſte verwachſen, doch zugleich einen religiöſen Inhalt hat. Wie prächtig erſcheint die Geſtalt des Amon, ſelbſt mit ſeinem Widderkopf, wie ein Gott denen gegenüber, die ihm ihre Geſchenke, die Krüge in der Hand, darbringen! Sehr auffallend iſt es, daß die verſchiedenen Gottheiten, die neben ihm genannt werden, doch immer dieſelben Prädikate haben, nach denen ſie ihre Exiſtenz nur ſich ſelbſt verdanken und die Welt beherrſchen. Die Gottheit, welche, wie berührt, ſich nicht in ihrer eigentlichen Geſtalt zeigen wollte, tritt auch mit dem Kopf eines Sperbers, ſelbſt in der Geſtalt eines Käfers und in tauſend anderen Geſtaltungen auf. Der Tierdienſt der Ägypter beruht auf einer Vorausſetzung des Göttlichen in einigen Tiergeſtalten. Das artete nun in einen groben Götzendienſt aus; aber man vergaß doch nie, daß alles ſymboliſch war: der Dienſt gilt allezeit dem in der Erſcheinung verborgenen Gott. Die ägyptiſchen Auffaſſungen können trotz ihrer Abarten noch immer als Religion bezeichnet werden; ſie bilden einen Pantheismus, der die ganze erſcheinende Welt umfaßt und ſelbſt in den Menſchen wiederkehrt. Mit dem Tode war das Leben nicht abgeſchloſſen; man ſetzte voraus, daß es zu dem göttlichen zurückkehre, und imaginierte ſich ein neues Nilland jenſeit des Grabes: denn von den lokalen Anſchauungen konnte und wollte man ſich nicht losreißen. Die Seele des Reinen wird mit der Gottheit vereinigt; doch ſcheint ſie ihre Individualität behalten zu haben; ſie wird von den Nachkommen angebetet. Daher rührt die unvergleichliche Sorgfalt, welche auf die Gräber verwandt wird; in den Sarkophag werden Schriften gelegt, die die Würdigkeit zu dem Eintritt in eine andere Welt beweiſen ſollen.

In den Grabkammern lernen wir auch einige Momente der Landesverfaſſung kennen. Der erwähnte Landpfleger rühmt von dem Könige Amenemha II.: er habe nach Niederwerfung eines Aufruhrs, „indem er von einer Stadt nach der anderen Beſitz ergriffen, ſich unterrichten laſſen von einer Stadt und ihren Grenzen bis zur nächſten Stadt, ihre Grenzſäulen aufgeſtellt und ihren Ertrag abgeſchätzt“. In derſelben Inſchrift wird nichts ſo ſehr betont, als die Erblichkeit der Landpfleger und der Gaufürſten. „Meine Mutter,“ ſo ſagt Chnumhotep, „trat ein in die Würde der Erbherrin und als Tochter eines Fürſten des Gaues von Memphis. Es führte mich ein König Amenemha II. als Herren-Kind in das Erbe des Fürſtentums des Vaters meiner Mutter, gemäß der Größe ſeiner Gerechtigkeitsliebe.“

Chnumhotep rühmt ſich beſonders der Art und Weiſe ſeiner Thätigkeit in Bezug auf die Verehrung der Toten. „Ich that Gutes für die Wohnungen der Verehrung (d. h. der Toten) und ihre Häuſer, und ließ herbeiziehen meine Bilder zur heiligen Wohnung und ſpendete ihnen ihre Opfer an reinen Gaben, und ſetzte ein den dienenden Prieſter und that ihm wohl durch Geſchenk an Feld und an Bauern.“ Eine andere Angelegenheit, die ihn beſchäftigte, war die Anordnung der Feſte, in denen ſich die Verbindung der himmliſchen und irdiſchen Erſcheinungen kalendariſch abſpiegelt. Er führt Jahresfeſte an: Feſt des Neujahrs, Feſt des kleinen Jahres, Feſt des großen Jahres, Feſt des Jahresſchluſſes; dann Monatsfeſte: Feſt des großen Brandes, Feſt des kleinen Brandes, Feſt der fünf Schalttage des Jahres, ſowie eine ganze Reihe anderer Feſtlichkeiten, die gleichſam ägyptiſche Faſti, wie die römiſchen, darſtellen. Der Prieſter, der ſie verabſäumt, ſoll ein Nichts werden, ſein Sohn ſoll nicht auf ſeinem Stuhle ſitzen.

Ägypten beſtand in ſeiner, alle Teile des Landes umfaſſenden Einheit.

Es war reich und blühend, die Kornkammer für alle benachbarten Stämme, die das Land damals umſchwärmten, wie eigentlich noch heute. Aber die Angriffe wurden allmählich ſtärker, als die Verteidigung. Die Fremden nahmen das Delta ein und drangen ſelbſt noch weiter vor. Es waren arabiſche Beduinenſtämme; in den Grabkammern finden ſich auch phöniziſche Namen. Eine alte Behauptung iſt, daß kanaanitiſche Stämme, namentlich Philiſter, an der Eroberung Teil hatten; ſie werden von den Späteren Hykſos genannt, unter welchem Namen man arabiſche Führer angedeutet zu ſehen meint. Es ſind die Hirtenkönige, welche die Sage mehrere Jahrhunderte hindurch über das niedere Ägypten herrſchen läßt: denn auf zweifelhafte Berichte ſind wir auch hier angewieſen. Auf den Denkmälern hat man noch nicht einmal den Namen Hykſos gefunden. Unleugbar iſt, daß durch den Götterdienſt, den ſie mitbrachten, der ägyptiſche verdrängt wurde; der Name des Gottes Sutech, den ſie vor allem verehrten, bezeichnet keinen anderen, als Baal, den die Kanaaniter anbeteten. Es war ebenſo ein religiöſer Gegenſatz wie ein politiſcher. Aus einem fragmentariſchen Papyrus entnimmt man, daß eine Botſchaft von dem Häuptling der Hirten an den Fürſten des Mittags gerichtet wurde, wahrſcheinlich doch den Pharao der Thebaïs, daß dieſer ausſprach, er könne nicht zugeben, daß in dem Lande ein anderer Gott verehrt werde, als Amon-Ra. Aus dieſem doppelten Gegenſatze entſprang dann ein Krieg, durch welchen Ägypten ſich nach und nach der ſchweren Fremdherrſchaft entledigt hat. Darin würde nun an ſich keine Begebenheit von univerſaler Wichtigkeit liegen; Ägypten ſtellte ſich eben nur ſo her, wie es früher geweſen war. Aber der große Erfolg hatte das Selbſtbewußtſein der Ägypter erweckt. Es gab jetzt nur Einen König, der den Titel des oberen und des unteren Landes führte. Man hatte die Feinde allenthalben ausgeſtoßen; man trat mit den Arabern in kommerzielle Verbindung; man fühlte ſich mächtig in den Waffen und reich verſehen mit allem, was man zum Kriege brauchte. Da geſchah es, daß Tuthmoſis I. (Tutmes) den Entſchluß faßte, die in den letzten Epochen erlittene Unbill an den Feinden des Landes zu rächen, wie es eine Inſchrift ausdrückt, „ſein Herz zu waſchen". Ähnliches iſt wohl alle Zeiten und aller Orten geſchehen; hier aber hatte der Verſuch der Rache einen Erfolg, der über die bisherigen territorialen Verhältniſſe hinausführte und immer fortwirkend die größten Weltveränderungen veranlaßt hat. Tuthmoſis I. gehört der glänzenden Reihe von Pharaonen an, welche als die achtzehnte Dynaſtie bezeichnet werden. Seine Züge gingen beſonders gegen Ruten, unter welchem Namen man Paläſtina und Syrien verſteht.

Nicht an deſſen älteren Sohn Tuthmoſis II., wohl aber an ſeine Tochter Haſchop knüpft ſich der Fortgang dieſer, über das dunkle Land hinausreichenden Bewegung. Sie, die ſich ſelbſt in Beſitz der beiden Kronen ſetzte, erſcheint als König oder Landesherr unter dem Namen Makara. Unter ihre Verwaltung fällt die erſte Seefahrt, deren die Weltgeſchichte urkundlich gedenkt, nach dem Balſamlande Punt, demſelben, aus welchem die Ägypter ihre Abkunft herleiteten, und das ſich jetzt der Doppelkrone unterwarf; die Schiffe kehrten, mit reichen und wundervollen Landesprodukten beladen, zurück. Man entnimmt die Nachricht aus einer plaſtiſchen Darſtellung, die mit Beiſchriften verſehen iſt. Was der Stein erzählt, nimmt ſich beinahe märchenhaft aus; aber die Thatſache einer engen Verbindung Ägyptens mit Arabien tritt daraus unumſtößlich hervor. Der Königsfrau Makara gebührt hiernach der erſte Platz in den Annalen der Marine. Ihr Unternehmen iſt lange Jahrhunderte der Fahrt Salomos und der Phönizier nach Ophir vorausgegangen. Geſichert im Süden, welcher das Gold lieferte, und geſtärkt durch den reichen Ertrag der Handelsverbindungen, konnte nun Tuthmoſis III., der jüngere Bruder der Makara, den man in die erſte Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts vor unſerer Ära ſetzt, den großen Kampf aufnehmen, welcher für Ägypten der vornehmſte von allen war, gegen die ſemitiſchen Völker im Oſten und Norden von Ägypten, die Retennu. Es wird erlaubt ſein, die Nachrichten, welche ſich in den Inſchriften finden, ihrer einſeitigen Färbung zum Trotz zu wiederholen. Dem erſten maritimen Zuge tritt nun auch der erſte, in dem Dunkel des Altertums unterſcheidbare ſyſtematiſche Landkrieg zur Seite. Denn durch Seefahrten und Kriege zwiſchen den Nachbarn zur Entwickelung zu reifen, war nun einmal die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts. Was wir erfahren, eröffnet uns zugleich den Einblick in Länder eigentümlicher Organiſation, von der keine andere Kunde vorhanden iſt, und auf eine ſehr eigentümlich geartete Kriegführung älteſter Zeit.

Jene Völker waren bereits einmal unterworfen worden, hatten ſich aber wieder losgeriſſen; beſonders die benachbarten Stämme von Ruten und die Phönizier, mit Ausnahme jedoch von Gaza, hatten ſich feindſelig aufgeſtellt. In den Inſchriften am Amontempel zu Theben wird nun der erſte und vornehmſte Feldzug Tuthmoſis' III. geſchildert. Dem heranziehenden König gegenüber haben ſich die Stämme, die bis zum Lande Naharain (Meſopotamien) hin ihre Sitze haben, die Chalu (Phönizier), die Keu (Kittim), zu großem Heereszuge vereinigt und Mageddo genommen. Gegen den Rat ſeiner Feldhauptleute wählt Tuthmoſis III. die gefährlichſte Straße, um weiter vorzudringen, im Vertrauen auf ſeinen Gott. Dieſe fügen ſich ihm, weil der Diener ſeinem Herrn Folge zu leiſten ſchuldig iſt; ſie wenden nun ihren ganzen Eifer darauf, ihrem Könige zu folgen und ihn zugleich zu ſchützen; es gelingt ihnen, in der Schlacht den Platz zu behaupten und ſelbſt das Zelt des feindlichen Königs zu erobern.

Die Ägypter ſtoßen ein Freudengeſchrei aus und geben Ehre dem Amon, dem Herrn von Theben, welcher ſeinem Sohne den Sieg gegeben hatte. Alle benachbarten Fürſten kamen ſamt ihren Kindern, „um anzubeten vor dem König und um zu erflehen Odem für ihre Naſe,“ d. h. das Leben, welches durch den empöreriſchen Widerſtand gleichſam verwirkt worden war. Die Denkmäler enthalten ein Verzeichnis der Länder, die, wie es heißt, früher unbetreten waren, und aus welchen jetzt Gefangene weggeführt werden.

Zbiornica Księgozbiorów Zabezpieczonych

Erkennbar erſcheinen Megiddo, Damaskus, Berytus, Taanach, Joppe, Mamre. Die Art und Weiſe des Krieges lernt man aus der Inſchrift eines Feldhauptmanns kennen, der von ſich ſagt: „Damals, als Se. Heiligkeit bis zum Lande Naharain gekommen war, führte ich daraus drei erwachſene Leute weg im Fauſtkampf. Ich führte ſie Seiner Heiligkeit vor als lebende Gefangene.“

In dem nubiſchen Tempel von Amada, welchen Tuthmoſis III. zum Gedächtnis aller Vorfahren und Götter aufgeführt hatte, rühmt er ſeine Siege und die Hinrichtung ſeiner Gegner. Er hatte ſieben Fürſten mit ſeiner Schlachtkeule eigenhändig niedergeſchlagen, welche ſich auf dem Gebiete des Landes Thachis befanden. Geknebelt lagen ſie da auf dem Vorderteil des Königsſchiffes, deſſen Namen Schiff des Amenemhotep II. (Tuthmoſis' Sohn), des Erhalters des Landes, lautet. Aufgehängt wurden ſechs dieſer Feinde vorn an der Mauer von Theben.

Überall in den Denkmälern erſcheint der von dem König an ſeine Kriegsleute reichlich geſpendete Lohn.

Das ſo gegründete Übergewicht Ägyptens über ſeine Nachbarn hat ſich nun lange Jahre erhalten. Unter einem der folgenden Könige Tutanch-Amon (Amen-Tutanch), ſieht man auf der einen Seite eine Negerkönigin mit reichen Gaben des Landes, auf der anderen die rötlichen Fürſten des Landes Ruten. „Bewillige uns,“ ſagen dieſe, „die Freiheit aus Deiner Hand. Unbeſchreiblich ſind Deine Siege, und keinen Feind giebt es in Deiner Zeit. Alle Länder ruhen in Frieden.“

Das Königshaus ſetzte ſich abermals nicht eben regelmäßig fort. König Seti I. aus der 19. Dynaſtie hatte die ſchwerſten Kämpfe zu beſtehen. Als ſeine vornehmſten Gegner erſcheinen die Cheta, um die ſich eine Völkervereinigung gebildet hatte, welche einen großen Teil von Vorderaſien umfaßte. Ihr Fürſt ſaß zu Kadeſch und hatte bereits mit den Ägyptern Verträge, die er gebrochen zu haben beſchuldigt wird, geſchloſſen. Kanaan, deſſen Name in den dem Seti gewidmeten Inſchriften vorkommt, erſcheint hier in einem charakteriſtiſchen Schwanken zwiſchen Autonomie und Abhängigkeit: einige Städte und ihre Könige, Verehrer und Anbeter des Baal in ſeinen verſchiedenen Formen und der Aſtarte, in Krieg und Frieden an die Ägypter geknüpft, aber doch unabhängig. Seti wird durch die Verfolgung der Beduinen-Araber, Schaſu, die in Ägypten eingedrungen waren, in das kanaanitiſche Gebiet geführt. Einige Lokalitäten werden erwähnt, die wir in den israelitiſchen Überlieferungen wiederfinden. Die Schaſu und die mit ihnen verbündeten, aber untereinander uneinigen phöniziſchen Völkerſchaften werden beſiegt; dann wendet ſich Seti gegen Kadeſch. Die Inſchriften ſchildern ihn nicht allein als ſehr kampfluſtig und tapfer, ſondern auch blutgierig. „Seine Freude iſt es, den Kampf aufzunehmen, und ſeine Wonne, ſich in denſelben zu ſtürzen. Sein Herz wird nur befriedigt beim Anblick der Blutſtröme, wenn er den Feinden die Köpfe herunterſchlägt. Sein Zweigeſpann hieß Siegesgroß.“ So richtete er ſeinen Zug gegen Kadeſch, wo er die

Rinderherden vor den Thoren weidend findet; die Stadt vermag dem unerwarteten Angriff des Seti nicht zu widerſtehen. Dann erſt kommt es zur Feldſchlacht. Obwohl die bartloſen, hellroten Cheta mit ihren Streitwagen einen guten Widerſtand leiſten, ſo werden ſie dennoch beſiegt. Hierauf unterwerfen ſich die Fürſten und Älteſten der benachbarten Landſchaft, welche die göttliche Miſſion des Seti gleichſam anerkennen: „Du erſcheinſt," ſagen ſie, „wie Dein Vater, der Sonnengott; man lebt bei Deinem Anblicke."

In der bildlichen Darſtellung ſieht man die Einwohner die hohen Cedern des Libanon fällen „zum Bau eines großen Schiffes auf dem Strome zu Theben und in gleicher Weiſe für des Königs Seti hohe Maſtbäume am Amons-Tempel von Theben."

Die Inſchriften rühmen, daß er ſeine Grenze am Anfange der Welt und an den äußerſten Grenzen des Stromlandes Naharain, welches das große Meer umkreiſt, geſetzt habe.

Bei der Rückkehr mit einer Beute, wie man ſie noch nie gemacht hatte, wird Seti feierlich empfangen; man ruft ihm zu: „Deine Lebensdauer möge ſein wie die der Sonne am Himmel. Der Sonnengott ſelber hat Deine Grenzen feſtgeſtellt." Dann werden die beſiegten Länder verzeichnet: Cheta, Naharain, Ober-Ruten (Kanaan), Unter Ruten (Nord-Syrien), Singar (Sinear der heiligen Schrift), ferner auch Kadeſch, Megiddo und die Schaſu-Araber. Die Beute wird dem Gotte Amon dargebracht. Die Gefangenen der Länder, welche Ägypten nicht kannten, erſcheinen als Knechte und Mägde des Gottes Amon.

Sowie aber Seti geſtorben, oder, wie die Ägypter ſagen, ſich mit der Sonne wieder vereinigt hat, finden wir die Beſiegten in voller Empörung. Ramſes II. Miamun, der Sohn des Seti, war doch genötigt, gleich in ſeinem erſten Feldzuge die Waffen Ägyptens gegen Kanaan und gegen eben die Cheta zu richten, um welche ſich alle übrigen Völker aufs neue ſcharten. Er lieferte ihnen eine Schlacht, die durch hiſtoriſche Inſchriften ſowohl wie durch ein Heldengedicht, das auf den Mauern eingegraben wurde, unſterblich geworden oder vielmehr für ſpätere Entzifferungen aufbehalten worden iſt. Die mehr geſchichtliche Inſchrift auf den Tempelwänden erzählt, daß der König durch die Fehler ſeiner Beamten in große Gefahr geraten ſei; er habe nicht genugſame Kunde über ſeine Feinde erhalten, ſo daß er ſich unerwartet dieſen gegenüber befunden habe. Die Feinde hatten einen Graben überſchritten im Süden von Kadeſch. Sie umzingelten den Pharao mit ſeiner Begleitung. In dieſer Gefahr legt der König ſeine Rüſtung an. Er war ganz allein. Er ſtürzte ſich mitten in die feindlichen Scharen von Cheta. „Ich hieb ſie nieder," ſagt der König, „und ſtürzte ſie in das Waſſer des Arantha (Orontes); ich dämpfte alles Volk und war doch allein; denn es hatten mich im Stich gelaſſen meine Krieger und meine Wagenkämpfer. Da wandte der König von Cheta ſeine Hände, um anzubeten vor mir."

Nach der bildlichen Darſtellung in den Tempeln waren die Scharen der Kriegsvölker nach den Göttern benannt. Pharaos Zelt befindet ſich in der

Mitte des Lagers, daneben das wandernde Heiligtum der großen Götter Ägyptens.

Schon die Beiſchrift zu der bildlichen Darſtellung findet kaum Worte, um die Tapferkeit des Königs zu ſchildern. Noch umſtändlicher iſt das Heldengedicht, das wir nicht übergehen dürfen, da es auf die Zuſtände und Vorſtellungen jener Zeit ein neues Licht wirft. Danach hatte der König von Cheta kein Volk auf ſeinem Wege gelaſſen, ohne es mit ſich fortzuziehen. Er hatte all' ihr Hab und Gut genommen, um es den Völkern zu geben, die ihn in den Krieg begleiteten. Seine Reiſigen und Zweigeſpanne waren zahlreich wie der Sand. Je drei Mann ſtanden auf einem Wagen; die beſten Helden waren vereinigt an Einer Stelle. Ein Teil der ägyptiſchen Truppen iſt ſchon geſchlagen. Der König, der ſich dann an einer anderen Seite in den Kampf wirft, ſieht ſich umzingelt von 2500 Paaren von Roſſen. „Wo biſt Du," ruft er in dieſer Not aus, „mein Vater Amon?" Er erinnert den Gott an alle die Bauten und Dienſte, die zu ſeinen Ehren ausgeführt wurden; nach dem Ausſpruch ſeines Mundes ſei er gegangen und geſtanden.

Sein Gebet findet Erhörung. Der König vernimmt die Worte des Gottes: „Ich bin herbeigeeilt zu Dir, Ramſes Miamun. Ich bin es, Dein Vater, der Sonnengott Ra. Ja, ich bin mehr wert, als Hunderttauſende vereinigt an einer Stelle. Ich bin der Herr der Siege, der Freund der Tapferkeit."

Es iſt mythologiſch bemerkenswert, daß der König unter dem Beiſtand des ägyptiſchen Gottes gleich wird den Göttern ſeiner Gegner; er iſt wie ein Baal hinter ihnen her. Die Feinde rufen aus: „Kein Menſch iſt der! Wehe! Der, welcher in unſerer Mitte, iſt Sutech. Der ruhmreiche Baal iſt in allen ſeinen Gliedern." Der König aber ſchilt die Feigheit ſeines Kriegsheeres. „Ich erhebe Euch zu Fürſten Tag für Tag, ich ſetze den Sohn ein in das Erbe ſeines Vaters und halte allen Schaden vom Ägypterland fern, und Ihr verlaßt mich? Solche Diener ſind nichtig. Ich war allein ſo kämpfend und habe Millionen von Fremden widerſtanden, ich ganz allein."

Am nächſten Tage erneuert ſich das Gefecht; die ägyptiſchen Krieger ſtürzen ſich hinein, „gleichwie losſtößt der Sperber auf die Ziegen." Da läßt der König von Cheta den Pharao um Frieden bitten. „Du biſt," ſo redet er ihn an: „Ra Hormachu, Du biſt Sutech, der ruhmreiche, der Sohn der Nut, Baal zu ſeiner Zeit." „Weil Du der Sohn Amons biſt, aus deſſen Leibe Du entſproſſen, ſo hat er Dir die Völker allzumal übergeben. Es ſoll das Volk von Ägypten und das Volk von Cheta verbrüdert ſein, beide Deine Diener."

Nach dem Rate der Führer ſeines Kriegsvolks, der Wagenkämpfer und Leibwächter geht der König auf dieſe Bitte ein.

Bei ſeiner Rückkehr wird er von dem Gott Amon ſelbſt mit einem feurigen Glückwunſch empfangen: „Mögen Dir die Götter unendlich viele dreißigjährige Jubelfeſte gewähren in Ewigkeit auf dem Stuhle Deines Vaters Tum und alle Länder unter Deinen Füßen ſein!“

In dem Vertrage, der dann geſchloſſen wird, erſcheint der König von Cheta nicht mehr, wie in den Kriegsberichten, als „der elende“, ſondern als „der große König“. Nicht allein zwiſchen den Königen ſelbſt wird Freundſchaft geſchloſſen, ſondern es heißt: „Die Söhne der Söhne des großen Königs von Cheta werden zuſammenhalten und befreundet ſein mit den Söhnen der Söhne von Rameſſu-Miamun, des großen Fürſten von Ägypten.“ Der Vertrag iſt zugleich ein Bund zwiſchen den Göttern beider Länder. Die von Cheta werden nach den einzelnen Städten alle genannt; Aſtarte iſt darunter. Die Menſchen verpflichten ſich gleichſam für ihre Götter. „Demjenigen, der dieſe Gebote, welche die ſilberne Tafel (des Bundes) enthält, beobachten wird, ſei er vom Volke der Cheta, ſei er vom Volke der Ägypter, — darum, weil er ſie nicht vernachläſſigt hat, dem ſoll die Götterſchar des Landes Cheta und die Götterſchar des Landes Ägypten den Lohn gewähren und das Leben erhalten: ihm und ſeinen Dienern und denen, welche mit ihm ſind und ſeinen Dienern.“

Wenn die Denkmäler bisher nur Namenreihen ohne rechte Bedeutung darboten, ſo ſtellen ſie hier — es ſcheint unleugbar — wirklich ein Stück altägyptiſch-kanaanitiſcher Geſchichte vor Augen. Die Erzählung überwuchert in Lobſprüchen und religiös-poetiſchen Verknüpfungen; aber ſie enthält Thatſachen. Man erkennt den vordringenden Geiſt der ägyptiſchen Macht, jedoch zugleich die entgegengeſetzte Bewegung der kanaanitiſchen Stämme; Kadeſch ſpielt eine bedeutende Rolle.

Von alle dem, was die Steine erzählen, beſaß man bisher keine Kunde, dagegen aus dem Altertum die Erzählung von einem großen Eroberer, des Namens Seſoſtris, der die ägyptiſchen Waffen weit und breit in der Welt furchtbar gemacht habe. Aber man wird doch den Inſchriften den Vorzug vor der Sage geben müſſen. Wahrſcheinlich knüpft dieſe an die Thaten an, welche die ägyptiſchen Könige, die Tuthmoſen und Sethoſen, wirklich vollzogen haben; aber ſie iſt erſt in ſpäteren Zeiten, und zwar nicht ohne bewußten Gegenſatz gegen andere Weltmächte, erfunden worden. Wie ſie bei Herodot vorkommt, iſt ſie dazu beſtimmt, den Perſern einen ägyptiſchen König entgegenzuſetzen, der die ihren übertroffen habe. Seſoſtris ſoll die Scythen überwunden haben, was jenen mißlungen war. Wie ſpäter Diodor, der ſich ſelbſt in Ägypten aufhielt, ſie vernahm, war ſie dahin erweitert, daß auch der Ruhm Alexanders des Großen vor dem Ruhm eines Seſoſtris erbleichen mußte: dieſem wurde eine Eroberung der Gangesländer zugeſchrieben. Die alten Denkmäler ſind weit davon entfernt, einen ſolchen Geſichtskreis zu eröffnen. Auch ſie ſind ruhmredig, und man könnte wohl zweifeln, ob die Thaten der ägyptiſchen Könige wirklich große Erfolge gehabt haben, da ſie zuletzt doch nur eben zu einem friedlichen Vertrage mit den Landesfeinden führen. Aber das kann man nicht in Abrede ſtellen, daß auch Ägypten eine

IHKM

Epoche glücklicher Feldzüge und einflußreicher kriegeriſcher Aktionen gehabt hat. Die großartig entworfenen und mit Genius ausgeführten Bauten von Luxor bezeugen die Macht Ägyptens in dieſer Epoche.

Vollkommen überwunden war jedoch Baal und das Völkerſyſtem, das ihn anbetete, keineswegs. Die Baalreligion, die ſich von den Euphratländern über einen großen Teil von Vorderaſien ausgebreitet hatte, war ebenſo mit Kulturelementen durchdrungen wie die ägyptiſche. Der Hauptunterſchied möchte darin liegen, daß die ägyptiſche, indem ſie von dem Anbau des Niltales abhing, einen lokalen Charakter trug, während die babyloniſche von univerſaler Natur war und einen Glauben handeltreibender Nationen bildete. Aber die aſtronomiſchen Studien und Wahrnehmungen waren ein Gemeingut; die Chaldäer, deren Ruhm in der erſten Begründung der Aſtronomie liegt, gaben ſich ſelbſt für eine Kolonie der Ägypter aus. Man hat bemerkt, daß die reine Luft, deren man ſich in Babylon wie in Ägypten erfreut, die Beobachtung des Himmels und der Geſtirne erleichtert, unter anderem ſchon dadurch, daß ſie die Schwierigkeit hebt, die anderwärts aus der Wirkung des Luftdruckes auf das Waſſer, deſſen Ablaufen in einem gewiſſen Maße die Zeit beſtimmt, entſtehen würde. Damit hängt die Übereinſtimmung beider Völker in vielen Dingen, die das tägliche Leben und ſeinen Verkehr regeln, zuſammen, namentlich in Maß und Gewicht. Auch das Duodecimalſyſtem des Waſſermaßes, das wir anderwärts finden, ſcheint ſich von den Babyloniern herzuſchreiben. Die Einteilung von Tag und Nacht in zwölf Stunden ſtammt allem Anſchein nach von den Babyloniern her. Die Baal-Religion hatte zwei Mittelpunkte, den einen in Tyrus, den anderen in Babylon. Baal iſt die Sonne, Aſtarte der Mond; die Planeten vereinen ſich mit denſelben zu einem einzigen Syſtem. Daß dies alles mit der Beobachtung der Geſtirne überhaupt zuſammenhängt und, wenn nicht ein theogoniſches, doch ein kosmogoniſches Prinzip in ſich enthält, iſt unbeſtreitbar.

Die Naturkräfte werden zugleich als ſideriſch und telluriſch betrachtet; neben Sonne, Mond, dem Heere der Geſtirne, erſcheint die Erde als Mutter von allem. In den Naturkräften aber unterſchied man die ſchaffenden und die vernichtenden, ſowie in unaufhörlicher Wechſelwirkung das männliche und das weibliche Prinzip, aus denen alles hergeleitet wird. Dieſe Anſchauung dürfte als die älteſte gelten, der ſich aber ſogleich eine zweite Stufe hinzugeſellt, die Lokaliſierung dieſer Götter in den verſchiedenen Landſchaften. Daß die babyloniſche Mythologie vielfach an die oberaſiatiſche und auch die indiſche anlautet, erklärt ſich aus den geographiſchen Verhältniſſen. So vermiſchte ſich der phöniziſche Aberglaube mit den Kulten von Afrika und Europa, welche die Schiffahrten berührten. In der ganzen Anſchauung liegt etwas vom Standpunkt der Natur aus großartiges und ſelbſt tiefſinniges; doch läßt es ſich ſchwer ergreifen. Aus den verſchiedenen Mythologien hat Kaiſer Julian in einer Zeit des entſcheidenden Antagonismus zwiſchen monotheiſtiſchen und polytheiſtiſchen Doktrinen ein Gewebe zuſammengeſetzt, das etwas ſinnreiches und bedeutungsvolles hat. Darauf aber kommt es bei den populären Auffaſſungen doch wenig an. Dieſe Religionen waren zugleich Götzendienſt, und als ſolcher erſcheinen ſie in der Welt. Es mag wohl ſein, daß Baal nicht ohne Beziehung auf ein höchſtes Weſen, das über allem ſchwebt, gedacht war, und möglich iſt, daß der Kreis der Geſtirne zugleich den Umſchwung derſelben, alſo eine aktive göttliche Kraft andeutet. So mögen die Prieſter die Sache gefaßt haben. In dem Dienſte des Volkes aber treten andere Momente hervor. Baal iſt zugleich der Gott des Feuers und inſofern furchtbar und verderblich; um dieſer Gewalt nicht zu erliegen, bringt man ihr Opfer dar. Welche aber ſind das? Moloch, der auch unter dem Namen Baal erſcheint, fordert das eben in der erſten Entwickelung Begriffene, Geſchöpfe, die noch an der Mutter ſaugen, eingeſchloſſen die Erſtgeburt der Menſchen. Die Kinder müſſen ihm dargebracht werden. Unſtreitig lag in dem Ausdrucke „hindurchgehen durch das Feuer zu Moloch" eine religiöſe Beziehung, nämlich die der Vereinigung des Geſchaffenen mit dem Gott, und wir wollen nicht ableugnen, daß das mit der kosmiſchen Vorſtellung von dem endlichen Weltbrande, der alles auflöſen wird, zuſammenhängt. Bei alledem iſt es doch nicht anders, als daß der Dienſt des Moloch in einen gräuelvollen Götzendienſt ausartete, der die Völker darniederhielt und die Idee von menſchlicher Freiheit und Selbſtbeſtimmung nicht aufkommen ließ. Die gelehrten Unterſuchungen machen es zweifelhaft, ob Aſtarte, die mit ihrem Stern erſcheint und den Speer in der Hand hat, zugleich durch die Namen von Gottheiten bezeichnet wird, welche durch geſchlechtliche Ausſchweifungen gefeiert wurden; ob die mit dieſem Dienſt zuſammenhängende Venus Urania wirklich eine unſinnliche oder aber eine im höchſten Grade ſinnliche ſei, wofür faſt die meiſten Zeugniſſe ſprechen. Mit dem Götterdienſt ſchon in Babylon, noch mehr mit dem in Askalon waren Gebräuche verbunden, welche jedes ſittliche Gefühl empören und die Natur des Weibes tief herabwürdigen. Die wilden, alle Sinne betäubenden Feſtlichkeiten, die ſich an dieſe Vorſtellung knüpften, nahmen von den beiden genannten Mittelpunkten her die Welt in Beſitz. Das vornehmſte Verdienſt der Naturwiſſenſchaft iſt es, nach und nach jenes Dunkel zerſtreut zu haben, welches dieſe Naturkulte über die Welt ausbreiteten; allein aber wäre ſie dazu nimmermehr fähig geweſen. Wie irrig iſt es doch, Naturwiſſenſchaft und Religion im Gegenſatz gegen einander zu denken! Ohne eine reine, dem Geiſt des Menſchen entſprechende Religion, die man wirklich annahm und glaubte, wäre die Wiſſenſchaft der Natur und des Menſchen überhaupt nicht möglich geworden. Den geiſtigen Gegenſatz gegen Amon-Ra und Baal, zugleich gegen Apis und Moloch, bildet die Idee und das Wort Jehovah, wie ſie Moſe verkündigte.

Die Schöpfungsgeſchichte der Geneſis iſt nicht ſowohl eine urſprüngliche, kosmogoniſche Erinnerung, ſondern vor allem der poſitive Gegenſatz gegen die ägyptiſchen und babyloniſchen Vorſtellungen. Dieſe haben ſich in fruchtbaren oder durch einen frühen Weltverkehr belebten Regionen gebildet. Die moſaiſche

Idee tritt auf den einſamen Höhen des Sinai hervor, die von allen telluriſchen Abwandlungen frei geblieben ſind, wo nichts iſt zwiſchen Gott und der Welt.

Wenn nun bei den Ägyptern und bei den Babyloniern alles Entwickelung der eingeborenen Kräfte der Sonne, der Geſtirne und der Erde ſelbſt iſt, ſo erſcheint hingegen Jehovah als der Schöpfer des Himmels und der Erde, als der Urheber zugleich und der Ordner der Welt. Alles erreicht dann ſeinen Mittelpunkt in der Schöpfung des Menſchen. Wenn bei den Ägyptern der Menſch gleichſam ununterſcheidbar aus der Sonne hervorgeht, nicht als Geſchöpf, ſondern als Produkt, ſo iſt das auch in der babyloniſchen Kosmogonie der Fall, wo das göttliche Element im Menſchen nur durch das zufällig auf die Erde herabſtrömende Blut eines Gottes zum Vorſchein kommt. Alle Geſchöpfe ſind dem Menſchen gleichartig. In der moſaiſchen Kosmogonie dagegen werden die Elemente, Pflanzen und Tiere durch einen höchſt intelligenten Willen hervorgebracht, der dann auch den Menſchen ſchafft als ſein Ebenbild. Die Abweichung iſt unermeßlich; der außerweltliche Gott tritt hervor; er erſcheint dem Propheten in dem Feuer, iſt aber nicht das Feuer, er iſt in dem Worte, das aus dem Feuer gehört wird. Dem Menſchen iſt die Sprache verliehen, er giebt allen Kreaturen ihren Namen. Darin liegt der Vorzug des Menſchen, dem, wie ſchon Locke bemerkt, durch angeborene Abſtraktion der Gattungsbegriff eigen iſt, während andere Geſchöpfe das einzelne nur als ſolches faſſen. Die Abkunft von der Sonne oder den Sternen begründet einen Unterſchied unter den Menſchen; die Schöpfung durch den Hauch Gottes macht ſie alle gleich. Unter dem außerweltlichen Gott erſcheint die den Menſchen eingepflanzte Würde als ein Prinzip, wir möchten faſt ſagen, der Gleichheit.

In einem Spruch, den die Kritik für die älteſte Faſſung der Urkunde vindiziert, wird dem Menſchen die Herrſchaft über die Fiſche im Meer, das Gevögel des Himmels und alle Tiere, die ſich regen auf der Erde, erteilt, was einen Unterſchied vom Ägypterland konſtituiert, wo der Stier als der Ausdruck der ſchaffenden Naturkraft göttlich verehrt wurde. Die Idee von Jehovah iſt nicht etwa aus dem Naturdienſt entſprungen, ſie iſt ihm entgegengeſetzt. Die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte iſt ein Manifeſt gegen die Abgötterei, welche die Welt beherrſchte. Dieſer Gegenſatz iſt es, welcher der nationalen Tradition der Hebräer, ohne Zweifel einer unſchätzbaren Reliquie aus den Zeiten des hohen Altertums, ihren vornehmſten Wert verleiht.

Die Erinnerung der Hebräer haftet an dem Stammvater, der aus dem nördlichen Meſopatamien mit ſeinen Herden in Kanaan einwandert und mit den Hetitern, welche als die vornehmſten der Einwohner Kanaans erſcheinen, Freundſchaft ſchließt, ſo daß ihm eine Landſtrecke zu dem Grabmal käuflich überlaſſen wurde. Abraham genießt als der Stammvater großer Völkerkomplexe eine weitverbreitete Verehrung, welche die langen Jahrhunderte ausgedauert hat. Er iſt nicht ſelbſt ein Gott, wie die ägpptiſchen Könige; aber er iſt ein Freund Gottes. In dieſer Freundſchaft gründet er ſein Volk. Die Überlieferung hat einige Züge von ihm aufbewahrt, in denen die Ideen der älteſten, noch nicht nationalen Religion in Kanaan erkennbar hervortreten.

Ein ähnlicher Hirtenfürſt und Stammeshäuptling, wie er ſelbſt, ſein Bruderſohn Lot, Stammvater von Moab und Ammon, iſt in die Kriege der kleinen Fürſten, in deren Gebiete er wohnt, verwickelt und von dem Sieger gefangen abgeführt worden. Es iſt ein Vorbild der ſpäteren Unabhängigkeit Israels, wenn nun Abraham, der unter einem anderen Fürſten wohnt, ſich mit ſeinen Hausgeborenen erhebt, die Sieger niederwirft, den Bruderſohn befreit und wieder herſtellt. Ich wage nicht, das alles für geſchichtlich zu erklären, da dadurch zu viel des Wunderbaren und Unglaublichen beſtätigt ſein würde. Das Weſentliche der Sage iſt die großartige Stellung des Erzvaters inmitten der eingeborenen und eingewanderten Kanaaniter. Daran aber knüpft ſich ein anderer Zug, der eine Auffaſſung ausſpricht, die über das Nationale hinausreicht. Es giebt noch ein anderes Oberhaupt, deſſen Anſehen ſich über alle dieſe Stämme und Stammesfürſten erſtreckt. Melchiſedek ſegnet Abraham und bringt ihm Brot und Wein. Er iſt ein Prieſter des El Eljon, des höchſten Gottes, der Himmel und Erde beſitzt. Es iſt dieſelbe Religion, welche die Israeliten immer bewahrt haben. Unter Abraham erſcheint ſie als die allgemein anerkannte höhere Religion. Dieſer giebt dem Prieſterkönige ſelbſt den Zehnten; der Prieſterkönig preiſt den Gott, der Abraham den Sieg verliehen hat. Von allen Seiten iſt man von Anbetern des Baal umgeben, und auch an Abraham trat die Verſuchung heran, ſich dieſem Syſtem anzuſchließen und, wie dasſelbe es mit ſich brachte, ſeinen Sohn zu opfern. Schon ſchickte er ſich an, dieſen Gebrauch zu vollziehen; aber Gott der Höchſte ſetzt ſich durch ein Wunder der Vollziehung des Opfers entgegen. Die Erzählung von jenem Sieg und Segen ſowie von dieſem vereitelten Opfer ſind die prächtigſten Epiſoden der fünf Bücher Moſis und gehören zu dem Schönſten, was je geſchrieben worden.

Das Weſentliche ihres Inhalts iſt, daß ſich inmitten der kanaanitiſchen Bevölkerung ein mächtiger Stamm bildete, der an der Idee des höchſten Gottes feſthielt und jede Zumutung, Baal-Moloch zu verehren, von ſich wies. Der Stamm, der mit Jakob, Iſaaks Sohne, dem Enkel Abrahams, zum großen Volke erwuchs, mußte bald erfahren, daß ſeines Bleibens in Kanaan nicht ſei; er wandte ſich nach dem reichen Ägypterlande, mit dem ſchon Abraham in Verbindung geſtanden, und wo jetzt — ſo meldet die Sage — einer ſeiner Söhne, Joſeph, von den Brüdern dahin verkauft, zu einer hohen Stellung emporgeſtiegen war, einer Stellung, von der wir auch ſonſt in den ägyptiſchen Inſchriften Beiſpiele finden. Der ganze Stamm fand Aufnahme in dem Lande Goſen, wo er unter dem Pharao Frieden genoß und ſeine Herden weiden konnte. Nach einem langen Aufenthalt aber, deſſen Zeit wir nicht zu beſtimmen vermögen, wurden die Nachkommen Israels und ſeiner Söhne inne, daß ſie auch hier nicht verweilen könnten, ohne ihr eigenes Selbſt vollkommen einzubüßen. Der Stamm wurde zu einer Dienſtbarkeit genötigt, wie ſie der

Religion und der Verfaſſung des Nillandes entſprach, aber für jeden, der ſich ihr nicht anſchloß, erdrückend wurde.

Da trat Moſe unter dem Volke Israel auf: ein Mann, von dem die einſtimmige Tradition iſt, daß er, in ägyptiſcher Zucht und Sitte, in dem Hauſe eines Pharao erzogen, die Gewaltſamkeiten, denen ſein Volk unterlag, nicht länger mit anſehen konnte, darüber mit den Eingeborenen in Streit geriet, einen derſelben erſchlug und alsdann flüchtete.

Von den ſtammverwandten benachbarten Hirtenkönigen aufgenommen, weidete auch er ſeine Herde am Sinai. Euſebius ſagt, er habe in der Wüſte philoſophiert, und manchem wird die wunderbare Regung bekannt ſein, welche der Menſch in einer einſamen und wilden Gegend mit ſich ſelbſt allein, Gott gegenüber, empfindet; den höchſten Schwung erreichte ſie in dem um ſeines Volkes willen verbannten Moſe.

Da erſcheint ihm der Gott ſeiner Väter; er ſchaut ihn nicht — denn davor weicht er zurück —, er hört ihn; er vernimmt ſeinen Namen unter dem erhabenen Wort: „Ich bin, der Ich bin“. Das ewig Seiende ſetzt ſich dem Phantom, dem die Welt anhängt, entgegen. Mit Freuden vernimmt das Volk von dieſer Erſcheinung. Wie dort in Kanaan der Baalsdienſt zurückgewieſen war, um dem höchſten Gotte zu dienen, ſo erhebt ſich in Ägypten der Wunſch, von dem drückenden Joch der ägyptiſchen Götterdienſte und des Königtums von Theben, in welchem ſich eben Amon-Ra repräſentiert, bei dem höchſten Gott Befreiung zu ſuchen. Die Israeliten fordern von dem Pharao eine kurze Friſt, um dieſem Gott an der geweihten Stätte zu dienen. Da die Erlaubnis verſagt wird, ſo wandern ſie aus.

Der Lobgeſang, durch welchen das Wunder des Auszugs verherrlicht wird, drückt ſich über denſelben ſehr einfach aus. „Die Wagen Pharaos und ſeine Macht warf Jehovah ins Meer, und die auserleſenſten Wagenkämpfer verſanken im Schilfmeer.“

So gelangten ſie an jene urweltlichen Höhen, in welchen Moſe mit dem Gott ihrer Väter zuerſt geredet hatte. Sein Sinn war, das Volk dahin zu führen, wo er über den Geſichtskreis des ägyptiſchen Götterdienſtes erhoben worden war.

Hier nun, als ſich das Volk dem Berge gegenüber gelagert hat — dahergetragen, wie die Stimme Gottes ſagt, von ihm ſelbſt auf Adlersfittigen —, vollendet ſich das Ereignis. Der Gott, der von ſich ſelbſt ſagt: „Die ganze Erde iſt mein“, will doch dies Volk als ſein beſonderes Eigentum anſehen und es zu einem Prieſterkönigtum geſtalten. Feſtlich geſchmückt und vorbereitet tritt das Volk herzu.

Am Fuße des Sinai, wenn man eine Zeit lang bergan gegangen, breitet ſich die Ebene er-Râhah aus, durch rauhe Berge von dunklem Granit eingeſchloſſen, wilde, gezackte, einander überragende Felſenſpitzen, einſam, ſtolz und erhaben; ſie wird durch die ſenkrechte, dunkle, majeſtätiſche Wand des Horeb, die ſich 12—1500 Fuß hoch erhebt, begrenzt. In dem Thale ſammelte ſich das Volk; es iſt ein geheimnisvoll heiliger Ort, von der Welt durch Gebirge abgeſchloſſen. Hier nun wird der Wille Gottes dem Volke offenbart.

Gott ſpricht: „Ich bin Jehovah, Dein Gott, der ich Dich ausgeführt aus dem Lande Ägypten, aus dem Hauſe der Knechtſchaft. Du ſollſt keine anderen Götter haben vor meinem Angeſicht. Du ſollſt Dir kein Bild machen, noch irgend ein Gleichnis weder des, was im Himmel oben, noch des, was auf der Erde unten und was im Waſſer unter der Erde iſt. Du ſollſt ſie nicht anbeten, noch Dich dazu bringen laſſen, ihnen zu dienen.“ Man könnte den Gegenſatz gegen Ägypten, in welchem der Dienſt mannigfaltiger Gottheiten herrſchte, welche doch alle das Abbild der göttlichen Kraft ſelbſt ſein ſollten, nicht ſchärfer ausdrücken. Dem Polytheismus entſchwand in ſeiner Vielgeſtaltigkeit die Idee ſelbſt, aus der er hervorgegangen: er verwandelte ſich in Götzendienſt. Dem gegenüber trat hier die abſolute Idee der reinen Gottheit auf, frei von jeder Zufälligkeit der Anſchauung.

Dieſem Sinne iſt der Dekalog entſprungen. Man hat es tadeln wollen, daß das ſittliche Geſetz in demſelben als das Gebot des Geſetzgebers betrachtet werde. Darin aber liegt eben das Weſen der Sache: denn zwiſchen Religion, Sittengeſetz und bürgerlicher Ordnung konnte kein Unterſchied gemacht werden. Der Sabbath, der an die Stelle der unzähligen Naturfeſte der Ägypter trat, wird an die Schöpfung, wie ſie in der moſaiſchen Kosmogonie erſcheint, angeknüpft. Und da der Ruhetag auch den Sklaven gilt, ſo liegt darin eine Umfaſſung aller Menſchen in dem Gottesſtaat, wie er nun gedacht wird, eine Art Emancipation von dem perſönlichen Dienſt. Dann folgen die einfachſten bürgerlichen Geſetze. An die Beobachtung des Gebotes, die Eltern zu verehren, worauf das Familienleben beruht, wird die Verheißung eines Segens geknüpft. Die Ehe wird noch beſonders geheiligt, ebenſo dringend, wie das Leben, das Eigentum.

Unter den unmittelbaren Schutz Gottes tritt dergeſtalt das individuelle Leben mit den Anrechten, auf welchen alle bürgerliche Verfaſſung beruht. Hat ſich nicht aus dem Begriff und Bedürfnis der Sicherheit des Lebens und des Eigentums alles das entwickelt, was die modernen Staaten ihre Verfaſſung nennen? Der moſaiſche Staat enthält eine Oppoſition gegen das Königtum, welches eine Emanation der Gottheit ſein will, — eben im vollſten und ſtärkſten Gegenſatz gegen Ägyptenland. Eine erhabenere Inauguration des ſittlichen Lebens in der menſchlichen Geſellſchaft könnte nicht gedacht werden. Ägypten iſt auch dadurch bedeutend, daß es das Gegenteil ſeiner Art und Sitte in den Auswanderern hervorrief. In dem einfachen Fortgang eines nationalen Naturdienſtes hätte es keine Geſchichte des Menſchengeſchlechtes gegeben. Dieſe gewinnt erſt in dem Monotheismus, der ſich von dem Naturdienſt losreißt, Grund und Boden. Er gründet eine bürgerliche Geſellſchaft, die ſich von aller Vergewaltigung fernhält.

Zweites Kapitel.

Das iſraelitiſche Zwölfſtämmereich.

So traten drei große Formen des religiöſen Dienſtes neben einander auf: die lokale Religion der Ägypter, der univerſale Naturkult des Baal und die intellektuelle Gottheit Jehovahs. Auch der Dienſt Jehovahs bedurfte einer nationalen Grundlage, oder vielmehr er hatte eine ſolche gewonnen, aber in einer der Knechtſchaft der Ägypter kaum entronnenen und von den anderen zurückgewieſenen, bisher nicht anerkannten Nation. Moſe hatte fortwährend mit der Widerwilligkeit der Menge, die doch Ägypten, nachdem ſie es verlaſſen hatte, wieder vermißte, zu kämpfen. Sein Werk iſt es, wenn das aus Ägypten geflohene ohnmächtige Volk nach einer für den Erfolg doch nicht allzulangen Reihe von Jahren zu einer wahrhaften, waffengeübten Kriegsmacht ſich entwickelte. Aber die erſte Generation mußte erſt abgeſtorben ſein, ehe die Iſraeliten daran denken konnten, ſich ein eigenes Gebiet zu erwerben. Den Anlaß dazu gab jener Aufenthalt der Erzväter in dem Lande der Kanaaniten, wo ſie ein beſonderes Eigentum erworben hatten. Moſe ſelbſt führte ſie noch dazu heran. Darin liegt nun keineswegs eine Feindſeligkeit gegen Ägypten. Die Direktion, welche man einſchlug, war eigentlich die nämliche, welche die Pharaonen innegehalten hatten, ohne jedoch zum Ziel zu gelangen. Will man aber darangehen, ſich dieſen Kampf zu vergegenwärtigen, ſo wird man durch die religiöſe Färbung der Erzählungen eher gehindert, als gefördert. Gott der Höchſte, der Schöpfer der Welt, ward nun als der Nationalgott der Hebräer betrachtet, und nicht mit Unrecht: denn ohne dieſe würde die Anbetung Jehovahs keinen Platz gehabt haben in der Welt. Der Krieg der Iſraeliten erſcheint als der Krieg Jehovahs. Die Überlieferung iſt mit Wundern durchwoben. Der alte Wahrſager der Feinde muß wider ſeinen Willen Iſrael ſegnen, ſtatt ihm zu fluchen; der Jordan wird trockenen Fußes überſchritten; ein Engel Jehovahs erſcheint dem Heerführer gleichſam als fortwährend unſichtbarer Bundesgenoſſe; die Mauern von Jericho fallen bei dem Schalle der Poſaunen. Wenn bald darauf ein Nachteil erlitten wird, ſo wird dieſer daher geleitet, weil ein Teil der für Jehovah beſtimmten Beute an Gold, Silber, Kupfer und Eiſen von einem Wortbrüchigen zurückbehalten und vergraben worden iſt. Nachdem aber das Vergehen an dem, der es begangen hat, und ſeinem ganzen Hauſe gräßlich gerächt worden iſt, folgt ein Sieg auf den anderen. In der entſcheidenden Schlacht gegen die Amoriten verlängert Jehovah den Tag auf Bitten des Heerführers. Die Eroberung wird als ein Sieg Jehovahs ſelbſt, deſſen Name ſonſt wieder vertilgt worden wäre, betrachtet. Neben dem Religiöſen hat aber das Ereignis auch eine andere, menſchlich begreifliche Seite, welche dem Geſchichtsforſcher, dem es obliegt, die Ereigniſſe aus menſchlichen Motiven zu erklären, hervorzukehren zukommt. Vor allem bemerkt man, daß der Zuſtand des kanaanäiſchen Landes, den das Buch Joſua ſchildert, im allgemeinen dem entſpricht, den wir aus den ägyptiſchen Inſkriptionen kennen lernen.

Das Land iſt von einer großen Anzahl unabhängiger Stämme, an deren Spitze Fürſten ſtehen, die ſich Könige nennen, eingenommen. Die Notwendigkeit der Verteidigung gegen die vordringenden Ägypter hat ſie vereinigt; nachdem die Gefahr vorüber iſt, treten ſie wieder in ihre alte Unabhängigkeit zurück. Die gemeinſchaftliche Richtung aber geht notwendig gegen Israel, welches ſich einſt in ihrer Mitte nicht hat behaupten können und nun in einer ſpäteren Generation zurückkommt, um ſeinen Sitz einzunehmen, — ähnlich wie ſpäter die Herakliden im Peloponnes, aber doch, wie wir ſehen werden, mit weſentlicher Verſchiedenheit. Die israelitiſchen Stämme ſind zu einer zahlreichen und tapferen Kriegsgenoſſenſchaft erwachſen, die durch die Idee ihres Gottes, den ſie einſt in Kanaan verehrt haben und der ſie aus Ägypten geführt hat, zuſammengehalten und angefeuert wird. Noch unter Moſe werden ſie ſtark genug, um einen der mächtigſten Stämme, deſſen auch im Kampfe gegen Ägypten Erwähnung geſchah, den der Amoriten, in ſeinen Sitzen aufzuſuchen. Was ihm hierzu eine unmittelbare Gelegenheit giebt, iſt die Entzweiung zwiſchen Amoriten und Moabitern, welche letzteren zu der näheren Stammverwandtſchaft der Hebräer gehören. Die Amoriten bilden zwei kleine Königreiche, Hesbon und Baſan. Von Hesbon war, wie ein altes Lied meldet, Feuer ausgegangen und hatte Moab verzehrt, d. h. doch: Moab war in einen Krieg mit den Amoriten verwickelt, in welchem es unterlag. In dieſen Streit nun miſcht ſich Moſe. Der König von Hesbon, der ihm mit ſeinem ganzen Volke entgegenzieht, erleidet eine Niederlage. Zu ſpät erhebt ſich der König Og von Baſan; auch er wird beſiegt. Eine Tradition bei Joſephus berichtet, daß die aus der Wüſte anrückende Kriegsmannſchaft beſonders durch den Gebrauch der Schleudern ihren Feinden überlegen war. Dem Siege folgt Beraubung der Städte, Beſetzung des Landes. Mit beſonderer Schonungsloſigkeit werden die Stämme behandelt, welche eine alte Verbindung mit Israel hatten, wie die Midianiter. Moab ſelbſt graut bereits vor Israel. So unterwarf ſich Moſe das transjordaniſche Land und machte einen Entwurf, wie das Gebiet, das er für die Stämme in Anſpruch nahm, unter dieſelben ausgeteilt werden ſollte.

Die Idee, durch welche er ſie von Ägypten ausgeführt hatte, ſollte auch fortan ihren geiſtigen und politiſchen Mittelpunkt bilden. Moſe iſt die erhabenſte Perſönlichkeit der älteſten Geſchichte. Der Gedanke des außerweltlichen und intellektuellen Gottes iſt von ihm gefaßt und in dem Volke, das er führte, gleichſam verkörpert worden. Niemand wird annehmen, daß das nun ganz identiſch wäre. Der höchſte Gott, wie er ſich am Horeb offenbart, iſt eine Idee für alle Zeiten, alle Völker; die Verkörperung kann nicht in der unendlichen Reinheit der Idee geſchehen; aber ſie ſchwebt über allem, was der Geſetzgeber anordnet und der Heerführer unternimmt; man möchte ſagen: er iſt der Pädagog ſeines Volkes, der es aus der Sklaverei befreit, organiſiert zu Frieden und zu Krieg, und es dann auch in Kanaan einführt, unter dem Antrieb der Verheißung, die ihm geworden iſt, zu ſeinem alten Erbe zu gelangen. So ſtellt ihn die Überlieferung dar. Aber ihm ſelbſt war es nicht beſchieden, die Eroberung des Landes, die er beabſichtigte und begann, auch zu vollenden. Er legte ſeine Hand auf Joſua, den Sohn des Nun, der es ausführen ſollte und es ausgeführt hat. Amon-Ra war von dem Kampfe gegen Baal abgeſtanden; denn wie hätte eine landſchaftlich fixierte Religion die Welt bezwingen ſollen? Etwas durchaus anderes war es nun, wenn ein neu gebildetes Heer, das die Stiftshütte, gleichſam als Dokument ſeines Bundes mit Jehovah, bei ſich führte, den Kampf unternahm. Das hinderte aber nicht, daß erſt noch alles durch die Gewalt des Schwertes in der Weiſe der Epoche, nicht viel anders, als es unter den Ägyptern geſchehen wäre, vielleicht ſelbſt noch gewaltſamer und ſchonungsloſer, vollzogen wurde. Wir begleiten die Hauptmomente dieſes Ereigniſſes. Joſua überſchreitet, ohne Widerſtand zu finden, den Jordan und ſtellt ſich bei Gilgal auf, wo er im Lager die Beſchneidung nach dem Vorbilde Abrahams erneuert. Die Sitte war eine ſolche, durch welche man ſich von den Kanaanitern unterſchied; ſie war recht eigentlich ägyptiſch, wie denn von den Ägyptern alles herübergenommen ward, was mit dem Begriff einer von allem Naturdienſte losgelöſten Gottesverehrung vereinbar war. Das Heer hat Überlegenheit der Zahl, der Kriegsübung und des idealen Impulſes für ſich. Die große Stadt, auf welche Moſe ſeine Augen gerichtet hatte, als er ſtarb, Jericho, fällt in die Hand Joſuas; die andere, Ai, wird durch einen Hinterhalt beſiegt; indem die Einwohner mit dem Hauptheere ſtreiten und es verfolgen, wird ihre Stadt von einer anderen Schar in ihrem Rücken genommen. Sie ſehen ſie plötzlich hinter ſich in Feuer aufgehen. In dieſem Schrecken werden ſie beſiegt und niedergemacht.

Dieſe Erfolge haben nun eine zwiefache Wirkung. Die einen, erſchreckt durch die Vertilgung, welche die Sieger verhängen, bitten um Gnade und Bund, der ihnen auch gewährt wird, da ſie Jehovah anerkennen; es ſind die Gibeoniten. Hierüber aber entbrennt der Haß der übrigen gegen die Abtrünnigen. Von dieſen zu Hülfe gerufen, zieht Joſua zur Nachtzeit heran und bezwingt durch einen plötzlichen und unerwarteten Anfall die Hauptmacht ſeiner Gegner. Die Fürſten, welche ihre Stämme herangeführt haben, verbergen ſich nach der Niederlage, die ſie erleiden, in einer Höhle. Hier aber werden ſie entdeckt. Die Kriegsführer ſetzen ihre Füße recht eigentlich wörtlich verſtanden, auf die Hälſe der Könige; die fünf Könige werden dann an fünf Bäumen aufgeknüpft. „Und ſo ſchlug“, ſagt die Urkunde, „Joſua das ganze Land, das Gebirge und den Süden und die Niederung und die Abhänge und alle ihre Könige; er ließ keinen Entronnenen übrig, und alles, was Odem hatte, verbannte er, ſo wie Jehovah, der Gott Israels, geboten.“ Das Heer der Eroberer nahm dann wieder Stellung bei Gilgal, bis ſich eine

Anzahl anderer Fürſten und Städte gegen ſie rüſtet und ſich an dem Landſee Merom, durch welchen der obere Jordan fließt, aufſtellt. Ungeſäumt zieht Joſua gegen ſie heran. Es gelingt ihm, ſie zu überraſchen, in die Flucht zu jagen und auf der Flucht zu vertilgen, ſo daß keiner von allen entrinnt. Ihre Kriegswagen werden verbrannt, ihre Roſſe werden gelähmt. Die Macht der Iſraeliten liegt in dem Fußvolk und ſeinen Waffen, dem Speer und der Schleuder. Alle Städte, welche ſich gegen ſie erhoben, werden eingenommen; die vornehmſte von denſelben, Hazor, wird „mit Feuer verbrannt“; die übrigen läßt man auf ihren Hügeln beſtehen; aber auch in denen wird alles vertilgt, was Odem hat. Über der Erzählung ſchwebt ein herber Geiſt der Übermacht und Gewaltſamkeit. Alles muß ſterben, um Iſrael Raum zu machen.

Es ſind demnach zwei Überfälle geweſen, welche die Sache entſchieden: der eine bei Gibeon gegen die fünf Könige, welche ſich aufgemacht hatten, die Gibeoniten zu züchtigen, der andere der Überfall der bei dem See Merom zur Wiedervertreibung Iſraels vereinigten Eingeborenen. Militäriſche Handlungen, wie der Übergang über den Fluß, den niemand zu hindern wagte, die Aufſtellung eines Kriegslagers, durch welches das Land nach allen Seiten bedroht wird, und das raſche Vorrücken Joſuas gegen Gibeon auf der einen und ſpäter auch gegen Merom auf der anderen Seite, beide Überfälle unvorbereiteter Feinde, konſtituieren eine Reihe von militäriſch-ſtrategiſcher Aktionen, deren Erfolg die Eroberung des Landes war. Alles war Occupation und mit wenigen Ausnahmen Vertilgung. Den religiöſen Geiſt, der die Menſchen erfüllte, bezeichnen die Wunder der Überlieferung. Wenn man die ägyptiſchen Inſchriften unter Ramſes-Miamun und die Völkerverhältniſſe, die man hieraus kennen lernt, kombiniert, ſo haben die Iſraeliten eine Handlung vollzogen, an welcher Ramſes ſcheiterte. Die Konföderation der kanaanitiſchen, doch ohne Zweifel amoritiſchen Stämme, vor welcher der Ägypter zurückgewichen war, wurde von Joſua zerſprengt und eigentlich vernichtet. Dem hiſtoriſchen Joſua kommt eine größere Bedeutung zu, als dem fabelhaften Seſoſtris. Als bewußte Verbündete der Ägypter laſſen ſich die Iſraeliten jedoch nicht auffaſſen, denn zwiſchen den Ägyptern und den Kanaanitern war indes Freundſchaft geſchloſſen worden. Moſe hatte ſich von den Ägyptern losgeriſſen. Politiſch iſt gerade das ſeine Handlung, daß er in Kanaan eindringt und eine Stellung gewinnt, von welcher aus die Landſchaft überzogen werden kann, was den Inhalt jenes tiefen und dunklen Spruches, der ihm, ehe er ſtirbt, in den Mund gelegt wird, ausmacht. Die Verteilung des Landes unter die Iſraeliten wird nach den Siegen Joſuas ins Werk geſetzt. Sie wird vor der Bundeslade in Silo, alſo gleichſam durch ein Orakel, wenn auch durch das Los entſchieden. Als eine vollſtändige Beſitznahme darf ſie nicht betrachtet werden. Die Stellungen, welche die einzelnen Stämme einnehmen, ſind, ſo zu ſagen, militäriſche Poſitionen. Die Abſicht dabei iſt: die Eroberung, die eben erſt begonnen wurde, dem aufgeſtellten Entwurfe nach auszuführen und zu vollenden.

Der Zug der Stämme war zugleich militäriſch angeordnet. Der Stamm Levi war bei dem Lagerzelt, in der Mitte. Die anderen ſtanden nach den verſchiedenen Weltgegenden: Juda gegen Morgen, Ruben gegen Mittag, Ephraim gegen Abend, Dan gegen Mitternacht. Beim Zuge waren die beiden erſten dem Zelte voran, die anderen folgten ihm; alle waren unter ihren Panieren mit den Zeichen ihres Stammhauſes. Es war ein wanderndes Geſchlechterheer, eine einzige Kaſte, alle Kriegsleute; der zum Dienſte des Heiligtums abgeſonderte Stamm hatte keinen Vorrang.

Bei der Beſitznahme bleibt nun das Heiligtum in Silo, deſſen Lage man noch heute in Ruinen ſeiner Bauwerke erkennt.

Die Stiftshütte war zunächſt unter der Obhut des Stammes Ephraim, der ſich hier im Norden über das Gebirge, das ſeinen Namen führt, ausgebreitet hat, ohne doch vollkommen Meiſter des ihm zugeteilten Gebietes zu werden, wie denn Geſer, das wir ſpäter als ein kleines, wohlverwaltetes Königreich finden, kanaanäiſch blieb. Joſua war aus dem Stamm Ephraim. Sichem ſcheint der Hauptſitz der weltlichen Macht geworden zu ſein. Es war die von Jakob erkaufte Stätte, wo die Penaten Labans begraben worden waren und wohin man die Gebeine Joſephs brachte. Später war es der Mittelpunkt des nördlichen Reiches. Nördlich von ihm ſaß halb Manaſſe, vermiſcht jedoch mit Ephraimiten; doch lagen in ſeiner Mitte noch fünf kanaanäiſche Städte; ſüdlich lehnte ſich Benjamin an. Joſephus erklärt die Kleinheit des Gebietes des letzteren aus der Vortrefflichkeit ſeines Bodens. In dieſem Gebiete liegt Jebus, das ſpätere Jeruſalem, das die Benjaminiten vergeblich zu erobern verſuchten. Der zweitmächtigſte Stamm iſt Juda. Er erhielt ſeinen Anteil auf dem ſüdlichen Gebirge, wo die ſtreitbarſten feindlichen Völker ſaßen und der Kampf noch weiter fortging. Juda hatte nur das Gebirge inne, nicht die Ebenen, deren Bewohner ſich eiſerner Wagen bedienten. Unter ſeinem Schirme waren Simeon und Dan. Der letztere Stamm wird als beſonders kühn und unternehmend geſchildert. Wie Juda, ſo hatte auch Dan nur das Gebirge inne und durfte ſich eine Zeitlang aus demſelben nicht hervorwagen.

Im Norden von Ephraim ließen ſich die Stämme Iſaſchar, Naphtali, lang hingeſtreckt am Jordan Zebulon und Aſcher nieder. Aber von Naphtali heißt es: er wohnte unter den Kanaanitern. Zebulon hatte zwei kanaanäiſche Städte in ſeiner Mitte. Aſchers Gebiet lag an dem ſchmalen Saume des phöniziſchen Meeres: es hätte Sidon erobern ſollen; aber daran konnte es niemals denken; ſechs Städte blieben in ſeinem Gebiete unerobert. Ruben, Gad und die Hälfte von Manaſſe wohnten in den wald- und wieſenreichen Gegenden öſtlich des Jordan.

Man hat das Auftreten der Iſraeliten mit dem der Araber unter Mohamed verglichen, und die Identität des religiöſen und volkstümlichen Impulſes bietet allerdings eine gewiſſe Analogie dar. Aber der Unterſchied iſt, daß die Araber in Kontakt mit großen Reichen und bei weitem mächtiger an ſich an eine Welteroberung denken konnten. Die Iſraeliten ſuchten nur erſt eine Wohnſtätte im Kampfe mit kleinen Königreichen, die eine ſehr zähe Lebenskraft bewährten. Eher könnte man ihre Aufſtellung mit den Conquiſtas der Spanier auf der pyrenäiſchen Halbinſel vergleichen, abgegrenzten Gebieten zu einer künftigen Eroberung.

Die Iſraeliten nahmen die gebirgigen Landſchaften ein, wie einſt die Amoriten; doch fanden ſie auch eben wie dieſe lebhaften und energiſchen Widerſtand. Zunächſt regten ſich jene ſtammverwandten Völkerſchaften, Ammoniter und Moabiter, welche durch die Iſraeliten verkürzt zu ſein glaubten, wider ſie; dann dringen die Midianiter, Wüſtenbewohner, wie die Iſraeliten ſelbſt, ſchon einmal beſiegt, in die von dieſen eingenommenen Landſchaften ein. Von Meſopotamien her erſcheint ein mächtiger Fürſt, der eine Zeitlang einen großen Teil dieſer Gebiete und Völkerſchaften beherrſcht. An den Küſten haben ſich die Philiſter angeſiedelt in fünf Städten, deren jede unter einem Könige ſteht, die aber alle ein Gemeinweſen von eigentümlich religiöſem Charakter bilden. Unter dieſen Feindſeligkeiten, die doch eigentlich Rückwirkungen der früheren Züge ſind, haben ſich nun die Iſraeliten zu behaupten. Der Baaldienſt, mit dem ſchon die Ägypter gerungen, erhielt ſich den Iſraeliten gegenüber gerade durch den Kampf in unverwüſtlicher Kraft und wurde oft, wie das Buch der Richter klagt, ſehr gefährlich für den Gott, deſſen Namen Iſrael vor ſich her trug. Dagegen ſahen die ſtreitbaren Stämme ihre beſte Waffe eben darin, daß ſie an dem nationalen Gott feſthielten. Die Führer, unter deren Leitung das geſchah, erſcheinen unter dem Namen Schophtim, ſolche, wie man es erklärt hat, die dem Volke ſein Recht verſchafften. In dem Buche, das ihnen gewidmet iſt, dem Buche der Richter, werden einige der Vornehmſten unter ihnen geſchildert, keineswegs ohne Einmiſchung der Sage — denn wie könnte das ſein? —, aber doch deutlich erkennbar.

Man genießt Jahrzehnte hindurch den Frieden; dann erheben ſich fremde Gewalten, die denſelben ſtören, zuweilen fremde Fürſten von ausgebreiteter Macht, die eine drückende Dienſtbarkeit auflegen, zuweilen benachbarte Stämme alter Verwandtſchaft, die tief in das Innere eindringen und die Stadt der Palmen, d. h. das alte Jericho, wieder beſetzen, zuweilen aber auch die früher beſiegten Eingeborenen in erneuertem Bündniſſe. Dann treten Männer oder auch Frauen auf, welche dem auf eine oder die andere Weiſe ein Ende machen. Die Überlieferung, die immer ſehr ehrlich iſt, ſcheut nicht davor zurück, Handlungen, welche ſonſt Abſcheu erwecken würden, mit Dankbarkeit als rettende zu preiſen; zuweilen ſind es Männer, welche Thaten vollführen, wie ſie lange Jahrhunderte hernach ein Clement an Heinrich III. verübte, oder auch Frauen, welche ſich der Ermüdung eines feindlichen Heerführers bedienen, um ſeine Schläfe grauſam zu durchbohren. Man erkennt eine gefährdete Nationalität, welche ihr Daſein und ihre Religion durch jedes Mittel, wie es auch beſchaffen ſei, zu retten ſucht.

Dem äußeren geht ein innerer Kampf zur Seite, der in derſelben gewaltſamen Weiſe ſich vollzieht. Eine gräuelvolle Miſſethat, die in dem Stamme Benjamin begangen worden, wird mit dem Ruin des Stammes gezüchtigt. Das ganze Volk erhebt ſich. In dieſem Ringen religiöſer und nationaler Ideen und Kräfte treten einige, beſonders großartige Geſtalten hervor: vor allen Deborah, die unter der Deborahpalme im Gebirge Ephraim das Volk richtete, als in jenem Hazor, das ſchon Joſua am See Merom überwunden, ein neuer König auftrat, dem Jehovah ſein Volk zur Züchtigung überließ. „Es fehlten Fürſten in Israel; ſie fehlten, bis ich, Deborah, auftrat, bis ich auftrat als Mutter für Israel.“ Auf ihren Ruf ſammelt ſich ein Heer aller nördlichen Stämme auf dem Berge Thabor; ſie ſelbſt war dabei und hat den Sieg, den die Israeliten über die Schwerbewaffneten des Feindes ſamt ihren Streitwagen davontrugen, in einem herrlichen Liede gefeiert. Es beginnt mit den Worten: „Daß Führer führten in Israel, daß willig das Volk war, preiſet Jehovah!“ Der Geſang, dunkel und groß, iſt eine hiſtoriſche Reliquie erſten Ranges.

Nicht geringer iſt Gideon aus dem Stamme Manaſſe. Die Midianiter und andere Söhne des Oſtens haben das Land überflutet und den Anbau verderbt. Israel muß in die Schluchten des Gebirges und dann auch ſeinerſeits hinter Mauern und Wälle flüchten. Unter der Terebinthe ſeines Vaters eben beſchäftigt, ſeinen Weizen in der Kelterkufe auszuklopfen, wird Gideon erweckt. Er zerſtört den Altar Baals, vor welchem die Umwohner bereits anbeten, um dagegen für Jehovah ein Brandopfer anzuzünden. Auf den Schall ſeiner Poſaunen ſammelt ſich dann Manaſſe um ihn. Von allen aber behielt er nur dreihundert um ſich, die durch eine gewiſſe Enthaltung ausgezeichnet ſind. Ihr Anlauf unter Poſaunenſchall und Fackelſchein bringt den Feind in Verwirrung und bewirkt ſeine Flucht. Hierauf ſammelt ſich das Volk der nördlichen Stämme, hauptſächlich auch die Ephraimiten, mißvergnügt darüber, daß ſie nicht früher gerufen waren; ſie nehmen alle Furten der Flüſſe ein; noch einmal ſchlagen ſie die Midianiter am Felſen Oreb und töten ihre Anführer, Oreb und Seeb. Gideon, der über den Jordan geht, den letzten medianitiſchen Fürſten gefangen nimmt, überall den Baalsdienſt verfolgt, erwirbt ſich den Namen Jerub-Baal; nachdem er vor dem verderblichſten Feinde gerettet hat, trägt man ihm an, erblich über Israel zu herrſchen. Gideon ſpricht: „Ich will nicht herrſchen über euch, meine Kinder ſollen nicht herrſchen über euch, Jehovah ſoll herrſchen über euch.“

Das ſind die beiden größten Geſtalten. Sie gehören den Stämmen an, die auf Joſeph und deſſen ägyptiſche Gemahlin zurückgeführt werden.

Eine ſehr eigentümliche Erſcheinung iſt Simſon, der dem kleinen ſtreitfertigen Stamme Dan angehört: er war dem Dienſte Jehovahs durch himmliſche Zeichen ſchon vor ſeiner Geburt geweiht; ſeine Stärke wird unwiderſtehlich, ſobald der Geiſt Gottes über ihn kommt. Er kämpft gegen die Philiſter, welche bereits die Oberhand und ſelbſt die Herrſchaft erlangt haben. Er unterliegt aber ihrer Hinterliſt; der Name des Weibes, das ihn feſſelt, Delila, bedeutet Verräterin.

Seine Thatkraft und Geſinnung drängt ſich in ſeinem Ende zuſammen. „Meine Seele ſterbe mit dieſen Philiſtern“, ruft er, von ihnen ſeines Augenlichtes beraubt, aus und ſtürzt die Säulen ein, welche das Haus tragen, in welchem ſie verſammelt ſind; er begräbt ſich ſelbſt unter den Ruinen. Die Handlung iſt, wie manche andere, die hier vorkommt, grandios und bizarr. Die Summe von allem iſt die Selbſtaufopferung einer gottgeweihten Kraft.

Wie hatte ſich aber die Situation ſo durchaus verändert! Die Eroberer waren zur Verteidigung genötigt; die Philiſter, die beſonders dadurch ſtark wurden, daß die verjagten Ureinwohner ſich auf ſie zurückgezogen hatten, erfochten nochmals einen Sieg, in welchem ſogar die Bundeslade in ihre Hand fiel. Bei dieſer Nachricht ſtürzte der achtundneunzigjährige Hoheprieſter Eli von ſeinem Stuhl und ſtarb. Silo ſelbſt ſcheint verwüſtet worden zu ſein. Wenn die Philiſter die Bundeslade, die keinem, der ſie gewaltſam antaſtete, Segen brachte, den Israeliten wieder zurückſchickten, die ſie auf der Höhe bei Gibeon aufſtellten, ſo behaupteten ſie doch die eroberten Landesteile. Die Götter der Philiſter, Baal und Aſtarte, die ſie mit ins Feld führten, ſchienen den Sieg über Jehovah errungen zu haben. Die Lade iſt einmal in dem Tempel des Fiſchgottes Dagon gleichſam gefangen gehalten geweſen, ehe ſie zurückgegeben wurde. Wenn jemals, ſo mußte ſich nun der nationale und religiöſe Geiſt in Israel wieder regen. Ein Richter aber, der zugleich das Land und das Volk mit den Waffen verteidigt hätte, trat nicht wieder hervor. Es war ein Levit, ein ſchon vor ſeiner Geburt Gott geweihter Prophet, Samuel, der die religiöſen Gefühle in das Bewußtſein zurückrief, ſo daß es ihm wirklich gelang, die Baalim und Aſtarten von den Höhen zu entfernen und dem Vertrauen auf Jehovah abermals Bahn zu machen. Dem Kampfe, der nun beginnt, gehen Faſten und gottesdienſtliche Gebräuche voraus. Man kann zu Mizpa ein Siegeszeichen ſetzen; von da begiebt ſich der Prophet nach Gilgal, dem alten Mittelpunkt der Eroberungszüge. Aber das Volk war damit noch nicht befriedigt; noch war ein großer Teil des Gebietes in den Händen der Feinde, den man unter der Führung des Propheten wiederzuerobern nicht hoffen konnte. Das Volk meinte den Krieg nicht anders, als in der Form führen zu können, welche bei allen ſeinen Nachbarn üblich war; es forderte einen König, — ein Verlangen, das unter den obwaltenden Umſtänden ſehr verſtändlich iſt, das aber doch eine Abweichung durchgreifender Bedeutung von den bisherigen Impulſen und Geſtaltungen des israelitiſchen Gemeinweſens enthielt. Denn ſo war am Horeb verkündigt worden, daß Jehovah ſich an Israel ſein Eigentum vorbehalte; ſo hatte noch der letzte der ſiegreichen Heroen das ihm angebotene Königtum ausgeſchlagen, weil Jehovah König ſein ſolle über ſein Volk. Die benachbarten Könige waren in der Regel Stammesfürſten, die ſich des göttlichen Urſprungs rühmten: eine Idee, die hier nicht ſtattfinden konnte. Wie ſollte ſich beſonders der

Prophet, in welchem der göttliche Wille ſich eigentlich kundgab, zu einem König verhalten, dem doch eine unabhängige und allumfaſſende Macht zugeſtanden werden mußte? Die Frage hat für alle Geſtaltungen der monarchiſchen Gewalt der ſpäteren Zeit eine hohe Wichtigkeit. Der an ſich freien Gemeinde und dem durch den Propheten verkündeten Willen Gottes ſollte hier ein drittes, unabhängiges Moment, eine königliche Gewalt, zu der kein Geburtsrecht vorlag, hinzugefügt werden. Die Iſraeliten forderten einen König, der vor ihnen herziehen und „ihre Streite ſtreiten", überdies aber über ſie richten ſollte. Von den Zufälligkeiten des Prophetentums und der momentanen Exiſtenz heroiſcher Anführer erwarteten ſie ihr Heil nicht mehr. Welche Rechte aber ſollen dagegen dem Könige zuſtehen? Was Samuel der Erzählung nach in Erinnerung bringt, um das Volk abzuſchrecken, läuft darauf hinaus, daß der König in das bisher freie Privatleben eingreifen, die Söhne und die Töchter zu ſeinen Dienſten in ſeinem Palaſt oder im Kriege gebrauchen, den Zehnten einfordern, die beſten Teile des Landes für ſich nehmen und alle als Knechte betrachten würde. In der Freiheit des Stammes- und Familenlebens beruhte das Weſen der moſaiſchen Verfaſſung, Aber die Gefahr, daß alles zu Grunde gehe, iſt ſo dringend, daß das Volk im Widerſtreit mit dem Propheten auf ſeiner Forderung beſteht. Ohne den Propheten konnte jedoch nichts geſchehen, und er ſelbſt erwählt ſich aus der Jugend des Landes den Mann, den er für die in Iſrael neue Würde beſtimmt. Als er ſich eines Tages ganz allein mit ihm ſieht — denn den übrigen hatte er geboten, ſich zu entfernen, um ihn das Wort Gottes hören zu laſſen —, gießt er die Ölflaſche über ihn aus mit den Worten: „Siehe, Dich ſalbt Jehovah über ſein Eigentum zum Fürſten". Die Worte ſind inſofern zu beachten, als das Eigentum Jehovahs an dem Volke vorbehalten wird. Es war doch nicht ganz der Begriff der benachbarten kanaanitiſchen Stämme, der hier zum Ausdruck kam; denn das Weſen der alten Verfaſſung Iſraels wurde zugleich vorbehalten. Die Salbung iſt wohl von Ägypten herübergenommen worden. Auf den ägyptiſchen Denkmälern wenigſtens erſcheinen Götter, welche den König ſalben. Das Königtum entſpringt nicht allein aus den realen Verhältniſſen, welche das Volk vor Augen hat, ſondern es iſt zugleich ein göttliches Geſchenk. Zunächſt hatte der Vorgang nur eine zweifelhafte Wirkung; viele verachteten den jungen Mann aus dem kleinſten Geſchlecht des kleinſten Stammes, der ihnen nichts helfen könne.

Um den Gedanken des Königtums, das ihm erteilt worden war, zu verwirklichen, muß er ſich erſt perſönliches Anſehen verſchaffen. Ein König der ſtammverwandten Ammoniter dringt gegen Jabes in Gilead vor; ſelbſt die Überlieferung des Ortes will er nur unter der Bedingung annehmen, daß er den Einwohnern das rechte Auge ausſteche. Sie ſind dahin gebracht, ſich auch dieſer gräßlichen Bedingung, die zugleich ein Schimpf für Iſrael ſein würde, zu unterwerfen, wenn niemand ſie rettet. Der von dem Propheten als König bezeichnete, aber noch nicht anerkannte Sohn des Kis aus Benjamin, Saul, lag wie einſt Gideon ſeinen ländlichen Beſchäftigungen ob, als er durch das Geſchrei des Volkes die Nachricht davon empfing.

Alles hat eine große innere Wahrheit, alles iſt zugleich ſymboliſch. Von der Idee ſeines Berufes ergriffen, zerſtückt er ein Joch Ochſen und läßt die Stücke nach den zwölf Stämmen tragen mit der Drohung: ſo ſolle es den Rindern eines jeden geſchehen, der nicht hinter Saul und Samuel hinziehe. Die imminente Gefahr wirkt demnach nicht allein; die Drohung der Strafe des neuen Herrſchers für die Säumigen mußte hinzugefügt werden. Aber nun vereinigt ſich Israel wie Ein Mann, Jabes wird errettet und Saul als König anerkannt. Es geſchieht in dem alten Lager von Gilgal vor Jehovah. Hier wird dann bald ein Sieg über die Philiſter erfochten. Ihr Lager zu Michmas an dem Ausgang eines nach Gilgal in das Jordanthal herabführenden Felſenpaſſes wird von dem Sohn Sauls erobert, indem die Stammesgenoſſen, die ſich in demſelben befinden, zu ihm übergehen. Mit der Anerkennung des Königs und dem Fortgang ſeines Glückes tritt nun aber ein neues Moment hervor: der Streit zwiſchen dieſem und dem Propheten, in dem man nicht ſowohl den Gegenſatz, als die Eiferſucht der beiden Gewalten erkennt.

Die früheren Richter waren zugleich Propheten geweſen und hatten ſelbſt die Opfer dargebracht. Jetzt aber ſollten ein Prophet und ein Kriegsführer, nunmehr König, miteinander gehen. Bei einer neuen Gefahr, in welcher das Opfer dem Streite vorangehen muß, vermißt ſich nun der König — denn der Prophet zögert —, das Opfer ſelbſt zu verrichten. Der Prophet erklärt dies für ein großes Vergehen. Bei dieſem Anlaß verkündigt er bereits, daß ein anderer gefunden ſei, der an Sauls Stelle treten ſolle. Aber noch eines Ereigniſſes bedarf es, um den Streit zu ſeinem vollen Ausbruch zu bringen. Saul hat Moab, Ammon, Edom und die Philiſter beſiegt; die Plünderungen hören auf; er beſitzt das Herz des Volkes; mit dem Propheten kann er ſich nicht verſtändigen. Bei dem Kriege gegen Amalek hat der Prophet in dem alten, ſchroffen und gegen die Nachbarn durch und durch feindſeligen Geiſte alles verflucht, Mann und Weib, bis auf die Kinder und Säuglinge, Ochſen und Schafe, Kamele und Eſel. Der Krieg gegen Amalek wird noch in Erinnerung an den Widerſtand geführt, den dieſes von Eſau ſtammende Volk, alſo ſtammverwandt ſo gut wie Ammon, dem aus Ägypten von Jehovah herangeführten Israel entgegengeſetzt hatte. Dafür ſoll es nun durch vollkommene Vernichtung gezüchtigt werden. Saul erficht den Sieg und folgt nun wohl dem grauſamen Gebote des Propheten, jedoch nicht ohne Ausnahme. Er ſchont des feindlichen Königs, und von der gemachten Beute ſträubt er ſich doch das Gute und Brauchbare zu vertilgen. Er führt es bei der Rückkehr mit ſich heran. „Was iſt das,“ fragt Samuel, „für ein Blöken der Schafe in meinen Ohren und ein Brüllen der Rinder, das ich höre? Weil du des Herrn Wort verworfen haſt, hat er dich wieder verworfen.“ Er ſelbſt haut vor dem Heiligtum in Gilgal den gefangenen König in Stücke. Von dem Tage an ſieht er Saul nicht mehr.

Wollte man ſich die Motive des Streites präcis vergegenwärtigen, ſo würde man dieſe in dem eigenſten Berufe des Königs und Heerführers, zur rechten Zeit zu ſchlagen und die Beute nicht zu vernichten, ſondern zu verwenden, finden müſſen, dem ſich der Prophet, feſthaltend an dem gewohnten Ritus, mit der Grauſamkeit der alten Zeiten widerſetzt. Es iſt die auf die Forderung des Moments angewieſene Autonomie des Königtums und das Feſthalten des Propheten an dem Herkömmlichen ohne alle Rückſicht. Ein anderer Grund zum Streite liegt in dem natürlichen Wunſche des Königs, den Thron an ſeine Nachkommen zu vererben, und dem Anſpruch des Propheten, über die Thronfolge nach ſeinem Sinne zu entſcheiden. Auch das Verhältnis der Stämme kommt hiebei in Betracht.

Bisher hat Ephraim den Vorkampf gehabt und eiferſüchtig darüber gehalten. Saul war aus dem nahe verwandten Benjamin. Seine Stammesgenoſſen hatte er zu Oberſten gemacht und ihnen Weinberge gegeben. Dagegen erwählt der Prophet den Nachfolger aus dem Stamme Juda: es iſt David, der Sohn Iſais. Über deſſen Haupte ſchwebt bereits der Ruhm, den er ſich durch ſeinen Zweikampf mit dem wohlausgerüſteten Rieſen, welchen kein anderer zu beſtehen wagte, er aber mit der Schleuder erlegte, verſchafft hatte. Er hatte Zutritt zu dem Hauſe des Königs gefunden, deſſen Trübſinn er durch ſein Harfenſpiel zerſtreute, und gewann die Freundſchaft ſeines Sohnes, die Liebe ſeiner Tochter. Eine eigentümliche Verwickelung liegt nun darin, daß der Sohn Sauls, Jonathan, an den die Krone nach dem natürlichen Laufe der Dinge gelangen würde, ſeinen Freund David vor den Gewaltſamkeiten beſchützt, die der Vater, der denſelben nicht länger um ſich dulden mag, eben zu Gunſten ſeines Sohnes gegen ihn ausübt. In dem jetzt beginnenden Gegenſatz ſteht auf der einen Seite der Prophet und ſein Geſalbter, welche die religiöſe Autorität nach allen Seiten hin behaupten wollen, auf der anderen der Vorkämpfer und Retter der Nation, der, von den Gläubigen verlaſſen, ſich den dunklen Gewalten zuwendet und ſeine Zuflucht zu einer Weisſagung durch Totenbeſchwörung nimmt. Saul iſt die erſte tragiſche Geſtalt in der Welthiſtorie.

David war zu den Philiſtern geflohen. Hier, wo er als Kriegsführer auf eigene Hand lebte, ſchloſſen ſich ihm die Gegner des Königs an, aber noch andere, welche die freie Waffenübung liebten, wie es in der Urkunde heißt, „Bogenſchützen, mit der Rechten und Linken Steine werfend und Pfeile ſchießend vom Bogen.“ Die Philiſter waren überhaupt beſſer bewaffnet, als die Iſraeliten; dieſe mußten das Schwert erſt gebrauchen lernen; die freibeuteriſche Kriegsſchar war die Schule der Helden Davids. In der ſchwierigen Lage, die daraus erwuchs, daß die Philiſter ihn ſchützten und ſein König gegen ihn war, legte David ebenſowohl Klugheit und Umſicht wie unternehmende Tapferkeit an den Tag. Bei einem ernſtlichen Kriege gegen die

Israeliten, wie ein ſolcher eben ausbrach, würden ihn die Sarim der Philiſter nicht unter ſich geduldet haben. David zieht es vor, ſich abermals gegen die Amalekiter zu wenden, welche zugleich Feinde der Philiſter und Juden waren. Da geſchieht nun, daß Israel von den Philiſtern geſchlagen wird; die Söhne des Königs kommen um; in der Gefahr, den Feinden in die Hände zu fallen, tötet Saul ſich ſelbſt. Indes hat David mit ſeinen Freibeutern die Amalekiter geſchlagen und ihnen die zuſammengebrachte Beute entriſſen, die nun in Juda verteilt wird. Da hört man von dem Tode Sauls. Doch hat David keinen Augenblick vergeſſen, daß Saul durch die prophetiſche Salbung eine unantaſtbare Würde erlangt hatte, auf die er den höchſten Wert legt. Den Amalekiter, der ihm von dem Tode Sauls Nachricht giebt, läßt er töten, weil derſelbe ſeine Hand an den Geſalbten Jehovahs gelegt habe; denn er hatte behauptet, dem gefallenen König auf deſſen Bitten den letzten Todesſtoß verſetzt zu haben. Auch in dem Klagegeſang Davids wird Wehe über Jehovah gerufen, weil dort dem Könige Saul Schimpf widerfahren ſei, gleich als ſei er nicht geſalbt mit Öl.

Denn nur die Nachfolge des Sohnes hatte ihm der Prophet verſagt; die höchſte Würde, die er beſaß, war unangetaſtet geblieben.

Der Geſang Davids iſt unvergleichlich; er enthält nur Lob und Anerkennung des Feindes, und nochmals erſcheint darin die Freundſchaft mit Jonathan.

In dem Gefühl, der berechtigte Nachfolger Sauls zu ſein — denn auch ihm war die Salbung vorlängſt zu Teil geworden —, begiebt ſich David nach Hebron, dem alten kanaanitiſchen Königsſitz, der ſeitdem den Prieſtern überlaſſen und zu einer Freiſtatt erklärt worden war, im Gebiet von Juda, und wurde daſelbſt unter Teilnahme des Stammes Juda nochmals geſalbt, — jedoch nur für Juda ſelbſt; denn die übrigen Stämme, vor allem Ephraim und Benjamin, hängen dem noch am Leben gebliebenen Sohne Sauls, Isboſeth, an. Darin lag die weſentliche Frage. Saul war nicht allein durch die Salbung, ſondern infolge einer Rettung des Landes, die ihm gelang, als König anerkannt worden. Nochmals erneuerte ſich der Streit, der in der Idee des Königtums lag. Die meiſten Stämme hielten an dem dynaſtiſchen Rechte auch nach dem Tode Sauls feſt; der erſte Waffengang, zu dem es zwiſchen den beiden Heeren kam, wurde von zwölf vom Stamme Benjamins gegen zwölf aus der Mannſchaft Davids ausgefochten, führte aber zu keinem Ergebnis; denn ſie töteten einander gegenſeitig, ſo daß keiner übrig blieb.

Aber in dem ernſtlichen Kampfe erfochten die Scharen Davids, ausgebildet wie ſie waren in verwegenen und mannigfaltigen Kriegsunternehmungen, den Sieg über Isboſeth; und da ſich der nichtgeſalbte König doch auch nicht der vollen Unterwürfigkeit ſeines Feldhauptmanns, der ebenſoviel zu bedeuten meinte, wie dieſer ſelbſt, erfreute, ſo errang David Schritt für Schritt die Oberhand; er hatte die Großmut, ſich über den Untergang ſeiner Feinde nicht zu freuen, obwohl derſelbe ihm den Weg zum Throne bahnte. Die Älteſten der Stämme kamen nach Hebron. Infolge der alten prophetiſchen Weiſung, die ſie jetzt anerkannten, geſchah die Salbung Davids zum König über ganz Israel. Er hatte die Stämme nicht bezwungen, noch ihr Land erobert; freiwillig kamen ſie. Unbedingt aber war die Herrſchaft des Königs darum nicht. Es heißt: die Älteſten ſchloſſen einen Bund mit ihm. Ihr vornehmſtes Motiv lag darin, daß David auch unter dem vorigen Könige das Beſte für Israel gethan hatte: Gott hat ihn zum Heerführer über Israel erklärt.

Hatte nun aber der Kern des Widerſtandes, welchen David fand, in den Benjaminiten gelegen, ſo gereichte die erſte Handlung, die er als allgemein anerkannter König unternahm, zum Vorteil derſelben, der jedoch zugleich das wichtigſte Anliegen des israelitiſchen Gemeinweſens bildete. Noch erhielt ſich eine von den Burgen der Amoriten, welche Joſua beſiegt hatte, unüberwunden, Jebus, gegen die Benjamin ſeine Kräfte vergebens angeſtrengt hatte. Dahin nun richtete David zunächſt ſeine ſiegreichen Waffen und eroberte den Platz. Er zögerte nicht, ſeinen Königsſitz dahin zu verlegen; es iſt Jeruſalem; das Wort Zion hat dieſelbe Bedeutung, wie das Wort Jebus. Man kann das wohl als eine ſeiner bedeutendſten Handlungen betrachten. Er wurde dadurch zugleich zum Meiſter über Benjamin, was für ihn wichtiger war, als der Beſitz des judäiſchen Hebron allein. Zugleich aber ſollte die von ſeinen Waffen eingenommene Burg der Mittelpunkt für das geſamte Volk werden.

Und wenn nun erzählt wird, daß gleichſam der Armzaum der Hauptſtadt noch in den Händen der Philiſter geweſen ſei, ſo ſieht man wohl, wie mächtig dieſe in der Nähe noch waren; als König von Juda war David mit ihnen noch verbündet geweſen, als König von Israel wurde er ihr Feind. Sie ſelber ziehen gegen ihn heran und lagern ſich in der hochgelegenen Ebene Rephaim gegenüber von Morijah. David greift ſie zweimal mutig an. Das Rauſchen in den Wipfeln der Balſamſtauden iſt ihm ein Zeichen der perſönlichen Nähe Jehovahs. Er ſchlägt dann die mächtigen Feinde, vertreibt ſie in ihre Grenzen zu Gezer, ihre Götzenbilder fallen in ſeine Hand. Es waren die in ſeinen früheren Kämpfen und Zügen ausgebildeten Kriegsleute, die ihm den Sieg verſchafften. Dieſe erhielten ſein Königtum, und er konnte nun in Zion, wie es heißt, der Stadt Davids, ſich ein prächtiges Haus aus den Cedern des Libanon errichten laſſen. Dahin führt er auch das Heiligtum der Geſetze, die Bundeslade. Eine Prieſterſchaft, welche die Überſiedelung des Heiligtums geleitet hätte, kennt die älteſte Erzählung hiebei nicht. David ſelbſt vollzieht die Opfer, kein Samuel thut ihm Eintrag. Er hat den unermeßlichen Vorzug vor Saul, daß er ſelbſt König und Prophet iſt.

Dieſe Stellung ſpiegelt ſich in den Pſalmen, die man mit einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit auf ihn zurückführt. Man lernt in ihnen zugleich die Seele eines im Kampfe begriffenen Fürſten kennen, der jeden Augenblick ſeinen Untergang befürchtet. „Vor mir ſtehen alle ſeine Rechte, ſein Gebot entfernte ich nicht von mir. Durch Dich zertrümmerte ich Scharen. Wer iſt Gott außer Jehovah, der meine Hände zum Kriege gegürtet?“ Herr und Meiſter in dem israelitiſchen Gebiete geworden, richtete David nun ſeine Waffen gegen die noch immer feindſeligen Nachbarn. Wie oft hat er noch mit den Philiſtern geſchlagen, die ſich darüber nicht gerade beklagen konnten: denn, als ſie ihn ſchützten, wußten ſie wohl, daß er zugleich der vorbeſtimmte Nachfolger desjenigen war, den ſie bekämpften. Die Philiſter waren bisher den Israeliten durch ihre beſſere Bewaffnung überlegen geweſen; an den Helden Davids wird nichts mehr gerühmt, als die Fertigkeit und der Erfolg, mit dem ſie ſich ihrer Waffen bedienten. Wir wiederholen ſelbſt die Übertreibung, ſoweit ſie bezeichnend iſt. Einer der Helden Davids wird gerühmt, weil er ſeinen Speer über achthundert erſchlagene Feinde ſchwang; ein anderer, weil er das Schwert ſo lange führte, ohne zu ermüden, daß ſeine Hand unwillkürlich krampfhaft daran feſthielt; der dritte wegen der Tapferkeit, mit der er Stand hielt, als die Israeliten ſchon flohen, bis auch er hunderte der Feinde mit dem Speere erlegt hatte. Auch gegen die Ägypter hat man noch zu ſtreiten, beſiegt ſie aber auf die alte Weiſe, gleichſam in einem Fauſtkampf, wie die ägyptiſchen Inſchriften einen ſolchen zuweilen erwähnen. Einem gewaltigen Ägypter, der mit dem Speer in der Hand auf ihn zukommt, ſtürmt ſein israelitiſcher Gegner mit ſeinem Stabe in der Hand entgegen, entreißt ihm ſeinen Spieß und tötet ihn mit demſelben. Dieſe Menſchen hatten auch zugleich mit den Tieren der Wildnis zu kämpfen; wie David ſelbſt, ſo erprobten auch ſeine Helden ihre Kraft im Kampf mit Löwen. So erwuchs ein mutiges und kriegsgeübtes Geſchlecht.

Dieſes Geſchlecht warf ſich nun, ſobald es von den Philiſtern nichts mehr zu fürchten hatte, in den Kampf mit den anderen feindſeligen Nachbarn, dabei immer in der Überzeugung, daß es den Krieg Jehovahs führe.

Die Geſinnung Davids erkennt man, wenn man lieſt, daß er an einem Trunk Waſſer, den ihm ſeine Tapferen mit großer perſönlicher Gefahr aus einem Brunnen geholt hatten, ſich zu laben ablehnt und ihn für Jehovah ausgießt — denn er wolle nicht, daß die Tapferen für ihn ihr Blut vergießen —, aber eben ſowohl dann, wenn er, nachdem er Moab und Ammon beſiegt hat, die beide dem Feuerdienſt anhingen, keine Spur von Erbarmen gegen ſie zeigt. Zwei Dritteile der Moabiter werden getötet, die beſiegten Streiter von Ammon werden wie das Getreide auf der Tenne niedergeworfen, umgebracht und dann ihre Reſte verbrannt. Indes ſetzt ſich David die goldene, mit Edelſteinen geſchmückte Krone von Ammon triumphierend auf das Haupt. Er wollte die Schuld des Erbarmens nicht auf ſich laden, durch welche Saul, dem Propheten ungehorſam, zu Grunde gegangen war. Darin möchte der vornehmſte Unterſchied zwiſchen Saul und David liegen, daß jener ſich von den ſtrengen Regeln des israelitiſchen Dienſtes loszureißen ſuchte, David aber an den Gewaltſamkeiten, welche die erſte Eroberung bezeichnet hatten, unverbrüchlich feſthielt. So ließ er auch in Edom alles vernichten, was von männlichem Geſchlechte lebte; nur ein Sproſſe der Könige vom Stamme Eſaus flüchtete nach Ägypten.

Vor Augen liegt, welche durchgreifende Veränderung aller Verhältniſſe hiemit eingetreten war: an Stelle jener Stammesverfaſſung, die ihr Heiligtum nicht mehr hatte verteidigen können und auf allen Seiten von entgegengeſetzten Elementen durchbrochen wurde, hatte ſich ein waffengewaltiges Königtum erhoben, welches alles fremdartige ausſtieß, der Jehovah-Religion mit einemmal wieder eine kraftvolle Stellung verlieh und zunächſt die ſtammverwandten Völker niederwarf. Aber dieſe hatten Verbindung mit anderen Nachbarn, welche ihren Untergang nicht ruhig mit anſehen konnten, ſodaß der einmal entbrannte Krieg ſich noch in andere Regionen fortwälzte.

Eine hochbedeutende Stellung nahm ſeit den älteſten Zeiten Damaskus ein, eine Oaſe, welche die Geſchicklichkeit der Einwohner zu einer Art von Paradies umgeſchaffen hatte, ein Mittelpunkt für den Karawanenhandel Vorderaſiens, wo die große Handelsſtraße, die von Babylonien her dahin führte, ſich in zwei Arme ſpaltete, von denen der eine nach Ägypten, der andere nach Phönizien ging. Phönizien war damals in der vollſten Handelsblüte; es erreichte den entlegenſten Weſten, ſowie es durch die Karawanen von Babylon in Beziehung mit dem fernſten Oſten geſetzt wurde. Man kann ſagen, daß dort in Damaskus Oſten und Weſten ſich begegneten; es war eine der reichſten Verkehrsſtätten der alten Welt. Damals ſtand es unter einem ſyriſch-aramäiſchen Fürſten, mit welchem David in Streit geriet. Nicht ſo ſehr das religiöſe, als vielmehr ein militäriſch-kommerzielles Intereſſe war es, das ihn dahin zog. Wenn das Zwölfſtämmereich und ſein König in den Beſitz von Damaskus gelangten, ſo wurde ihnen eine dominierende Stellung in Vorderaſien zu teil. Eine ganz andere Welt, die ſich ihnen eröffnete, als die kanaanitiſche. Es läßt ſich als die entſcheidende Unternehmung für die Macht Iſraels anſehen, daß David Damaskus angriff. Dem Könige gelang das zunächſt vollkommen. Er eroberte Damaskus; das Kupfer, das aus Cypern, das Gold, das aus Indien gekommen ſein mag, wurden die Beute des Siegers; er beſtimmte es zur Pracht des Jehovahdienſtes, den er nun nahe ſeiner Burg eingerichtet hat. Allenthalben legte David Beſatzungen in die Städte; er war Meiſter wie von Paläſtina, ſo von Syrien und überaus furchtbar. Bei einer Muſterung aller Stämme von Dan bis Beerſeba, fand man, daß ſich die Zahl der kriegstüchtigen und waffenfähigen Mannſchaft auf 1 300 000 belief; und man ermißt, welch' eine anſehnliche Kriegsmacht David jederzeit ins Feld führen konnte. Die Phönizier, in deren Händen der Handel war, ſuchten ſeine Freundſchaft. Aber von anderen Nachbarn — wie hätte es anders ſein können — erfuhr er mannigfache Feindſeligkeit. Der eigentliche Widerſtreit gegen ihn entſprang jedoch zunächſt in dem Innern des Zwölfſtämmereiches ſelber.

Wenn irgend ein Volk nicht geeignet war, eine erobernde Macht zu bilden, ſo waren es die Juden. Das Stammesgefühl war der Kern ihres Staates. Im Namen Jehovahs, der keine anderen Götter neben ſich duldete, ließen ſich Völker, welche ſolche anbeteten, nicht wohl beherrſchen; und ein ſtarkes Königtum lief den Gewohnheiten der Stämme überhaupt entgegen. Gewöhnt an ein friedliches Regiment, wie denn die Herrſchaft der Richter immer ſogleich nach erfochtenem Siege zurückgetreten war, empfanden ſie die Staatsveränderung, die in der permanenten Autorität eines Königs lag, als eine überaus drückende. Nicht dazu hatten ſie ſich einen König erbeten, um fremde Völker zu überwältigen, ſondern nur um ſich zu verteidigen und dann einen gerechten Richter in ihren eigenen Streithändeln über ſich zu haben. Jetzt aber war eine Art von militäriſcher Regierung entſtanden. Die Gibborim bildeten eine Klaſſe ſtreitbarer und mächtiger Großen, und zwar in einer beſtimmten Organiſation, als Oberſte und Hauptleute über Zwanzig oder Zweihundert unter einem allgewaltigen Feldhauptmann; dann eine Leibwache: Scharfrichter, wie es heißt, und Läufer; denn auch die Exekution der königlichen Befehle war ihnen übertragen. Die Entſcheidungen des Königs erweckten mancherlei Beſchwerden, was man ſeiner Umgebung ſchuld gab. Es würde zu erklären ſein, wenn nun die Stämme, die erſt ſpäter, nach dem Tode Sauls, ihm beigetreten waren, ohne Saul jemals zu vergeſſen, darüber in eine Bewegung der Unzufriedenheit geraten wären; aber auch Juda, auf das ſich die Macht Davids gründete, war mißvergnügt, ſodaß der angeſehenſte unter den Söhnen des Königs, Abſalom, daran denken konnte, ſich noch bei Lebzeiten desſelben zur königlichen Macht zu erheben. Er ſäumte nicht, den Unzufriedenen beſſere Tage zu verſprechen, wenn er ſelbſt zur Herrſchaft gelange, und ſammelte ſie endlich in Hebron um ſich her, einverſtanden mit einem der angeſehenſten Ratgeber ſeines Vaters. Plötzlich wurde David inne, daß alles Volk ihn verlaſſe und der Ruin ſeiner Hauptſtadt und ſeines geſamten Hauſes zu erwarten ſei. Er faßte den Entſchluß, mit ſeinen Kriegsgewaltigen aus der Hauptſtadt zu weichen. Abſalom nahm dieſelbe ein und ließ ſich verleiten, ſelbſt den Harem ſeines Vaters anzutaſten, worin er ein Ergreifen der königlichen Würde ſah; dagegen verſäumte er, mit der überlegenen Kriegsmacht, die um ihn war, dem flüchtigen Vater nachzueilen, ſodaß dieſer, nachdem er den Jordan überſchritten hatte, Zeit fand, ſich zur Wehr zu ſetzen, nicht ohne die Unterſtützung aus den von ihm überwältigten benachbarten Landſchaften; der Kriegsherr alſo, der Eroberer, geriet in Gegenſatz mit ſeinen landgeſeſſenen Unterthanen, an deren Spitze ſich ſein eigener Sohn ſtellte. Wir berühren dies Ereignis hauptſächlich deshalb, weil es umfaſſende Wirkungen für die Folgezeit gehabt hat.

Sowie nun die weniger kriegsfertigen Scharen im Feld erſchienen, wurden ſie, obwohl an Zahl bei weitem überlegen, von den krieggeübten Mannen des Königs, an deren Spitze ſein Feldhauptmann Joab ſtand — ſie ſollen etwa 4000 Mann betragen haben —, auseinandergeworfen und vollkommen beſiegt. David war nicht in der Schlacht erſchienen; ſein Kriegsvolk ſelbſt hatte es nicht gewünſcht, weil ein Unfall des Königs ſie insgeſamt zu Grunde richten würde. Sie hielten ihn hoch und wollten ihn ſchonen; aber ſein Sohn fand bei ihnen keine Gnade. Zu tiefem Herzeleid des Vaters ward Abſalom von Joab umgebracht. Aber aus dem Ereignis ſelbſt entſprangen nun neue Verlegenheiten. Durch den Sieg wurde David wieder König des geſamten Reiches. Sein eigener Wunſch war, ſich hauptſächlich an Juda anzuſchließen, deſſen Älteſte, nunmehr gewonnen, ihm entgegen kamen und ihn nach Jeruſalem zurückführten. Auch auf Benjamin konnte er zählen. Darüber aber murrten die übrigen zehn Stämme: denn auch ihnen gebühre ein Teil an dem Königtum. Joab überwältigte auch dieſe Bewegung; der vornehmſte der Empörer wurde in der Stadt, in die er ſich geflüchtet, die aber nicht ſeinetwegen ſich der Zerſtörung preisgeben wollte, ermordet und ſein Kopf über die Zinnen der Mauern zu Joabs Füßen hinausgeworfen.

Auch der alte Hader mit dem Hauſe des Vorgängers wurde durch eine Verbindung von Gewalt und Wohlwollen beſeitigt. Alle die, welche den Bruch der alten Verträge der Gibeoniten verſchuldet hatten, wurden dieſen ausgeliefert; die unmittelbare Nachkommenſchaft Jonathans aber blieb in Gnaden; die ſterblichen Überreſte von Saul und Jonathan wurden in das Erbbegräbnis ihrer Familie im Stamme Benjamin gebracht.

Genug, dieſe Gewalt, welche dem Reiche einen Mittelpunkt gegeben, die ſtammverwandten Völker niedergeworfen, gegen die Landesfeinde eine große Stellung eingenommen und endlich ein reiches Gebiet jenſeit aller dieſer Verwickelungen unterworfen hatte, in der ſich die Idee von Jehovah und Königtum vereinigte, behielt auch den widerſtrebenden inneren Bewegungen gegenüber den Platz.

Aber kaum war es ſo weit, ſo trat die Frage über die Nachfolge im Hauſe Iſai von neuem hervor. Der älteſte und äußerlich begabteſte der Söhne Davids, Adonija, noch in Hebron geboren, traf Anſtalt, bereits bei Lebzeiten ſeines Vaters ſich der königlichen Gewalt zu verſichern. Der König hatte ihm nachgeſehen, daß er dazu allerlei vorbereitende Schritte that; endlich lud Adonija ſeine Freunde zu einem Gaſtmahl, das zugleich zur Inauguration der Thronfolge dienen ſollte. Für ſich hatte er die Großwürdenträger des Reiches, den Feldhauptmann Joab und von den beiden Hohenprieſtern den, der der zweiten aaroniſchen Linie Ithamar angehörte, durch welche die erſte verdrängt worden war, Abjathar, und die übrigen Söhne des Königs mit Ausnahme des jüngſten, Salomo. Aber an eben dieſen und die Mutter desſelben, Bathſeba, knüpfte ſich eine andere Kombination. Zwar Joab, aber nicht das bewaffnete Gefolge des Königs, ſtimmte mit Adonija überein. Das Buch der Könige ſagt: Die Helden des Königs, d. h. doch wohl jene jüdiſchen Prätorianer, welche die Ausübung der Gewalt in den Händen hatten, waren von Adonija nicht eingeladen. Der Führer derſelben, Benaja, und der zweite Hohepriester, der der älteren Linie der Aaroniten angehörte, waren gegen Adonija und für Salomo. Und was der anderen Partei fehlte, das hatte dieſe — die Unterſtützung eines Propheten. König David war früher gleichſam ſelbſt der Prophet geweſen; jetzt aber trat ihm Nathan zur Seite, und durch deſſen Veranſtaltung gelang es, den König für die Succeſſion ſeines jüngſten Sohnes zu gewinnen. Das wirkſamſte Moment hierbei iſt, daß die prophetiſche Idee, durch deren Vereinigung mit dem Sohne Iſais dieſer zu einem ſo hohen Grade von Macht gelangt war, vor Adonija, der das Thronfolgerecht des Älteſten in Anſpruch nahm, in den Hintergrund gedrängt worden wäre, dagegen bei der Erhebung Salomos zu vollem und vorwaltendem Einfluß gelangte. Das war nun auch die Geſinnung der Leibwache des Königs, die ſich jetzt unter dem ergebenſten Führer Benaja dem Propheten anſchloß; denn der Feldhauptmann war doch immer ſehr eigenmächtig geweſen und hatte manche Blutſchuld auf ſich geladen, mit der man die neue Regierung nicht belaſten wollte. So geſchah es, daß der König, der immer zwiſchen verſchiedenen Einwirkungen ſchwankte, ſich für den jüngſten ſeiner Söhne erklärte und dieſer von dem zweiten Hohenprieſter, Zadok, unter dem Schutz Benajas geſalbt wurde. Die Leibwache ſcharte ſich um das Maultier des Königs, auf welchem Salomo nach der Stiftshütte hinabritt. Der alte heroiſche, zugleich gewaltſame und großmütige, idealiſtiſch gehobene und praktiſch geſchulte David verſchwindet hierauf; er ſtirbt bald darnach.

Salomo kam eben in dem Kampfe der beiden Parteien empor. Adonija wurde anfangs geſchont; aber als er eine Verbindung ſuchte, die ihn doch wieder als den Nachfolger des Königs vor dem Volke hätte erſcheinen laſſen, wurde er getötet. Joab fiel durch Benaja, obwohl er die Hörner des Altars umfaßt hatte. Der Hoheprieſter Abjathar wurde aus der Stadt verwieſen; die oberſte Würde kehrte an die Linie zurück, welche ſie anfangs beſeſſen und bis in ſpäte Zeiten vererbt hat. Der auf dieſe nicht eben regelmäßige Weiſe in Beſitz gelangte König Salomo konnte doch aber die Stellung ſeines Vaters nicht in ihrem ganzen Umfange behaupten. Wahrſcheinlich gleich im Anfang ſeiner Regierung verlor er Damaskus; ein Verluſt, der für das innere Land von Israel nicht eben nachteilig ſein mochte, allein nach und nach ſehr empfindlich werden ſollte. Damals fiel Damaskus in die Hände eines aramäiſchen Häuptlings, der fortan ein Gegner Salomos war. Aber Salomo trug Sorge, daß die großen Handelsſtraßen, inwiefern ſie durch ſein Gebiet führten, indem er ſie durch Befeſtigungen ſchützte, in ſeiner Gewalt blieben. Ob er Tadmor in der ſyriſchen Wüſte begründet hat, darf man bezweifeln, nicht aber, daß er den kommerziellen Verhältniſſen möglichſte Aufmerkſamkeit widmete. Es iſt für Salomo bezeichnend, daß er ſich weniger durch Krieg, als durch freundſchaftliche Verhältniſſe mit ſeinen Nachbarn zu ſichern ſuchte. Er vermählte ſich mit der Tochter eines Pharao (doch wohl des letzten aus der einundzwanzigſten Dynaſtie), der ihm ſogar einige wichtige Plätze abtrat, ſo daß er der feindſeligen Einwirkungen Ägyptens los und ledig wurde, und trat in den engſten Bund mit dem Könige von Tyrus, eine Allianz, durch die er in den Stand kam, von Idumäa aus, mit den Phöniziern vereinigt, an dem allgemeinen Weltverkehr teilzunehmen. In dieſem Beſitz einer friedlichen und geſicherten Herrſchaft legte er Hand an das Werk, das ſeinen

Namen auf alle Zeit unſterblich gemacht hat, an den Tempelbau zu Jeruſalem. Die Vorbereitungen, die er dazu traf, erinnern an die Fronden, die einſt den Unterthanen der Pharaonen auferlegt worden waren, um die Pyramiden und die Tempel von Theben aufzurichten. Eben darin lag der Unterſchied der Zeiten, daß die Israeliten nun ſelbſt ein großes Heiligtum dem Gott erbauten, der ſie von dem Dienſte der ägyptiſchen Götter erlöſt hatte. Sie waren ein mächtiges, ſelbſtändiges Volk geworden. Als den Urheber der Idee muß man wohl den Propheten Nathan anſehen, der die Skrupel beſeitigte, die aus der bisherigen Verfaſſung und namentlich der Wanderung der Stiftshütte von einem Stamm zum anderen hätten hergenommen werden können. Auch das ſcheint ſeine Idee geweſen zu ſein, daß nicht König David ſelbſt, der durch Krieg und Blut zur Gewalt gekommen war, den Tempel bauen ſolle, ſondern deſſen Sohn. Nachdem die Siege errungen waren, zu denen das Prophetentum ſo bedeutend mitgewirkt hatte, vereinigte ſich dies mit dem Reiche des Friedens, welches Salomo aufrichtete. Der Tempel iſt ein Monument des in Juda zur Erſcheinung gekommenen erblichen Königtums in der engſten Verbindung mit der religiöſen Idee. Noch glaubt man die großen Quadern zu unterſcheiden, welche Salomo zur feſten Grundlegung herbeiführen ließ. Das Holz lieferten ihm die Cedernwaldungen unter Vermittelung der kunſtfertigen Meiſter von Tyrus. In dem Tempelgebäude waren die Hauptbeſtandteile der Stiftshütte, das Heilige, die Cella, und das Allerheiligſte, das Sanktuarium, wiederholt, jedoch in verdoppeltem Maßſtabe von Höhe, Länge und Tiefe. Das Allerheiligſte war, wie das auch bei den ägyptiſchen Tempeln vorkommt, niedriger als die Cella. Hier fand die Bundeslade mit den beiden Geſetzestafeln vom Sinai ihren Platz. An dem Getäfel der Wände erſchienen die Cherubim mit ausgebreiteten Flügeln. Sie ſind das Symbol der Macht Jehovahs und ſeiner Nähe. Neu hinzugefügt war die Vorhalle, ſo daß das ganze Gebäude aus der Vorhalle, dem Heiligen und dem Allerheiligſten beſtand, dem Verhältnis entſprechend, welches auch bei anderen Tempeln alter Zeit ſtattfand. Zwei prächtige Säulen prangten vor dem Eingange, wie die Obelisken vor den ägyptiſchen Tempeln.

Zur Translation der Lade in das neue Heiligtum berief der König die Älteſten der Stämme und die Oberhäupter der vornehmſten Häuſer in denſelben; Prieſter und Leviten vollzogen die Überführung. Es iſt etwas Pharaoniſches in dem Könige Salomo. Zur Dienſtbarkeit bei ſeinen Bauten waren beſonders die Reſte der alten kanaanitiſchen Bevölkerung verpflichtet. Von den Israeliten nahmen viele an der Herrſchaft teil; die übrigen genoſſen friedlicher Tage, ein jeder bei ſeinem Weinſtock und ſeinem Feigenbaum. In dem Gericht vereinigte ſich Einſicht und Autorität. Salomo iſt das Ideal für große orientaliſche Herrſcher aller Zeiten.

Der Tempelbau, der Beſitz eines blühenden Reiches, der Ruf gedankenvoller Weisheit verſchafften ihm ſchon in ſeiner Zeit Beweiſe der Verehrung von nah und fern. Es klingt beinahe wie ein ſpäteres orientaliſches Märchen, wenn man lieſt, die Königin einer durch ſeltene Produkte und reichen Handelsverkehr ausgezeichneten Landſchaft des glücklichen Arabiens, Scheba, habe ſich aufgemacht, um den König Salomo, von dem ſie durch den allgemeinen Ruf vernommen hatte, perſönlich aufzuſuchen; aber es iſt wohl hiſtoriſch bezeugt. Sie legte ihm Fragen vor, die ſie ungelöſt in ihrem Geiſte trug. Salomo wußte ſie alle zu beantworten. Dann ſah ſie ſeinen wohlgeordneten, prächtigen Hofhalt und das Brandopfer, welches er ſeinem Gott darbrachte. Sie rief aus, ſoviel ſie auch von Salomo gehört, ſo ſei das doch nur die Hälfte deſſen, was ſie jetzt mit Augen ſehe. Sie pries das Volk glücklich, welches einen ſolchen König beſitze, und lobte Jehovah, daß er einen ſolchen Mann zum König über Iſrael auserſehen habe.

So erzählt das ernſte und glaubwürdige Buch der Könige. Salomo brachte ein allgemein Menſchliches zur Erſcheinung. Aber dem nationalen Begriff entſprach ſeine Regierung ſchon nicht mehr. Ganz und gar auf dem Wege der bisherigen ſtrengen Entwickelung der Jehovahreligion wäre ein Salomo nicht möglich geweſen. Mit einer ſolchen hätte ſich die enge Verbindung mit den benachbarten Herrſchern, die Vermählung mit einer Tochter des Pharao nicht vertragen. Der Harem, den Salomo ſich zugleich einrichtete, zog aus den Nachbarvölkern auch fremde Gottesdienſte herbei, welche geduldet werden mußten. Von ägyptiſchen Dienſten verlautet nichts; aber die Aſtarten von Sidon fanden Platz auf den Höhen von Jeruſalem; Moloch ſelbſt und der Feuergott Kamoſch lebten wieder auf. Mochte darin vielleicht die Bedingung einer ruhigen Herrſchaft liegen, ſo konnten doch die Prophetenſchulen, die einſt Samuel zur Behauptung des ſtrengen Jehovahdienſtes gegründet hatte, nicht zufrieden ſein. Die Erblichkeit des Thrones hatte noch keineswegs in den Überzeugungen feſte Wurzel geſchlagen. Noch bei Lebzeiten Salomos hat ein Prophet den Mann aus anderem Hauſe und Stamme bezeichnet, der auf Salomo folgen ſollte, wie denn auch dieſem die Fortſetzung des Reiches aus ſeinem Geſchlechte nur mit der Bedingung, keinen anderen Göttern nachzuwandeln, die aber nicht von ihm erfüllt wurde, zugeſtanden war.

Noch immer war jene Bewegung, die einſt bei den entſcheidenden Siegen Davids ſich geregt hatte, nicht erſtickt. Bei dem Tode des weiſen und reichen Königs brach ſie unerwartet hervor.

Die zehn Stämme waren eines Königtums müde, an deſſen Autorität ihnen kein Anteil zufiel nnd von dem ſie nur eben beherrſcht wurden. Der Glanz, der den Thron umgab, blendete ſie nicht. Überdies aber: mit dem Tode Salomos löſte ſich das politiſche Verhältnis auf, das ihm vor allem anderen förderlich geworden war: die Pharaonen ſonderten ſich von ſeinem Hauſe ab. Und ſchon hatte ſich auch unter den Iſraeliten ein Gegner der Dynaſtie erhoben, ein Ephraimit Jerobeam, der dem Könige Salomo bei Erhebung der Frondienſte und den Bauten zur Seite geſtanden, dabei aber, einer alten, unverwerflichen Überlieferung zufolge, Begierde nach der Herrſchaft verraten hatte und, deshalb von Salomo verfolgt und bedroht, nach

Ägypten geflohen war; von dem Propheten war er bereits zum künftigen Könige deſigniert. In Ägypten vermählte er ſich nun mit der Schwägerin des neuen Pharao, die in dem Frauengemach eine große Rolle ſpielte, des Namens Ano, und trat mit demſelben in die engſte Verbindung. Der Thronfolger Salomos, Rehabeam, war der Sohn einer ammonitiſchen Gemahlin Salomos, nicht der ägyptiſchen. Vielleicht nicht mit der Unterſtützung, aber mit der Einwilligung des Pharao begab ſich nun Jerobeam, nachdem Salomo geſtorben, in das Gebirge Ephraim zurück. Indem aber verſammelten ſich die Stämme, welche nur durch die Kriegsgewalt Joabs ſich dem König David zu unterwerfen gezwungen worden waren, in der Stätte, welche das Andenken Jakobs und Joſephs beſonders lebendig erhielt, Sichem, um den Sohn Salomos als König entweder anzuerkennen, wenn er ein leichteres Regiment verheiße, oder auch nicht, wenn dies nicht geſchehe. Rehabeam war perſönlich nach Sichem gekommen, wo ihm die Forderung, das Joch ſeines Vaters zu erleichtern, in jener Form, die zugleich eine Drohung enthielt, vorgelegt wurde. Er rief die Älteſten des Volkes zuſammen, um über die Antwort, die er hier geben ſolle, zu beraten, — die Älteſten, gewiß die der Stämme, die ſich ihm opponierten, wahrſcheinlich aber auch der um Jeruſalem vereinigten. Und dieſe nun rieten ihm ſämtlich, den Forderungen des Volkes gerecht zu werden. Aber weder Rehabeam ſelbſt, noch die jugendlichen Altersgenoſſen, die um ihn waren, wollten ſich zu der mindeſten Nachgiebigkeit verſtehen. Sie ließen nicht etwa eine Erleichterung, ſondern eine Erſchwerung der beſtehenden Laſten erwarten. Werde ſich das Volk widerſetzen, ſo werde es nicht mit Geißeln gezüchtigt werden, ſondern mit Skorpionen, d. h. knotigen, mit Widerhaken verſehenen Stäben, welche eine Wunde hervorbrachten, wie der Biß des Skorpions.

Wie die Stämme, die ſich einſt David zugeſellten, ein Bundesverhältnis mit dieſem eingegangen waren, ſo wollten ſie auch jetzt die härtere Regierungsweiſe, die ſich ſeitdem eingeführt hatte, nicht ruhig ſich fortſetzen laſſen. Sie wiederholten, was ſie ſchon früher geſagt hatten: zwiſchen ihnen und dem Hauſe Iſai im Stamme Juda beſtehe keine Gemeinſchaft. Sie fühlten ſich eben nicht durchaus als Unterthanen. Entrüſtet über die ihnen erteilte Antwort, erhoben ſie ſich, der glaubwürdigſten Nachricht zufolge, wie Ein Mann. Das Geſchrei des Aufruhrs erſcholl: „Zu Deinen Gezelten, Iſrael!“ — ein Ruf, der in großen Momenten der ſpäteren Zeit widerhallen ſollte.

Unter dieſem Ruf iſt die Erhebung der Engländer gegen Karl I. erfolgt, eine Erhebung, aus der ſich die konſtitutionellen Verfaſſungen der letzten Jahrhunderte herſchreiben. In jener alten Zeit iſt er für die Geſchicke Iſraels entſcheidend geworden.

Rehabeam, der unter demſelben ſeinen Wagen beſtieg, um ſich nach Jeruſalem zu begeben, wo er die Anerkennung fand, die David und Salomo genoſſen hatten, traf Anſtalt, die abgefallenen Stämme durch einen großen Kriegszug zu überwältigen. Dem ſetzte ſich doch wieder ein Prophet entgegen, Semaja, der den König und ſein Volk davor warnte, ihre Brüder mit Krieg zu überziehen. Dann aber blieb es bei der Spaltung, die in Sichem zu Tage getreten war. Der Führer des Widerſtandes, Jerobeam, trat als König der zehn Stämme auf. Wenn die Iſraeliten insgeſamt vereinigt blieben und die Stellung, die ihnen zu teil geworden, ausbildeten, ſo würden ſie in den vorderaſiatiſchen Regionen eine dominierende Macht behauptet haben. Wahrſcheinlich, daß dies nur unter einer ſtrengen rückſichtsloſen Autorität möglich geweſen wäre; aber eine ſolche wollte Iſrael nicht mehr erdulden. Es beſteht immer ein Gegenſatz zwiſchen der politiſchen Macht eines Fürſten und der für dieſelbe unentbehrlichen Teilnahme der Bevölkerung: denn die anwachſende Macht kann dem Volke leicht unerträglich werden. Indem die zehn Stämme dem Königtum, das erſt vor kurzem gegründet worden, den Gehorſam aufkündigten, ſchädigten ſie ſeine Stellung und ihre eigene Sicherheit fremden Nationen gegenüber.

Den Büchern Samuels und der Könige wird man in Bezug auf die Darſtellung der weltlichen und, wenn wir dies Wort gebrauchen dürfen, der politiſchen Geſchichte ein hohes Verdienſt zuzuerkennen haben. Wie ein Volk, das, von allen Seiten angegriffen, ſeine Verfaſſung ändert, der Republik entſagt und ſich der einheitlichen Gewalt des Königtums unterwirft, iſt niemals beſſer geſchildert worden. Der natürliche Widerſtreit zwiſchen den geiſtlichen Antrieben und den der weltlichen Macht inhärierenden Tendenzen einer vollen Unabhängigkeit iſt, wie er hier hervortritt, ſymboliſch für alle Zeiten. König Saul iſt eine große, unnahbare, in ihrer Art einzige, aber hiſtoriſch doch ſehr verſtändliche Geſtalt. In ſeinem Kampfe mit Samuel könnte man bereits den deutſchen Kaiſer im Gegenſatz gegen das Papſttum erkennen. So ſind die beiden Könige, der kriegeriſche ſchwungvolle David, der friedliche weiſe Salomo, Vorbilder für alle Jahrhunderte. In Rehabeam und Jerobeam erſcheint dann der Zwieſpalt zwiſchen centraler Macht und provinzieller Unabhängigkeit, wie er ſich unzählige Mal wiederholt hat. Sie ſind jedoch nicht als Vorbilder gedacht, ſie haben die Realität hiſtoriſcher Erſcheinungen. Man wird befriedigt und belehrt, wenn man ſie ſtudiert.

Drittes Kapitel.

Tyrus. Aſſur.

Indem wir in der Überlieferung des Buches der Bücher über Iſrael wirkliche Geſchichte erkennen, vermiſſen wir um ſo mehr ähnliche Berichte über die benachbarten Nationen. Eine ethnographiſche Urkunde liegt vor, die ſogenannte Völkertafel, die nicht in die älteſten Zeiten, in die ſie geſetzt wird, gehören mag, aber doch einen Begriff davon giebt, wie ſich Iſrael, wahrſcheinlich in der Zeit der Richter oder Samuels, das Menſchengeſchlecht und die Völkerwelt dachte.

Mit der religiöſen Idee hängt es doch wohl zuſammen, daß hier nichts von einer Verachtung des Fremdländiſchen, von einer Scheidung in Stammesverwandte und Barbaren zu finden iſt. Alle Völker erſcheinen darin als gleiche, freie, durch den gemeinſchaftlichen Stammvater, der nicht Adam, ſondern Noah iſt, untereinander ſelbſt verwandt. Dieſen Sinn hat die genealogiſche Herleitung der Völker von den drei Söhnen Noahs.

Wir begnügen uns, den Umfang des Geſichtskreiſes überhaupt wahrzunehmen.

Auf der einen Seite war den Israeliten das ſüdliche Arabien bekannt, wahrſcheinlich doch durch die Seefahrten der Ägypter, die auf den Denkmälern verzeichnet ſind, während ihnen auf der anderen durch die Seefahrten der Phönizier die kaukaſiſchen Länder und Küſten des Mittelmeeres wenigſtens durch Hörenſagen bekannt geworden waren. In der Völkertafel findet ſich eine Idee von den kaukaſiſchen Völkern, einigen Handel treibenden Völkerſtämmen am Schwarzen Meer, den Inſeln des Mittelmeeres, wohl auch ſchon von Gallien und Spanien, worauf Rodanim und Tharſchiſch hindeuten; allein daß ſie nun auch die innerhalb dieſer äußerſten Marken begriffenen Landſchaften und ihre Bewohner wirklich gekannt hätten, dürfte man nicht annehmen.

Sehr gut kannten ſie Ägypten, Libyen, Äthiopien und die Euphratländer, Elam, Sinear, wahrſcheinlich auch Aſſyrien. Mit den Hebräern im engſten Verhältnis der Nationalität, des Wohnplatzes und des Verkehrs ſtanden die Phönizier. Urſprünglich waren die Abſichten der Hebräer auf die Beſitznahme des geſamten Landes, auch ſeiner Küſtenſtrecken, gerichtet geweſen. Hier aber hatte ſich eine Macht von anderem Charakter, als der den kanaanitiſchen Königreichen eigen war, gebildet, die ſie nicht zu überwältigen vermochten, wie die der Philiſter. Die Küſtenſtrecke bietet bedeutende Krümmungen dar, in welchen ſich eine gewerbfleißige, kunſtfertige und ſeefahrende Nation entwickelt hatte. Die Promontorien ſind ſo geartet, daß ſie in frühen Zeiten ſichere Hafenplätze darboten, an denen ſich maritime Anſiedlungen feſtſetzten. Die älteſte von allen iſt Sidon, von dem urſprünglich die ganze Nation ihren Namen führte. Tyrus iſt erſt die zweite. Doch ergiebt ſich nicht, daß es eben eine Kolonie von Sidon geweſen ſei, wie man freilich im Altertum annahm. Denn Kolonialverbindungen, welche die Religion heiligte, würden noch andere Denkmäler hinterlaſſen haben, als wir finden. Die ganze Küſte iſt mehr wie irgend eine andere in der Welt zu weiten Seefahrten geeignet. Die Windesſtrömungen führen wie von ſelbſt nach Cypern und Rhodus, von wo eine leichte Kommunikation nach Ägypten reicht. Hier aber kommt dann eine Seeſtrömung längs den Küſten der Schiffahrt zu ſtatten und bringt auf das raſcheſte nach Phönizien zurück. Infolge dieſer Naturverhältniſſe wurde das öſtliche Becken des Mittelmeeres früh von phöniziſchen Kauffahrern belebt. Dann drang Tyrus in das weſtliche vor, erreichte Gades und gründete Karthago. Allmählich wurde die phöniziſche Küſte das Emporium für den Handel zwiſchen Orient und Occident. Der Handelsverkehr gab ihr zugleich eine hohe politiſche Bedeutung. Wir berührten ſchon, wie in Damaskus der phöniziſch-orientaliſche und der babyloniſch-orientaliſche Verkehr ſich die Hand reichten. Phöniziſch und puniſch iſt identiſch, namentlich für den Occident. Im Orient bedienten die Phönizier ſich der mannigfaltigſten Handelsſtraßen, für welche ihnen auch die Verbindung mit Judäa von dem größten Werte war. Die Stämme, welche am weiteſten gegen Phönizien vorgedrungen waren, gerieten ſogar in Abhängigkeit von demſelben. Der Tempel Salomos ſelbſt iſt nur mit Beihülfe der Phönizier erbaut worden. Aber dabei blieben doch die beiden Nationalitäten, wiewohl demſelben Sprachſtamme angehörig, immer in einer durchgreifenden Differenz. Israel war binnenländiſch, Phönizien hatte den allgemeinen Weltverkehr zu Lande und zur See in ſeinen Händen.

In derſelben Zeit nun, in welcher das israelitiſche Königtum ſich mächtig erhob, war in Tyrus eine monarchiſche Verfaſſung eingeführt worden. König Hiram war der Freund Davids und Salomos. Als nun aber nach dem Tode Salomos das Zwölfſtämmereich ſich ſpaltete, gewannen die nächſten Nachbarn, Ägypten und Phönizien, ein Übergewicht, das ſie früher nicht beſeſſen hatten. Der Pharao Siſak, der als Stifter der zweiundzwanzigſten Dynaſtie betrachtet wird, derſelbe, der mit Jerobeam in Verbindung trat, ward hierdurch veranlaßt, Juda mit Krieg zu überziehen.

Die großen Reichtümer, welche unter Salomo im Tempel aufgehäuft worden waren, werden einen beſonderen Reiz auf ihn ausgeübt haben; ſie fielen in ſeine Hände, beſonders alle die goldenen Schilde, mit denen der König an den hohen Feſttagen zu erſcheinen liebte. Man hat an der Außenwand eines thebaniſchen Tempels eine Inſchrift gefunden, in welcher die Juden als mit der Siegeskeule des Pharao betroffen bezeichnet werden. Damit hörte dann die politiſche Macht von Juda überhaupt auf. Noch bei weitem tiefer aber, nicht durch Waffen und Eroberung, ſondern durch Sitte und Religion, wirkte Phönizien auf Israel ein.

Einer der mächtigſten Könige des Zehnſtämmereiches, der achte in der Reihe derſelben, Ahab, war mit Iſebel, der Tochter des tyriſchen Königs Ethbaal (Ithobaal), der früher Prieſter der Aſtarte geweſen war, verheiratet. Es waren die Zeiten, in welchen ſich die tyriſchen Götterdienſte durch die Handelskolonien in aller Welt ausbreiteten und feſtſetzten. Die Tochter des Königs, der ein Prieſter geweſen war, brachte mehr als achthundert Theophoreten, d. h. Prieſter und Diener ihrer Götter, mit, denen nun der Jehovahkult weichen zu müſſen ſchien.

Ahab baute in Samarien einen Tempel des Baal, welcher von vierhundert Prieſtern bedient wurde, und errichtete einen Orakelhain der Aſtarte bei Jiſreel in einer fruchtbaren, durch Gartenanlagen in Weiſe der Phönizier geſchmückten Landſchaft, wo Iſebel Wohnung nahm. Hier aber entbrennt ein heftiger Kampf zwiſchen den beiden Religionen. Der Königin und den Baalim gegenüber tritt der Prophet Elias auf, der von keiner Rückſicht wußte und in dem Gefühl der Unabhängigkeit der Religion lebte, das ja niemals ſtärker iſt, als wenn ſie bedroht wird und in den Fall kommt, Widerſtand zu leiſten.

Die Königin verfolgte die Jehovahpropheten, die ſich in den Höhlen des Landes verbargen, wo ihnen Brot und Waſſer, eine Gabe der gläubigen Jehovahverehrer, das Leben friſtete. Einer von den flüchtigen Propheten war Elias, aus den Beiſaſſen von Gilead entſprungen; die Sage läßt ihn durch Raben mit Brot und Fleiſch nähren an dem Bache Kiſchon, der die Ebene durchläuft. Unaufhörlich flüchtig, erſcheint er immer wieder zum Schrecken Ahabs, den er, man möchte ſagen, wie ein böſes Gewiſſen, beläſtigt. „Biſt Du es,“ ſagt Ahab, als er ſich ihm wieder darſtellt, „Verderbenbringer Israels?“ „Verderber Israels“, antwortet Elias, „biſt Du ſelbſt, da Du Jehovah verlaſſen haſt und dem Baal dieneſt.“ Einſt kam es auf dem Berge Karmel zu einer Art von Wettſtreit zwiſchen den beiden Religionen. Elias, der einen zerſtörten Jehovahaltar zu einem Opfer herrichtet, zwiſchen zwölf Steinen, welche die Stämme bedeuten, und dann den Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs anruft, behält den Sieg. Das anfangs ſchweigſame und unentſchiedene Volk tritt auf ſeine Seite. Jehovah, der das Opfer entzündet und nach langer Dürre Regen giebt, wird von dem Volke als der wahre Gott anerkannt. An jenen Theophoreten Baals wird dann eine ſchreckliche Rache vollzogen; ſie werden, ſo lautet der Text wörtlich, am Bache Kiſchon geſchlachtet. Aber auf Iſebel hat das Ereignis vielmehr eine entgegengeſetzte Wirkung; ſie bedroht den Propheten unverzüglich mit demſelben Schickſal, das ihre Prieſter erfahren haben; ihm bleibt nichts übrig, als eine neue Flucht in die Wüſte. Wir finden ihn an dem Berge Horeb, an der Stelle des Urſprungs der Jehovahreligion. Von dort kehrt er in der Überzeugung zurück, daß der Jehovahdienſt nur durch Wiederherſtellung einer gläubigen Regierung zu retten ſei. Noch eine geraume Zeit hindurch ſtehen nun Iſebel und Elias einander gegenüber.

Der Prophet zieht in ſeinem härenen Gewande, mit ledernem Gürtel gegürtet, durch das Land, oder er ſitzt auf einer Anhöhe, unantaſtbar auch in ſeiner Einſamkeit für die königlichen Scharen, bis dieſe ihn ſelbſt und dadurch Jehovah verehren.

Mitten in dieſen Kämpfen verſchwindet er ſelbſt. Die Überlieferung läßt ihn in einem feurigen Wagen mit feurigen Roſſen — denn alles iſt ein Bild des Krieges — den Augen entrücken. Doch hinterläßt er einen Schüler Eliſa, der ſein Vorhaben ausführt.

Noch herrſchte Iſebel, wie über Ahab, ſo nach deſſen Tode über ſeine Söhne. Sie iſt die erſte, den finſteren Mächten verbündete Frauengeſtalt der Weltgeſchichte; in ihr ſtellen ſich die Einwirkungen der Religion des Baal und der Aſtarte leibhaftig dar. Auch über Juda hatte Iſebel durch die Vermählung ihrer Tochter mit dem Königsſohne beherrſchenden Einfluß gewonnen. Genug, es ſtand etwas auf dem Spiele in dieſen Tagen, das Beſtehen oder der Untergang der Jehovahreligion in den beiden Reichen. Eliſa ſchritt dazu, den Sinn ſeines Meiſters ins Werk zu ſetzen. Auf ſein Wort wurde der Oberſte des israelitiſchen Heeres, Jehu, mit dem magiſchen Öl zum Könige geſalbt. Durch den nun ſtarben die beiden Könige von Israel und Juda; dann begab er ſich nach jenem der Aſtarte geheiligten Platze, wo Iſebel lebte; ſie ſah ihn kommen. Es gab eine ägyptiſche Schminke, welche die Augen größer erſcheinen machte; auf dieſe Weiſe, in geiſterhaftem und götzendieneriſchem Schmuck trat Iſebel an das Fenſter, als Jehu heranfuhr. Auf ſeinen Zuruf ward ſie von den Hämlingen, die ſie umgaben, aus dem Fenſter geſtürzt; ihr Blut beſpritzte die Mauern. Jehu fuhr mit ſeinem Wagen über ihre Leiche. Noch einmal ſiegte das Prophetentum Jehovahs. Elias triumphierte nach ſeinem Tode. Durch dieſe Thronumwälzung wurde nun das Jehovahtum gerettet: fünfundvierzig Jahre lang ſtand dann Eliſa dem Hauſe Jehu zur Seite.

Noch aber war eine Tochter Iſebels, des Namens Athalja, Königin in Jeruſalem. Sie hatte dem Tempel Jehovahs zur Seite einen Tempel Baals eingerichtet; ihr Sinn ſchien zu ſein, das ganze Haus David zu vernichten: denn dieſe Frauen teilten den Blutdurſt des Baal-Moloch. Nur ein Sprößling des Stammes Iſai war gerettet worden, des Namens Joas, und zwar durch eine Schweſter des Königs Ahasja, die mit dem Hohenprieſter Jojada verheiratet war. Dieſer ließ den Knaben insgeheim bis zum ſiebenten Jahre erziehen; dann ſchritt er dazu, in ſeinem Namen die verbrecheriſche Mutter zu ſtürzen. Der Hoheprieſter war der Nachkomme jenes Zadok, durch den Salomo auf den Thron geſetzt worden war, und auch ihm geſellten ſich die Führer der Leibwache zu. Der junge Joas ſtand bereits an der Stätte der Verehrung, die dem König im Tempel gebührte. Das Volk rief ihn zum König aus. Durch den Lärm aufgeſchreckt, eilt Athalja nach dem Tempel. Mit dem Worte: Aufruhr, Aufruhr! flieht ſie nach dem Königshauſe zurück. Da an der Thüre wird ſie ermordet: denn in dem Tempel hatte man nicht Hand an ſie legen wollen, weil ſie doch eine Tochter von Königen ſei. Spätere haben erzählt, ſie habe den Knaben umbringen laſſen wollen; und ohne Zweifel würde das die Folge geweſen ſein, wäre ſie Meiſterin geblieben. Nun aber war der Knabe Joas König an ihrer Statt. Wie in Israel der Prophet, ſo herrſchte in Juda nun der Hoheprieſter. Der Tempel Baals wird zerſtört, die Prieſter des Götzen getötet; alles kehrt zu den Gebräuchen der davidiſchen und ſalomoniſchen Zeiten zurück. Auf dieſer gewaltſamen Reaktion der Jehovahreligion gegen den eingedrungenen Dienſt des Baal beruht das fernere Beſtehen der alten Religion.

Wollte man nun aber bei dieſer Wendung der Dinge fragen, wie ſie vor ſich gehen konnte, ohne daß die Königin und ihr Geſchlecht von Tyrus unterſtützt wurden und ihr die innere Macht der phöniziſchen Dienſte zu ſtatten kam, ſo fürchte ich nicht, zu irren, wenn ich das Unerwartete ausſpreche, daß das Emporkommen des aſſyriſchen Reiches und ſein Vordringen bis an die Küſten des Mittelmeeres den größten Anteil daran hatte.

Im Altertum hat man viel von einer aſſyriſchen Großmacht zu erzählen gewußt, die von Ninus und Semiramis aufgerichtet worden und mit Sardanapal zu Ende gegangen ſei. Aber Semiramis und Sardanapal ſind mythologiſche Geſtalten. Der Name Ninus iſt eine Perſonifikation von Ninive, welches Wort „Anſiedelung“ bedeutet. Von dieſen Erzählungen muß die allgemeine Geſchichte abſehen. Ihr ſtellen ſich überhaupt anfangs nicht große Monarchien dar, ſondern kleine Stammesbezirke oder ſtaatenähnliche Genoſſenſchaften, welche eigenartig und unabhängig nebeneinander beſtehen. Die altaſſyriſchen Denkmäler, die in unſeren Tagen aufgefunden und dem Verſtändnis angenähert worden ſind, enthüllen uns vor allem die Thatſache, daß im 10. und 9. Jahrhundert vor unſerer Ära, in welche die Macht von Tyrus und das äthiopiſche Pharaonentum in Ägypten, zugleich aber die Spaltung des Reiches Iſrael in zwei Stammesgruppen fällt, noch eine große Anzahl unabhängiger kleiner Reiche diesſeit und jenſeit des Euphrat und des Tigris, ſowie in dem Quellenlande der beiden Ströme beſtanden, alle blühend, reich und wohlbegründet. Überall finden wir Fürſten und einigermaßen befeſtigte Städte, volkstümliche Streitkräfte und angeſammelte Schätze. Die meiſten ſind ſemitiſchen Urſprungs. Wenn Babel eine große religiöſe Metropole bildete, ſo waren doch überall lokale Verehrungen im Schwange, welche das beſondere Beſtehen gleichſam heiligten.

Eine entſchiedene Übermacht bildete ſich in keinem derſelben aus. Sie waren alle in gegenſeitigen Feindſeligkeiten und kleinen Kriegen beſchäftigt. Da trat nun Aſſur auf. Die älteſten Traditionen leiten es von Babylon ab. Allgemeine Bedeutung bekam es dadurch, daß ihm Ninive zufiel, eine große Handelskapitale zwiſchen dem öſtlichen und dem weſtlichen Aſien, an einer Stelle, die auch ſpäter zu demſelben Zwecke vorzüglich geeignet befunden worden iſt. Früher waren Aſſur und Chalach, deren Ruinen noch übrig ſind, die Hauptſtädte der Könige geweſen. Allmählich wurde es Ninive. Was wir nun aus den neuentdeckten Denkmälern entnehmen, füllt eine Lücke in der Weltgeſchichte aus, die immer ſehr empfindlich war; nicht als ob wir darin eine zuverläſſige und haltbare Auskunft über das höhere Altertum erhielten: alles bleibt fragmentariſch und ungewiß; aber über die Zeit von der Spaltung des jüdiſchen Reiches bis zur Erhebung der Perſer erhalten wir ſehr willkommene geſchichtliche Belehrung.

Niemals hat es Fürſten gegeben, welche eiferſüchtiger geweſen wären, in der Nachwelt fortzuleben, als dieſe aſſyriſchen. Die Mauern ihrer Paläſte wurden mit einer Erzählung ihrer Handlungen beſchrieben und über alle, welche dies Andenken verletzen würden, eine Art von Verfluchung ausgeſprochen; dennoch ſind ſie zwei Jahrtauſende vollkommen vergeſſen geblieben, bis ſie von der europäiſchen Wiſſenſchaft wieder aufgefunden worden ſind. Mit reger Wißbegier unternimmt man eine Rekapitulation des Inhalts dieſer Inſchriften, ſoweit ſie bekannt geworden ſind, immer mit dem Vorbehalt, daß fernere Studien denſelben beſtätigen und ergänzen werden.

Vor allem ſtößt man auf eine ſtete Verbindung, aber auch einen ſteten Gegenſatz mit Babylon. Ein König wird genannt, der zwei Söhne hinterläßt, von denen der eine Aſſur, der andere Babel beherrſcht. In Babel erſcheint der Kampf dieſer Macht mit den Ureinwohnern, Akkad und Sumir, von denen angenommen wird, daß ſie dem turaniſchen Stamme angehörten. Der König Hammurabi rühmt ſich, daß Bin und Bel, die Götter ſeiner eigenen Stammesgenoſſenſchaft, dieſe Völkerſchaften in ſeine Hand gegeben, daß er dann das Land durch umfaſſende Waſſerbauten erſt bewohnbar gemacht habe. Aber die Hülfe von Aſſur gehörte immer dazu, um die Unterwürfigkeit der Einwohner zu befeſtigen und den erbberechtigten König in ſeinem Beſitz zu erhalten. Zuweilen treten auch Könige von Babylon auf, welche in Aſſur vordringen, dann aber wieder geſchlagen werden, ſo daß Aſſur immer im Beſitz der Überlegenheit bleibt. Es folgen Verträge, Verſchwägerungen und nach einiger Zeit abermalige Zwiſtigkeiten und Heereszüge.

Unter den aſſyriſchen Königen tritt nun in der erſten Hälfte des 9. Jahrhunderts der Mann auf, der als der eigentliche Begründer der Größe Aſſyriens bezeichnet werden kann. Er war nicht ohne Vorgänger in ſeinen Unternehmungen; einen ſeiner Vorfahren rühmt er als einen Mann ohnegleichen unter den Königen der vier Weltgegenden; allein dieſer wird durch ihn ſelbſt verdunkelt. Es iſt Aſſur-naſir-habal, der Fürſt, aus deſſen Palaſt die meiſten Reliquien von Aſſyrien, die nach den europäiſchen Muſeen gebracht worden ſind, herrühren. Wir dürfen an der Inſkription, in der er ſeine Thaten verzeichnet, nicht vorübergehen, ohne ihren Inhalt, ſoweit er verſtändlich iſt, anzugeben. Vor allem gedenkt Aſſur-naſir-habal der Befeſtigung ſeiner Macht und ſeines Anſehens in den babyloniſchen Gebieten, namentlich dem Lande der Chaldäer Kardunias, die er dem Schrecken ſeines Namens zuſchreibt. Dann folgt ein ſehr gefährlicher Feldzug gegen Nairi, eine Landſchaft, die in dem Hochlande, wo der Tigris entſpringt, geſucht wird; die Bewohner hatten ihre beſonderen Fürſten. Der König von Aſſyrien legte ihnen einen Tribut auf, der in Silber und Gold, Wagen und Pferden und allerlei Lieferungen beſteht, und ſetzt einen Statthalter daſelbſt ein. Aber ein Aufruhr bricht aus, der den König veranlaßt, dieſe Landſchaft nochmals mit Krieg zu überziehen; er nimmt die Städte, ſucht die Flüchtigen in den Gebirgen auf und tötet viele ihrer Leute. Bei ihm erſcheint die Gewaltſamkeit des Eroberers, der den Aufruhr aufs härteſte zu beſtrafen ſich berechtigt glaubt. Auch benachbarte Völkerſchaften erwähnt er, über die er ſich ergoſſen habe „wie der Gott der Überſchwemmung“. Er errichtet Pyramiden von den Köpfen der Erſchlagenen, wie ſpäter die Mongolen-Khane. Er läßt die Bezwungenen aufpfählen oder ans Kreuz ſchlagen.

Ein folgender Feldzug führt ihn gegen die Sukhi, die am Euphrat wohnen und, durch die Hülfe ihrer Nachbarn, der Chatti, ermutigt, gegen ihn angehen. Man hat hier die ganze Kriegführung vor Augen. Die Feinde ſind gut gerüſtet, ſie haben mutige Anführer. Eine erſte Feldſchlacht bleibt unentſchieden. Aber dem Könige von Aſſur gelingt es, die Hauptſtadt einzunehmen, wo auch viele Leute der Verbündeten in ſeine Hand fallen. Unter der Beute, die er macht, werden Kriegswagen, Kleidungen der Männer, überdies Gold und Silber in Fülle gefunden. Es verbreitet ſich der Schrecken ſeiner Waffen, alles unterwirft ſich. Bald aber wird der König durch einen neuen Aufruhr in das Land zurückgerufen. Er beſiegt abermals die Feinde und ihre Verbündeten, verhängt zugleich Zerſtörung und Verbrennung der Städte und führt einen Teil der Eingeborenen nach Aſſyrien mit ſich fort. Dann gründet er ſelbſt einige feſte Plätze.

Die Namen, welche in den Inſchriften erſcheinen, gehören einer beinahe unbekannten Welt an, die erſt in ſpäteren Zeiten in den Kreis der Geſchichte gezogen werden ſollte; von dem größten Belang aber iſt es, daß die aſſyriſchen Eroberungen unverzüglich die Schauplätze der bisherigen univerſalhiſtoriſchen Völkerbewegungen erreichen.

Aſſur-naſir-habal zieht nochmals aus, dringt an den Orontes vor und bezwingt die feſten Plätze, welche ihm Widerſtand leiſten; den mächtigſten Häuptling unterwirft er ſelbſt ſeinem Joche; in den vornehmſten Plätzen ſiedelt er ſeine Aſſyrer an. Dann überſteigt er den Libanon und gelangt an das große Meer. Hier nötigt er Tyrus, Sidon und andere Städte, ihm Tribut zu zahlen. Er bringt dort ſeinen Göttern Opfer dar und läßt im Amanus Cedern fällen, die zu ſeinen Tempelbauten nach Ninive geſchafft werden, wo die Göttin Aſtarte ihre Heiligtümer hat. So bildete ſich zwiſchen den Kapitalen am Tigris und dem Mittelmeere durch die Gebiete unterworfener Bevölkerungen eine dauernde Verbindung des Schwertes und der Eroberung. Ich denke nun, daß der Rückgang des Baaldienſtes von Tyrus in Israel und Juda mit dieſem Vorrücken der Aſſyrer, von welchem die phöniziſchen Städte erreicht wurden, zuſammenhängt. Denn wie hätten die tyriſchen Gottheiten Israel unterwerfen ſollen, da ſie eben in ihrer Heimat den größten Abbruch erfuhren? Als ein Weltereignis von unermeßlicher Tragweite muß es betrachtet werden, daß ſich aus dem inneren Aſien her in der erſten Hälfte des 9. Jahrhunderts eine Macht erhob, die ihre Waffen nach dem Weſten richtete und alles, was ihr entgegentrat, unterwarf. Phönizien, am Saume der Gebirge emporgekommen, konnte nicht beſtehen, wenn eine überlegene Macht ſich des Gebirges bemeiſterte. Es büßte damit die Grundbedingung ſeiner Unbhängigkeit ein. Noch einmal erinnert man ſich hiebei des Königs David. Wenn es den Israeliten gelungen wäre, Damaskus zu behaupten und mit den Seeſtädten eine enge Allianz zu ſchließen, ſo würde es möglich geweſen ſein, die Aſſyrer in ihre Grenzen zurückzudrängen. Seitdem aber das Zwölfſtämmereich ſich in zwei Beſtandteile aufgelöſt hatte, von denen der eine den ägyptiſchen Waffen, der andere dem phöniziſchen Götzendienſte unterlag, wurde es unmöglich. Damaskus, das ſich von Salomo losriß, war ſeitdem zu einer ſelbſtändigen Macht gelangt, die eben auch die Israeliten bekämpfte. Während man aber hier in blutigen Kriegen auszumachen ſuchte, ob Jehovah ein bloßer Berggott ſei, wie die Syrer ſagten, oder ob er auch in einer Schlacht auf dem Blachfelde Macht habe, kam das große Reich im Oſten empor, dem dann nur noch ein partieller und unfruchtbarer Widerſtand geleiſtet werden konnte.

Auf Aſſur-naſir-habal, deſſen Tod in das Jahr 859 geſetzt wird, folgt Salmanaſſar, den man als den zweiten König dieſes Namens bezeichnet, der nun weiter nach Syrien vordrang. Wie eine ſeiner Inſchriften erzählt, iſt er bei ſeinem ſechsten Feldzuge auf Flößen über den Euphrat gegangen und hat Ben-hadad (Dadidri) von Damaskus, der mit Hamath und anderen Nachbarn verbündet war, geſchlagen. Fünf Jahre ſpäter kommt es zu einem neuen Feldzuge, in welchem Ben-hadad, der mit zwölf anderen Königen verbunden iſt, abermals geſchlagen und zur Flucht genötigt wird. Aber Syrien iſt damit noch nicht beſiegt. An Ben-hadads Stelle erſcheint Hazaël (Khaza-ilu), derſelbe, von dem in der hebräiſchen Tradition gemeldet wird, er ſei vorlängſt von Elias zum Könige von Syrien beſtimmt worden, wie Jehu von Eliſa zum Könige von Israel. In den aſſyriſchen Inſkriptionen wird berichtet, daß Hazaël dem Könige von Aſſyrien entgegenging, um mit ihm zu ſchlagen. Er iſt mit Pferden und Streitwagen aufs vortrefflichſte gerüſtet; aber Salmanaſſar beſiegt ihn und erobert ſein Lager. Man könnte dies als die entſcheidende Schlacht anſehen, in deren Folge Salmanaſſar drei Jahre ſpäter auch die feſten Plätze eingenommen und dem Lande einen Tribut auferlegt hat. Unter den Tributpflichtigen wird auch der König von Israel erwähnt. Auf einem Obelisken Salmanaſſars zu Chalach ſieht man die Juden Tribut darbringend. Salmanaſſar ſagt: Goldbarren, Silberbarren, goldene Schalen empfing ich. Die Inſchriften des Obelisken werden durch Inſchriften auf zwei geflügelten Stieren ergänzt.

Wie nach Weſten, ſo richtet Salmanaſſar auch nach Oſten ſeine ſiegreichen Waffen.

Unter den dargebrachten Tributen vom Lande Muzri ſieht man Kamele, ein Rhinoceros, ein Flußpferd und Affen, woraus der Schluß gezogen werden kann, daß Salmanaſſar auch auf dem Hochlande von Iran weit vorgedrungen ſei.

Als das große Ereignis des 9. Jahrhunderts kann man es hiernach betrachten, daß die Kriegsmacht von Aſſur, in ihrem eigenen Gebiete Meiſterin geworden, nach Weſten vordrang und auf der einen Seite das Gebirge, welches Phönizien beherrſcht, und dadurch dieſes ſelbſt unterwarf, auf der anderen die Kriegsmacht von Damaskus brach und in Syrien zu dominieren anfing. Die notwendige Folge davon war, daß es einen gewiſſen Einfluß auf die beiden israelitiſchen Reiche gewann, der unverzüglich weiter führen ſollte.

Die hiſtoriſche Thatſache beſteht darin, daß das Zehnſtämmereich nach dem Ausgang der Dynaſtie Jehu in einen Zuſtand innerer Verwirrung geriet. Drei Fürſten neben einander ſtritten um den Thron; Menahem, welcher denſelben behauptete, übte doch die größten Gewaltſamkeiten aus. Man vernimmt, daß auch diejenigen ermordet wurden, die nach den geſetzlichen Aſylen flüchteten. Der Moment iſt inſofern ſehr wichtig, als Hoſea, den ich, wenn nicht für den erſten aller Propheten, doch für den dem erſten am nächſten ſtehenden erklären möchte, nichts mehr ausrichten konnte und Israel ſich ſelbſt überließ. Da kamen nun die Aſſyrer über das Land. Menahem, den ſie in der Behauptung ſeiner Macht unterſtützten, wurde doch zur Zahlung eines Tributs genötigt, den er von den angeſehenſten unter ſeinen Unterthanen erſt eintreiben mußte, ehe er ihn zahlen konnte. Israel ward dadurch faktiſch eigentlich unterworfen. In den Inſchriften, in denen Tiglat-Pileſar die tributpflichtigen Fürſten aufzählt, erſcheint Menahem neben den Fürſten von Comagene, Damaskus, Tyrus, Byblus, Karchemiſch. Es ſind kleinaſiatiſche, phöniziſche und ſyriſche Dynaſten, welche Tiglat-Pileſar als ſeine Vaſallen aufführt. Juda, Edom und die Philiſter fehlen darunter. Wer ermißt aber die Gedankenloſigkeiten der kleinen, bloß auf ihren nächſten Vorteil bedachten Fürſten, durch die es trotz der bedrohenden Nähe eines übermächtigen Feindes dennoch geſchah, daß die in Israel und Damaskus belaſſenen Gewalthaber vereinigt den König von Juda angriffen, für den es dann keine andere Rettung gab, als daß er ſich an Tiglat-Pileſar anſchloß, worauf er zinspflichtig wurde, ſo daß er bald darauf in der Reihe der tributären Fürſten erſcheint.

So wurde um die Mitte des 8. Jahrhunderts der Unabhängigkeit beider Teile des alten israelitiſchen Reiches faktiſch ein Ende gemacht, und zwar nicht gerade durch große Anſtrengungen, ſondern infolge von Uneinigkeiten, die zwiſchen den beiden Königreichen und innerhalb derſelben ausgebrochen waren. Sobald der in Samaria von Aſſyrien eingeſetzte König Hoſea dem König von Aſſyrien, Salmanaſſar, den man als den vierten zählt, den Tribut zu verſagen wagte, wurde er von dieſem gefangen. Salmanaſſar ſchickte ſich eben an, Samaria zu belagern, als auch in Phönizien eine Bewegung ausbrach, ſo daß Salmanaſſar genötigt wurde, ſeine Macht zu teilen.

Was er auszuführen durch einen frühen Tod verhindert wurde, ſetzte nun ſein Nachfolger Sargon ins Werk, in den Inſchriften Sarkin oder Sarrukin. Er erzählt ſeine eigenen Thaten: „Mit Hülfe des Gottes Samas, der mir Sieg über meine Feinde giebt, habe ich eingenommen die Stadt Samaria. Ich habe 27280 Einwohner zu Sklaven gemacht und habe ſie in das Land Aſſur abführen laſſen; die Menſchen, welche meine Hand bezwungen, habe ich inmitten meiner Unterthanen wohnen laſſen.“ Man ſieht wohl, daß Sargon als der eigentliche Zerſtörer des ſamaritaniſches Reiches zu betrachten iſt.

So verfuhr er auch mit den ſyriſchen Landſchaften und mit Damaskus, deren Empörung er niederwarf, ſo daß es ihm möglich wurde, Armenier und Aſſyrer auch auf dieſem Gebiete anzuſiedeln.

Das Auffallende iſt, daß das alles geſchehen konnte ohne den Widerſtand von Ägypten, in deſſen alten Machtbereich der König von Aſſyrien auf das gewaltſamſte eingriff.

Über den Zuſtand Ägyptens in dieſer Epoche ſind wir nur dürftig unterrichtet; aber unleugbar iſt, daß das Reich der Rameſſiden nach jener Unternehmung Scheſchonks gegen Juda von den verderblichſten inneren und äußeren Veränderungen heimgeſucht worden war. Wir erfahren, daß die Herrſcher von Äthiopien ſich auch Ägypten unterworfen, das Land aber dann doch aus Beſorgnis vor der Macht der Prieſter wieder verlaſſen haben. Dann brach ein innerer Kampf zwiſchen den Kriegern, welche einen großen Teil des Landes beſaßen, ohne es verteidigen zu können, aus, in welchem ein Prieſter gegen alles alte Herkommen ſich ſelbſt zum Pharao erklärte. Eine neue Landverteilung wurde vorgenommen; aber man begreift, daß dadurch alles in konvulſiviſche Zerrüttung geriet. Wir können Jahr und Tag der verſchiedenen Kataſtrophen nicht angeben; aber eine lange Epoche hindurch herrſchten Zuſtände, in denen Ägypten den alten ſyriſchen Bundesgenoſſen keine Hülfe zu leiſten vermochte. Der König von Gaza, gegen welchen Sargon zunächſt anging, brachte einen der damaligen Machthaber in Ägypten, der unter dem Titel Siltan (Sultan) erſcheint, auf ſeine Seite. Sargon erzählt, daß die Heere von Ägypten und Gaza vereinigt ihm entgegengegangen, von ihm aber mit der Hülfe Aſſurs, ſeines Herrn, aus dem Felde geſchlagen worden ſeien; der Siltan ſei entkommen, Hanno von Gaza aber in ſeine Hand gefallen. Er verfuhr mit Gaza, wie mit Samaria und Damaskus: die Städte wurden geplündert und eingeäſchert, ein großer Teil der Einwohner, mehr als 9000, nach Aſſyrien abgeführt. Weniger darauf kam es ihm an, Ägypten einzunehmen, als auf die Beſetzung von Gaza, durch welche ſeine vorderaſiatiſchen Eroberungen konſolidiert wurden. Auch die Philiſter konnten ihm keinen weiteren Widerſtand leiſten. In einer ihrer vornehmſten Fünfſtädte, Asdod, lebte ein Fürſt, der alle Nachbarn gegen die Herrſchaft der Aſſyrer aufzuregen befliſſen war und ſeinen Tribut zu zahlen verweigerte. Sargon berichtet, er habe die Unterthanen desſelben von ihm abwendig gemacht und einen anderen an ſeine Stelle geſetzt; der aber habe ſich nicht behaupten können; von dem Volke ſei ein dritter, Namens Jaman, aufgeſtellt worden, der wieder die Obmacht von Aſſyrien nicht habe anerkennen wollen. Im Zorn ſeines Herzens wendete ſich Sargon mit ſeinen Streitwagen und der Reiterei, die ihn begleitete, gegen Asdod und brachte es in ſeine Hand. Er führte die Götter der Philiſter mit ſich fort, ohne Zweifel auch den Fiſchgott, in deſſen Tempel einſt das abgeſchlagene Haupt König Sauls niedergelegt worden war. Er ſetzt einen Statthalter in Asdod ein. Er habe, ſagt er, die Einwohner ſo behandelt, wie die Aſſyrer ſelbſt, ſo daß ſie ſeinen Verordnungen folgten.

Ein philiſtäiſcher Häuptling hatte ſeine Zuflucht nach Ägypten genommen; allein der Schrecken, den die aſſyriſchen Waffen verbreiteten, war ſo groß, daß er von den ägyptiſchen Herrſchern ausgeliefert wurde. Auch nach Arabien erſtreckte ſich Sargons Autorität; die Inſchriften gedenken eines Königs von Saba, von welchem Sargon Tribut erhob. Die Inſkriptionen ſind ruhmredige Bulletins eines Eroberers; aber unſchätzbar ſind doch die Notizen, die ſie enthalten. Wir lernen daraus, daß den Erfolgen in Weſtaſien unaufhörliche Kämpfe im Oſten und Norden des Reiches zur Seite gingen. Dreimal empören ſich die Urarti (Armenier) und ihre Nachbarn am Ararat. Sie werden beſiegt; aber gräßlich, ſelbſt unter Barbaren kaum erhört, iſt die Züchtigung, die über ſie verhängt wird. Man zieht ihnen die Haut von dem noch lebendigen Leibe. Wahrſcheinlich aus Furcht vor einem ſolchen Schickſal tötet ſich Urſa, der Führer dieſes Aufſtandes, mit eigener Hand. Unaufhörlichen Widerſtand leiſten die Meder, unter deren Fürſten wir den Namen Dayaukku (Dajukbu, vermutlich der den Griechen wohlbekannte Dejokes) finden. Sargon verwandelt vier mediſche Städte in aſſyriſche Feſtungen; er erwähnt in einer früheren Inſchrift achtundzwanzig, in einer ſpäteren fünfundvierzig mediſche Fürſten, von denen er Tribut empfangen habe. Faſt am meiſten aber hat er mit dem einſt verbrüderten, dann oft bezwungenen, jetzt wieder feindſeligen Babylon zu kämpfen.

Ein von Salmanaſſar eingeſetzter König iſt von einem einheimiſchen Häuptling und Gewalthaber, Merodach-Baladan (Marduk-habal-iddina), geſtürzt worden. Sargon ſieht ſich anfangs genötigt, ihn als Herrſcher von Süd- und Nord-Chaldäa beſtehen zu laſſen. In kurzem erneuerte ſich der Kampf, zu welchem Merodach-Baladan arabiſche Wanderſtämme herbeigerufen hatte, indem er zugleich ſich mit dem Könige von Elam verband und eine feſte Stellung hinter einem aus dem Euphrat abgeleiteten Kanal einnahm. Sargon beſiegt ihn aber und zwingt ihn zur Flucht. Dann erſcheint er ſelbſt als großer Monarch in Babel; er empfängt Tribute von einer Inſel (Dilmun) im perſiſchen Golf. In den Ruinen von Citium auf Cypern hat man vor einigen Decennien eine Siegesſäule von Gabbroynſtein mit keilförmiger Inſchrift gefunden, die zum Gedächtnis Sargons aufgerichtet war. — Er iſt überall ſiegreich, noch mehr jedoch über die Empörungen, die ſich erhoben und die er auf das gewaltſamſte niederwirft, als durch neue Eroberungen. Sargon nahm, wie man ſieht, eine höchſt bedeutende Stellung in der damaligen Welt ein, illegitim wie er war, martialiſch und ſchonungslos: er ſtarb im Jahre 705. Die Überwältigung Israels, Philiſtäas, Gazas, eines Teiles von Arabien durch die Aſſyrer muß als das Ereignis des 8. Jahrhunderts angeſehen werden. Man darf nicht annehmen, daß die Unterjochung vollſtändig geweſen ſei, was auch deshalb unmöglich war, weil Ägypten noch immer eine Gegenwirkung ausübte. Den Krieg gegen Ägypten haben nun die Sargoniden im Laufe des 7. Jahrhunderts durchgeführt. Der Sohn Sargons, Sanherib, ging vor allem anderen daran, ſich mit den Ägyptern zu meſſen. Ägypten war es ohne Zweifel müde, einen Tribut an Aſſyrien abzuführen, und hatte diesmal die Unterſtützung von Äthiopien.

In einer Inſchrift Sanheribs wird erzählt, wie unzählbare Scharen mit Kriegswagen, Reiterei und Bogenſchützen herangezogen und mit den Ägyptern vereinigt gegen die Aſſyrer vorgerückt ſeien. Bei Altaku hielten ſie eine große Heerſchau. „Unterwürfig dem Gotte Aſſur, meinem Herrn“, ſagt Sanherib, „habe ich mit ihnen gekämpft und ſie in die Flucht geſchlagen“. Die Söhne des Königs von Ägypten und die Anführer des Königs von Ägypten und Meroë wurden im Handgemenge gefangen. Man darf dies als die Schlacht anſehen, durch welche das Übergewicht der Aſſyrer in Vorderaſien entſchieden worden iſt. So wurden alle die Unabhängigkeiten unterworfen, welche den Vordergrund der Hiſtorie einnehmen.

Aſſur hatte keine breite nationale Grundlage; es hatte weder eine landſchaftliche Religion, wie Ägypten, noch eine auf die Beobachtung des Himmels und der Geſtirne gegründete, wie Babylon; es iſt eine in dem Kampfe mit den Eingeborenen erſtarkte Kriegsgenoſſenſchaft eines ſemitiſchen Stammes, welche nach und nach alles überwältigt, was ſie mit den Waffen erreichen kann. Aſſurs Götter ſind Kriegsgottheiten, welche in der Macht der Oberhäupter zur Erſcheinung kommen. Die anderen Stämme und Städte müſſen ihm Tribut zahlen, oder ſie werden einer gräßlichen Züchtigung preisgegeben.

In dem allgemeinen Ruin hielt ſich allein Jeruſalem aufrecht. Hier hatte Hiskia allen religiöſen Abweichungen ſeiner Vorgänger abgeſagt, den Götzendienſten ein Ende gemacht und den Jehovahkult in ſeiner Reinheit wiederhergeſtellt. Man muß ſich die Verhältniſſe der Zeit vergegenwärtigen, um eine Erſcheinung, wie den Propheten Jeſaias, den gedankenvollſten und geiſtig mächtigſten von allen Propheten, zu begreifen und zu würdigen. Er vereinigt das Volk mit dem Könige, ſo daß Jeruſalem als ein Bollwerk gegen die Aſſyrer angeſehen werden konnte, wohin die Nachbarn, die ſich vor denſelben zu retten ſuchten, ihre Zuflucht nahmen. Jedermann kennt aus den Büchern der Könige die Belagerung, mit der Sanherib Jeruſalem heimſuchte; nur vergeblich bemühte er ſich, das Volk von ſeinem Könige zu trennen. Eins der vornehmſten Motive, welche die Aſſyrer für eine Unterwerfung geltend machen, liegt darin, daß alle anderen Länder und Städte ſamt ihren Göttern den Waffen Aſſurs unterlegen ſeien: wo ſei ein Gott, der ſein Volk gegen dieſe habe ſchützen können? Die Israeliten und ihr Prophet erklärten: Jehovah ſei der Gott, der dies Werk vollbringen werde; der habe Himmel und Erde gemacht und ſei allein wahrhaft Gott. Auch Jehovah ward als nationaler Gott gedacht und verehrt. Er erſchien in dem Kampfe der Landſchaften, die mit ihren Göttern identifiziert werden, gleichſam auch als einer derſelben. Aber in Israel hatte man doch dabei nie die Eigenſchaften aus den Augen verloren, welche ihm von Moſe zugeſchrieben werden; indem die Nation als ſein beſonderes Eigentum betrachtet wurde, erſchien er doch in ſeiner Weſenheit als Herr über alle Kreatur auf Erden und als der allgemeine

Gott. Eben in den obſchwebenden Bedrängniſſen erhob ſich dieſe Idee zu voller Kraft und Klarheit. Jeſaias hat damals den in eminentem Sinne prophetiſchen Spruch geſchrieben, in dem er verkündigt, daß dereinſt alle Welt bei den heiligen Stätten von Jeruſalem ihr Heil ſuchen werde. Man vertraute noch auf den nationalen Gott; aber in dem Augenblick, wo man mit dem Untergange bedroht war, tauchte dunkel und tief die Idee empor, daß der monotheiſtiſche Grundgedanke der Religion ein unvergänglicher ſei, dem die Welt angehöre.

Noch einmal behauptete ſich Jeruſalem. Sanherib mußte ſeine Belagerung aufgeben, hauptſächlich, wie es ſcheint, durch Bewegungen veranlaßt, die in Babylon ausgebrochen waren. Aſſarhaddon, Sanheribs Nachfolger, bewegt ſich in denſelben Bahnen wie dieſer. In ſeinen Inſchriften wird berichtet, daß er Babylon ſeinen Geſetzen unterworfen und mediſche Stämme nach Aſſyrien verpflanzt habe. Vornehmlich aber war ſein Augenmerk gegen Vorderaſien gerichtet. Er erzählt, daß er den König von Sidon verjagt, daſelbſt die Großen getötet, die Häuſer zerſtört, die Mauern in das Meer geworfen habe. Er erwähnt zwölf Könige der Meeresküſte und die Könige der Inſel Cypern, die ihm unterthänig geweſen ſeien. Auch der König von Juda hatte ſich dieſer Notwendigkeit unterworfen. Aus den entfernteſten Landen, ſoviel wir ſehen Arabiens, das er weit und breit beherrſcht und wo er ſogar eine Königin einſetzt, führt er einen Teil der Einwohner nach Aſſyrien. Die Karawanenzüge werden, wie ſchon Jeſaias klagt, durch ſein Schwert gefährdet und geſtört.

Alles aber tritt davor zurück, daß er die älteſte und ſtärkſte Feindſeligkeit, die ſich ſeiner Macht bisher entgegengeſetzt hatte, überwältigte. Der Sieg ſeines Vaters hatte ihm dazu den Weg gebahnt. In der allgemeinen Unordnung, die dann eintrat, führte Aſſarhaddon eine glückliche Invaſion in dem Nillande aus. Die Inſchriften verſichern, er habe ganz Ägypten durchzogen; er nennt ſich König von Muſur (d. i. Ägypten), vom Lande Miluhhi (Meroë) und vom Lande Kuſch. Man wird an den alten Gegenſatz zwiſchen Ägypten und Cheta erinnert, den die Rameſſiden nicht auszufechten vermochten. Die Aſſyrer können nach langem Intervall gleichſam als Fortſetzer jenes Reiches betrachtet werden, deſſen Beſtandteile ihnen unterthänig waren. Ihnen gelang es nun, Ägypten ſelbſt zu unterwerfen. Was Sanherib begonnen, Aſſarhaddon ſchon großenteils ins Werk geſetzt hatte, führte Aſſurbanipal vollends durch. Eine glücklicherweiſe erhaltene und in mehreren Überſetzungen vorliegende Inſkription läßt erkennen, unter welchen Wechſelfällen der Abſichten und der Ereigniſſe das geſchah. Wir erfahren daraus, daß Aſſarhaddon die Regierung des Landes einer Anzahl von Unterkönigen anvertraut hatte, welche ihm Tribut zu zahlen verpflichtet waren. Aber noch lebte Taraco, König von Kuſch, der von Aſſarhaddon aus Ägypten verjagt worden war. Bei dem Tode ſeines Beſiegers regte er ſich aufs neue. Es wird als eine Verſchuldung betrachtet, daß er die Kriegsgötter der Aſſyrer mißachtet und ſich auf ſeine eigenen Kräfte verlaſſen habe. Die von Aſſarhaddon eingeſetzten Befehlshaber wichen vor Taraco und flohen nach der Wüſte. Er nahm Memphis wieder in Beſitz, welches Aſſarhaddon ausdrücklich mit dem aſſyriſchen Reiche vereinigt hatte. Dagegen nun erhebt ſich Aſſurbanipal auf Befehl eben dieſer Götter mit all' der Macht, welche ſie in ſeine Hand gelegt haben. Auf dem Wege bringen ihm zweiundzwanzig Könige der unterworfenen weſtaſiatiſchen Landſchaften und der Inſeln des Mittelländiſchen Meeres ihre Huldigungen dar. So gelangt er ohne Schwierigkeit nach Ägypten. Taraco ſendet ihm eine anſehnliche Streitmacht entgegen; Aſſurbanipal ſchlägt dieſelbe mit Hülfe der Götter, ſeiner Herren, aus dem Felde. Furcht vor dieſen Göttern ergreift nun Taraco ſelbſt; er entſchließt ſich, zurückzuweichen. Die Bilder ſeiner Götter werden dann in das Feldlager Aſſurbanipals gebracht. Ein Geſichtspunkt, der in der Inſkription des Königs beſonders ſtark hervortritt; der Kampf zwiſchen den Fürſten iſt zugleich ein Kampf ihrer Götter. Aſſurbanipal rückt den Geſchlagenen nach Theben nach. Er legt Wert darauf, daß ſein Volk in Theben Wohnung genommen habe. Es war, wie wir wiſſen, die vornehmſte Stätte des Ruhmes der Rameſſiden und der ägyptiſchen Religion. Damit hängt nun aber noch ein anderes Motiv zuſammen. Die Unterkönige ſind zurückgekommen und werden in ihre alten Bezirke wieder eingeſetzt; aber Aſſurbanipal erſchwert die Laſten des Landes, mit deren Erhebung und Auszahlung dieſe höchſten Beamten beauftragt waren. Daraus erwachſen dann die unangenehmſten Folgen. Die Unterkönige vergeſſen ihre Verpflichtungen, obgleich ſie dieſelben, wie die Worte lauten, zugleich gegen die Götter von Aſſur übernommen hatten. Sie wenden ſich an Taraco, den König der Äthiopen, um, von dieſem unterſtützt, mit gegenſeitiger Hülfeleiſtung ſich den Aſſyrern entgegenzuſetzen. In der Inſkription wird nun erzählt, die Befehlshaber der aſſyriſchen Truppen ſeien dieſem Vorhaben auf die Spur gekommen; ſie bemächtigten ſich der vornehmſten Unterkönige, deren Seelen von der Laſt des gebrochenen Eides gedrückt werden, und verwüſten ihre Städte, die ſie jetzt erſt erobern. Sie kennen keine Schonung: das Land erfüllt ſich mit den Leichen der Erſchlagenen. Einige von den Unterkönigen aber werden nach Ninive gebracht. Aſſurbanipal hält es doch nicht für ratſam, ſie in der Weiſe ſeiner Vorfahren zu beſtrafen. Denn wie hätte Ägypten unmittelbar durch die Aſſyrer regiert werden können? Er trifft eine Abkunft mit Necho, dem angeſehenſten von allen; er beſchenkt ihn mit einem Schwerte von Stahl in goldener Scheide und erweiſt ihm faſt königliche Ehren. Zugleich aber legt er ihm noch ſchwerere Bedingungen auf, als die früheren geweſen waren. So ſchickt er ihn in ſeine Bezirke, Memphis und Sais, zurück. Um die Unterwürfigkeit von Ägypten vollſtändig herzuſtellen, begiebt ſich dann der König ſelbſt in das Land. Taraco iſt indes geſtorben; ſeine Seele, ſagt die Inſchrift, floh in das Dunkel; aber ſeinem Nachfolger gelang es, Theben wieder in Beſitz zu nehmen. Dem König Aſſurbanipal kann derſelbe jedoch keinen Widerſtand leiſten. Dieſer rühmt ſich, nicht allein unſchätzbare Reichtümer aus Theben davongeführt, ſondern auch die Stadt dem Kultus der aſſyriſchen Gottheiten Aſſur und Iſtar unterworfen zu haben. Es iſt zugleich ein Sieg der aſſyriſchen Religion und der aſſyriſchen Verwaltung über Ägyptenland und ſeine Götter, was die Inſchrift feiert. Wenn der König weiter erzählt, er ſei auch gegen Kuſch vorgedrungen und habe daſelbſt großen Ruhm erworben, ſo wird man, ohne dies in Zweifel zu ziehen, doch auch nicht annehmen dürfen, daß er das Land unterworfen habe, da er es nicht ausdrücklich ſagt. Das hochwichtige Ergebnis ſeiner Inſchrift iſt, daß Ägypten wiederholt und vollkommen unterworfen, von den aſſyriſchen Waffen und der Religion der aſſyriſchen Kriegsgötter abhängig geworden iſt.

Der mächtige Aſſurbanipal wußte die Unterthanen von Aſſyrien allerwärts im Zaume zu halten. Er rühmt ſich, daß er den König von Tyrus gezwungen habe, Meerwaſſer zu trinken, um ſeinen Durſt zu löſchen. Den größten Widerſtand fand er in Elam; aber er bezwang ihn.

Die Göttin erſcheint ihm im Traume, umgeben von Strahlen, und verſpricht ihm den Sieg, der ihm zu teil wird. Der feindliche König wird getötet, das Volk unterwirft ſich. Auch hier aber ging es ungefähr wie in Ägypten und zwar aus demſelben Grunde. Aſſurbanipal ſagt, er habe die Abgaben erhöht; dem aber habe ſich ſein eigener Bruder, den er einſt in Babylon mit den Waffen behauptet hatte, entgegengeſetzt und eine große Anzahl anderer Völker mit ihren Fürſten auf ſeine Seite gebracht. Die aſſyriſche Herrſchaft war ihnen neu und wurde immer ſchwerer. Die Völkerſchaften waren zur Anerkennung von Aſſur gebracht, aber ohne doch ihre Rechte aufzugeben. Der König von Babylon ſtellte ſich gleichſam an ihre Spitze, um ſie gegen ſeinen Bruder zu verteidigen. Er wird eines religiöſen Vergehens beſchuldigt: er habe ſich von Bel, der vornehmſten Gottheit, und den aſſyriſchen Kriegsgottheiten abgewendet, was ſich wohl darauf bezieht, daß er die Schätze des Beltempels zur Durchführung ſeines Vorhabens aufwandte. Von größter Bedeutung war, daß auch der von Aſſurbanipal eingeſetzte König von Elam ſich der Bewegung anſchloß. Dieſer Erhebung mußte ein Ende gemacht werden, was diesmal ohne große Mühe geſchah. Der Fürſt von Elam wurde mit einem Teil ſeiner Familie von einem Empörer des Namens Tammaritu umgebracht. Aſſurbanipal rückt, indem er ſeine Götter anruft, gegen ihn vor. In dieſem Augenblick wird der Empörer von einem anderen Aufruhr getroffen und erleidet eine vollkommene Niederlage. Tammaritu warf ſich, den Kopf mit Staub bedeckt, vor den Fußſchemel Aſſurbanipals nieder, zum Ruhme der aſſyriſchen Götter. Er erhält Verzeihung und wird wieder eingeſetzt. Hierauf kann ſich auch der rebelliſche Bruder in Babylon nicht behaupten. Die Götter, die vor Aſſurbanipal hergehen, haben, wie dieſer ſagt, den König von Babylon in ein verzehrendes Feuer geſtoßen und ſeinem Leben ein Ende gemacht. Über die Anhänger desſelben, die in die Hände des Siegers fallen, wird eine entſetzliche Strafe verhängt. Die Inſtitutionen, gegen die ſie ſich empört hatten, werden hergeſtellt, die Provinzen, die ſich ihnen angeſchloſſen, den Geſetzen der aſſyriſchen Götter unterworfen. Auch die Araber, die es mit den Rebellen gehalten, beugen ſich vor dem Könige; von ſeiner Macht in Ägypten heißt es, ſie habe bis an die Quellen des Nil gereicht.

Und auch nach Kleinaſien hin dehnte Aſſurbanipal ſeine Macht aus. Er bezeichnet Lydien als entferntes Land auf der anderen Seite des Meeres, von welchem ſeine Vorfahren nie reden gehört hätten. Gugu, König der Luddi, d. h. Gyges von Lydien, ſchickte Geſandte und bat um die Protektion von Aſſyrien.

Die ungeheure Ausdehnung dieſer Macht erſcheint dann in der Nachricht, daß ein König von Ararat Geſchenke, die als eine Huldigung betrachtet wurden, nach Ninive geſchickt, daß Empörungen mediſcher und ſaktiſcher Häuptlinge unterdrückt wurden; fünfundſiebzig Städte wurden daſelbſt eingenommen. Das aſſyriſche Reich vereinigte die ſemitiſchen Stämme zum erſten und wohl zum letztenmale unter einander zu einer Herrſchaft, die ſich weit über ihre Grenzen erſtreckte und ihnen gewiß den erſten Rang unter den damaligen Mächten der Welt gab. Dabei darf man nicht vergeſſen, daß auch die phöniziſchen Kolonien, Karthago und das ferne Tarteſſus, obgleich ſie ſich freihielten, doch ein ſtammverwandtſchaftliches Intereſſe in dem Weſten von Europa geltend machten, während von Medien aus der aſiatiſche Oſten eröffnet wurde. Arabien erfuhr die Einwirkungen Aſſyriens, ohne gänzlich zu unterliegen.

Aſſyrien iſt die erſte erobernde Macht, der wir in der Weltgeſchichte begegnen. Das wirkſamſte Mittel, das es in Anwendung brachte, um die Unterwürfigkeiten zu befeſtigen, beſtand in der Wegführung der vornehmſten Einwohner aus den bezwungenen Landſchaften nach Aſſyrien und der Anſiedlung von Aſſyrern in den neu erworbenen Gebieten. Es ſollte doch ſcheinen, als ob dieſes gewaltſame Regiment einen entſprechenden Erfolg hätte haben müſſen. In Ninive beſaß das aſſyriſche Reich eine Kapitale, in welcher alle Elemente des damaligen Völkerlebens ſich begegneten und notwendig einen gegenſeitigen Einfluß ausübten.

Die wichtigſte Einwirkung Aſſyriens auf die Welt möchte darin zu ſuchen ſein, daß es die lokalen Selbſtändigkeiten und die lokalen Dienſte in Vorderaſien einengte und brach. Es hatte einen Sinn, daß die Völker verpflanzt werden; in ihrer Heimat waren ſie immer in Verſuchung, den lokalen Dienſten wieder zu verfallen; mit dem Grund und Boden ſollten ſie auch ihre Götter wechſeln.

Ein welterſchütterndes Ereignis war es nun, daß dieſe Macht, die noch in lebendigſtem Fortgange begriffen war, plötzlich aufhörte zu exiſtieren. Seit dem 10. Jahrhundert waren alle bedeutenden Ereigniſſe von ihr ausgegangen; in der Mitte des 7. brach ſie plötzlich zuſammen. Die Einwirkungen der Macht der Aſſyrer haben jedoch keineswegs wieder vertilgt werden können; ſie haben vielmehr die folgenden Zeiten beherrſcht. Vorderaſien hat allezeit einen der wichtigſten Schauplätze der welthiſtoriſchen Entwickelung gebildet; Perſer, Griechen, Römer, Araber, Mongolen, Türken haben, freilich in verſchiedenen Richtungen, die einen der Kultur zugewandt, die anderen ſie vernichtend, an das angeknüpft, was die Aſſyrer angebahnt hatten.

Wie nun aber der Ruin von Ninive herbeigeführt worden iſt, wird nirgend authentiſch überliefert.

Xenophon hörte ſpäter im Lande, die Stadt hätte ſich verteidigen können; aber ſie ſei durch himmliſche Zeichen, Blitze des höchſten Gottes, davon abgeſchreckt worden. Eine ſpätere Erzählung iſt, bei dem Übergewicht, das den feindſelig gegen Ninive heranziehenden Babyloniern und Medern zu Teil geworden, habe ſich der damalige Herrſcher, Sarakos, in ſeiner Burg verbrannt, was dann zu einer neuen Ausſchmückung der alten Sage von Sardanapal geführt hat. Abgeſehen von dem Wunderbaren iſt das Konſtante in den Erzählungen, daß Aſſyrien durch die Verbindung der Meder und Babylonier zu Grunde gerichtet worden ſei. Alles weitere, was darüber geſagt wird, ſtreift an das Märchenhafte; und die Allianz ſelbſt wird zweifelhaft, da Herodot, der der Zeit noch am nächſten ſtand, davon nichts weiß; er ſchreibt die Eroberung einfach den Medern zu. Wir werden auf die Verhältniſſe, die den Sturz des aſſyriſchen Reiches und das Emporkommen des mediſchen verurſachten, zurückkommen; Ereigniſſe, auf denen der Fortgang der allgemeinen Geſchichte beruht. Hier bleiben wir noch bei den Babyloniern ſtehen, welche, durch den Fall Ninives von der Herrſchaft der Aſſyrer befreit, in Vorderaſien die Rolle Aſſurs ihrerſeits fortſetzten. Sie wurden hier Herr und Meiſter. Nebukadnezar trat auf: der vornehmſte Begründer des chaldäiſch-babyloniſchen Reiches, der ſich auf die Erbfolge und die Beiſtimmung der Prieſterſchaft ſtützte. Er fand aber dabei Widerſtand von Ägypten her. Aus der Mitte jener Unterkönige, welche die Aſſyrer in Ägypten eingeſetzt hatten, erhoben ſich unabhängige Oberhäupter, die nach dem Falle von Ninive als ſelbſtändige Könige erſchienen, Nachkommen des erſten Necho.

Schon bei Lebzeiten Aſſurbanipals hatte der Sohn Nechos, Pſammetich, namentlich durch ſeine Verbindung mit Lydien, dieſe Richtung eingeſchlagen. Auf das entſchiedenſte aber kam ſie in dem Sohne Pſammetichs, dem zweiten Necho, zu Tage, einem Fürſten, der überhaupt für die ſpätere Geſchichte Ägygtens eine neue Bahn eröffnete. Seine Beſtrebungen gewannen durch die Verbindung mit Phöniziern und Griechen eine univerſale Tendenz für Handel und Kultur. Zugleich mit der Statthalterſchaft über Philiſtäa betraut, wendet er ſeine ganze Macht gegen Syrien. Da nun ſtießen Babylonien und Ägypten, in kräftigem Emporkommen begriffen, gegeneinander.

Die kleineren Königreiche, die ſich wieder regten, gerieten in die unglückliche Notwendigkeit, ſich entweder an das eine oder das andere anſchließen, zwiſchen ihnen wählen zu müſſen. Verhängnisvoll wurde die Situation für das Reich Juda. Man begreift es, wenn in dem Buche der Könige das Ereignis, an welches ſich nur ſchmerzliche Erinnerungen knüpften, nicht mit der Ausführlichkeit behandelt iſt, aus welcher man Einſicht in die Motive und Wechſelfälle der Ereigniſſe gewinnen könnte. Nur ſoviel ſieht man, daß Juda unter dem König Joſia ſich dem Vordringen des ägyptiſchen Pharao, der den Durchzug durch das Gebiet von Judäa verlangte, widerſetzt hatte; aber bei dem erſten Zuſammentreffen bei Megiddo unterlag er und verlor das Leben. Hierauf wurde Necho Meiſter von Jeruſalem. Er ſetzte einen König ein, der, wie einſt der ſamaritaniſche König Menahem den Aſſyrern, ſo jetzt den Ägyptern dazu dienen mußte, Geld von ſeinem Volke aufzubringen, um ſie in ihren Unternehmungen zu unterſtützen. Dieſe mißlangen aber. Bei Karchemiſch wurde Necho von dem jungen Nebukadnezar beſiegt, ſo daß das Übergewicht der Macht von den Ägyptern auf die Babylonier überging; Nebukadnezar wurde der mächtigſte Fürſt in Vorderaſien. Er wird von dem Propheten mit einem Löwen verglichen, der aus ſeinem Dickicht hervorbricht und das Land zur Wüſte macht, oder auch mit einem Adler, der ſeine Flügel über Moab breitet, d. h. unwiderſtehlich zu Schutz und Trutz. Noch einmal vereinigen ſich die Fürſten von Sidon und Tyrus untereinander und mit dem Könige von Juda, um dem Babylonier zu widerſtehen. Nachdem Nebukadnezar ſeine Götter befragt, wohin er ſeine Waffen zunächſt wenden ſoll, belagert er der Weiſung derſelben gemäß Jeruſalem. Joſephus meldet, Necho habe einen Verſuch gemacht, Jeruſalem zu entſetzen, und unbezweifelt iſt es, daß die Großen und das Volk wie der König ſelbſt mehr ägyptiſch geſinnt waren, während der Prophet Jeremias in der Übermacht Babyloniens eine Schickung Gottes ſah. Jeruſalem wird eingenommen; der König wird gefangen und fortgeführt, mit ihm eine große Anzahl angeſehener Juden, namentlich die Kriegsleute zugleich mit den für den Krieg brauchbarſten Handwerkern, mehrere Tauſend an Zahl. Vor allem wollte Nebukadnezar Juda, das ſich ihm widerſpenſtig erwies, und deſſen Hauptſtadt entwaffnen. Nebukadnezar ſetzte dann einen neuen König, Zedekia, auf den Thron; nur mußte ſich dieſer verpflichten, das ganze Gebiet für ihn, den König von Babel, zu bewahren, keiner Hinneigung zu Ägypten Raum zu geben. Aber Zedekia gerät unter den Einfluß der Volksmenge; er wird von den Propheten Ezechiel und Jeremias gewarnt. Da aber die Weisſagungen derſelben doch nicht ganz zuſammenſtimmen, ſo verwirft er beide und tritt mit den Ägyptern in Verbindung, in der Hoffnung, mit deren Hülfe Babylon zu ſtürzen. Hierauf rückt Nebukadnezar in Judäa ein, erobert die Kaſtelle und belagert Jeruſalem. Der König von Ägypten zieht zum Entſatz heran; der babyloniſche geht auf ihn los und ſchlägt ihn. Die Entfernung des babyloniſchen Königs mit ſeinem Heere giebt zu der Meinung Anlaß, er werde gegen Jeruſalem nichts weiter unternehmen, ſondern ſogar die aus dem Tempel genommenen koſtbaren Geräte zurückgeben. Jeremias warnt vor dieſen Einbildungen. Und in kurzem kehrt Nebukadnezar zur Belagerung Jeruſalems zurück. Nach der von den Aſſyrern eingeführten Methode ſchließt er es mit einer Cirkumvallation ein und legt endlich eine Breſche in die Mauer. Zugleich wird die Stadt von Hunger und Peſtilenz heimgeſucht. Unter dieſen Umſtänden flieht der König. Bei Jericho aber wird er eingeholt; man ſetzt ein Gericht über ihn ein, nach deſſen Spruch ſeine Kinder vor ſeinen Augen geſchlachtet werden. Das war das letzte, was ihm vergönnt war zu ſehen; er wird dann geblendet und in Ketten nach Babel geführt. Einen Monat darauf wurden der Tempel und der königliche Palaſt von den Chaldäern verbrannt. Was David und Salomo geſchaffen, ſchien auf immer vertilgt zu ſein. Hierauf erfolgten neue Exilierungen. Ob wirklich eine Deportation des Volkes ſtattgefunden hat, iſt doch nicht ſo gewiß, wie man annimmt. Wir erfahren nur, daß niemand zurückgelaſſen wurde, außer denen, die zum Anbau des Landes oder der Weinberge unentbehrlich geweſen wären.

Eigentlich religiöſe Motive waren es nicht, die zu dieſer Kataſtrophe führten. Die Einwirkungen der beiden benachbarten Mächte waren ſo ſtark, daß ſie in Jeruſalem ſelbſt eine Spaltung herbeiführten. Die Könige hielten ſich immer aufs neue an Ägypten, die Propheten waren für Babylon. In dieſem Zwieſpalt, der ſelbſt eine Wirkung der allgemeinen Angelegenheiten war, iſt das Reich Juda vernichtet worden. Es war doch zuletzt der Gegenſatz zwiſchen Baal und Jehovah, welcher den Untergang des jüdiſchen Reiches entſchied. Baal beherrſchte Vorderaſien; Nebukadnezar, der ihn jetzt vertrat, war vortrefflich gerüſtet. In Jeruſalem dagegen war alles entzweit. Selbſt die Propheten, die an Jehovah feſthielten, rieten doch, weil ſie ſich über die Überlegenheit von Babylon keine Illuſionen machten, zu einem friedlichen Verhalten. Eine Beobachtung der von Nebukadnezar auferlegten Bedingungen wäre ihnen nicht zuwider geweſen. Aber die Könige und mit ihnen der größte Teil des Volkes neigten ſich zu Ägypten, das doch zu ſchwach war, um ſie zu retten.

Wenn nicht alles täuſcht, waren es nur die vornehmeren Klaſſen, welche in die Gefangenſchaft, das babyloniſche Exil, abgeführt wurden. Darin aber erkennen wir auch wieder die Grundlage einer Gegenwirkung. Denn dieſe Klaſſen waren am lebendigſten von den altisraelitiſchen Ideen durchdrungen, welche ſich in den letzten Zeiten beſonders durch König Joſia im Kampfe mit den eindringenden Götterverehrungen konſolidiert hatten. Dieſe konnten es vielleicht noch ertragen, wenn ſie jetzt von Jeruſalem, das doch aller politiſchen Macht beraubt war, nach anderen Gebieten des Siegers weggeführt wurden. Gerade im Unglücke bewährte ſich die unverwüſtliche Kraft des Glaubens. Sie feierten die großen Unglückstage als Bußtage. Ihre Erinnerung wandte ſich auf Abraham zurück, der unter allen ihren Führern allein gegen ſeinen Gott nicht gefehlt hatte. Sie bildeten die Summe ihrer Glaubensſätze tiefer und reiner aus als bisher, eine Befreiung erwartend, die ihnen auch bald zu teil ward.

Nach der Einnahme Jeruſalems wendet Nebukadnezar ſeine Waffen gegen Phönizien; nur Tyrus leiſtet ihm Widerſtand; deutlich ſieht man nicht, ob er es wirklich unterworfen hat. Man erzählt, die Belagerung habe dreizehn Jahre gedauert. Nebukadnezar griff nun auch Amon und Moab an und unterwarf ſie. Nach einer ſehr beſtimmt auftretenden Nachricht wäre er ſelbſt in Ägypten eingedrungen und hätte die dahin geflüchteten Iſraeliten als Gefangene nach Babylon geführt. Alle dieſe Handlungen ſind doch nur eine einzige, nämlich die Vernichtung der ägyptiſchen Einflüſſe in Vorderaſien.

Die Keilinſchriften aus dieſer Zeit ſind nicht hiſtoriſchen Inhaltes, wie die aſſyriſchen; ſie beziehen ſich nur auf die Bauten des Königs. „Den Tempel des Fundaments der Erde, den Turm von Babylon errichtete ich und vollendete ich, und aus Ziegeln und bedeckendem Kupfer ſetzte ich ſeine Spitze darauf.“ Den Tempel der ſieben Leuchten der Erde, welcher verfallen war, wiederherzuſtellen, fühlt er ſich durch den Gott ſelbſt angetrieben. „An einem günſtigen Tage beſſerte ich die Backſteine ſeines Gebäudes und die Ziegel ſeiner Bedachung zu feſt verbundenem Mauerwerke aus.“ Bisher war der Tempel immer ohne Spitze geweſen; Nebukadnezar richtete dieſelbe auf.

Seine Geſchichte verfiel der Sage. Die jüdiſche Überlieferung bei Daniel ſagt, er ſei von den Menſchen verſtoßen worden und habe Gras gegeſſen. Ganz anders die griechiſche Tradition. Sie erzählt, er ſei größer geweſen, als Herkules; er ſei bis Libyen, bis an die Säulen des Herkules und bis nach Iberien vorgedrungen; er habe die Iberer an die Küſte des Schwarzen Meeres verſetzt. Dann ſei er, von einem Gott ergriffen, einſt auf die Zinne ſeines Hauſes geſtiegen und habe den Babyloniern ihren Untergang geweisſagt. Darauf ſei er verſchwunden.

Viertes Kapitel.

Medo-perſiſches Reich.

Ich komme nochmals auf den Untergang des aſſyriſchen, die Gründung des medo-perſiſchen Reiches, ein in ſich zuſammenhängendes Ereignis, das, nur ſehr unvollkommen bekannt, vielleicht durch eine allgemeine Anſicht erläutert werden kann.

Es könnte als ein Mißbrauch des Wortes erſcheinen, wenn man ein durch die mannigfaltigſten Gewaltſamkeiten zuſammengebrachtes Reich, wie das aſſyriſche, als ein weſentliches Moment in der Kultur des Menſchengeſchlechtes betrachtet. Aber ſo verhält es ſich doch. Durch die vorangegangenen Ereigniſſe und Verwickelungen war bereits eine Kulturwelt begründet: ſeßhafte Völker in begrenzten Gebieten, die ſich in ſtetem Kampf untereinander doch behaupteten; geſetzliche Ordnungen, ohne welche kein Gemeinweſen beſtehen kann; Gottesverehrungen, in deren Mitte die Idee des Monotheismus zwar noch in lokalen Formen, aber doch mit allumfaſſender Intention feſtgehalten wurde; ein Schriftweſen, durch welches die Grundlagen aller Überlieferung in einem unübertrefflichen Werk zuſammengeſtellt, zugleich aber auch die Ereigniſſe der Zeit, wiewohl nur in einſeitigen Aufzeichnungen, der Nachwelt aufbehalten worden ſind; eine Kunſtübung, die, ſich an die Religion anſchließend, Denkmäler von einer Größe und inneren Bedeutung ſchuf, welche den Späteren immer zur Bewunderung gedient und ihre Nachahmung erweckt haben. Dieſe Welt, die das Fundament aller menſchlichen Geſittung in ſich enthielt, war nun durch den natürlichen Fortgang der Begebenheiten unter die aſſyriſche Monarchie geraten, die auch ihrerſeits an derſelben teilnahm. In den Ruinen von Ninive hat man Arbeiten von hoher techniſcher Ausbildung gefunden, wie denn die Religion nur eben eine beſondere Abart des Baal-Dienſtes war, deſſen Metropole zu beſitzen, als ein beſonderes Nebenreich zu regieren, die aſſyriſchen Könige ſich zur größten Ehre rechneten. Indem ſie nach allen Seiten hin die Gewalt an ſich brachten, ſchützten ſie zugleich die gebildete Welt vor dem Eindringen fremder Elemente. Wenn man einen allgemeinen, in der Sache liegenden Grund für das Aufhören der aſſyriſchen Macht aufſuchen will, ſo würde ein ſolcher darin liegen, daß ihr das zuletzt nicht mehr gelang.

Die Selbſtändigkeiten der einzelnen Völker und Stämme waren bezwungen, aber nicht unterdrückt; nach jedem Thronwechſel brachen ſie hervor. Wie ließe ſich überhaupt denken, daß eine, nur durch ein überlegenes Kriegsweſen emporgekommene Potenz die Nationen, die ſie beherrſchte, befriedigt hätte? Oder will man glauben, daß die Hauptſtadt der Religion von Ägypten ſich ernſtlich der Verehrung Aſſurs unterworfen habe? Sollten Fürſten wie Gyges, dem die kleinaſiatiſchen Griechen gehorchten, ihre eigene Unabhängigkeit vollſtändig aufgeben? Wie vollends dann, wenn das aſſyriſche Reich ſich gegen andere Barbaren nicht mehr zu ſchützen vermochte?

In dieſer Epoche drangen cimmeriſche und ſcythiſche Stämme, jene in das vordere, dieſe in das obere Aſien verwüſtend ein. Deren Urſprung, ihr Verhältnis zu den Nachbarn, den Gang und die Wirkung ihrer Züge zu erforſchen, iſt noch immer eine, ſoviel ich ſehe, ungelöſte Aufgabe. Aber aus der älteſten Erzählung erkennt man doch den Charakter der Bewegung; ſie entſprang aus den feindſeligen Berührungen der barbariſchen, noch auf Wanderungen begriffenen Stämme, von denen die einen die anderen aus ihrem Beſitz ausſtießen. Die Scythen, von den Maſſageten gedrängt, rückten ihrerſeits gegen die Cimmerier vor. Die Könige der Cimmerier und deren unmittelbare Anhänger forderten die Verteidigung des Landes. Aber das lag nun einmal nicht in der Gewohnheit dieſer Völker. Das Volk der Cimmerier neigte ſich zur Fortſetzung ſeines bisherigen Wanderlebens und ſetzte in einem Kriege dieſe Abſicht durch, die, wie man ſieht, zugleich mit einer Auflöſung der bisherigen Verfaſſung verbunden war. Die Fürſten wurden getötet, und um ſo ungebundener drangen dann die Cimmerier von den Küſten des Pontus her in Aſien ein. Aber die Scythen waren mit dem dergeſtalt ihnen überlaſſenen Gebiete nicht zufrieden. Der einmal gegebene Anſtoß riß ſie fort; ſie drangen ſiegreich im oberen Aſien vor, wo ſie eine Zeit lang die Herrſchaft ausübten. Man erkennt den Gegenſatz: nomadiſche Völker vollführen einen Einbruch in Regionen, die bereits das ſind, was wir Kulturwelt nennen können, d. h. in Landſchaften feſter Anſiedelung, wo ein Anfang der Geſittung und ein auf Geſetze begründetes ruhiges Daſein angebahnt war. Wenn nun die Aſſyrer in dieſen Regionen die oberſte Gewalt ausübten, ſo hatten ſie auch die Pflicht, dieſe Angriffe abzuwehren, wie denn auch Gyges von Lydien eben bei Aſſyrien Schutz ſuchte und ſich deshalb zu einer Art von Unterwürfigkeit verpflichtet hat. Aber Aſſurbanipal war viel zu ſehr mit dem Niederſchlagen der unaufhörlich aufwogenden Empörungen beſchäftigt, als daß er die Grenzen von Lydien hätte ſichern können; die Cimmerier und die Scythen durchzogen Lydien. Wir finden ſie in Kleinaſien; der Göttin von Epheſus wird es zugeſchrieben, wenn ihnen hier Einhalt geſchah. Und immer weiter dringen ſie vor: bis nach Philiſtäa, wo einer jener ägyptiſchen Machthaber, die als Unterkönige der Aſſyrer emporgekommen, der Sohn des erſten Necho, Pſammetich, durch eine Art von Brandſchatzung, die er ihnen zahlte, das Delta vor einer verwüſtenden Invaſion zu ſichern wußte. Die Verteidigung wurde alſo von den untergeordneten Gewalten vollzogen; die Lydier erwarben ſich dabei Ruhm und Anſehen. Außer Pſammetich finden wir auch den Fürſten von Cilicien als den Verbündeten der Lydier erwähnt. Die Scythen ihrerſeits ſtießen auf den Widerſtand des eben in ſeiner Bildung fortſchreitenden und im Kriege mit Aſſyrien begriffenen Mediens. Der mediſche König Kyaxares (Uvakſhatara) wurde von ihnen über den Haufen geworfen; doch ſammelte er nach und nach im Stillen ſeine Kräfte, ſo daß es ihm gelang, nachdem er unter dem Schein der Freundſchaft die Fürſten der Scythen vernichtet hatte, auch des Volkes ſelbſt Meiſter zu werden. Aſſyrien war bereits nicht im ſtande oder verſäumte es doch, entſcheidend einzugreifen. Lydien und Medien, die bei der Abwehr der Barbaren das Meiſte geleiſtet, gerieten, weil die Lydier den Einbruch der Scythen den Medern ſelbſt zuſchrieben, miteinander in Krieg; die beiderſeitigen Heere trafen am Halys zuſammen. Aber die Schlacht wurde abgebrochen, weil ein Naturereignis eintrat, das die beiden Teile als Mahnung der Götter zum Frieden betrachteten; es iſt die Sonnenfinſternis, welche am 30. September 610 vor unſerer Ära ſtattgefunden hat. Und lag es nicht ohnehin den beiden Königen nahe, ſich nicht untereinander zu zerfleiſchen, ſondern ſtark genug zu bleiben, um dem gemeinſchaftlichen Feinde Widerſtand entgegenzuſetzen? Die beiden Fürſten, Alyattes und Kyaxares, ſchloſſen eine enge Familienverbindung. Ihre Freundſchaft war eine Vorbedingung der ferneren Abwehr der Barbaren. Einige Jahre darauf haben dieſe wirklich Aſien verlaſſen müſſen. Dann aber konnte Ninive den durch die glückliche Abwehr der Scythen verſtärkten empörten Medern keinen weiteren Widerſtand leiſten.

Es war um das Jahr 606, daß es in die Hände der Meder fiel. Ob dabei die Babylonier mitgewirkt haben, iſt, wie angedeutet, ſehr zweifelhaft.

Verbündete des Kyaxares aber waren ſie ohne Zweifel. Die Unternehmungen in Vorderaſien, deren wir gedachten, beruhen darauf. In dem oberen Aſien wurden dagegen die Meder Herr und Meiſter; ſie erſcheinen nach dem kurzen Intervall des ſcythiſchen Einfalls als das weltbeherrſchende Volk.

Einbrüche dieſer Art, die die mühſam errungene Kultur mit Verderben bedrohen, ſind von Zeit zu Zeit immer wieder vorgekommen. Zu den ſpäteſten gehören die Einfälle der Magyaren in das karolingiſche Reich im 10. Jahrhundert unſerer Ära. Kyaxares kann als das unbewußte Vorbild unſeres Heinrich I. betrachtet werden, der dadurch, daß er den Magyaren Einhalt that, die höchſte Gewalt über die Deutſchen zunächſt an die Sachſen gebracht hat.

Bleiben wir aber bei den Weltverhältniſſen des 7. und 8. Jahrhunderts vor unſerer Ära ſtehen, ſo bietet ſich dabei, wenn wir nicht irren, eine allgemeine Kombination der verſchiedenen Stämme des Menſchengeſchlechtes dar.

Wenn Aſſyrien ſeinem Weſen und ſeinen vornehmſten Beſtandteilen nach dem ſemitiſchen Stamme angehörte, ſo war es doch ſo groß, daß es allenthalben über die Grenzen der ſemitiſchen Nationalitäten hinausreichte. Das geſchah ſchon, indem es Ägypten unterwarf. Äthiopen und Libyer, die Griechen in Cypern und auf dem Mittelmeere überhaupt, ſowie die medo-perſiſchen Stämme von anderer Nationalität und Religion, wurden von Aſſyrien berührt und zum Teil unterworfen. Die Meder und Perſer gehörten einer öſtlichen Völkergruppe an, die Griechen den Stämmen, welche das Abendland erfüllten. Gehen wir auf die vorgeſchichtlichen Zeiten zurück, die wir aus dem Verhältniſſe der Sprachen entnehmen, ſo würden die einen und die anderen den indo-germaniſchen Völkern beigezählt werden müſſen, von denen die ſemitiſche Welt ſehr verſchieden war, welche eben einen Verſuch machte, jene Zweige der indo-germaniſchen Völkerfamilie zu überwältigen. Ob nun eine Ausgleichung der lebendigen Elemente in der ſemitiſchen Welt mit den ihr zunächſt geſeſſenen, dem griechiſchen ſowohl wie dem mediſch-perſiſchen, ſtattfinden würde, war eine Frage der Weltgeſchichte. Mit beiden aber traten Nationen in Konflikt, welche der dritten Klaſſe der urweltlichen Stämme angehören. Der Einbruch der Scythen, die mongoliſchen Stammes ſind, bedrohte die ſemitiſche Welt, wie ſie damals unter dem Scepter der aſſyriſchen Könige vereinigt war, mit Verderben. Wer war es nun, der ſie zurückwies? Nicht die Aſſyrer, ſondern die Meder, die darüber auch mit den benachbarten Nationen, wie den Lydiern, in denen ebenfalls ſemitiſche Elemente ſich erkennen laſſen, in Konflikt gerieten und endlich die Welt, die wir bereits als Kulturwelt bezeichnen können, gegen jenen Einbruch ſicherten.

Wenn in den Inſchriften der Könige von Aſſyrien nicht ſelten auch der Unternehmungen derſelben gegen Medien, welches den Königen unaufhörlich widerſtrebt, gedacht wird, wobei die Aſſyrer immer ſiegreich erſcheinen, ſo läßt ſich daraus wenigſtens ſoviel mit Sicherheit abnehmen, daß ſich hier bis in das letzte Viertel des 7. Jahrhunderts hin keine ſelbſtändige Macht gebildet hatte.

Wie es nun aber zu der Bildung einer ſolchen zuerſt bei den Medern gekommen, darüber haben wir abermals nichts als Sagen, die, durch die Griechen aufbehalten, doch wieder ein ganz anderes Gepräge tragen, als die orientaliſchen Aufzeichnungen. Die Erzählung Herodots über den Urſprung des mediſchen Königtums durch Dejokes iſt eben eine ſinnvolle und wohlgedachte Sage. Ihre Eigentümlichkeit liegt beſonders darin, daß ſie das Königtum nicht von den Waffen, die ſonſt allenthalben vorwalteten, ſondern von der anderen Aufgabe der höchſten Gewalt, Gerechtigkeit zu handhaben, herleitete. Der Gerechteſte wird durch freie Wahl zum Oberhaupt erkoren, und, um ihm ein höheres Anſehen als ſeinen Stammesgenoſſen zu verſchaffen, wird ihm eine Burg gebaut, in der er dann ſeinen Sitz hat. Wenn einſt das Volk Iſrael einen König forderte, nicht allein, um ihm in Schlachten voranzugehen, ſondern auch um Recht und Gericht auszuüben, ſo war in Medien das letzte nach jener Sage die Hauptſache; die Burg wird ſogar gebaut, um nicht von Fremden behelligt zu werden. Niemand wird an die wörtliche Richtigkeit dieſer Erzählung glauben. Sie beweiſt nur eben, daß die Tradition in Medien noch andere Motive vorausſetzte, als die gewöhnlichen. Kyaxares, dem die Abwehr der Scythen und die Eroberung von Ninive gelang, iſt eine unzweifelhaft hiſtoriſche Perſon. Wie nun aber die Herrſchaft, die er erwarb, an die Perſer übergegangen und auch in Vorderaſien ausgebreitet worden iſt, bildet den Gegenſtand ſagenhafter Erzählungen, die man unmöglich ſo, wie Griechen und Römer ſie überliefert haben, annehmen kann.

Als der Vollbringer dieſer Handlung erſcheint die große, mit fabelhaften Zügen verhüllte, ſpäter unter die Götter erhobene, aber doch hiſtoriſch erkennbare Geſtalt des Cyrus (Curus, Cores). Von ſeiner Jugendgeſchichte, die ihn in ein nahes Verhältnis zum mediſchen Könige Aſtyages ſetzt, wodurch er gleich bei ſeiner Geburt in Lebensgefahr gerät, läßt ſich wohl nur als die urſprünglich perſiſche Dichtung erkennen, daß eine Hündin den Stifter des perſiſchen Reiches geſäugt hat, wie eine Wölfin den erſten Begründer des römiſchen Reiches. Ein nationales Gepräge trägt auch die Erzählung, daß er die Perſer, aus deren vornehmſtem Stamme, den Paſargaden, und wieder dem vornehmſten Geſchlecht unter dieſen, den Achämeniden, Cyrus entſprungen war, um ſich verſammelt und ihnen durch Zwangsarbeit untergeordneter Art die Dienſtbarkeit, in der ſie ſich befanden, hernach aber durch ein glänzendes Gaſtmahl den Genuß der Herrſchaft, zu dem ſie ſpäterhin gelangen könnten, zum Bewußtſein gebracht habe, ſo daß ſie von dem Verdruß über die erſte zu dem freudigen Erwerben der zweiten angefeuert worden ſeien. Dagegen darf man es wohl für eine urſprünglich mediſche Tradition halten, daß es die Verbindung mediſcher Könige mit dem eine erbliche Berechtigung in Anſpruch nehmenden jungen Perſer war, wodurch der König von Medien beſiegt wurde und ſeine Macht auf Cyrus überging. So wird es veranlaßt, daß Cyrus in engſter Verbindung mit den Medern, aber doch von anderer Nationalität und Religion, an der Stelle der aſſyriſchen eine mediſch-perſiſche Monarchie gründet. Der reiche Blätterſchmuck der Sage umgiebt ſeinen Kampf mit den Lydiern, in welchem er Kyaxares fortſetzte, den König von Lydien, Kröſus, beſiegte und Sardes zum Sitz einer perſiſchen Satrapie machte. Dann ſchreitet er zur Eroberung von Babylon fort. Die Sage verbindet das eigentlich Mythiſche (die Auflöſung eines Stromes z. B. in dreihundertſechzig Bäche) mit einer an das Unglaubliche ſtreifenden Überwältigung der an die Bewäſſerung durch den Euphrat anknüpfenden Vorkehrungen der Babylonier für ihre Hauptſtadt. Kluge Führung und wunderbarer Erfolg vereinigen ſich in der Perſönlichkeit des Cyrus; ſie ſind das Weſentliche der Sage. Eine, ſoweit man urteilen kann, hiſtoriſch begründetere Information bieten uns zwei vor kurzem entdeckte Keilinſchriften dar. In denſelben erſcheint Cyrus als erblicher König; er ſelbſt und drei ſeiner unmittelbaren Vorgänger werden als große Könige, als Könige von der Stadt Anſan bezeichnet. Angegriffen von den Medern, überwindet er dieſe infolge eines Aufruhrs, der unter ihnen gegen ihren König ausbrach. Die reichen Schätze von Ekbatana führte er nach ſeiner Heimat fort. Zweimal gerät er in einen Krieg gegen Babylon. Im zweiten Kriege wird er durch eine einheimiſche Empörung der Männer von Accad unterſtützt. Von verſchiedenen Seiten greift er Babylon an; es fällt ohne Schwertſchlag in ſeine Hand. König Nabonid wird ihm gefeſſelt überliefert; Cyrus ſpricht Frieden über Babel und alle ſeine Gebiete aus. Das Bemerkenswerte iſt, daß den Inſkriptionen zufolge die Siege des Cyrus mehr durch Abfall, als durch Gewalt der Waffen gewonnen wurden. Cyrus wurde Meiſter des geſamten, von Nebukadnezar in Unterwerfung gehaltenen Gebietes; aber er teilte die Verehrung der Götter nicht, welche Syrien und Babylon der Jehovah-Religion entgegengeſetzt hatten.

Wenn der Perſer, der dem Monotheismus huldigt, dem Exil der Juden, die an Jehovah glauben, ein Ende macht, und ſie nach Jeruſalem zurückziehen läßt, ſo hat das außer der religiöſen auch noch eine politiſche Beziehung; den in Kanaan angeſiedelten Aſſyrern wird dadurch ein Gegengewicht gegeben in einer unmittelbar von dem König eingerichteten und ihm unbedingt ergebenen Volksgemeinde, welche den Beſitz von Vorderaſien ſichert. Dann wendet ſich Cyrus gegen die Feinde, welche einſt durch ihr gemeinſames Vordringen den Beſtand des aſſyriſchen Reiches erſchüttert hatten, vornehmlich gegen die Maſſageten, die zu dem erwähnten Zuge der Scythen, zu deren Stämmen ſie ſelbſt gehörten, den Anſtoß gegeben hatten, jenſeit des Jaxartes. Wer wollte die bewunderungswürdige Erzählung Herodots zu wiederholen wagen? Auch andere Traditionen finden ſich noch, die, im einzelnen abweichend, doch darin übereinſtimmen, daß der große Eroberer von dieſem Zuge nicht zurückkehrte. Die Sage erfindet keine Thatſachen, ſie zeichnet auch keine Charaktere, ſie ergreift nur die großen Unternehmungen und begleitet ihren Erfolg oder auch ihr Mißlingen mit Ausſchmückungen, die demſelben entſprechen. Die Scythen blieben unbezwungen; aber auch von weiteren Einbrüchen in das perſiſche Reich ſtanden ſie ab. Wir brauchen nur bei den großen Thatſachen ſtehen zu bleiben, welche unleugbar hiſtoriſch ſind. Die Summe von allem iſt, daß Cyrus das aſſyriſche Reich durch die medo-perſiſche Kraft wieder verjüngte und ſo in gewiſſem Sinne wiederherſtellte, indem er jedoch die religiöſe Gewaltſamkeit, welche die Aſſyrer und Babylonier ausgeübt hatten, abſtreifte. Er brachte in die Monarchie einen Zug, der ſie von der Zwingherrſchaft unterſcheidet. Aber noch war nicht das ganze Weltreich, wie es die Aſſarhaddon und Aſſurbanipal beſeſſen hatten, vereinigt. Der Sohn des Cyrus, Kambyſes, hat ſich wohl ſagen laſſen, er ſei größer als ſein Vater, weil er auch Ägypten erworben und die Herrſchaft zur See erlangt habe. Ägypten eroberte er mit Hülfe der Araber, alſo durch die Wüſte heranziehend wie ein aſſyriſcher und vielleicht auch ein babyloniſcher König, im Gegenſatz mit den Griechen, auf welche die damaligen Pharaonen ſich mehr verließen, als auf die Kraft ihres Reiches. Man darf kaum wiederholen, was die griechiſche Sage, welche Herodot mitteilt, von ihm meldet; denn während dieſe ihn als einen Verächter der ägyptiſchen Religion darſtellt und dem wieder erſchienenen Apis am Schenkel eine Wunde beibringen läßt, an welcher das Tier verendet, finden wir ein ägyptiſches Denkmal, auf welchem er den Apis anbetend dargeſtellt wird, und die Inſchrift eines höheren Beamten, der ſein Zeitgenoſſe war, bezeugt umſtändlich, daß der König die ägyptiſchen Dienſte geſchont und ſelbſt gefördert habe. Er würde hiernach als ein Gegner der von den aſſyriſchen Königen in Ägypten vorgenommenen Neuerungen betrachtet werden müſſen, wie ſein Vater in Judäa.

Einen beſſeren hiſtoriſchen Grund hat die Erzählung von den Unternehmungen gegen die langlebenden Äthiopen und die Ammonier. Die Denkmäler zeigen, daß die Perſer nach beiden Seiten hin vorgedrungen ſind. Meroë ſelbſt wurde von Kambyſes bezwungen und vielleicht wiederhergeſtellt und erneuert. Auch auf dem Wege gegen das Ammonium finden wir Spuren der perſiſchen Herrſchaft. Die Erzählung giebt nur im allgemeinen die Grenzen der Expeditionen an. Die weiteren Ziele ſind, wenn ſie angeſtrebt wurden, doch nicht erreicht worden. Und die Herrſchaft auf dem Mittelmeere hatte auch ihre Grenze gefunden. Wir hören, daß die Phönizier es ablehnten, mit ihrer Seemacht einen Angriff auf Karthago zu unterſtützen. Dort alſo erhielt ſich ein Mittelpunkt der ſemitiſchen Seeherrſchaft in voller Unabhängigkeit. Genug, dem perſiſchen Reiche waren, wie nach dem Norden, ſo auch nach dem Weſten hin Grenzen gezogen. Mit einem Schlage finden wir das aſſyriſche Reich vernichtet, nach kurzem Intervall das perſiſche emporgekommen. Die Begebenheiten ſind dunkel und in allen Einzelheiten ſagenhaft überliefert.

Die Thatſache iſt, daß in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, nachdem das aſſyriſche Reich plötzlich verſchwunden war, auf den Ruinen desſelben ein medo-perſiſches Reich ſich erhob, durch deſſen Umfang das erſtere weit übertroffen wurde. Für die univerſale Verbindung der Völker war es von weſentlicher Bedeutung, daß der Mittelpunkt des Weltreiches nach Oſten hin vorgerückt wurde; von ihren vornehmſten Sitzen in Iran erreichte die perſiſche Monarchie Indien. Von einer Welteroberung durch die Perſer kann man, wenn man die Worte ſtreng nimmt, nicht reden. Durch die Einnahme einer einzigen Stadt war die Macht in die Hände der Medo-Perſer gefallen. Waren doch auch die Lydier ſchon in Abhängigkeit von Aſſyrien geweſen; wenn Babylon wieder unterworfen wurde, ſo war doch deſſen Unabhängigkeit von neuem Datum; auch in Ägypten wurde nur die erſt vor kurzem verloren gegangene Herrſchaft der Aſſyrer wieder erneuert. Über die alten Grenzen ſind die Perſer nur inſofern hinausgekommen, als ihr eigenes Vaterland dem Reiche nicht allein beigeſellt wurde, ſondern ihm auch indiſche Landſchaften hinzufügte und überhaupt den Oſten eröffnete. Wenn man aber in Betracht zieht, wie auch unter den Aſſyrern die lokalen und territorialen Unabhängigkeiten ſich unaufhörlich regten und nur durch das Übergewicht der Waffen niedergehalten wurden, und dann die natürlichen Schwierigkeiten erwägt, die ſich der Behauptung einer höchſten Gewalt über alle dieſe verſchiedenen Gebiete in den Weg ſtellten, ſo ſpringt in die Augen, was es auf ſich hatte, wenn das herrſchende Geſchlecht, das ſoeben erſt emporgekommen war, plötzlich wieder zu Ende ging. Dies war ein Zweig, doch wohl der ältere, der Achämeniden. Das Ereignis, welches die große Frage, die ſich daran knüpfte, zur Evidenz brachte, war die Unthat des Kambyſes, der ſeinen Bruder väterlicher-, wie mütterlicherſeits aus dynaſtiſcher Eiferſucht beſeitigte. Wie man ſich das alles in Ägypten zurechtgelegt hat, zeigt die Erzählung Herodots, der nichts anderes, als das wiederholen konnte, was ihm berichtet wurde: aus Neid über die Körperſtärke ſeines Bruders habe Kambyſes dieſen aus Ägypten zurückgeſandt und hierauf, durch einen Traum gewarnt, den Befehl gegeben, ihn zu töten; aber ſtatt der Nachricht von dem Tode des Bruders ſei vielmehr die entgegengeſetzte eingetroffen, daß alles Volk ſich ihm anſchließe; vergewiſſert, daß der Mord wirklich vollzogen worden ſei, habe ſich Kambyſes zur Unterdrückung des Aufruhrs, der unter dem Vorwand, der Bruder lebe noch, ausgebrochen war, mit ſeinem ägyptiſchen Heere in Bewegung geſetzt, jedoch bei dem Anfang des Feldzuges ſich durch Zufall eine gleiche Wunde beigebracht, wie die, durch welche er einſt den Apis getötet hatte, und ſei an derſelben bald darauf geſtorben. Wie ſoll das aber wahr ſein, wenn er den Apis nicht umgebracht, ſondern vielmehr verehrt hat? Alles beruht auf fabelhaftem Hörenſagen. Der Name Kambyſes iſt gleichſam ſymboliſch für alle Abſcheulichkeiten einer gehäſſigen Tyrannei. Das wird er auch immer bleiben. Aber der Zuſammenhang, in welchem ſeine Geſchichte den Griechen und von dieſen der Welt überliefert wurde, läßt ſich nicht behaupten. Glücklicherweiſe haben wir eine perſiſche Inſchrift, die die aſſyriſchen, deren Form ſie ſonſt wiederholt, durch eingehende Ausführlichkeit bei weitem übertrifft, aus der wir den Verlauf der Begebenheit beſſer kennen lernen. Wie die aſſyriſchen Inſkriptionen, ſo iſt auch die perſiſche im Namen des Königs abgefaßt. Daraus nun erfahren wir, daß Kambyſes ſeinen Bruder noch vor ſeinem Unternehmen gegen Ägypten umgebracht hatte; doch war es verborgen geblieben. Sowie man es inne wurde, geriet alles in Bewegung, vornehmlich das Kriegsheer. Das Wort, welches „das Heer“ bedeutet, kann auch den Staat bezeichnen. Das eine zugleich und der andere gerieten in Gefahr, wenn es nur einen einzigen Sproſſen des Geſchlechtes gab, dem ſie anhingen. Man hat gezweifelt, ob „das Heer“ die Abteilung bedeute, welche mit nach Ägypten gegangen, oder die andere, welche zurückgeblieben war. Kein Grund liegt vor, weshalb es nicht beide geweſen ſein könnten. In dieſem Konflikt hat Kambyſes ſich ſelbſt getötet.

Hierdurch aber trat die Frage der Erbfolge, welche die Truppen zur Bewegung veranlaßt hatte, in ein Stadium, das ſie zu voller Bedeutung brachte; denn die Macht der Achämeniden beruhte auf der verwandtſchaftlichen Verbindung der perſiſchen Herrſcherfamilie mit der mediſchen, was man doch nicht gering anſchlagen darf. Wenngleich nicht ſelten Völker, welche beſiegt waren, darin gleichſam einen Troſt geſucht haben, daß ſie den neuen Fürſten genealogiſch an die alte Dynaſtie anknüpften, ſo iſt es doch noch häufiger vorgekommen, daß verwandtſchaftliche Verbindungen dieſer Art wirklich zu dem Zweck geſchloſſen wurden, um den Übergang von einer Dynaſtie zur anderen minder empfindlich zu machen. Die mächtige Nation der Meder würde ſich den Perſern ohne eine ſolche Verbindung ſchwerlich jemals unterworfen haben. Mit Kambyſes aber brach die Linie ab, welche ein geneaologiſches Recht auf den mediſchen Thron in Anſpruch nehmen konnte. Die Achämeniden, die noch in einer anderen Linie fortlebten, hatten doch keinen Anteil an dieſer Verwandtſchaft und waren dadurch von einem dynaſtiſchen Anſpruch ausgeſchloſſen. Andererſeits aber hatten auch die Meder kein Recht, die Herrſchaft über die Perſer in Anſpruch zu nehmen. Wenn ſie dies dennoch thaten, ſo geſchah es doch nur verſteckter Weiſe durch einen Mager (die Mager aber ſind einer von den Stämmen der Meder), welcher ſich für den Bruder des Kambyſes ausgab, ſo daß er zugleich auf den Gehorſam der Perſer zählen zu dürfen meinte. Es iſt der durch die griechiſche Tradition allgemein bekannt gewordene Pſeudo-Smerdis; er erſcheint bei den Perſern unter dem Namen Gaumata. Es iſt ganz wahr, daß er ſich in ſtrenger Zurückgezogenheit hielt, um von niemandem geſehen zu werden, der den jüngeren Sohn des Cyrus gekannt hätte, wie ſich denn in den griechiſchen Erzählungen überhaupt manches findet, was an die Wahrheit anlautet. Nur die Vorfälle des Harem, das wiehernde Pferd und was ſie ſonſt angenehmes zu hören und zu leſen darbieten, wird man aus denſelben zu wiederholen Anſtand nehmen müſſen, ebenſo wie die Erörterungen über die beſte Staatsform, die der

Thronbeſteigung des neuen Königs vorangegangen ſein ſollen. Dieſer ſelbſt nämlich berichtet nur, daß die Perſer von der Ermordung des jüngeren Sohnes des Cyrus überzeugt und nicht geſonnen geweſen ſeien, die Uſurpation des Magers zu dulden.

Unter den Achämeniden gab es einen jungen Mann, welcher entſchloſſen war, ſein Recht zu behaupten; einverſtanden mit den Oberhäuptern der ſechs anderen perſiſchen Stämme drang er in den Palaſt des Gaumata und brachte ihn um. Es war gleichſam eine gemeinſchaftliche Handlung aller Perſer, deren Stammeshäupter ſich hiezu vereinigten, die von keinem Meder regiert ſein wollten, namentlich nicht von einem ſolchen, der ihre alten Satzungen und Gebräuche, auch die religiöſen, zu verletzen kein Bedenken trug. Darius ſagt in der Inſchrift: „Ich nahm ihm das Reich und ſtellte es ſo wieder her, wie es vor ihm beſtanden; ich war König.“ Durch dieſe gewaltſame Beſitzergreifung kam aber die andere Seite der Frage zum Vorſchein. Sollten die Meder einem perſiſchen Manne gehorchen? Sollten die anderen Nationen die Herrſchaft eines Uſurpators anerkennen?

Vor allen anderen regten ſich die Babylonier, welche unmittelbar vor Cyrus ihre volle Selbſtändigkeit beſeſſen hatten. Beinahe der erſte Akt der neuen Regierung war, daß Darius einen Feldzug gegen die Babylonier unternahm. Es wurde ihm nicht leicht, ſie zu überwältigen. Sie leiſteten ihm bei ſeinem Übergang über den Tigris Widerſtand und noch einmal in einer offenen Schlacht. Die Sage iſt, daß er dann zu einer langen Belagerung habe ſchreiten müſſen, die durch eine ins Unglaubliche fallende Überliſtung gelungen ſei. Er ſelbſt ſpricht nur von ſeinen Siegen, in deren Folge er die Stadt eingenommen und ſich ſeines vornehmſten Gegners, der ſich fälſchlich König nannte, entledigt habe. Darius legt Wert darauf, daß Auramazda, ſein Gott, ſich für ihn erklärt habe. Wir laſſen dieſe religiös-dynaſtiſche Idee auf ſich beruhen. Aber auch aus anderen Umſtänden muß man ſchließen, daß die Eroberung von Babylon die Grundlage der neuen Herrſchaft wurde; denn dadurch wurde ein Heer gebildet und zwar ein ſolches, welches zugleich aus Medern und Perſern beſtand und ſich nun unüberwindlich in der Mitte der aller Orten auftauchenden Empörungen aufſtellt. Die bedeutendſte von allen war ohne Zweifel die von Medien, wo Phraortes als Nachkomme des Kyaxares, des eigentlichen Gründers der mediſchen Monarchie, als König auftritt, wodurch dann die vornehmſte von allen Fragen über das Verhältnis der vorwaltenden mediſchen und perſiſchen Familien in Evidenz trat. Welcher von beiden ſollten Krone und Heerführung verbleiben? Das entſcheidende Ereignis war nun, daß das aus Perſern und Medern zuſammengeſetzte Kriegsheer hierdurch nicht irre, noch wankend gemacht wurde, ſondern in Treue gegen König Darius verharrte. Darius konnte es wagen, einem ſeiner Feldoberſten die Kriegführung in Medien anzuvertrauen. Hier war doch Phraortes, der ſich nur in einem Teile des Landes der Anerkennung erfreute, den kriegeübten

Truppen des Darius zu widerſtehen nicht imſtande. Er wurde mit leichter Mühe geſchlagen. Die Sieger konnten mit Ruhe die Ankunft ihres Königs in Medien erwarten.

Nachdem dieſe erfolgt war, ſtellte ſich Phraortes ſelbſt dem Darius entgegen. Er wurde überwunden und zog ſich dann mit ſeinen getreueſten Leuten nach Ragha zurück, wo er den Truppen des Darius in die Hände fiel und vor ihn geführt wurde. Er erlitt die gräßliche Strafe der Verräther: Zunge, Ohren und Naſe wurden ihm abgeſchnitten; ſo ſah ihn alles Volk; dann wurde er in Ekbatana ans Kreuz geſchlagen. Die namhafteſten ſeiner Anhänger blieben dort in der Feſtung gefangen.

Ich denke: man muß in dieſem Ereignis die definitive Erwerbung der Krone ſehen. Was der Mager verſucht hatte, war doch in ſich ſelbſt unhaltbar, durch einen durchſichtigen Betrug verſchleiert. Viel mehr hatte es zu bedeuten, wenn ein Führer ſich erhob, der ſeine Herkunft von Kyaxares herleitete; dieſer ſtellte das den Perſern entgegengeſetzte mediſche Intereſſe in Wahrheit dar. Daß er unterlag, war das Werk eines Kriegsheeres, an deſſen Spitze der König ſtand und das aus Medern und Perſern zuſammengeſetzt war. Die Eroberungen des Cyrus und Kambyſes waren doch nur vorläufige geweſen; erſt jetzt, unter Darius, vollzog ſich die feſte Begründung des Reiches.

Unmittelbar an die Ereigniſſe in Medien ſchließt ſich eine Erhebung in Sagartien, das zu Medien gerechnet wird, wo ſich ebenfalls ein vermeintlicher Nachkomme des Kyaxares erhob, der aber dasſelbe Schickſal hatte, wie Phraortes; er wurde beſiegt, gefangen, verſtümmelt und gekreuzigt. Auch in Parthien und Hyrkanien hatte Phraortes zahlreiche Anhänger. Viſtaçpa, der Vater des Darius, zog gegen ſie aus und ſchlug ſie. Darius hielt es dennoch für nötig, ſowie er des Phraortes Meiſter geworden war, von Ragha aus ſeinem Vater perſiſche Hülfsvölker zu ſenden. Dieſe lieferten den Widerſachern eine ſiegreiche Schlacht; dann, ſagt Darius, war die Provinz mein.

Ein Aufſtand in Margiana wurde von den Satrapen in Baktrien gedämpft. Aber auch des Volkes von Perſien war Darius nicht vollkommen ſicher, da er ja nicht zu der Linie der Achämeniden gehörte, welche bisher regiert hatte. In Perſis erhob ſich ein Machthaber, der ſich für den Sohn des Cyrus, Bardija, ausgab, und der wirklich Anhang fand. Der König ſchickte ein medo-perſiſches Heer gegen ihn. Die Meder mußten ihm jetzt helfen, die Perſer zu überwinden. Über beide erhob ſich das neue Königtum. Aber der falſche Bardija war ſo mächtig geweſen, daß er ein Heer nach Arachoſien gegen die Truppen des Darius hatte ſenden können: gegen das Heer, „welches ſich das des Königs Darius nennt“. Nachdem er nun in Perſis geſchlagen und vernichtet worden, konnte ſich ſein Heer in Arachoſien nicht behaupten. Arachoſien wurde von dem Feldherrn des Darius, Vivana, unterworfen. Dieſer großen Aktion, die ein Jahr erfüllt zu haben ſcheint, ging ein hartnäckiger Aufſtand in Armenien zur Seite. Die Bekämpfung desſelben wurde von dem Könige zuerſt einem Armenier anvertraut, der ſich in ſeinem Dienſte bewährt hatte; und dieſem gelang es, die Aufſtändiſchen in drei verſchiedenen Schlachten niederzuwerfen. Aber der Aufſtand erhob ſich immer aufs neue; er ſcheint ſogar gefährlicher geworden zu ſein, da wir das armeniſche Heer gleich darauf in Aſſyrien finden. Darius ſchickte den Aufſtändiſchen nun einen Perſer entgegen, der ihnen am 15. Dezember 520 eine Niederlage beibrachte. Ein zweites Treffen folgte in Armenien ſelbſt, in welchem die Perſer die Oberhand behielten.

Man bemerkt hier den Unterſchied zwiſchen den aſſyriſchen Keilſchriften und den perſiſchen. Jene widmen den Gegnern eine größere Aufmerkſamkeit und geben mehr von ihren Rüſtungen und Hülfsmitteln an; die Inſchrift des Darius begnügt ſich mit der Aufzählung der letzten Ergebniſſe. Eine andere Unterſcheidung liegt darin, daß Darius mehr durch ſeine Feldherren agiert, während die aſſyriſchen Könige faſt ausſchließend ſelbſt an der Spitze ſtehen.

Auf dieſe Weiſe wurden die Provinzen, welche den Kern des perſiſchen Reiches bildeten, unter langen blutigen Kriegen, in welchen die Gegner vernichtet wurden, zur Unterwerfung gebracht. Der Achämenide behauptete den Platz und den Thron. Das vornehmſte Werkzeug zur Erreichung dieſes Zieles war die mediſch-perſiſche Armee, die, ſoviel man ſieht, gleich nach dem Tode des Magers gebildet, Babylon unterworfen hatte und alsdann beim Ausbruch der inneren Zerwürfniſſe getreu an Darius feſthielt. Es ſind immer zweierlei Heere, die miteinander kämpfen: das eine, welches den König Darius anerkennt und eben deshalb zuweilen angegriffen wird, und ein anderes, von dem der König ſagt, es wolle nicht ſein Heer ſein, das feindlichen Heerführern folgt. Wenn Darius nun bei der Erzählung ſeiner Siege jedesmal verſichert, dieſe ſeien ihm zu teil geworden durch die Gnade Auramazdas, ſo ſcheint das ungefähr dasſelbe zu bedeuten, was wir bei Aſſarhaddon und Aſſurbanipal laſen: daß alle ihre Siege dem Gotte Aſſur zuzuſchreiben wären; doch iſt auch hier eine bedeutſame Abweichung nicht zu verkennen. Denn Aſſur und die Göttin, die meiſtens mit ihm genannt wird, ſind Kriegsgötter; Auramazda iſt ein Gott der Gerechtigkeit und Wahrheit. Unterthänigkeit bedeutet bei den Aſſyrern Unterwerfung durch die Gewalt, bei den Perſern Erfüllung eines höchſten Willens. Was Darius am meiſten hervorhebt, iſt, daß ſeine Gegner, weil ihr Vorgeben auf Lüge gegründet war, untergehen mußten. Den Schutz, den ihm Auramazda verleiht, leitet er daher, daß er der wahre König iſt, vor dem die Könige der Lüge untergehen müſſen. Die Vorausſetzung iſt dabei, daß den Achämeniden die Herrſchaft mit Recht zugefallen und durch den Abgang der einen Linie auf die andere, die ſich in Darius Hyſtaspis repräſentierte, gelangt ſei. Inſofern iſt er der wahre König, als welcher er von Auramazda anerkannt wird. In dieſem Sinne richtete Darius an ſeinen Nachfolger auf dem Throne die Ermahnung, alle Lüge zu vermeiden, keinen Lügner, keinen Verräter jemals zu begünſtigen; denn dies würde der Idee des wahren Königtums zuwiderlaufen. Die Autorität bekommt dadurch einen moraliſchen Inhalt, dem das ganze Gefüge des Reiches und des Staates entſprechen ſoll.

Damit hängt aber die religiöſe Weltanſicht auf das innigſte zuſammen. Im Zend-Aveſta, das als die Haupturkunde der perſiſchen Religion betrachtet werden muß, findet ſich vieles, was an die Mythologie und Gebräuche des alten Indiens anlautet. Identiſch aber ſind dieſe Auffaſſungen doch keineswegs. Man hat bemerkt, daß der höchſte Gott der Perſer, Ahura, bei den Indern als Aſura zu einem böſen Geiſte geworden iſt, wogegen dann wieder die Devas der Indier bei den Perſern als Dävas zu böſen Geiſtern und Gehülfen des Angro-mainyus geworden ſind. Wir wagen nicht, die Annahme einer Identität beider Syſteme in der Urzeit abzuleugnen, ebenſowenig ſie geradehin vorauszuſetzen. In der Epoche, wo die Religionen hiſtoriſch nebeneinander erſcheinen, ſind ſie einander doch auch wieder entgegengeſetzt. Der Glaube der Inder und der Glaube der Perſer mögen Brüder ſein; gewiß aber ſind ſie feindliche Brüder. Der Charakter der perſiſchen Religion liegt in ihrem Dualismus.

Wenn man die Gegenſätze der Länder und der Völkerſchaften innerhalb Perſiens und ſeiner Provinzen ins Auge faßt, den unaufhörlichen Kampf der angeſiedelten Bevölkerungen und der Bewohner der Steppe, des angebauten Landes ſelbſt und der zurückgeworfenen, aber immer wieder vordringenden Wildnis der Wüſte, ſo erſcheinen die Ideen des Zend-Aveſta gleichſam wie autochthoniſch und naturgemäß. Auramazda iſt der Gott der Landbauer. In dem Geſpräche, mit welchem der Vendidad beginnt, zwiſchen dem doch auch zur Mythe gewordenen heiligen Stifter der Religion, Zarathuſtra, und dem Gotte des Guten, der hier in der Form Ahuramazda erſcheint — eine dritte Form iſt Ormuzd —, ſpricht dieſer aus, er habe, als noch nirgends eine Möglichkeit war zu wohnen, einen Ort der Anmut geſchaffen: „eine Schöpfung der Anmut als die erſte habe ich geſchaffen; die zweite — ein Gegenteil derſelben —, eine menſchenverderbende, hat Angro-mainyus geſchaffen". „Den erſten und beſten der Orte und Plätze habe ich geſchaffen, ich, der ich Ahuramazda bin." Es iſt gleichſam eine ſucceſſive Schöpfung der iraniſchen Länder, welche ſich Ahuramazda nun zuſchreibt. In den Namen erſcheinen ziemlich erkennbar Sogdiana, Merw, Baktrien, Arachoſien, Ragha in Medien, wahrſcheinlich auch Taberiſtan, Indien. Alledem ſetzt nun Ahriman, der voll Todes iſt, Schöpfungen des Verderbens entgegen, große Schlangen, langdauernde Winter, tödliche Wespen, merkwürdigerweiſe aber auch eine intellektuelle und moraliſche Oppoſition: große Zweifel, Trägheit, woraus Armut folgt, unausſühnbare Handlungen, Knabenliebe, Mord.

Der vornehmſte Gott, Ormuzd, erſcheint allerdings als Weltſchöpfer und Geber alles Guten; aber nirgends war der Begriff des Böſen ſo ſtark, wie in der Religion des Zend. Im Anfang, heißt es im Zend-Aveſta, gab es Zwillinge, den Geiſt des Guten und den des Böſen. Der Weltſchöpfer iſt der

Geiſt des Guten, dem die verderbende Macht des böſen Geiſtes, Ahriman, beinahe ebenbürtig gegenüberſteht. Wohl finden ſich Andeutungen, als habe man, hiemit nicht zufrieden, ein uranfängliches, über beiden Prinzipien ſtehendes Weſen angenommen. Nach einer Stelle des Bundeheſch iſt es die Zeit, in der ſich alles entwickelt, wie denn zum Kampfe zwiſchen Ahriman und Ormuzd beſtimmte Perioden feſtgeſetzt werden; allein das beweiſt doch, daß eine höchſte Intelligenz, von der alles abhing und die das Böſe nur zuläßt, von den Perſern nicht angenommen wurde. Alles, was geſchaffen iſt, wird als zum Kampfe gegen das Böſe beſtimmt betrachtet. Was ſonſt als heilbringende Naturkraft hervortritt, wird hier als die dem Ahuramazda gegen das Böſe dienende Kriegsgenoſſenſchaft angeſehen. Alles iſt der Kampf zwiſchen Licht und Finſternis, der ſich in dem Weltall und auf Erden vollzieht. Den Griechen fiel es auf, daß die Gottheit ohne Bild noch Altäre verehrt wurde, daß das Opfer nichts als ein Darbringen war. Aus Xenophons Cyropädie ſieht man, daß ſie auch den moraliſchen Impuls wahrnahmen, der die perſiſche Religion beſeelte. Darin dürfte man wohl den unterſcheidenden Charakter des perſiſchen Dualismus zu erkennen haben. Der Menſch iſt der Verbündete Ahuramazdas oder ſoll es doch ſein. Alle Tugenden aber werden ihm dadurch zur Pflicht.

Das dem Gott auf Erden Wohlgefälligſte iſt ein weiſer Mann, der ſeine Opfer bringt; das Zweite ein heiliger und wohlgeordneter Haushalt mit allem, was zu demſelben gehört; das Dritte die Stelle, „wo durch Anbau das Meiſte erzeugt wird an Getreide, Futter und an Früchte tragenden Bäumen, wo man trockenes Land bewäſſert oder allzufeuchtem Lande das Waſſer entzieht“.

Die ägyptiſche Religion iſt auf die Natur des Nillandes gegründet, die perſiſche auf den Anbau von Iran. In den Satzungen der heiligen Bücher, die in eine ſpätere Epoche fallen, iſt von dem Königtum wenig die Rede. Aber von ſelbſt leuchtet ein, welch’ eine hohe Stellung demſelben nun in den alten Zeiten zukam, denen Darius angehörte. Der König, der von dem höchſten Gott zwar nicht geſetzt, aber als der berechtigte anerkannt wird, iſt zugleich der Vorfechter alles Guten, das ſich dem Böſen entgegenſetzt; er vollzieht den Willen des Auramazda; das ganze Reich iſt in dieſem Sinne organiſiert: der König, als der Ausdruck des göttlichen Willens, hat gleichſam ein Recht, die Welt zu beherrſchen. Daran wäre aber nicht zu denken, wenn die dualiſtiſche Religion bereits in ein Syſtem gefaßt geweſen wäre und mit Gewalt den unterworfenen Nationen hätte aufgedrungen werden ſollen. Man bemerkt vielmehr, daß ſie ſchon in den weſtlichen Regionen von Iran fremden Einflüſſen zugänglich geweſen iſt, die aus Meſopotamien ſtammen. In Armenien herrſchte der Dienſt der Anahit, urverwandt den Dienſten der Aſtarte. Wenn, wie Herodot berichtet, die Perſer von allen Nationen fremde Gebräuche am leichteſten bei ſich aufnahmen, ſo konnten ſie ſolche unmöglich aus religiöſem Eifer verfolgen. Die perſiſche Religion, welche dem Könige den höchſten An=

ſpruch vindizierte, duldete doch in den Provinzen die einheimiſchen Kulte. Aber das gehörte dazu, um die univerſale Stellung, welche das perſiſche Königtum einnahm, zu behaupten; darin beſteht der Charakter des Reiches, welches nun eben unter Darius in eine haltbare Ordnung und Verfaſſung gebracht wurde. Die Feſtigkeit der perſiſchen Macht beruhte darauf, daß ſie im Oſten nichts zu fürchten hatte; ſie beherrſchte ſelbſt einen Teil von Indien, wiewohl ſie den Indus nicht überſchritten hat.

Die Befeſtigungen am Jaxartes wehrten das Eindringen der Maſſageten und anderer Nomadenſtämme ab. So bildete auch der Kaukaſus eine Grenze, die man nicht überſchritt; zum erſtenmale iſt das durch Dſchingis-Chan geſchehen, was dann einen Kampf zwiſchen Orient und Occident veranlaßt hat, der noch heute fortdauert. Die Perſer hatten auch von dieſer Seite nichts zu fürchten. Dann folgten die großen Waſſerbecken, das Schwarze und das Ägäiſche Meer, deſſen Küſten ſie einnahmen, ohne die See ſelbſt zu beherrſchen. Die weiteren Geſtade des Mittelländiſchen Meeres ſtanden zu den Perſern in einem ähnlichen Verhältnis wie zu den Aſſyrern; in Ägypten drangen die Perſer über die Grenzen des alten Pharaonenreiches nicht hinaus; aber auch von den Feindſeligkeiten der Äthiopen hören wir nichts mehr. Die Grenzen blieben dieſelben bis in die römiſchen Zeiten. Am meiſten hätten ſie von Arabien her zu beſorgen gehabt; allein dieſe Stämme hatten noch nicht den aggreſſiven Antrieb, der ihnen ſpäter aus der Religion gekommen iſt; ſie waren nicht zuverläſſig, aber auch nicht feindſelig. In den von dieſen Marken eingeſchloſſenen Landſchaften finden ſich überall Satrapien, in welche Darius das perſiſche Reich teilte und die er großenteils Perſern aus dem königlichen Hauſe oder auch aus anderen beſonders hervorragenden Geſchlechtern zur Verwaltung anvertraute. Den Satrapen ſtanden unmittelbar vom König abhängige Beamte zur Seite, welche die Machtbefugniſſe derſelben beſchränkten und ſie dem höchſten Willen unterworfen hielten. Alles beruht darauf, daß die Autorität des Königs, welche dem Streit der Nationalitäten, in den derſelbe eingriff, ein Ende gemacht hat, anerkannt und gehandhabt wurde. Es verſteht ſich ja wohl, daß dabei die eigentümliche Entwickelung der Nationen nicht fortſchreiten konnte. Das Regiment des Königs erſchien überall als eine Fremdherrſchaft. Die Perſer begnügten ſich nicht mit einem zweifelhaften Tribut, wie die Aſſyrer; die Abhängigkeit wurde durch eine beſtimmte Schatzung ausgeſprochen. Aber die alten nationalen Selbſtändigkeiten wurden doch auch nicht geradezu unterdrückt. Noch gab es Völkerſchaften, welche ihre angeſtammten Oberhäupter behielten oder überhaupt zu keinem Gehorſam zu bringen waren; man lag mit ihnen häufig in Fehde, duldete aber gern oder ungern ihre Exiſtenz. Die kriegsberühmten Karer leiſteten unter ihren alten Oberhäuptern die Heeresfolge. Sardes, wo jetzt eine perſiſche Beſatzung die Burg inne hatte, war nicht viel weniger eine Kapitale, als ehemals unter eigenen Königen; und die engere Verbindung, in die es mit dem Oſten trat, verſchaffte ſeinem Handel und ſeiner Induſtrie einen neuen Aufſchwung. In Kappadocien, deſſen

Satrapen von achämenidiſcher Herkunft ſich ſpäter in den Königen von Pontus fortgepflanzt haben, ſtoßen wir auf beinahe unabhängige Prieſterſtaaten und Völkerſtämme mit höchſt beſchränkten Königen. In Paphlagonien findet man Häuptlinge, welche imſtande waren, 120000 Mann ins Feld zu führen. Auch die öſtlichen Bithynier ſtanden unter ihren eigenen Fürſten, ebenſo die Cilicier, deren Oberhäupter oft im Kriege mit den Satrapen lagen. Tarſus kam durch den großen Verkehr zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Provinzen des Reiches empor. Auch unter der perſiſchen Herrſchaft behaupteten Damaskus und Palmyra ihren alten Glanz und Ruf.

Wie von jeher, ſo lebten die Armenier auch jetzt in ihrer patriarchalen Sitte fort; ihre tägliche Beſchäftigung war die Viehzucht. Der Satrap mußte in einem offenen Orte wohnen. Aus Xenophons Anabaſis ſieht man, welchen hohen Grad von Unabhängigkeit die Völkerſchaften zwiſchen Meſopotamien und dem Schwarzen Meere beſaßen. Babylon blieb die Hauptſtätte des Gottesdienſtes und des Handels, die es von jeher geweſen war. Das alte Elam war gleichſam der Mittelpunkt des Reiches geworden. Hier, in der Stadt der Lilien, Schûſchan (Suſa), war die vornehmſte Reſidenz der Könige, wovon die dortigen Trümmer zeugen, ähnlich denen von Babylon und Ninive. Die Städte waren eben alle Backſteinbauten. In den Gebirgen erhielten ſich unabhängige Völkerſchaften, wie die Kuſchäer und Uxier, denen die Könige reiche Geldgeſchenke gewähren mußten, damit ſie unbeläſtigt nach Perſepolis ziehen konnten. Zu der Satrapie Medien gehörte eine Anzahl widerſtrebender Bergvölker, wie denn der Gegenſatz zwiſchen Unterworfenen und Widerſtrebenden dem agrariſchen zwiſchen Ackerland und Wüſte beinahe entſpricht. Vollkommen frei waren die Marder, die man nicht einmal anzugreifen wagte. Baktrien wetteiferte mit Medien an Anbau und Dichtigkeit der Bevölkerung; doch bot es dieſelben Gegenſätze dar, Steppen und überaus fruchtbare Landſchaften. Hier hatte die Religion des Zoroaſter ihre vornehmſte Wurzel. Später iſt es ein beſonderer Mittelpunkt griechiſch-aſiatiſcher Kultur geworden. Parthien und Hyrkanien waren zu Einer Satrapie vereinigt: die Parther arm, die Hyrkaner in beſſeren Gegenden, aber in ihren Waldungen frei. Sie ſcheinen, wie man aus dem Namen ihrer Hauptſtadt ſchließt, ihre alten Oberhäupter behalten zu haben. Ihr Gebiet hat in alter und neuer Zeit als die Heimat vortrefflicher Kriegsleute gegolten. Jenſeit des Oxus Sogdiana, die wichtigſte Grenzprovinz, die den Einfall der nördlichen Nomadenvölker unaufhörlich abzuwehren hatte; zu dieſem Zweck war ſie mit einer Reihe von Feſtungen verſehen, von welchen eine den Namen des Cyrus trug: die äußerſte von denen, die an den Namen des Stifters erinnerten. In der Mitte von Iran, in Perſien, der Heimat des Stammes und Volkes, hat ſich Darius eine prächtige Königsburg gegründet, deren Ruinen durch ihre Quadergefüge und die benachbarten Königsgräber an die ägyptiſchen Bauwerke erinnern. Wie bei dieſen, nahm man den Marmor aus den nahen Gebirgen, wodurch man ſich über die aſſyriſchen und babyloniſchen Vorbilder erhob. Perſepolis ſcheint gleichſam aus dem Gebirge hervorgewachſen zu ſein. Auf breiten Stufen, die aus ungeheuren Marmorblöcken auf das ſorgfältigſte gearbeitet ſind, erſteigt man die erſte Terraſſe, deren Eingang mit den wunderbaren Tiergeſtalten der iraniſchen Mythologie verziert iſt, dem Einhorn, dem Symbol der Stärke, dem geflügelten Löwen, der, mit dem Diadem geziert, die unwiderſtehliche Kraft des Königtums verſinnbildet. Bei dem Aufgang zur zweiten Terraſſe ſind auf der einen Seite die Meder und Perſer, denen die Herrſchaft gehörte, in ihren beſonderen Trachten abgebildet, auf der anderen die Deputationen der unterworfenen Völker, welche ihre Geſchenke darbringen. An den Bekleidungen erkennt man die Regionen, aus denen ſie kommen; die einen ſind in Pelzwerk gehüllt, die anderen nur mit einem Schurzfell um die Hüfte gegürtet.

Ein Abbild des Königs wird von drei Reihen männlicher Figuren getragen, die mit aufgehobenen Armen, gleich Karyatiden, über einander ſtehen. Die erſte Reihe hat völlig mediſch-perſiſche Kleidung. In der unterſten meint man Tracht und Haar der Neger zu unterſcheiden.

Auf der zweiten Terraſſe iſt der König abgebildet, wie er einem Geſandten Audienz erteilt. Hinter ihm ſteht ein Verſchnittener mit verhülltem Munde und mit dem Fliegenwedel. Der Geſandte erſcheint in ehrerbietiger Stellung, auch mit der Hand vor dem Munde, damit ſein Odem den König nicht berühre. Ein prächtiges Monument des alten Völkerkönigtums, voll von Würde, phantaſtiſch und groß. Was ihm aber noch höheren Wert giebt, als die Säulen und Reliefs, das ſind die Inſchriften, die an dem Bauwerk ſelbſt und an den Grabmälern in den verſchiedenen Sprachen des Reiches das Selbſtgefühl und die Herrlichkeit des Herrſchers ausdrücken.

An mehreren Stellen des Baues lieſt man die Inſchrift: „Darius, der große König, der König der Könige, der König der Länder, der Sohn des Viſtaçpa, der Achämenide, hat dieſes Haus errichtet.“ Es iſt vor allem die Herkunft und die ausgedehnte Macht des Königs über andere Könige und Völker, was dem Urheber des Baues zugeſchrieben wird und ſeinen Ruhm begründet.

An den Wänden der zweiten Terraſſe finden ſich noch zwei Inſchriften, in denen zugleich die Hülfe des Gottes Auramazda, welcher der größte der Götter iſt und die Länder beherrſche, geprieſen und angerufen wird. In der erſten derſelben tritt das perſiſche Königtum ſelbſt in den Vordergrund; es heißt: „Dieſes Land Perſien, welches mir Auramazda verlieh, welches ſchön und wohlbevölkert iſt, fürchtet durch den Schutz des Auramazda und den meinen, des Königs Darius, keinen Feind.“ „Kein Feind möge in dieſes Gebiet kommen, kein Heereszug, nicht Mißwachs, nicht Lüge. Um dieſe Gunſt bitte ich Auramazda und die Götter des Landes.“ Bemerkenswert iſt, daß neben Auramazda die Götter des Landes überhaupt angerufen werden. Man könnte daraus ſchließen, daß die Religion des Ormuzd erſt eine ſpäter eingeführte geweſen ſei. Mit Beſtimmtheit aber ergiebt ſich, daß Ormuzd andere Götter neben ſich duldete; aber er war der vornehmſte von allen. Von ihm ſtammt die Herrſchaft, die zugleich Herrſchaft des Geſetzes und der allgemeinen Ordnung war.

In der zweiten Inſchrift wird nun auf die unterworfenen Länder und Völker beſonders Bezug genommen. Der König bezeichnet ſich als „großer König, der König der Könige, König der zahlreichen Länder“, die er nun, an Zahl vierundzwanzig, nach einander aufführt. Ausdrücklich ſagt er, er regiere ſie mit dem perſiſchen Heer; damit er vor keinem Feinde zu zittern brauche, möge Auramazda das perſiſche Heer ſchützen. „Wenn das perſiſche Heer geſchützt iſt, ſo wird das perſiſche Glück ununterbrochen bis in die fernſte Zeit währen“. Es ſind nicht Phraſen und Übertreibungen, wie auf den ägyptiſchen und aſſyriſchen Inſchriften, die gleichwohl zum Muſter gedient haben mögen, was wir hier leſen: dies iſt der Ausdruck der realen Verhältniſſe des Reiches. Man erkennt darin eine Stufenfolge der Bedingungen der Herrſchaft. Zuerſt erſcheint der geborene König, der aber nicht mit der Gottheit identifiziert wird; er unterſcheidet den Schutz des Gottes und ſeinen eigenen, durch welche das Land Perſien vor jedem Feinde geſichert ſei. Mit dem volkreichen Perſien beherrſcht er dann die übrige Welt. Auf dem Heere beruht die Wohlfahrt und das Gedeihen des Reiches, das jedoch nicht eigentlich als ein Ganzes gedacht wird, ſondern als eine Vereinigung verſchiedener unterworfener Stämme. Wie es dazu gekommen und was die Grundlage der Herrſchaft ſei, erläutert dann eine vierte Inſchrift, mit welcher das Grabmal des Darius verſehen iſt. Der König ſelbſt iſt auf der Außenſeite vorgeſtellt mit einem vor ihm lodernden Feuer, die rechte Hand zum Gebet erhoben, über demſelben eine geflügelte Geſtalt, die unſer Herder für den Ferver des Königs hielt. In dem Ferver liegt vielleicht die tiefſte moraliſche Idee des Zend-Aveſta. Er iſt das von Ormuzd gebildete reine Weſen des geiſtigen Geſchöpfs, von demſelben unzertrennbar und doch wieder von ihm geſchieden, geſchaffen eben zum Kampfe gegen Ahriman und deshalb ſtreitbar. Der König hat den Bogen in der linken Hand, wie bei den Aſſyrern der Gott, der die Schlacht entſcheidet, mit geſpanntem Bogen auftritt. Der ſtarke Bogen, den man zu ſpannen verſteht, iſt das Symbol der Kraft. — Was die Älteren für den Ferver hielten, erklären die Neueren für das Bild des Gottes ſelbſt.

In der über dieſer Abbildung angebrachten Inſchrift heißt der König nicht allein der große, ſondern der König der Länder aller Zungen, der König dieſer großen und weiten Erde.

Nochmals werden die Länder aufgezählt, welche der König außer Perſien regiert. Das Verzeichnis iſt vollſtändiger als das frühere, ſo daß man es auch wohl in ein ſpäteres Jahr ſetzen darf; in demſelben erſcheinen vor allen die Meder und ferner die „flechtentragenden“ Jonier. „Ich beherrſche ſie“, ſagt der König, „ſie bringen mir Tribut; was ich ihnen befehle, das thun ſie; mein Geſetz wird gehalten.“ „Auramazda übergab mir dieſe Länder, als er ſie im Aufruhr ſah, und verlieh mir über ſie die Herrſchaft; durch die Gnade Auramazdas habe ich ſie wiederum geordnet.“ Abermals betont er dann die Tapferkeit der Perſer, durch welche es ſoweit gekommen ſei. „Wenn du fragſt, wie viele waren der Länder, die König Darius regierte, ſo ſieh das Bild derer an, welche meinen Thron tragen, auf daß du ſie kennſt. Alsdann wirſt du wiſſen, daß die Lanze des perſiſchen Mannes weit vorgedrungen iſt, daß der perſiſche Mann Schlachten geſchlagen hat fern von Perſien.“

Wenn der Grund der Aufrichtung der Herrſchaft darin geſetzt wird, daß alle Länder in Aufruhr geweſen ſeien, ein Zuſtand, welchem der höchſte Gott habe ein Ende machen wollen, was dann durch die Tapferkeit der Perſer geſchehen ſei, ſo liegt darin nicht geradezu eine Überhebung; denn ſoweit die geſchichtlichen Nachrichten überhaupt reichen, war es, namentlich in den weſtlichen Regionen, immer ein innerer Gegenſatz, in welchen die Perſer mit ihrer Übermacht entſcheidend eingriffen, wodurch das ganze Gebäude der Macht zu ſtande kam. Die Idee der Ordnung, des Guten und der Wahrheit waltet über allem.

Wir können hier innehalten: denn nur darauf kam es an, die inneren Konflikte der älteſten Welt ſo weit in Erinnerung zu bringen, bis ein ruhiger und haltbarer Zuſtand aus ihnen hervorging. Einen ſolchen drücken die erwähnten Denkmäler und Inſchriften aus. Darius ſelbſt iſt, wenn wir ſo ſagen dürfen, eine monumentale Geſtalt in der Hiſtorie. So haben ihn die Perſer der ſpäteren Zeit angeſehen; er iſt das Urbild des Dſchemſchid, des vornehmſten Königs der Sage, dem alle friedlichen Einrichtungen zugeſchrieben werden. Bei Äſchylus, der dieſen Zeiten nahe ſtand und ſein Feind war, erſcheint Darius in Großheit, Güte und Glück als eine Art von Vorbild.

Das Heldenbuch von Iran, das Gedicht Firduſis, welches alle Anſchauungen des Orients lange Jahrhunderte hindurch beherrſcht hat, iſt eine Art von Weltgeſchichte, die ſich an die Stellung der Achämeniden und des großen Königs der Meder, Perſer und Baktrier, der drei Stämme, aus denen das alte Iran beſteht, anknüpft. Wenn dies Königtum von den Söhnen Feriduns demjenigen zufällt, welcher der mildeſte und verſtändigſte iſt, ſo wird damit die Idee der Kultur angedeutet, welche das alte perſiſche Königtum in der That belebte. So hat es ſchon, näher jener Epoche, Xenophon aufgefaßt, der den Orient ſelbſt geſehen hatte. In ſeinem Cyrus ſtellt er das Ideal eines Monarchen auf, der jede Art von Kultur mit der Macht verbindet. Nicht ganz dieſer Anſicht war Ariſtoteles; er meinte, die Macht würde noch bei weitem beſſer entwickelt werden können, wenn die Völker frei wären, wie die Griechen.

Fünftes Kapitel.

Das ältere Hellas.

In dem Vordergrunde der Weltgeſchichte ſtellen ſich, wie oben angedeutet, nicht ſowohl große Reiche dar, als vielmehr Volksgenoſſenſchaften in beſchränkten Gebieten, welche umfaſſenderen Stammesverbindungen angehören, aber doch für ſich ſelbſt beſondere Gemeinweſen von eigentümlicher Energie und Lebenskraft bilden. Durch die Religionen ſind ſie verbunden, aber zugleich lokal von einander geſondert, ungefähr wie die kanaanitiſchen Stämme vor den Angriffen der Ägypter und dem Eindringen der Israeliten. Die bedeutendſte Erſcheinung aus dieſem Kreiſe ſind die Phönizier in ihren getrennten und doch zuſammengehörigen Städten und Gebieten mit ihrer die Welt umſpannenden merkantilen und induſtriellen Thätigkeit. Unabhängige Gemeinweſen behaupteten ſich über ganz Syrien hin, in Meſopotamien, an den Quellen des Euphrat, ſelbſt jenſeit des Tigris im eigentlichen Iran; ſie waren in vollem Beſtehen, als das aſſyriſche Reich ſich erhob, welches ſie infolge ihrer Entzweiung untereinander unterwarf, aber nicht geradezu unterdrückte.

Zu den Völkerſchaften dieſer Art gehören nun die alten Hellenen.

Man hat bemerkt, daß das Griechiſche von allen indogermaniſchen Idiomen, von denen es einen Zweig ausmacht, das grammatiſch ausgebildetſte, der Logik des menſchlichen Geiſtes angemeſſenſte iſt. Die urſprüngliche Begabung mag durch die Naturbeſchaffenheit des Landes, das ſie bewohnten, gefördert worden ſein.

Daß Griechenland ein kontinentales Land iſt, verſchwindet gleichſam bei der eigentümlichen Geſtaltung des Bodens, der, allenthalben von Golfen und Buchten durchſetzt und doch wieder in ſich ſelbſt konzentriert, beinahe einen inſularen Charakter annimmt. Die Gebirge im Norden ſchieden es von dem benachbarten Kontinente ab, nicht viel anders als die Alpen lange Zeit Italien vor den nordiſchen Nationen geſichert haben. Griechenland iſt verhältnismäßig noch reicher an einer mannigfaltigen und nach allen Richtungen hin ausgedehnten Küſtenentwickelung, als das Apenninland. Die Halbinſel des Peloponnes bietet neben dem Grundſtock ihrer Gebirge wieder eine Anzahl von Halbinſeln dar. Das mittlere Hellas läuft nach Akarnanien und nach Attika hin in ausgedehnte Vorgebirge aus. Das geſamte Gebiet aber war dann wieder auf beiden Seiten von Inſeln umgeben, die, obwohl meiſtenteils von mäßigem Umfang, doch wieder jede ein Ganzes für ſich bildeten. Hier beruhte das Leben auf einer freien Bewegung von Völkerſchaften, welche ſich vor allem in ihrer Beſonderheit gefielen. Das Meer, unfruchtbar, wie die Griechen es nannten, bildete doch für ſie das eigentliche Lebenselement; es bedingte alle Verhältniſſe.

Die Mannigfaltigkeit der beſonderen Geſtaltungen von Land und Volk, von denen eine jede ihre eigenen Erinnerungen bewahrte, macht es erklärlich, daß die älteſte griechiſche Geſchichte, welche erſt in ſpäten Zeiten zuſammengeſtellt wurde, eine Verwirrung darbietet, die man wohl als chaotiſch bezeichnet hat. Hier war kein Boden für Königsreihen, wie in Ägypten. Es fehlte an einem gemeinſchaftlichen, zugleich zuſammenhaltenden und ausſchließenden Heiligtum, wie der Tempel in Jeruſalem war; das delphiſche Orakel hat damit doch nur eine entfernte Ähnlichkeit. Für große weltbeherrſchende Städte, wie Babylon und Ninive, war hier kein Raum. Alles iſt ein eigentümlich geartetes, überall ſcharf markiertes, mit Bewegung und Geiſt durchdrungenes Leben.

Man könnte einwenden, daß die Urbevölkerung von den ausgebildeteren fremden Nationen, die über die See kamen, Einwirkungen erfahren hat; aber dieſe wurden dann doch durch das eigentümlich griechiſche Weſen umgeſtaltet und nationaliſiert. Die Sage von Herakles, dem größten ihrer Heroen, hat unleugbar Verwandtſchaft mit indiſchen, babyloniſchen, phöniziſchen Mythen; aber zugleich iſt ſie durch und durch griechiſch. Selbſt einem Herodot gegenüber wollten ſich die Argiver und Böotier ihren einheimiſchen Herakles nicht entreißen laſſen. Herakles erſcheint als Bändiger der Ungetüme, die das Land unſicher und unbewohnbar machen, des unverwundbaren Löwen in der Gebirgsſchlucht, der neunköpfigen Hydra in dem Sumpfgelände; er iſt bei den Griechen das Symbol der von göttlichem Urſprung ſtammenden, aber zur Dienſtbarkeit verdammten, im Vollbringen des Notwendigen unter Mühe und Arbeit emporſtrebenden Menſchenkraft. Herakles wendet ſeine unwiderſtehliche Stärke auch gegen die Ungeheuer in menſchlicher Geſtalt; er iſt, wie ein Alter ſagt, der gerechteſte aller Mörder; er brach die Bahn für ein geſetzliches Leben. Der mächtigen Göttin, die ihn mit ihrem Haß verfolgt, zum Trotz erringt er ſich doch einen Platz im Olymp, wo er die ewige Jugend in die Arme ſchließt.

Darüber iſt an ſich kein Zweifel, daß fremde Götterdienſte auch in Hellas eindrangen; ſie ſind wohl dann und wann in aller ihrer Gräßlichkeit zur Vollziehung gekommen. Auch auf griechiſchem Boden ſind Menſchen den Göttern geopfert worden, nach der Weiſe der Phönizier; auch die Griechen haben dadurch die Macht verderblicher Gottheiten zu verſöhnen gemeint. Allein ſchon in früher Zeit fand bei ihnen, wie bei den Hebräern, eine rationelle Abweichung von dieſen blutigen Dienſten ſtatt. Die Sage von Iphigenia in Aulis läßt ſich mit der Erzählung von der Opferung Iſaaks vergleichen. Da man aber in Griechenland nicht den ganzen Kult verließ, wie in Paläſtina, ſo entſchloß man ſich zu einer Milderung desſelben. Man tötete nicht mehr die Menſchen, ſondern begnügte ſich, ihr Blut zu vergießen, ohne ſie zu töten. Die Götter ſelbſt wurden milder gedacht. Es wird erzählt, Dionyſos, der anfangs einen Knaben zum Opfer forderte — es war in Delphi —, habe dann denſelben mit einem Widder vertauſcht. Das Weſentlichſte der

Sage von Theſeus iſt doch gewiß, daß er jenem Ungeheuer von menſchlicher Geſtalt mit dem Stierkopf, dem man Verbrecher und Gefangene und auch den Tribut an Kindern, den die Athener liefern mußten, zum Fraße vorwarf, ein Ende machte. Sie enthält ein Moment, durch das ſich Griechenland von dem Orient losriß. Irre ich nicht, ſo liegt das auch der Sage von Pelops zu Grunde; er iſt der entſetzlichſten Tötung, die der Vater ſelbſt vollbracht hat, um ihn den Göttern zu einem ſcheußlichen Mahle vorzuſetzen, durch die Gunſt und Vorausſicht derſelben entgangen; dann langt er mit den geflügelten Roſſen, die ihm Poſeidon geſchenkt, in Hellas an, wo er ein Herrſchergeſchlecht gründet, das als das vornehmſte von allen betrachtet werden kann. Man darf vielleicht ſelbſt die Befreiung der Thebaner von dem Ungetüm, welches eine ägyptiſche Farbe trägt, der Sphinx, die zugleich grauſam und ſinnreich iſt, aus dem Gegenſatz gegen die fremden Dienſte herleiten; denn weniger darauf kommt es an, was aus der Fremde eingedrungen iſt, als darauf, wie ſich die Eingeborenen der Herrſchaft desſelben erwehrt haben. Von dieſen Beziehungen auf die Bewohnbarkeit des Landes und ſeine Unabhängigkeit von den den Menſchen zum Opfertier herabwürdigenden fremden Dienſten geht dann die Sage auf eine ſpontane Bewegung nach außen über. Jaſon, in dem die maritime Thätigkeit der Minyer verſinnbildet iſt, durchbricht mit ſeinem Fahrzeuge, in welchem ſich die namhafteſten Helden aus allen Landſchaften verſammelt haben, den Zauber, der den Griechen bisher den Eingang in das Schwarze Meer verwehrt hat, mit Keckheit, um das goldene Vließ aus Aia oder, wie die Späteren ſagten, Colchis zurückzubringen. Dann folgt der trojaniſche Krieg.

Die Sage knüpft an den Gegenſatz zwiſchen Aſien und Europa an, der, ohne eigentlich geographiſche Bedeutung, doch ein ſehr reelles Gewicht in hiſtoriſcher Hinſicht hat. Denn auf der einen Seite wurden die aſiatiſchen Küſten in die allgemeinen Völkerverhältniſſe, aus denen dann die Errichtung der großen Reiche hervorgegangen iſt, verwickelt; auf der anderen hatten die inſularen und peninſularen Griechen einen ihnen gleichſam angeborenen Trieb, in Kleinaſien feſten Fuß zu faſſen; es war die Grundlage ihres nationalen und ſelbſt landſchaftlichen Daſeins.

Aus dieſen Gegenſätzen entſpringt nun der trojaniſche Krieg. Teukrer und Dardaner ſind identiſch mit den Troern; ſie gehören den nördlichen Völkern von Kleinaſien an; ſie bilden Teile des thraciſchen Völkerſtammes, der ſich — unbeſtimmt, welches ſein erſter Wohnſitz war — auf beiden Seiten der Propontis ausbreitete, und ſtanden mit den Phrygiern, Karern und all den kleinaſiatiſchen Stämmen, in deren Gebiete die Griechen eindrangen, in Verbindung. Aus den lokalen Erinnerungen, von denen wir in einem Fragment des Mimnermus unverkennbare Spuren finden, übereinſtimmend mit einigen herodoteiſchen Aufzeichnungen, ergiebt ſich mit aller Beſtimmtheit, die man erwarten kann, daß die Koloniſationen der Griechen nicht ohne Gewaltſamkeit vor ſich gegangen ſind und heftigen Widerſtand fanden. Ein uraltes, vorhiſtoriſches Ilion hat es, wie die Ausgrabungen zeigen, ohne allen Zweifel gegeben; an dieſen Namen knüpfen nun die homeriſchen Geſänge an. Aber der Kampf iſt kein vereinzelter; um Ilion ſcharen ſich die aſiatiſchen Völkerſtämme; ebenſo aber iſt es eine Vereinigung aller Griechen, unter denen noch der achäiſche Stamm der vorwaltende war, welche den Kampf gegen Ilion gemeinſchaftlich unternimmt. Dieſes Weltverhältnis giebt den homeriſchen Geſängen ihren Hintergrund und Charakter; doch iſt in denſelben von den eigentlich nationalen Gegenſätzen dabei nicht die Rede. Solche wären unbrauchbar für die poetiſche Auffaſſung geweſen, welche ein anderes Intereſſe bedarf, um fortzuleben. Die beiden Parteien, die einander bekämpfen, müſſen gleichartiger Natur ſein. Auch das Intereſſe der Eroberung muß zurücktreten; nur ein menſchlich allgemeines darf vorwalten. Die Troer müſſen ſein, wie die Griechen; ſie müſſen dieſelben Götter verehren und in ähnlichen Formen des Lebens ſich bewegen. Von dieſen Formen aber dürfen wir in Bezug auf die Griechen wohl ſagen, daß ſie nicht erdichtet ſind, ſondern daß ſie den Zeiten entſprachen, in denen das Gedicht entſtanden iſt, lange nachdem die Ereigniſſe, welche den Anſtoß gaben, vorübergegangen und bereits verſchollen waren.

Die deutſche Nation hat den Vorzug, daß ein Moment ihrer älteſten Vergangenheit durch einen gleichzeitigen Hiſtoriker erſten Ranges geſchildert worden iſt; unvergleichlich größer iſt der Vorzug der Griechen, aus uralter Zeit ein einheimiſches Gedicht zu beſitzen, welches ihre früheren Zuſtände mit unverkennbarer Wahrhaftigkeit und in vollendeter Form vergegenwärtigt.

Ob Agamemnon und Priamus, Achilles und Hektor, Menelaos und Paris hiſtoriſch ſind, oder in welcher Beziehung dieſe Namen zu den Begebenheiten ſtehen, laſſen wir hier unerörtert. Wir verzichten darauf, die Zeiten zu beſtimmen, in denen ein troiſcher Krieg, wenn es einen ſolchen jemals gab, wirklich ſtattgefunden hat. Aber die Zuſtände, wie ſie ſich in dem homeriſchen Gedichte darſtellen, können nicht erdichtet ſein. Von den Griechen iſt dasſelbe immer als vollkommen wahr betrachtet worden, gleichſam als Urkunde, aus der ſehr beſtimmte Anſprüche und Rechte hergeleitet wurden. Obgleich dieſe Urkunde ein Gedicht iſt, ſo halte ich es doch, indem ich von den Griechen zu ſprechen beginne, für erlaubt und angemeſſen, die Zuſtände, die ſie ſchildert und auf denen alles Spätere beruht, in ihren Grundzügen in Erinnerung zu bringen.

An der Spitze ſteht überall ein König, nicht identifiziert mit den Göttern wie bei den Ägyptern, kein Gewalthaber, über unterworfene Gebiete herrſchend, wie bei den Aſſyrern, eher den Häuptlingen zu vergleichen, die in den kanaanitiſchen Städten walteten, aber doch durch und durch eigentümlich, Oberhaupt einer gegliederten Geſamtheit. Daß die königliche Gewalt eine unbedingt erbliche ſei, läßt ſich nicht behaupten; denn ſonſt würde z. B. Telemach, wie als Sohn, ſo als Nachfolger des Odyſſeus in Ithaka anerkannt worden ſein, was doch nicht der Fall iſt. Der Stuhl ſeines Vaters bleibt leer in den Verſammlungen, obwohl man ihm ſagt, ſein Stamm ſei königlicher als die anderen, worin zwar kein Recht läge, aber doch ein Anſpruch auf die Erbfolge. Der König wird nicht ohne göttliche Autorität gedacht. Von Zeus kommt das Scepter; der Gott verleiht Ruhm und Glanz. Die Ehre des Königs iſt von Zeus. Es iſt eine Autorität, welche hohe perſönliche Vorrechte gewährt, aber keine unbeſchränkte Macht.

Im Frieden genießt er die Einkünfte des Temenos, d. h. der für ihn abgeſonderten Landbezirke; von ihm hängt Rat und That ab; er ſammelt vom Volke Geſchenke, etwa für Fremde; man muß ſeinen Befehlen nachkommen und ihm Gaben darbringen, womit man ihn verehrt wie einen Gott, was ihm dann Reichtum verſchafft.

Im Kriege finden wir ihn Opfer vollziehen. Er beruft den Rat und entläßt ihn; er redet im Volke; ihm wird die Beute gebracht, und er verteilt ſie; er empfängt das größte Geſchenk. Bei ihm ſchmauſen die Alten. Das Volk gehorcht ihm, wo er einen Weg zu gehen oder tapfer zu ſtreiten gebietet. „Ein zeusernährter König hat große Gedanken.“

Im Frieden iſt der König von einem Rate, welchen die Älteſten bilden, umgeben. Es ſind die Greiſe, die nicht mehr in den Krieg gehen, aber der Rede pflegen; ſie geben den Rat; ſie ſitzen bei dem König zu Hauſe, wie die Zwölf beim Alkinoos, und ſchmauſen bei ihm und ſpenden den Göttern und hören die Sänger. Der König der Phäaken erſcheint an der Spitze der zwölf Volkshäupter als dreizehnter. Sie haben in der Verſammlung einen beſonderen Sitz. An dem Blutgerichte haben ſie den größten Anteil.

So iſt es nun auch im Kriege. Hier ſind es die Ausgezeichnetſten der Achäer, welche zugleich als die „Alten“ erſcheinen. Auch ſie ſind ſcepterhaltende Könige; ſie ordnen das Volk zur Schlacht; das Volk bricht ſein Geſchrei ab und hört auf ſie; ſie halten ſich dem Könige, dem die oberſte Führung gebührt, dennoch für gleich, wie Achill; ſie ſind bei dem Gaſtmahle des Königs, und immer ſteht ihr Becher voll; nach dem Sieg über Hektor wird Aias beſonders mit dem Rücken des geopferten Stiers geehrt. Dem Könige ſtehen ſie mit Rat bei; er thut nichts ohne dieſen.

Im Frieden iſt es mehr das Alter, im Kriege iſt es mehr die Tapferkeit, welche in den Rat des Königs dringt.

Wenn eine Sache vor allem Volke beraten wird, hat auch dies eine Stimme. Indem von Agamemnon die Rückgabe der Chryſeïs verlangt wird, rufen ihm alle zu, er möge ſie geben. Bei Agamemnons Schiffe haben ſie ihre Verſammlung. Sie werden mit dem Könige angeredet. Sie ſind die Freunde, Heroen, Danaer, Diener des Ares. In der Regel werden ſie ſtill durch die Herolde zur Verſammlung beſchieden. Es kommt aber auch vor, daß Achill ſie mit lauter Stimme zuſammenruft. Hier reden dann auch die Greiſe; und Neſtor unterſcheidet, wenn er ſagt: wir waren nie verſchiedener Meinung, weder im Rat noch in der Verſammlung. Sie antworten durch

Zuruf, jauchzendes Geſchrei und andere Kundgebungen. Wie im griechiſchen Lager, ſo geht es auch in Troja her; bei dem Turme des Priamos verſammeln ſie ſich, Alte und Junge, nicht ohne Lärm. In der Odyſſee finden wir zuweilen eine Art von Abſtimmung, wo die Mehrheit ſich ausſpricht; in der Ilias wird ein Rechtsſtreit vor verſammeltem Volke geführt.

Ebenſo iſt es in Ithaka. Telemach läßt die Achäer durch die Herolde berufen; dann ſetzt er ſich auf den Sitz ſeines Vaters, die anderen, die „Alten", um ihn herum. So iſt der Markt der Phäaken voller Sitze.

Auf dieſe Weiſe iſt ihre öffentliche Verfaſſung beſchaffen. Jugend und Alter machen den Unterſchied zwiſchen ihnen. Die Abſtammung bleibt keineswegs unberückſichtigt; aber ein ausgebildeter Adel findet ſich nicht.

Das Gedicht gewährt einem jeden ſeine Ehre; es bezeichnet, welches der beſte Mann nach dem Achill, wer das beſte Pferd reitet nach dem ſeinen, wer der Schönſte, der Häßlichſte iſt, wer der Trefflichſte in ſeinem Gewerbe und in ſeiner Kunſt. Die Milden, Gütigen bekommen ihr Lob. Für die Familienverhältniſſe haben ſich herkömmliche Bezeichnungen gebildet: „mildgebig" von der Mutter, „ehrwürdig" von den Eltern überhaupt, „lieb, traut" von dem älteren Bruder; die heranwachſenden jungen Menſchen heißen „die Verſchämten". Das Einzelleben kommt zur Anſchauung: der einſame Mann, der fern von den Nachbarn auf der äußerſten Landſpitze den Brand in die ſchwarze Aſche ſteckt; der Jäger, der den weißzahnigen Hund auf den Eber hetzt; andere, die, in der Tiefe des Gebirges Bäume ſchlagend, Getöſe verurſachen; die Schnitter, die ſich auf dem Gute des glücklichen Mannes von verſchiedenen Seiten her entgegenarbeiten; der Herbſttag, wenn Zeus regnet und alle Flüſſe voll ſind. Das ganze Leben mit all ſeinem Wert, mit all ſeinen Schwächen iſt vor die Augen geſtellt. Das iſt es, was das Gedicht vor allen anderen auszeichnet und daran feſſelt. Die Farbe der Erdichtung verſchwindet vor der Gegenſtändlichkeit der Darſtellung ſelbſt.

Dieſe Menſchenwelt aber iſt von einer analogen Götterwelt umgeben. Der Kampf der Urkräfte, der den Kosmogonien, wie ſie bei Heſiod erſcheinen, zu Grunde lag, tritt in dem homeriſchen Gedichte zurück. Die olympiſchen Götter bilden das einzige Syſtem einer Religion, die von dem letzten Grunde der Dinge abſieht und nur die vor den Augen liegenden allgemeinen Triebe ſymboliſiert. Es iſt eine Religion der Küſten und Inſeln des Meeres und der durch den Menſchenverkehr geſchaffenen Verhältniſſe, unter der Obhut eines oberſten Gottes, deſſen Name die Bezeichnung wiederholt, welche auch andere Völker dem göttlichen Weſen geben, das aber doch wieder in dem Kreiſe, in dem es erſcheint, eine Stellung einnimmt, wie ſonſt nirgends. Gewiß hängen auch die anderen Gottheiten der Griechen mit den Vorſtellungen von Licht und Finſternis, den elementaren Begriffen überhaupt und den Überlieferungen anderer Nationen, welche dieſe Küſten berührt haben, zuſammen. Aber in ihrer weiter ausgebildeten Erſcheinung treten dieſe Beziehungen doch nicht hervor. Die Götter bilden eine große herrſchende Familie, mit einem Oberhaupt, das zuletzt Gehorſam findet, jedoch mit verſchiedenenartigen Charakteren und auseinandergehenden eingeborenen Beſtrebungen, durch die Menſchen in jedem Augenblicke berührt werden. Es iſt nicht ein Glaube von allgemeiner idealer Konception; die wirkſamen Momente der Religion ſind gleichſam von autochthonem, an Grund und Boden feſthaltendem Urſprung; ſie fließen mit den Menſchenweſen in ein einziges Ganze zuſammen. Die Wohnſitze der Götter ſind in unmittelbarer Nähe. Eine Geſtalt für ſich bildet der Gott des Meeres, deſſen Ungunſt jeden Augenblick alles zerſtören kann. Andere greifen in die Beſchäftigungen des Lebens ein: der Gott des Krieges und der Künſte, der unaufhörlich beſchäftigte Gott des täglichen Verkehrs und die Göttin der ſinnlichen Liebe. Aber aus dem Haupte des höchſten Gottes entſpringt die Göttin der Gedanken. Neben den übrigen erſcheint der Gott der Weisſagung und des Geſanges, der aber auch der in die Ferne treffenden Waffe vorſteht.

Bei der Ausbildung dieſer Vorſtellungen iſt nun nicht Prieſtertum und Politik, ſondern die geſtaltende, ſchaffende Phantaſie eines dichteriſchen Zeitalters maßgebend geweſen. Einzelne Götter gehören einzelnen Landſchaften an; der Götterkreis iſt die Nationalität; wenigſtens hatte dieſe keine andere Repräſentation.

Aber verweilen wir nicht länger in dieſer poetiſchen Vorhalle; wenden wir unſeren Blick zur eigentlichen Geſchichte! Da kommen wir denn auf ein Ereignis, das den alten Zuſtand des achäiſchen Zeitalters, wie Homer ihn ſchildert, mit einem Schlage vernichtet hat.

Die Dorier, deren bei Homer kaum Erwähnung geſchieht, erſcheinen ganz im Gegenſatz mit den im Gedicht feſtgehaltenen Anſchauungen als Herren und Meiſter im Peloponnes und als der vorwaltende Stamm in Griechenland. Wie ſie es aber geworden ſind, iſt doch niemals glaubwürdig und einleuchtend dargeſtellt worden. Wenn Herodot die Dorier und Herakliden bei dem Unternehmen gegen den Peloponnes gleichſam als Verbündete darſtellt, ſo ſtimmt die Sage im allgemeinen damit überein, indem ſie das Recht, mit welchem die Dorier ihre Eroberungen begründeten, von Herakles herleitet, der nicht zu ihnen gehörte, aber aus deſſen Stamme ihre Könige waren. An und für ſich wäre es nichts unerhörtes, wenn eine verjagte Dynaſtie ſich mit einem Kriegsvolk verbündet, um ihr wahres oder vermeintes Recht durchzuſetzen, was dann auch jenem zu gute kommt, indem es die Eroberung vollbringt. In der Geſchichte der Israeliten haben wir ein Beiſpiel der Eroberung eines Landes auf den Grund alter Rechte, welche die Vorfahren erworben hatten; doch würden die Israeliten dabei nicht in dem Verhältniſſe der Dorier, ſondern in dem der Herakliden erſcheinen; ſie ſtammen eben alle von den Erzvätern ab, welche die Rechte begründet haben. In Griechenland liegt dagegen das Hauptmoment darin, daß ſich ein Volksſtamm mit dem berechtigten Herrſchergeſchlechte zu dem Unternehmen vereinigt. In den alten Erzählungen hierüber tritt die Schwierigkeit ein, daß die Herakliden ſelbſt als Achäer betrachtet werden; es giebt Könige von Sparta, welche ſich ſelbſt ſo bezeichnet haben; ich weiß nicht, ob man das unberückſichtigt laſſen darf; es beruht eben darauf, daß die Dorier eine Sache führten, welche urſprünglich nicht die ihre war.

Auch auf den politiſchen Charakter des Ereigniſſes wirft die Vergleichung mit den Israeliten ein gewiſſes Licht. Dieſe vertilgten in den Landſchaften, in denen ſie Meiſter wurden, die Eingeborenen geradezu, ſo daß ihre alte Stammesverfaſſung ihren volkstümlichen Charakter behielt und ſich weiter entwickeln konnte. Von den Doriern dagegen wurde die alte Bevölkerung nicht vertilgt, ſondern unterworfen, was dann einen ſteten Gegenſatz zwiſchen dem einen und dem anderen Element innerhalb derſelben Grenzen hervorrief. Der Staat, den die Dorier gründeten, wurde ein zwieſchlächtiger, der Sieger und der Beſiegten; die Dorier konſervierten ihre alte Stammesverfaſſung; allein die Unterworfenen ſetzten ſich ihnen überall entgegen und hatten Verbündete in der Nähe und in der Ferne; ein Verhältnis, welches in Wirkung und Gegegenwirkung die ganze ſpätere griechiſche Geſchichte beherrſcht hat.

Aber bleiben wir bei den Anfängen ſtehen! Wenn man den Urſachen der Erfolge der Dorier nachforſcht, ſo dürfte die vornehmſte in ihrer Kriegsweiſe, namentlich ihrem enggeſchloſſenen Vorrücken mit eingelegter Lanze, zu erblicken ſein; dieſem Anfall einer überlegenen Kriegsübung erlag die alte Kampfesweiſe der Achäer, welche Homer ſchildert. Im Peloponnes bildeten ſich drei Königreiche nebeneinander. Zwiſchen den drei Brüdern, den Nachkommen des Herakles, welche die Eroberung vollbringen, hat das Los entſchieden. Dem älteſten, Temenos, fällt Argos anheim: es wird mit Mühe von der See her eingenommen. Von da aus wird von einem Sohne des Temenos, Phalces, Sicyon erobert, von wo die Herrſchaft ſich bis nach Phlius ausbreitet; ein Schwiegerſohn des Temenos beſetzt Epidaurus, mit welchem Ägina ebenfalls durch Eroberung zu einem einzigen Gemeinweſen verbunden wurde. Auch Korinth, das Ephyra der äoliſchen Siſyphiden, wurde durch einen ſelbſtändig herumziehenden Dorier, der anfangs nur aus Hohn eine Erdſcholle empfängt, eingenommen, nicht von Argos her, wie das nahe Sicyon.

Lakonika war dem Euryſthenes und Prokles, den Söhnen des zweiten Bruders, zugefallen; unbeſtimmt, ob es erſt nach oder ſchon vor dem Tode des Vaters erobert wurde. Sie ſchlugen ihren Hauptſitz in Sparta auf, in der Nähe des alten Sitzes der Pelopiden. Aber es dauerte lange, ehe ſie das Bergland des Taygetus den Achäern entriſſen; dieſe behaupteten ſich im Beſitze von Amyklä. Kresphontes, dem Meſſenien zufiel, und der ſeinen Sitz zu Stenyklarus nahm, richtete kleinere Herrſchaften der Eingeborenen ein, wo die Unterthanen den herrſchenden Geſchlechtern gleich ſein ſollten: ſie hingen wohl nur von dem Könige ab. Seine Nachfolger ſchloſſen ſich den Eingeborenen noch enger an. Hierüber gerieten ſie in einen Krieg mit den Lacedämoniern, deſſen Heftigkeit dadurch bezeichnet wird, daß dieſe ſich mit einem Eidſchwur verpflichteten, das Schwert nicht niederzulegen, bevor ſie Meſſenien erobert hätten.

An das Ereignis hat ſich eine in mannigfaltigen Farben ſpielende Sage geknüpft. Man darf nicht vergeſſen, daß der Widerſtand der Meſſenier gleich von vornherein durch ein nicht zu voller Ausführung gekommenes Menſchenopfer, das alſo hier noch einmal erſcheint und doch nicht erſcheint, für hoffnungslos erklärt wird. Ariſtodemos, der König, tötet ſich ſelbſt. Dann wird die Hauptfeſte des Landes, Ithome, von den Lacedämoniern erobert und das Land in der Weiſe von Lakonika zu Gunſten der Sieger verteilt. Noch einmal erhebt ſich Meſſenien zur Empörung und zwar unter der Führung eines Nachkommen des Kresphontes; aber die Enkel führen den Krieg, den die Großväter begonnen, ſtandhaft zum Ziele. Auswanderungen in großer Anzahl beſtätigen die Unterthänigkeit des Landes unter Lacedämon.

In dieſen Kämpfen iſt es geweſen, daß Sparta, dem es beſtimmt war, oftmals einen entſcheidenden Anteil an den allgemeinen Angelegenheiten zu nehmen, die Form ſeiner Verfaſſung entwickelte. Von vornherein war ſie noch mehr das Werk des in ſprödeſter Strenge durchgeführten ariſtokratiſchen Gemeinweſens, als des Königtums ſelbſt. Auch dieſes aber ſchloß ſich mit unbedingter Hingebung an. Wie es dahin gekommen ſei, iſt in der beinahe mythiſchen Sage von Lykurg ausgeſprochen. Es gab Streitigkeiten unter den herrſchenden Geſchlechtern miteinander und dem Königtum, denen der durch göttliche Autorität bevorrechtete Mann, der dem Königsgeſchlechte angehörte, durch Geſetze ein Ende machte. Lykurg ließ ſich die Aufrechterhaltung der von ihm begründeten Ordnung verſprechen; dann zog er ſich nach Delphi zurück, wo er, nachdem er die göttliche Sanktion ſeines Werkes erhalten, ſich durch Hunger getötet haben ſoll. Die Sage ſymboliſiert die Unerſchütterlichkeit der Verfaſſung, auf der die Größe von Sparta beruht.

Eine ganz andere Politik als die lacedämoniſche befolgte Argos. Die größte Geſtalt, wenigſtens in Beziehung auf die politiſche Haltung und Abſicht, iſt Phidon von Argos. In den Beſitz der Häfen von Argolis gelangt, nahm er den lebendigſten Anteil an der kommerziellen Bewegung der Epoche, die nun im Verkehr mit dem Orient dahin gekommen war, daß ſie eines ſicheren Maßſtabes des Wertes der Dinge nicht mehr entbehren konnte. Phidon nahm Maße und Gewichte, wie ſie nach babyloniſchem Vorgang die Phönizier in den Handel eingeführt hatten, herüber; dem geprägten Gelde, das von Lydien kam, ſetzte er eine eigene griechiſche Prägung entgegen, die für den Verkehr mit Vorderaſien beſtimmt war. Man glaubt ſein Gepräge unter den älteſten Münzen von Griechenland unterſcheiden zu können; der Stempel derſelben entſpricht dem phöniziſchen Aphroditekultus. Der kommerziell geſchulte, mächtig übergreifende Heraklide von Argos iſt, ſoviel ich weiß, die erſte chronologiſch einigermaßen beſtimmbare Perſönlichkeit in der griechiſchen Geſchichte. Er fällt in die Zeit der aſſyriſchen Weltherrſchaft, welche Cypern und Ägypten umfaßte und Phönizien beherrſchte. Man ſetzt ſeinen Tod in das Jahr 660 vor unſerer Ära, in welcher Zeit Aſſurbanipal die ägyptiſche Empörung zu Boden geſchlagen haben wird. Phidon beherrſchte Epidaurus und das ſeegewaltige, waffenfertige Ägina, wo er ſeine Münzen ſchlagen ließ. Daß die Lacedämonier in dem meſſeniſchen Krieg beſchäftigt waren, trug dazu bei, ihm die Obmacht in dem übrigen Peloponnes zu verſchaffen. In die olympiſchen Spiele, in deren Stiftung ſich ein Austrag zwiſchen den unbezwungenen Eingeborenen und den Eingewanderten ausſpricht, griff er eigenmächtig ein. Herodot bezeichnet ſein Verhalten als einen Schimpf, den er allen Hellenen angethan habe. Aber ſchon in ſeiner Zeit wurde in den Spielen die gewohnte Ordnung wiederhergeſtellt; in einem Kampfe mit Korinth iſt Phidon, wie man ſagt, im Handgemenge umgekommen. Obgleich geborener Heraklide, erſcheint er doch in der Geſchichte als Tyrann, was mit Wahrſcheinlichkeit daher abgeleitet wird, daß er die gewohnten inneren Stammesverhältniſſe durchbrochen habe.

Eine Geſtalt, wie Phidon, führt den Gedanken von ſelbſt in einen weiteren Geſichtskreis von univerſaler Bedeutung: die maritime Entwickelung der Griechen. Sie hängt inſofern mit der Einnahme des Peloponnes zuſammen, als die dreigeteilten Dorier, wie ſie die Odyſſee nennt, auch in Kreta eine bedeutende Macht erworben und es großenteils doriſiert hatten. Das Übergewicht zur See, das mit dem Worte Thalaſſokratie bezeichnet wird, war ohne Zweifel hauptſächlich in doriſchen Händen. Allein auch die anderen Stämme der Griechen, die von dem Ruin des Peloponnes nicht betroffen worden waren und ſich in urſprünglicher Freiheit bewegten, nahmen daran den thätigſten Anteil.

Die Gründung der Kolonien kann man als die erſte Handlung des griechiſchen Volkes nach außen überhaupt betrachten. Es iſt die merkwürdigſte Eroberung, die je gemacht worden iſt. Die phöniziſchen Kolonien hatten mehr ein merkantiles und religiöſes Intereſſe, das ſich nur in Karthago zu einem politiſchen erweiterte. Aber die Beſitznahme aller benachbarten Küſten durch Kolonien, welche das eigentümliche griechiſche Leben nach allen Seiten ausbreiteten, hatte eine politiſche und nationale Bedeutung.

Die Kolonien liebten es, ihren Urſprung auf Apollo und das delphiſche Orakel zurückzuführen; in der That aber haben innere Kataſtrophen und Streitigkeiten den vornehmſten Anlaß zur Ausführung gegeben. Einen eigenen uralten Mittelpunkt hatten die öſtlichen Kolonien in Delos, wo ſchon in den älteſten Zeiten Zuſammenkünfte der benachbarten Inſeln ſtattgefunden haben; man wallfahrtete dahin mit Weib und Kind; es wurden Kampfſpiele und Wettſpiele in den Künſten der Muſen angeſtellt.

Ein homeriſcher Hymnus rühmt, weder Alter noch Tod ſcheine Macht zu haben über die Jonier. Das Feſt wurde nicht bloß von den zwölf ioniſchen Städten Kleinaſiens, ſondern auch von Chalcis und Athen beſucht.

Dieſe zwölf Städte, deren Gründung auf die Bedrängniſſe zurückgeführt wird, welche die Einwanderung der Dorier in dem inneren Griechenland verurſacht habe, waren nicht durchaus ioniſch; aber das ioniſche Element war doch das überwiegende. Man kann es mit dem Raube der Sabinerinnen vergleichen, wie die Einwanderer ſich Frauen verſchafften; doch geſchah es noch viel gewaltſamer: nicht allein die Männer, wie es in einer erſten Stelle bei Herodot heißt, ſondern auch die Väter und Kinder der Frauen wurden umgebracht. Nach Herodot wären die Nachwirkungen hiervon immer bemerkbar geblieben. Auch die äoliſchen Pflanzungen, mehrenteils auf einem ſchmalen Landſtrich um den elaitiſchen Meerbuſen her gegründet, die von argiviſchen Anführern hergeleitet wurden, waren urſprünglich zwölf. Aber zwiſchen den griechiſchen Koloniſten wurde ſo wenig Friede gehalten, wie zwiſchen den Stämmen im Mutterlande. Smyrna wurde von den Joniern eingenommen und behauptet. In ſich ſelbſt waren jedoch die Stämme zu einer gewiſſen Einheit verbunden. In der Mitte zwiſchen Epheſus und Milet, bei dem Vorgebirge Mykale, war das Panionion, bei welchem die Prieſter das Opfer darbrachten. Die mächtigſten und regſamſten Städte blieben aber allezeit Milet und Epheſus: das letzte mehr auf Landbeſitz bedacht, Milet dagegen eine der größten koloniſierenden Pflanzſtädte, die es jemals gegeben hat; fünfundſiebzig verſchiedene Kolonien werden ihm zugeſchrieben, großenteils am Schwarzen Meere, deſſen Küſten dadurch in den Kreis des griechiſchen Lebens gezogen wurden. Die Phönizier wichen hier überall zurück oder gräciſierten ſich, wie denn der große Mileſier Thales von altphöniziſcher Herkunft war.

Für die Äolier wurde nach und nach Lesbos eine Art von Metropole; Mitylene iſt einer der vornehmſten Sitze der älteren griechiſchen Kultur. Gerade in dieſen Regionen blieb das homeriſche Zeitalter in der lebendigſten Erinnerung; das ioniſche Chios iſt der Sitz der Homeriden, welche die Überlieferung feſthielten.

So wichtig und bedeutend für die Welt das nun aber auch alles iſt, ſo hält es doch keinen Vergleich mit den doriſchen Anſiedlungen aus. Die ſüdweſtliche Küſte von Kleinaſien war von doriſchen Anſiedlungen umſäumt. Halikarnaß, „die Burg des Meeres“, bildete mit Knidos, Kos und Rhodos eine beſondere doriſche Amphiktyonie. Eine Reihe von Inſeln im ſüdlichen Teile des ägäiſchen Meeres beſchrieb gleichſam eine Linie doriſcher Pflanzungen, darunter Thera; auch die kretenſiſchen Kolonien an den Küſten Lyciens dürfen als doriſch betrachtet werden. Die Sage vergißt nicht, der Vermittelung von Kreta zu gedenken, wenn eine doriſche Gründung an der lybiſchen Küſte, Cyrene, die von Thera ausgegangen ſein ſoll, zu motivieren iſt. Nach einer anderen Seite hin griff Megara ein. Dieſer Stadt wird die Ehre zuerkannt, Chalcedon gegründet, die weltbeherrſchende Stellung von Byzanz zuerſt erkannt zu haben. Es könnte Bewunderung für den doriſchen Namen einflößen, wenn man die Koloniſation an der Propontis, in dem ſüdweſtlichen Kleinaſien und in Libyen als im Zuſammenhange gedacht betrachten dürfte;

es iſt gleichſam eine Beſitznahme der wichtigſten maritimen Poſitionen in dem öſtlichen Mittelmeer. Das iſt aber noch nicht genug; man muß damit die Pflanzungen verbinden, die den griechiſchen Namen zugleich über Sicilien und das ſüdliche Italien ausbreiteten.

Die große Metropole für die weſtlichen Gründungen war Korinth. Von hier aus iſt Korkyra und die gegenüberliegende illyriſche Küſte koloniſiert worden; Epidamnus (Dyrrhachium) iſt eine korinthiſche, Tarent eine spartaniſche Anlage. Der Tradition nach war es ein Zufall, durch welchen die Chalcidier nach der ſiciliſchen Küſte getrieben wurden; dieſe Überlieferungen haben beinahe den Reiz von Entdeckungsreiſen. Die Hauptſache aber war die Niederlaſſung auf Sicilien. Von Ortygia aus, das ſich zu Sicilien ähnlich verhält, wie Mitylene zu Lesbos, wurde Syrakus gegründet. Rhodos hat keine Gründungen im Oſten, wohl aber die wichtigſten im Weſten vollbracht. Von Rhodos ſtammen Gela und Agrigent. Der Grund davon iſt ohne Zweifel, daß es im Orient benachbarte mächtige Reiche gab, welche jeden weiteren Fortſchritt hemmten, im Weſten dagegen die Phönizier, d. h. die Karthager, mit den ihnen am bequemſten gelegenen Küſten fürs erſte zufrieden waren und die anderen Teile der Inſel den Griechen überließen, die dann die Eingeborenen leicht überwältigten, wie das auch in Libyen geſchah. Syrakus und Agrigent kamen bald empor, ſowie Cyrene.

So breiteten ſich die Hellenen nach beiden Seiten ihres Mutterlandes, das ſelbſt eine Art von Littorale iſt, nach Oſten und nach Weſten hin aus. Das zu bilden, was man eine Macht nennt, davon waren ſie weit entfernt, es lag ſogar nicht in ihrer Natur; aber ſie bildeten ein Element, dem die größte Einwirkung auf die Welt bevorſtand, und das ſogleich nach allen Seiten ſich Geltung verſchaffte. Wohl das meiſte hiezu hat die Kriegsübung zu Lande und zur See beigetragen, in welcher die Dorier zu einer außerordentlichen Vollendung reiften. Überhaupt erſcheinen die Griechen als vortreffliche Kriegsleute. Sie waren ſchon durch ihre Bewaffnung den Nachbarn überlegen. Die Erzarbeiten in Chalcis galten für die beſten der Welt, und obgleich ſie ihre Waffen als Ware betrachteten und in die Fremde verbreiteten, ſo war doch die Ausrüſtung der Hopliten eigentümlich helleniſch. Einen ähnlichen Aufſchwung nahm nun aber auch das maritime Kriegsweſen. Die Triremen ſind in Korinth erfunden worden und haben dann gedient, Samos zu einer Seemacht zu erheben.

Ein lebensvolles, wiewohl in tauſend Beſonderheiten geſpaltenes Volkstum, das ſich an jeder Stelle nach einem eigenen Antrieb bewegte. Dieſen Mannigfaltigkeiten in jeder Beziehung nachgehen zu wollen, würde zu weit in die Erörterung lokaler Zuſtände führen. Aber das griechiſche Gemeinweſen bietet noch eine für alle Zeit bedeutende Eigentümlichkeit dar. Eine allgemeine Politik hatten die Hellenen nicht. Mit den großen Potenzen, deren wir gedacht haben, laſſen ſie ſich nicht vergleichen; ihre Landſchaften und Städte waren doch nur von geringem Umfang. Aber wie dieſe Menſchen, welche von niemandem Antrieb und Muſter nahmen, untereinander lebten und ihre öffentlichen Angelegenheiten ordneten, verdient die aufmerkſamſte Betrachtung. In ihrer Unabhängigkeit und Beſchränktheit haben ſie, in ſtetem Kampfe in ſich ſelbſt und untereinander, die Grundlagen der Staatsformen hervorgebracht, welche ſich überhaupt in der Welt gebildet haben. Wir ſehen Monarchie, Ariſtokratie, Demokratie neben- und nacheinander entſtehen nach Maßgabe der Vergangenheit jedes Gemeinweſens und dem beſonderen Intereſſe desſelben für ſeine jedesmalige Gegenwart. Nicht einfach und einem beſtimmten Begriffe gemäß traten dieſe Formen hervor, vielmehr modifiziert und erſt durch dieſe Modifikation lebensfähig. Ein Beiſpiel davon iſt Lacedämon. Wenn von den heraklidiſchen Geſchlechtern das eine nach der Tyrannis ſtrebte, das andere mit den unterworfenen Eingeborenen in ein Verhältnis trat, durch welches das Recht der Eroberer vernichtet wurde, ſo iſt es verſtändlich, daß in dem dritten, dem ſpartaniſchen Gemeinweſen, das ariſtokratiſche Prinzip um ſo ſtrenger feſtgehalten wurde. Schon an und für ſich war dadurch, daß das Königtum in Lacedämon ein zwiſchen zwei Linien, von denen keine den Vorzug haben ſollte, geteiltes war, dafür geſorgt, daß etwas ähnliches wie in Argos hier nicht leicht vorkommen konnte. Die beiden Könige waren vor allem eben nur gleichberechtigte Mitglieder der Geruſia, die eine Stellung gewann, wie ſie jenen Alten des homeriſchen Zeitalters unerreichbar geweſen wäre.

Aber auch die Geruſia hatte eine Gemeindeverſammlung neben ſich, die, ſehr ariſtokratiſch in Bezug auf die Eingeborenen und Unterworfenen, doch dem Könige und den Alten gegenüber wiederum demokratiſch war. Das innere Leben der ſpartaniſchen Verfaſſung beruhte nun auf dem Verhältnis der Geruſia und des ariſtokratiſchen Demos. Von Anfang an, laut einer uralten Rhetra, ſtand den Königen und der Geruſia die Initiative in der Verſammlung zu. Sie hatten die Vorſchläge zu machen; aber zu entſcheiden hatte doch lediglich die ariſtokratiſche Gemeinde. Von ſeiten der Könige wurde der Verſuch gemacht, dieſes Recht, wenn es unzweckmäßig ausgeübt würde, zu beſchränken; allein dagegen erhob ſich aus dem ariſtokratiſchen Demos die Macht der Ephoren, denen die Befugnis zuſtand, die Verſammlung zu berufen und die Könige ſelbſt anzuklagen. Dagegen gewährleiſten ſie den Königen im Namen des Demos den Beſitz ihrer Macht, inwiefern ſie ſich den Geſetzen unterwerfen. Zwei von ihnen begleiteten den König auf ſeinen Kriegszügen. Friedensſchlüſſe abzuſchließen war das Vorrecht der Ephoren. In ihnen ruht der Nerv der höchſten Gewalt. Die ſpartiatiſche Ariſtokratie beherrſchte den Peloponnes. Allein die Verfaſſung hatte zugleich durch die Ephoren ein demokratiſches Element in ſich, durch welches die Leitung der Angelegenheiten in allezeit kräftigen Händen vereinigt werden ſollte.

Daneben konnten die rein ariſtokratiſchen Verfaſſungen, denen es an einem ſolchem Centrum fehlte, ſich nirgends recht behaupten. Die Bacchiaden in Korinth, zweihundert an Zahl, an deren Spitze ein Prytane ſtand, faſt die Vornehmſten unter allen, die ſich nur untereinander verheirateten, wurden durch Kypſelos, den Sohn eines Vaters von niedrigem Stande, aber von der Mutter her ihnen verwandt, ihrer exkluſiven Herrſchaft beraubt. Die Rede iſt berühmt, in der die Korinther ſich einſt über die Gewaltſamkeiten dieſes Regiments bei den Lacedämoniern beſchwert haben. Aber ganz recht hatten ſie wohl nicht, wenn ſie ſich hiebei auf die Verfaſſung von Sparta ſelbſt bezogen. Denn die Bacchiaden waren mehr der Geruſia zu vergleichen, die doch in Sparta den Ephoren gegenüber keine weſentliche Autorität behauptete. Ein zuſammenfaſſendes Element, wie es in Sparta die Oberhand behielt, fehlte in anderen Städten. Nur in Theben gelang es einem ausgewanderten Bacchiaden, Philolaus, durch eine ſtrenge Geſetzgebung, welche hauptſächlich eine zu große Verteilung des den Geſchlechtern zugehörigen Grundbeſitzes verhüten ſollte, die ariſtokratiſche Herrſchaft zu befeſtigen. Er führte eine Iſonomie in der Oligarchie ein, in deren Folge ſich dieſe behauptete.

Anderwärts wirkten die Gegenſätze der elementaren Beſtandteile der Städte und Landbezirke auf eine Weiſe ein, die man in Sparta unmöglich billigen konnte. Die Tyrannis ſtützte ſich auf das achäiſche Volk, welches ſich der exkluſiven Herrſchaft der doriſchen Geſchlechter widerſetzte. Kypſelos und ſein Nachfolger Periander umgaben ſich mit Leibwachen, mit deren Hülfe ſie die Reihen ihrer Feinde aus den Geſchlechtern durch Exil oder Hinrichtungen lichteten, aber das Volk, das ſie zu beſchäftigen Sorge trugen, im Zaum hielten. Am meiſten ausgeſprochen war dieſer Gegenſatz in Sicyon, wo die aus dem Volk hervorgegangenen Orthagoriden das Stammesverhältnis geradezu veränderten und die doriſchen Phylen mit Schmach überhäuften, fortdauernd im Widerſtreit gegen Argos, dem ſie einſt unterworfen geweſen waren. In Megara ſchwang ſich Theagenes, der zu den vornehmſten Geſchlechtern gehörte, mit Hülfe der Achäer, welche die Herrſchaft der Geſchlechter nicht dulden wollten, zur Tyrannis empor. In den ioniſchen Städten, wo die Geſchlechter eine ſo feſte Poſition, wie in den doriſchen, bei weitem nicht hatten, namentlich auf den Inſeln und in den Kolonien, bildete ſich die Tyrannis ſelbſtändig aus. Man bedurfte einer Macht, um die Kräfte der Geſamtheit nach beſtimmten Zielen zu leiten. Es gab Intereſſen, nicht allein der Unterworfenen gegen die eingewanderten Herrſcher, ſondern der Populationen überhaupt. Ähnlich wie die Kypſeliden in Korinth, der weſtlichen Kolonialmetropole, erhob ſich in der öſtlichen, in Milet, Thraſybul von der Prytanenwürde aus zum Tyrannen, in Epheſos Pythagoras, der die Baſiliden ſtürzte, in Samos Polykrates, der auch die Cykladen beherrſchte; von ihm erzählt man, daß er das Eigentum der Bürger eingezogen und es denſelben dann wieder geſchenkt habe. Durch die vereinigten Kräfte der Gemeinden erlangten die Tyrannen die Mittel, ſich mit einem gewiſſen Glanze zu umgeben und vor allem Poeſie und Kunſt freigebig zu fördern. Polykrates eröffnete ihnen ſeine Burg, in der wir Anakreon und Ibykus finden; Kypſelos hat dem Zeus ein berühmtes Standbild in Olympia gewidmet; die

Kunſtſchule von Sicyon war unübertrefflich; bei Periander ſammelten ſich die ſieben Weiſen, Männer, in denen ſich eine ausgezeichnete politiſche Stellung mit ſinnvoller Lebensweisheit verband. Zu dieſer Zeitgenoſſenſchaft gehörte nun auch der Geſetzgeber von Athen, Solon, der vor allen anderen die Aufmerkſamkeit der Nachwelt auf ſich gezogen hat. Er iſt der Begründer der Demokratie von Athen.

Die Überlieferung über Solon hat manche fabelhafte Züge, z. B. ſein Erſcheinen auf dem Markte in der Faſſung eines Mannes, der nicht ganz bei Sinnen iſt, was an die Sage von Brutus erinnert. Auf ſehr charakteriſtiſche Weiſe trifft die Erzählung, daß Lykurg bei ſeiner Abreiſe die Lacedämonier zur Beobachtung ſeiner Geſetze auf immer verpflichtet habe, mit der Überlieferung zuſammen, daß Solon eine ähnliche Verpflichtung den Athenern, jedoch nur auf zehn Jahre, auferlegt habe. Sehr gerechtfertigt ſind die Zweifel, die man gegen die Erzählung über die Zuſammenkunft Solons mit dem letzten König von Lydien erhoben hat. Aber in der Hauptſache haben doch die Nachrichten von Solon einen bei weitem feſteren Grund und Boden, als die über Lykurg. Die Geſetzgebung, die man ihm zuſchreibt, rührt in der That von ihm her. Sie trifft auf der einen Seite mit den allgemeinen Gegenſätzen zuſammen, die in den griechiſchen Städten vorwalteten, und trägt auf der anderen das Gepräge eines der Welt kundigen, vielerfahrenen Mannes; ihre vornehmſte Grundlage hat ſie in den Zuſtänden von Attika ſelbſt.

Die überwiegende Meinung des Altertums ging dahin, daß Attika zu den ioniſchen Landſchaften zu rechnen ſei. Die attiſchen Stämme, die ſich in der Hauptſtadt vereinigt hatten, werden ebenſo unterſchieden, wie die ioniſchen, und tragen dieſelben Benennungen. Wenn nun hierin die Unvermiſchtheit der attiſchen Bevölkerung angedeutet iſt, ſo entſpricht es dem, daß die älteſte Tradition bis auf die Gefahr einer Einwanderung zurückgeht, welche in dem Vordringen der Herakliden und Dorier lag, und die Rettung des Landes von der Selbſtaufopferung des letzten Königs herleitet, dem dann kein anderer nachzufolgen würdig geweſen ſei. Es iſt einer allgemeinen hiſtoriſchen Wahrnehmung gemäß, daß die Autonomie der eingeborenen Bevölkerungen, welche durch die Herakliden in weitem Umfange unterdrückt wurde, dagegen an einer anderen Stelle ſich um ſo kräftiger erhob. Auf die Verfaſſung hatte dies keine unmittelbare Rückwirkung. Auch in Athen traten große Geſchlechter auf, welche die Herrſchaft in der einen oder anderen Form ausübten und das Recht verwalteten. Die uralte Gerichtsſtätte, wo das in primitiven Formen geſchah, der Areopag, der durch mythiſche Erinnerungen geheiligt war, verſchaffte ihnen eine bevorzugte, mit der Religion verbundene Autorität; dabei beſtanden doch dem Herkommen gemäß Geſchlechter und Phratrien fort. Die Phratrien ſind heilig gehaltene Genoſſenſchaften, in denen ein Geſchlecht gleichſam das Beſtehen des anderen gewährleiſtete; die vier Stämme werden unmittelbar an die Götter angeknüpft, worin eben der Anſpruch auf ihre Gleichberechtigung liegt.

Nun aber erfolgt auch in Athen eine Entzweiung der mächtigen Geſchlechter, wie in den meiſten anderen Städten. Von welcher Heftigkeit ſie war, kann man aus dem drakoniſchen Geſetze entnehmen, welches für alle Verbrechen nur eine Strafe, die des Todes, kennt; denn in der allgemeinen Parteiung war das kleinſte ſo gefährlich, wie das größte. Auch in Attika erhoben ſich Oberhäupter, die nach der Alleinherrſchaft trachteten. Einer der vornehmſten Eupatriden, Kylon, nahm einſt die Akropolis in Beſitz. Ihm ſetzte ſich das Geſchlecht der Alkmäoniden entgegen; aber indem es die Gehülfen Kylons, welche ſich nach einem heilig geachteten Aſyl geflüchtet hatten, von demſelben weglocken und dann hinrichten ließ, verletzte es die Religion des Landes, d. h. doch, menſchlich ausgedrückt, das höhere Geſetz, welches allem zu Grunde lag und die Einwohner untereinander zuſammenhielt. Daß der Grund und Boden, auf dem man ſteht, durch gewiſſe Handlungen entweiht werde, war eine herrſchende Vorſtellung der Völker des Altertums. Das Geſchlecht der Alkmäoniden, welches ſich einer ſolchen Handlung ſchuldig gemacht hatte, ward von dem allgemeinen Abſcheu betroffen und verbannt; aber das Land ſelbſt mußte mit den Göttern wieder verſöhnt werden. Es iſt noch eine Rückſicht auf Kreta, von wo das delphiſche Orakel abgeleitet wurde, wenn ein kretenſiſcher Kurete, berühmt als Vertrauter der Götter, nach Attika eingeladen wurde, um die heiligen Gebräuche einer Luſtration zu vollziehen und das Land der Gnade der Götter wieder zu verſichern.

Durch Ereigniſſe dieſer Art konnte das Anſehen der vornehmen Geſchlechter nicht anders als von Grund aus erſchüttert werden. Das eine hatte die allgemeine Freiheit vernichten wollen, das andere die Götter beleidigt. Noch behaupteten ſich jedoch, nachdem die Alkmäoniden verbannt waren, die übrigen Eupatriden in vollem Anſehen. Man könnte ſie nicht mit der lacedämoniſchen Ariſtokratie vergleichen, da dieſe die Einwohner des Landes als ihre Unterthanen betrachtete. Die Einwohner von Attika waren einander gleich in angeſtammten Rechten; aber eine ähnliche Abhängigkeit, wie dort, ſchien ſich doch auch hier bilden zu können. Es war eigentlich ein privatrechtliches Verhältnis, das den Anlaß dazu gab; denn nach den beſtehenden Gewohnheiten und Geſetzen führte die Schuldhaft, wenn es nicht möglich war, ſie durch Zahlung zu heben, unmittelbar zur Knechtſchaft und Sklaverei. Der anwachſende allgemeine Verkehr brachte es mit ſich, daß Menſchen, welche athenienſiſche Bürger waren, in die Sklaverei verkauft werden konnten. Wenn das einen Fortgang hatte, ſo würde die Unterthänigkeit der niederen Klaſſen unter die höheren zur Regel geworden und das Land ſeiner beſten Kräfte beraubt worden ſein. Schon war das Gemeinweſen ſo tief herabgeſunken, daß es ſich Salamis, welches die Häfen von Athen beherrſchte, hatte entreißen laſſen.

In dieſem Gewirre religiöſer und rechtlicher Mißverhältniſſe, politiſcher Schwäche und Unfähigkeit nach allen Seiten iſt nun Solon aufgetreten. Er gehörte den Eupatriden an; ſein Geſchlecht ward auf Kodrus ſelbſt zurückgeführt. Aber die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes ging ihm über die Anſprüche ſeines Standes. Wenn man es wagen dürfte, in dem hohen Altertum von Motiven zu reden, welche jedermann verſtändlich ſind, ſo würde man die Geſetzgebung Solons von dem Gefühl herleiten, das jeden Patrioten ergreift, der ſein Vaterland in einer verderblichen Lage ſieht, aus welcher ein Ausweg gefunden werden muß, wenn nicht alles verloren gehen ſoll. Ihm ſchreibt man jene Entſühnung des Landes zu, die gleichſam einen Friedensſchluß mit den Göttern desſelben enthält, überdies aber die Wiedereroberung von Salamis, durch welche der Piraeus erſt wirklich brauchbar wurde. Solon ſelbſt war in Handelsgeſchäften thätig; ſchon bei dieſer Beſchäftigung mußte er inne werden, wie unendlich wichtig die freie Verfügung über Küſten und Häfen für Attika ſei, und wozu es durch Benutzung ſeiner natürlichen Lage ſich erheben könne. Dafür aber war vor allem eine, die Freiheit der Bevölkerung ſichernde Einrichtung nötig. In dem Altertum verſchwinden alle anderen Unterſcheidungen gegen die eine zwiſchen Freigeborenen und Sklaven, und kein anderes Verhältnis hat zu bürgerlichen Unruhen mehr Anlaß gegeben, als der Verſuch der Begüterten, durch das geſetzliche Recht der Schuldhaft die ärmeren Mitglieder des Gemeinweſens in die Klaſſe der Unfreien herabzudrücken; denn für die Zahlung der Schuld bürgte auch der Menſch; jeder mußte perſönlich und mit ſeiner Familie für die Einlöſung der Schulden dienſtbar werden. Das juridiſche Recht wurde hierdurch zum größten politiſchen Unrecht. Die Zahlungsunfähigen wurden ſelbſt in die Sklaverei verkauft. Noch war bisher der Betrieb des Sklavenhandels, der in Tyrus ſeinen Mittelpunkt hatte, niemals ſo ſchwunghaft geweſen, wie in dieſer Epoche. Die Handelsleute folgten den Heerſcharen ins Feld, die Kriegsgefangenen wurden ſofort als Sklaven verkauft, und zu denen wurden auch die um bürgerlicher Urſachen willen der Freiheit Beraubten geſchlagen. Was mußte ein angeſehener Mann von Athen empfinden, wenn unter den Sklaven, welche verkauft wurden, auch die eigenen Landsleute waren, die ſich vor kurzem noch der Freiheit erfreut hatten! Dies war der erſte Übelſtand, den Solon, als ihm durch allgemeine Übereinſtimmung Autorität zu teil wurde, zu heben unternahm. Er ſicherte ſeine Landsleute davor, fortan als Sache behandelt zu werden. Kein eingeborener Athener ſollte von nun an wegen ſeiner Schulden zur Knechtſchaft verdammt oder gar in die Fremde verkauft werden dürfen. Die, welche dieſem Loſe verfallen waren, kamen wieder nach Attika zurück. Manche waren ſo lange in der Fremde herumgeworfen worden, daß ſie den heimiſchen Dialekt verlernt hatten. Ich weiß nicht, ob man darin nicht einen der erſten Schritte der Anerkennung der Menſchenwürde ſehen kann, wiewohl er nur auf das eigene Land beſchränkt blieb.

Noch in anderen Beziehungen aber hatten die Geldverhältniſſe zerrüttend in Attika gewirkt. Auch die drückenden Belaſtungen der liegenden Gründe waren nimmermehr zu beſeitigen, wenn alte Privatverträge wörtlich ausgeführt werden ſollten. Wir fürchten nicht, zu irren, wenn wir es dem perſönlichen Anteil, den Solon an dem Weltverkehr nahm, zuſchreiben, daß er den Geldwert nicht mit der abſoluten Strenge der Landeseingeſeſſenen feſthielt. Von ihm rührt es her, wenn bei den Prägungen, durch welche der orientaliſchen Goldwährung eine occidentaliſche, eine griechiſche Silberwährung entſprechen ſollte, der Gehalt der Silbermine herabgeſetzt und dem alten Realwert ein Nominalwert ſubſtituiert wurde, was dadurch erleichtert worden ſein wird, daß der Zufluß des Goldes eben ſtärker wurde, wie man ja weiß, daß demgemäß der Wert des Goldes im Verhältnis zum Silber auch während des Altertums ſtieg und fiel. Die neue Silbermine wurde der alten gleichgeſtellt, und die Darlehen, die auf dem alten Fuße geſchehen waren, konnten im neuen zurückgezahlt werden. Die politiſche Notwendigkeit gelangte zum Übergewicht über die privatrechtlichen Beſtimmungen. Aber der in dem Handelsverkehr wohlbewanderte Geſetzgeber hielt darüber, daß Darlehen auf Zinſen in Attika gäng und gebe blieben, während man anderwärts viel gegen dieſe einzuwenden hatte. Wir befinden uns hier immer auf einem nicht hinreichend durch zuverläſſige Überlieferung geſicherten Gebiete. Aber das leuchtet doch ein, daß durch Solons Vorkehrungen die ſocialen Verhältniſſe in Bezug auf Religion, Menſchenfreiheit, inneren Verkehr umgeſtaltet wurden. Dem ſchloß ſich nun die politiſche Umwandlung an, durch welche Solon ein großes Gemeinweſen begründet hat.

Eine Neuerung von weitgreifender Bedeutung iſt die ſogenannte Timokratie, nach welcher ein beſtimmtes Vermögen zur Beteiligung an den Staatsämtern nötig war. Die Timokratie durchbrach die bisherigen ariſtokratiſchen Inſtitutionen, inſofern ſie die Rechte der Geburt durch Forderung eines Cenſus beſchränkte. Dieſer wurde nach altherkömmlicher Sitte nach dem Maße des Ertrages, welchen der Grundbeſitz abwarf, fixiert. Drei Klaſſen wurden eingerichtet mit beſtimmten Vorrechten und Pflichten. Auch die dritte wurde jedoch auf eine Weiſe feſtgeſetzt, daß es noch viele Eupatriden geben mußte, welche ſie nicht erreichten und dadurch von den wichtigſten Staatsämtern ausgeſchloſſen wurden. Von einer Vernichtung des Vorrechtes, das ſich von jeher an den Beſitz knüpfte, war nicht die Rede, ſondern nur von einer Fixierung desſelben, die zugleich eine Beſtätigung enthielt. Wie hätte ſich auch denken laſſen, daß der vorwaltende, noch immer ſehr mächtige Adel die pekuniären Neuerungen, welche Solon einführte, angenommen hätte, wenn er nicht auf eine andere Weiſe gleichſam entſchädigt worden wäre! Nur die drei höheren Klaſſen zahlten direkte Steuern und konnten zu den Ämtern gewählt werden. Auf den erſten Blick liegt nun darin ein Widerſpruch gegen die anderwärts allenthalben obwaltenden Tendenzen.

Die Geſamtbewegung der griechiſchen Staaten und Städte ging dahin, die Oligarchien zu beſchränken oder vielmehr ihnen die entſcheidende Gewalt in den allgemeinen Angelegenheiten zu entreißen. Dieſe Tendenz war es, auf welcher die Tyrannis beruhte. Sie begründete ihre Macht auf die Erhebung der unteren Schichten der Bevölkerung; aber die Repräſentation, die ſie ihnen gab, war gewaltſam und vorübergehend. Das weſentliche Moment, welches der Tyrannis zu Grunde lag, ſuchte nun Solon dadurch zu erreichen, daß er den von der eigenen Amtsführung ausgeſchloſſenen Klaſſen, die doch nur deshalb ausgeſchloſſen waren, weil ihr Vermögen für die gute Verwaltung der Ämter nicht die genügende Bürgſchaft gab, ein zwiefaches Recht von hoher Bedeutung zuerkannte: das Recht der Wahl zu den Ämtern und der Prüfung der jedesmaligen Verwaltung, nachdem ſie beendigt war. Die Wahl war keineswegs eine allgemeine; ſie mußte allezeit nach den geſetzlichen Beſtimmungen geſchehen, und da für die höchſten Ämter, auf die es beſonders ankam, die Zahl der Berechtigten und Befähigten nur eine geringe ſein konnte, ſo wird das Wahlrecht vornehmlich in einer Zurückweiſung der minder Beliebten und Ehrenwerten beſtanden haben. Durch die Prüfung wurden die höchſten Magiſtrate der Volksverſammlung verantwortlich; die Archonten ſelbſt konnten von der Ehre, im Areopag zu ſitzen, ausgeſchloſſen werden. Die Vornehmen behielten Rang und Anſpruch; aber ſie hingen doch in dem, wohin ihr Ehrgeiz hauptſächlich hing, in der Ausübung der höchſten Gewalt, von dem Dafürhalten der Volksgemeinde ab. Darin liegt nun die große Handlung Solons: die Volksklaſſen, deren Mitglieder einzeln genommen von der Verwaltung des Staates ausgeſchloſſen waren, erhielten in ihrer Geſamtheit eine Befugnis, in der doch wieder die höchſte Gewalt lag, wie ſie anderwärts nur die Tyrannis ausüben konnte; die ſoloniſche Verfaſſung hat den Charakter der Verſöhnung. Ariſtoteles, dem wir die Kenntnis jener beiden Zugeſtändniſſe verdanken, erklärt ſie für notwendig und unentbehrlich; denn ohne dieſelben würde der Demos in eine feindliche Stellung gedrängt worden ſein. Für den Demos trug Solon auch dadurch Sorge, daß er den Demoten eine eigene Gerichtsbarkeit verlieh, um ungerechte Eingriffe in ihre Verhältniſſe abzuwehren. Der Zuſammenſetzung des Gemeinweſens aus zwei verſchiedenen Elementen entſpricht es nun, wenn Solon zwei verſchiedene Senate einrichtete: den einen aus den geweſenen Archonten, mit der Beſtimmung, die Geſetze aufrecht zu erhalten, von mehr ariſtokratiſcher Natur; es war der Areopag. Der andere, probuleutiſche Senat iſt der Rat der Vierhundert, der die Befugnis hatte, der Volksverſammlung die Gegenſtände ihrer Deliberation zu beſtimmen und die Ausführung ihrer Beſchlüſſe zu überwachen. Die vierhundert Mitglieder waren zu gleichem Verhältnis aus den vier Stämmen genommen. Solon ſoll geſagt haben, daß durch dieſe beiden Räte die Sicherheit der Republik bewirkt werde, wie die eines Schiffes inmitten der Meeresbewegung durch zwei ſtarke Anker.

In den poetiſchen Reliquien, die das Altertum unter dem Namen Solons kannte, zeigt ſich nicht gerade Tiefſinn und Größe, aber Kenntnis des Guten und Wünſchenswerten in den menſchlichen Verhältniſſen, nicht ohne eine wahrhafte Sympathie für die göttlichen Dinge. Sein Wahlſpruch, „Nichts zu viel“ bezeichnet ſein Weſen. Er war ein Mann, der da wußte, was die Zeit zu fordern das Recht hat, und die obſchwebenden Verwirrungen benutzte, um es durchzuführen. Unausſprechlich iſt es, was er dem Volk von Athen geweſen iſt und für dasſelbe geleiſtet hat. Jene Hebung der pekuniären Laſten, Seiſachtheia, machte das Leben erſt erträglich für die niederen Klaſſen. Indem er dann den Anteil der Vornehmen an der Regierung von der Billigung des Gemeinweſens abhängig machte, hat er die Demokratie zwar keineswegs eingeführt, aber begründet. Das Volk wurde von ihm mit Attributen bekleidet, welche es in der Folgezeit weiter zu entwickeln getrachtet hat. Urſprünglich erſcheint das demokratiſche Element als unentbehrlich für das innere Staatsleben; es war dazu beſtimmt, ein Gegengewicht gegen die Macht der Oligarchie zu bilden. Wenn der ariſtokratiſchen Verſammlung in Sparta, wie gezeigt, die Vollgewalt angehörte, ſo iſt es bemerkenswert, daß Solon in einem ſeiner berühmteſten Verſe erklärt, er habe dem Volke nur eben ſo viel Gewalt zugeſprochen, als notwendig ſei. Sollte nun aber der atheniſche Demos ſich mit dieſer beſchränkten Gewalt begnügen? Die ganze ſpätere Zeit zeigt das Streben, ſie zu erweitern und zur oberſten Autorität auszubilden.

In inneren Zerwürfniſſen ſtellt ſich dem geſetzgebenden Geiſte immer als das erſte Bedürfnis dar, das geſtörte Gleichgewicht zwiſchen den verſchiedenen Gewalten und Ständen wiederherzuſtellen. Das iſt es, was Solon für Athen beabſichtigte und großenteils ins Werk ſetzte. Darin beſteht ſein vornehmſtes Verdienſt. Doch iſt ſeine Staatsveränderung nicht gleichſam durch natürliche Entwickelung aus heimatlichem Boden hervorgegangen; es war zugleich eine Rückwirkung des allgemeinen Zuſtandes der Welt, durch welche eine ſolche ausführbar und heilſam wurde. Wenn wir nicht irren, ſo hat zum erſtenmale die Macht des Geldes in das Innere eines bedeutenden Gemeinweſens eingegriffen. Der allgemeine Verkehr bot Solon die Mittel zu ſeinen vornehmſten Anordnungen dar.

Ein anderes Moment liegt in der Unterſcheidung des Menſchen von der Sache und von dem Gelde. Das Geld wird, was es ſein ſoll, ein Mittel der politiſchen Ausgleichnng. Es war nicht allein ein Vorteil für die ärmeren Klaſſen, daß ſie von der Gefahr befreit wurden, von Haus und Hof vertrieben oder als Sklaven verkauft zu werden; durch die ſoloniſchen Geſetze wurden ſie zugleich an das Gemeinweſen geknüpft, das ſie von nun als untrennbare Glieder umfaßte.

Ewig denkwürdig iſt es, daß dies durch einen Geſetzgeber geſchah, in welchem ſich allgemeine Anſchauungen und patriotiſche Geſinnung durchdrangen. Man dürfte Solon nicht mit Moſe vergleichen, der ein Volk aus eingelebten Vorſtellungen herausriß und in der Idee einer allgemeinen Religion organiſierte, zugleich Heerführer, Prophet und Geſetzgeber, von einer unnachſichtigen Strenge, welche die Nation umſchuf und eine große Eroberung vorbereitete. Solon nahm keine göttliche Miſſion in Anſpruch; noch weniger dachte er daran, eine große Eroberung auszuführen; ſein Ehrgeiz beſchränkte ſich darauf, ein nahes Eiland, das von alters dem Lande zugehört hatte, wiederzugewinnen und dann die verſchiedenen Stände der Landeseingeborenen durch Vermittelung ihrer Streitigkeiten zu einem unabhängigen und ſtarken Gemeinweſen zu vereinigen. Moſe konnte nur ſymboliſch dargeſtellt werden; Solon erſcheint in einer Büſte des Altertums als ein wohlhäbiger, umſichtiger, kräftiger Mann; er war eine populäre Natur, gewandt und geſchickt, voll von klugen Gedanken. Darin berühren ſich die beiden Geſetzgebungen, daß ſie der Idee der Sklaverei abhold ſind; ſonſt ſind ſie von Grund aus verſchieden.

Daß die Schöpfung des Solon haltbar ſein würde, zeigte ſich vom erſten Augenblick an zweifelhaft. Das Gleichgewicht, auf das ſeine Verfaſſung berechnet war, ließ ſich doch im Kampfe der miteinander ringenden Elemente nicht behaupten. Tyrannis und Oligarchie hatten ihren Schwerpunkt in ſich ſelbſt. Ein ſolcher fehlte aber der Verfaſſung des Solon. Solon ſelbſt hat noch erleben müſſen, daß die von ihm eingerichtete Ordnung der Dinge doch der Tyrannis, die er vermeiden wollte, zur Grundlage diente: die Vierhundert waren es, welche ſelbſt dazu die Hand boten. Der innere Grund lag darin, daß das demokratiſche Element zu ſchwach konſtituiert war, um die Gewaltſamkeiten der Geſchlechter zu beherrſchen oder niederzuhalten. Um die Demokratie zu einer wirklichen Staatsgewalt zu erheben, waren noch andere Ereigniſſe erforderlich, welche die weitere Entwickelung derſelben möglich gemacht und hervorgerufen haben.

Einen Augenblick beſchwichtigt, erhoben ſich die Konflikte der vornehmen Geſchlechter noch unter den Augen Solons mit verdoppelter Heftigkeit. Die Alkmäoniden waren zurückgeführt und hatten beſonders die Bewohner der Küſte, die, bei dem Handel beteiligt, das Geld in den Händen hatten, um ſich vereinigt; die echten Ariſtokraten, als die Bewohner der Ebene bezeichnet, welche das fruchtbare Land beſaßen, ſtanden mit den Alkmäoniden in fortwährendem Gegenſatz; indem beide miteinander in Hader gerieten, bildete ſich eine dritte Partei, aus den Bewohnern der Gebirgsgegenden, die den beiden anderen an Reichtum nachſtand, aber in den populären Verſammlungen jedweder der beiden anderen überlegen war. An deren Spitze trat Piſiſtratus, ein durch Kriegsthaten ausgezeichneter Mann, früher ein Freund Solons. Eben dadurch, daß ſich ſeine Anhänger noch nicht ſtark genug fühlten, ihr Oberhaupt zu beſchützen, wurden ſie veranlaßt, demſelben eine Leibwache aus ihrer Mitte zu bewilligen. Der Rat der Vierhundert ſelbſt war es, der dieſen Beſchluß faßte; die Volksverſammlung hat ihn beſtätigt, ohne Zweifel, weil die Sicherheit der Ärmeren ein mächtiges Oberhaupt erforderte. Sobald nun aber die beiden erſten Parteien ſich vereinigten, war die dritte im Nachteil, ſodaß nach einiger Zeit über Piſiſtratus die Verbannung verhängt werden konnte. Er kehrte erſt zurück, als er ſich zu einer Familienverbindung mit den Alkmäoniden anheiſchig gemacht hatte. Er war ſchon ein Mann in Jahren und hatte Kinder; ſein Ernſt war es nicht, durch Verbindung mit dem ſchuldbefleckten Hauſe der Alkmäoniden eine neue Familie zu gründen, wiewohl eine ſolche vielleicht ihn in den Stand geſetzt hätte, die Alleinherrſchaft zu erlangen; er wurde aufs neue verwieſen. Aber in ſeinem Exil bereitete er dann alles vor, um wieder zurückzukehren.

Eines der wichtigſten Momente der Zeitgeſchichte iſt das Entſtehen von Mietsvölkern. Piſiſtratus, der mit den Gewalthabern der benachbarten Inſeln, beſonders mit Lygdamus von Naxos, genaues Verſtändnis pflog, fand die Mittel, eine gemietete Schar tapferer Kriegsleute um ſich zu ſammeln, mit denen er dann, unterſtützt von ſeinen alten Anhängern, in Attika eindrang. Die Gegner leiſteten ihm keinen nachhaltigen Widerſtand; ohne viel Mühe wurde er Meiſter in der Stadt und auf dem Lande. Er kam alſo, zwar unter Zuſtimmung des Volkes, aber doch durch die Waffen zur Gewalt: dem Volke wurden die Waffen verſagt; es blieb auf anderweite Beſchäftigungen des Friedens angewieſen. Ohne Beſchäftigung wollte Piſiſtratus es ſo wenig dulden, wie mit den Waffen in der Hand. Beſonders waren es thraciſche Mietsvölker, auf die er ſeine Gewaltherrſchaft ſtützte. Die von Solon gegründete Verfaſſung gedachte er nicht zu zerſtören; aber ſie war eine ſolche, bei der es einer überlegenen Perſönlichkeit möglich blieb, die Regierung in die Hand zu nehmen und nach Gutdünken zu führen. In dieſer Stellung hat nun Piſiſtratus für die Macht von Athen eine Reihe von Jahren hindurch auf das erſprießlichſte gewirkt, und zwar in einem auf die allgemeine Lage der Hellenen begründeten Sinn und Geiſt.

Die Perſer waren im Beſitz der Herrſchaft von Kleinaſien und Meiſter der an jenen Küſten angeſiedelten ioniſchen Kolonien; ſie ſtreckten ihre Hände nach den Inſeln aus. Es geſchah im Gegenſatz zu dem neuen Weltreiche, daß Piſiſtratus die Inſel Delos, deren Beziehungen zu Kleinaſien jetzt durch die Perſer vernichtet wurden, auf das engſte an Athen knüpfte. Im Bereiche der Kolonien faßte er ſelbſt Fuß, indem er Sigeum auf einer Landſpitze am Hellespont an ſich brachte. Von hoher Bedeutung iſt ſeine Anſicht, daß das von den Griechen eingenommene Land nicht allein dem Stamme gehöre, der es gerade inne habe; denn aus Homer ſehe man, daß die urſprüngliche Beſitznahme ein Werk aller Hellenen ſei. Unſterbliche Verdienſte hat ſich Piſiſtratus um die Sammlung der homeriſchen Gedichte erworben; man möchte ſagen, daß ſie für ihn auch einen politiſchen Grund hatte. Denn darin lag doch eine Oppoſition gegen das Vordringen des orientaliſchen Geiſtes, der gegen Griechenland heranflutete. Die Art und Weiſe, durch welche ſich Piſiſtratus der Herrſchaft von Athen bemächtigt hat, könnte niemand gutheißen; es geſchah infolge innerer Parteiungen und durch offene Gewalt von außen her. Aber nachdem er in den Beſitz der Gewalt gekommen war, hat er ſie zum Heile Athens verwaltet. Zuerſt unter ihm erſcheint Athen als eine Seemacht. Die Eroberung der Küſtenlande von Thracien mit ihren Reichtümern, welche für die Geſchichte von Athen eine große Bedeutung hat, vollzog ſich unter ſeiner Verwaltung.

Athen erwarb einen gewiſſen Rang unter den Mächten, von denen es umgeben war. Man ſträubt ſich faſt, Piſiſtratus einen Tyrannen zu nennen, da ſich mit dieſem Worte ein gehäſſiger Begriff von eigenſinniger Gewaltherrſchaft verbindet. Seine Autorität war vollkommen an ihrer Stelle; ſie hatte zugleich eine athenienſiſche und eine panhelleniſche Ader. Ohne ihn würde Athen nicht geworden ſein, was es ſpäter der Welt geworden iſt. Wie ſo ganz Unrecht thut man dem älteſten exakten Hiſtoriker Thucydides, wenn man die gute Meinung, die er über Piſiſtratus ausſpricht, von perſönlichen Beziehungen herleitet, die einem Hiſtoriker, wenn er ſeines Amtes wirklich wartet, aus den Augen verſchwinden! Aber bei alledem iſt es doch wahr, daß Piſiſtratus Athen mit abſolutem Gebot regierte und den Anlauf nahm, die Tyrannis auf alle Zeit daſelbſt zu begründen, wie es ihm dann wirklich gelang, die Gewalt, die er beſaß, ſeinen Söhnen Hippias und Hipparch zu hinterlaſſen. Auch die Zeit dieſer ſeiner Nachfolger wird in einem platoniſchen Dialog als eine goldene geſchildert; ſo vollkommen war die Blüte Athens in jenen Zeiten der Ruhe. Aber niemals kann doch die öffentliche Wohlfahrt den Mangel an Berechtigung vergeſſen laſſen. Und wie hätte man es nicht empfinden ſollen, was darin lag, daß eine ſtarke Grundſteuer dazu diente, die Gewalthaber mächtig zu machen, während das Volk unbewaffnet blieb? Die Volksgemeinde, die ſich an das Haus des Piſiſtratus angeſchloſſen hatte, trennte ſich allmählich von demſelben. Gerade der von den beiden Brüdern, welcher das meiſte Verdienſt um die Kultur hatte, Hipparch, wurde beim Feſte der Panathenäen ermordet. Es war ein Akt der Rache für eine perſönliche Beleidigung. Aber kein Zweifel iſt, daß republikaniſche Gefühle den Mordſtahl ſchärften; die Mörder wurden als Männer gefeiert, die zur Wiederherſtellung der Freiheit das eigene Leben aufgeopfert hatten. In der Beſorgnis, von einem ähnlichen Schickſal heimgeſucht zu werden, wurde nun Hippias wirklich ein odioſer Tyrann und erweckte allgemeines Mißvergnügen.

Zugleich aber wurde durch die Erſchütterung des Anſehens der herrſchenden Familie bewirkt, daß die großen Verbannten, welche Piſiſtratus ausgeſtoßen hatte, ſich zu dem Unternehmen, ohne welches ihre Rückkehr unmöglich war, dem Sturze des Hippias, vereinigten. Es waren vor allen die Alkmäoniden, die, von Piſiſtratus verbannt, ihren Sitz in Phocis aufgeſchlagen, aber ſich eine Stellung verſchafft hatten, durch welche ſie ſelbſt im Exil furchtbar wurden. Beſonders waren ſie mit dem delphiſchen Orakel verbunden, dem ſie einen prächtigen Tempel erbauten; und die Spartaner waren allezeit geneigt, eine aufkommende Tyrannis zu bekämpfen und oligarchiſche Regierungen, wie die ihre, an deren Stelle zu ſetzen. Die Alkmäoniden und ihre Bundesgenoſſen nahmen eine ſtarke Poſition in Attika nahe der Grenze ein. Hippias ſeinerſeits gewann den Beiſtand theſſaliſcher Ritter; aber dieſe wollten zuletzt ihr Blut für eine ihnen fremde Sache nicht vergießen und zogen ſich zurück. Hippias hatte das Unglück, daß ſeine Kinder, die durch die Flucht gerettet werden ſollten, in die Hände der vereinigten Gegner fielen. Um ſie zu befreien, mußte er ſich entſchließen, die Burg zu räumen. Die Staatsveränderung, welche hierdurch eintrat, ſchien nun nicht anders, als zu einem oligarchiſchen Regiment führen zu können. Denn auch andere vornehme Geſchlechter hatten ſich den Alkmäoniden angeſchloſſen, und man kann nicht zweifeln, daß der Sinn der Spartaner dahin ging. Der Erfolg aber war ein durchaus anderer. Die Oligarchie hätte nur dadurch zu ſtande kommen können, daß die Alkmäoniden und die übrigen Geſchlechter ſich vollkommen verſtändigt und vereinigt hätten. Zwiſchen denen aber beſtand ein uralter, immer durch neue Zerwürfniſſe geſchürter Hader und Haß. Und noch ein anderes Moment aus früheren Zeiten wirkte hierauf ein. Man konnte in Lacedämon niemals vergeſſen, daß die Alkmäoniden ausgewanderte Meſſenier waren, welche in Athen eine Zuflucht geſucht und gefunden hatten. Es zeigte ſich bald, daß zwiſchen den Alkmäoniden und den Spartanern zwar ein vorübergehendes, aber doch kein dauerndes Einvernehmen begründet werden konnte. In dieſem Widerſtreit einerſeits mit den eupatridiſchen Geſchlechtern, andererſeits mit den Spartanern, hat nun der Alkmäonide Kliſthenes den Gedanken gefaßt, den durch Solon geſchaffenen demokratiſchen Einrichtungen vermittelſt einer durchgreifenden Umbildung des Demos eine von dem Dafürhalten ſeiner Standesgenoſſen unabhängige Autorität zu verſchaffen. Das vornehmſte Mittel hiezu bildete für ihn die Auflöſung der alten Stämme, deren gentiliciſche Verbände die altherkömmliche Einwirkung der Eupatriden unterſtützten Er hatte dafür ein Vorbild an ſeinem Großvater Kliſthenes in Sicyon, der, um dieſe Stadt ſich vollkommen zu unterwerfen, die alten doriſchen Stammgenoſſenſchaften auflöſte und ihre Namen abſchaffte. So verfuhr nun Kliſthenes mit den ioniſchen in Athen, wohlverſtanden jedoch, zu einem ganz anderen Zwecke. Der Großvater hatte die Tyrannis für ſich ſelbſt angeſtrebt; der Enkel ſetzte ſich zugleich der Tyrannis und der Autorität der Eupatriden entgegen; er gründete eine neue Einteilung des Volkes in zehn Stämme, bei der das demokratiſche Prinzip die Oberhand erhielt. Wohl rief das nun unverweilt eine oligarchiſche Reaktion hervor, welche abermals die Spartaner auf ihrer Seite hatte, die, mit den peloponneſiſchen Verbündeten vereinigt, unter ihrem König Kleomenes heranzogen, um der begonnenen Neugeſtaltung Einhalt zu gebieten. Sie machten dem Kliſthenes die alte alkmäonidiſche Verſchuldung nochmals zum Verbrechen, ſo daß dieſer für den Augenblick zurücktrat. Der athenienſiſchen Demokratie, die nun auch ohne ihn ihre neu erworbenen Rechte mit allen ihren Kräften verteidigen mußte, kam dabei nichts mehr zu ſtatten, als daß die übrigen Peloponneſier ſchon damals nicht gemeint waren, die Spartaner zu Herren von Attika werden zu laſſen. Statt ernſtlich zu dem Kriege zu ſchreiten, gingen ſie auseinander; es geſchah auf der Ebene von Eleuſis. Eines freien Athen bedurften die Peloponneſier ſelbſt ſchon deshalb, um nicht in volle Abhängigkeit von Sparta zu geraten. Noch waren Böotier und Chalcidier im Felde, um die Sache der Oligarchie zu führen. Die Athener, an deren Spitze jetzt Kliſthenes wieder erſchien, verfochten die ihre mit einem Mut, den ſie bisher noch nie gezeigt hatten, und mit dem beſten Erfolge. Denn eine treffliche Waffe, ſagt Herodot, iſt die Iſegorie; ein jeder weiß, daß er für ſich ſelber ſtreitet.

So iſt die Demokratie von Athen ins Leben getreten. Ihre Erhebung entſprang nicht etwa unmittelbar aus der Idee von allgemeinen unverjährbaren Gerechtſamen; ſo iſt ſie weder von Solon, noch von Kliſthenes betrachtet worden; für dieſe war ſie ein Moment von politiſcher Notwendigkeit. Aber einmal begründet, gewann ſie eine unüberwindliche Kraft, die das wirkſamſte Element in der folgenden griechiſchen Geſchichte bildet.

Sechstes Kapitel.

Zuſammentreffen der Griechen mit dem perſiſchen Weltreiche.

Gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts vor unſerer Ära ſchien die Zukunft der Welt den Griechen anzugehören. Wir kennen die Ausdehnung ihrer Kolonien über alle Küſten und Buchten des Mittelländiſchen und des Schwarzen Meeres. Von welcher Bedeutung konnte es für ſie werden, wenn ihr Verbündeter, der Pharao Necho II. von Ägypten, ſeinen Plan ausführte, das Rote Meer durch einen Kanal mit dem Mittelländiſchen in Verbindung zu ſetzen! Sie würden in unmittelbaren Verkehr mit Arabien und Indien getreten ſein. Necho war ein Fürſt auf der Höhe ſeiner Zeit, der aber nicht zu ſeinem Ziele gelangte; die Griechen konnten dienen, Ägypten zu verteidigen, jedoch nicht, es zu einer weltbeherrſchenden Macht zu erheben.

Überhaupt aber breitete ſich über das öſtliche Becken des Mittelmeeres eine Atmoſphäre aus, welche eine Verſchmelzung der orientaliſchen Potenzen mit den griechiſchen Aſpirationen und Fertigkeiten in Ausſicht ſtellte. Es waren die Zeiten zwiſchen der Zerſtörung des aſſyriſchen und dem Emporkommen des perſiſchen Reiches. Die Staaten und Reiche, die ſich alsdann erhoben und in mannigfache Zerwürfniſſe mit einander gerieten, ſuchten und fanden bei den Griechen, welche die beſten Waffen beſaßen und die meiſte Kriegsübung hatten, wetteifernde Unterſtützung. Wir treffen griechiſche Hülfsvölker nicht allein bei Necho, ſondern auch im entgegengeſetzten babyloniſchen Lager an. Mittelgroße Reiche, die fremder Hülfe bedurften und mit Mitteln, ſie zu beſolden, hinreichend verſehen waren, häufig untereinander entzweit und von mächtigeren geängſtigt, waren eben erwünſchte Nachbarn für die Griechen. Die Mermnaden, welche Lydien beherrſchten, gerieten oft mit den an den kleinaſiatiſchen Küſten angeſiedelten Hellenen in Streit; ſie nötigten dieſelben zur Anerkennung ihrer Landeshoheit; aber dabei nahmen ſich die inneren Kräfte der ioniſchen und äoliſchen Städte täglich mehr auf.

Die Könige von Lydien, in denen das orientaliſche Element nicht eben ſehr ſtark war, ſchloſſen ſich dem griechiſchen auf das lebendigſte an. Wie viel griechiſche Heiligtümer haben dem Könige Kröſus neuen Schmuck verdankt! Delphi erhielt die prächtigſten Weihgeſchenke, die ihm zukamen, eben von Kröſus. Die Pharaonen der ſaitiſchen Dynaſtie umgaben ſich mit einer ioniſchen Leibwache. Sie hielten griechiſche Heerhaufen in ihren Standlagern an den Ausflüſſen des Nil. Der Verkehr, wenigſtens der Küſte, war in griechiſchen Händen, und als ſich hier wieder eine national=ägyptiſche Reaktion erhob, durch welche dieſe Dynaſtie geſtürzt wurde, machte das doch keinen weſentlichen Unterſchied. Auch Amaſis, durch den es geſchah, hatte eine griechiſche Leibwache. Er vertraute Memphis den Griechen an und ſtiftete ihnen jene Niederlaſſung zu Naukratis, die ſich aus den benachbarten Inſeln und Küſtenſtädten der Dorier, Jonier und Äoler zuſammenſetzte. Sie hatten ein gemeinſchaftliches Heiligtum, das man Hellenion nannte, wie denn gerade in der Fremde die Nationen ihrer Zuſammengehörigkeit eingedenk zu werden pflegen. Auch Halikarnaß, die Vaterſtadt Herodots, hatte Anteil an dieſen Einrichtungen. Der König geſtattete den Griechen, die Götter nach ihrer Weiſe zu verehren, nicht nach der ägyptiſchen.

Und nicht viel weniger Verehrung, als Kröſus, bewies Amaſis den Gottheiten der Griechen. Wenn dann dieſer König Cypern unterwarf, ſo war das nicht geradezu ein Verluſt für Griechenland; die Inſel wurde dadurch dem phöniziſchen und orientaliſchen Einfluß entriſſen, dem ſie ſchon ſeit Jahrhunderten unterlegen war. Man darf wohl hier ein zwiefaches Intereſſe unterſcheiden, das unmittelbar politiſche und das nationale, welche nicht immer Hand in Hand gehen. Das letztere fand Unterſtützung und Förderung in Lydien ſowie in Ägypten, nicht immer das erſtere.

Dem allen aber wurde nun durch die Erhebung des perſiſchen Reiches ein Ende gemacht. Ein gar nicht zu ermeſſender Verluſt für die Griechen lag in der Vernichtung des Königreiches Lydien. An die Stelle der gaſtlichen Königburg trat nun die Reſidenz eines perſiſchen Satrapen, welcher wieder einen beſtimmten Tribut, wie von dem Lande, ſo auch von den griechiſchen Städten eintrieb. Aus dieſen Verhältniſſen entſprang dort der erſte Verſuch einer Rebellion durch einen Eingeborenen, der mit der Eintreibung der Gefälle betraut war. Aber ſobald die perſiſche Macht ſich regte, brach dieſer Verſuch in ſich ſelbſt zuſammen und hatte keine andere Folge, als daß die neue Herrſchaft ſich um ſo feſter begründete. Von den Städten, die ſich an dem Aufruhr beteiligt hatten, wurden einige zerſtört, andere durch die Überlegenheit der orientaliſchen Belagerungsmaſchinen zu Grunde gerichtet. Die Flüchtlinge ſuchten die Hülfe ihrer Stammesgenoſſen nach. Das griechiſche Element, das bisher nach Oſten vorgedrungen, wurde auf das Mutterland nach Weſten hin zurückgeworfen.

Noch wichtiger war die Unterjochung Ägyptens durch Kambyſes. Das vornehmſte vorbereitende Moment für dies Ereignis lag darin, daß durch die Verbindung der Phönizier mit Perſien die Inſel Cypern der Herrſchaft von Ägypten entzogen wurde. Ägypten lehnte ſich auf die griechiſche Seemacht, die jetzt die Thalaſſokratie wieder verlor, welche ſie bisher behauptet hatte. Bei der Unterwerfung von Ägypten ſelbſt haben die Griechen dem Amaſis eher geſchadet, als genützt. Aber ſein Untergang war doch auch für ſie ſelbſt ein großer Nachteil. In Ägypten gelangte eine Macht in Beſitz der höchſten Gewalt, welche den griechiſchen Einfluß unmöglich dulden konnte; nur mit den Machthabern, die ſich den Perſern widerſetzten, haben die Griechen Gemeinſchaft gepflogen. Unleugbar iſt, daß die Ausbreitung der perſiſchen Herrſchaft über Kleinaſien, Syrien, Ägypten dem Vordringen des griechiſchen Weſens gewaltig Einhalt that. Dagegen ſchien das große Unternehmen des Darius Hyſtaſpis gegen die Scythen die Griechen und Perſer mit einander vereinigen zu ſollen. Es lag im Zuſammenhange der allgemeinen Politik des Darius, daß er, nachdem er ſo viele andere Gegner niedergeworfen, auch einer Wiederkehr jener Anfälle, mit denen die Scythen einige Jahrzehnte zuvor Aſien und die Kulturwelt heimgeſucht hatten, auf alle Zeit vorzubeugen unternahm. Er beſaß Anſehen genug, um die verſchiedenen Nationen, die ſeinem Scepter gehorchten, zu einem großen Kriegszuge gegen die Scythen zu vereinigen. Die Unterwerfung, zu welcher die Griechen an den Küſten von Kleinaſien gebracht waren, ſo daß ſie ſelbſt auf den perſiſchen Denkmälern als integrierende Teile des großen Ganzen erſcheinen, legte ihm den Gedanken nahe, ſich derſelben zu bedienen, um an der Donau eine feſte Stellung zu gewinnen und von da aus in die ſcythiſchen Steppen vorzurücken. Wahrſcheinlich hat er wirklich die Abſicht gehegt, bis zu den Päſſen im Kaukaſus vorzugehen, durch welche die Scythen einſt in Lydien und Medien eingebrochen waren. Denn wie hätte es ihm ſonſt beikommen können, den Joniern, die ihm eine Schiffbrücke an der Donau bauten, eine beſtimmte Zeit zu ſetzen, nach deren Verlauf, wenn er nicht zurückkehre, auch ſie ſich nach Hauſe begeben könnten? Die Griechen haben ihn bei ſeinem Zuge aufs beſte unterſtützt; ſie haben ihm die Brücke gebaut, über die er den Bosporus paſſierte, und ebenſo jene Schiffbrücke an der Donau, über die er dann in die feindlichen Landſchaften eindrang. Der Erfolg war nicht eigentlich unglücklich zu nennen, aber er blieb doch überaus zweifelhaft; die Scythen vermieden es, dem übermächtigen König in einer offenen Schlacht zu begegnen. Und darin hat die Barbarei vor der Kultur immer den Vorzug, daß ſie bei weitem ſchwieriger angegriffen und um ſo leichter verteidigt werden kann. Es gab hier keine Grenzen, wie dort am Jaxartes, welche durch angelegte Bollwerke befeſtigt werden konnten. Darius hat etwas ähnliches an der Wolga verſucht, aber die Kaſtelle, die er errichtete, ſogleich ſelbſt wieder aufgegeben. Er entſchloß ſich, an die Brücke zurückzukehren, die indes doch wirklich für ihn gehütet worden war, und die thraciſchen Völkerſchaften, inſofern er ſie nicht bereits bei ſeinem erſten Durchzuge bezwungen hatte, vollkommen zu unterwerfen. Das war nun doch wieder ein namhafter Erfolg, der zum Nachteil der Griechen ausſchlug. Den Griechen wurde ein großes Gebiet, auf das ſie bereits eine mächtige Einwirkung erworben hatten, wieder verſchloſſen. Das perſiſche Heer brachte die vielgeteilten und in ſich ſchwachen Bevölkerungen am Strymon unter die Botmäßigkeit von Perſien; ſelbſt der König Macedoniens, aus einem Herrſchergeſchlechte griechiſchen Urſprungs, Amyntas, wurde genötigt, dem großen Könige zu huldigen. So ſetzte ſich die Bewegung, durch welche die Griechen aus Ägypten und Kleinaſien zurückgedrängt worden waren, auch in den europäiſchen Regionen, die Hellas im Norden umgrenzten, fort. Eine beinahe unvermeidliche Folge war es dann, daß die Griechen ſelbſt in ihrer Heimat bedroht und bedrängt wurden.

Gegen die griechiſchen Inſeln anzugehen, bot den Perſern jener Gegenſatz zwiſchen den ſtädtiſchen Bevölkerungen und der Tyrannis, der die Einwohner in ſich ſelbſt mit ewigem Hader beſchäftigte, Anlaß und Gelegenheit. Man kennt das Argument, durch welches nach dem Übergang des Darius über die Donau der Anſchlag, die Brücke zu zerſtören, deſſen Ausführung die Heimkehr des Königs verhindert und den unterworfenen Nationen ihre Freiheit zurückgegeben haben würde, rückgängig gemacht wurde. Es waren eben die Tyrannen, welche dort mit ihren Leuten die Brücke bewahrten. Sie zogen in Betracht, daß, wenn jenes geſchehe, die Völker und Städte ſich empören und ſie alle der Herrſchaft, deren ſie ſich erfreuten, verluſtig gehen würden. Von Milet her, wo dieſe Geſinnung am ſtärkſten vertreten war, wurde unter der Führung des Tyrannen Ariſtagoras Hand daran gelegt, die mächtigſte der noch freien Cykladen, Naxos, zu unterwerfen, worauf man dann auch einen Verſuch auf Euböa zu machen gedachte. Die Erſcheinung der großen, immer fortſchreitenden Weltmacht beherrſchte den allgemeinen Geſichtskreis. Die Bürger von Athen ſelbſt haben, von Lacedämoniern und Böotiern bedrängt, daran gedacht, den Satrapen von Sardes um Hülfe zu bitten. Wie viel näher aber lag das den Piſiſtratiden, die nach Sigeum geflüchtet waren und in verwandtſchaftlicher Beziehung zu dem Tyrannen von Lampſakos ſtanden! Hippias brachte denſelben Satrapen von Sardes, an den ſich die Athener gewandt hatten, Artaphernes, einen Bruder des Königs, auf ſeine Seite. Wenn wir bemerkten, daß Piſiſtratus helleniſche, den Orientalen entgegengeſetzte Geſinnungen hegte, ſo liegt am Tage, daß ganz im Widerſpruch damit die Zurückführung ſeines Sohnes die Unterwerfung Athens unter die Perſer bedeutet haben würde. Alles greift ineinander. Die Griechen hatten ihr Übergewicht an den Küſten des öſtlichen Mittelmeeres verloren; ſie waren in ihren kleinaſiatiſchen Kolonien überwältigt, aus ihrem Machtgebiet in Thracien zurückgeworfen. Dieſer Übermacht ſetzte ſich dann eine Einwirkung auf den Inſeln, die eben auch das Mutterland zu erreichen drohte, zur Seite. Es iſt nicht abzuleugnen: die lebensvolle, eben in kräftiger Entfaltung begriffene Griechenwelt war in Gefahr, erdrückt zu werden. Man könnte ſagen, eine ſolche Unterdrückung des kräftig emporkommenden griechiſchen Geiſtes ſei doch an ſich unmöglich geweſen. Gewiß, wenn es eine Idee giebt, die in den Ereigniſſen waltet, ſo konnte die Tendenz der Weltbildung nicht dahin gehen, die Griechen den Perſern zu unterwerfen; auf dieſen Höhen aber bewegt ſich die Menſchengeſchichte nicht allein. Die hiſtoriſche Frage iſt, wodurch denn ein ſolches Ereignis verhindert worden iſt. Ein Moment liegt wohl darin, daß es bei den Griechen keine Centralgewalt gab, die einen Pakt hätte eingehen können. Alles bewegte ſich in freien Unabhängigkeiten, von denen die einen ſich vielleicht anſchließen konnten, die anderen aber alsdann um ſo gewiſſer ſich widerſetzen mußten. Die den Griechen innewohnende Spontaneität ſtand mit den Attributen, welche die höchſte Gewalt in Perſien beſaß, in unvereinbarem Gegenſatz. Zunächſt bei denen kam das zur Erſcheinung, welche den Perſern bereits unterworfen waren: ſie konnten die Herrſchaft derſelben auf die Länge nicht ertragen.

Vergegenwärtigen wir uns, wo und wie dieſer Gegenſatz zuerſt hervortrat, obgleich es nicht eben eine bedeutende Perſönlichkeit iſt, durch welche es geſchah! Denn nicht immer ſind es große und ſelbſtbewußte ſtarke Naturen, die einen ſolchen Konflikt herbeiführen; zuweilen ſind es Menſchen von Flexibilität, die da, wo die Gegenſätze einander berühren, von der einen Seite auf die andere übergehen. Eine ſolche Natur war Ariſtagoras von Milet. Eben bei jenem Unternehmen auf Naxos, das er den Perſern an die Hand gegeben, kam es dahin, daß er ſich von ihnen trennte. Die Urſache lag darin, daß eine von dem perſiſchen Führer verhängte barbariſche Strafe, die einen der Gaſtfreunde des Ariſtagoras betraf, dieſem ſelbſt unerträglich vorkam, zumal da ihm ja eigentlich die Unternehmung aufgetragen ſei und dem perſiſchen Anführer nur die zweite Rolle neben ihm zukomme. Die Perſer forderten Unterordnung und ſtrenge Zucht; die Griechen verlangten Bevorzugung im Dienſt und nationale Rückſicht. Es war ſchon von Bedeutung, daß die Unternehmung auf Naxos mißlang: denn dadurch wurde Euböa und die Küſte des kontinentalen Hellas geſichert. Noch höher aber iſt es anzuſchlagen, daß damit ein Zwieſpalt zwiſchen den Perſern und den ioniſchen Griechen eintrat. Aus dem Gewölbe, das ſich eben aufgebaut hatte, wurde dadurch der Schlußſtein hinweggenommen, in welchem ſich alle Gefahr zuſammenfaßte.

Moraliſch ohne alle Haltung, aber intellektuell von einem unbegrenzten Ideenkreiſe, hat dieſer Ariſtagoras ſich dadurch ein unvergängliches Andenken geſtiftet, daß er zuerſt den Gedanken des Widerſtandes aller Hellenen gegen die Perſer gehabt und ſogar die Möglichkeit, einen großen und glücklichen Angriffskrieg gegen dieſelben zu führen, ins Auge gefaßt hat. Ariſtagoras begann ſein Unternehmen auf der Flotte ſelbſt, die von Naxos zurückgekommen war. Es gelang ihm, die Tyrannen, die mit ihren Schiffen an dem Angriff auf Naxos teilgenommen, liſtigerweiſe in ſeine Hände zu bekommen, und er lieferte ſie den Städten aus, die nur widerwillig ihre Herrſchaft ertragen hatten. Er brachte damit das größte Intereſſe, das es unter den Griechen gab, in eine Bewegung von weiteſter Ausſicht. Er ſelbſt erklärte in Milet, daß er ſeine Gewalt niederlege und dem Volke ſeine alten Geſetze zurückgebe. Auch die übrigen Städte führten eine demokratiſche Verfaſſung ein; man darf wohl vorausſetzen, daß dabei das Beiſpiel von Athen, wo Kliſthenes vor kurzem ſeine Staatseinrichtungen durchgeführt hatte, auf die Ionier zurückgewirkt hat. Es erfolgte ein allgemeiner Umſturz der Tyrannis, welcher zugleich einen Abfall von Perſien in ſich ſchloß; überall wurden Strategen ernannt. Die höchſte Gewalt in den Städten begründete ſich auf das Einverſtändnis der Inhaber derſelben mit Perſien; daß nun einer von ihnen die Autorität der Perſer unerträglich fand, gab den Anlaß zu allem. Er ſelbſt leiſtete freiwillig auf die Tyrannis Verzicht, die übrigen wurden dazu gezwungen, worauf die Städte, zugleich demokratiſch organiſiert, in offene Feindſchaft mit Perſien gerieten. Der geſchichtskundige Mileſier Hekatäus hatte ſeine Landsleute auf die Schwierigkeit, ſich von Perſien loszureißen, was er bei der Macht des Königs für eine Unmöglichkeit erklärte, aufmerkſam gemacht; den ſo oft ſchon bezwungenen Städten und Inſeln ließ ſich nicht zutrauen, daß ſie den Perſern mit eigener Kraft würden widerſtehen können. Auch Ariſtagoras kann das nicht erwartet haben.

Bei ihm ſelbſt mag der Gedanke des Widerſtandes daher entſprungen ſein, daß er die Überlegenheit der helleniſchen Kriegsrüſtung über die perſiſche kannte. Er meinte, die Orientalen mit ihrer Tiara auf dem Kopfe, in ihren langen Beinkleidern und mit ihrem kurzen Schwerte würden dem Zögling der nackten Paläſtra, dem griechiſchen Hopliten mit ſeinem langen Schild und gewaltigen Speer, in ſeiner ehernen Rüſtung unterliegen müſſen. Er begab ſich ſelbſt nach Lacedämon, welches die ſtärkſte Macht der Hellenen bildete, um es dazu mit ſich fortzureißen. Dem ſpartaniſchen Könige, Kleomenes, der an ſich zu weitausſehenden Unternehmungen geneigt war, legte er die erſte, auf Erz gezeichnete Landkarte, deren mit Beſtimmtheit gedacht wird, vor, auf der die verſchiedenen Provinzen des perſiſchen Reiches abgegrenzt waren, ſo daß es nicht mehr wie ein allgemeines ungeheueres, ſondern in ſeinen Teilen vor Augen trat, um ihm die Möglichkeit begreiflich zu machen, mitten durch dieſe Provinzen nach der Hauptſtadt Suſa vorzudringen und durch einen kühnen Handſtreich das ganze Reich auseinanderzuwerfen. Der ſpartaniſche König ſoll von ſeiner eigenen Tochter, noch einem Kinde, die ſeinem Geſpräche mit Ariſtagoras beiwohnte, erinnert worden ſein, ſich durch die Anerbietungen, die der Fremde ihm machte, nicht beſtechen zu laſſen. Aber ohnehin waren die Anträge des Ariſtagoras kaum annehmbar. Der vornehmſte Grund, den er anführte, war, daß Lacedämon ſeine Kräfte in einem unnützen und blutigen Kampfe gegen die Nachbarn vergeude, während das Unternehmen, das er vorſchlage, den größten Erfolg und die reichſte Beute verſpreche. Aber gerade die Entlegenheit des Zieles ſchreckte die Spartiaten ab, den Vorſchlag ernſtlich zu erwägen. Ihre ganze Thatkraft war eben damals auf die Kämpfe mit ihren Nachbarn, in denen ſie noch begriffen waren, gerichtet. Es reute ſie, daß ſie Hippias verjagt hatten, und die Schmach, in dem letzten Kriegszuge von den Athenern zurückgewieſen worden zu ſein, regte ihren Ehrgeiz auf. Indem ſie Hippias zurückzuführen dachten, waren ſie, ohne es eigentlich zu wiſſen, Verbündete der Perſer. Aber wie in dem letzten Kriege, ſo ſonderten ſich auch jetzt ihre Bundesgenoſſen von ihnen ab. Sie wollten nicht helfen, die Tyrannis herzuſtellen, deren Druck ſie ſelbſt auf das herbſte empfunden hatten. Die ſpartiatiſche Politik ergriff weder das große Ziel, noch konnte ſie die nächſten allgemeinen Abſichten durchſetzen.

Von Sparta zurückgewieſen, begab ſich Ariſtagoras nach Athen. Die Beweggründe, die an dem Könige von Sparta abgeglitten waren, brachten auf das Volk von Athen eben die Wirkung hervor, die Ariſtagoras beabſichtigte. Man darf annehmen, daß die große nationale Idee den Athenern einleuchtete; aber überdies, die Sache, welche Ariſtagoras verfocht, war zugleich ihre eigene. Die Zurückführung des Hippias im perſiſchen Intereſſe hätte ihnen die doppelte Knechtſchaft unter Hippias und die Perſer auferlegt; aber ſie hatten nun die Unabhängigkeit gekoſtet und genoſſen in vollen Zügen die erſten Vorteile, die ſie im Beſitz derſelben über ihre Nachbarn erfochten. Man iſt verſucht, ihre Unternehmung gegen Lemnos und Imbros, welche Inſeln ſie nicht allein gräciſierten, ſondern gleichſam zu einem Teil ihrer Republik machten, eben in dieſe Epoche zu ſetzen; ſie hatten den Mut, ſie den Perſern vorwegzunehmen.

Das Entſcheidende bleibt immer, daß die Athener dem Ariſtagoras zwanzig Schiffe bewilligten, denen die Eretrier aus Freundſchaft für Milet noch fünf hinzufügten; denn dadurch wurde der Mut der Ionier belebt und ein Einfall in das perſiſche Gebiet ins Werk geſetzt, der ſich freilich nicht gegen Suſa richtete, aber gegen die nächſtgelegene Hauptſtadt der Satrapie, welche ihnen am beſchwerlichſten fiel, gegen Sardes. Wäre Lydien ihnen beigetreten, ſo würde alles eine andere Wendung haben nehmen können. Aber die Lydier waren entwaffnet und fern von aller Sympathie für die Ionier. Sardes mit ſeinen Tempeln ging in dem Tumult in Flammen auf; die Burg wagten die Griechen nicht einmal anzugreifen; vor den Streitkräften der Perſer, die ſich zuſammengezogen, wichen ſie zurück. Auf dem Rückzuge wurden ſie eingeholt und vollkommen geſchlagen. Aber damit war nun die große Frage aufgeſtellt. Durch den Brand von Sardes, bei welchem ein Heiligtum der Cybele zu Grunde gegangen, waren die ſyriſchen Nationen in ihren Göttern beleidigt. Wir wiſſen, daß es perſiſches Syſtem war, die Götter des Landes in Schutz zu nehmen.

Wie aber hätte der Großkönig, der zum Herrn der Welt beſtimmt zu ſein glaubte, einen Einfall in ſein Gebiet nicht als eine Beleidigung, welche Rache fordere, empfinden ſollen? Die Feindſeligkeiten der Ionier machten ihm keinen großen Eindruck; aber er fragte, wer denn die Athener ſeien, deren Teilnahme an dem Zuge man ihm berichtete. Es waren Fremde, von deren Macht der König kaum gehört hatte. Man ſagt, Darius habe den Bogen geſpannt, deſſen Stärke das Symbol der Macht war, und einen Pfeil in die Wolken geſchoſſen, indem er ſeinen Gott — den die Griechen Zeus nennen, der aber ohne Zweifel als derſelbe gedacht war, deſſen er auf ſeinen Monumenten erwähnt, Ahuramazda, — anrief, ihm Rache an den Athenern, eigentlich Züchtigung derſelben zu gewähren. Das Unternehmen des Ariſtagoras hatte indes eine allgemeine Bewegung veranlaßt; er hatte Cypern bei weitem zum größten Teile und die Karer für ſich. Alles Land an der Propontis und am Hellespont war in Aufruhr. Notwendig mußten die Perſer zuerſt darauf bedacht ſein, dieſe Empörung zu überwältigen, was doch, wenn es zur See verſucht wurde, nicht ſo ganz leicht war.

In dem erſten Zuſammentreffen mit den Phöniziern behielten die Jonier die Oberhand. Als aber die Kräfte des großen Reiches ſich vereinigten, unterlag der Aufſtand allenthalben. In Cypern geſchah es hauptſächlich infolge der Uneinigkeit der Griechen untereinander, in Karien durch die kriegsmänniſche Überlegenheit der Perſer. Einſt hatten die Ägypter ihre Streitkräfte mit den griechiſchen gegen die Perſer zu vereinigen getrachtet; jetzt vereinigten ſich die ägyptiſchen Kriegsfahrzeuge mit den phöniziſchen. Mit einer ungeheueren Übermacht erſchien die perſiſch-phöniziſche Flotte in See. Doch war hiedurch die Sache noch nicht entſchieden. Vielleicht hätten die Jonier, die ſich bei Lade, das damals noch eine Inſel war, verſammelten, einen Erfolg davongetragen, wenn ſie auf die phöniziſche Flotte losgegangen wären, wozu der tapferſte unter ihren Führern, Dionyſius von Phocäa, der aber nur drei Triremen herbeigeführt hatte, zu überreden ſuchte. Aber die Jonier waren nicht geneigt, ſich den beſchwerlichen Vorübungen zu unterwerfen, die er anordnete. Überdies ſagte man ihnen: wenn es ja gelinge, dieſe Flotte zu zerſtreuen, ſo werde der König noch eine fünfmal größere Macht aufbringen. Und indeſſen hatte ſich die Überlegenheit der perſiſchen Landmacht entwickelt; unter den Joniern verbreitete ſich die troſtloſe Meinung, alle ihre Anſtrengungen würden vergeblich ſein. Unter dieſem Eindruck fanden die Anmahnungen der von ihnen verjagten Tyrannen, anfangs zurückgewieſen, endlich doch Gehör. Selbſt die Samier hielten für beſſer, ihre Heiligtümer und ihr Eigentum durch Unterwerfung zu retten, als ſie durch Widerſtand zu verwirken. Als nun die Phönizier zum Angriff auf die Flotte heranſegelten, fanden ſie nur teilweiſen Widerſtand, wie denn beſonders die Landsleute des Homer, die Chier, auf das tapferſte fochten, aber ohne allen Erfolg: die Jonier erlitten eine vollſtändige Niederlage. Hierauf konnte Milet nicht behauptet werden; eine Stadt nach der anderen, eine Inſel nach der anderen fielen in die Hände der Perſer. Landſchaften zu verwüſten und Städte zu zerſtören, lag nicht in dem Sinne derſelben; ſie benutzten ihren Sieg dazu, um eine regelmäßige Verwaltung einzuführen, die eine Unterwerfung auf immer bewirken ſollte. Sie ſorgten dafür, daß die Jonier den Landfrieden nicht untereinander brechen durften. Nach einiger Zeit haben ſie ſogar die Tyrannis abgeſchafft, deren Exiſtenz den regelmäßigen Gehorſam nur noch ſtörte. Athen hatte an dem Seekriege nicht teilgenommen; doch empfand es das Unglück der Jonier als ſein eigenes. Der Dichter, der dasſelbe auf die Bühne brachte, wurde in Strafe genommen; die Athener fühlten, daß ſie durch den Fortgang der Dinge ſelbſt betroffen werden würden; ſie mußten ſich zur Verteidigung rüſten; ſie allein gegen die ungeheuere Übermacht des Königs der Könige.

Es gehört zu den Folgen der Schlacht von Lade, durch welche die dem Reiche der Perſer entgegenſtehende Kombination vernichtet worden war, daß König Darius nicht zufrieden damit, ſeine Herrſchaft in Jonien befeſtigt zu haben, den Plan, den er ſchon bei dem Unternehmen gegen die Scythen gehegt hatte, in Europa vorzudringen, wieder aufnahm. Mit der Ausführung der Abſicht beauftragte er einen der vornehmſten Männer des Reiches und Hofes, den Sohn eines jener ſieben Perſer, die an der Erhebung der Achämeniden ſo großen Anteil gehabt hatten, des Namens Mardonius, den er durch Vermählung mit ſeiner Tochter der eigenen Familie verband. Von Mardonius ſchreiben ſich die in Jonien getroffenen Einrichtungen her. Dann ſetzte er ſein ſtattliches Heer über den Hellespont; allenthalben begleitete ihn die Flotte an den Küſten, während er in dem inneren Lande vordrang. Er unterwarf nochmals Macedonien, wahrſcheinlich die Landſchaften, die in das untergeordnete Verhältnis der dortigen Könige noch nicht eingetreten waren; er erklärte, ſein Abſehen gehe gegen die Feinde des Königs, Eretria und Athen. Zur Ausführung dieſes Vorhabens ſchien es unerläßlich, das geſamte Feſtland zu unterwerfen, gleichviel, ob es barbariſch oder griechiſch war. Damit aber konnte er doch nicht zu ſtande kommen. In den ſtürmiſchen Gewäſſern bei dem Berge Athos, welche die Schiffahrt auf dem ägäiſchen Meere immer ſchwierig gemacht haben, erlitt ſeine Flotte einen Schiffbruch. Wie hätte er aber, ohne maritimen Rückhalt, einer Inſel und einer Seeſtadt an einem Vorgebirge beizukommen hoffen dürfen? Auch zu Lande erfuhr er Widerſtand, ſo daß er es für ratſam hielt, den Fortgang ſeiner Unternehmungen auf andere Zeit zu verſchieben. Dabei aber blieb es doch, daß die perſiſche Macht als ein Ganzes ſich immer weiter ausbreitete und das griechiſche Leben mit dem Untergang bedrohte.

Der größte Teil der Städte und Ortſchaften, die man dazu aufgefordert hatte, gaben dem Könige Erde und Waſſer. Um die Widerſtrebenden zu unterwerfen, vornehmlich Eretria und Athen, wurde unverweilt ein anderer Verſuch ins Werk geſetzt. Unter zwei Führern — von denen der eine, Datis, ein Meder war, der andere, Arthaphernes, der Sohn des gleichnamigen Satrapen von Sardes, Bruders des Darius, der ſich mit Hippias verbündete — wurde eine maritime Expedition zu unmittelbarer Unterwerfung der Inſeln und der Küſtenlande unternommen. Ihre Abſicht war nicht auf offenbare Feindſeligkeit gegen die Griechen gerichtet. „Was flieht Ihr, heilige Männer,“

ſagten ſie zu denen von Delos. Datis verbrannte 300 Pfund Weihrauch an dem Orte, der als die Geburtsſtätte der beiden Gottheiten verehrt wurde. Die Religion des Ahuramazda verbot ihnen nicht, fremde Kulte in ihren Schutz zu nehmen; ſie wünſchten, die griechiſchen Götter nicht gegen ſich zu haben. Ihr Sinn war, zugleich mit Hülfe der inneren griechiſchen Streitigkeiten die vornehmſten Feinde, denen der große König Rache geſchworen, zu bezwingen und als Gefangene zu ſeinen Füßen darzuſtellen. Auch gelang ihnen ihr Vorhaben bei Eretria. Trotz tapferer Gegenwehr fiel es durch Verrat in ihre Hände, und ſie konnten den in Sardes begangenen Frevel durch Plünderung und Verwüſtung griechiſcher Heiligtümer rächen. Mit leichter Mühe glaubten ſie nun auch Athen überwältigen zu können, deſſen Feinde, wie die Ägineten, eben deshalb dem Könige die Zeichen der Unterwerfung nicht verſagt hatten, um ſich ſeines Beiſtandes gegen Athen zu verſichern. Und noch hatten in der Stadt und den Landſchaften die Piſiſtratiden eine Partei, welche Hippias, der die Perſer heranführte, in Bewegung zu ſetzen hoffte. Auf dem geraden Wege von der, der Inſel Euböa, die nun unterworfen war, gegenüberliegenden Küſte glaubte er die ihm wohlbekannte Straße daher nach Athen vordringen zu können. Noch hatte niemand vor dem Schrecken der perſiſchen Kriegsmacht ſtandzuhalten vermocht. Sollten die Athener ſich zu einem Kampfe entſchließen, der nach den bisherigen Erfahrungen keine Ausſicht darbot? Der Augenblick war einer der größten in ihrer Geſchichte. Hätten die Perſer Athen erobert, ſo war es um die Demokratie wahrſcheinlich auf immer geſchehen; die Herrſchaft der Piſiſtratiden wäre wiederhergeſtellt worden; ſie wäre aber nicht mehr die alte geweſen, ſondern eine bei weitem gewaltſamere und auf die perſiſche Bundesgenoſſenſchaft geſtützte geworden. Athen wäre allem Anſchein nach in ein Verhältnis geraten, wie einſt die ioniſchen Städte unter den Tyrannen. Nach und nach hätte der perſiſche Geiſt alles übermeiſtert.

Für die Athener war es von großem Wert, daß ſich ein Mann unter ihnen fand, der das perſiſche Heerweſen kannte: Miltiades, Sohn Cimons. Das alte vornehme Geſchlecht, dem er entſtammte, hatte ſich beſonders bei der Koloniſation des thraciſchen Cherſones hervorgethan; und ſchon zwanzig Jahre vor dieſer Zeit war Miltiades in dieſe Stellung eingetreten; er beſaß dort eine Art von Fürſtentum und vermählte ſich mit einer thraciſchen Fürſtentochter. Bereits damals geriet er in Kontakt mit den Perſern. An ihm lag es nicht, wenn jene Donaubrücke, über welche König Darius gegen die Scythen vorgedrungen war, unverſehrt blieb. Und als hierauf infolge des mißlungenen Verſuches auf Sardes jene Reaktion eintrat, durch welche die Perſer auf den Inſeln des Ägäiſchen Meeres Meiſter zu werden den Anlauf nahmen, fand er es, zumal da er auch von anderen Feinden bedrängt wurde, unmöglich, ſich wieder auf dem Cherſones zu behaupten. Er war vor der phöniziſchen Flotte gewichen und mit vier Dreiruderern — der fünfte fiel in ihre Hände — nach Athen gelangt. Obgleich thraciſcher Fürſt, war er doch immer Bürger von Athen geblieben. Hier iſt er wegen ſeiner Tyrannis angeklagt, aber freigeſprochen und zum Strategen erwählt worden: denn die Demokratie konnte einen Mann nicht von ſich ſtoßen, der ſich am meiſten eignete, ihr in den wechſelnden Zerwürfniſſen mit Perſien voranzugehen. Miltiades führte ſeine eigene perſönliche Sache, indem er die Verteidigung von Attika unternahm.

Wohl war nun die Macht der Perſer unendlich überlegen; aber die Felder von Marathon, wo ſie ſich aufſtellten, hinderten doch eine eigentlich ſtrategiſche Entwickelung derſelben; mit Erſtaunen ſahen ſie von den atheniſchen Hopliten eine Fronte gebildet, die der ihren gleichkam. Und dieſe Truppen ſtürzten nun in heftigem und immer heftiger werdendem Anlauf gegen ſie heran. Es gelang den Perſern leicht, die Mitte des atheniſchen Heeres zu durchbrechen; aber darauf kam es hier nicht an: denn die Macht des Anlaufes lag in den beiden Flügeln, wo jetzt Mann und Mann aneinander gerieten. Das allenthalben gefürchtete perſiſche Schwert war doch nicht geeignet, gegen die eherne Rüſtung der Hellenen und den Speer derſelben etwas auszurichten. Auf beiden Flanken behielten die Athener die Oberhand und griffen nun das perſiſche Mitteltreffen an, welches den kräftigen Söhnen helleniſcher Gymnaſtik nicht zu widerſtehen vermochte. Die Perſer hatten zu ihrem Unglück auf Abfall in den Reihen der Gegner gerechnet: da das Gegenteil eintrat, wichen ſie nach der Küſte und ihren Schiffen zurück.

Nach einer Andeutung Herodots hätten die Perſer ein Verſtändnis in Athen gehabt und ihren Lauf um das Vorgebirge Sunion nach der Stadt genommen, in der Hoffnung, dieſe zu überraſchen; aber als ſie anlegten, waren auch die Athener angekommen, und die Sieger von Marathon erſchienen ihnen gegenüber.

Was einſt Ariſtagoras von dem Unterſchied der Griechen und der Orientalen vorgetragen, hatte ſich jetzt bewährt, zwar nicht in einem Anfall, wie er, der Zukunft in weite Fernen vorausgreifend, ihn angeraten hatte, aber im Widerſtand. Eine Eroberuug hatte man nicht gemacht; aber Athen war gerettet worden. Ich möchte nicht den Glanz dieſer Handlung durch Berechnung von Wahrſcheinlichkeiten verkümmern; die vorliegenden Traditionen ſind lange nicht hinreichend, um ſolche zu begründen. Es iſt ein Handſtreich, den die Perſer mit überlegenen Kräften zu Land und zur See verſuchten, den aber die Athener mit gelenker Tapferkeit und unter glücklicher Führung zurückwieſen, ein Ereignis von nicht großer militäriſcher Dimenſion, aber voll von Zukunft, gleichſam ein ernſtes Wort des Schickſals.

Noch lebte damals König Darius, in dem ſich die Idee der perſiſchen Macht recht eigentlich darſtellte. Ihm gelang es noch, dem größten Mangel, der der orienialiſchen Monarchie anhaftet, der Unſicherheit der Thronfolge, zuvorzukommen. Unter den Söhnen, die ihm von verſchiedenen Gemahlinnen geboren wurden, beſtimmte er den, welcher auch durch ſeine Mutter ein Achämenide war, Xerxes (Khſhayârſhâ), zu ſeinem Nachfolger, ſo daß ein Thronſtreit, wie ein ſolcher ſpäter ſo oft ausgebrochen iſt, vermieden wurde. Das Reich war in ſeiner vollen Macht und Blüte. Dem Umfall, welcher bei dem Angriff auf Attika erlitten wurde, trat eine Bewegung in Ägypten zur Seite. Darius dämpfte ſie; man konnte nichts anderes erwarten, als daß er nun auch die Unternehmung gegen Griechenland wieder aufnehmen würde, als er im Jahre 485 ſtarb.

Mit Vergnügen lieſt man bei Herodot die Beratungen, die der junge Xerxes, ein erſter Porphyrogenitus, nach dem Tode ſeines Vaters über die Erneuerung eines Zuges gegen die Griechen gepflogen haben ſoll. Man vernimmt dabei alles, was ſich dafür und was ſich dagegen ſagen ließ. Dafür war, daß man noch die ſtolze Überzeugung hegte, die Perſer ſeien die erſten aller Menſchen, denen die Herrſchaft über die Welt gebühre, wobei ihnen nichts im Wege ſtehe, als der Widerſtand der Griechen: wären dieſe überwältigt, ſo würden die Lüfte des Himmels die Grenze des Reiches bilden. Dagegen waren die ſchlechten Erfahrungen der letzten Eroberungszüge des Cyrus, des Kambyſes, des Darius ſelbſt, wobei dann die Idee der griechiſchen Religion hervorgehoben wird, daß die Götter das allzu Hohe und Große nicht begünſtigen. Dennoch wird der Entſchluß zu dem Unternehmen gefaßt, auf Grund drohender, ſich immer wiederholender Traumgeſichte. Daß das nun alles ſo vorgekommen ſei, wird niemand behaupten wollen; es bildet den Anfang des hiſtoriſchen Epos, welches Herodot in bewundernswürdiger Ausführung, aber nicht ohne den Thatſachen ein ſagenhaftes Element zuzugeſellen, der Nachwelt hinterlaſſen hat. Dem ſpät nachlebenden Hiſtoriker könnte es ſcheinen, als ob die Unternehmung nicht ſehr hätte in Frage geſtellt werden können. Jene Expedition des Datis und Artaphernes war nur ein Verſuch geweſen, die Sache mit Einem Schlage zu Ende zu bringen. Nachdem dieſer geſcheitert war, trat man wieder in die Unternehmung ein, die einſt von Mardonius bei dem Zuge über die Donau ins Auge gefaßt und in großem Umfang ins Werk geſetzt ward, aber infolge unvorhergeſehener Unfälle abgebrochen worden war. Es iſt ſehr verſtändlich, daß ein junger, eben zum Throne gelangter Fürſt ſie in die Hand nahm. Er that das mit Anſtrengung aller Kräfte in dem vollen Bewußtſein der univerſalen Bedeutung der Sache. Es wäre unnütz, die Einzelheiten zu wiederholen, welche Herodot, perſiſche und griechiſche Sage in einander verwebend, erzählt hat. Doch kommt dabei auch einiges hiſtoriſch Bedeutende vor. Bei der Überbrückung des Helleſpont lernt man den Unterſchied zwiſchen den Zeiten des Darius und Xerxes kennen. Unter Darius waren die Jonier die Werkmeiſter der Brücke geweſen; unter Xerxes hatten die Phönizier und Ägypter den größten Anteil daran. Die Taue der erſten waren von Flachs, die der anderen aus der Byblosſtaude hergeſtellt. Alles war die Arbeit der kunſtfertigſten unter den Orientalen. Deren Werk war dann auch die Durchſtechung des Iſthmus, welcher den Berg Athos mit dem Feſtlande verbindet, ſo daß die Schiffe die Gefahren der Umſchiffung, mit denen Mardonius zu kämpfen hatte, vermeiden konnten. Nicht allein für den Kriegszug, in dem man begriffen war, ſondern für die Herrſchaft auf dem Ägäiſchen Meere überhaupt war das Unternehmen von der größten Wichtigkeit; es ſcheint unzweifelhaft, daß es der maritimen Technik der orientaliſchen Völker gelang.

An dem Thermäiſchen Meerbuſen vereinigte Xerxes Landmacht und Seemacht. Eine und die andere erſchien in koloſſalen Dimenſionen; die Landmacht wird auf mehr als eine Million Streiter angegeben, worunter 80000 Mann zu Pferde, die Zahl der Schiffe auf mehr als 1200. Beim Landheer hatten die Perſer, wie es ſcheint, die ausſchließliche Führung; zur See war das phöniziſche Geſchwader das anſehnlichſte; der Idee, dem Reiche der Perſer die Weltherrſchaft zu vindizieren, entſprach dieſe Entfaltung der Macht. Dem gegenüber waren die Griechen entzweit und ſorglos. Nicht allein die Aleuaden in Theſſalien, welche ſich die Herrſchaft zu ſichern gedachten, ſondern auch mächtige Städte und Gemeinweſen, die ſo am beſten für ihre Sicherheit zu ſorgen meinten, wie Argos und Theben, traten auf die Seite des Königs. Der panhelleniſche Gedanke war wenig entwickelt und fern davon, die entzweiten Städte und Landſchaften zu vereinigen. Von dem Tyrannen Gelon in Syrakus will man wiſſen, er habe nur die Entſcheidung abgewartet, um ſich ſelbſt den Perſern zu unterwerfen, wenn, wie zu vermuten, dieſen der Sieg verblieb; er hätte dann hoffen dürfen, bei dem großen Könige Beiſtand gegen die Karthager zu finden, von denen er eben lebhaft bedrängt wurde. Eigentlich erſcheinen nur Sparta und Athen als entſchloſſene Feinde der Perſer. Sie hatten die Herolde des vorigen Königs, welche die Zeichen der Unterwerfung forderten, in Abgründe oder in Brunnen geſtürzt: da möchten ſie ſich Erde und Waſſer nehmen; ſie hatten jetzt die Rache des Königs zu beſorgen und hielten zu einander, ohne jedoch in ſich ſelbſt wahrhaft vereinigt zu ſein. Die größte Gefahr für die Griechen lag in der Verbindung der perſiſchen Landmacht und Seemacht. Der erſte Verſuch eines Widerſtandes, zu dem ſich eine für einen Gebirgskampf nicht unbedeutende Zahl von Mannſchaften in dem Thal Tempe vereinigte, mußte erfolglos bleiben, da die perſiſche Seemacht jeden Augenblick Truppen landen konnte, die den Verteidigern in den Rücken gekommen wären. Bei einer zweiten Poſition, die man zu halten gedachte, wirkten die maritimen Streitkräfte der Griechen bei weitem beſſer mit ihrer Landmacht zuſammen; indem die Spartaner unter ihrem Könige Leonidas den Engpaß von Thermopylä behaupteten, verteidigten die Athener mit keckem Mut die Meerenge zwiſchen dem Feſtlande und dem Vorgebirge Artemiſium auf Euböa. Bei Thermopylä bewieſen die Spartaner eine innerhalb der Schranken der Geſetze beharrende Tapferkeit, welche das Muſter für alle folgenden Jahrhunderte geworden iſt; aber der Menge der Feinde und dem Verrat, der auch an dieſer Stelle nicht fehlte, fielen ſie zum Opfer. So mußte dann auch die Flotte der Athener aus den euböiſchen Gewäſſern weichen, und der große Strom der perſiſchen Welteroberer wälzte ſich nun unaufhaltſam daher. Auch die meiſten griechiſchen Völkerſchaften, Böotien, Phocis, Doris, ſchloſſen ſich dem großen König an. Seltſam iſt es, daß Anſprüche mythologiſchen Urſprungs, die ſich beſonders auf Perſeus und den Phryger Pelops gründeten, den Menſchen ins Gedächtnis kamen. Sparta trug nur Sorge, den Landweg nach dem Peloponnes zu verſperren; ungehindert konnten die Perſer in die Grenzen von Attika eindringen.

Man muß ſich dieſer Geſamtlage erinnern, wenn man den Beſchluß, den die Athener faßten, würdigen will. Die bewaffnete Macht, welche von Artemiſium zurückkam, ließ bei ihrer Landung das Gebot ergehen, daß jedermann mit dem, was ihm gehöre, das Land verlaſſen und alles, was die Waffen tragen könne, ſich zum Dienſt in der Flotte anſchicken ſolle. Mit Beſtimmtheit findet es ſich nicht, wenigſtens nicht bei dem älteſten Autor, daß dies auf den Beſchluß der demokratiſchen Volksverſammlung geſchehen ſei.

Aber es lag in der Notwendigkeit der Dinge, welche die Beſchlüſſe der Menſchen mit unwiderſtehlicher Macht durchdringt: einen anderen Ausweg gab es nicht. Das Orakel von Delphi hatte in düſteren Worten angekündigt, daß alles verloren ſei, auf eine verzweifelte letzte Anfrage jedoch mit der Weiſung geantwortet, daß ſich Athen hinter hölzernen Mauern ſchützen ſolle. Den Athenern kam es diesmal zu ſtatten, daß ein geborener Seemann von weltumfaſſenden Gedanken unter ihnen war, Themiſtokles. Er hatte ſchon bisher alle Kräfte der Republik, ſelbſt mit Hintanſetzung der Vorteile jedes Einzelnen, auf die Verſtärkung der Seemacht gewendet; nie hatte eine Stadt eine ſolche oder eine ähnliche beſeſſen, und aus den Verluſten von Artemiſium war ſie dennoch mit ſeemänniſcher Ehre hervorgegangen. Mochten andere das Orakel antiquariſch deuten wollen, ſo behielt doch die Auslegung des Themiſtokles, daß die Schiffe die hölzernen Mauern ſeien, die Oberhand. Die Athener folgten der Aufforderung zwar ohne Widerſtreben, doch begreiflicherweiſe nicht ohne Schmerz. Sie verließen das Land, das voll von Heiligtümern war, deren Schutz ſie gleichſam den Göttern anheimſtellten. Nichts verhinderte jedoch die Perſer, von demſelben Beſitz zu nehmen; die hohe Akropolis, der Tempel der Aglauros mit dem ewigen Ölbaum wurden verbrannt. Die Piſiſtratiden, die dem Heere auch diesmal folgten, fanden nur wenige Überbleibſel der Einwohner bei den Prieſtern, welche die Tempel hüteten; alle anderen hatten das Land geräumt und waren auf die Schiffe gegangen. Man darf dieſen Entſchluß wohl den größten beizählen, welche die Weltgeſchichte kennt; er erinnert an jene Geuſen, welche ſich mit all ihrem Beſitz auf die Schiffe begaben, auf denen ſie ihre Freiheit zu retten gedachten. Aber die Selbſtaufopferung der Athener iſt noch viel größer. Man könnte verſucht ſein, die Räumung von Attika dem Brande von Moskau gleichzuſtellen. Wozu jedoch vergleichen? Die Handlung hat wieder ihr eigentümliches, lokales Gepräge, worin ihr Weſen und ihr Ruhm beſteht. Hier aber war nun die Frage, inwiefern dieſe Art von Auswanderung zum Ziele führen könne. Themiſtokles mußte ſich in dem Rate der Verbündeten als ein Heimatloſer betrachtet ſehen. Er erhob ſich dagegen mit ſtolzem Selbſtgefühl; denn innerhalb der hölzernen Mauern war jetzt die attiſche Heimat: ſollte man die Athener hier verlaſſen, ſo würden ſie ſich ein neues Vaterland in Italien ſuchen. Seine Abſicht aber und der Sinn des Volkes auf den Schiffen ging dahin, dort in der Nähe die Entſcheidung durch eine Seeſchlacht zu ſuchen. Den Gegnern, unter denen viele es vorgezogen hätten, nach dem Iſthmus zurückzugehen, ſtellte Themiſtokles vor, daß mit der Entfernung der Flotte auch das perſiſche Heer weiter vorrücken und den Peloponnes in ernſtliche Gefahr bringen werde; ohne die Hülfe der Athener würden aber die übrigen Verbündeten gewiß verloren ſein; und in der offenen See am Iſthmus würde man ſich ſchlechter ſchlagen, als in dem engen Golf von Salamis. Alles beweiſt, daß die Griechen dort zu ſchlagen in der unbedingten Notwendigkeit waren: die Athener, weil ſie ſich von dem Anblick ihres von den Feinden eingenommenen Vaterlandes gleichwohl anders nicht trennen wollten, als auf immer, und die übrigen, weil ſie die Abfahrt der Athener nicht zugeben konnten, ohne ihr eigenes Daſein aufs Spiel zu ſetzen. Xerxes zweifelte nicht, daß er die einen und die anderen überwältigen werde; in ſeiner Siegeszuverſicht ließ er ſich an dem Felſen des Ufers einen Sitz errichten, um die Großthaten ſeiner Seeleute ſelbſt zu beobachten; er glaubte den letzten Schlag zu führen, durch welchen Hellas in ſeine Hand fallen müſſe. Aber in dieſem Augenblick war er ſchon nicht mehr Meiſter der Situation; er ließ ſich von dem verſchlagenen Athener verleiten, die große Entſcheidung in den Gewäſſern eines Golfes herbeiführen zu wollen, in welchen er ſeine Übermacht nicht entwickeln konnte. Die in der Erwartung, die Griechen in der Flucht zu finden, heranſegelnden perſiſchen Fahrzeuge wurden von dem mutigen Kriegsgeſang der Griechen empfangen, der — ſo lautet die Erzählung — an den Geſtaden der Inſel und des feſten Landes widerhallte. Der umſichtige Themiſtokles hielt den Anlauf der griechiſchen Fahrzeuge einen Augenblick zurück; er erwartete die Stunde, in welcher eine ſtärkere Luftſtrömung dort die Meereswogen aufzuregen pflegt, ein Umſtand, welcher den Griechen zum Vorteil gereichte, während die ſchwerbeweglichen phöniziſchen Fahrzeuge auf einen Kampf in den engen Gewäſſern nicht eingerichtet waren. Dann erſt ließ Themiſtokles den ernſtlichen Angriff beginnen. Eine Überflügelung brauchte er nicht zu fürchten. Es kam nur darauf an, den heranſegelnden Feind durch einen ſtarken und geſchickten Stoß in Unordnung zu bringen und zurückzudrängen. Die Entſcheidung lag vor allem darin, daß der perſiſche König dem Wetteifer der unter ihm vereinigten ſeefahrenden Nationen gleichſam wie einem Schauſpiele zuſah, während der geiſtvolle und geſchickte Führer der Griechen alle Kräfte anſpannte und jeden Vorteil benutzte, an der Spitze einer Bevölkerung, deren ganze Zukunft von dem Sieg in dieſem Augenblick abhing. Die verſchiedenen Geſchwader der perſiſchen Flotte verſtanden ſich nicht untereinander. Bei den erſten unerwarteten Erfolgen der Griechen gerieten ſie in Unordnung und Verwirrung. Die Königin von Halikarnaß, Artemiſia, die unter den Perſern diente, hat, um ſich zu retten, ein zu ihnen gehöriges

Schiff in den Grund gebohrt. Indem aber die perſiſchen Schiffe aus dem Kampfe mit den Athenern zurückwichen, wurden ſie von den Fahrzeugen der Ägineten, die jetzt in der allgemeinen Gefahr den Athenern beigetreten waren und ihre alte Eiferſucht in ruhmvollen Wetteifer verwandelten, empfangen und gerieten zum Teil in ihre Hände. Für das Epos des Herodot iſt es nun ein integrierender Moment, wie Xerxes auf ſeinem Sitz erſtaunt, ſich entſetzt, beinahe verzweifelt; denn in der That, auf ein glückliches Seegefecht war ſeine ganze Aufſtellung berechnet. Jetzt wurde er inne, daß er unterlegen war; wenn aber ſeine Flotte die Seeherrſchaft verlor, ſo wurde ſelbſt ſeine Heimkehr zweifelhaft, auf die es doch für ſein geſamtes Reich ankam.

Wie ſehr man für die Heimkehr des Königs beſorgt war, davon zeugt die Sage, er habe auf dem überfüllten Schiffe, das ihn über die nördlichen Buchten des ägäiſchen Meeres nach Aſien führte, in perſönlicher Gefahr zu ſein geglaubt, aber ſein Wort, er werde nun ſehen, wer ihn liebe, eine Anzahl von Perſern vermocht, ſich ſelbſt in die See zu ſtürzen, um ihren König zu retten.

So die Perſer, deren innere Verfaſſung und äußere Macht an das Leben des Königs geknüpft waren, ohne welchen ſie ſich ſelbſt nicht denken konnten. Die Griechen thaten ihrerſeits nichts gegen die Rettung und die Heimkehr des Königs. Aber unverbrüchlich an ihren Göttern feſthaltend, zweifelten ſie nicht, daß dieſelben, in ihren Tempeln und Dienſten von den Perſern beleidigt, Rache an ihnen nehmen würden. Zu Angriffsplänen, wie diejenigen, von denen einſt Ariſtagoras geträumt hatte, wurden ſie jedoch hierdurch nicht fortgeriſſen; aber ſie meinten zu erkennen, der Wille der Götter ſei es nicht, Aſien und Europa unter einem Herrſcher vereinigt zu ſehen; das heißt nun doch: durch die Götter ſei Hellas nicht beſtimmt, einen Teil des großen perſiſchen Reiches auszumachen. Das unmittelbar Vorliegende war dann, die Landmacht der Perſer, die noch auf griechiſchem Boden lagerte, zum Abzug zu nötigen. Im folgenden Sommer ſehen wir die beiden Flotten einander gegenüberliegen, die perſiſche bei Samos, die griechiſche bei Delos, ohne daß ſie miteinander geſchlagen hätten. Alles kam auf die Entſcheidung zu Lande an. Mardonius, der die erſte Expedition geführt, die zweite eingeleitet hatte, dachte keineswegs zurückzuweichen; er hatte noch immer die Zuverſicht, eine Entſcheidung zu Gunſten der Perſer herbeizuführen; er meinte ſelbſt die Athener durch Zurückgabe ihres Landes und Anerkennung ihrer Freiheit zu ſich herüberzuziehen. Allein wie ſo ganz mißkannte er dabei die durch ſeine Angriffe aufgeregte Stimmung des attiſchen Volkes! Nur Einer, des Namens Lycidas, fand ſich in Salamis, der die Vorſchläge vor das Volk zu bringen anriet. Aber ſchon der bloße Gedanke daran erweckte den populären Ingrimm. Lycidas wurde von dem Volke geſteinigt; und, wie bei jener Steinigung von Jericho, das ganze Haus des Verräters mußte büßen; die atheniſchen Frauen ſteinigten Frau und Kinder des Schuldigen. Denn wer nur immer an der Verſchuldung gegen die Götter des Landes teilnahm, ſollte von dem Erdboden vertilgt werden. Wir wiſſen, nicht alle Hellenen teilten die Impulſe der Athener. Noch ſtand eine Anzahl griechiſcher Bevölkerungen auf ſeiten der Medo-Perſer. Aber Lacedämon erhob ſich jetzt, um Athen zu unterſtützen. Die von Grund aus entgegengeſetzten Republiken, der Demos der Spartiaten und der Demos von Athen, machten gemeinſchaftliche Sache. Noch war die Gefahr ſehr dringend. Mardonius hatte Attika verlaſſen, weil es für ſeine Reiterei keinen geeigneten Boden darbot. Und ſchon waren die Athener in großer Zahl zurückgekommen. Sie ſtellten ſich — 8000 Schwerbewaffnete — bei Eleuſis auf. Gegen einen erneuerten Einfall hätten ſie ſich kaum verteidigen können; wahrſcheinlich würden ſie verloren geweſen ſein, wären ihnen nicht die Spartaner mit der Macht des Peloponnes zu Hülfe gekommen. Einſt, als es die Spartaner auf die Eroberung von Athen abſahen, hatten ſich eben bei Eleuſis die Peloponneſier von denſelben getrennt; jetzt, als es die allgemeine Freiheit galt, ſchloſſen ſie ſich ihnen an: ſo weit wenigſtens war der panhelleniſche Gedanke durchgedrungen. Korinth ſtellte 5000, Sicyon und Megara je 3000 ins Feld; kleine Scharen erſchienen von Ägina, den arkadiſchen Städten, den benachbarten Küſtenlanden und Ebenen. Die 5000 Spartiaten, die von ihrem König Pauſanias, dem Vertreter des von Leonidas hinterlaſſenen jungen Sohnes, angeführt wurden, hatten ein jeder ſieben Heloten bei ſich. Ihnen ſchloſſen ſich ebenſoviel ſchwerbewaffnete Periöken an. Alle Schichten der Bevölkerung, die Herrſchenden, die Beherrſchten, die Freien, waren zuſammen. Das Kriegsheer wird auf mehr als 100000 Mann angegeben; es war ohne alle Reiterei, während die Stärke der Perſer gerade in der Reiterei beſtand. Es iſt ein eigentümliches Schauſpiel, den mannigfaltig gearteten Griechen, in denen eben die verſchiedenen Landesarten zur Erſcheinung kamen, gegenüber einen Blick auf die aſiatiſchen Scharen zu werfen.

Mardonius hatte außer den Perſern auch Meder, die vornehmſten Vertreter des alten Iran, Baktrier, nicht ohne ſtammverwandte Indier, endlich auch einige ſcythiſche Scharen, die Saken. Dieſe ſtellte er den Lacedämoniern und ihren doriſchen Bundesgenoſſen gegenüber, den Athenern und ihren Stammverwandten dagegen die zu ihm übergegangenen Griechen: Böotier, Lokrer, Phocier und Theſſaler. Die beiden Heere ſtießen in den Grenzgebieten von Platää aufeinander. Man hätte nun einen Völkerkampf im großen Stile erwarten ſollen. Zu einem ſolchen iſt es jedoch in der That nicht gekommen. An ſich war Mardonius ohne Zweifel überlegen. Seine Reiterei, welche durch einige kleine Verluſte nicht weſentlich geſchwächt worden war, hinderte die Zufuhr von Lebensmitteln über den Kithäron; ſie verwehrte ſelbſt den Griechen den Gebrauch des Aſopos: eine Quelle, die ihnen Waſſer lieferte, wurde verſtopft; ſie ſahen ſich gezwungen, eine andere Stellung zu ſuchen. Eben bei dieſer gefährlichen Schwenkung wurden ſie von den Perſern angegriffen. Wer hätte nicht glauben ſollen, daß ſie beſiegt werden würden, zumal da ſie auch jetzt ſich unbotmäßig genug verhielten und jede Schar nur ihrem eigenen Gutdünken folgte! Mardonius hatte früher einmal den Lacedämoniern vorgeſchlagen, den großen Streit zwiſchen Barbaren und Hellenen durch eine Art von Zweikampf auserleſener Spartiaten und Perſer, welche auf beiden Seiten die beſten Kriegsleute ſeien, zur Entſcheidung zu bringen. Man hatte darauf nicht geantwortet; aber der Gang der Dinge brachte es zu etwas ähnlichem. Als die Reiterei von ihrer Verfolgung abließ, rückten die waffengeübteſten Perſer heran, um ihre Sache mit den beſten der Griechen, den Spartiaten, auszufechten. Da aber zeigte ſich der große Unterſchied zwiſchen Barbaren und Hellenen. Auch die erſten wußten ihre Angriffswaffe wohl zu führen; allein ſie hatten keine Schutzwaffen. Indem ſie ſich in kleinen Scharen, etwa von zehn Mann, den Spartiaten entgegenwarfen, erlagen ſie ohne Ausnahme, ſo daß ſie den weiteren Kampf aufgaben. Und da nun zugleich Mardonius auf dem weißen Roß, das ihn kenntlich machte, tödlich getroffen wurde und erlag, ſo riß unter den Perſern eine allgemeine Entmutigung ein, und ſie eilten zu ihrem Lager zurück, das nicht ſchlecht befeſtigt war. Sonderbar doch, daß es nur kleine Ereigniſſe waren, welche in dieſen Schlachten entſchieden, — bei Marathon der raſche Anlauf der Athener, bei Platää der entſchloſſene Widerſtand der Spartiaten, die von ihrem Platze nicht wichen. Den Griechen, unter denen jetzt die Athener durch ihre Geſchicklichkeit wieder den Preis davontrugen, konnte das Lager der Perſer nicht widerſtehen. Ein gräßliches Blutbad vernichtete das Heer, das zur Eroberung von Griechenland beſtimmt geweſen war. Eine Schar desſelben, von einem Perſer geführt, hatte an der Schlacht keinen Teil genommen. Eilend zog ſie ſich zurück, nur deshalb ungeſtört, weil man von der Niederlage noch nichts erfahren hatte, nach Thracien, von da nach Byzanz, von wo ſie zu Schiff nach Aſien überging.

Das Unternehmen war ein Gedanke des Mardonius geweſen, der dabei ſelbſt umgekommen war. Ein zur See und zu Land zweimaliges kurzes Zuſammentreffen reichte hin, den Verſuch der Perſer, in Europa Fuß zu faſſen und Hellas zu überwältigen, rückgängig zu machen.

Um den Gegenſatz zu kennzeichnen, mag man wohl des Vorſchlages gedenken, der dem ſpartaniſchen Könige Pauſanias gemacht wurde, Leonidas dadurch zu rächen, daß er die Leiche des Mardonius ans Kreuz ſchlagen laſſe, wie das auch dem Körper des Leonidas widerfahren ſei. Pauſanias wies den Vorſchlag als einen Schimpf zurück und verbot, ihn jemals wieder vorzubringen: denn dies Verfahren ſei eines Barbaren würdig, aber nicht eines Griechen. Eine Welt von Gedanken knüpft ſich an dieſe Weigerung. Der Gegenſatz zwiſchen Orient und Occident ſpricht ſich darin auf eine Weiſe aus, wie er fortan geltend bleiben ſollte.

In demſelben Augenblick, daß die perſiſche Macht in Hellas zu Grunde ging, wurde nun auch die Seeherrſchaft der Hellenen in dem Ägäiſchen Meere eine Thatſache. Wir können das Zuſammentreffen der Tage und die wundergleiche Verbreitung der Nachricht von dem Siege bei Platää nach der ioniſchen

Küſte dahingeſtellt ſein laſſen. Augenſcheinlich aber iſt es, daß die beiden Ereigniſſe in Bezug auf die Impulſe, aus denen ſie hervorgingen, und die Erfolge, zu denen ſie führten, gleichartig waren. Die perſiſche Flotte verließ ihre Station bei Samos, wahrſcheinlich doch, weil ſich zeigte, daß auf die Jonier, in deren Fahrzeugen ihre maritime Stärke beſtand, nicht würde gezählt werden können. Die Phönizier gaben den Kampf, inſofern er der ihre war, vollſtändig auf und ſegelten nach Hauſe. Um die übrigen Schiffe zu retten, wußte man kein anderes Mittel, als ſie an das Land zu ziehen und durch einen Wehrdamm gegen die feindlichen Anfälle in Verteidigungszuſtand zu ſetzen. Dadurch geſchah, daß die Bemannungen der Schiffe miteinander zu Lande kämpften; es war am Vorgebirge Mykale. Die Geſchicklichkeit der Hellenen behielt auch hier die Oberhand über die Tapferkeit der Perſer. Man ſoll in Beratung gezogen haben, ob man nicht die helleniſch geſinnten Jonier wieder nach dem Mutterlande verpflanzen und ihnen die Landſchaften der mediſch geſinnten Stämme überlaſſen ſolle; ein ſolcher Wechſel war jedoch zu weit ausſehend, um verſucht zu werden. Zuletzt kam man nur dahin, die wichtigſten Inſeln, Lesbos, Chios und Samos, in die kriegeriſche Bundesgenoſſenſchaft der Hellenen, die Symmachie, aufzunehmen. Die Inſulaner gelobten wirklich, von derſelben nicht abzufallen. Auch ſchon hierin lag ein großer Erfolg, noch mehr für die Zukunft, als für die Gegenwart. Aber das perſiſche Reich blieb in ſeiner Integrität.

Der Einfall der Perſer in Griechenland muß mit jenen Unternehmungen gegen die Maſſageten, die Äthiopen, die Wanderſcythen zuſammengeſtellt werden, — alles Verſuche, das Reich über ſeine natürlichen Grenzen hinaus zu erweitern. In den übrigen Grenzlanden blieb es bei dem paſſiven Widerſtande; in Griechenland entwickelte ſich ein höchſt aktiver, der die Folgezeit beherrſchte.

Im damaligen Augenblick wurde derſelbe durch innere Entzweiungen gehindert oder vielmehr durchbrochen.

Nach großen Kriegsereigniſſen folgen, auch in den ſiegreich gebliebenen Staaten, in der Regel innere Bewegungen. So geſchah es nach dem perſiſchen Kriege, ſelbſt in dem durch ſtrenge Geſetze wohlbefeſtigten Sparta; denn ein Widerſpruch lag doch darin, den Königen die Heerführung anzuvertrauen, damals noch ohne ariſtokratiſchen Beirat, und, wenn ſie, hier an den Gehorſam aller Anderen gewöhnt, durch große Thaten berühmt zurückkamen, ſie dann der ſtrengen Beaufſichtigung der Ephoren unterwerfen zu wollen. Man begreift es leicht, daß die beiden ſpartaniſchen Könige, von denen der eine, Pauſanias, zu Land, der andere, Leotychides, an der Spitze der Seemacht, der allgemeinen Sache die größten Dienſte geleiſtet hatten, ſich nach ihrer Zurückkunft den Geſetzen, durch welche ſie gefeſſelt waren, zu fügen Anſtand nahmen. Sie mußten einer nach dem anderen die Flucht ergreifen, Leotychides zu den ſelbſtändigſten Bundesgenoſſen, den Arkadiern, Pauſanias nach Byzanz, wo ihm die Nähe des perſiſchen Gebietes eine gewiſſe Selbſtändigkeit verlieh, ſo daß er ſogar in Verdacht geriet, ſich mit dem Könige von Perſien verbünden zu wollen. Die Spartiaten forderten Pauſanias auf, zurückzukommen; wo nicht, ſo werde man ihn mit Krieg überziehen.

Mit der Widerſetzlichkeit der Könige gegen die Ariſtokratie war auch eine Bewegung unter den Unterthanen verbunden; denn auch dieſe hatten ja an dem Kriege teilgenommen; es ſcheint, als ſei es der Sinn der Könige geweſen, ſich an der Spitze derſelben von den Feſſeln der Ariſtokratie freizumachen. Allein dieſe war bereits zu ſtark geworden und behauptete den Platz. Der Sieger von Platää, der der Weiſung, zurückzukehren, gefolgt war, endigte unglückſelig. Man wollte ihn in dem Heiligtum, in welchem er ein Aſyl ſuchte, nicht töten, noch auch mit Gewalt aus demſelben wegführen; denn das eine oder das andere wäre der Religion entgegengelaufen. Das Heiligtum wurde abgedeckt, die Thür verſchloſſen. Man hielt den König ſo lange eingeſperrt, bis er vor Hunger verkam. Erſt als er dem Verſcheiden nahe war, führte man den Hinſterbenden heraus. Leotychides hütete ſich wohl, zurückzukehren; er iſt in Tegea geſtorben. Allein wie mit dem Tode des Pauſanias ein Aufruhr der Heloten und eine Empörung der Meſſenier zuſammenhing, ſo knüpft ſich an die Flucht des Leotychides nach Tegea ein arkadiſch-argiviſcher Krieg, der nur durch ein paar große Schlachten beendigt werden konnte, ſowie man gegen die Heloten bei Sparta ſchlagen mußte. Wir blicken hier in eine Welt voll Gärung, in welcher das nach Selbſtändigkeit ſtrebende Königtum mit den unbotmäßigen Bundesgenoſſen und den empörten Unterthanen eine und dieſelbe Sache verteidigt. Nur unter den ſchwerſten Kämpfen behielt die Ariſtokratie den Sieg; ſie war genötigt, zur Niederwerfung der Meſſenier ſelbſt die Athener zu Hülfe zu rufen, wiewohl dieſe die Meſſenier als Stammesgenoſſen betrachteten.

In dem Gemeinweſen der Athener waren aber noch ſtärkere Gärungen ausgebrochen.

Oberhäupter kann die demokratiſche Republik noch weniger entbehren als die oligarchiſche, aber ebenſowenig ertragen. Die Athener waren in den Zeiten der Gefahr der Führung des Themiſtokles zuweilen ſelbſt blindlings gefolgt. In Themiſtokles bewundert Thucydides den eingeborenen Scharfſinn, durch welchen es ihm möglich geworden ſei, in den obwaltenden Schwierigkeiten das Beſte zu treffen, ſelbſt die Zukunft zu durchſchauen. Er ſchreibt demſelben, wenn wir ihn recht verſtehen, die höchſte Ausbildung des geſunden Menſchenverſtandes zu, der in jedem Momente zur Stelle iſt, ohne Vorbereitung noch Schule. Sein unermeßliches Verdienſt um Griechenland und die Welt liegt darin, daß er die ganze Macht von Athen auf das Seeweſen warf und ſie durch Energie und Liſt zum Ziele führte. Nicht allein gegen die Medo-Perſer war aber hiebei ſein Vorhaben gerichtet, ſondern auch gegen die vornehmſten Bundesgenoſſen, die Lacedämonier. Ihm war es zu verdanken, daß die Mauern von Athen wieder aufgebaut wurden gegen den Wunſch der Spartaner. Themiſtokles verhinderte die Unterhandlungen, die abſichtlich in die Länge gezogen wurden, bis alles zu weit gediehen war, um wieder rückgängig gemacht zu werden. Überhaupt iſt er ein Vorbild für die athenienſiſchen Staatsmänner der ſpäteren Zeit: indem er die Invaſion der Medo-Perſer abwehrt, vergißt er doch nie, ſich dem Übergewicht von Sparta entgegenzuſetzen. Die Ausſchließung der Städte, welche mediſche Geſinnung an den Tag gelegt hatten, von der Amphyktionie verhinderte er, weil dies den Spartanern das Übergewicht zu Lande verſchafft hätte.

Auch die Befeſtigung des Piräus iſt ihm zu danken. Dieſer Hafen iſt immer der ſchönſte in Griechenland: zwei Meilen im Umkreiſe, bis zwanzig Faden tief, durchaus eben: hat Schutz gegen die Winde und guten Ankergrund. Vielleicht ſtammen die ſtarken Grundmauern, die man noch vor dem Vorgebirge, das den Eingang bildet, in die Scheeren des Hafens laufen ſieht, aus dieſer Zeit von ihm her.

Indem er das durchführte, nährte er in ſich ein lebendiges Gefühl von ſeiner perſönlichen Würde. Die Überlieferung ſchreibt ihm das Wort zu: eine Zither verſtehe er nicht zu ſtimmen; aber ein unbedeutendes Staatsweſen zu einem großen zu machen, das verſtehe er. Um die in der Seeſchlacht Gefallenen ſchwammen goldene Ketten und Schmuckſachen. „Hebe dies auf“, ſagte er zu ſeinem Begleiter; „denn Du biſt nicht Themiſtokles.“

In republikaniſchem Sinne perſönlich zurückzutreten, lag nicht in ihm. Er trug gern die Koſten für tragiſche Wettkämpfe; aber auch die Aufſchrift wollte er ſich zueignen. Er war prächtig, verwegen, ſelbſt grauſam; er liebte den Glanz noch mehr als die Herrſchaft. Themiſtokles gehört zu den Politikern, welche ſich durch vorgängige Verpflichtungen nicht eben jeder Zeit gebunden erachten, ſondern alles für erlaubt halten, was zum Ziele führt. Eine ſolche Natur, in welcher der Zug der emporſtrebenden Gedanken alles Thun und Laſſen beſtimmte, konnte in der demokratiſchen Republik nur ſo lange eine Stelle haben, als die großen Angelegenheiten ſie unentbehrlich machten.

Doch wohlerdachte Mittel der Republik der Athener, mächtige und der Gleichheit des Gemeinweſens gefährlich werdende Männer durch Oſtracismus zu verbannen, wurden auch gegen ihn angewendet. Aber nicht allein Athen, ſondern auch Sparta fand ihn unerträglich. Bei dem Verfahren gegen Pauſanias wurden Umſtände bekannt, die den Vorwurf begründeten, er habe um die Anſchläge des ſpartaniſchen Königs gewußt, ſie aber verheimlicht. Sparta und Athen trafen gemeinſchaftlich Anſtalten, den Sieger von Salamis, weil er mit den Feinden, die er damals abgewehrt, jetzt einverſtanden ſei, gefänglich einzuziehen. Themiſtokles wich von Argos, wo er ſich eben aufhielt, nach Korcyra und dann zu dem Moloſſerkönige Admet, den er für ſeinen Feind halten mußte, weil er einſt einem Begehren desſelben in Athen widerſprochen hatte. Die Aufnahme wurde dem Schutzflehenden nicht verſagt; aber ſeines Bleibens war nicht daſelbſt. Er hatte hundert Talente bei ſich; zweihundert hatte der Großkönig auf ſeinen Kopf geſetzt; das wäre für einen Seeräuber ein guter Fang geweſen. Themiſtokles kam doch hindurch bis Epheſus, von wo er ſich im Geleite eines Perſers in das Innere des Reiches und zuletzt an das perſiſche Hoflager begab, um bei dem Feinde, den er aus Griechenland verjagt hatte, ſeine Rettung zu ſuchen. Er wurde nicht als Feind, ſondern als Freund aufgenommen. Drei namhafte Städte wurden ihm überliefert, um zu ſeinem Lebensunterhalte zu dienen; in der vornehmſten, Magneſia, wurde ſpäter ſein Grab gezeigt.

Ungern nimmt man von den Erzählungen ſpäterer Schriftſteller Abſtand, nach welchen Themiſtokles noch zu Xerxes gelangt wäre, der nun den Mann, durch den er beſiegt worden, gegen die Griechen ins Feld zu ſchicken gedacht hätte; Themiſtokles aber habe ſich unfähig gefühlt, einem ſolchen Anſinnen zu entſprechen; bei einem Gelage mit ſeinen Freunden habe er den Göttern geopfert und dann ſich ſelbſt getötet. Man ſieht daraus, in welchem Lichte Themiſtokles von dem nachfolgenden Geſchlechte betrachtet wurde.

Das Weſentliche der Erzählung von den Schickſalen des Pauſanias und des Themiſtokles, auch ohne die fabelhaften Züge, welche die Sage hinzugefügt hat, liegt darin, daß die beiden Führer, welchen die Erfolge des Krieges gegen die Perſer hauptſächlich zu danken waren, nach der Hand mit den Gemeinweſen zerfielen, denen ſie angehörten. Pauſanias wurde durch die Geruſia umgebracht. Themiſtokles nahm ſeine Zuflucht zu den Perſern, in deren Schutz er aufgenommen wird, aber dann verſchwindet. Pauſanias wird der Nachwelt nicht recht lebendig; das dürfte man aber von Themiſtokles nicht ſagen; er iſt vielleicht einer der erſten Menſchen von Fleiſch und Blut, die in der Univerſalgeſchichte hervortreten, — keineswegs immer rühmenswert, aber immer groß. In den Konflikten der Weltkräfte wollte er herrſchen, niemals beherrſcht werden; aber ſie waren zu ſtark: er ging in ihnen unter, er ſelbſt perſönlich; doch ſein Werk überdauerte die Jahrhunderte; er iſt der Begründer der hiſtoriſchen Größe von Athen!

Kommen wir auf den Krieg zwiſchen Hellenen und Perſern zurück, ſo erhellt ſchon aus dieſem Vorgang, daß der Großkönig von ſeinen Feinden im Weſten für ſich ſelbſt nur wenig zu beſorgen hatte. Es ließ ſich nicht erwarten, daß aus der ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Republik oder den griechiſchen Gemeinweſen überhaupt ſich eine Macht oder eine Perſönlichkeit, welche ihm ſelbſt hätte gefährlich werden können, erheben würde. Auch iſt es ein Irrtum, wenn man den Griechen Abſichten dieſer Art zuſchreibt. An den Sturz des perſiſchen Königtums, das auf ganz anderen Grundlagen beruhte, konnten ſie überhaupt nicht denken; was aber in ihren Geſichtskreis fiel, was ſie ſehr ernſtlich beabſichtigten, das war die Wiederherſtellung des früheren, den perſiſchen Einfällen vorangegangenen Zuſtandes. Unaufhörlich waren ſie beſchäftigt, die Perſer aus Thracien zu vertreiben, die Städte an den aſiatiſchen Küſten freizumachen, die Seeherrſchaft in dem öſtlichen Mittelmeer wiederzugewinnen, Cypern und ſelbſt vielleicht Ägypten von der großen Monarchie wieder loszureißen. Auch dazu aber ließ ſich eine Verbindung aller Hellenen aus freiem Antriebe nimmermehr erwarten, nicht einmal eine

Verbindung zwiſchen Sparta und Athen; denn, wie geſagt, in Sparta fürchtete man den überwiegenden Einfluß, den ein ſiegreicher Heerführer auf den inneren Beſtand ihrer Republik ausüben könnte. Die Spartaner hatten eigentlich nichts dagegen, wenn Athen in den Konflikten mit Perſien die Führung übernahm, wie es auch der maritimen Entwickelung von Athen entſprach. Mit Konnivenz von Sparta wurde jener Seebund gegründet, in welchem die von den Perſern bedrohten Eilande und Geſtade ſich an Athen anſchloſſen, welches ſich dagegen mit mäßigen Beiträgen begnügte, ohne die innere Autonomie der Verbündeten zu beſchränken. Es iſt der deliſche Bund, von deſſen Fortgang wir ſogleich weiter reden werden. Die beiden großen Männer, Ariſtides, abwechſelnd der Freund und der Gegner des Themiſtokles, und Cimon, der Sohn des Siegers von Marathon, wirkten hiebei zuſammen, der erſte durch Unterhandlung, der zweite durch entſchloſſene und glückliche Unternehmungen. Zuerſt wandte ſich Cimon nach dem Norden, wo er zugleich das eigentümliche Intereſſe ſeiner Familie, deſſen wir gedachten, wahrzunehmen hatte. Am Strymon ſuchte er die Perſer auf, durch welche einſt die Athener von dort verdrängt worden waren; mit Hülfe der umwohnenden Völkerſchaften wurde er ihrer Meiſter; der perſiſche Führer verbrannte ſich mit ſeinen Schätzen, wie einſt Sardanapal. Auch den Cherſones nahm Cimon im Kampfe mit den Perſern und ihren Verbündeten, den Thraciern, in Beſitz. Die eroberten Landſtriche wurden unter atheniſche Anſiedler ausgeteilt. Wenn er dann die griechiſchen Städte an den aſiatiſchen Küſten zur Wiedererwerbung der Freiheit aufrief, ſo konnte das keinen beſonderen Erfolg haben, ſo lange die perſiſch-phöniziſche Seemacht im öſtlichen Mittelmeer das Übergewicht beſaß. Gegen dieſe alſo richteten ſich die Hauptanſtrengungen Athens und ſeiner Verbündeten. Cimon unternahm an der Spitze eines Geſchwaders von zweihundert Segeln einen Seezug, der darauf berechnet war, die griechiſchen Städte an der kleinaſiatiſchen Südküſte bei ihrer Emancipation zu unterſtützen und die noch vorhandenen perſiſchen Beſatzungen zu vertreiben. Das gelang ihm nun auch in den Bezirken von Karien durch Überredung und Gewalt; aber weiter wollten ihn die Perſer nicht fortſchreiten laſſen; ſie ſetzten ſich ihm mit der gewohnten zwiefachen Ausrüſtung zu Lande und zur See entgegen. Cimon ging zuerſt auf die Flotte los, wobei ſich die Überlegenheit der Griechen über die Phönizier aufs neue bewährte. Hundert Fahrzeuge fielen mit ihrer Bemannung in die Hände der Griechen, noch viele andere aber, die von den Mannſchaften verlaſſen worden waren. Und deren nun bediente ſich Cimon, wenn wir der gäng und gebe gewordenen Erzählung Glauben ſchenken, zu einem der glücklichſten Strategeme. Es heißt, er habe die leeren Fahrzeuge nun ſeinerſeits bemannt, aber ſeine Leute in perſiſche Kleider geſteckt, deren man viele vorfand; ſo habe er bei Nacht das perſiſche Lager am Eurymedon, wo man in den Heranſegelnden Freunde erwartete, überraſcht, ſofort angegriffen und in der allgemeinen Verwirrung überwältigt. Cimon, beſonnen mitten im Siege, trug Sorge, daß ſeine Griechen ſich nicht beutegierig zerſtreuten, und rief ſie durch ein verabredetes Feuerzeichen, dem ſie dann auch gehorchten, zuſammen. Hierauf errichteten ſie ein Siegesdenkmal. Auf dieſe Weiſe wurde ein Doppelſieg zu Lande und zur See an einem Tage errungen.

War aber ſolchergeſtalt die Übermacht der Griechen im maritimen Kampfe entſchieden, ſo öffnete ſich ihnen gleich darauf die Ausſicht, dieſelbe in dem Lande geltend zu machen, das von jeher den Gegenſtand ihrer Einwirkungen gebildet hatte, in Ägypten.

Xerxes, dem es noch beſchieden war, die Niederlage am Eurymedon zu erleben, wurde im Jahre darauf ermordet; es war ein Ereignis, wie es in den despotiſchen Regierungen in alten und neuen Zeiten, in der Epoche des Kaiſertums ſelbſt bei den Römern ſich öfter wiederholt hat; er erlag einer Konſpiration derſelben Männer, auf die er am meiſten vertraute, des Befehlshabers der Leibwache Artaban und des Oberkammerherrn, der den Palaſt beherrſchte. Die Verſchwörung hatte noch einen weiteren Plan. In Xerxes vereinigten ſich die beiden Linien der Achämeniden. Die Abſicht der Mörder ging dahin, der Herrſchaft dieſes Geſchlechtes überhaupt ein Ende zu machen. Wenn wir nicht irren, ſo hing dieſes Vorhaben mit den Unglücksfällen zuſammen, zu welchen die Politik des Darius und Xerxes geführt hatte. Das herrſchende Geſchlecht hatte ſein Anſehen verloren und ſollte geſtürzt werden. Artaban ſelbſt wollte den Thron beſteigen. So weit kam es aber doch nicht. Schon war der ältere Sohn des Xerxes, wie dieſer ſelbſt, umgebracht worden; aber um ſo tapferer ſetzte ſich der zweite Sohn, Artaxerxes, zur Wehr. Die Überlieferung iſt, er habe im perſönlichen Kampfe mit Artaban Leben und Thron behauptet. Bei aller Verſchiedenheit der Erzählungen und Meinungen, die ſich hierüber finden, können wir doch feſthalten, daß der zweite Sohn des Xerxes, Artaxerxes, den die Griechen wegen eines körperlichen Mißverhältniſſes durch den Beinamen Makrocheir (Langhand) von anderen Königen dieſes Namens unterſcheiden, die Herrſchaft der Achämeniden auf mehr als 100 Jahre geſichert hat.

Nicht auf Erweiterung des Reiches, wie ſeinem Vater, der die Weltherrſchaft im Sinne hatte, konnte es ihm ankommen, ſondern nur auf Behauptung und Verteidigung der noch überaus umfaſſenden Macht, die er ererbte. Die vornehmſte Frage war dann, inwiefern Artaxerxes von den unterworfenen Populationen, die ihre alte Selbſtändigkeit noch keineswegs vergeſſen hatten, anerkannt werden würde. Gewiß wirkte der Rückgang der Seemacht durch die Schlacht am Eurymedon auch darauf zurück, daß der Gehorſam, namentlich in der Landſchaft, welche die meiſte Selbſtändigkeit beſaß, in Ägypten, zweifelhaft wurde. Der Fürſt einer annektierten, aber keineswegs zu vollem Gehorſam gebrachten libyſchen Landſchaft, des Namens Inarus, brachte ohne viele Mühe die Ägypter zum Abfall von Perſien und rief dann die Athener herbei, deren Flotte ſich in Cypern befand, aber ihren Lauf unverzüglich nach Ägypten richtete, wo dann Griechen, Libyer und die abgefallenen Ägypter vereinigt Memphis bis auf die Burg, die weiße Mauer genannt, in Beſitz nahmen. Inarus benutzte den Getreidereichtum Ägyptens, um ſein Bündnis mit Athen um ſo feſter zu begründen; er ſchickte anſehnliche Vorräte hinüber. Wahrſcheinlich gehörte dieſer Verkehr zu den Motiven, die den Bau der langen Mauern, durch welche Burg und Stadt von Athen mit der Hafenſtadt verbunden wurden, veranlaßt haben. Man bedurfte ihrer noch aus einem anderen Grunde. Die Mißverſtändniſſe waren unterdeſſen zwiſchen Sparta und Athen auf eine Höhe geſtiegen, welche einen Einfall der Spartaner in das Gebiet von Attika befürchten ließ. Dabei tritt uns eine Verwickelung der allgemeinen Angelegenheiten vor Augen. Artaxerxes ſoll den Verſuch gemacht haben, die Spartaner zu einem Einfall in Attika zu vermögen, wodurch er der Feindſeligkeiten, die er von Athen erfuhr, allerdings mit einem Schlage ledig geworden wäre. Eine ſolche Allianz war aber ſpäteren Zeiten vorbehalten; damals wäre ſie noch als eine Verräterei erſchienen; die Spartaner lehnten die perſiſchen Anträge ab. Welch' eine Stellung hätte ſich Athen nun verſchafft, wenn ſich Inarus wirklich auf dem ägyptiſchen Throne behauptet hätte! Aber Athen war nicht im ſtande, all ſeine Macht für Inarus rechtzeitig einzuſetzen. Wir finden eine Inſchrift, in welcher die Mitglieder einer der zehn attiſchen Phylen, die in einem und demſelben Jahre in Cypern, Ägypten, Phönizien, Ägina, Halieis und Megara erſchlagen worden ſeien, genannt werden. Eine Zerſtreuung der ſtreitfähigen Mannſchaften, welche die Schuld daran trug, daß für den vornehmſten Kriegsſchauplatz, der ohne Zweifel Ägypten war, nicht die erforderlichen Anſtrengungen gemacht wurden. Man darf jedoch den ägyptiſchen Krieg in der Geſchichte von Athen nicht ganz vergeſſen. Artaxerxes wandte alle ſeine Streitkräfte, und zwar nicht ohne vorangegangene Kriegsübung, nach Ägypten. Auch hatte er den entſprechenden Erfolg. Als eine perſiſch-phöniziſche Macht an den Mündungen des Nil erſchien, ohne daß die atheniſche Flotte zur Stelle geweſen wäre, konnte die Belagerung der Feſte von Memphis, in der das griechiſch-libyſche Heer des Inarus begriffen war, nicht fortgeſetzt werden. Die Athener meinten, ſich auf einer Nilinſel behaupten zu können; aber die Perſer wußten den Arm des Fluſſes, der ſie ſchützen ſollte, wahrſcheinlich unter Begünſtigung der Jahreszeit, trocken zu legen; die Griechen wehrten ſich auf das tapferſte; ſie verbrannten ihre Schiffe, um ſie den Feinden nicht in die Hände fallen zu laſſen, und verpflichteten ſich untereinander zu dem äußerſten Widerſtande. Sie ſind faſt ſämtlich hiebei zu Grunde gegangen; nur eine geringe Anzahl gelangte nach Cyrene. Als eine athenienſiſche Flotte von fünfzig Schiffen an der Küſte erſchien, war bereits alles entſchieden. Ägypten kehrte unter die Herrſchaft der Perſer zurück.

Eben in Ägypten waren einſt Griechen und Perſer auf einander geſtoßen. Die Siege des Kambyſes wurden durch Artaxerxes erneuert. Aber man begreift, daß der Ehrgeiz und die Thatkraft der Griechen es dabei nicht bewenden ließen; unmöglich konnte Athen ruhig zuſehen, daß die phöniziſche Seemacht wieder zu der alten Bedeutung empor wuchs. Einige Jahre ſpäter, nachdem es zu einer vorläufigen Abkunft zwiſchen Athen und Sparta gekommen war, unternahm Cimon eine neue Expedition, hauptſächlich gegen Cypern, bei der aber ſein Augenmerk auf Ägypten gerichtet und ſogar ein Umſturz des perſiſchen Reiches in Ausſicht genommen war. Der Gedanke wird durch den eben vorangegangenen Verſuch, die herrſchende Dynaſtie durch eine andere zu erſetzen, verſtändlich. Inarus war gefangen und gekreuzigt worden; allein im Delta erhielt ſich noch ein eigentlich ägyptiſcher Prätendent, Amyrtäus, und da zwiſchen den Satrapen und dem Hofe des Großkönigs, wie ſo häufig, Irrungen hervortraten, würde ein glückliches Ereignis allerdings noch einen Umſchlag haben herbeiführen können. Cimon hat das Orakel des Jupiter Ammon, bei dem doch Sympathien für Ägypten vorauszuſetzen waren, befragen laſſen; ehe er aber eine Antwort bekam, war er ſchon, wahrſcheinlich an den Folgen einer vor Citium auf Cypern erhaltenen Wunde, verſtorben. Leider ſind wir über dieſe Ereigniſſe nur ſehr unvollkommen unterrichtet. In einer Zeit, in der Herodot und Thucydides lebten, iſt man über die wichtigſten gleichzeitigen Angelegenheiten, welche ſpätere Autoren niederſchrieben, auf Hörenſagen angewieſen. Nur ſoviel erfährt man aus Thucydides, daß nach Cimons Tode bei dem cypriſchen Salamis nochmals eine Doppelſchlacht zu Lande und zur See gegen die Phönizier mit vollkommen gutem Erfolge geliefert worden iſt. Ägypten alſo wurde verloren, die Thalaſſokratie aber behauptet.

Nun aber erhebt ſich an dieſer Stelle eine hiſtoriſch-kritiſche Schwierigkeit, die wir nicht unerörtert laſſen dürfen. Die Aufmerkſamkeit muß ſogleich darauf gerichtet werden. Dem Cimon ſelbſt wird noch der Abſchluß eines Friedens mit Perſien zugeſchrieben, über welchen anderweit ein abſolutes Schweigen herrſcht. Man behauptet, daß ein förmlicher Vertrag zwiſchen der Republik Athen und dem Großkönig geſchloſſen worden ſei, in welchem der letztere die ioniſchen Städte zu unterwerfen ausdrücklich aufgegeben und überdies verſprochen habe, ſeine Flotte nicht über gewiſſe, genauer bezeichnete Marken hinaus in See zu ſchicken. Ihrerſeits hätten die Athener ſich verpflichtet, das Gebiet des Königs Artaxerxes nicht anzugreifen. Dieſe Erzählung iſt der Gegenſtand mannigfaltiger gelehrter Kontroverſe geworden. Man hat den Frieden meiſtenteils in Abrede geſtellt, weil er bei den namhafteſten gleichzeitigen Autoren nicht erwähnt wird. Aber wir berührten ſoeben, wie mangelhaft unſere Nachrichten über dieſe Periode ſind. Und Herodot gedenkt doch einer Geſandtſchaft des Atheners Kallias an den perſiſchen Hof, deren Zweck wohl kein anderer ſein konnte, als die Herſtellung des Friedens; die Sendung ſelbſt war eine friedliche Annäherung. Denn noch währte der Kriegszuſtand und hatte zu Ereigniſſen geführt, durch welche die Zugehörigkeit Ägyptens und Cyperns zum perſiſchen Reiche zweifelhaft geworden war. Der Großkönig mußte trachten, denſelben ein Ende zu machen. Was konnte er aber den Athenern dagegen bieten? Für Athen war nichts wichtiger als Meiſter der See zu bleiben und zugleich keinen Angriff der

Perſer auf die griechiſch-aſiatiſchen Städte befürchten zu müſſen. Das Erſte zu erreichen, war die vornehmſte Abſicht der Seezüge Cimons; das Zweite war unendlich wichtig für die Konſolidation der atheniſchen Herrſchaft im Archipelagus. Wenn man alſo feſtgeſetzt hat, daß kein perſiſches Kriegsſchiff über die Linie Phaſelis und die Kyaneen hinausfahren und zugleich das Landheer der Satrapen ſich drei Tagereiſen weit von der Küſte fernhalten ſollte, ſo waren das eben die vornehmſten Bedingungen, die die Athener wünſchen mußten. Nur, wenn dieſelben erfüllt wurden, konnten ſie verſprechen, das Gebiet des Königs nicht anzugreifen. Ein Friede in aller Form ward nicht geſchloſſen, wohl aber ein Verſtändnis, das die allgemeine Ruhe gewährleiſtete.

Wahrſcheinlich iſt, daß der Zuſtand, welcher faktiſch eintrat, als die Bedingung eines förmlichen Vertrages betrachtet wurde. Jene Doppelſchlacht bei dem cypriſchen Salamis kann als der letzte Akt des Krieges zwiſchen den Hellenen und Perſern in dieſem Stadium der Geſchichte betrachtet werden. Die Hellenen hatten ihre Selbſtändigkeit behauptet und die Herrſchaft zur See erobert; das perſiſche Geſamtreich aber beſtand in ſeiner Integrität und großen Weltſtellung. Wollte man ſich erkühnen, den Gang der Weltgeſchicke nach ihren inneren Momenten zu ermeſſen und abzuwägen, ſo dürfte man wohl ſagen, die Zeit für die griechiſche Weltherrſchaft war noch nicht gekommen. Die Griechen waren infolge des medo-perſiſchen Krieges und ihrer Siege in einer inneren Bewegung begriffen, in der ſich der Kern ihres geiſtigen Daſeins manifeſtierte. Ihre volle Ausbildung wurde durch die inneren Kämpfe, die immer fortdauerten, ohne zu großen Entſcheidungen zu führen, nicht unterbrochen. Dieſe dienten vielmehr dazu, den Ehrgeiz zu erwecken, den litterariſche und künſtleriſche Produktionen nicht wohl entbehren können. Ein Kampf mit Perſien aber wäre dafür verderblich geworden, ſelbſt dann, wenn die Griechen geſiegt hätten; das Glück der Waffen und der Reiz der Eroberung würde alle ihre Kräfte beſchäftigt und nach anderen Zielen hin gerichtet haben. Eine Epoche des Gleichgewichts zwiſchen der perſiſchen Monarchie und den griechiſchen Republiken, wie es ſchon nach der Schlacht bei Mykale beſtand und durch die Schlacht am Eurymedon noch entſchiedener zu Tage trat, gehörte dazu, um den Griechen Zeit zu ihrer inneren Entwickelung zu laſſen. Dabei aber kam ihnen nichts ſo ſehr zu ſtatten, als die volle Unabhängigkeit Athens, wo ſich jene Verfaſſung ausbildete, die gerade durch die Verſchiedenheit der Elemente, die ſie konſtituierten, der inneren Bewegung des Geiſtes Bahn machte und Raum verſchaffte.

Siebentes Kapitel.

Die Demokratie von Athen und ihre Führer.

Die Machtverhältniſſe, die wir betrachtet haben, beherrſchten die Welt, aber ſie waren nicht das Einzige, was die Aufmerkſamkeit beſchäftigte, nach den großen Entſcheidungen bei Platää und Mykale nicht einmal mehr das Wichtigſte; eben in und mit denſelben haben ſich die Differenzen der griechiſchen Städte und Staaten untereinander entwickelt; hauptſächlich aber, eine der größten Erſcheinungen, welche die Univerſalgeſchichte kennt, iſt dabei hervorgetreten: die Demokratie in Athen. Die inneren Bewegungen und die äußeren Gegenſätze greifen ineinander. Abſichtlich haben wir die letzten bis auf einen Punkt begleitet, in welchem ein Zuſtand des Gleichgewichts eintrat, — ohne der inneren zu gedenken. Auf dieſe können wir nun um ſo ungeſtörter unſere Blicke wenden.

1. Ariſtides und Perikles Cimon gegenüber.

Man denkt ſich wohl die Verfaſſungsformen als voneinander in der Idee des Staates vollkommen verſchieden: hiſtoriſch aber ſind ſie das nicht.

Die Demokratie von Athen, wie ſie wirklichen Beſtand gewann, iſt aus dem Kampfe zwiſchen der monarchiſchen Form der Tyrannis und der oligarchiſchen Gewalt der vornehmſten Geſchlechter hervorgegangen. In der Epoche allgemeiner Verwirrung hatte Solon ein Syſtem des Gleichgewichts zwiſchen der Ariſtokratie und dem Volke zu Athen, dem er einige auf das Allgemeine bezügliche Rechte vorbehielt, zu begründen geſucht. Aber er hatte damit nicht verhindern können, daß ſich nicht gleich darauf eine Tyrannis erhoben hätte, welche das Volk beherrſchte und die Oligarchie niederhielt. Im Gegenſatz gegen die Tyrannis nicht allein, ſondern auch gegen die Oligarchie, die alsdann wieder emporkam, hatte der Alkmäonide Kliſthenes die ſoloniſche Verfaſſung von Grund aus reformiert, die Bürgerſchaft umgeſtaltet und vor allen Dingen ihr die Waffen in die Hand gegeben. Das Volk von Athen, das nun erſt gleichſam ſelbſtbewußt wurde, ergriff dieſelben mit Freuden. Es wehrte jeden Verſuch, den die Lacedämonier in Verbindung mit einer Faktion der Eupatriden machten, ihm die erlangten Zugeſtändniſſe wieder zu entreißen, tapfer und glücklich ab und wurde fähig, die erſte Invaſion der Perſer, die darauf zielte, die Tyrannis in Athen wieder herzuſtellen, zurückzuweiſen und die zweite, bei der es auf eine Unterwerfung aller Griechen abgeſehen war, mit einer Hingebung und Opferwilligkeit zu beſtehen, von der noch kein Beiſpiel vorgekommen war.

Die Führer, unter denen Athen die Siege erfocht, erlangten dadurch keineswegs eine ſichere Stellung in ihrer Stadt. Der ariſtokratiſche Miltiades wurde zu einer Geldbuße verdammt, die er nicht erlegen konnte, und iſt, wie es ſcheint, im Gefängnis geſtorben. Themiſtokles, der nach einer exceptionellen Stellung ſtrebte, wurde verbannt.

Neben dieſen heroiſchen Geſtalten erſcheint dann Ariſtides, der zu den thätigſten Anhängern und Gehülfen des Kliſthenes gehört hatte, und der Sohn des Miltiades, Cimon: treffliche Männer, die dann auch ihrerſeits den veränderten Umſtänden gemäß eine hohe Stellung in der Stadt behaupteten und eine große Wirkung ausübten. Noch in einem anderen Sinne, als in dem oben berührten, kamen die Nachwirkungen der Kriege zur Erſcheinung.

An dieſen ſelbſt hatten die alten Geſchlechter lebendig Anteil genommen, einverſtanden mit der emporkommenden Demokratie; der Sieg, den ſie erfochten, war ein gemeinſchaftlicher. Allein die Folgen des Kampfes kamen doch hauptſächlich dem Volke zu gute. Das Übergewicht, zu welchem das populäre Element gelangte, iſt hauptſächlich aus dem perſiſchen Kriege entſprungen, und zwar auf eine doppelte Weiſe. Die Verwüſtung, welche die Perſer über das Land verhängten, betraf die Beſitztümer der Ariſtokratie am empfindlichſten; nach dem Kriege waren ſie tief herabgekommen. Die Siege dagegen hatten das Leben der untergeordneten Klaſſen gefördert und ihre Habe vermehrt. Dies Mißverhältnis trat dann auch inmitten des Kampfes hervor. Vor der Schlacht bei Plataä, in dieſer Stadt ſelbſt, kam man einer Art von Konſpiration der angeſehenen Geſchlechter auf die Spur. Ihre Abſicht ſoll geweſen ſein, die Demokratie aufzulöſen, oder, wenn das mißlinge, zu den Perſern überzugehen. Das Vorhaben wurde entdeckt; die beiden Schuldigſten retteten ſich durch die Flucht; andere glaubten unentdeckt zu bleiben und ſcheinen über ihr Vorhaben Reue gefühlt zu haben. Ariſtides wäre bei ſeinem Anſehen vielleicht im ſtande geweſen, die alten Gerechtſame wiederherzuſtellen; allein er ſelbſt hielt es nicht für thunlich, und zwar nicht allein deswegen, weil die Vermögensverhältniſſe ſich überhaupt verändert hatten, ſondern vor allem deshalb, weil das Volk, nachdem es die Waffen geführt, nicht wieder in die frühere Unterordnung zurückgebracht werden konnte. Durch die Waffen und die Siege waren Berühmtheiten gebildet worden, die einen natürlichen Anſpruch auf Teilnahme an den höchſten Ämtern in ſich ſchloſſen. Und überdies, das Volk gab die Meinung kund, daß es ſich die alten Beſchränkungen nicht länger werde gefallen laſſen. Am Tage liegt, daß hierdurch jenes Gleichgewicht zwiſchen den alten Geſchlechtern und dem Demos, welches die Grundlage der ſoloniſchen Verfaſſung bildete, vollends aufgehoben wurde; es war die natürliche Folge der Jahre des Krieges und des Sieges. Das Volk hatte die Freiheit gekoſtet und für ſie geblutet; ohne Gewaltſamkeit und Gefahr hätten ſich die alten Zuſtände nicht aufrecht erhalten laſſen. Die Abſchaffung der Vorrechte der vornehmen und reichen Geſchlechter gehörte dazu, um die Demokratie zu voller Erſcheinung zu bringen. Ariſtides iſt nicht durch ſeine Liebe zur Gerechtigkeit, die ſeinen Ruhm ausmacht, davon abgehalten worden, dies Vorhaben zu begünſtigen. Wie es in einer Stelle des Äſchylos heißt, die mit Recht auf ihn bezogen wird, er wollte nicht allein gerecht erſcheinen, ſondern es ſein. Als ein Moment für dieſes große Wort darf man es wohl anſehen, daß er die im Kampfe erworbenen Rechte des Volkes — denn aus den Waffen entſpringe die Freiheit — anzuerkennen kein Bedenken trug. Durch den Fortgang des Handels, des Seeweſens und der damit verbundenen Herrſchaft bekam die Demokratie, die jedoch auch jetzt noch nicht völlig ausgebildet war, das Übergewicht.

Damit trat nun aber die andere Frage ein, inwiefern ſie zu der allgemeinen Wohlfahrt geleitet werden könne. Dazu war Ariſtides gerade der geeignete Mann. Wenn Themiſtokles ſein perſönliches Selbſt auch in der Demokratie nicht verleugnen wollte, ſo war es das Verdienſt des Ariſtides, daß er ſein Selbſt hintanſetzte. Er hat einen Vorſchlag zurückgenommen, als derſelbe ſchon durchging, weil die vorangegangenen Reden und Gegenreden ihn überzeugt hatten, daß ſein Antrag nicht vollkommen zweckmäßig ſei. Unzweifelhaft nützliche Vorſchläge hat er durch andere machen laſſen, weil ſie ſonſt infolge des Neides, den ſein Name zu erwecken anfing, zurückgewieſen worden wären. Ariſtides wurde für arm gehalten und legte Wert darauf, daß er es ſei; aber er hatte doch zu der erſten Klaſſe der Pentakoſiomedimnen gehört und war, auf deren altes Vorrecht geſtützt, Archon geworden. Eben dieſes Vorrecht ſchaffte er ab.

Alle Beſchränkungen, welche die größte Anzahl der Bürger von der Teilnahme an den höheren Ämtern ausſchloſſen, wurden unter ſeiner Führung aufgehoben. Die Wähler wurden ſämtlich ebenfalls wählbar, wodurch ſich denn eine ganz andere Verwaltung bildete, als die bisherigen, — eine Veränderung, die dem Prinzip der Verfaſſung doch nicht gerade zuwiderlief, da auch in dieſer der Beſitz eines Jeden das beſtimmende Moment war, dieſer Beſitz ſich aber im Laufe der letzten Jahre weſentlich verändert hatte. Darin liegt die vornehmſte Handlung des Ariſtides für das innere politiſche Leben der Stadt.

Nicht geringeren Einfluß aber hatte er auf die äußere Stellung der Stadt. Schon Themiſtokles hatte den Inſeln die Hoheit von Athen aufzudringen gemeint; was ihm zu ſeiner Zeit unmöglich wurde, das führte Ariſtides durch. Den Anlaß gab die den größten Anſtoß erregende Handlungsweiſe des ſpartaniſchen Königs Pauſanias; der Hochmut, mit dem er verfuhr, verletzte die Anführer der Marine der Inſeln, welche von ihm mißhandelt zu werden behaupteten. Da ſie dem ioniſchen Stamme angehörten, war es ihnen beſonders empfindlich, daß ſie einem doriſchen Oberbefehlshaber gehorchen ſollten. Bei weitem näher ſtanden ihnen die Athener, ihre Stammverwandten, die im Seekriege das Beſte geleiſtet hatten und beſonders berechtigt erſchienen, die Führung bei der Fortſetzung desſelben in die Hand zu nehmen. Und da nun Pauſanias eben durch die Bedeutung, die er an der Spitze der griechiſchen Geſamtmacht gewann, zu einem Verhalten veranlaßt worden war, welches die lacedämoniſche Oligarchie nicht ertragen konnte, ſo hatte auch dieſe kein Intereſſe an der Behauptung des Oberbefehls über die Flotte. Es iſt zwar erinnert worden, die Herrſchaft der Lacedämonier werde dann eine hinkende ſein, einem Orakelſpruch zufolge, wenn ſie nicht Land und See zugleich umfaſſe; und ſo glaubten die Athener, deshalb einen Krieg erwarten zu müſſen; aber ein Mitglied der Geruſia wußte die übrigen zu überzeugen, daß die Herrſchaft zur See für Sparta nicht angemeſſen ſei. Man ließ von allen Gegenwirkungen ab, worin denn eine Verzichtleiſtung auf die Hegemonie überhaupt geſehen worden iſt. Genug, Athen trat nun an die Spitze der griechiſchen Seemacht, wozu ihm die beſcheidene, ruhige, Zutrauen erweckende Perſönlichkeit des Ariſtides, der jetzt in dieſen Angelegenheiten die größte Autorität beſaß, beſonders förderlich wurde. Wenn das oligarchiſche Sparta von der Seeherrſchaft abſtand, ſo gehörte es zum Weſen der atheniſchen Demokratie, daß ſie dieſelbe ergriff. Man hat es dem Ariſtides zugeſchrieben, daß er die Athener auf die Vorteile aufmerkſam gemacht habe, die ihnen eine ſolche Stellung gewähren würde. Er trug dann das Meiſte dazu bei, daß es geſchah. Nur auf beſtimmte Beiträge konnte das neue Verhältnis gegründet werden. Ariſtides wurde beauftragt, die neuen Bundesgenoſſen zu ſchätzen. Die Beiträge wurden auf eine erträgliche Norm fixiert, 460 Talente, was ſpäter, als ſie ums Dreifache geſtiegen waren, als eine goldene, wie man ſagt, ſaturniſche Zeit geprieſen worden iſt. In einer Zuſammenkunft der Bundesmitglieder im Tempel des Apollo und der Artemis wurden dann die näheren Beſtimmungen verabredet. Die Bundesglieder erſchienen als gleichberechtigt, wodurch aber doch nicht verhindert wurde, daß ſie nicht, da die Athener die Schatzmeiſter von Griechenland, d. h. des Bundes, einſetzten, unter die Abhängigkeit von ihnen geraten wären. Die Bundesgenoſſen lieferten ſelbſt ihre Beiträge ein, die anfangs in dem Tempel von Delos verwahrt wurden. Auch hiebei kam der Begriff der ariſtideiſchen Gerechtigkeit ins Gedränge; die Alten haben dieſe Gerechtigkeit nicht auf die öffentlichen Angelegenheiten bezogen: in denen ſei Ariſtides dem Begriff und der Bedingung des Vaterlandes gefolgt.

Ariſtides hat auf der einen Seite die demokratiſche Verfaſſung entwickelt und auf der anderen den Grund zu einer beſonderen Seeherrſchaft von Athen gelegt. Beides gehört genau zuſammen. In letzterer Beziehung geſellte ſich ihm Cimon bei, der aber, wie wir oben ausführten, zugleich den Krieg gegen die Perſer in großem Umfang fortſetzte. Eben zu dieſen Zwecken wurden alle Kräfte des Seebundes angeſtrengt. Aber mit den Siegen ſelbſt, die Cimon erfocht, entſprangen Verwirrungen und Unruhen in dem Seebunde. Von den Mitgliedern desſelben hatten doch die meiſten ihr beſonderes Intereſſe. Die Aufnahme der Bundesgenoſſen, welche durch die Siege ſelbſt herbeigeführt wurde, ſchloß eine Veränderung in ſich, die nicht jedermann genehm ſein konnte; da die Abführung der ausgeſchriebenen Beiträge, wenn ſie in Frage geſtellt wurde, zugleich die Entfremdung eines Teiles der Flotte herbeiführen mußte; ſo lag darin eine Gefahr für den geſamten Bund überhaupt. Athen entſchloß ſich, die centrifugalen Bewegungen mit ſeiner ganzen Macht niederzuhalten. Zuerſt erfuhr das Naxos noch vor, dann nach der Schlacht am Eurymedon Thaſos. Der beſondere Vorteil dieſer Inſel ſtieß mit dem athenienſiſchen inſofern zuſammen, als ſie Anſprüche auf die benachbarten Goldbergwerke hatte, die jetzt in die Hände der Athener geraten waren. Ein förmlicher Abfall erfolgte, welcher einige Jahre hindurch die Streitkräfte von Athen beſchäftigte, bis die Einwohner endlich genötigt waren, den Beſitz einer eigenen Seemacht aufzugeben und die auferlegten Beiträge zu zahlen. Zu deren Entrichtung wurden nun zugleich allgemein bindende Maßregeln ergriffen. Man ſchrieb es wohl der Humanität Cimons zu, wenn er nachgab, daß die kleineren Gemeinweſen, denen es unbequem war, ihre gewohnte Landarbeit mit dem Dienſte auf den Schiffen zu vereinigen, die Erlaubnis erhielten, ihre Beiträge überhaupt nur in Geld zu leiſten; aber augenſcheinlich iſt es doch, daß die Macht des Vororts hierdurch umſomehr anwuchs, da die Feſtſetzung und Eintreibung der Beiträge in ſeine Hand gerieten.

Allmählich verwandelte ſich der deliſche Bund in eine Herrſchaft von Athen, die nicht ohne Gewaltſamkeit war, was dann nicht verfehlen konnte, die Antipathien beſonders von Sparta zu erwecken.

Sparta befand ſich damals in den ſchwerſten Verlegenheiten. In dem zum dritten Mal erneuerten meſſeniſchen Kriege verzweifelte es, die Hauptfeſte Ithome, in der ſich die Nachkommen der urſprünglichen Bevölkerung hielten, durch ſeine eigenen Streitkräfte zu bewältigen, und rief kraft ſeines alten Bündniſſes Athen zu Hülfe. Noch beſtand dieſes Bündnis; aber ſchon regten ſich auch im Laufe der letzten Jahre mancherlei Mißverſtändniſſe. In Athen behauptete man zu wiſſen, daß die Inſel Thaſos in ihren Bedrängniſſen ſich an Sparta gewendet und von demſelben die geheime Zuſage einer Hülfeleiſtung wirklich erlangt habe. Als von dem Anſuchen Spartas, gegen Ithome unterſtützt zu werden, in der Volksverſammlung zu Athen die Rede war, erinnerte Ephialtes, damals einer der populärſten Redner und Volksführer: da dies Gemeinweſen in einem naürlichen Widerſtreit mit Athen begriffen ſei, ſo habe man keine Urſache, es aus ſeinen Verlegenheiten zu retten. Cimon beſtand darauf, daß das geſchehen müſſe; er hat geſagt, man dürfe Hellas nicht lahm legen und Athen ſelbſt des mit ihm zuſammengeſpannten Gefährten nicht berauben. Er behielt die Oberhand und wurde ſelbſt beauftragt, ein ſtattliches kleines Heer gegen Ithome zu führen. Aber eben hiebei brach der Hader nun dennoch aus: denn dasſelbe Gefühl einer Grundverſchiedenheit der beiderſeitigen Intereſſen, welches ſich in Athen regte, kam nun auch bei den Spartiaten zu Tage. Sie fürchteten faſt, Athen werde mit ihren Unterthanen, die demſelben ſtammverwandt ſeien, gemeinſchaftliche Sache machen. Sie entließen die Athener unter dem Vorwande, ihrer nicht mehr zu bedürfen.

Wie hätte man aber das nicht auf der anderen Seite als eine Beleidigung betrachten ſollen? Der Widerſtreit zwiſchen Athen und Sparta trat in voller Evidenz hervor; er hatte das Eigentümliche, daß er in Athen als ein innerer erſchien: denn dahin brachte es das Emporkommen der Demokratie, daß die ariſtokratiſche Geſinnung einen Rückhalt an Sparta ſuchte und fand.

Ein Bruch mit Sparta war ein Nachteil für die Ariſtokratie in Athen, ein Vorteil für die Demokratie. Vor allem aber hatte das Cimon zu empfinden. Cimon war durch und durch Ariſtokrat. Er war ein hochgewachſener Mann mit reichem, krauſem Haupthaar, kein Redner wie die anderen Athener, ohne die Verfeinerung des ſocialen Lebens, aber einfach, wahrheitliebend, wohlmeinend: eine durch und durch ariſtokratiſche Natur, und zwar eine ſolche, wie ſie dem Volke imponiert, ohne es zum Haß zu reizen. Seine maritimen Siege, die Autorität, die er im Seebund ausübte, verſchafften ihm ein hohes Anſehen. Er ſelbſt war der reichſte Mann in Attika. Durch die Freigebigkeit, mit der er ſeine Reichtümer brauchte, die baulichen und künſtleriſchen Arbeiten, zu denen er ſie verwendete, erlangte er eine Art von Patronat in der Stadt. Er öffnete ſeine Gärten allem Volke; den Bedürftigen griff er durch Speiſungen unter die Arme, was denn zur Folge hatte, daß der Einfluß der niederen Volksklaſſen ihm ſelbſt zu ſtatten kam. Wenn man von ihm ſagt, er habe von den Künſten nichts verſtanden, ſo iſt doch dagegen der Einfluß, den er auf Kunſt und Kunſtwerke in der Epoche ausübte, überaus fördernd und ſtark geweſen. Von Thaſos führte er den Polygnot nach Athen, der dann in den Hallen, die er ausſchmückte, die Großthat des Miltiades verherrlichte. Man ſah dort, wie dieſer in der Schlacht bei Marathon die Streiter zum Angriff anfeuerte. Unter den dreizehn Broncefiguren, welche die Athener dem delphiſchen Orakel als Weihgeſchenk darbrachten, erſchien neben den Göttern der Stämme und des Landes die Geſtalt des Miltiades. Wie dort Polygnot, ſo widmete ſich ihm hier die Meiſterhand des Phidias. Cimon lebte in der Verbindung der Erinnerung an ſeinen Vater mit der an die großen, gegen die Perſer erfochtenen Siege. Darauf beruht auch ſeine Politik; denn wie die Siege über die Perſer durch den Bund von Lacedämon und Athen errungen worden, ſo ſetzte auch er auf der einen Seite mit aller Macht den Kampf gegen die Perſer fort; auf der anderen ſuchte er ein gutes Verhältnis mit Lacedämon aufrecht zu halten. Er hatte dabei alle die, denen noch die Überreſte der ariſtokratiſchen Berechtigungen zum Vorteil gereichten, auf ſeiner Seite, während ſich im Widerſpruch gegen ihn die demokratiſche Bewegung vollzog. Zwei Parteien bildeten ſich von entgegengeſetzten Gedankenkreiſen: die eine betrachtete den Kampf gegen die Medo-Perſer als die vornehmſte Aufgabe, wobei dann die alten Standesverhältniſſe und die Verbindung mit Lacedämon aufrecht erhalten wurden; die andere ſtellte den Gegenſatz gegen Lacedämon in den Vordergrund; ihr Streben war, die erſte Macht in Griechenland zu werden: in dieſem Sinne entwickelte ſie die demokratiſchen Inſtitutionen in vollſtem Umfang.

An die Spitze der letzteren trat nun Perikles. Auch er entſtammte einem der vornehmſten Geſchlechter; er war der Sohn des Siegers von Mykale, Xanthippus, desſelben Mannes, durch welchen einſt die Anklage gegen Miltiades eingebracht wurde, der dieſer erlag. Die Söhne der Sieger von Marathon und von Mykale bekämpften einander, wie dieſe ſelbſt.

Die Erfolge Cimons konnten nicht anders als Perikles beunruhigen. Die Eiferſucht um den Beſitz der höchſten Gewalt hat bedeutende Männer in jedem Staate mit einander entzweit. Wie oft iſt es dann geſchehen, daß ein Mann, der den vornehmſten Geſchlechtern angehörte, um einen anderen Ariſtokraten zu bekämpfen, die populäre Sache ergriffen und den Tendenzen der Demokratie freie Bahn gemacht hat! Zur Seite des Perikles ſtand Ephialtes, derſelbe, der den Zug gegen Ithome widerraten hatte; das Mißlingen desſelben und die Aufregung, die es in Athen hervorrief, kam ihm und Perikles mächtig zu ſtatten. Sie konnten zu Geſetzesvorſchlägen ſchreiten, welche das gegenſeitige Verhältnis der Parteien von Grund aus verändern mußten. Wenn ſchon die meiſten Inſtitute, auf denen das Anſehen der vornehmen Geſchlechter beruhte, aufgelöſt worden waren, ſo geſchah dies nun auch dem Areopag, deſſen gerichtliche Befugniſſe, die noch eine obrigkeitliche Autorität repräſentierten, bis auf eine einzige, ſehr exceptionelle, aufgehoben und der Heliäa übertragen wurden. Daß nun hiebei die Rückſicht auf beſſere Gerichtspflege maßgebend geweſen ſei, wird niemand behaupten. Der Areopag, im Beſitz unvordenklicher, durch die Religion geheiligter Vorrechte, bildete die Körperſchaft, in welcher ſich die Prärogative der vornehmſten Geſchlechter konzentrierte. Die Einrichtung des Ariſtides, nach welcher die abgehenden Archonten auch nach dem neuen Wahlſyſtem in den Areopag traten, hatte doch keine durchgreifende Wirkung auszuüben vermocht. Der vorwaltende Einfluß Cimons ſicherte dem Areopag eine fortdauernde, ununterbrochene Autorität. Um dem ein Ende zu machen, gab es nur Ein Mittel: der Areopag mußte ſeiner gerichtlichen Befugniſſe, die ihm noch immer das Anſehen einer Obrigkeit gaben, entkleidet werden. Die Heliäa, auf die ſie bis auf einen geringen Reſt übertragen wurden, war das Volk von Athen ſelbſt, in einer dem Bedürfnis des Gerichtes entſprechenden Geſtaltung. Sie beſtand aus 6000, zu dieſem Zweck erloſten Mitgliedern der Bürgergemeinde, welche wieder in zehn verſchiedene Dikaſterien verteilt waren, von denen jedes 500 Mitglieder zählte, ſo daß 1000 übrig blieben, welche zur Ergänzung bei entſtehenden Vakanzen beſtimmt waren. Die Klage wurde bei den Archonten angebracht, wie bisher; dieſen aber blieb jetzt keine andere Befugnis, als ſie einem von den Dikaſterien der Heliäa vorzulegen, das darüber befand und entſchied. Auf dieſe Weiſe wurde die gerichtliche Macht mit Einem Schlage der Körperſchaft, die ſie nach altem Herkommen beſaß, entriſſen und in die Hand des Volkes gelegt. War es nun aber, ſo muß man fragen, bei den täglichen Beſchäftigungen eines Jeden auch nur möglich, einem ſolchen Berufe obzuliegen? Perikles und Ephialtes bewirkten, daß den fungierenden Heliaſten eine kleine Remuneration bewilligt wurde.

Aus den Komikern ſieht man, daß dazu in der Regel die älteren Männer, die von den täglichen Geſchäften weniger in Beſchlag genommen waren, ausgewählt wurden. Da nun aber die Autorität, welche dem Areopag entriſſen werden ſollte, zugleich eine politiſche war, ſo wurde den Heliaſten ein Eid abgenommen, durch welchen ſie ſich vor allen Dingen verpflichteten, weder eine Alleinherrſchaft, noch eine Oligarchie zu begünſtigen, noch irgendwie die Volksherrſchaft zu beeinträchtigen. Auch Verpflichtungen, welche ſich auf die Rechtspflege beziehen, kommen in dem Eide vor; die bedeutendſten ſind aber doch die eben berührten Punkte, aus denen man die Identität der politiſchen und juridiſchen Geſichtspunkte, die dabei obwalteten, erkennt. Der Areopag ſollte eben ſeines Einfluſſes überhaupt verluſtig gehen und dieſer einer demokratiſchen Verſammlung zu Teil werden. Man meine aber nicht, daß ſie in modernem Sinne demokratiſch geweſen ſei.

Perikles und Ephialtes führen geſetzliche Beſtimmungen durch, nach welchen beinahe ein Dritteil der bisherigen Bürger von dem Bürgerrecht ausgeſchloſſen wurde. Die Bürgerſchaft war anfangs aus mancherlei verſchiedenen Elementen zuſammengewachſen. Das neue Geſetz verfügte, daß alle und jede vom Bürgerrecht ausgeſchloſſen ſein ſollten, die nicht ſowohl von väterlicher wie von mütterlicher Seite atheniſcher Herkunft wären. Man hat angenommen, das Geſetz ſei abſichtlich ſo gefaßt worden, daß es auf die Familie Cimons eine unangenehme Rückwirkung ausüben konnte. Aber zugleich bildete es doch eine der größten politiſchen Maßregeln, welche damals ergriffen worden ſind. Indem die Bürgerſchaft Rechte erlangte, die ſie bisher noch niemals beſeſſen hatte, wurde zugleich deren Anzahl weſentlich beſchränkt. Erſt von dieſer Zeit an kann der atheniſche Demos als eine Genoſſenſchaft betrachtet werden, die ſich durch ſich ſelbſt, ohne fremde Elemente, fortſetzte und in der Welt zur Geltung gelangte. Die Bürgerſchaft hatte bereits einen Genuß vom Staate. Die einen erfreuten ſich der Remuneration, die den Heliaſten gewährt wurde; andere wurden durch die Zahlung des Eintrittsgeldes in das Theater, welche das Gemeinweſen ihnen zu teil werden ließ, befriedigt. Von größerer Bedeutung war, daß für einen länger dauernden Dienſt auf der Flotte ein beſtimmter Sold gezahlt wurde. Die Verteilung eroberter Landſtriche nach beſtimmten Loſen kam beſonders den atheniſchen Bürgern zu gute. Ein Zuwachs ihrer Autorität war es, daß die Kaſſe des Seebundes von Delos nach Athen herübergeführt wurde und auch deren Verwendung in ihre Hände kam. Wir unterſuchen hier nicht, inwiefern dieſe Einrichtungen der allgemeinen Idee eines Staates entſprechen, ob ſie gerade die rechte Ausgleichung der perſönlichen Obliegenheiten und der allgemeinen Intereſſen waren. Wir nehmen nur die Erſcheinung einer ſtädtiſchen Genoſſenſchaft wahr, welche zugleich nach außen hin Macht beſaß und ausübte und doch dabei die bürgerliche Gleichheit zum Vorteil eines jeden behauptete. Der Demos war eine wahrhafte Macht, welche andere beherrſchte und immer weiter ausgriff. Wir ſahen, die Demokratie war auch in Athen nicht naturwüchſig; ſie verdankte ihr Entſtehen den Ereigniſſen der Zeit und der Politik der Führer. Doch iſt ſie eine Erſcheinung von einer intenſiven Kraft, einer Stellung in der Welt, welche ihr die größte Bedeutung gab.

Wohin die Direktion der Athener damals ging, nimmt man beſonders aus dem Bau der langen Mauern ab, die vor allem den Zweck hatten, Athen mit der Hafenſtadt in Verbindung zu ſetzen, wie vor kurzem auf ihre Veranlaſſung die Stadt Megara mit ihrem Hafen verbunden worden war. Denn bei den wachſenden maritimen Beziehungen in jener Epoche — wie ſchon bemerkt, auch mit den einheimiſchen Herrſchern von Ägypten — erſchien es wünſchenswert, Athen ſelbſt gleichſam zu einer Hafenſtadt zu machen. Dabei aber waltete noch eine andere Rückſicht vor. Das Einverſtändnis zwiſchen der Demokratie von Athen und der Ariſtokratie von Sparta, welches bisher erhalten war, wurde durch jenes Ereignis von Ithome unterbrochen. Die Ithomäer waren nach dem Abzuge der Athener von den Spartanern unterworfen, aber inſofern von Athen unterſtützt worden, als es ihnen eine Zuflucht in dem lokriſchen Naupaktus verſchaffte, das mit ſeinem Hafen für ſie ſelbſt eine der wichtigſten Poſitionen an der weſtlichen Küſte bildete. Das iſt nun gleichſam das Verhängnis von Griechenland. Immer von neuem bemerken wir die Nachwirkungen jenes Heraklidenzuges, durch welchen Sparta und ſeine Ariſtokratie begründet worden waren. Athen dagegen war die vornehmſte Stätte, wo ſich die nicht unterworfenen Populationen behaupteten. Es ſah in den Meſſeniern ſeine Stammverwandten und bediente ſich jetzt der Überreſte derſelben, um eine Poſition zu gründen, welche für den Peloponnes, namentlich für Korinth, ſehr gefährlich war. Es hatte auch Megara von dem peloponneſiſchen Bunde losgeriſſen und in den Seebund gezogen. Überall machte ſich der Gegenſatz zwiſchen der Demokratie, die nun in Athen die Oberhand bekam, und den benachbarten Ariſtokratien geltend, nirgends mehr als in Böotien, wo die minder mächtigen Städte auf die Seite von Athen traten, Theben dagegen von Sparta in Schutz genommen wurde. In dieſem gärungsvollen Zuſtande geſchah es nun, daß die Spartaner, durch einen Streit zwiſchen Doris und Phocis veranlaßt, ein nicht unbedeutendes Heer nach Mittelgriechenland ſchickten, nachdem ſie aber dieſen Streit in ihrem Sinne beigelegt hatten, da ſie bei ihrer Heimkehr Schwierigkeiten zu finden fürchteten, zunächſt in Böotien Stellung nahmen und Attika ſelbſt bedrohten. Vor nicht langer Zeit hatten ſie den Antrag der Perſer, im Verſtändnis mit ihnen einen Einfall in Attika zu machen, abgelehnt; was ſie damals im Intereſſe des Königs von Perſien nicht thun wollten, dazu trafen ſie jetzt in dem eigenen Anſtalt. Nicht allein wurden dadurch die Angriffe auf Perſien in den erwähnten Verwickelungen gelähmt, ſondern die Demokratie von Athen ſelbſt wurde gefährdet. Man glaubte, die Landbeſitzer von Attika, die mit der Aufrichtung der Mauern überhaupt unzufrieden waren, ſeien mit den Lacedämoniern einverſtanden, um den Bau rückgängig zu machen, und die Demokratie in Athen überhaupt aufzuheben. Noch war der Krieg nicht ausgebrochen; aber jedermann ſah ihn kommen. Und der in Athen vorwaltende Mann, deſſen ganze Politik hiedurch bedroht wurde, war nicht geſonnen, die Gefahr abzuwarten; er gedachte, ihr durch eine raſche That zuvorzukommen. Wie ſehr die Athener meinten, damit zugleich eine einheimiſche Faktion niederzuhalten, beweiſt ihr Verfahren gegen Cimon, der ſich in dem Augenblick, als die Konflikte ernſtlicher wurden, einſtellte, um an dem Kampfe teilzunehmen, aber auf das Geheiß des Rates der Fünfhundert zurückgewieſen wurde, weil er als Freund der Lacedämonier galt. Und gewiß war er Philolakon, wie man ihn nannte, d. h. er wünſchte die Herſtellung des alten guten Vernehmens mit Sparta; allein dies bei einer einſeitigen Einwirkung auf Attika zu unterſtützen, davon war er doch weit entfernt. Indem er zurückbleiben mußte, bewog er ſeine Freunde und Anhänger zu dem Entſchluſſe, den Lacedämoniern den tapferſten Widerſtand entgegenzuſetzen. Sie waren dabei, als Perikles mit einem an ſich zu der Unternehmung nicht hinlänglich geeigneten Heerhaufen den Peloponneſiern bei Tanagra entgegenging. Auf ſeiner Seite ſtanden die damaligen Bundesgenoſſen Athens, Argiver und Theſſaler; aber die theſſaliſchen Reiter waren die erſten, die die Schlachtordnung verließen und zu den Gegnern übergingen. Das athenienſiſche Heer wurde geſchlagen. Den Preis der Tapferkeit errangen die Anhänger des Cimon; ſie ſind, hundert an der Zahl, nebeneinander gefallen. Die Niederlage, welche die Athener erlitten, war ſehr empfindlich, aber nicht eben entſcheidend. Wahrſcheinlich auch deshalb, weil die Eintracht von Athen keine Hoffnung zu einer wirklichen Intervention in Attika übrig ließ, zogen ſich die Lacedämonier, nachdem ſie noch einige Streifzüge im Gebiete von Megara ausgeübt hatten, nach dem Peloponnes zurück; ſie überließen die mit ihnen verbündeten Böotier ſich ſelbſt. Dieſe aber wurden bereits zwei Monate nach der erſten Schlacht bei Önophyta von den Athenern niedergeworfen, ſo daß Athen ſeine Macht in Böotien nun erſt recht befeſtigte. Auch die inneren Entzweiungen wurden beſeitigt; Cimon, welcher durch die Haltung ſeiner Freunde jedes Verdachtes entledigt worden war, und nach dem das Volk eine gewiſſe Sehnſucht zeigte, wurde zurückberufen und gelangte, wenn auch nicht zu ſeiner alten Autorität, doch zu einem großen Anſehen. Nochmals warf er ſich in jene kriegeriſchen Unternehmungen in dem öſtlichen Mittelmeer, die die Laufbahn ſeiner letzten Jahre bezeichnen. Es ſchien ſogar, als würde man Lacedämon zu direkter Unterſtützung vermögen können. Perikles ſtimmte hiebei in der vornehmſten Abſicht mit Cimon überein. Wir werden von ſeinem Plan unterrichtet, eine panhelleniſche Genoſſenſchaft zu ſtande zu bringen, um den Krieg gegen den König von Perſien von neuem mit aller Kraft zu unternehmen. Das Motiv war immer das alte, daß die den griechiſchen Heiligtümern zugefügten Vergewaltigungen an denen, die ſie verübt hatten, gerächt werden müßten. Delegierte der verſchiedenen Stämme und Städte ſollten ſich in Athen vereinigen. Man berichtet, Perikles habe zu dieſem Zweck vier verſchiedene Geſandtſchaften ausgeſchickt; die wichtigſte wäre die nach Sparta geweſen; da aber fand er keinen Eingang. So weit hatten die Spartaner den Beſitz der Hegemonie, deſſen ſie ſich in den früheren Zeiten erfreut hatten, noch nicht aufgegeben, um dem nebenbuhleriſchen Athen die vorörtliche Stellung, die ihm bei dieſem Vorhaben zugefallen wäre, zuzugeſtehen. Sparta konnte dem Könige von Perſien ſeine Hülfe gegen Athen verweigern; aber mit Athen gegen den König gemeinſchaftliche Sache zu machen, dazu vermochte es ſich nicht zu entſchließen. Ohne Sparta konnte der Krieg gegen Perſien nicht mit dem Nachdruck geführt werden, von dem ein großer Erfolg, wie ihn Cimon noch immer im Kopfe trug, hätte erwartet werden können. Alles, was ſich erreichen ließ, war ein Stillſtand zwiſchen Athen und Sparta, wie er im Jahre 450 wirklich zu ſtande kam. Athen mußte dieſe Auskunft ergreifen, weil es ohne dieſelbe den Krieg gegen Perſien nicht fortſetzen konnte. Und auch in Sparta erſchienen die Feindſeligkeiten nicht unmittelbar dringend, zumal ſolange Cimon wieder in Athen mächtig und angeſehen war. Dieſe Verhältniſſe — Krieg oder Friede mit Sparta, Fortſetzung oder Wiederaufnahme des perſiſchen Krieges, Einfluß der beiden Staaten auf das übrige Griechenland, Anwachſen des deliſchen Bundes und deſſen Abhängigkeit von Athen, Exil und Rückkehr Cimons, die damaligen Entwürfe des Perikles und ſeine perſönlichen Beziehungen zu dem großen Antagoniſten — hängen untereinander zuſammen und bedingen einander. Es iſt ein buntfarbiges Gewebe mannigfaltiger und an jeder Stelle eigenartiger Beſtrebungen. Der Waffenſtillſtand mit Sparta gehörte dazu, um die Kriegszüge Cimons möglich zu machen. Wie ſehr aber mußte ſich alles verändern, nachdem Cimon in denſelben umgekommen und jener Friede geſchloſſen worden war, durch welchen den Unternehmungen der Perſer gegen die Griechen und denen der Athener gegen die Perſer ein Ende gemacht wurde!

2. Staatsverwaltung des Perikles.

In dem Leben des Perikles trat gleichſam dadurch eine neue Phaſe ein, daß der große Nebenbuhler, mit dem er ſo oft gekämpft und ſich dann auch wieder verbündet hatte, nicht mehr war. Frei von deſſen Gegenwirkung und zugleich von den Gefahren eines perſiſchen Krieges, konnte er um ſo mehr daran denken, den Streit mit Sparta durchzufechten. Den Anlaß gab diesmal eine Frage, welche die geſamte griechiſche Welt anging.

Wie ſpäter bei der großen hierarchiſchen Gewalt des Abendlandes, ſo war auch bei dem delphiſchen Orakel die völlige Unabhängigkeit des Heiligtums unter ſeinen Prieſtern von jeder fremden territorialen Gewalt eine Grundbedingung des religiös-politiſchen Lebens; denn das Orakel ſollte eben ohne Rückſicht auf einen dominierenden Staat ausgeſprochen werden, um eine höhere Autorität zu bilden. Aber die Athener meinten, daß die Prieſterſchaft, der doch immer wieder etwas menſchliches anhaftete, mehr zu der

Partei von Sparta hinneige: ſie hatten nichts dagegen, daß die Phocier ſich der Oberherrſchaft über das heilige Land bemächtigten. Eben hierüber aber erwachte die Sympathie der Lacedämonier für das Heiligtum. Sie zogen heran und ſtellten ſeine Unabhängigkeit von den Phociern her. Zugleich verſicherten ſie ſich der Promanteia, d. h. des Rechts der erſten Anfrage beim Orakel, und ließen den darüber gefaßten Beſchluß in die Stirn des ehernen Wolfes, eines neben dem großen Altar aufgeſtellten Weihgeſchenkes der Delphier ſelbſt, eingraben. Darin aber ſah nun Athen eine Kränkung. Ohne hierdurch den noch beſtehenden Waffenſtillſtand brechen zu wollen, rückte doch Perikles nun auch ſeinerſeits gegen Delphi an, ſtellte die Territorialherrſchaft der Phocier wieder her, ließ das Recht der erſten Anfrage den Athenern zuſprechen und den Beſchluß darüber auf die rechte Seite des ehernen Wolfes eingraben.

Es war wie eine Ehrenſache zwiſchen den beiden vorwaltenden Staaten. Der Ehrgeiz von Athen war durch die neue Inſchrift befriedigt; aber die Spartaner nahmen an dem ganzen Verfahren den größten Anſtoß. Das Einverſtändnis löſte ſich auf, das ſeit einigen Jahren zwiſchen ihnen herrſchte; ein ſolches aber gehörte dazu, um die allgemeine Ruhe zu erhalten. Auf der Stelle brachen die kaum vertagten alten Irrungen von neuem aus. Zunächſt in Böotien regte ſich die von den Athenern zuletzt niedergeworfene Partei wieder. Als die Athener unverweilt mit Gewalt zu Gunſten ihrer Anhänger einſchritten, geſchah ihnen diesmal, daß ſie geſchlagen wurden. Damit aber war das Signal zu einer allgemeinen Bewegung gegen die Macht von Athen gegeben. An der Schlacht hatte die den Athenern feindſelige Partei in Lokris und in Euböa teilgenommen; der erfochtene Sieg verſchaffte derſelben hier und dort die Oberhand. Athen konnte die Herſtellung der alten Autonomie in Böotien nicht verhindern, und als ſich Perikles nach Euböa wandte, um wenigſtens hier die Oberherrſchaft zu behaupten, was für die maritime Macht von der größten Wichtigkeit war, erlebte man, daß Megara auf den Antrieb des ſtammverwandten Korinth von Athen abfiel und ſich zu der peloponneſiſchen Bundesgenoſſenſchaft ſchlug. Eine Kriſis trat ein, als ein ſpartaniſches Heer unter einem der beiden Könige, Pleiſtoanax, in Attika eindrang. Perikles erwarb ſich das Verdienſt, die Spartaner auf eine oder die andere Weiſe zu bewegen, den Rückzug anzutreten. Wohl gelang es den Athenern darauf, Euböa zu unterwerfen und in ihrem Sinne einzurichten; aber auf dem feſten Lande blieben ſie doch im größten Nachteil. Der peloponneſiſche Bund hatte ſich neu verſtärkt, und die Athener ſahen ſich genötigt, ihre Beſitzungen im Peloponnes, namentlich Achaja, ſowie Trözene und das für die Kommunikation des Landes wichtige Pagä und ſelbſt Niſäa aufzugeben: ohne Zweifel ein ſehr empfindlicher Verluſt für ihre Macht auf dem griechiſchen Kontinent, der aber durch ein Zugeſtändnis aufgewogen wurde, welches noch mehr zu bedeuten hatte: die Anerkennung des deliſchen Seebundes. Den in keinem der beiden Bünde begriffenen Staaten und

Städten wurde freigeſtellt, ſich nach ihrem Belieben dem einen oder dem anderen anzuſchließen.

Dieſe Ereigniſſe ſind in Ol. 83, 3 (445) erfolgt: der Abfall von Megara und Euböa, die Invaſion des Pleiſtoanax, die Wiedereroberung von Euböa, der Abſchluß des Vertrages, der in Form eines Waffenſtillſtandes auf dreißig Jahre zu ſtande kam. Man muß dieſer Abkunft eine große Bedeutung beimeſſen; denn darin lag eine Anerkennung, welche dem einen und dem anderen Teile genugthat und den großen beiderſeitigen Intereſſen entſprach. Wenn Athen auf jene Beſitzungen Verzicht leiſtete, ſo war der Preis dafür, daß die Spartaner die Seemacht von Athen in ihrer Grundlage und ihrem Beſtand anerkannten. Man darf vielleicht annehmen, daß die Abkunft zwiſchen Perikles und Pleiſtoanax auf der Überzeugung der beiden Oberhäupter beruhte, daß eine gründliche Auseinanderſetzung des peloponneſiſchen und des deliſchen Bundes notwendig ſei. Die Spartaner wollten Herren und Meiſter des einen bleiben und überließen den anderen den Athenern. Von Perikles kann nicht zweifelhaft ſein, daß er ein vollkommenes Bewußtſein davon hatte, was er aufgab und was er gewann. Nachdem es ihm geluugen war, Athen nicht allein aus einer großen Gefahr zu retten, ſondern es zugleich in ſeinen weſentlichſten Intereſſen zu fördern, bekam er um ſo unbedingter die öffentlichen Angelegenheiten in ſeine Hände. An der Spitze eines geiſtvollen, beweglichen, unternehmenden Demos, welcher zugleich zu leiten und zu befriedigen war, nimmt er eine große, der hiſtoriſchen Betrachtung würdige Stellung ein.

Perikles, der Sohn des Siegers bei Mykale und der Agariſte, der Nichte des Kliſthenes, welcher der Demokratie in Athen das Übergewicht verſchafft hatte, gehörte durch ſeine Geburt beiden Tendenzen an, der äußeren Machtentwickelung und der Durchbildung der Verfaſſung. An den großen Perſerkriegen hat er nicht perſönlich teilgenommen; den Kampf um Sein und Nichtſein hat er nicht mit durchgefochten; er trat erſt ein, als die Verhältniſſe nach beiden Seiten hin geſichert waren. Für die Stellung, die er als leitendes Oberhaupt des Demos einnahm, war er durch ſeine Erziehung und Bildung recht eigentlich vorbereitet. Seine erſte Bildung — ganz im griechiſchen Sinne — erhielt er durch einen geübten Lehrer, von dem man aber ſagte, ſein ganzes Sinnen ſei auf die Redekunſt gerichtet nach der Weiſe der ſiciliſchen Schule, in welcher man Politik und Rhethorik verband, wie das denn auch in Athen jetzt Sitte wurde. Noch mehr vielleicht hatte es zu bedeuten, daß die Philoſophen in Athen Eingang fanden und beſonders in dem Hauſe des Perikles gern geſehen wurden. Der beherrſchende Geiſt in dieſer Geſellſchaft war Anaxagoras; wir werden ſeiner noch ſpäter gedenken. Wenn wir unter ſeinen Anſichten diejenige hervorheben ſollten, welche unmittelbar den größten Einfluß ausübte, ſo würde es die Lehre ſein, daß die Erſcheinungen, welche andere mit Beſorgnis vor der Zukunft erfüllten, als natürliche Ereigniſſe, derenthalben man nichts zu fürchten habe, aufzufaſſen ſeien. Es liegt am Tage, wie ſehr ein Mann, der ſich den Philoſophen anſchloß, in ſeinen Entwürfen, ſeinem Thun und Laſſen über andere emporgehoben werden mußte, welche noch durch den herkömmlichen, an ungewohnte Phänomene anſchließenden Aberglauben, der als Deiſidämonie bezeichnet wird, gefeſſellt wurden; er konnte allezeit nur die Sache ſelbſt im Auge behalten. Man hat im Altertum oft geſagt, Perikles habe urſprünglich oligarchiſche Hinneigungen gehabt; perſönlichen Wettſtreit habe er vermieden und geſtrebt, ſich im Kriege hervorzuthun; aber gleich im Anfange ſeiner Teilnahme an den öffentlichen Geſchäften, in denen eine ihm entgegengeſetzte ariſtokratiſche Partei auftrat, ſei er zu der Einſicht gelangt, daß er nichts zu bedeuten haben werde, wenn er ſich nicht auf das Volk ſtütze. Wir ſahen bereits, wie entſchieden er das gethan hat; er hat den Beſtand des Demos als einer ſelbſtändigen Potenz in Verbindung mit Ephialtes eigentlich begründet. Ephialtes war indes ermordet worden, ohne daß man mit Beſtimmtheit ſagen könnte, durch wen es geſchah; wäre dabei die Abſicht geweſen, die Demokratie zu ſprengen, ſo wäre eher das Gegenteil erfolgt. Perikles ſtieg um ſo höher empor. In ſeinem perſönlichen Verhalten hatte Cimon mehr eine Ader von Popularität als Perikles. Dieſer wird der Hoffahrt bezichtigt; nicht dieſe Untugend, aber die entſprechende Eigenſchaft einer ſtolzen Zurückgezogenheit lag in ſeinem Charakter. Ohnehin über das Treiben des Tages erhaben, hielt er für gut, ſich den gewöhnlichen Beziehungen des geſellſchaftlichen Lebens zu entfremden. Perikles hatte keinen anderen Gang, als den von ſeinem Hauſe nach der Verſammlung, in der er redete. Ruhig ſchritt er einher; er ſoll gebetet haben, daß ihm nie ein unpaſſendes Wort entſchlüpfen möge. Daraus, daß dies von ihm erzählt wird, darf man wohl ſchließen, daß er es wirklich dahin brachte. Nie ließ er einen Affekt wahrnehmen; Schmähungen ſelbſt reizten ihn nicht auf.

Man muß ſich erinnern, was alles auf den Demos von Athen einwirkte: eine Bühne, deren gleichen es nie wieder in der Welt gegeben hat, und eine gleich großartige plaſtiſche Kunſt: der Schwung, den die aufſtrebende Kultur überhaupt den Geiſtern mitteilt. Es gehörte etwas dazu, eine Verſammlung dieſer Art zu leiten und ſelbſt zu beherrſchen, wie das Perikles gelang. Wie Thucydides ſagt, er ſei nicht der Menge gefolgt, ſondern dieſe ihm; er ſchmeichelte ihr nicht; er ſchlug nicht ſelten eine der vorherrſchenden entgegengeſetzte Richtung ein; er machte Mut, wenn man fürchtete, und betonte, wenn das Volk ein unzuträgliches keckes Selbſtgefühl verriet, alle daraus zu erwartenden Gefahren. Das Volk beſaß die entſcheidende Macht; aber Perikles wußte die Verſammlung auf eine Weiſe zu leiten, daß die Macht des Volkes nur die Grundlage ſeiner eigenen Autorität wurde. Jedermann erkannte, daß er nichts für ſich ſelber ſuche, daß es ihm nur um die Größe und die Wohlfahrt von Athen zu thun war. Die Demokratie bekam faſt einen monarchiſchen Charakter; der erſte Bürger regierte die Stadt. Man hat von ihm eine aus dem Altertum ſtammende Büſte, welche von vorn angeſehen Würde und Energie, im Profil aber Beweglichkeit und ſelbſt Abſichtlichkeit auszudrücken ſcheint. Indem er den Staat in ſeinen allgemeinen Geſchäften verwaltete, mußte er doch alles anwenden, um die Gegner niederzuhalten. Es waren Ariſtokraten, die ſich noch immer an Sparta hielten. Er hat mit ihnen mannigfache Kämpfe beſtanden; aber er hatte den Demos auf ſeiner Seite; es gelang ihm, die Gegner durch Oſtracismus zu beſeitigen; im Laufe dieſer Streitigkeiten erwarb er eine höchſt außerordentliche Macht. Die Summe der Staatsgewalt vereinigte ſich in ſeiner Hand; denn er führte den Vorſitz über die Strategen, womit auch die Befugnis, für die Ruhe der Stadt zu ſorgen, verbunden war. Ihm war die Fürſorge für die öffentlichen Feſte und, worauf es am meiſten ankam, die Verwaltung des Geldweſens übertragen.

Im Beſitz dieſer Macht, durch welche dem Staate überhaupt ſeine Richtung gegeben wurde, dachte nun Perikles nicht etwa, die erlittenen Verluſte durch direkte Aggreſſion, die doch vergeblich geweſen wäre, wieder herbeizubringen; ſein Vorhaben ging vielmehr dahin, die maritime Autorität Athens, die durch den letzten Waffenſtillſtand beſtätigt worden war, nicht allein zu behaupten, ſondern zu einer Macht zu entwickeln, die auf die Peloponneſier keine weitere Rückſicht zu nehmen brauche. Die Inſel Samos, welche den Ruhm hatte, die erſte namhafte helleniſche Seemacht ausgebildet zu haben, wollte ſich der Führung von Athen, welches jetzt den Schatz von Delos in ſeine Mauern gezogen hatte und auch auf die inneren Verhältniſſe der Bundesgenoſſen einen empfindlichen Druck ausübte, nicht unterwerfen. Auch in ihre Sonderverhältniſſe, z. B. zu Milet, wollte die Inſel keinen Eingriff dulden. Es kam ſo weit, daß die Samier, die noch eine oligariſche Verfaſſung hatten, mit den Satrapen von Sardes in Verbindung traten, ſo daß ſie die Hülfeleiſtung einer phöniziſchen Flotte erwarten durften. Perikles, welcher eben Anſtalten getroffen hatte, Samos zu belagern, hielt es doch für notwendig, unter allen Umſtänden die phöniziſche Einwirkung zu verhindern. Aber während er ſich nach Karien wandte, um den Phöniziern, wenn ſie herankämen, entgegenzutreten, glückte es den Samiern, ſeine Belagerungsanſtalten anzugreifen und zu vernichten. Er mußte nach Samos zurückkehren, wo es ihm dann infolge der herangezogenen Beihülfe von Athen und zum Teil von den Inſeln ſelbſt gelang, die Samier vollkommen zu überwältigen und zur Unterwürfigkeit gegen Athen zu zwingen. Dadurch wurde das Heranſegeln einer phöniziſchen Flotte zwecklos; wir hören nichts weiter von ihr. Sehr wahrſcheinlich erinnerte man ſich in Perſien der vor einigen Jahren geſchloſſenen Abkunft. Man wollte nicht dem Prätendenten in Ägypten, der ſich noch behauptete, die Hülfe der griechiſchen Seemacht verſchaffen. Inwiefern nun der Widerſtand von Samos zugleich oligarchiſcher Natur war und ſich auf einen Eingriff von Perſien her zu ſtützen ſuchte, gewann die Demokratie von Athen wieder eine panhelleniſche Färbung, die ihr ſehr wohl ſtand. Durch das Unterliegen von Samos beherrſchte Attika um ſo entſchiedener den Bund.

Perikles hatte jährliche Übungsfahrten eingerichtet, allemal von ſechzig Schiffen, welche acht Monate in See waren. Eben hiebei empfingen die Bürger, die daran teilnahmen, eine Beſoldung. Es fiel dann beſonders in die Augen, daß das Geld der Bundesgenoſſen dazu dienen mußte, die Flotte von Athen zu erhalten, durch welche dieſes den Bund im Zaume hielt. Perikles erachtete die ſtete Kriegsbereitſchaft der maritimen Streitkräfte für unentbehrlich und wenn dann hiebei auf die Werkzeuge der Belagerung, welche ſchon vorher den Vorzug der athenienſiſchen Kriegführung ausgemacht hatten, neue Sorgfalt gewendet wurde — Perikles ſelbſt iſt wegen der Erfindung des Widders und der Schildkröte, an der jedoch wohl Artemon den größten Anteil hatte, gerühmt worden —, ſo mußte auch das zur Behauptung der Unterwürfigkeit der Bundesgenoſſen beitragen.

Die vornehmſte Beſchwerde der Bundesgenoſſen, daß das zum gemeinſchaftlichen Kampf beſtimmte Geld, das ſie zuſammenbrachten, in Athen nach Belieben verwendet werde, hatte auch Widerhall in Athen gefunden; denn immer gab es hier eine gewiſſe Oppoſition. Perikles antwortete, Athen ſei den Bundesgenoſſen ſchuldig, ſie zu ſchützen; wenn es dieſe Pflicht erfülle, ſtehe es vollkommen in ſeiner Hand, mit den Beiträgen derſelben nach ſeinem Gefallen zu verfahren. Dieſe Verfügung über die öffentlichen Gelder unter Teilnahme einer Volksgemeinde, welche die übrigen beherrſchte, war etwas neues in der Welt. Wir beſitzen noch ein Denkmal dieſes Momentes in den Ruinen der Bauwerke des Perikles, die noch heute die allgemeine Bewunderung feſſeln. In der perikleiſchen Zeit ſcheint die bildende Kunſt das Trefflichſte geleiſtet zu haben, was ihr überhaupt gelungen iſt. Wer kennt nicht die Schickſale des Parthenon, welches Perikles aufrichtete, und an dem ſich dann die Wogen der Ereigniſſe der ſpäteren Jahrhunderte bis in die neueſte Zeit gebrochen haben! Selbſt die Wegführung der noch erhaltenen Reſte hängt mit dem Verhältnis des Orients zu dem Occident zuſammen. — Suchen wir nur die hiſtoriſchen Beziehungen, in denen ſich das Bauwerk in ſeiner Fülle und Größe erhob, zu faſſen. Die von den Perſern zerſtörten Heiligtümer der Burg von Athen waren bereits wiederhergeſtellt. Zur Errichtung eines neuen wählte Perikles einen ſchon von den Piſiſtratiden zu einem ähnlichen Zweck beſtimmten Platz, das Hekatompedon, der damals noch leer war. Der Blick reicht von dieſer Anhöhe von den marmorreichen Bergen Attikas über die Küſten und das Meer nach Ägina hin. Hier nun wurde ein Heiligtum aufgeführt, das nicht gerade zum Kultus beſtimmt war, aber doch zu Feſtzügen, und überdies einen ſehr realen, ſelbſt politiſchen Zweck hatte. Dieſer lag in der Bewahrung des Staatsſchatzes, der damals bedeutender war, als jemals früher oder ſpäter; er betrug gegen 10000 Talente, wozu die Bundesgenoſſen einen anſehnlichen Teil, etwa drei Fünftel, eingeliefert hatten. Dieſe Geldſumme, gemünzt oder auch nicht, war zu ferneren großen kriegeriſchen Unternehmungen beſtimmt, wie Perikles ſelbſt einmal ausgeſprochen hat; ſie bildete den Rückhalt, auf den man ſich bei etwa eintretenden Verlegenheiten verlaſſen konnte. Die Verwaltung des Schatzes war einer Anzahl atheniſcher Bürger anvertraut; das Geld ſelbſt wurde aber, wie mehr als eine Inſchrift bezeugt, in dem Opiſthodomos des Parthenon verwahrt.

In der Cella befanden ſich noch andere koſtbare Weihgeſchenke; an dem Eingang ſtand das Koloſſalbild der Göttin, welches die Macht und den Geiſt von Athen, ſeine Zuverſicht zu ſich ſelbſt verſinnbildet: es war ein chryselephantines Bildwerk der Athene, wie der olympiſche Zeus von der Hand des Phidias. Sie trug eine Nike — denn den Siegen verdankte man alles —, die mit Kränzen geſchmückt war, auf der einen Hand; auf der anderen Seite ſah man Speer und Schild und auf ihrer Bruſt die gorgoniſche Ägis. Wer ſollte es wagen, ihr mit frevelnden Händen zu nahen!

Auch in den großen Angelegenheiten giebt es etwas perſönliches. Die Verherrlichung der Siege über die Perſer diente zugleich zur Verherrlichung des Miltiades und des Cimon. So war auch hier am Schilde der Göttin das Bild des Perikles angebracht. Man dürfte ſagen, daß in dieſem Monument die ganze Staatsverwaltung des Perikles zur Erſcheinung kam: einmal die große Weltſtellung ſelbſt, die er erworben, dann das maritime Übergewicht, denn die Bundesgenoſſen dienten dem mächtigen Vororte, ſie hatten ſelbſt über die Verwendung ihrer Gelder nicht mitzureden. Dieſen Sinn bekunden auch die übrigen Bauten des Perikles: jenes Theater am Vorgebirge Sunium, für welches die Übung der Triremen das Schaugebiet bildete im Angeſichte der Cykladen, vor allem die Hafenſtadt des Piräeus mit geräumigen Plätzen und weiten, in rechtwinkligen Linien aufeinander ſtoßenden Straßen, mit der Einrichtung der Häfen ſelbſt für die Kriegsmarine und die Handelsmarine, welche die Fruchtbarkeit und Opulenz des perikleiſchen Athen in ſich ſchloſſen und allen ſpäteren Hafenbauten zum Vorbild gedient haben. In der Akropolis wurden die alten ſtädtiſchen Heiligtümer durch eine Karyatidenreihe gleichſam abgeſchloſſen.

Prächtige Säulengänge verbanden die obere Stadt mit der unteren und ſchieden ſie doch wieder. Es ſind die Propyläen, die bis in die ſpäteſten Zeiten, ſobald die Kunſt ſich regte, zum Vorbild geworden ſind. In der unteren Stadt errichtete Perikles Übungsplätze für die heranwachſende Jugend im alten Lyceum ſowie in den Gärten der Akademie, welche durch die Gewäſſer des Iliſſus belebt, wieder ein ländliches Anſehen gewannen. Man braucht nur die Bezeichnungen zu nennen: Gymnaſium, Lyceum, Akademie, um inne zu werden, wieviel dieſe Inſtitute, die für die körperliche und die geiſtige Ausbildung zugleich beſtimmt waren, der Nachwelt wert geweſen ſind. Sie ſind gleichſam typiſch für die Kultur. Man mag die Politik des Perikles bewundern oder nicht; aber durch die geiſtige Energie, mit welcher er ſeine mit treffendem Sinn entworfenen Schöpfungen ins Leben rief, hat er ſich ein Denkmal für die Menſchheit errichtet.

Bei der Ausführung der Bauwerke war Perikles von einer Anzahl bewährter oder emporkommender Talente unterſtützt, an deren Spitze wir Phidias finden, der eine gewiſſe Direktion über die anderen führte. Man könnte mit Grund ſagen, Perikles habe mit ſeinen Bauunternehmungen ſocialpolitiſche Intentionen verbunden: ſeine Meinung war, auch der niedrige Bürgerſtand, der nicht gerade an den Seefahrten und den kriegeriſchen Unternehmungen teilnahm, müſſe den Vorteil des Staates genießen. Er beſchäftigte das Handwerk und zwar dergeſtalt, daß auch der Handwerkerſtand, der von den zunächſt Beteiligten herbeigezogen wurde, eine angemeſſene Beſchäftigung fand. Niemand ſollte feiern, niemand ſaumſelig ſein und jedermann zu leben haben. Die Bauwerke erhoben ſich mit einer Geſchwindigkeit, über welche die Welt erſtaunte. Athen wurde nun eine wirkliche Stadt, während die anderen griechiſchen Orte Dörfer blieben, — es war die erſte Stadt des Occidents und der Welt.

Die Kunſtwerke, welche Perikles hervorrief, waren religiöſer Natur; die Göttin, die er dadurch verherrlichte, war der Gegenſtand der allgemeinen Anbetung. Aber wenn, wie berührt, der mächtige Staatsmann zugleich die Philoſophie beſchützte, ſo hatte das bei ihm noch einen beſonderen perſönlichen Grund. In ſeiner Stellung war es ihm förderlich, daß er ein Alkmäonide war; denn nichts feſſelt die Gemüter mehr als die Verbindung von perſönlichem Verdienſt, hoher Geburt und populären Beſtrebungen. Bei Perikles hatte es aber auch eine Kehrſeite. Das Schickſal der Alkmäoniden knüpft ſich an ein Vergehen gegen die Götter des Aſyls, das ſie ſchwer hatten büßen müſſen. Durch jene Entſühnung des Epimenides war das keineswegs in Vergeſſenheit geraten. Auch gegen Perikles iſt es noch einmal in Erinnerung gebracht worden. Die Lacedämonier, die ihren vornehmſten Feind in ihm ſahen, forderten einſt die Athener auf, den Schuldbefleckten zu entfernen. Wir erfahren jedoch, daß ſie damit auf das Volk von Athen wenig Eindruck machten, weil die Anklage eben vom Feinde kam. Aber hatten nicht auch die Lacedämonier fortdauernd Freunde in Athen? Man darf vielleicht annehmen, daß für Perikles in der Verwundbarkeit ſeiner Stellung von dieſer Seite ein Grund lag, weshalb er ſich der Philoſophen und beſonders des Anaxagoras annahm, deſſen Lehre ein rationelles Prinzip in ſich ſchloß, welches Anklagen dieſer Art nicht aufkommen ließ.

Auf ein ähnliches Moment führen auch die Vorwürfe zurück, die man gegen ſeine Freundin Aſpaſia, die nicht ſeine Gemahlin werden konnte, weil ſie keine Athenerin war, aber als ſeine Gattin in ſeinem Hauſe lebte, erhob. Sie war eine Sophiſtria, wie man ſagte, die nicht in dem gewöhnlichen Geſichtskreiſe griechiſcher Frauen, wie ſie damals waren, befangen war und ihn nicht allein durch Schönheit, ſondern auch durch Geiſt und Redegabe feſſelte. Man beſchuldigte ſie aber nicht allein der Begünſtigung von allerlei häuslichen Unordnungen, ſondern auch des Mangels an Ehrfurcht gegen die Götter; ſie ſoll die Frauen ihres Hauſes mit den Namen der Muſen unterſchieden haben. Phidias geriet in den gleichen Verdacht, da er auf dem Schilde der Athene die Figur des Perikles und ſeine eigene angebracht hatte. Dieſe Verbindung populärer Alleinherrſchaft mit religiös-philoſophiſchen Abweichungen von dem Volksglauben rief eine Reaktion hervor, welche zu Zeiten unbequem wurde.

Und wer wollte überhaupt leugnen, daß untergeordnete perſönliche Beweggründe zu Zeiten auch auf die großen Angelegenheiten eingewirkt haben? Hier aber lagen die Dinge doch ganz anders. Die Politik, welche Athen die letzten Jahre daher befolgt hatte, führte unvermeidlich zu einer Entzweiung mit Sparta. Beſonders waren es zwei Differenzen, die hierauf einwirkten.

Perikles und das atheniſche Volk, der Seefahrt im Oſten Meiſter, hatten doch nie den Weſten aus den Augen verloren. Wie nach Sinope am Schwarzen Meere, ſo führten ſie Kolonien ioniſchen Urſprungs nach Italien aus, wie Thurii; ſie haben an der Gründung von Neapel Anteil gehabt. Nun aber beſaßen im Weſten die doriſchen Kolonien, namentlich die korinthiſchen, die Oberhand, denen etwas abzugewinnen unmöglich war, ſolange ſie vereinigt blieben. Sehr willkommen mußte daher den Athenern die Zwietracht ſein, welche zwiſchen der vornehmſten korinthiſchen Kolonie Korcyra und der Mutterſtadt ſelbſt ausbrach. Es kam zu einem Kriege zwiſchen ihnen, in welchem die Korcyräer gerade in dem Augenblick, als ſie überwältigt zu werden Gefahr liefen, Unterſtützung und Rettung bei Athen fanden. An ſich war die Eiferſucht der Athener nicht ſo ſehr gegen Sparta, als gegen Korinth gerichtet. Schon die Schwankungen der Verhältniſſe von Megara beruhten darauf, und ſoeben kam es noch zu einem anderen Widerſtreit in der Nähe der thraciſchen Beſitzungen der Athener. Hier hatten dieſe zu ihrem Bunde Städte herbeigezogen, welche korinthiſche Kolonien waren und noch immer mit ihrer Mutterſtadt mannigfaltige Beziehungen unterhielten, was beſonders bei Potidäa der Fall war; Athen wollte dies nicht dulden, Potidäa aber nach altherkömmlicher Sitte davon nicht ablaſſen. Es fand dabei Rückhalt an dem Könige von Macedonien, der das Anwachſen der atheniſchen Macht in ſeiner unmittelbaren Nähe ungern ſah. Ein hohes Intereſſe hatte es für Athen, die Pflanzungen im Norden und das maritime Übergewicht, das ſich an ihren Beſitz knüpfte, einem mächtigen Könige gegenüber zu behaupten. Schon Cimon war getadelt worden, daß er nicht dem Königtum von Macedonien, als die Gelegenheit ſich darbot, einen Schlag beibrachte, der es hätte vernichten müſſen. Wenn man bedenkt, was ſpäter aus dieſem Verhältnis entſprang, ſo kann man ſich die Augen nicht dagegen verſchließen, daß hier ein großes Intereſſe für die Geſamtheit der Hellenen vorlag. Die Macht der Athener im Norden bildete eine gemeinſame Schutzwehr für alle. Aber die Erforderniſſe der auswärtigen Politik ſtehen nicht ſelten mit den Bedingungen der inneren Ruhe in Widerſpruch. In dem Verfahren der Athener, die in die Zwiſtigkeiten der einen Kolonie mit ihrer Mutterſtadt eingriffen und eine andere davon abhielten, an eben dieſer Mutterſtadt feſtzuhalten, liegt doch — daran kann kein Zweifel ſein — eine Verletzung der grundlegenden Ideen der alten helleniſchen Welt, welche dazu angethan war, nachhaltige Feindſeligkeiten gegen die Urheber derſelben zu provozieren. Die Athener konnten das vielleicht nicht vermeiden; ihre Macht im Weſten und Norden brachte ſie in Konflikt mit Korinth. Wollte Athen ſeine Macht im Norden verſtärken, nach dem Weſten hin erweitern, ſo war ein Krieg mit Korinth unumgänglich. Ein ſolcher aber mußte den alten Gegenſatz Athens gegen Sparta zum vollen Ausdruck bringen. An beiden Stellen, in Potidäa und Korcyra, ſtieß Athen mit dem Element des Dorismus zuſammen, welches an der Macht von Lacedämonien den vornehmſten Rückhalt hatte. Die Lacedämonier zögerten eine Zeit lang; dann aber ſtellten ſie Forderungen auf —, namentlich die einer Autonomie aller helleniſchen Städte—, denen ſich Athen nicht unterwerfen konnte, ohne ſein ganzes Syſtem aufzugeben. Die Handlung des Perikles iſt nun, daß er trotz dieſes Widerſpruchs den Entſchluß faßte, auf ſeinem Wege weiter zu ſchreiten. Die Frage war nicht, ob er den Krieg unternehmen ſolle, ſondern ob er ihn vermeiden könne. Perikles wollte die bisherige Politik nicht verlaſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß es darüber zu einem Kampfe mit Sparta komme. In der Rede an das Volk, die man ihm zuſchreibt, wird beſonders der Vorteil, den die Seemacht in einem offenen Kampfe über die Landmacht habe, hervorgehoben. Denn von dem Geſichtspunkte der Seemacht ging eben alles aus; das demokratiſche Volk ſchloß ſich dem Gedankengange ſeines Führers an.

Der Geſichtspunkt von Sparta erhellt aus der Äußerung eines der Ephoren, daß man die Athener nicht größer werden laſſen, noch die Bundesgenoſſen aufopfern dürfe.

Man darf hiebei wohl an die letzte Abkunft erinnern, durch welche die atheniſche Macht, auf dem Kontinent zurückgedrängt, auf die See angewieſen worden war. Hier war ſie jetzt ſo ſtark geworden, daß ſie ſich eine Unterordnung unter Sparta, wie eine ſolche darin gelegen hätte, wenn ſie vor den Verbündeten desſelben im Norden und Weſten zurückgewichen wäre, nicht gefallen laſſen konnte; der deliſche Bund griff, ſozuſagen, in das Bereich des peloponneſiſchen ein. Dagegen ſtellten auch die Spartaner Zumutungen auf, wie die Aufhebung eines gegen den Verkehr der Megarenſer in Attika gerichteten Beſchluſſes, welche dem Selbſtgefühl eines freien Gemeinweſens entgegenliefen. Und ſchon machten in unmittelbarer Nähe die mit Sparta verbündeten Thebaner einen Verſuch, ſich des mit Athen verbündeten Platää zu bemeiſtern, welcher zu den gewaltſamſten Thätlichkeiten Anlaß gab. So wurde der Krieg unvermeidlich.

Die Lacedämonier rückten unter ihrem König Archidamus ins Feld. Einen Abgeordneten derſelben, der ſich eigentlich vergewiſſern ſollte, ob nicht die Athener, durch die Gewißheit des Krieges geſchreckt, zu friedlichen Geſinnungen zu bewegen wären, wieſen dieſe zurück, ohne ihn auch nur gehört zu haben;

denn aus dem Feldlager des Feindes wollten ſie keine Vorſchläge annehmen. Perikles, von dem jener Beſchluß herrührte, hatte bereits Vorkehrungen getroffen, bei denen er einem Einfall der Feinde ohne Beſorgnis entgegenſehen zu können meinte. Niemals war die Autorität des leitenden Mannes, der doch nur ein Bürger war wie die übrigen, ſtärker herausgetreten. Er wollte die Verteidigung auf die Stadt und wenige feſte Plätze beſchränken; das offene Land gab er ohne weiteres dem Feinde preis. In der Landſchaft war der alte Zuſtand der Unabhängigkeit der verſchiedenen Bewohner, welcher in einem früheren Jahrhundert durch die Vereinigung in eine Stadt gebrochen worden war, noch nicht vergeſſen; die Beſitzer hatten ſich nach der Verwüſtung der perſiſchen Kriege wieder eingerichtet und liebten es, auf ihren Landgütern zu verweilen. Durch die Verfügung, welche Perikles durchſetzte, daß ſie Haus und Hof verlaſſen und alle nach der Stadt ziehen ſollten, wurden ſie auf das empfindlichſte betroffen; ſie fügten ſich jedoch; manche haben ſogar das Holzwerk ihrer Häuſer abgebrochen und es mit ſich hereingeführt; allein für ihre Einrichtungen waren ſie auf die freien Plätze, ſo viele es deren noch gab, angewieſen, oder die Tempel und Kapellen, die man ihnen überließ. Die Unbequemlichkeit vermehrte ihre Verſtimmung, die noch wuchs, als die Lacedämonier in Attika einbrachen und die Eingeſchloſſenen faſt vor ihren Augen ihre Güter verheeren ſahen, ohne daß ihnen geſtattet worden wäre, ſich mit den Waffen zu verteidigen. Eben dahin ging die Abſicht des Perikles, einen Kampf im offenen Felde zu vermeiden. Nur die feſten Plätze und Mauern ſollten behauptet, der eigentliche Kampf zur See ausgefochten werden. Es war die Idee, die man dem Themiſtokles zuſchrieb, in ihrer vollſten Ausdehnung, in der ſie jedoch wieder unter ganz anderen Umſtänden ins Leben trat. Denn Themiſtokles hatte den Nationalfeind bekämpft, der das Land mit ewiger Knechtſchaft bedrohte. Die Lacedämonier wollten doch nur das Übergewicht von Athen verhindern und das Gleichgewicht der Macht erhalten. Die Folge aber war, daß auch jetzt das offene Land weit und breit wüſt gelegt wurde. Perikles meinte, die Verwüſtungen in Attika mit Verwüſtungen in Lakonika zu vergelten; aber die Lacedämonier wußten doch die Ortſchaften, auf die es ankam, im rechten Augenblick zu verteidigen. Von großem Belang waren die Landungen der Athener damals noch eigentlich nicht. Aber eine andere Handlung führten ſie aus, welche die gewaltſamſten Feindſeligkeiten ankündigte.

In jenen Irrungen, welche durch den Beitritt Megaras zu dem Bunde von Athen veranlaßt worden waren, wogegen Korinth, Epidaurus und Ägina einen Bund ſchloſſen, war es den Athenern gelungen, Ägina ſelbſt in ihre Hand zu bringen; die Inſel mußte ihre Flotte ausliefern und die Oberherrſchaft von Athen anerkennen. Die Spartaner hatten dies geſchehen laſſen, weil ſie eben in Frieden mit Athen waren. Sobald nun aber der Krieg ausbrach, war Ägina, in der Mitte des Machtbereiches beider Staaten gelegen, der natürliche Gegenſtand der beiderſeitigen Eiferſucht. Sparta forderte die Befreiung von Ägina; Athen ſchrieb die Feindſeligkeit von Sparta eben den

Einwirkungen der mißvergnügten Ägineten zu und entſchloß ſich, ſobald der Krieg ausbrach, die Inſel unfähig zu jedem Widerſtande zu machen und ſie nicht ſowohl zu unterwerfen, was ſchon geſchehen war, ſondern ſich ſelbſt anzueignen. Es war, als trete der alte Gegenſatz zwiſchen Doriern und Joniern in unverhüllter Nacktheit hier wieder hervor. Die Ägineten, die dem doriſchen Stamme angehörten, wurden mit Weib und Kind aus ihren Beſitzungen vertrieben und dieſe unter atheniſche Kleruchen, die zu dem ioniſchen Stamme gerechnet wurden, verteilt. Ein Teil von ihnen fand eine Freiſtatt in ſpartaniſchem Gebiete, wie die Athener einſt eine ſolche den Meſſeniern verſchafft hatten.

Wie ſehr aber mußte das Ereignis den alten Haß zwiſchen Doriern und Joniern aufregen! Es ließ ſich nichts als ein erbitterter langer Kampf erwarten. Niemals waren die Athener mächtiger geweſen; aber auch die Lacedämonier waren im ſtande, ihnen die Wage zu halten. In dieſer Lage, welche zwar Gefahren in ſich ſchloß, aber zugleich die größten Ausſichten darbot, ſind die Athener von einem Unglück betroffen worden, auf das kein Menſch gefaßt ſein konnte. Im zweiten Jahre des Krieges brach eine peſtartige Seuche aus, gegen welche kein wirkſames Heilmittel aufzufinden war, und die unzählige Opfer forderte. Ganze Häuſer ſind ausgeſtorben. Wahrſcheinlich wurde die Seuche aus Äthiopien und Ägypten, wo ſie zuerſt erſchienen ſein ſoll, durch den Seeverkehr eingeſchleppt; denn zuerſt in der Hafenſtadt kam ſie zum Vorſchein. Aber nicht zu bezweifeln iſt, daß die Anſammlung der Bevölkerung in der Hauptſtadt unter den ſchon erwähnten, dem phyſiſchen Wohlſein verderblichen Umſtänden zu ihrer Intenſität und Verbreitung viel beigetragen hat. Man hatte einen Orakelſpruch, nach welchem ein Fluch auf die Bebauung gewiſſer, von der Mitte der Stadt entfernter Regionen gelegt worden war. Thucydides bemerkt, daß das Unglück wohl nicht aus dem Fluche, ſondern aus der Notwendigkeit, dieſe Regionen zu bebauen, entſprungen ſei. Nur in volkreichen Ortſchaften iſt die Peſt damals überhaupt zum Ausbruch gekommen; der Peloponnes, wo alles in alten, gewohnten Zuſtänden verharrte, blieb von ihr verſchont. Eben als die Seuche in Athen ausbrach, war Archidamus mit ſeinem Heere nochmals in Attika vorgedrungen. Während infolge des hiedurch veranlaßten neuen Zuzugs, beſonders der niederen Klaſſen, daſelbſt die Seuche noch ſtärker anwuchs, fanden die Spartaner keinen eigentlichen Widerſtand; aber der Qualm, der von den Totenverbrennungen in der Stadt empor ſtieg, erinnerte ſie daran, daß ſie auch ſelbſt von einer Anſteckung betroffen werden konnten; ſie zögerten nicht, zurückzugehen. Indeſſen brach die Krankheit, die mit den Spartanern gleichſam im Bunde war, auch auf der atheniſchen Flotte aus. Die Flotte hatte abermals Landungen verſucht, die ihr beſſer gelangen, als das Jahr zuvor, und Verwüſtungen vorgenommen. Fürwahr ein gräßlicher Anblick: die beiden Mächte, welche vereinigt eine univerſale Bedeutung in der Welt hätten erlangen können, in dieſem wütenden und hoffnungsloſen Kampfe einander zerfleiſchen zu ſehen!

Perikles geriet nun auch in Athen in eine immer ſchwieriger werdende Situation. In Folge der Verwüſtung des Landes und der Seuche verlor er die Gunſt des Volkes, welches jedes Mißgeſchick den Führern zuzuſchreiben pflegt. Kaum aber war er wieder in Beſitz ſeiner Autorität gelangt, als die Nachwehen der Seuche auch ihn ergriffen und hinrafften.

Perikles gehört zu den Volksführern ariſtokratiſcher Herkunft, welche ſich an die Spitze der Demokratie ſtellten und das eigene Leben derſelben erweckten. Mit Ariſtides oder gar mit Solon wird man ihn nicht vergleichen. Er hat nicht die moraliſche Reinheit der Impulſe, welche dieſe leiteten. Er ſchritt ganz auf den Spuren ſeines Großoheims Kliſthenes einher. Den Demos, den Kliſthenes eigentlich begründet hatte, hat Perikles zum Herrn des Gemeinweſens gemacht und vollkommen konſtituiert, ſodaß eine Wiederbelebung des ariſtokratiſchen Prinzips kaum mehr zu erwarten ſtand. Der Geſichtspunkt, von dem bei ihm alles ausging, war die Entwickelung der Macht von Athen. Das lag ſchon inſofern in der Beförderung der Demokratie, als es überall demokratiſche Regungen in Griechenland gab, die ſich nun an Athen anſchloſſen. Zugleich aber erhob Perikles die Autorität Athens über den Seebund zu einer Stärke, gegen die kein Widerſtand etwas vermochte. Es ſchloß alle Beziehungen aus, welche mit den Perſern innerhalb des Bundes angeknüpft werden konnten, und ſchlug den Verſuch, den die angeſehenſte der Inſeln machte, eigenmächtig aufzutreten, mit den Waffen nieder. Dieſe demokratiſche und maritime Macht bildete das Fundament zu der Größe der Stadt. In beiderlei Hinſicht ſtieß Perikles mit Sparta zuſammen, mit dem er ſich ohnehin in dem alten alkmäonidiſchen Gegenſatze befand. Er wußte wohl, daß er der Macht der Peloponneſier zu Lande nicht gewachſen ſei; um derſelben aber nicht gleich bei dem erſten Anfall zu unterliegen, griff er zu einer Maßregel, die, großartig in ſich ſelbſt, verhängnisvoll für ihn und Athen werden ſollte. War es nicht in der That möglich, indem er das offene Land den Einfällen der Peloponneſier preisgab, dabei dennoch das Weſen der Macht nicht allein zu behaupten, ſondern zu verſtärken und auf dieſe Weiſe das maritime Übergewicht unerſchütterlich feſtzuſetzen? Auch die Angriffe von der Landſeite her hätten, wenn ſie keine Wirkung hervorbrachten, nach und nach unterbleiben müſſen. Es liegt ein tragiſches Geſchick darin, daß dies Vorhaben durch das Eingreifen unberechenbarer Naturkräfte, deren wir gedachten, gebrochen wurde. Jene Seuche brach aus, die durch Thucydides' unvergleichliche Schilderung jedermann vor Augen ſteht. Sie lähmte die Schwingen Athens auf immer und machte dem Leben des Perikles mitten in ſeiner Wirkſamkeit ein Ende. Wohin Perikles Athen auf ſeinem Wege geführt haben würde, wer könnte das ſagen zu wollen ſich vermeſſen? Mitten in den umfaſſendſten Unternehmungen war ſeine Seele immer auf das Ideale und Schöne gerichtet. Die Doppelſeitigkeit ſeiner Natur, indem er durch die Förderung der Kunſt die Religion ſtärkte und durch die Förderung der Philoſophie der freien Wiſſenſchaft Raum machte, hat bewirkt, daß eines der großen Zeitalter der Kultur mit ſeinem Namen bezeichnet wird. Das iſt die Unſterblichkeit auf Erden. In dem Staate aber trat mit ſeinem Tode eine Veränderung von Grund aus ein.

Männer von hoher Bedeutung können überhaupt nie erſetzt werden; denn die Bedingungen müßten ſich wiederholen, aus denen ihre individuelle Stellung erwachſen iſt.

Der Tod des großen Führers, des erſten Bürgers, war dadurch doppelt empfindlich, daß er keinen Nachfolger hatte. In der demokratiſchen Bewegung hatte Perikles die Einheit, die aus dem leitenden Gedanken entſpringt, aufrecht erhalten. Nach ſeinem Tode mußte ſich alles zerſetzen und die Parteiung Platz greifen, die er zu beſeitigen gewußt hatte.

3. Kleon und ſeine Zeit.

Unter den Gegnern des Perikles, welche die Gewalt, die er beſaß, in ſpäteren Jahren bekämpften, war einer der wirkſamſten jener Kleon, den der große Komiker der Zeit dem Spott und der Verachtung der Nachwelt preisgegeben hat. Kleon war ein Induſtrieller, der ſich durch eine von Sklaven betriebene Gerberei nährte, durch ſein Gewerbe den Klaſſen der Bürgerſchaft, welche die Mehrheit ausmachten, nahe ſtand, ihre Gefühle teilte und ihre Geſinnungen in durchgreifenden Reden zum Ausdruck brachte, ſodaß er nach dem Tode des Perikles einen dominierenden Einfluß gewann, — ein Mann von niedriger Herkunft, ohne die Erziehung, welche damals als ein Erfordernis für Leben und Staat betrachtet wurde. Aber es lag nun einmal im Weſen der Demokratie, daß im Strudel des politiſchen Antagonismus ſich ein Menſch dieſer Art geltend machen konnte. Bei Ariſtophanes erſcheint er als der „gottverhaßte Gerber", der „läſterliche Schreier", von deſſen Wut alle Beratſchlagungen und Gerichte voll ſeien, als „Aufwühler des Unrats". Er ſtellt ihn einmal als den Haushofmeiſter des Demos dar, den er dann wieder beherrſcht und deſſen andere Sklaven er mißhandelt. Es gehört zu den Handlungen, die ſich Ariſtophanes zur Ehre rechnet, daß, da niemand es wagte, zu der an dem Feſte der Lenäen beabſichtigten Aufführung des Stückes die Maske Kleons anzufertigen, er ſelbſt die Rolle übernahm, was ihm notwendig den tödlichen Haß des Verſpotteten zuzog.

Dieſe Darſtellung iſt in ſpäteren Zeiten als geſchichtlich betrachtet worden; allein ich möchte nicht wagen, auch nur einzelne Züge aus derſelben in die Geſchichte aufzunehmen; denn in der Natur der Komödie lag es, ein Zerrbild, das den Stimmungen der Zeit entſprach, auf die Bühne zu bringen. Sie hat Züge der Wahrheit, darauf beruht ihre Wirkung; aber alles wird doch von gehäſſiger Fiktion getragen. Will man Kleon, ich ſage nicht verteidigen, ſondern beurteilen, ſo darf man nur den Anteil erwägen, den er an der Staatsverwaltung wirklich nahm, und in welchem er ein gewaltſames, wildes Naturell an den Tag legt. Wir dürfen nicht verſäumen, der Konflikte zu gedenken, in denen er hervortrat, weil ſie das Verhältnis Athens zu ſeinem Seebunde, welches eines der wichtigſten Momente der Zeit bildet, ins Licht ſtellen.

Kleon erſcheint als ein demokratiſcher Volksführer, der kein Mittel verſchmähte, um die Gunſt der Menge zu erwerben und zu feſſeln. Von ihm ſtammte eine Verſtärkung des Heliaſtenſoldes, deſſen Vermehrung auf das Dreifache beſchwerlich für den Staat war, doch zugleich dazu diente, eine Partei in der Volksverſammlung zu gründen, über welche der Demagog verfügen konnte. Welcher Art dann ſeine Einwirkung war, zeigt ſein Verfahren bei dem Abfall von Lesbos. Dieſer Abfall enthielt den Verſuch, das ganze Syſtem zu brechen, auf welchem die Macht von Athen beruhte. Die Lesbier waren die mächtigſten von den Bundesgenoſſen der Athener und die am wenigſten beläſtigten; aber, wie in der Rede, die Thucydides ihren Geſandten in den Mund legt, ausgeführt wird, es war nur gegenſeitige Furcht, wodurch ein einigermaßen erträgliches Verhältnis zwiſchen Athen und Lesbos aufrecht erhalten wurde; den Athenern war die anſehnliche Seemacht der Lesbier verdächtig und widerwärtig; in den Lesbiern erweckte die Überlegenheit der Athenienſer mißtrauiſche Beſorgnis: ſie fürchteten, ſie würden zuerſt dazu gebraucht werden, um andere zu unterwerfen, und zuletzt demſelben Schickſal verfallen. Solange nun Athen im vollen Beſitz ſeines Übergewichtes war, verhielten ſie ſich ruhig. Als aber die Athener durch die mannigfaltigen koſtſpieligen Unternehmungen, zu denen ſie ſchritten, und beſonders durch die Seuche geſchwächt waren und zugleich die Wechſelfälle des Krieges die Hoffnung erweckten, Lacedämon, wo eine erſte Anfrage abgewieſen worden war, jetzt doch zur Teilnahme herbeizuziehen, wurde der Gedanke, ſich den Athenern zu widerſetzen, ernſtlicher gefaßt. Die Athener hörten von den erſten Vorbereitungen und eilten, ihnen zu begegnen. Aber auch die Mitylenäer, die an der Spitze der lesbiſchen Bewegung ſtanden, erfuhren, was man gegen ſie vorhatte, und trafen Sicherheitsanſtalten. Als nun die Athener die Forderung an die Mitylenäer richteten, ihre Feſtungen zu zerſtören und ihre Schiffe auszuliefern, beſchloſſen dieſe, eine ſolche Zumutung zurückzuweiſen. Und ohne viel Mühe gelang es ihnen, die Lacedämonier und den peloponneſiſchen Bund auf ihre Seite zu ziehen. Der Beweggrund war, daß dann alle Genoſſen des deliſchen Bundes in den Stand kommen und dazu vermocht werden würden, ſich von Athen loszureißen, was deſſen Macht geradezu vernichten würde. Ein bedeutungsvoller Wechſel war es ſchon, daß Lesbos den atheniſchen Bund verließ und zu dem peloponneſiſchen übertrat. Allein für Mitylene folgte daraus das größte Unglück. Die Peloponneſier ſchickten in der That eine Flotte in See, die jedoch erſt dann im Ägäiſchen Meere erſchien, als es bereits zu ſpät war. Die raſch entſchloſſenen Athener hatten alle ihre Kräfte gegen Mitylene gewendet, ſie hatten einen Teil der Inſulaner auf ihrer Seite; was ihnen aber am meiſten zu Hülfe kam, war eine demokratiſche Bewegung in der Stadt. Die Verfaſſung von Mitylene war oligarchiſcher Natur und gab der Stadt auch inſofern eine Beziehung zu den Peloponneſiern. Bei der dringenden Gefahr, welche durch die Belagerung der Athener, die dabei kleinere Befeſtigungen anlegten, von denen aus ſie die Stadt bedrängten, entſtand, entſchloſſen ſich die Mitylenäer, die Stadtgemeinde zu bewaffnen und zwar, auf den Rat eines herbeigekommenen lacedämoniſchen Abgeordneten, ſelbſt mit ſchweren Waffen. Aber die Wirkung war der, welche man erwartete, ganz entgegengeſetzt. Einmal im Beſitz dieſer Waffen, glaubte die Gemeinde von Mitylene, den Geſchlechtern den Gehorſam aufkündigen zu können; dadurch, daß ſie drohte, zu den Athenern überzugehen, nötigte ſie die Oberhäupter, einen Frieden mit dieſen zu ſchließen, deſſen Bedingungen jedoch in der That eine Überlieferung auf Gnade und Ungnade enthielten. Die Demokratie von Athen war mit den Demokraten von Mitylene verbündet. Die Volksverſammlung von Athen, in der jetzt Kleon das große Wort führte, kam in den Fall, über ihre Feinde, zugleich politiſche Feinde und Widerſacher ihrer Macht, zu Gericht zu ſitzen. Der erſte Beſchluß der Athener entſprach nun der Leidenſchaft, in welche ſie durch das Verhalten von Mitylene verſetzt worden waren, und die der gewaltige Demagoge ſchürte.

Die vornehmſten Schuldigen, gegen tauſend an Zahl, hatte der Heerführer ihrer Flotte nach Tenedos geſchickt. Der Beſchluß der Verſammlung war, ſie hinzurichten — nicht allein aber dieſe, ſondern mit ihnen auch alle mannbaren Mitylenäer —, die Weiber und Kinder aber zu Sklaven zu machen; es war das furchbare Kriegsrecht, aus welchem, wie angedeutet, die Sklaverei zunächſt im Orient hauptſächlich hervorgegangen iſt. Kleon drang darauf, weil ja nicht die Führer allein ſchuldig ſeien, ſondern das geſamte Volk; der Abfall ſei ohne allen eigentlichen Grund geſchehen; man müſſe denſelben ſchonungslos ſtrafen, um dadurch andere abzuſchrecken, welche etwa geneigt wären, dieſem Beiſpiel zu folgen; ſonſt würde die Macht von Athen, die aus den Beiſteuern der Bundesgenoſſen erwachſe, in Gefahr geraten, zu Grunde zu gehen. Die Sache ſchien ſo einleuchtend, daß er alle, die einer abweichenden Neigung ſeien, verdächtigte, den Beſtechungen durch die Mitylenäer Raum gegeben zu haben. So war der Sinn des Mannes, mit unbedingter Strenge zugleich Rache auszuüben, die um ſo mehr wirke, je raſcher ſie vollzogen werde, und durch die Vollziehung der Strafe den geſamten Bund im Zaume zu halten. Er ſetzte durch, daß ein Schiff an den Befehlshaber in Lesbos mit der Anweiſung abgefertigt wurde, die Strafe unverzüglich zu vollſtrecken. Noch einmal aber fand Kleon Widerſpruch in Athen; die Sache wurde des nächſten Tages nochmals vor die Volksverſammlung gebracht, und ein Antagoniſt Kleons, Diodotos, erhob ſich, um die Gegengründe geltend zu machen. Er wies die Verdächtigungen Kleons mit ſiegreichem Selbſtgefühle zurück. Indem er den Grundſatz desſelben, daß um jeden Preis die Seemacht mit ihren Hülfsquellen behauptet werden müſſe, zu dem ſeinen machte, führte er aus, daß dies nicht dadurch geſchehen könne, wenn man alle Abweichungen mit Tod und Verderben ahnde — denn ſolche würden doch nicht unterbleiben, und unmöglich könne man ſich immer mit Belagerungen und Überwältigungen verdächtiger Bundesgenoſſen beſchäftigen, die durch die Androhung der äußerſten Strafe auch ihrerſeits zur Verteidigung bis auf den letzten Blutstropfen veranlaßt werden würden —, ſondern dadurch, daß man Sorge für ſie trage und es vermeide, ſie über die Gebühr zu reizen. Rede und Gegenrede ſind bei dem Geſchichtſchreiber der Epoche in unnachahmlicher Ausführung einander gegenübergeſtellt. Kleon leugnet nicht, daß die Herrſchaft, die man ausübe, eine Tyrannis ſei; habe man kein Recht dazu, ſo müſſe man von derſelben abſtehen und zu Hauſe ein ruhiges Leben führen; glaube man aber zur Herrſchaft berechtigt zu ſein, ſo müſſe man ſie auch mit äußerſter Gewalt behaupten. Wenn Diodotos dagegen einwendete, daß darin vielmehr eine Gefährdung der Herrſchaft liegen würde, als eine Begründung, ſo läßt ſich doch bezweifeln, ob er mit dieſem Argument, das ſeiner Natur nach zweifelhaft iſt, viel Eindruck gemacht haben würde; er führte aber auch ein anderes an, welches ſehr geeignet war, durchzuſchlagen. In allen bundesverwandten Städten gab es zwei Parteien, eine ariſtokratiſche von einer den Athenern abgewandten Tendenz und eine demokratiſche, die ihnen zuneigte; die letzte Entſcheidung in Lesbos war eben dadurch erfolgt, daß die Bürgerſchaft, ſobald es möglich wurde, der Ariſtokratie entgegentrat. Den ſchon gefaßten Beſchluß auszuführen, würde geheißen haben, die eigenen Verbündeten Athens zu vernichten. Alle Demokratien unter den Bundesgenoſſen würden dadurch mit Einem Schlage entfremdet worden ſein. Die Entſcheidung war bei dem Übergewicht Kleons auch dann noch zweifelhaft; als es aber zur Abſtimmung kam, erfolgte der Widerruf des am Tage zuvor erlaſſenen Beſchluſſes, und dem ſchon mit demſelben abgegangenen Schiffe wurde ein anderes nachgeſchickt, bei dem man die Ruderer durch reichliche Fürſorge in den Stand ſetzte und willig machte, einander abzulöſen, wodurch dann eine Geſchwindigkeit der Fahrt erreicht wurde, durch welche das zweite Schiff in dem Augenblicke eintraf, als der athenienſiſche Befehlshaber den erſten Befehl las, der ihm eben zugegangen war und der nun widerrufen wurde. Der Stadt geſchah nun nichts weiter zu Leide; aber jene vornehmſten Schuldigen auf Tenedos wurden ſämtlich hingerichtet, und dieſe Grauſamkeit war, wie man ſieht, noch eine Gnade. Das große Ergebnis war dann doch, daß die Seeherrſchaft im Archipelagus ungeſchmälert behauptet wurde. Eine lacedämoniſche Flotte, die in dieſen Gewäſſern erſchien, kehrte nach Hauſe zurück, ohne das Mindeſte ausgerichtet zu haben. Die Feier eines großen Feſtes in Delos diente dazu, der wiederbefeſtigten Herrſchaft Athens auf den Inſeln eine religiöſe Weihe zu verleihen.

Auf dem feſten Lande dagegen behielten die Peloponneſier die Oberhand. Es war ein empfindlicher Verluſt für Athen, daß Platää nach langem kräftigem Widerſtande doch in die Hände der Thebaner fiel. Die ſiegreichen Thebaner überboten noch die Athener durch Grauſamkeit. Sie hatten den abziehenden Beſiegten die Sicherheit ihres Lebens verſprochen; als dieſelben herauskamen, wurden ſie ſämtlich niedergemacht. Es war ein kecker Gedanke des atheniſchen Feldherrn Demoſthenes, durch eine Einmiſchung in die Streitigkeiten zwiſchen Akarnanien und Ätolien ſich zu Lande einen Weg zu eröffnen, der ihn nach Böotien führen ſollte, um auch hier das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Aber ſein Vorhaben ſcheiterte an der unverweilten Erhebung der ätoliſchen Gaue, die noch in ihrer alten Einfachheit dahinlebten. Und als das Kriegsglück doch wieder einmal zu Gunſten der Athener umſchlug, hielten es die Akarnanen für das Beſte, den Streitigkeiten mit ihren Nachbarn durch eine Abkunft auf hundert Jahre ein Ende zu machen. Dieſe landſchaftlichen Verwickelungen haben ſpäter einmal in die großen Weltbegebenheiten entſcheidend eingegriffen; damals war es nicht der Fall. Dagegen gelang es den Athenienſern, im Peloponnes ſelbſt einen Schlag auszuführen, der den Lacedämoniern höchſt empfindlich wurde. Faſt zufällig beim Vorüberfahren nach den weſtlichen Gewäſſern ſetzten ſich die Athener unter der Führung eben wieder des Demoſthenes, mit dem die anderen Oberſten der Flotte hierüber nicht einmal einſtimmig waren, in dem von Sparta vernachläſſigten Hafen von Pylos feſt. Sie errichteten an den ſteilen Abhängen der Küſte eilig, aber mit glücklicher Hand eine kleine Feſte, die ſie beſetzten. Die Lacedämonier empfanden es als einen Schimpf, daß der verhaßte Feind auf ihrem eigenen Gebiet eine Burgfeſte beſitzen ſollte. Unverzüglich trafen ſie Anſtalt, denſelben daraus zu verjagen; aber die Athener waren kriegsfertig genug, den erſten Landungsverſuch, bei dem der tapfere ſpartaniſche Führer Braſidas verwundet wurde, zurückzuweiſen. Dann drang auch ihre Hauptflotte, von der weſtlichen Fahrt zurückkehrend, in den Hafen ein und brachte den Lakonen, die ebenfalls mit ihrer Flotte herbeigekommen waren, um denſelben zu ſchützen, Verluſte bei, die an eine Niederlage grenzten. Das vornehmſte Ereignis war das folgende. Auf die vor dem Hafen liegende Inſel Sphakteria hatten die Lacedämonier eine, aus ihrer eigenen Mitte und aus den Scharen ihrer Bundesgenoſſen gebildete Abteilung von Schwerbewaffneten geworfen; dieſe wurden nun durch die Überlegenheit der athenienſiſchen Flotte, welche die See beherrſchte, abgeſchnitten und ſchienen dem ſchrecklichen Schickſal, das damals der Sieger über den niedergeworfenen Feind zu verhängen pflegte, nicht entgehen zu können. In Lacedämon aber erregte dieſe Gefahr die größte Bewegung, zumal da viele der auf der Inſel Eingeſchloſſenen zu den angeſehenſten Familien des Landes gehörten. Die Spartaner entſchloſſen ſich, in Athen Friedensanträge zu machen, bis zu deren Annahme oder Verwerfung nach einer mit den athenienſiſchen Strategen getroffenen Verabredung die Feindſeligkeiten im Hafen von Pylos und auf der Inſel eingeſtellt werden ſollten. Eine lacedämoniſche Geſandtſchaft ging ab, um den Athenern nicht allein Frieden und Freundſchaft, ſondern Symmachie anzubieten, wenn die auf der Inſel befindlichen Mannſchaften freigegeben würden. Den Athenern wurde vorgetragen, ſie möchten nicht unverſöhnliche private Feindſeligkeiten den öffentlichen hinzufügen; ſie möchten den günſtigen Augenblick benutzen, um den beiden Republiken und den Griechen überhaupt den Frieden zurückzugeben. Auch in den Athenern war eine ſtarke Sehnſucht nach dem Frieden erwacht. Aber der leitende Demagog ſtellte ihnen vor, daß ein Preis in ihren Händen ſei, der noch viel höher verwertet werden könne; er war mit der Herſtellung des Zuſtandes vor dem Kriege, der in den Anerbietungen der Lacedämonier lag, nicht zufrieden. Er meinte, ſie würden dahin zu bringen ſein, die Plätze wieder herauszugeben, die einſt Perikles bei Abſchluß des dreißigjährigen Stillſtandes ihnen überlaſſen hatte. Dieſe Plätze waren aber entweder in ihrer alten Freiheit wiederhergeſtellt oder ihren früheren Beſitzern zurückgegeben worden. Alles war durch einen Vertrag geſchehen, der den Athenienſern dagegen große Vorteile eingeräumt hatte. Die lacedämoniſchen Geſandten, über dieſe Zumutungen betroffen, trugen auf die Niederſetzung einer Kommiſſion an, um die einzelnen Punkte mit ihr ruhig zu beſprechen. Dadurch aber reizten ſie erſt den heftigſten Widerſpruch Kleons auf, der von keiner Verhandlung hören wollte, als von einer, die vor allem Volk geführt werde: denn in einer ſolchen hing die Entſcheidung von ihm ab. Man mag nun über Kleon übrigens denken, wie man will: eine geſchichtliche Figur von Bedeutung iſt er immer; er ſetzte durch, daß in einem für die Beendigung des Krieges, der keinen rechten Zweck mehr hatte, überaus günſtigen Moment die Friedensunterhandlung abgebrochen wurde. Man könnte zwei Arten von Politikern unterſcheiden: die einen haben nur immer die gegenwärtige Lage vor Augen, den unmittelbaren einſeitigen Gewinn, die anderen die nach der Hand zu erwartenden Folgen und den Gegenſatz der allgemeinen Kräfte, den man zu provozieren und zuletzt doch nicht beſtehen zu können Gefahr läuft. Zu den erſten gehörte der hochfahrende, ſtürmiſche Demagog von Athen. Ihm lag alles daran, den momentanen Vorteil einſeitig auszubeuten, was eben das Mittel für ihn war, die Mehrheit der Stimmen an ſich zu feſſeln. Die Betrachtung, daß der Krieg, wenn er wieder anging, einen unglücklichen Ausgang für Athen haben könne, lag ihm fern; Rückſicht auf das allgemeine Beſte der griechiſchen Welt war nicht in ihm.

Trotz der mannigfachen Thorheiten, die Kleon beging, war ihm das Glück günſtig. Er ſelbſt ließ ſich gern und ungern zum Feldherrn ernennen, um Sphakteria, deſſen Bewachung viele Ungelegenheiten verurſachte, einzunehmen. Der Zufall, daß die Waldung, womit die Inſel bedeckt war und die den Angriff ſchwierig machte, durch eine Unvorſichtigkeit in Brand geriet, und die Anſtalten, welche Demoſthenes hierauf zur Beſitznahme der Inſel traf, kamen dem neuen Strategen ſo gut zu ſtatten, daß ſich die auf der Inſel eingeſchloſſenen Spartiaten, von einer überlegenen Macht auf das geſchickteſte angegriffen, zuletzt wirklich gefangen geben mußten; man zählte ihrer ungefähr noch dreihundert; die übrigen waren dem heißen und raſchen Angriff erlegen. Kleon führte ſie triumphierend nach Athen; die Spartaner erneuerten dann ihre Friedensanträge, die aber wegen der immer ſteigenden Anſprüche der Athener zu keinem Ziele führten.

Von dem Entſchluß des Demos, den Krieg mit der größten Anſtrengung fortzuſetzen, zeugt unter anderem die Erhöhung der Steuern, die unter demſelben Archontat des Stratokles, in welches die Eroberung von Sphakteria fällt, den Bundesgenoſſen aufgelegt wurde, zuweilen etwas über das Doppelte des bisherigen Beitrages, zuweilen etwas unter demſelben.

Fürs erſte bot es den Athenern einen nicht zu unterſchätzenden Vorteil dar, daß ſie die Gefangenen von Sphakteria in der Hand hatten. Wie ſehr ſie geſonnen waren, ſich desſelben bis zum äußerſten zu bedienen, ſieht man aus dem Beſchluß, die Gefangenen umzubringen, ſobald die Lacedämonier einen neuen Einfall in Attika ausführen würden. Da ein ſolcher nun wirklich unterblieb, ſo warfen ſich die Athener, durch die Tribute der Bundesgenoſſen dazu in Stand geſetzt, mit wachſendem Eifer in den Krieg, der beſonders da zu namhaften Erfolgen führte, wo ihnen die Demokratie gegen eine herrſchende Ariſtokratie zu Hülfe kam. So wurden ſie Meiſter von Korcyra und bemächtigten ſich Cytheras; auch an anderen Küſtenplätzen trugen ſie Vorteile davon. Große Unternehmungen aber, wie gegen Korinth und Theben, mißlangen ihnen doch auch jetzt. Bei Tanagra brachten ihnen die Böotier eine Niederlage bei. Und endlich erhoben ſich auch die Spartaner wieder zu offenen Feindſeligkeiten; ſie griffen Attika nicht geradezu an; aber für die allgemeine Lage der Dinge war es vielleicht noch wichtiger, daß ſie ihre Wagen gegen die nördlichen Beſitzungen der Athenienſer wendeten. Ihre Abſicht hiebei war dieſelbe, die ſchon zu den Ereigniſſen von Lesbos Anlaß gegeben hatte, nämlich den Athenern ihre Bundesgenoſſen zu entziehen. Was zur See mißlungen war, wurde nun zu Lande verſucht. Wohl hatte ſich Potidäa nach langem Widerſtande infolge einer zweijährigen Belagerung den Athenern wieder unterwerfen müſſen. Aber jene Regionen waren überhaupt in fortwährender Gärung begriffen. Von einem Teil der Bevölkerung, der bereits zur Empörung geſchritten war, waren die Lacedämonier zu Hülfe gerufen worden; ein anderer, der nicht auf Empörung dachte, hoffte doch durch Annäherung an Lacedämon eine freiere Stellung zu gewinnen. Und von dem Könige Perdikkas in Macedonien, der einſt bei ſeiner Thronbeſteigung von den Athenern beleidigt worden, wußte jedermann, daß er dieſen grolle. Auch gegen andere Nachbarn wünſchte er lacedämoniſche Unterſtützung zu erlangen. Für Lacedämon, das von Pylos und Cythera aus den Athenern beläſtigt und wegen der Unzuverläſſigkeit der Heloten, die zu dieſen neigten, ſogar gefährdet wurde, bildete es einen Gegenſtand der Fürſorge für ſich, den unermüdlich beweglichen Gegnern an einer anderen Stelle Feindſeligkeiten zu erwecken. So begab ſich Braſidas, nicht jedoch ohne bei dem Durchzug in Theſſalien viele Schwierigkeiten zu finden, nach jenen Regionen; er dachte die Bundesgenoſſen der Athener zu Bundesgenoſſen von Sparta zu machen. Dabei aber hatte er den Gedanken, in die inneren Zwiſtigkeiten der Städte nicht einzugreifen, namentlich nicht die Ariſtokratie gegen die Demokratie zu begünſtigen. Die herrſchenden Gewalten in Lacedämon hatten ihm auf das feierlichſte verſichert, daß ſie die Freiheit der Gemeinden, die zu ihnen überträten, ungeſchmälert laſſen würden. So trat Braſidas zuerſt in Akanthus mit dem Verſprechen auf, den Einwohnern und allen Hellenen Freiheit von dem Joche der Athenienſer zu verſchaffen; indem er die Götter und Heroen des Landes als Zeugen anrief, drohte er zugleich, jede Weigerung mit Verwüſtung desſelben zu rächen. Alſo Übertritt auf der einen, gewaltſame Unterwerfung auf der anderen Seite. Die Einwohner waren im allgemeinen nicht geneigt, ihre Zugehörigkeit zu Athen mit der Gefahr von Leib und Leben zu verteidigen. Dort in Akanthus wurde über den Antrag des Braſidas förmlich abgeſtimmt; die Mehrheit trat demſelben bei. Man darf vielleicht annehmen, daß die Verdoppelung der Beiträge, die damals ins Werk geſetzt wurde, dazu mitgewirkt hat. Dadurch erwuchs nun aber den Athenern eine Feindſeligkeit von einer größeren Tragweite, als ſie bisher zu beſtehen gehabt hatten. Braſidas war eine geſetzte, ſoldatiſche Natur, tadellos und heldenmütig; er beſaß die Gabe, indem er mit den Feinden ſchlug, das Vertrauen der Freunde zu befeſtigen.

Ein großes Ereignis war, daß er ſich der Kolonie, welche die Athener zwiſchen den beiden Armen des Strymon gegründet hatten, Amphipolis, bemächtigte, unterſtützt von den Nachkommen der alten Einwohner in Stadt und Land. Er befolgte dabei immer dasſelbe Verfahren; den Gemeinden ſagte er nicht allein Sicherheit zu, ſondern auch eine eigene unabhängige Regierung. Wer es vorzog, an Athen feſtzuhalten, den ließ er mit ſeiner Habe abziehen, wie in Amphipolis, ſo auch in Torone, das er bald darauf einnahm. Die Einwohner der thraciſchen Städte traten nach und nach von der beſchwerlichen Herrſchaft Athens zur Bundesgenoſſenſchaft der Lakonen über. Unter den Eingeborenen in der Chalcidice verteilte Braſidas Waffen und übte ſie in ſeiner Kriegsweiſe ein. Es kam hinzu, daß Perdikkas in Gemeinſchaft mit Braſidas die Illyrier angriff, wodurch dann das Übergewicht der Lacedämonier in dieſen Regionen verſtärkt werden mußte.

Dergeſtalt ſahen ſich die Athener in den Landſchaften, auf deren Beſitz ihre politiſche Größe vornehmlich beruhte, unerwartet beeinträchtigt und gutenteils ihrer beraubt. Das hatte aber zugleich eine Rückwirkung auf die Seeherrſchaft. Noch einmal griff hiebei das Verhältnis von Lesbos ein. Die in großer Anzahl geflüchteten Lesbier, welche anderweitige Hülfe zuſammengebracht hatten, ſetzten ſich in Antandros feſt, von wo ſie nach Mitylene zurückzukehren, die Hoffnung faßten.

Auch auf anderen Inſeln ließ ſich Widerſtreben bemerken. Mit der Beſorgnis vor einem allgemeinen Abfall mag es zuſammenhängen, daß die Athener die Einwohner von Delos, denen eine durch die frühere Luſtration noch nicht beſeitigte Verunreinigung der Inſel Schuld gegeben wurde, mit Weib und Kind von derſelben entfernten und durch attiſche Bürger erſetzten, ſo daß ſie genötigt wurden, bei den benachbarten perſiſchen Satrapen Aufnahme zu ſuchen. Die Athener waren nicht im mindeſten gemeint, dem ungünſtigen

Geſchick, das über ſie hereinbrach, zu weichen; aber ſie hielten doch für gut, einen Stillſtand auf ein Jahr einzugehen, wobei ein jeder behalten ſollte, was er beſaß. Über dieſen Stillſtand brach jedoch ſogleich ein neuer Streit aus. In dieſem Augenblick waren die Skionäer auf der Halbinſel Pallene zu den Lacedämoniern übergetreten: man wußte nicht recht, ob das vor oder nach dem Abſchluß des Stillſtandes vorgefallen war. Die Athenienſer hatten vollkommen recht, wenn ſie behaupteten, es ſei zwei Tage nach dem Abſchluß geſchehen, und waren nun entſchloſſen, ihr Recht zu wahren und die Stadt wiederzuerobern, die jedoch die Lacedämonier der Rache derſelben zu überlaſſen Bedenken trugen. Das Jahr hindurch wurde der Stillſtand ziemlich gut beobachtet. Aber indes veränderte ſich die allgemeine Lage auch dadurch, daß Perdikkas mit Braſidas zerfiel und den Athenern Bündnis anbot. Hierauf hauptſächlich ſtützte ſich Kleon, der nun ſelbſt in Erinnerung an ſeine Erfolge in Pylos zum Feldherrn ernannt wurde und mit einer anſehnlichen Flotte nach den thraciſchen Küſten abging, zugleich mit einem ſtattlichen Heere von Landtruppen ausgerüſtet. Es gelang ihm, Skione wiederzuerobern, wo er das damalige Recht der Oberherren gegen ihre abgefallenen Unterthanen auf das gewaltſamſte geltend machte: Weiber und Kinder wurden zu Sklaven gemacht, die wehrhaften Mannſchaften als Gefangene nach Athen abgeführt. Und nun ſegelte er nach dem Strymon, wo er bei Eïon, das Thucydides, der Geſchichtſchreiber, damals Führer der Flotte, beim Verluſt von Amphipolis hatte in die Hände des Braſidas fallen laſſen, Stellung nahm, um die Hülfstruppen des Perdikkas und anderer benachbarter Herrſcher zu erwarten und dann den Krieg mit aller Macht zu beginnen. Er hatte aber nicht die Geduld, an dieſer Stelle, wo er ſich verteidigen konnte, auszuharren, da ſeine Völker Mißtrauen gegen ſeine Führung hegten und ſich mit beißenden Bemerkungen gegen ihn vernehmen ließen. Bei weitem mehr Demagog als Heerführer, vergaß er an der Spitze ſeiner Truppen, was ſeine militäriſche Pflicht geweſen wäre. Er verließ ſeine gute Poſition, um von der Stimmung im Lande perſönlich Kunde zu nehmen. Hiebei aber wurde er von dem kriegsgeübten Braſidas überraſcht. Der kecke Demagog erlag dem gewiegten Strategen.

Braſidas, der in die Nähe von Amphipolis gerückt war, traf Anſtalt, daß die Athener, die nichts vermuteten, indem er mit einer auserleſenen Schar auf ſie losging, auch von der Stadt aus angegriffen wurden. Indem die Athener betroffen eine rückgängige Bewegung machten, wurden ſie vollends geſchlagen. Kleon ſelbſt wurde getötet. Braſidas war verwundet worden und ſtarb kurz darauf.

In dieſem Ausgang lag keine Entſcheidung, aber ein großes Ereignis. Nachdem auf der einen Seite der tapfere Kriegsmann, der ſo großes ausgerichtet, daß er bereits die Eiferſucht der lakoniſchen Ariſtokratie erweckte, gefallen war, zugleich aber auf der anderen der gewaltige Demagog, deſſen Stimme vor allen anderen in Athen gehört wurde, ſo ließ ſich hoffen, daß eine Abkunft zu ſtande kommen würde; an Frieden zu denken, hatte man auf beiden Seiten guten Grund.

Die Lacedämonier konnten nichts mehr wünſchen, als der ſteten Invaſionen, die von Pylos und Cythera her in ihr Gebiet geſchahen und die Ureinwohner des Landes gegen ihre Beherrſcher aufregten, ſich zu entledigen; ihre ganze Exiſtenz kam in Gefahr, wenn Argos, mit dem ſie nur einen Stillſtand geſchloſſen, der in kurzem ablief, die alten Feindſeligkeiten erneuerte. Die Athener aber empfanden, daß ihr Bundesſyſtem, die Grundlage ihrer Macht erſchüttert war. Durch einen plötzlichen Überfall hatten ſie Delion eingenommen, das zur Behauptung ihres Übergewichts über Euböa vortrefflich gelegen war; aber ſie hatten dann dort unglücklich gefochten; Böotier und Korinther hatten ihnen Delion wieder entriſſen, was das Anſehen ihrer Macht ſchon nicht wenig erſchütterte. Noch bei weitem mehr aber mußte die Niederlage von Amphipolis, eine der ſchwerſten, welche die Athener je erlitten haben, auf den Seebund zurückwirken.

Jetzt hatte Lacedämon einen Preis für die vollkommene Evacuation des Peloponnes zu bieten, nämlich die Rückgabe von Amphipolis. Dadurch wurde zwar die Abhängigkeit der thraciſchen Bundesgenoſſen zu Athen nicht völlig ſo, wie ſie zuletzt geweſen war, wiederhergeſtellt; nur die alten Schatzungen, die ihnen einſt von Ariſtides aufgelegt waren, ſollten fortan ſtatthaben. Man vereinbarte Bedingungen, bei denen die innere Freiheit der Städte trotz ihrer Abhängigkeit von Athen gewahrt blieb. Aber die Feindſeligkeit hörte auf, welche ſich dort am Strymon ſo raſch und drohend entwickelt hatte. Der Friede, der auf dieſe Grundbedingungen zu ſtande kam, hatte nun auch die Folge, daß die Gefangenen von Sphakteria, unter denen hundertundzwanzig Spartiaten waren, herausgegeben wurden. An Bedingungen, wie ſie einſt Kleon dafür gefordert hatte, war nicht zu denken.

Der Friede war eine Abkunft zwiſchen Lacedämon und Athen. In Athen wurde er von denen gefördert, die ſchon immer im Gegenſatz gegen Kleon darauf gedrungen hatten, namentlich von Nicias, dem namhafteſten der atheniſchen Heerführer, dem man aber die Betrachtung zuſchreibt, daß er nicht in Gefahr ſein wollte, auch einmal einen Nachteil zum Schaden ſeines Vaterlandes zu erleiden: ein verzeihlicher Egoismus, da er in einem Mißtrauen gegen ſich ſelbſt wurzelt. In Lacedämon wurde der Friede hauptſächlich von Pleiſtoanax gefördert, der damit die Bahn innehielt, welche er bei ſeinem Rückzug aus Attika, den man jetzt nicht weiter an ihm ahndete, beſchritten hatte. Der Friede kam, wie man bei Ariſtophanes ſieht, einem allgemeinen Bedürfnis und allgemeinen Wunſche entgegen. Dem Charakter der alten Komödie entſpricht es, daß Ariſtophanes dem Stücke, in welchem er den Frieden feiert, eine Ermahnung hinzufügt, denſelben durchzuführen. Darin aber lag nun eben die Schwierigkeit.

4. Alcibiades.

Sehr eigentümlich iſt das Verhältnis zwiſchen Sparta und Athen überhaupt: in derſelben Nationalität ein Gegenſatz der Geſchichte und der Verfaſſung und doch ein ſtetes Bedürfnis des Zuſammenhaltens, nicht allein ein panhelleniſches, wie einſt in den Perſerkriegen zu gemeinſchaftlicher Rettung, ſondern auch inſofern, als Athen keinen Anfall der Lacedämonier ertragen, aber auch Sparta die Anweſenheit der Athener in dem Peloponnes nicht aushalten konnte. Jetzt war der Friede zwiſchen ihnen geſchloſſen. Die vorwaltenden Staaten waren aber doch nicht die Geſamtheit der Hellenen; man erlebte ſogleich, daß die nächſtmächtigen Städte ſich gegen denſelben erklärten. Theben ſollte einen Grenzplatz, um den ſchon lange gekämpft worden, Panakton, Korinth Anaktorium, eine Kolonie, die es einſt in Verbindung mit Korcyra in Akarnanien gegründet hatte, verlieren: ſie empfanden das als ein ſchweres Unrecht, das ihnen Sparta anthue. In der Agitation, die darüber entſtand, tritt die Natur der griechiſchen Staaten und Städte recht eigentlich zu Tage.

Alle waren ſelbſtändig und voll von dem Eifer, ſich in ihrer Beſonderheit zu behaupten. Jeder hatte ſeine innere ſowie ſeine äußere Politik mit allem den Griechen eigenen Scharfſinn nach den verſchiedenen Seiten hin abgewogen. Unaufhörlich gingen ihre Geſandten hin und her, um das Anliegen eines jeden bei dem anderen aufrecht zu halten. Es iſt nicht wieder vorgekommen, daß eine Anzahl zwar kleiner, aber in ſich höchſt ausgebildeter Gemeinweſen ohne eine höhere, wenigſtens aus der Ferne dominierende Macht ein Syſtem gebildet hat, das nur auf ſeinen inneren Sympathien und Antipathien beruhte. In den folgenden Zeiten des Altertums wirkten Macedonier und Römer auf die Griechen ein, und bei den italieniſchen Republiken des Mittelalters verlor man doch nie die Rückſicht auf Papſttum und Kaiſertum völlig aus den Augen. Eben dadurch erwecken die an ſich nicht bedeutenden Begegniſſe derſelben den Anteil, den man ihnen noch heute widmet.

Damals ging alles von den Korinthern aus. Benachteiligt durch die Beſtimmungen des Friedens, ſtellten ſie den anderen vor, der Sinn von Athen und Sparta gehe nur dahin, die Übrigen gemeinſchaftlich zu beherrſchen. Sie wandten ſich an Argos, welches in den letzten Jahren an Kräften mächtig gewachſen war; es hatte ſich eine demokratiſche Verfaſſung gegeben, ſo daß die Fortſetzung des Stillſtandes mit Sparta auch aus dieſem Grunde nicht zu erwarten war. Kam es dann zur Erneuerung des alten Kampfes, ſo hatte Argos in ſeiner Nähe an Mantinea, das in dieſer Zeit mächtig emporkam, und an den Eleern, die ſich ebenfalls demokratiſch konſtituiert hatten und in den nachbarlichen Streitigkeiten, bei denen man doch nicht ſagen kann, auf welcher Seite das Recht war, mit Sparta zerfallen waren, bereitwillige Verbündete. Dies keimende Bündnis hatte vorzüglich die weitere Wirkung, daß die Thebaner Anſtand nahmen, die Grenzfeſte Panakton, befeſtigt wie ſie war, den Athenern auszuliefern. Sie bezogen ſich dabei auf ein früher ein=

mal geſchloſſenes Abkommen, nach welchem Panakton für beide Teile offen ſtehen ſollte. Und darauf nun ſind die Lacedämonier wirklich eingegangen. Aber die Athener waren darüber erſtaunt und entrüſtet. Sie hielten es für eine Täuſchung, daß die Grenzfeſte ihnen nicht, wie ſie war, ausgeliefert würde, was ihnen doch im Frieden zugeſagt ſei. Die Lacedämonier, ſtatt die Böotier zur Auslieferung der Feſtung zu zwingen, wie der Friede verlangte, nahmen vielmehr Partei für dieſelben. So entſtand aus der Aktion der kleineren Staaten, indem ſie die volle Ausführung des Friedens hinderte, ein neues Mißverſtändnis zwiſchen den beiden vorwaltenden, die ihn geſchloſſen hatten.

Noch einmal wurde Nicias an die Spartaner geſchickt, um ſie aufzufordern, ihren Bund mit Theben aufzulöſen; aber ſeine Bemühungen waren vergeblich. Das hatte aber wieder die Folge, daß die Gegner des Nicias und ſeiner Partei Boden in dem Demos von Athen gewannen; an ihre Spitze trat dann der junge Alcibiades. Alcibiades ſtammte aus einer der vornehmſten Eupatridenfamilien; ſeine Mutter war eine Alkmäonide; er war in dem Hauſe des Perikles erzogen. Die Politik desſelben ſetzte ſich in ihm fort, inwiefern ſie auf Ausbildung der Seemacht von Athen und Ausdehnung ſeiner Herrſchaft ohne Rückſicht auf Sparta hinzielte. Alcibiades ſoll es den Spartanern übel genommen haben, daß ſie bei ihrer Annäherung an Athen ſich der Vermittelung des Nicias bedienten, während er doch durch alte Gaſtfreundſchaft ſeiner väterlichen Vorfahren mit Sparta, die er dann ſelbſt erneuert hatte, einen gegründeten Anſpruch zu haben meinte, mit der Führung ihrer Geſchäfte betraut zu werden. Und ſehr möglich, daß ein junger Mann, der ſich fühlte, ſtolz auf ſeine Herkunft und begierig, perſönliches Anſehen zu erlangen, dieſe Vernachläſſigung mit Verdruß empfunden hat. Überhaupt entfremdete ſich Athen dem Spartanern. Die oligarchiſche Regierung von Sparta und die Demokratie von Athen zu einer gemeinſchaftlichen Politik zu vereinigen, war ein kaum ausführbares Unternehmen. Allein auch den alten Krieg zu erneuern, konnte man doch nicht geſonnen ſein. Auch Alcibiades war es nicht; aber er hielt für gut, der Verbindung Spartas mit Theben, welche höchſt gefährlich werden konnte, wenn Argos ſich ihr anſchloß, dadurch entgegenzuwirken, daß er Athen wieder mit Argos in Verbindung brachte.

In dieſer Welt von kleinen Staaten findet jede Wirkung ihre Gegenwirkung. Wenn Korinth eine Verbindung mit Argos nachgeſucht hatte, um den beiden größeren Staaten Widerſtand zu leiſten, ſo geſchah jetzt, daß Athen im Gegenſatz gegen Sparta in einen Bund mit Argos trat, wodurch Korinth auf ſein altes Verhältnis zu Sparta zurückgedrängt wurde. Die demokratiſche Verfaſſung von Argos war ein Motiv mehr für die Annäherung Athens. Auch in Argos hatte Alcibiades perſönliche Freunde; nach kurzer Zeit wurde ein Bündnis zwiſchen Argos, Mantinea und den Eleern einer-, Athen andererſeits geſchloſſen zu gemeinſamer Verteidigung: der Feind, der die Einen angreiſe, ſollte als der Feind aller betrachtet werden.

In welche Spannung ſchon hiedurch alles geriet, ſieht man daraus, daß die Spartaner durch die Eleer, denen Mantinea, Argos und nun auch Athen zur Seite ſtanden, verhindert wurden, an den olympiſchen Spielen teilzunehmen, welche dazu beſtimmt waren, den Friedenszuſtand der übrigens allezeit kriegsbereiten Stämme auszudrücken und feſtzuhalten. Gegen alles Erwarten verhielten ſich die Spartaner hiebei ruhig. Sie regten ſich erſt, als die Argiver unter dem Einfluß von Alcibiades einen Verſuch machten, Epidaurus zu unterwerfen. In der Abſicht, die Beſorgniſſe der Argiver zu heben, ſchickte man von Athen aus eine Schar von Heloten in das lacedämoniſche Gebiet, um dasſelbe zu beunruhigen. Auch jetzt hüteten ſich die Spartaner vor aller Feindſeligkeit gegen Athen; ihr Abſehen ging vor allem dahin, Argos zu überwältigen oder zu gewinnen. Dazu nun zog König Agis ins Feld. Es gelang ihm auch in der That durch Beihülfe eines Einverſtändniſſes, das er in Argos unterhielt, einen viermonatlichen Stillſtand abzuſchließen, der alle Hoffnung auf einen Frieden gewährte. Indem aber traf Alcibiades wieder in Argos ein. Unter ſeinem Einfluß wurde der Vertrag für ungültig erklärt; Argos und ſeine Bundesgenoſſen, nicht ohne die Athener, gingen, wie es in ihrem Bündnis beſtimmt war, auf die Lacedämonier los. Sie nahmen Orchomenos ein und befreiten daſelbſt die von den Lacedämoniern dahin gebrachten Geiſeln der unterworfenen Städte; dann zogen ſie weiter gegen Tegea, welches von jeher der treueſte Verbündete der Spartaner geweſen war. In dieſer Gefahr, von einem übermächtigen Feinde im Herzen des Peloponnes bedroht, erhoben ſich die Lacedämonier in alter Energie. Der Zufall wollte, daß ſie, hin und herziehend und nicht dazu vorbereitet, mit ihren Feinden, die eine gute Poſition genommen hatten, bei Mantinea zuſammenſtießen; aber ihre alte Kriegserfahrung, infolge der ſpartaniſchen Zucht und Sitte niemals erſtorben, bewährte ſich auf das trefflichſte; ihr König Agis wußte den Tadel, der wegen ſeines früheren Rückzuges auf ihm laſtete, von ſich abzuwälzen. Die Schlacht fiel zum Vorteil der Lacedämonier aus und hatte, wenngleich nicht augenblicklich, doch bald darauf die Folge, daß die lakoniſch geſinnte Partei in Argos wieder emporkam und die Argiver ſamt den Eleern und Mantineern nicht allein Frieden, ſondern eine Bundesgenoſſenſchaft mit den Lacedämoniern ſchloſſen, die vornehmlich dahin zielte, die Athener auf immer vom Peloponnes auszuſchließen. Eben darin liefen die Beſtrebungen von Athen und Sparta einander am meiſten entgegen. Die Lacedämonier wollten keine Athener in dem Peloponnes dulden, die Athener aber ihre Verbindungen innerhalb desſelben nicht aufgeben. Nochmals begab ſich jetzt Alcibiades nach Argos; ſein agitatoriſches Talent hat ſich niemals glänzender bewährt. Er bewirkte den Sturz der unter dem ſpartaniſchen Einfluß eingeſetzten Oligarchie; alle die vornehmſten Anhänger dieſer Partei wurden entfernt und unter atheniſche Obhut gegeben. Die Argiver ſchloſſen ſich mit großem Eifer an Athen an; auf den Antrieb des

Alcibiades errichteten auch ſie nun lange Mauern, wie kurz zuvor ſchon Paträ, um mit Athen in ſteter maritimer Verbindung zu bleiben.

Trotz dieſes auffallenden Gegenſatzes der politiſchen Haltung iſt es doch damals zu keinem offenen Bruch zwiſchen Sparta und Athen gekommen. Die Lacedämonier ließen es ſich ſelbſt gefallen, daß die kleine Inſel Melos, eine ihrer Kolonien, von den Athenienſern, zu deren Bunde zu treten dieſelbe verweigerte, überwältigt und auf das grauſamſte gezüchtigt wurde. Was einſt Kleon gegen Mitylene vorgeſchlagen, wurde hier ſchonungslos ins Werk geſetzt: die Männer wurden getötet, Frauen und Kinder in die Sklaverei geführt.

Von Alcibiades erzählt man, daß er zu dem erſten Beſchluß das Meiſte beigetragen und dann doch eine Gefangene, die ihm gefiel, für ſich behalten und mit ihr einen Sohn erzeugt habe, den er in ſeinen Hauſe aufziehen ließ. Die Geſinnung der Zeit war eine ſolche, daß man ihm das nicht zum Vorwurf machte, im Gegenteil, man lobte es als einen Zug von Menſchlichkeit.

Alcibiades erſchien jetzt als der vornehmſte Mann von Athen, wie einſt Cimon, obwohl er der entgegengeſetzten Partei angehörte. Es hat etwas wahres, wenn er bei dem prächtigen Erſcheinen ſeiner Viergeſpanne in Olympia, die ihm einen erſten, zweiten und dritten Sieg verſchafften, verſicherte, er habe dabei nur den Glanz ſeiner Vaterſtadt im Auge: denn Hellas werde daraus ſehen, daß Athen noch immer kräftige und reiche Bürger habe. Er war freigebig für den öffentlichen Dienſt und für das Vergnügen des Volkes. Aber in ſeiner ganzen Art und Weiſe lag etwas, was über das republikaniſche Maß und das bürgerliche Herkommen hinausging. Er hatte etwas von einem Fürſten an ſich; aber nur durch die Demokratie ſelbſt und durch Popularität gelangte er zu Einfluß. Seine glanzvolle Erſcheinung verblendete; aber ſie beleidigte nicht. In ſeiner Schönheit, ſeinem Geſpräche, den Fehlern ſelbſt, die er durch Verwechſelung der Laute beging, lag etwas, was für ihn ſtimmte. In ſeiner Jugend hat man ihm geſagt, er könne in den öffentlichen Geſchäften Perikles an Autorität übertreffen. Dagegen aber machte ihn Sokrates auf ſeine Unvollkommenheiten aufmerkſam. Alcibiades hatte einmal geäußert: wenn er den Perikles höre, ſo habe er den Eindruck, derſelbe habe gut geſprochen. „Wenn ich aber", fuhr er fort, „die Worte dieſes Marſyas" — ſo bezeichnet er Sokrates — „vernehme, ſo klopft mir das Herz, ich vergieße Thränen, und er richtet mich ſo zu, daß mir zu Mute wird, als könnte ich in dem Zuſtande, in dem ich bin, nicht mehr leben." Die gegenſeitige Verbindung älterer und aufwachſender Männer, die in dem griechiſchen Leben faſt den meiſten und wohlbegründeten Anſtoß giebt, wurde durch ein Verhältnis, wie das des Sokrates zu Alcibiades, über das Gemeine erhoben und gewann eine pädagogiſche, man möchte ſagen eine politiſche und militäriſche Bedeutung. Nur durch geiſtige Überlegenheit und moraliſchen Einfluß erwirbt Sokrates die Gegenliebe des Alcibiades, die ſich dann vor den Feinden bewährt, indem erſt Sokrates bei Potidäa den ſchon hingeſunkenen

Alcibiades, ein andermal Alcibiades bei dem Rückzuge von Delion den Sokrates errettet. Das eingeborene Weſen des Alcibiades wurde dadurch in ſeiner Entwickelung nicht geſtört; ſeine ehrgeizige Prachtliebe, die das Volk bezauberte — es liebte und haßte ihn, ſagt Ariſtophanes, aber es wollte ihn haben —, erweckte die Beſorgniſſe der ruhigen und beſonnenen Männer; ſie ſahen von ihm nichts als Unheil voraus. „Nur zu“, ſagte ihm der Menſchenfeind Timon, als er ihn einſt im vollen Genuß der Popularität erblickte, „Du wirſt dieſe alle ins Verderben führen“. Trotz der ſokratiſchen Zucht blieb Alcibiades ungezähmt und unberechenbar. Daß er nun von Anfang an große Pläne gehegt, etwa den, ſich ſelbſt der Herrſchaft zu bemächtigen, oder gar Italien und Afrika den Athenern zu unterwerfen, darf man ihm ſo ſchlechthin nicht nachſagen. Aber ſich und ſeine Vaterſtadt groß zu machen, dahin ging ſein Sinn. Er lebte immer in den augenblicklichen politiſchen Verhältniſſen, die er zu dieſem Zwecke weiter zu entwickeln wußte. Man verſteht es, daß er Partei gegen den Frieden des Nicias nahm. Die Unſicherheit der Lage, in welche Athen dadurch geriet, daß der Friede nicht vollkommen ausgeführt wurde, bahnte ihm den Weg, um ſich ſelbſt an die Spitze des Volkes zu ſtellen und, obwohl noch jung, die Leitung der Angelegenheiten in ſeine Hand zu bringen. Die Demokratie bedurfte eines Führers. Alcibiades wurde ein ſolcher, aber der gefährlichſte von allen. Schon hatte er große Erfolge aufzuweiſen. Ein ſolcher lag vor allem in der Verbindung mit Argos, welches ſich, durch ihn gewonnen, den Lacedämoniern im Peloponnes entgegenſetzte; es war zugleich eine Allianz der demokratiſchen Verfaſſungen, was ihm auch in ſeiner Eigenſchaft als Volksführer verdoppelte Autorität verſchaffte. Das Zuſammenwirken dieſer Tendenzen ſchloß noch keinen Bruch mit Sparta ein; denn wie hätte es jemandem beikommen können, Sparta demokratiſieren zu wollen? Aber der Weg, den man eingeſchlagen, führte dahin, den Einfluß Spartas in eine möglichſt enge Sphäre einzuſchränken und den Athenern freie Hand zu verſchaffen.

In dieſem Sinne war es nun, daß ein Unternehmen Athens zur Unterwerfung von Sicilien in den Geſichtskreis trat. In ſich ſelbſt hat dieſes Unternehmen eine univerſalhiſtoriſche Seite; es greift in die allgemeinen Verhältniſſe ein und die Gedanken, welche dieſelben bedingen. Von jeher hat man bemerkt, daß die griechiſchen Anſiedelungen in Sicilien und ihr Verhältnis zu den phöniziſch-karthagiſchen mit dem Gegenſatz zwiſchen Orient und Occident in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtanden. Wer kennt nicht die Erzählung, daß dem Siege bei Salamis ein ähnlicher der ſicilianiſchen Griechen über die Karthager bei Himera entſprochen habe! Doch iſt das nur eine Sage, die auf der Vorausſetzung und dem Gefühl dieſes Zuſammenhanges beruht. Ähnliche Ereigniſſe haben jedoch wirklich ſtattgefunden. Den ſicilianiſchen Griechen war eine Zeit zu einer ruhigen Entwickelung vergönnt geweſen; ſie wurden fähig, den Karthagern auf der Inſel die Widerpart zu halten und ſie auf ein paar Küſtenplätze einzuſchränken. Aber davon, daß nun Alcibiades und Athen etwa beabſichtigt hätten, ſich an die Spitze der ſicilianiſchen Griechen gegen die Karthager zu ſetzen, findet ſich keine Spur, obwohl er Libyen in ſeine Berechnungen zog. Die effektiv wirkſamen Gedanken galten bloß den inneren Streitigkeiten der Griechen untereinander; es waren eben die doriſchen Niederlaſſungen, welche in Sicilien emporkamen, nahe verwandt den Lacedämoniern und mit den ioniſchen, die den Athenern ſtammverwandt waren, in fortwährendem Hader begriffen. Den letzteren zu Hülfe zu kommen, lag ſehr auf dem Wege der atheniſchen Politik.

Schon Perikles hat daran gedacht, und da nun die Leontiner, die zu den Joniern gehörten, von Syrakus, der vornehmſten der doriſchen Kolonien, bedrängt wurden, ſo waren auch ſchon einige Jahre früher mancherlei Verſuche gemacht worden, denſelben Beiſtand zu leiſten, die aber nur dazu führten, die Macht von Syrakus zu verſtärken. Auch Egeſta, mit dem benachbarten Selinunt in einen territorialen Zwiſt verwickelt, wurde von Syrakus, das dem letzteren zu Hülfe kam, gefährdet. Ein Stammesverhältnis war es nicht, was die Athener dazu veranlaſſen konnte, die Sache von Egeſta zu der ihren zu machen; denn Egeſta gehörte einer vermeinten troiſchen Kolonie an und ſtand mit den Karthagern ſogar in gutem Vernehmen. Aber Egeſta machte ein anderes Motiv geltend, nämlich die immerfort wachſende Macht von Syrakus, welches durch Niederwerfung, wie der Leontiner, ſo der Egeſtaner vollkommen Herr in Sicilien werden würde, zum Nachteil der Seemacht von Athen und der ioniſchen Stammesverwandten desſelben. Man erkennt hier die Natur der Streitigkeiten der Griechen untereinander; ſie beruhten auf dem Antagonismus der Stämme; aber eine Folge von ſo großer Tragweite hatte dieſer Gegenſatz noch nicht gehabt, wie ſie damals in Ausſicht trat.

In Athen waren die Anhänger des Friedens, vornehmlich Nicias, gegen alle Teilnahme für Egeſta. Denn wenn die Egeſtaner vorgeſtellt hatten, daß Syrakus allemal auf Seiten von Sparta ſein werde, ſo ſchien es doch auch gefährlich, durch einen Angriff auf Syrakus eine offene Feindſchaft mit Sparta hervorzurufen: nach den Erfahrungen der letzten Jahre bot ein Krieg mit Sparta wenig Ausſicht auf Erfolg, ſchloß aber die größten Gefahren ein, zumal da damit alle anderen Gegner erweckt werden würden. Dieſen Betrachtungen aber trat nun, wie ſich nicht anders erwarten ließ, Alcibiades entgegen. Was ihm hiebei zu ſtatten kam, war die von ihm ſelbſt zuſtande gebrachte Allianz mit Argos. Athen ſtand nicht wie früher für ſich allein da, ſondern es hatte Verbindungen, durch welche die exkluſive Macht Spartas im Peloponnes höchlich beeinträchtigt wurde. Alcibiades machte ſeinen ganzen perſönlichen, man dürfte ſagen zugleich realen und idealen Einfluß geltend. Die herrliche Rede, welche ihm Thucydides in den Mund legt, wird man wohl nicht als wörtlich ſo von Alcibiades geſprochen betrachten dürfen; aber von größter Bedeutung für die politiſchen Anſchauungen der Zeit ſind die Grundſätze, die darin vorkommen. Schon bei der Überwältigung von Melos, die ſonſt nicht zu rechtfertigen war, hatten die Athenienſer die Behauptung aufgeſtellt, daß die geringere Macht ſich allezeit der größeren fügen müſſe; ſie hatten geſagt, die Erfahrung zeige, daß das ſelbſt der Wille der Götter ſei, auf die ſich Melos vergeblich berufe, d. h. doch: die territoriale Unabhängigkeit müſſe nach dem Laufe der Ereigniſſe, in denen die göttliche Einwirkung erſcheine, vor der Hoheit einer wirklichen, die Nachbarn umfaſſenden Potenz zurückſtehen. Das Gefühl, daß die Überlegenheit der Kraft ein Recht in ſich ſchließe, wurde nun von Alcibiades weiter dahin ausgedehnt, daß eine in ſtetem Fortſchritt begriffene Macht, wie die atheniſche, wenn ſie zu Hülfe gerufen werde, nicht ängſtlich in Betracht ziehen dürfe, ob das Recht auf Seite der Hülfeſuchenden ſei, auch nicht, ob ſie ſich von denſelben vorkommenden Falls einen gleichen Beiſtand verſprechen könne, ſondern ſie könne nicht anders als die Hülfe leiſten. Alles beruhe in Athen auf der Entwickelung der Seemacht; man könne gar nicht angeben, wo dieſelbe ſtehen bleiben dürfe; denn die Macht erwecke eine natürliche Eiferſucht; es ſei allezeit geboten, einen Angriff nicht zu erwarten, ſondern einem ſolchen zuvorzukommen. Und immer müſſe man Partei nehmen. Der vorwaltende Gedanke iſt alſo die Macht ſelbſt, die, einmal begründet, immerfort wachſen muß, weil ſie die ihr entgegenſtehende Feindſeligkeit nicht ermeſſen kann. Auf dieſe Weiſe hat, wie man weiß, Napoleon I. ſeine Kriege gerechtfertigt; er iſt dabei erlegen. Es war der Grundſatz der Römer, die ihn wirklich durchgeführt und ihre Weltherrſchaft darauf begründet haben. Hier in Athen iſt er zuerſt einem leitenden Staatsmanne zum Bewußtſein gekommen; dahin führte der Gang der Entwickelung von Athen überhaupt. Die Demokratie hatte von den Vorrechten der alten Ariſtokratie des Landes abſtrahieren müſſen, um ſich zu konſtituieren. So war die partikulare Unabhängigkeit der deliſchen Bundesgenoſſen nach und nach gebrochen worden. Nur an Sparta fanden die Einen und die Anderen noch einen Rückhalt. Alcibiades hatte damals vornehmlich im Auge, daß die Herrſchaft über ganz Hellas, auf welche Athen ohnehin Anſpruch habe, durch einen Sieg über Syrakus erlangt werden würde; die von Lacedämon zu erwartende Feindſeligkeit, die er vorausſetzte, ſchlug er doch nicht hoch an.

Daß nun dieſe Anſichten Widerſpruch finden mußten, verſteht ſich von ſelbſt; es mag ſein, daß ſie bereits befolgt worden waren, aber bekannt hatte man ſich noch nicht dazu. Die älteren Männer neigten ſich mehr zu Nicias; die jüngeren, thatendurſtig, wie ſie waren, ſtellten ſich auf die Seite des Alcibiades. Nur aus beiden aber, ſagte dieſer, ſetze ſich der Staat zuſammen; die Macht desſelben beruhe auf ihrem Zuſammenwirken. In den Beratungen behielt er die Oberhand. Die Rüſtungen wurden in großem Stile vorgenommen. Sehr wohl wußte man, daß der Feind, auf den man losgehe, zur See geübt und erfahren ſei. Man ſetzte, um ihn zu überwinden, eine Flotte von hundert Triremen in Stand. Alle wetteiferten mit einander auch in Bezug auf die äußere Ausſtattung. Beſonders aber bemühten ſie ſich, in den erforderlichen Übungen, namentlich auch in Geſchwindigkeit des Ruderns, einer den anderen zu übertreffen. Sechzig waren eigentliche Kriegsſchiffe, vierzig zugleich zum Transport beſtimmt. Von den Bundesgenoſſen ſtießen noch vierunddreißig hinzu, ſo daß die maritime Überlegenheit über die Gegner keinem Zweifel unterliegen konnte. Nicht allein zur See wollte man bei dieſer Unternehmung gerüſtet ſein, ſondern auch darauf Bedacht nehmen, daß man in Sicilien zu Lande werde kämpfen müſſen. Man trug Sorge, daß die Zahl der Hopliten, die eingeſchifft wurden, über 5000 ſtieg; 1500 von ihnen waren atheniſche Bürger, die ſich ſelbſt bewaffneten, 700 ſolche, deren Bewaffnung der Staat übernahm; die übrigen waren Bundesgenoſſen, unter denen die von Argos und Mantinea ſich beſonders hervorthaten. Sie hofften alle, den bevorſtehenden Krieg zu ihrem Ruhm und zu perſönlichem Vorteil durchzuführen. Es blieb nicht unbeachtet, daß in Sicilien gleich bei der Landung auch gegen Reiterei zu ſchlagen ſein werde. Man verſäumte nicht, ſich mit Bogenſchützen und Schleuderern, namentlich aus Kreta, zu verſtärken. Hauptſächlich rechnete man darauf, an den Stammverwandten in Sicilien Beiſtand zu finden und von den Egeſtanern mit reichen Geldmitteln verſehen zu werden. Ein Unternehmen, wie in Griechenland noch kein ähnliches vorgekommen war. Alle Kräfte des Gemeinweſens und der Verbündeten wurden dazu angeſtrengt; das atheniſche Volk, immer zuverſichtlich, ehrgeizig und für weite Ausſichten zugänglich, ſetzte die größten Hoffnungen darauf. Und wer könnte behaupten, daß dieſe in dem Zuſtande der damaligen Welt unbegründet geweſen wären, da die Karthager, ſchon einmal zurückgedrängt, mit anderen Unternehmungen beſchäftigt waren, unter den Griechen aber nirgends eine auch nur annähernd gleiche Macht zur See und zu Land aufgeſtellt werden konnte, die Perſer ihrerſeits durch den Cimoniſchen Frieden gefeſſelt waren? Ausdrücklich läßt Thucydides den Alcibiades ſagen: er habe ſein Augenmerk auch auf Italien und Libyen gerichtet, aber immer in der Abſicht, mit der gewonnenen Macht auf den Peloponnes zu fallen, und zwar verſtärkt mit barbariſchen, namentlich iberiſchen Hülfsvölkern, zugleich mit neuen, aus italieniſchem Material ausgerüſteten Triremen; ſo habe er gehofft, der helleniſchen Geſamtheit Meiſter zu werden. Die großartigſte Poſition in der Mitte der einander beſtreitenden Weltkräfte wäre damit eingenommen worden.

Von vornherein aber darf man fragen, ob Athen wirklich fähig war, einen Kampf dieſer Art nicht allein zu beginnen, ſondern auch durchzuführen. In Bezug auf die Streitkräfte, die in Aktion treten ſollten, dürfte das ſich nicht ſchlechthin in Abrede ſtellen laſſen; allein dabei kommt noch ein anderes Moment in Betracht.

Zu einer Machtentwickelung, die nur auf ſich ſelber beruht und der ganzen Welt entgegentritt, gehört die Einheit der leitenden Geſichtspunkte: etwa ein Fürſt, der das, was er denkt, auch ausführt, oder ein Gemeinweſen, in welchem eine feſte Politik ergriffen und dann behauptet wird. Gleich beim erſten Schritte aber zeigte ſich, daß Athen das nicht war. Alcibiades, der das Unternehmen hauptſächlich herbeigeführt hatte, war doch weit davon entfernt, eine wirklich beherrſchende Stellung einzunehmen oder auch nur der beſchränkteren, die er wirklich inne hatte, ſicher zu ſein. Indem man ſich zur Abfahrt rüſtete, brachte ein nächtlicher Unfug, bei dem die vor den Häuſern der Bürger ſtehenden Marmorhermen verunſtaltet wurden, eine innere Gärung ohne Gleichen hervor. Man ſah darin ein Attentat gegen die Religion, gegen die Verfaſſung. Und da nun Alcibiades, wie Perikles, überhaupt mit dem herrſchenden Götterdienſt nicht eben einverſtanden, ſich vielmehr den philoſophiſchen Meinungen zuneigte und wohl gar im Saus und Braus nächtlicher Gelage Gottesdienſte nachgeäfft und verſpottet hatte, vor welchen das Volk eine ehrfurchtsvolle Scheu bewahrte, ſo wandte ſich die öffentliche Stimmung gegen ihn ſelbſt. Es iſt gewiß, daß er an jenem Unfug keinen Anteil hatte, aber durch die Anſchuldigungen, die bei der Unterſuchung über die Sache gegen ihn ſelbſt laut wurden, fühlte er ſich doch getroffen und gefährdet. Sein perſönliches, dem alten Herkommen und der heimiſchen Sitte Hohn ſprechendes Verhalten bewirkte, daß man ihm alles zutraute. Alcibiades hatte ein beſtimmtes und ſicheres Gefühl davon, daß er nicht in See gehen könne, es wäre denn, daß die Sache gerichtlich entſchieden und er freigeſprochen ſei. Es wäre beſſer, ſagte er, er käme um, als daß er, mit einem Verdacht dieſer Art belaſtet, zu einer ſo großen Unternehmung ſchritte, entſcheidend für das allgemeine Wohl. Gewiß war die abergläubiſche Menge gegen ihn erregt; ebenſo unleugbar aber iſt es, daß Alcibiades' politiſche Antagoniſten die günſtige Gelegenheit ergriffen, um ſein Anſehen zu erſchüttern. Sie mußten ſich jedoch bei einigem Nachdenken beſcheiden, daß ſie augenblicklich, am Vorabend einer Unternehmung, auf welche aller Augen gerichtet waren, bei der Anweſenheit ſo vieler für den Kriegszug eingenommener Bürger unter den Waffen, gegen den Feldherrn, der, obwohl zwei andere, Nicias und Lamachos ihm beigeſellt waren, doch die Hauptſache auszuführen hatte, nichts ausrichten würden. Sie wünſchten ſelbſt, daß der Zug nach Sicilien ins Werk geſetzt würde, um dann ungeſtört zu weiteren Machinationen ſchreiten zu können. Ohne auf die Sache einzugehen, entſchied das Volk durch förmlichen Beſchluß, daß die Flotte unverzüglich auslaufen ſolle. Alcibiades ſah ſich wenigſtens nicht mit einer unmittelbaren Fortſetzung eines gegen ihn laufenden Verfahrens bedroht; aber auch die Gegner gaben nicht auf, ihm mit neuen Anſchuldigungen beizukommen, wenn er nicht mehr anweſend ſei. Konnte nun wohl unter ſolchen Umſtänden ein Unternehmen gelingen, bei dem alles auf dem ungebrochenen Mut des leitenden Feldherrn beruhte?

Noch eine ſachliche Frage dürfen wir nicht unerörtert laſſen, die nämlich, wohin nun die präciſen Abſichten von Athen gerichtet waren; denn bei der allgemeinen, doch nur ſehr vagen Idee einer Eroberung von Sicilien kann man nicht wohl ſtehen geblieben ſein. Bei Diodor von Sicilien, der an dieſer Stelle einige gute Ergänzungen zu Thucydides beibringt, findet ſich die Nachricht: in einer Konferenz zwiſchen den erwählten Feldherren und den leitenden Männern der Fünfhundert ſei der Beſchluß gefaßt worden, den Krieg gegen Syrakus und Selinus bis zur Vernichtung dieſer Gemeinweſen durchzuführen; — denn dieſe waren es, gegen welche man von den Egeſtanern und Leontinern zu Hülfe gerufen war; man wollte eine ſolche in vollſter Ausdehnung leiſten. Die übrigen ſiciliſchen Republiken dachte man beſtehen zu laſſen, aber ſie bundespflichtig zu machen. Jenes Verhältnis bundesgenöſſiſcher Unterwürfigkeit, welches nach Oſten den Perſern gegenüber behauptet worden war, ſollte auch auf den Weſten den Karthagern gegenüber ausgedehnt werden, worin denn eben eine beherrſchende Stellung von Athen über den größten Teil des Mittelmeeres und Griechenland ſelbſt gelegen hätte. Das Volk hat von dieſen Abſichten ſchwerlich viel erfahren; es war nur von der Größe des Unternehmens, den Hoffnungen und den Befürchtungen erfüllt, die ſich daran knüpften. Jedermann kennt dieſe Stimmungen aus Thucydides. Da lieſt man auch, daß bei der Abfahrt die gewohnten Gebete und Libationen nach dem Rufe der Herolde auf den Schiffen vollzogen wurden. Diodor fügt hinzu, das Ufer des Hafens ſei mit Rauchfäſſern und geweihten Libationsgefäßen bedeckt geweſen; auch das Volk habe ſeine Spenden dargebracht; nicht jedoch eben einmütig ſei das geſchehen, ſondern nur von ſolchen, denen es um die Verehrung des Göttlichen zu thun geweſen ſei. So ging die Flotte in See unter dem Archontat des Chabrias, nach der Mitte des Sommers. Bei ihrer Ankunft an den italieniſchen Küſten, wohin ſie den Lauf nahm, brachte man in Erfahrung, daß man von Egeſta keineswegs die Geldhülfe erlangen werde, die man erwartete, und Nicias ſchlug vor, nur eben den übernommenen Bundespflichten Genüge zu thun, den Egeſtanern auf die eine oder die andere Weiſe Recht zu verſchaffen, dann aber nach Hauſe zurückzufahren, um nicht Dinge zu unternehmen, die das Gemeinweſen in unerſchwingliche Koſten verwickeln und die große Flotte in Gefahr bringen würden. Damit wäre aber dem ganzen Vorhaben die Spitze abgebrochen worden; die Meinung des Alcibiades war, daß man vielmehr feſten Fuß auf der Inſel faſſen, Verbündete gewinnen und auf dieſer Grundlage die Feindſeligkeiten gegen Syrakus beginnen ſolle. Dieſe Anſicht drang durch, und man bemächtigte ſich, dem von Athen proklamierten Rechte des Stärkeren gemäß, nicht ohne Hinterliſt, der Stadt Katana, in deren Hafen die atheniſche Flotte alsdann Aufnahme fand. Von den ſtammverwandten Kolonien trat Naxos auf die Seite von Athen, und es hätte wohl nur eines glücklichen Erfolges bedurft, um einen großen Umſchlag in Sicilien hervorzubringen. Aber eben in dieſem Augenblick, als die Unternehmung im Sinne des Alcibiades in Gang geſetzt worden war, erſchien in dem Hafen von Katana die ſalaminiſche Triere, um denſelben abzurufen. Die Gegner, die gleich damals, als Alcibiades den Beſchluß der Unternehmung durchſetzte, ſich verbunden hatten, ihm bei der Ausführung entgegenzuwirken und ſeiner gefährlich werdenden Macht ein Ziel zu ſetzen, hatten ihre Angriffe erneuert; ein Sohn des Cimon war es, der die Verſpottung der Göttinnen von Eleuſis, Demeter und Perſephone zum Gegenſtand einer Anklage machte und in der Abweſenheit des Alcibiades den Beſchluß auswirkte, ihn wegen Verſpottung der eleuſiniſchen Geheimniſſe zur Verantwortung zu ziehen. So viel Rückſicht nahm man in Athen noch auf ſein Verhältnis zu den Argivern und Mantineern, die fortwährend an ihm hingen, daß man ihn nicht ſogleich verhaften ließ, ſondern ihm eine gewiſſe Freiheit bei der Rückfahrt nach Athen geſtattete, bei der die italieniſchen Küſten berührt wurden. Aber in Thurii verließ Alcibiades mit einigen Mitangeklagten das Schiff, das ihn trug; es war ſein eigenes. Es gelang ihm, zu entkommen; denn er fürchtete bei ſeiner Ankunft in Athen zum Tode verurteilt zu werden. Man hat ihn gefragt, ob er kein beſſeres Vertrauen zu ſeinem Vaterland habe; er antwortete, in einer Gefahr von Leib und Leben würde er ſelbſt ſeiner Mutter nicht trauen, die ja leicht eine ſchwarze Kugel mit einer weißen verwechſeln könne. Aber ohne Zweifel war ſein Entſchluß gefaßt, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, ſeiner Vaterſtadt zu beweiſen, nicht allein, daß er noch lebe, ſondern auch, daß ſie ohne ihn nichts vermöge, und die Gegner, die ihn vom heimiſchen Boden entfernt hatten, auch aus der Ferne her zu bezwingen. Es war das ſtolzeſte Selbſtbewußtſein, das ihn beſeelte; er fühlte ſich nicht mehr als Bürger des Gemeinweſens, dem er angehörte; er riß ſich von demſelben mit Entſchiedenheit los, um eine Bahn einzuſchlagen, in welcher er nur ſeinem eigenen Sterne folgte.

Etwas ähnliches hatte man ſchon bei Themiſtokles erlebt. Doch war dieſem ſeine Stellung die Hauptſache und in dem Augenblicke, als er ſein Vaterland bekämpfen ſollte, hatte ihn ſein Tod, wahrſcheinlich durch ſeinen eigenen Entſchluß herbeigeführt, dieſer Notwendigkeit überhoben. Dagegen ſah es Alcibiades von vornherein auf einen Angriff gegen Athen ab. Er ließ vernehmen, nicht die Lacedämonier ſeien ſo ſehr Feinde von Athen, als die Partei ſeiner Vaterſtadt, welche ihn vertrieben habe, ihn, den beſten Freund des Volkes. Es wäre ihm ſogar zuwider geweſen, wenn Athen die Herrſchaft über Griechenland und die gebietende Stellung in der Welt, die er ihm hatte verſchaffen wollen, ohne ihn erlangt hätte; denn ſie würde dann in den Beſitz ſeiner Gegner gelangt ſein. Und dieſe vor allem wollte er niederkämpfen; es ſchien ihm beſſer, die Herrſchaft über Griechenland an die Spartaner zu bringen, die ſie mit Mäßigung ausüben würden, als ſie der Regierung von Athen, die höchſt ungerecht ſei, in die Hände fallen zu laſſen. Der Gedanke, der bisher Athen auf dem von Themiſtokles eingeſchlagenen Wege unter den Führern verſchiedener Parteien belebt und ſeine Thatkraft beſtimmt hatte, die Seemacht nur immer weiter zu entwickeln, ſoweit wie möglich, wurde von dem Manne, der denſelben am lebhafteſten ausgeſprochen und verfochten hatte, ſelbſt verlaſſen.

Der Geſchichtſchreiber der Epoche hat erfahren, daß Alcibiades, der ſich unter ſicherem Geleit nach Sparta verfügte, daſelbſt zwei Ratſchläge gegeben habe, welche verderblich wirken mußten: einmal, in dem attiſchen Gebiete einen feſten Platz zu beſetzen, um das Land fortwährend zu beunruhigen und ihm ſeine binnenländiſchen Hülfsquellen zu ſchmälern, wodurch der Aufbau der langen Mauern illuſoriſch wurde, und den anderen, den Syrakuſanern, wenn nicht eine beträchtliche Hülfe, doch einen bewährten Führer zuzuſchicken, um ihre Verteidigung zu leiten. An ſich ließe ſich wohl annehmen, daß die ſpartaniſchen Ephoren, Männer von Verſtand und Umſicht, von ſelbſt auf dieſe naheliegenden Gedanken gekommen wären; aber wir folgen der Autorität des gewiſſenhaften und wohlunterrichteten Hiſtorikers, der darin Inſpirationen des Alcibiades ſieht; und wer wollte leugnen, daß dieſer dazu beigetragen hat, daß jene ergriffen wurden! Beſonders die Sendung eines kriegskundigen Führers nach Syrakus war überaus dringend. Denn mit gutem Erfolg hatte Nicias indeſſen den Krieg gegen Syrakus eröffnet und weitergeführt, wiewohl dieſes unter Hermokrates wacker verteidigt wurde; er hatte durch ſeine Schwerbewaffneten Vorteile auf dem Lande errungen und ſich der Anhöhen bemächtigt, welche die Befeſtigungen von Syrakus beherrſchten, während die Flotte alle Kommunikation der Einwohner mit Griechenland unterbrach. Es tauchten unruhige Bewegungen in der Stadt auf, und, wie es ſcheint, würde ein Vergleich ſehr möglich geweſen ſein, bei welchem Syrakus beſtanden hätte unter Anerkennung der Oberherrſchaft von Athen. Eben dies war die Beſorgnis, welche Alcibiades in Sparta anregte; er riet vor allem, jeden Vergleich zwiſchen Athen und Syrakus zu verhindern. Und einem korinthiſchen Schiffe glückte es wirklich, der Flotte von Athen zum Trotz die Nachricht nach Syrakus zu bringen, daß der alte Vorort des doriſchen Gemeinweſens, Lacedämon, die Syrakuſaner nicht verlaſſe, ſondern ihnen demnächſt einen bewährten Führer zuſenden werde. Dieſe Nachricht iſt es, was den Krieg entſchieden hat. Die Syrakuſaner faßten wieder Vertrauen zu ihrer Sache; und nach einiger Zeit erſchien der Spartaner Gylippus, um die Verteidigung in die Hände zu nehmen. Die alte Stammesverwandtſchaft und das große Intereſſe wirkten zuſammen, um ihm pünktlichen Gehorſam zu verſchaffen; die Verteidigung verwandelte ſich bald in einen Angriff auf die Belagerer, in welchem dieſe Schritt für Schritt in immer größeren Nachteil gerieten. Zugleich gelang es einem korinthiſchen Geſchwader, in den Hafen von Syrakus einzudringen. Wenn die Athener Syrakus nicht allein zu überwältigen, ſondern von da aus auch des Peloponnes Meiſter zu werden gedacht hatten, ſo vereinigten ſich nun die Streitkräfte des Peloponnes zur Verteidigung von Syrakus. Eine nicht unbedeutende Verſtärkung, welche aus Athen herbeikam, vermochte doch nicht, das Übergewicht der Athener herzuſtellen. Sie faßten ſelbſt den Entſchluß, ihr Heil in einer raſchen Rückfahrt zu ſuchen, ſolange dies noch möglich ſei. Da iſt es nun merkwürdig zu erfahren, wodurch ſie daran verhindert worden ſind. Es war derſelbe alte Aberglaube, welchen Perikles und die Philoſophen bekämpft hatten, nahe mit dem verwandt, welchen Alcibiades mutwillig verſpottet haben ſollte, ſo daß er deshalb abberufen worden war. Wie konnte man auch auf der einen Seite nur noch das Prinzip der Macht bis auf das äußerſte verfolgen, z. B. in Melos, gleich als gebe es für die Schwächeren keine ſchützenden Gottheiten, und dabei doch an dem alten Götterglauben blindlings feſthalten? Als alles zur Abfahrt bereit war, ſetzte eine eintretende Mondfinſternis die Truppen und ihren Führer Nicias dergeſtalt in Schrecken, daß ſie die Rückfahrt aufgaben; ſie wollten nach der Weiſung der Wahrſager erſt dreimal neun Tage abwarten, ehe ein Entſchluß gefaßt werden könne. Aber in dieſem Verzuge lag der Untergang. Der Hermokopidenprozeß hatte ihre Unternehmung eben in dem Augenblick aufgehalten, als ſie unwideruflich in Gang geſetzt worden war. Das Eintreten einer Mondfinſternis verhinderte die Rettung der Flotte, als dieſelbe noch hätte bewerkſtelligt werden können. Noch waren die Athener zwar zahlreicher als ihre Feinde in dem Hafen; allein die Enge der Gewäſſer raubte ihnen den Vorteil ihrer in raſchen Bewegungen beſtehenden Überlegenheit in dem Seekampfe. Ihre Gegner hatten Vorrichtungen an den Triremen angebracht, durch welche ſie im Einzelkampfe den atheniſchen überlegen wurden. Bei dem erſten ernſtlichen Zuſammentreffen wurde die atheniſche Flotte, in welcher die Macht der Republik hauptſächlich beſtand, vernichtet. Ein ähnliches Verderben erreichte dann die Landmacht. Die Übriggebliebenen von denen, welche die Welt zu erobern gedacht hatten, wurden von den Syrakuſanern zur Arbeit in den Steinbrüchen verurteilt, die beiden oberſten Führer zu Land und zur See umgebracht.

Wenn nun aber hiedurch das Vorhaben, die Macht von Athen nach Weſten auszubreiten, wie es einſt Perikles gefaßt hatte, vollkommen ſcheiterte, ſo bewirkten die Ereigniſſe, daß dieſelbe auch in der anderen Richtung, in welcher ſie durch Miltiades und Cimon befeſtigt worden war, noch mehr erſchüttert wurde. Die ioniſchen Bundesgenoſſen erhoben ſich jetzt zu dem Verſuche, ſich des drückenden Joches, das ihnen die Athener aufgelegt hatten, zu entledigen. Hier eben bemerken wir, daß das Ereignis auch auf die allgemeine Lage der Weltverhältniſſe einen großen Einfluß ausübte. In Sicilien bekamen die Karthager, die einen Teil der atheniſchen Mietsvölker, deren Gedanken nicht über Sold und Waffen hinausgingen, an ſich zogen, ein Übergewicht, das freilich erſt nach und nach hervortrat. In Kleinaſien erweckte die Bewegung der Bundesgenoſſen den Ehrgeiz des Satrapen von Sardes, Tiſſaphernes. Auch dies geſchah unter Einwirkung des Alcibiades, der es befürwortete, daß Lacedämon mit den Perſern in ein Bündnis trat, welches gegen die Seemacht von Athen gerichtet war, die im Ägäiſchen Meer und an den ioniſchen Küſten zwar noch beſtand, aber doch ſchon Abbruch litt, wie denn auch das beſonnene Chios jetzt von ihm abfiel. Um die maritime Autorität der Athener vollends zu brechen, gewährten die Perſer den Lacedämoniern Subſidien, ſo daß dieſe eine anſehnliche Flotte in See ſchicken konnten. Das große Intereſſe der Welt nahm eine andere Richtung; der Mittelpunkt aller Fragen wurde, ob die Macht von Athen beſtehen ſolle oder nicht. Alles andere trat dagegen in den Hintergrund. Man erlebte, daß die

Griechen jetzt ſelbſt dazu beitrugen, abgefallene Häuptlinge dem großen Könige zu unterwerfen, und dieſer dagegen den wider Athen vereinigten Peloponneſiern phönizische Schiffe zu Hülfe zu ſchicken verſprach. Die bisherigen Verträge mit den Perſern waren nur vorübergehender Natur geweſen; auch in den Gebieten, die den Perſern nominell geblieben waren, war doch die Macht der Athener ſtark genug, um die in ihrem Bunde feſtgeſetzten Tribute einzutreiben. Vorgänge, in denen das gerade Gegenteil von dem zu Tage tritt, was ein Menſchenalter früher in der Abkunft, die man den Cimoniſchen Frieden nennt, feſtgeſetzt war. Dieſer beruhte auf unbedingter Ausſchließung der Perſer von den griechiſchen Angelegenheiten, zur See ſowohl wie zu Lande, wogegen die Athener ſich damals verpflichtet hatten, das perſiſche Reich unbehelligt zu laſſen. Jetzt aber wurde dieſes, und zwar durch den großen Führer von Athen und die mit ihm verbundenen Lacedämonier, jener Verpflichtung überhoben und die Rückkehr der phöniziſchen Schiffe in den Archipelagus gutgeheißen. Die Lacedämonier gaben nach, daß das ganze Gebiet, welches des Königs ſei oder doch geweſen ſei, in ſeinem Gehorſam bleiben oder in denſelben zurückkehren ſollte. Sie ließen damit den Anſpruch der Küſtenländer, der perſiſchen Herrſchaft entledigt zu werden, thatſächlich fallen; und bei den Inſeln, die der Herrſchaft der Athener ſchon längſt müde geworden waren, fanden ſie hiebei eine nicht geringe Unterſtützung. — Es hat immer Bewunderung erregt, wie ſich die Athener auch unter dieſer ſchwierigen Lage behaupteten. Sie griffen die tauſend Talente an, die in der Burg für Fälle dieſer Art aufgehoben waren. Die Idee eines Staatsſchatzes, welche Perikles gefaßt hatte, zeigte ſich dabei heilbringend. Auch hatten die Athener noch die Argiver auf ihrer Seite. Es gelang ihnen nochmals, an der kleinaſiatiſchen Küſte zu landen und das abgefallene Milet ſowie die Lacedämonier, die der Stadt zu Hülfe gekommen waren, zu überwinden. Wir bemerken hier überhaupt, daß die Stammesverwandtſchaften, die aus älteſter Zeit vererbt und in neuerer in Erinnerung gebracht worden waren, dabei keinerlei Beachtung fanden. Den Mileſiern traten trotz der ioniſchen Herkunft derſelben die Lacedämonier zur Seite, ſowie die Argiver, Dorier, an der Seite der Athener fochten. Von keinem allgemeinen Gefühl zuſammengehalten, löſten ſich die griechiſchen Staaten in momentane Allianzen auf. Bei jenem Zuſammentreffen behielten die Mileſier, alſo Jonier, gegen die Argiver, alſo Dorier, den Platz; dagegen erfochten die Athener, alte Jonier, über die mit den Mileſiern verbundenen Lacedämonier den Sieg. Und der letzte Vorteil war der entſcheidende. Die Athener faßten den Entſchluß, Milet zu belagern, durch deſſen Eroberung ſie wieder Meiſter der ganzen Küſte zu werden hofften. Alcibiades war zugegen; er ſoll die eben herankommende Flotte der Spartaner, bei der ſich jetzt auch ſiciliſche Trieren befanden, einundzwanzig von Syrakus und zwei von Selinus, erinnert haben, dem Falle von Milet nicht ruhig zuzuſehen, ſondern die atheniſche Flotte, die bei Milet vor Anker lag, unverzüglich anzugreifen. Die Athener fühlten ſich aber nicht ſtark genug, dieſer großen Kombination zu widerſtehen. Es war dieſelbe, der ſie im Hafen von Syrakus unterlegen waren. Der vornehmſte ihrer Feinde in Syrakus, Hermokrates, war bei dieſer Flotte, und von den Perſern ließ ſich nichts anderes als ein Anfall von der Landſeite her erwarten. Der Strateg der Flotte, Phrynichos, wollte nicht das Schickſal des Nicias und Demoſthenes über ſich hereinziehen. Er wich noch beizeiten gegen Samos zurück, wodurch denn die Belagerung von Milet aufgehoben wurde. Es war nicht eben ein wirklicher Sieg, aber doch ein entſchiedener Vorteil, den die Peloponneſier davontrugen. Der ſchon begonnene Abfall konnte nun nicht unterdrückt werden; er breitete ſich vielmehr nach dem Süden und nach dem Norden hin aus. Wie Rhodos, ſo fielen auch Seſtos und Abydos ab; Lesbos war ſehr geneigt, dieſem Beiſpiel zu folgen; das deliſche Bündnis, auf welchem die Größe von Athen beruhte, ging ſtückweiſe zu Grunde. Auch in Euböa regte ſich der Aufruhr.

In dieſem Wettſtreit der Mächte geriet Alcibiades, der denſelben veranlaßt hatte, in eine eigentümliche Situation, die zu einer allgemeinen Bemerkung Anlaß giebt, welche zu äußern geſtattet ſein möge. Was alle Staaten des Altertums zuſammenhielt und in ſich ſelbſt belebte, war das Gefühl der bürgerlichen Gemeinſchaft, in der die Souveränität lag, von welcher ſich niemand trennen durfte, ohne ſein Leben zu verwirken. Von dieſem Grundgeſetz war nun aber Alcibiades abgewichen. Er brachte ſeine perſönliche Stellung ſeiner Vaterſtadt gegenüber eigenmächtig zur Geltung. Der Bürger befolgte eine perſönliche Politik, um der Gegner Meiſter zu werden, die Seinesgleichen waren, aber die höchſte Gewalt in ſeiner Vaterſtadt im Beſitz hatten. Wir werden an einer anderen Stelle ſehen, daß dies der Weg war, auf welchem die größte Republik aller Zeiten, die römiſche, in eine Monarchie verwandelt worden iſt. Alcibiades war entfernt davon, einen Gedanken dieſer Art faſſen zu können; er gebot über keine eigene Macht, wie Cäſar, um ſein Anſehen den Feinden gegenüber zu behaupten. Er konnte dieſen Zweck nur dadurch erreichen, daß er die mächtigſten Nachbarn ſeiner Vaterſtadt gegen ſie in Bewegung brachte. Dabei aber ſtellte ſich heraus, daß dieſe doch wieder verſchiedene Intereſſen hatten. Urſprünglich mit den Lacedämoniern verbündet, fand es Alcibiades nach der Hand notwendig, ſich denſelben entgegenzuſetzen. Sein Sinn konnte niemals ſein, den Lacedämoniern das unbedingte Übergewicht zu verſchaffen; er würde ſich damit nur einen anderen Herrn gegeben haben. Erfüllt von dem eigenſten Beſtreben, dem Wunſche, in Athen wieder Fuß zu faſſen, aber zugleich deſſen Autonomie den Lacedämoniern gegenüber zu erhalten, traf er mit Tiſſaphernes zuſammen. Ein an ſich nahe liegender politiſcher Gedanke wird, wie in anderen Fällen, ſo auch in dieſem von dem Einfluß des Alcibiades hergeleitet; er machte, ſo erzählt man, den Satrapen aufmerkſam, daß es nicht im Intereſſe von Perſien liege, die Seeherrſchaft in die Hände von Sparta geraten zu laſſen: das perſiſche Intereſſe fordere es vielmehr, Athen und Sparta im Gleichgewicht zu halten. Es war der

Gedanke, in welchem die Rettung von Athen lag. Doch leuchtet ein, daß er nicht ausgeführt werden konnte, wenn die öffentliche Gewalt in Athen nicht ſelbſt damit einverſtanden war. Hier aber hatten ſich nach dem natürlichen Laufe der Dinge verſchiedene Anſichten und einander entgegengeſetzte Parteien gebildet. Um den nicht ganz einfachen Gang der Bewegungen, die in der großen Angelegenheit entſcheidend wurden, zu verſtehen, müſſen wir nochmals Athen ſelbſt zu unſerem Hauptaugenmerk machen.

5. Zuſtände von Athen in den letzten Jahren des peloponneſiſchen Krieges und den erſten nach demſelben.

Zuerſt begrüßten die Trierarchen der Flotte vor Samos, von der Unmöglichkeit durchdrungen, den Lacedämoniern und den Perſern zugleich zu widerſtehen, freudig die Ausſicht, die ihnen eine Verbindung des Alcibiades mit Tiſſaphernes im Gegenſatz mit den Lacedämoniern eröffnete; ſie begünſtigten eine Bewegung in der Stadt, welche ſich der Alleinherrſchaft der äußerſten Demokratie widerſetzte. Ohne Zweifel gingen die inneren Bewegungen des atheniſchen Gemeinweſens von den äußeren Verwickelungen aus. Die Demokratie, durch welche Alcibiades vertrieben worden war, wurde unhaltbar, inſofern ſie mit all den Anſtrengungen, zu denen ſie ſchritt, das Vaterland nicht mehr zu verteidigen vermochte; ſie wurde es umſomehr, da Alcibiades zurückberufen werden mußte, wenn ſeine Unterhandlungen mit Tiſſaphernes die gewünſchten Erfolge haben ſollten. Alcibiades ſelbſt aber wollte von denen, die ihn verjagt hatten, nicht zurückgeführt werden. Das war eben ſeine vornehmſte Leidenſchaft, dieſe zu ſtürzen und ſich an ihnen zu rächen. Da kam ihm nun zu ſtatten, daß die damalige Demokratie, wie ſie war, durch den Heliaſtenſold und das Übergewicht, das die niederen Klaſſen erlangt hatten, zu mannigfaltigen gerechten Beſchwerden Anlaß bot. Unter den Gegnern der Demokratie gab es aber zwei verſchiedene Tendenzen. Die Demokratie, wie ſie jetzt beſtand, ſollte — darin waren alle einig — abgeſchafft werden. Was hatte das aber in dem durch und durch demokratiſchen Athen zu bedeuten, und was ließ ſich an ihre Stelle ſetzen? Es geſchah, daß die Oberhäupter der Flotte und die Gegner der Republik in der Stadt ein in der That ſehr gewaltſames Verfahren gegen die Demokratie einſchlugen. Ungefähr wie in den italieniſchen Republiken im 14. und 15. Jahrhundert eine Balia mit der Gewalt, die Verfaſſung zu revidieren, eingeſetzt zu werden pflegte, ſo wurde damals in Athen durch Volksbeſchluß eine Kommiſſion zu dem gleichen Behufe ernannt. Einige Männer von der größten Autorität ſtellten ſich auf die Seite der werdenden Oligarchie. Der bedeutendſte von allen iſt Antiphon, der Vater der kunſtgerechten Beredtſamkeit: von ihm ſcheint alles ausgegangen zu ſein. Was er damals vorſchlug, oder vielmehr was in der Kommiſſion durchging, trug den Stempel einer gewaltſamen Reaktion. Fünf Einverſtandene ſollten ſich durch Kooptation auf hundert verſtärken, von denen ein jeder wieder drei andere herbeizuziehen ermächtigt war, was dann einen Rat von Vierhundert bildete; dieſer ſollte die öffentliche Gewalt fortan ausüben. Wir werden auch hier an die italieniſchen Parlamente erinnert. Faſt in deren Weiſe wurde dann das Volk auf Kolonos zuſammenberufen und genehmigte alles. Hierauf wichen die Fünfhundert, welche Demokraten waren, aus dem Verſammlungshauſe des Rates und überließen den vierhundert Oligarchen den Platz. Die Veränderung war ebenſo durchgreifend, wie raſch. Wohl wurde eine Volksverſammlung von Fünftauſend vorbehalten; aber den Vierhundert war es überlaſſen, dieſe zu berufen oder auch nicht. Sie regierten nach ihrem Gutdünken. Die wichtigſte Entſcheidung, die ihnen vorlag, betraf das Verhältnis zu Sparta. Sie waren nicht etwa gemeint, ſich den Lacedämoniern zu unterwerfen; ein Zug derſelben von Dekeleia her fand Widerſtand an den Mauern von Athen. Aber mit den Lacedämoniern Frieden zu machen und ſich ihnen anzuſchließen, waren ſie allerdings geſonnen. Wir vernehmen ſogar aus dem Munde des Theramenes, der ſich dem Antiphon würdig zur Seite ſtellte, die Behauptung, daß die Staatsveränderung von dem Volke deshalb angenommen worden ſei, weil ſie den Lacedämoniern Vertrauen zu Athen einflößen würde. Eine Hinneigung zu Lacedämon aber war nun gerade das Gegenteil von dem, was auf der Flotte beabſichtigt worden war; wenn dieſe Form der Oligarchie beſtand, konnte Alcibiades nimmermehr zurückkehren. Die Flotte von Samos, welche mit den Lacedämoniern um das maritime Übergewicht rang, vermochte ihren Ehrgeiz nicht ſoweit herabzuſtimmen, um den Frieden bei denſelben gleichſam nachzuſuchen; ſie hielt vielmehr daran feſt, daß Tiſſaphernes durch Alcibiades gewonnen werden müſſe.

Gegen alles, was Alcibiades früher geplant und gethan hat, laſſen ſich ſehr begründete Einwendungen machen. Damals aber, als es darauf ankam, Athen zu retten, war ſein Verhalten untadelhaft und nicht ohne Größe. Er ſelbſt kam nach Samos, eben in einem Augenblick, wo die bewaffnete Macht, empört darüber, was in Athen vorgegangen war, ſich anſchickte, einen Angriff auf den Piräeus zu machen, und die Oligarchie ſich rüſtete, denſelben abzuwehren. Alcibiades zeigt ſich jetzt über die Parteigeſichtspunkte erhaben. Er ſtellte den Trierarchen vor, wie gefährlich für die geſamte Machtſtellung von Athen ihr Vorhaben ſein würde: denn ſofort würden Jonien und der Hellespont von Athen abfallen; die Lacedämonier würden dort vollkommen Meiſter werden. Er trug auf Verſöhnung der beiden Parteien an — denn er hatte jetzt ſelbſt eine Stelle unter den Strategen eingenommen und alſo wieder einen geſetzlichen Wirkungskreis —; mit den Vierhundert, ſagte er, werde er ſich nie verſöhnen, aber damit zufrieden ſein, wenn dem erwähnten, noch nicht ausgeführten Beſchluſſe gemäß die Fünftauſend zu einer wirklichen Autorität erhoben würden. Eine Auskunft, die wohl ſeiner perſönlichen Geſinnung entſprach; denn dadurch wurde zwar die Demokratie wiederhergeſtellt, aber eine andere als die, durch welche er vertrieben worden war. Zu den

Fünftauſend gehörten nämlich nur ſolche, welche ſich ſelbſt bewaffnen konnten. Und dahin führte auch der Gang der Dinge in Athen. Zwiſchen den Vierhundert brach eine Entzweiung aus, hauptſächlich deshalb, weil die ſtrengen Oligarchen in der Verbindung mit Sparta viel weiter zu gehen gedachten, als die gemäßigten mit dem Wohle von Athen für vereinbar hielten. Noch war alles ſehr zweifelhaft, als es bei Euböa zu einer Seeſchlacht zwiſchen Athenern und Lacedämoniern kam, in welcher die erſteren, denen auch die dortige Einwohnerſchaft grollte, geſchlagen wurden, ſo daß die Inſel in die Hände von Lacedämon überging, ein Ereignis, welches die äußerſten Beſorgniſſe in Athen erweckte. Wer hätte den Lacedämoniern widerſtehen wollen, wenn ſie ſich unverzüglich gegen den Piräeus gewandt hätten? Der Geſchichtſchreiber der Epoche geſteht, daß nur die Langſamkeit der Lacedämonier Athen gerettet habe; die Gefahr aber war eminent, und da nun Heer und Flotte in Samos die einzige Hülfsquelle bildeten, welche noch übrig war, ſo konnte man nicht zögern, den Forderungen derſelben zu genügen. So ward denn allen Bedenken ein Ende gemacht; in der Volksverſammlung auf der Pnyx wurden die Vorſchläge der Flotte angenommen, Alcibiades zurückberufen, der Rat der Vierhundert abgeſchafft; dagegen traten jene Fünftauſend nunmehr ins Leben; ſie wurden als das ſouveräne Volk von Athen anerkannt.

Thucydides hält dieſe Staatsveränderung für die wohlerwogenſte, die bei ſeinen Lebzeiten in Athen eingeführt worden ſei. Es wird ſich bald zeigen, daß damit doch wieder andere Mißſtände verknüpft waren; aber zunächſt wurde die Idee der Demokratie gerettet: ſie erſchien in gemäßigteren und haltbareren Formen. Dennoch würde nach der Anſicht des Geſchichtſchreibers alles verloren geweſen ſein, wenn die phöniziſchen Schiffe, gegen einhundertundfünfzig an Zahl, die ſich bereits in der Nähe befanden, herbeigekommen wären und den Spartanern Hülfe geleiſtet hätten. Alcibiades hat ſich immer das Verdienſt zugeſchrieben, daß Tiſſaphernes durch ihn bewogen worden ſei, die Schiffe nach Hauſe gehen zu laſſen. Ich ſehe keinen Grund, ihm dieſes Verdienſt abzuſtreiten. Die zweifelhafte Politik des Tiſſaphernes läßt ſich nur dadurch erklären, daß er Athen doch nicht wollte zu Grunde gehen laſſen, eine Abſicht, die nur dann erreicht werden konnte, wenn Alcibiades, zu dem er Vertrauen gefaßt hatte, ſich in Athen befand. Wohl hielt der benachbarte Satrap Pharnabazus von Phrygien an dem zwiſchen dem Könige von Perſien und den Peloponneſiern geſchloſſenen Bunde feſt und unterſtützte dieſe nach Kräften. Aber da nun die phöniziſchen Schiffe nicht anlangten und von den Satrapen der angeſehenere nicht mehr die Partei der Peloponneſier hielt, ſo konnten die Athener wieder mit größerer Zuverſicht in See erſcheinen. Dieſe Zuverſicht wuchs unendlich, als es ihrer Flotte bei dem erſten Zuſammentreffen mit den Lacedämoniern und Syrakuſanern bei Kynoſſema gelang, einen entſchiedenen Sieg über dieſelben davonzutragen; denn dadurch erſt ſchien die im Hafen von Syrakus erlittene Niederlage wett gemacht. Die Athener faßten hierauf wieder Hoffnung auf die Zukunft, worin ſie ein neuer großer Erfolg beſtärkte. Bei Kyzikos wurde abermals unter Teilnahme des Alcibiades eine Doppelſchlacht geſchlagen, in welcher die Peloponneſier eine ſchwere Niederlage erlitten und Kyzikos an die Herrſchaft von Athen zurückfiel. Die lacedämoniſchen Heerführer empfanden das aufs tiefſte; ihr Bericht begann mit den Worten: „Das gute Glück iſt vorüber.“ Wie der Abfall des Alcibiades von der Sache ſeiner Vaterſtadt die größten Verluſte für dieſelbe herbeigeführt hatte, ſo trug dann ſeine Ausſöhnung mit Athen vornehmlich dazu bei, daß es nicht völlig überwältigt wurde. Auch die Wiedererwerbung von Byzanz hatte es ihm zu danken.

Wäre es dabei geblieben, hätte er wirklich die Macht von Athen gerettet und inmitten der kämpfenden Weltmächte befeſtigt, ſo würde er als Wiederherſteller der Macht von Athen ſich ein unſterbliches Andenken geſichert haben.

Aber nochmals trat ihm eine Differenz in der Politik ſeiner Verbündeten in den Weg. Alles beruhte doch darauf, daß der Satrap von ihm bewogen wurde, Athen zu ſchonen und ſich von Lacedämon abzuwenden. Allein Tiſſaphernes war kein unabhängiger Fürſt, und der Großkönig fühlte ſich durch den vor kurzem geſchloſſenen Vertrag an Lacedämon gefeſſelt. Wenn ein Satrap in der Verwirrung des Momentes ſich entſchloß, den Athenern die Hand zu bieten, ſo konnte das in Suſa keinen Beifall finden; es war vielmehr ein perſönlicher Entſchluß desſelben, durch den er mit ſeinem Hofe zerfiel, ſo daß er die kaum eingeſchlagene Bahn wieder verlaſſen mußte. Alcibiades ſelbſt bekam hierauf eine Veränderung in der Geſinnung des Satrapen zu empfinden. Voll von Selbſtgefühl über alles das, was ihm zuletzt gelungen war, begab er ſich aufs neue zu Tiſſaphernes; man darf wohl nicht anders annehmen, als daß er ſeinen Bund mit ihm nun erſt recht zu befeſtigen gedachte; aber der Satrap war ſchon nicht mehr der alte; Alcibiades, nicht mehr ſo gut wie früher empfangen, ſah ſich in der Gefahr, feſtgehalten zu werden, ſo daß er den Entſchluß faßte, ſo raſch wie möglich davonzugehen. Der Satrap mag den alten Freund nicht mit all dem Eifer verfolgt haben, den man ſonſt in Fällen dieſer Art anwendet; aber eine Fortſetzung ihres früheren Verhältniſſes war doch unmöglich. Die Allianz Athens mit dem Satrapen von Sardes hörte auf. An Stelle des Tiſſaphernes trat in kurzem der jüngere Sohn des Königs, Cyrus, der als Karanos von Vorderaſien auftrat — wir werden ſeiner ſpäter noch näher zu gedenken haben —; und der ſtellte nun die alte Bundesgenoſſenſchaft zwiſchen Perſien und Sparta wieder her. Der aus der Ferne der Jahrhunderte her dieſe Angelegenheiten betrachtende Hiſtoriker iſt ſelbſt betroffen darüber, in welchem Maße die Entſcheidung über die Geſchicke von Griechenland, namentlich von Athen und Alcibiades ſelbſt, von dieſem Wechſel der perſiſchen Politik abhängig iſt. Alcibiades kam nach Athen zurück, an dem Feſte der Plynterien, an welchem die Bildniſſe der Schutzgöttin verhängt zu werden pflegten. Man hielt den Tag für unglücklich. Bei den Späteren iſt ſeine Rückkunft als ein Triumphzug beſchrieben worden; der nächſte zeitgenöſſiſche Zeuge ſagt das jedoch nicht. Demzufolge ſtieg Alcibiades, nachdem er angelegt hatte, nicht ſogleich aus; er wartete, bis ſeine nächſten Anverwandten an dem Hafen erſchienen waren. Dann zog er, von einer ſtarken Menge begleitet, nach der Stadt. Nicht ganz einmütig aber waren ſeine Begleiter: viele hielten ihn für den Urheber alles Unglücks, welches Athen betroffen habe; die Mehrzahl aber nahm Partei für ihn: denn mit Unrecht ſei er einſt angeklagt worden; er ſei genötigt geweſen, ſich mit den Feinden der Stadt zu verbinden, doch unter ſteter Lebensgefahr. In der Volksverſammlung erklärte Alcibiades das Gerücht, als habe er die eleuſiniſchen Geheimniſſe verſpottet, für falſch: darauf wurde er zum oberſten Anführer mit unbeſchränkter Macht erwählt ohne Widerſpruch; denn niemand hätte gewagt, durch einen ſolchen die allgemeine Stimmung der Verſammlung gegen ſich aufzuregen.

Alcibiades wurde als der Mann betrachtet, der allein fähig ſei, die alte Macht von Athen zu erneuern. Er ſelbſt hegte wohl ſchon damals nicht mehr die volle Zuverſicht, daß ihm das gelingen werde; denn er wußte wohl, daß er den Rückhalt der perſiſchen Macht verloren hatte. Um ſo trüber ſtimmte ihn der Anblick der von ihrer eigenen Höhe herabgeſtürzten Vaterſtadt; er hatte das bittere Bewußtſein, ſelbſt dazu das Meiſte beigetragen zu haben; er ſchalt auf niemanden, weder auf das Volk, noch auf ſeine Feinde; er klagte nur über ſein böſes Geſchick. Eine ſeiner vornehmſten Sorgen war dann, daß der Feſtzug nach Eleuſis auf der altgewohnten Straße erneuert würde unter einem ſo ſtarken bewaffneten Geleit, daß die nahen Lacedämonier die Prozeſſion nicht zu ſtören wagten. Alcibiades wollte ſich mit dem Lande und mit deſſen Göttern verſöhnen. Dann ging er mit einer ſtattlichen Flotte wieder in See. Noch erwartete man von ihm, daß er die Größe von Athen wiederherſtellen würde. Allein an den indes wiedererſtarkten Lacedämoniern fand er unüberwindlichen Widerſtand. Es begreift ſich, daß, ſelbſt wenn er zur See Vorteile erfocht, beſiegte Städte dennoch alle ihre Kräfte zuſammennahmen, um ſich den Athenern nicht wieder unterwerfen zu müſſen. Dann aber begegnete ihm auch an den ioniſchen Küſten, daß die Flotte einen ſehr empfindlichen Nachteil erlitt. Perſönlich hatte er keine Schuld dabei; aber es wurde ihm als ſolche in Athen angerechnet, daß er einen Mann zu ſeinem Stellvertreter ernannt hatte, der ſich unfähig erwies; und die Liebe des Volkes auch in deſſen gegenwärtiger Verfaſſung hat er doch niemals wiedergewonnen. Bei den Mannſchaften der Flotte genoß er kein Vertrauen. Man darf ſich hierüber nicht eben wundern; denn nur durch große Handlungen hätte er ſeine Wiederaufnahme in Athen rechtfertigen können. Aber eben darin kommt die erwähnte entſcheidende Einwirkung Perſiens auf dieſe Angelegenheiten zu Tage, daß glückliche Erfolge unmöglich wurden, ſeitdem das perſiſche Geld den Lacedämoniern reichlich zufloß. Alcibiades täuſchte ſich nicht über die veränderte Lage; da das Volk von Athen andere Heerführer an ſeine Stelle ſetzte, ſo hätte er nicht wagen können, dahin zurückzukehren. Sein individueller Charakter lag darin, daß er ſein jedesmaliges Vorhaben ſoweit trieb, als möglich, und, wenn es unausführbar wurde und ihn ſelbſt in Gefahr brachte, den Ausweg ergriff, der ſich ihm noch zu ſeiner Rettung darbot. In der Bedrängnis, in die er jetzt wieder geriet, entſchloß er ſich kurz und gut, das Heer zu verlaſſen und ſich nach ſeiner befeſtigten Burg unfern Paktye im thraciſchen Cherſones zurückzuziehen, um als unabhängiger Dynaſt zu leben, womit er jedoch noch keineswegs ſich von den öffentlichen Dingen völlig losſagte.

Kommen wir nun wieder auf den Krieg, in welchem Athen begriffen war!

Das Eigentümliche desſelben beſteht darin, daß er gegen die verbündete Macht der Perſer und Lacedämonier und zugleich die rebelliſchen Bundesgenoſſen geführt werden mußte; der atheniſchen Demokratie gebührt die Anerkennung, daß ſie ſich dem ungünſtigen Geſchick mit aller ihr eingeborenen Energie entgegenſetzte.

Als die Spartaner unter Kallikratidas wieder die Oberhand zur See gewannen, ſtrengten die Athener ihre Kräfte auf das äußerſte an; ſie erfüllten binnen dreißig Tagen einhundertundzehn Dreiruderer mit Freien und Sklaven; in Folge dieſer Anſtrengungen gewannen ſie bei den Arginuſen einen entſchiedenen Sieg; die Lacedämonier verloren neunzehn Schiffe und ihre Anführer. Zugleich aber trat in Athen die alte Gewaltſamkeit der inneren Parteiung wieder hervor. Die acht atheniſchen Strategen waren durch Sturm verhindert worden, die Schiffbrüchigen zu retten und die Gefallenen zu beſtatten; das atheniſche Volk machte ihnen dies zum Verbrechen. Es war immer von einem übertriebenen Gefühl für die religiöſen Ceremonien erfüllt. Die Feldherren, die den großen Sieg erfochten hatten, wurden nicht allein ihrer Ämter enthoben, ſondern — nur zwei ausgenommen, welche dieſes Volk kennen mochten und ſich durch die Flucht retteten — verurteilt und ſämtlich hingerichtet. Männer, wie Sokrates, haben ſich dem vergeblich entgegengeſetzt. An den religiöſen Antipathien war das Schlimmſte, daß ſich die politiſchen Parteien derſelben zum Kampf gegen ihre Widerſacher bedienten, wie das ſchon in der Anklage des Alcibiades geſchehen war. Einer von den Feldherren, Diomedon, ſtarb, indem er das Volk erſuchte, die Gelübde zu löſen, die er und ſeine Genoſſen dem Zeus-Erretter, dem Apollo und den heiligen Göttinnen gelobt hatten: denn durch deren Hülfe ſei der Sieg erfochten worden. — Indem Athen ſeine beſten Männer von ſich ſtieß oder umbrachte, gewann es die ſpartaniſche Oligarchie über ſich, der geeignetſten Perſönlichkeit, die ſich finden ließ, ſoviel auch ſonſt gegen dieſelbe geſagt werden konnte, den Oberbefehl zu übertragen; es war Lyſander, ein Mann, der der älteſten Nachricht zufolge von Geburt nicht zu den herrſchenden Geſchlechtern, ſondern zu den Mothaken gehörte, d. h. ſolchen, die, von freier Herkunft, in die Familien der Spartiaten aufgenommen und mit den Söhnen aus denſelben erzogen und, der ganzen lakoniſchen Disciplin teilhaftig, zu großen Stellungen aufzuſteigen fähig wurden. Lyſander nahm den ganzen Eifer, den die ſpartaniſche Erziehung hervorrief, ſich auszuzeichnen, in ſich auf und hat ſich nie von dem Gelde verführen laſſen. Aber er wußte, was mit Geld zu erreichen ſei. So tapfer, wie irgend ein anderer, ſoll er doch geſagt haben: „Wo des Löwen Haut nicht hinreicht, da müſſe man den Fuchspelz daranſetzen.“ Der Einfachheit und Wahrhaftigkeit des Kallikratidas ſetzte er Verſchlagenheit und Liſt an die Seite. Er ſagte, die Lüge ſei ihrer Natur nach nicht ſchlechter, als die Wahrheit; es komme nur auf den Gebrauch an. — Dieſem Manne nun übertrugen die Spartaner den Oberbefehl gegen die Athener. Der Kampf war an ſich ungleich. Wenn die Spartaner beſiegt wurden, waren ſie doch nicht verloren. Dagegen hing das Beſtehen Athens völlig an dieſen Brettern in der See.

Dennoch nahmen die Athener damals ihre Sache nur mit großer Sorgloſigkeit wahr. Noch einmal ſchlug man am Hellespont. Lyſander hatte Lampſakos genommen; die Athener ſtellten ſich ihm gegenüber bei Ägospotamoi auf. Alcibiades, der ſich in der Nähe aufhielt, ritt an die Athener heran und gab ihnen den Rat, ſich näher an Seſtos heranzuziehen, weil ſich ihre Schiffe zerſtreuten, um das Nötige von dort zu holen. „Wir ſind die Feldherren“, antwortete man ihm, „nicht Du.“ Eben aber in ihrer Unordnung griff ſie Lyſander, der ſie ſchon öfter bedroht, aber dadurch nur ſicher gemacht hatte, mit vollem Ernſte an. Er fand ſie ungerüſtet. Von allen leiſtete ihm eigentlich nur Konon Widerſtand. Dreitauſend Männer, übrigens tapfer, wurden gefangen; ſie wurden ſämtlich getötet. Siebzig Schiffe fielen in die Hand Lyſanders.

Dies war der Schlag, durch den Athen zu Grunde gehen ſollte. Eine andere Flotte gab es nicht, noch ein Heer. Lyſander nahm jetzt alle Inſeln in Beſitz, er ſtellte die Ägineten und Melier her. Er erfreute ſich dabei der Verbindung mit dem jüngeren Cyrus, der damals in Kleinaſien die oberſte Autorität ausübte. Das Übergewicht Lyſanders über die anderen Spartaner und die Beſorgnis, die er nach allen Seiten hin einflößte, laſſen ſich durch dieſes Verhältnis erklären. Zu gleicher Zeit erſchien ſeine Flotte und ein lacedämoniſches Heer vor der Stadt. Die Athener fürchteten, es möchte ihnen ſo ergehen, wie ſie anderen gethan; und ſchon war es nahe daran. Die Frage iſt wirklich erhoben worden, ob Athen noch ferner beſtehen ſolle. Die Thebaner gaben einmal den Rat, Attika wieder zur Schafweide zu machen und die Menſchenherde wegzutreiben. Dagegen erinnerten andere mit Recht, man ſolle Griechenland nicht einäugig machen. So aber ſtand es doch, daß Athen nur von der Gnade Spartas abhing. Die langen Mauern und die Befeſtigungen des Piräeus wurden bei dem Schall der kriegeriſchen spartaniſchen Muſik geſchleift; es war die Bedingung, unter der Athen beſtehen blieb.

Man kann den Gedanken kaum ausdenken, daß Athen von Sparta und ſeinen Bundesgenoſſen vernichtet worden wäre. Wie aber konnte und ſollte es fortan beſtehen? Es verlor alle ſeine auswärtigen Beſitzungen, ſeine ganze

Seemacht bis auf wenige Schiffe. Der Zuſammenhang der Stadt mit dem Hafen wurde durchbrochen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Sieger eine unabhängige Verfaſſung, die ihnen immer widerſtrebt haben würde, ſo wenig in Athen dulden wollten, als in anderen Städten, die ſie eroberten. Das hatte man allezeit als Recht angeſehen, daß der Sieger in den eingenommenen Ortſchaften ſeine Freunde und Anhänger zur Herrſchaft erhob. Wenn nun die Rückkehr des Alcibiades und alles, was darauf folgte, der letzte Krieg gegen Sparta, von der Demokratie ausgegangen war, ſo konnte man ſich nicht darüber täuſchen, daß dieſe ſelbſt nicht beſtehen bleiben könne. Der Schutz der Spartaner wandte ſich auf die Partei zurück, welche vor der Heimkehr des Alcibiades mit ihnen Frieden und Bündnis hatte eingehen wollen. Von der Herſtellung der Vierhundert konnte nicht die Rede ſein; auch bedurfte es einer ſolchen Anzahl nicht; es war ſchon genug, wenn die Summe der Gewalt in die Hände einer Partei kam, in der ſich jetzt die oligarchiſche Tendenz verkörperte. Die Art und Weiſe, wie man das ausführte, war der früher befolgten ähnlich. In einer Volksverſammlung, in welcher Form ſich zuletzt immer die Souveränität repräſentierte, wurde abermals ein Ausſchuß gewählt, der eine Verfaſſung entwerfen, aber bis zur Vollendung derſelben die höchſte Gewalt ausüben ſollte. Es waren an Zahl dreißig, deren Andenken in der ſpäteren Geſchichte unter dem Namen der dreißig Tyrannen fortgedauert hat. Eigentlich gewählt wurden ſie nur zum dritten Teil. Zwanzig waren bereits entweder durch die Lacedämonier oder durch die Häupter der oligarchiſchen Bewegung bezeichnet; ſie wurden aber alle vom Volke genehmigt. Wenn hiernach ihr Urſprung nicht als ungeſetzlich bezeichnet werden kann, ſo ſtreift es doch nahe daran, daß ſie, wie es oft bei verfaſſunggebenden Körpern der Fall geweſen iſt, die Ausführung ihres Auftrages verſchoben und indeſſen ihre Autorität in der Hand behielten. Sie ernannten zu allen öffentlichen Ämtern. Unter ihnen übte Kritias, ein geiſtvoller Schüler des Sokrates, der aber in dem Beſitz der Gewalt das höchſte Ziel für einen Staatsmann erblickte, die leitende Autorität aus; er wollte den Staat erſt reinigen, ehe er ihn konſtituierte. Aber die Reinigung geſchah durch gewaltſame Blutthaten. Nicht allein demokratiſche Sykophanten wurden verfolgt, ſondern auch gute und ehrenwerte Männer, welche verdächtig waren, der Oligarchie nicht beizuſtimmen. Mit dem politiſchen Haß verband ſich, wie es zu geſchehen pflegt, die Habſucht. Eine lacedämoniſche Schutzwache diente zur Ausführung dieſer gewaltſamen Beſchlüſſe, ſodaß, da hier keine Rettung war, eine Auswanderung in Maſſe begann und in den Zurückbleibenden eine allgemeine Gärung entſtand. Kritias ſagte: das ſei nun einmal die unausbleibliche Folge einer großen Staatsveränderung, zu deren Durchführung es unerläßlich ſei, ihre Gegner zu beſeitigen, namentlich in einer ſo volkreichen, der Unabhängigkeit gewohnten Stadt. Er verlor dabei ſogar den damals in Perſien weilenden Alcibiades nicht aus den Augen.

Alcibiades war mit dem Satrapen Pharnabazus in Verbindung getreten, und man hielt für möglich, daß er dieſen für Athen gewinne. Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß die Gegner der Oligarchie in Athen in der Hoffnung auf einen allgemeinen Umſchlag dieſer Erwartung Raum gaben. Kritias hat erklärt, er könne in Athen nicht fertig werden, ſo lange Alcibiades lebe. Hierauf haben, ſo viel man weiß, die Spartaner, die ſchon von jeher mit Pharnabazus verbunden waren, denſelben vermocht, Alcibiades, der ſich zum Könige nach Suſa begeben wollte, umbringen zu laſſen. Man hat das Haus, in welchem er die Nacht zubrachte, mit Holz und Reiſig umgeben und dieſes in Brand geſteckt; mitten in den Flammen, die plötzlich aufſchlugen, iſt Alcibiades umgekommen. Durch die Kombination der perſiſchen und ſpartaniſchen Politik, die er ſelbſt gefördert hatte, iſt er zuletzt vernichtet worden, der Mann, der das Schickſal von Athen in ſeiner Hand trug.

Wie tritt die Verflechtung menſchlichen Thuns und Leidens oder, ſagen wir, des Schickſals in Alcibiades ſo recht eigen an den Tag! Von jeher nicht durch und durch ein Bürger, ſondern perſönlichen Antrieben folgend, erlebte er einen Augenblick, in welchem die Macht von Athen und ſeine eigene Größe ein und dasſelbe zu ſein ſchienen. Aber in ſeinem Siegeslauf durch ſeine Gegner in der Republik aufgehalten und gefährdet, wandte er ſich an die alten Feinde ſeiner Vaterſtadt; er wollte nur ſeine inneren Gegner vernichten; allein er zertrümmerte die Fundamente der athenienſiſchen Macht. Noch hoffte er dieſe zu retten, verbündet mit dem einen der von ihm angeregten äußeren Feinde, den er im Gegenſatz zu dem anderen mit ſeiner Vaterſtadt verſöhnte. Aber indem er nun noch einmal an der Spitze von Athen erſchien und große Hoffnungen faſſen durfte, verſagte ihm dieſe Verbindung. Die beiden Feinde vereinigten ſich nochmals gegen ihn und Athen. Mit einander gingen ſie zu Grunde: die Macht und Größe von Athen und er ſelbſt.

Unter den Oligarchen, die in Athen an der Regierung teil nahmen, griffen doch auch verſchiedene Meinungen Platz. Manche von denen, die den Frieden mit Lacedämon, die Beſchlüſſe, auf welchen die Herrſchaft der Dreißig beruhte, herbeigeführt hatten, ſchraken endlich vor den Konſequenzen der getroffenen Einrichtungen zurück. Das war die Stellung des Theramenes, der nicht viel daraus machte, daß die langen Mauern niedergeriſſen wurden: wenn einſt das Heil der Stadt die Errichtung derſelben veranlaßt habe, ſo ſei jetzt ihre Niederreißung zum Heile der Stadt notwendig. Dagegen nahm er an dem gewaltſamen Verhalten des Kritias Anſtoß, weil durch die Hinrichtung unbeſcholtener Bürger nur die Beſorgnis und Unbotmäßigkeit der anderen wachſe. Unmöglich könne es der Sinn der Lacedämonier ſein, Athen ſeiner beſten Männer und aller ſeiner Streitkräfte zu berauben; wäre das ihre Abſicht, ſo hätte ſie leicht durch Verhinderung der Zufuhr erreicht werden können; den Seuchen, die infolge des Mangels ausgebrochen wären, würden alle erlegen ſein. Theramenes wird alſo ein gemäßigtes Regiment unter dem Schutze von Lacedämon für ratſam gehalten haben. Aber die ſind unglücklich, welche die Exiſtenz eines Gemeinweſens durch Unterwerfung, zugleich aber ſeine innere

Wohlfahrt durch Mäßigung zu retten vermeinen: denn nur die abſoluten Gedanken ſind mächtig in der Welt. Kritias wollte die Demokratie, von der man ſo viel gelitten habe, nicht wieder emporkommen laſſen; in der Vernichtung derſelben erblickte er das wichtigſte Moment für die Aufrechterhaltung der allgemeinen politiſchen Situation.

Wenn Theramenes im Schoße der Dreißig und in der Ratsverſammlung ſelbſt andere Tendenzen zur Geltung bringen wollte, ſo erſchien er nicht allein als ein Abtrünniger, ſondern ſogar als ein Verräter. Kritias ſelbſt trat als Ankläger gegen ihn auf und ſtrich ſeinen Namen aus der Liſte der vollberechtigten Bürger, gegen die nur ein rechtliches Verfahren ſtattfinden dürfe, und verhängte dann eigenmächtig das Todesurteil über ihn. Theramenes flüchtete zum Altar der Heſtia, wurde aber von demſelben hinweggeriſſen. Er hat den Tadel, den er ſich in ſeiner vermittelnden Haltung zuzog, durch ſeinen heldenmütigen Tod gleichſam verwiſcht. Beſonders in den bürgerlichen Unruhen von Rom iſt ſein Andenken von denen, welche ähnliche Geſinnungen hegten, namentlich Cicero, gefeiert worden.

Die Männer dieſer Epoche erwecken noch heute Sympathie und Antipathie, weil ja die politiſch-religiöſen Gegenſätze, die ſich in ihnen repräſentieren, ſolche ſind, die unter anderen Bedingungen und Geſtalten in jeder Zeit wiederkehren. Der merkwürdigſte Verſuch der Dreißig ging dahin, die Bürgerſchaft von oben her zu konſtituieren; alle wurden entwaffnet, ausgenommen dreitauſend; dieſen wurden nicht allein die Waffen gelaſſen, ſondern ein Recht gewährt, nach welchem ſie als die einzigen vollberechtigten Bürger erſchienen, dasſelbe, das man eben dem Theramenes verſagte, daß nämlich gegen ſie lediglich ein rechtliches Verfahren anzuwenden und jeder Gewaltſtreich unzuläſſig ſei. Der Staat beſtand alſo aus den dreißig Inhabern der Gewalt, den Rechtskollegien, welche von denſelben eingeſetzt worden, und den ausgewählten Bürgern, welchen die Waffen gelaſſen wurden. Das volle Gegenteil einer gleichberechtigten Volksgemeinde mit den aus derſelben aufſteigenden Ratskollegien, einer Regierung durch Los oder durch Wahl.

War es nun aber wirklich die Beſtimmung des lebensvollen Athen, einer gewaltſamen Herrſchaft, wie dieſe, auf alle Zeit zu unterliegen? In großen politiſchen Kriſen kommen häufig Faktoren zum Vorſchein, welche dem äußerſten Übel, wenn es unabwendbar bevorzuſtehen ſcheint, doch auch Widerſtand zu leiſten vermögen. Hier beruhte alles darauf, daß in Griechenland das Übergewicht von Sparta auf das drückendſte empfunden wurde. Wie jener Satrap von Sardes ein Gleichgewicht zwiſchen Sparta und Athen des perſiſchen Intereſſes halber zu erhalten ſuchte, ſo machte ſich auch unter den Griechen ſelbſt das Bedürfnis geltend, ein Gegengewicht gegen die ſpartaniſche Übermacht, die jetzt ſehr einſeitig ausgeübt wurde, zu ſchaffen. Zunächſt in dem bisher gegen Athen ſo überaus feindſeligen Theben trat das hervor. Es iſt nicht geradezu ein Widerſpruch, wenn die Thebaner zuerſt die völlige Vernichtung des atheniſchen Staates beantragt hatten, wobei ſie ſelbſt die Verfügung über Attika in ihre Hand gebracht haben würden, und wenn ſie nun, da Athen in einer Verfaſſung, wie ſie den Spartanern beliebte, fortbeſtehen ſollte, ſich laut gegen dieſe Form erklärten: denn dadurch erlangte hinwiederum Sparta eine für ihre Selbſtbeſtimmung verderbliche Macht in ihrer unmittelbare Nähe. Lyſander, der die in Athen getroffene Staatseinrichtung nicht der Gefahr ausſetzen wollte, von Ausgewanderten angegriffen zu werden, erließ den Befehl, daß dieſelben in keiner der mit Sparta verbündeten Städte Aufnahme finden ſollten.

In Theben wollte man ſich dieſer Verfügung, deren Tragweite einem jeden einleuchtete, nicht unterwerfen. Die ausgewanderten atheniſchen Demokraten fanden in dem oligarchiſchen Theben Aufnahme und Schutz. Denn wie die Stammesunterſchiede, ſo traten jetzt auch die Verfaſſungsformen vor dem höheren politiſchen Intereſſe in den Hintergrund. Und als nun dieſe Ausgewanderten unter der Führung Thraſybuls, eines Mannes, der in den letzten Kämpfen mit den Lacedämoniern den beſten Ruf erworben hatte, Anſtalt machten, in Attika einzudringen, verſprachen ihnen die Thebaner, für dieſe Bewegung keine Augen haben zu wollen. So geſchah, daß Thraſybul mit einer zahlreichen demokratiſchen Schar in Attika einrückte und in dem Piräeus, deſſen Bevölkerung die gleichen Geſinnungen hegte, eine freudige Aufnahme fand. Von der Stadt her ſuchte die oligarchiſche Partei dieſem Beginnen einer Schilderhebung ein Ende zu machen; die Demokraten hatten das Glück, daß der vornehmſte ihrer Gegner, Kritias, dabei umkam. Allein auch ſie wären doch nicht im ſtande geweſen, die Stadt zu bezwingen, und ihre Lage wurde ſehr bedenklich, als der ſpartaniſche König Pauſanias mit einer Heeresmacht anrückte und ſogleich einen entſcheidenden Vorteil über ſie erlangte, ſodaß es nur von dieſem Könige abhängig ſchien, in welcher Form Athen fortan beſtehen ſolle. Da aber kam den Spartanern ſelbſt das Bedürfnis, ein autonomes Athen neben ſich zu haben, zum Bewußtſein. Denn durch die attiſche Oligarchie wurde der ſpartaniſche Strateg, der ſie eingerichtet hatte und von deſſen Wink ſie abhing, auch in Sparta übermächtig. Pauſanias mußte einen Rückſchlag, der gegen ihn ſelbſt hätte gerichtet werden können, befürchten, wenn er die Oligarchie in Athen aufrecht erhielt. Das geborene Haupt der oligarchiſchen Verfaſſung in Sparta und Griechenland offenbarte eine der Demokratie in Athen günſtige Geſinnung. Unter dieſen Umſtänden iſt eine Vereinbarung getroffen worden, in deren Folge Thraſybul mit ſeinen Anhängern in die Stadt einzog. In der Burg ſelbſt führte er den Beſchluß durch, die alte Verfaſſung von Athen, die ſoloniſchen nicht allein, ſondern auch die drakoniſchen Geſetze, wieder herzuſtellen. Man hat ihnen einige Modifikationen hinzugefügt, worauf es jedoch nicht ſehr ankommt. Der große Umſchlag lag darin, daß anſtatt der von oben her geſetzten Ratsverſammlung wieder eine erwählte eintrat.

Die Demokratie hatte in Athen zugleich einen konſervativen Charakter. Sie war durch die älteſten hiſtoriſchen Erinnerungen geheiligt; es entſprach der Geſchichte ſowohl wie den Sympathien der Menge, wenn ſie wieder hergeſtellt wurde. Thraſybul hatte glücklich den Augenblick ergriffen, wo dies möglich war. Ihm aber und ſeinen Genoſſen gebührt immer der Ruhm, daß ſie ihr Unternehmen in der ſchwierigſten Lage mit Mut und Geſchicklichkeit begonnen hatten. In Thraſybul repräſentierte ſich jetzt die Autonomie von Athen; der ſpartaniſche König hatte nur das Verdienſt, ſie zugelaſſen zu haben. Die Dreißig, die ſich in Eleuſis aufſtellten, wurden, da ſie die Spartaner nicht mehr für ſich hatten, durch Abfall und überlegene Waffen der Gegner vernichtet. Der allgemeinen Verwirrung ſuchte man nun durch eine umfaſſende Amneſtie, welche auf eine Verſöhnung der Oligarchen und Demokraten berechnet war, ein Ende zu machen. Es iſt die erſte Amneſtie, welche die Geſchichte kennt.

Das war jedoch nicht mehr das alte ſeegewaltige Athen, welches allenthalben auch zu Lande eine nach der allgemeinen Herrſchaft aufſtrebende Autorität beſeſſen hatte. In dem Vorhaben, der leitende Vorort von Hellas zu werden, war es geſcheitert; allein die geiſtige Entwickelung, die es eben unter jenen Beſtrebungen gewonnen, war ein Erwerb, den kein Mißgeſchick zerſtören konnte. Athen war dadurch der Vorort der geiſtigen Kultur der Menſchheit geworden. In einer univerſalhiſtoriſchen Betrachtung darf manche, für das Ganze nicht entſcheidende Bewegung übergangen werden und muß es ſogar; aber die Kultur, welche Gemeingut anderer Nationen und der folgenden Jahrhunderte geworden iſt, wird man um ſo größerer Aufmerkſamkeit würdigen.

Achtes Kapitel.

Antagonismus und Fortbildung der Ideen über die göttlichen Dinge in der griechiſchen Litteratur.

Dem politiſchen Leben, deſſen Grundzüge wir betrachtet haben, ging eine geiſtige Entwickelung durch die Litteratur zur Seite, welche ſich mit jenem nahe berührte, aber doch nicht identiſch mit demſelben war. Denn darin beſteht das Weſen der Hervorbringungen des Geiſtes, daß ſie zwar nicht ohne Einwirkungen des allgemeinen hiſtoriſchen Lebens entſtehen können, zugleich aber doch von ihm unabhängig ſind. In der griechiſchen Litteratur vom ausgehenden 6. Jahrhundert bis in die zweite Hälfte des 4. vollzieht ſich ein geiſtiges Ereignis von der größten Bedeutung für die Menſchheit. Die Dichter und Denker ſuchen die ſchwerſten Probleme, die das Verhältnis des Göttlichen zu dem Menſchlichen betreffen, zu löſen, jeder auf ſeine Weiſe, alle in ununterbrochener Kontinuität, ſo daß ſich in ihrer Geſamtproduktion ein Reſultat darſtellt, welches für die Menſchheit einen unſchätzbaren Wert hat, — nicht ſo ſehr als Lehre und Dogma, ſondern als Vergegenwärtigung der großen Gedanken, aus denen das innere Leben der geiſtigen Welt entſpringt.

Man wird es, hoffe ich, nicht mißbilligen, wenn ich eine Erörterung darüber in die Erzählung der Geſchichte ſelbſt aufnehme.

Ältere Philoſophen in den öſtlichen, vornehmlich aber in den weſtlichen Kolonien.

Es ließe ſich nicht denken, daß die Berührungen der orientaliſchen Anſchauungen mit der griechiſchen Welt keine Rückwirkung auf dieſe ausgeübt hätten. Davon aber, daß die mythologiſchen und religiöſen Syſteme des Orients in Griechenland eingedrungen und etwa in den älteſten Philoſophemen wieder zur Erſcheinung gekommen wären, findet ſich in den hiſtoriſchen Zeiten keine Spur. Was auf den griechiſchen Geiſt wirkte, war nicht der Mythus, von dem er ſelbſt genug hatte, ſondern die Wiſſenſchaft. Durchdenkt man die Kosmogonie, wie ſie von Heſiod aufgefaßt und mitgeteilt worden, in ihrem Zuſammenhange, ſo ſtand ſie in ſchroffſtem Widerſpruch zu der Aſtronomie der Babylonier, die auf die Phönizier übergegangen war und nun zu den Griechen, namentlich in den ioniſchen Kolonien, vordrang.

Aus dem Dunkel der Jahrhunderte erhebt ſich die Geſtalt des Thales von Milet, eines Mannes von alter phöniziſcher Herkunft, der an der Spitze aller griechiſchen Philoſophen ſteht. Er iſt berühmt durch die Vorherſagung einer Sonnenfinſternis und zugleich als der Begründer einer neuen Theorie über die Entſtehung der Dinge, die er aus dem Urſtoffe, dem Waſſer, herleitete. Das hängt beides auf das genaueſte zuſammen. Die Kosmogonie der Griechen wurde durch die erſte Berührung mit der Wiſſenſchaft der Aſtronomie zerſprengt. Damit aber verband ſich der Verſuch, einen realen Grund für die Weltbildung, von der man umfaßt war, zu finden. Sehr bald bekam die Philoſophie eine der Mythologie entgegengeſetzte Geſtalt. Anaximander erklärte die unzähligen Weltkörper, welche er annahm, für die himmliſchen Götter, unterſchied aber von ihnen einen ewigen und unveränderlichen göttlichen Urgrund. In vollem Widerſpruch mit der herrſchenden Religion finden wir Xenophanes, der bei dem Einfall der Meder Jonien verließ und nach langen Wanderungen eine Freiſtatt in der phocäiſchen Elea fand. Unter anderem wollte Xenophanes nichts von dem goldenen Zeitalter hören; er ſagt, der Menſch ſei es vielmehr, der im Fortgang der Zeit ſein Geſchick verbeſſert habe. Er ſprach unverhohlen aus: ihm wolle ſcheinen, als ob die Götter von den Menſchen ſtammen, nicht die Menſchen von den Göttern; ſo menſchenähnlich ſeien die Götter gedacht. Der Regenbogen iſt ihm ein Gewölk, das in verſchiedenen Farben ſpielt.

In dieſem dem Götterglauben entgegengeſetzten Sinne haben die Schüler des Xenophanes, die Eleaten, ihre Geſetze geſchrieben. Kosmogonie, Religion und Politik waren noch eines und dasſelbe. Und ſoeben kam dieſe Verbindung auf einer anderen Stelle glänzend und groß zur Erſcheinung.

Pythagoras iſt gleichſam eine heroiſche Geſtalt in der Geſchichte der alten Philoſophie, umgeben von einer Verehrung, die wieder zur Dichtung wird und ſein Weſen verdunkelt. Samos, von wo er ſtammt, bildete damals einen Mittelpunkt für die gegenſeitigen internationalen Berührungen; es ſtand in den engſten politiſchen Beziehungen zu Ägypten. Für Pythagoras würden die Reiſen in die entfernteſten Regionen, welche ihm die Sage zuſchreibt, an ſich nicht notwendig geweſen ſein; dort in Samos konnte er die Nationalität der Orientalen aus eigenſter Anſchauung kennen lernen und ſich über ihre Denkweiſe unterrichten. Aber in Samos, wo man einmal Miene machte, einen Philoſophen zu verfolgen, weil er den Herd des All verrücke, war ſeines Bleibens nicht. Er begab ſich nach den doriſchen Kolonien in Unteritalien; in Kroton ſammelte er eine Schule um ſich, die in ihm ein unfehlbares Oberhaupt verehrte. Wir wollen nicht in Abrede ſtellen, daß dabei auch Überlieferungen aus dem Orient eingewirkt haben mögen; das iſt aber nicht das Weſentliche der pythagoräiſchen Doktrin. Dieſe begründete ſich auf die Wahrnehmung der unabänderlichen, durch mathematiſche Geſetze beſtimmten Bewegungen der Himmelskörper, in denen das Verhältnis der Zahl von ſo großer Bedeutung erſchien, daß der Philoſoph, die Form mit der Subſtanz identifizierend, in der Zahl eine weltbindende göttliche Macht zu erkennen glaubte, welche die Dinge von Anfang an beherrſche. Die Zahl, deren Bedeutung in der Muſik unabweislich vorlag, erſcheint zugleich als eine Grundlage der Harmonie aller Dinge. Seinem Syſtem lag es nahe, wenn er von der Muſik der Sphären ſprach. Bei dieſen Anſchauungen aber konnte von einer Anbetung der Götter, wie ſie bei den Griechen angenommen war, die Rede nicht ſein. Auch die älteſten Zeugniſſe ſtimmen darin überein, daß Pythagoras der öffentlichen Religion eine geheime gegenüberſtellte, im Zuſammenhang mit ſeiner Naturanſicht, welche geheimnisvoll und großartig allem widerſprach, was man für wahr hielt.

Ich fürchte nicht, zu weit zu gehen, wenn ich in dem pythagoräiſchen Bunde ein Inſtitut ſehe, das ſich dem Vordringen des phöniziſchen Aberglaubens, der von Karthago her den Weſten der Welt umfaßte, erfolgreich entgegenſetzte und ſelbſt auf die Naturreligion der occidentaliſchen Völker Einfluß gewann. Es gewährt eine weite Ausſicht, wenn man behauptet, daß die Lehre der Druiden in Gallien mit der pythagoräiſchen zuſammenhänge. In den Kolonien hat ſie durch die Wahlverwandtſchaft, in der ſie mit der Ariſtokratie ſtand, den Untergang über ſich hereingezogen. Aber in der unmittelbarſten Nähe, in Sicilien, trat ein Denker von originaler, wiewohl doch wieder ſehr abweichender Richtung hervor.

Von allem, was Sicilien hervorgebracht, findet ein alter Dichter nichts und niemanden ſo bewunderungswürdig und heilig, wie den Agrigentiner Empedokles. Agrigent ſtand um dieſe Zeit in ausnehmender Blüte, die ſich beſonders von dem Verkehr mit Karthago herſchrieb, das die Produkte des fruchtbaren ſiciliſchen Bodens von dort bezog. Man giebt an, es habe damals, die Fremden mit eingeſchloſſen, 200 000 Einwohner gezählt. Hier nun brach ſich Empedokles, der einer der reichſten und angeſehenſten Familien angehörte, politiſch und auch religiös eine Bahn. Er ſtürzte die Ariſtokratie der Tauſend, welche damals die Stadt beherrſchten; und zur Seite der Tempel, welche die Machthaber der Stadt für Zeus Olympios, Herakles und andere Götter aufrichteten, deren Ruinen faſt den beſten Begriff der altdoriſchen Baukunſt geben, entwickelte er eine Doktrin, die von allen Göttern abſah und ihrem Dienſte ſich ſelbſt mit Wegwerfung entgegenſetzte. Sein Gedanke war nur auf die Natur gerichtet, deren Erſcheinungen eben dort nahe dem Ätna Aufmerkſamkeit und Studium herausforderten. In die Lehre vom Urſtoff, welche aus Jonien herüberkam, brachte er dadurch einen gewiſſen Zuſammenhang, daß er die vier Elemente zuerſt unterſchied; eine Grundanſicht, welche, in alten und neueren Zeiten feſtgehalten, erſt durch die Forſchung unſeres Jahrhunderts in den Hintergrund gedrängt worden iſt. Hauptſächlich hob er die Bedeutung des Feuers als einer Urkraft hervor. Er ſoll ſelbſt in dem Krater des Ätna ſeinen Tod gefunden haben. Wir haben einige Reliquien von ihm, welche von der Tiefe und Kühnheit ſeines Geiſtes Zeugnis ablegen; ſie geben noch immer zu denken. An Pythagoras knüpfen ſie weniger an, als an die Lehren von dem ewig Seienden, welche durch die Nachfolger des Xenophanes in Elea eben emporgebracht waren.

Wie merkwürdig iſt doch dieſe Trias alter Stätten der Philoſophie: Kroton, Elea, Agrigent! In den helleniſch-ſiciliſchen Kolonien wurden die Ideen entwickelt, die in Jonien aus der Berührung des griechiſchen Geiſtes mit dem orientaliſchen entſprungen waren. Sie bilden die Grundlage aller Philoſophie des menſchlichen Geſchlechtes. Damals aber, in den Zeiten unmittelbar vor den Perſerkriegen oder während derſelben, konnten Vorſtellungen dieſer Art in das innere Griechenland nicht eindringen. Die Götterverehrung ſtand hier unerſchütterlich feſt und wurde durch die Natur der Kriege ſelbſt, welche von Anfang an eine religiöſe Färbung trugen, beſtätigt. Die Siege, welche die Griechen erfochten, waren zugleich Siege ihrer Götter. Eine dumpfe Gläubigkeit aber lag nicht in dem Sinne der Nation. Die Ideen der Philoſophen, welche dem hergebrachten Glauben widerſtrebten, konnten nicht ohne alle Wirkung verhallen. Auch wenn man ſie nicht annahm, trat doch dem denkenden Geiſte der Widerſpruch der heſiodeiſchen Kosmogonie und der Idee von der Gottheit vor Augen. Wie man ſich dann die göttlichen Dinge auf den Grund der griechiſchen Anſchauungen, die man im ganzen feſthielt, dachte, läßt ſich vor allem aus den Poeten erkennen: denn der Anteil, welchen die Poeſie an der Gründung des mythologiſchen Syſtems genommen, ſetzt ſich auch bei der Bekämpfung und Umgeſtaltung desſelben fort.

Pindar.

Den nächſten Anlaß zu einer poetiſchen Kunſtübung gaben die gymnaſtiſchen Spiele, durch die man zugleich die Götter feierte und mit Anſtrengung aller Kräfte, auch derer, welche Reichtum und Weltſtellung verleihen, um den Preis rang. Die Epinikien, mit welchen die Sieger feſtlich gefeiert wurden, dienten zur Verherrlichung des Götterdienſtes und der hervorragenden Männer, welche bei dieſen Feſten den Preis davontrugen. Ein günſtiges Geſchick hat uns die Siegesgeſänge erhalten, in denen ſich die Geſinnung ausſpricht, die ſich den höchſten Ideen widmet, ohne doch dem althergebrachten Götterdienſte abzuſagen.

Pindar ſteht in der Mitte dieſer Bewegung des griechiſchen Geiſtes.

Es iſt nicht abzuleugnen, daß ihm pythagoräiſche und thaletiſche Philoſopheme bekannt waren, und daß er ſich einiges davon aneignete. Wir erörtern das nicht weiter; wir ſuchen nur die Haltung zu erkennen, die er im allgemeinen annimmt.

Die einſt kosmogoniſche Mythe war anthropomorphiſiert worden; Pindar widerſetzt ſich ſelbſtbewußt der unwürdigen Vorſtellung, die dadurch auf den Begriff der Gottheit fällt.

Er will nicht glauben, daß die Götter, wie bei der Erzählung von Tantalus und Pelops vorausgeſetzt ward, gefräßig ſeien; er erſinnt ſich eine andere Art von Rettung des Pelops, die dem griechiſchen Sinne gemäßer iſt; das Unheil des Tantalus leitet er von deſſen Überhebung her.

So weiſt er es von ſich ab, des Herakles, den er ſonſt nicht genug preiſen kann, Siege über die Götter zu erzählen. Nur das Geziemende muß man von den Göttern ſagen; die Götter zu ſchmähen, hält er für eine Art von Raſerei.

Sein Bemühen iſt, überall in der Sage die religiöſen und moraliſchen Momente hervorzuheben, wie bei Peleus deſſen keuſche Enthaltſamkeit aus Rückſicht auf Zeus Xenios, in dem Ixion den Übermut, der die Rache der Götter auf ihn herabziehe; denn den Göttern iſt alles unterworfen. Der alte Kampf mit den Titanen iſt geſchlichtet; Typhoeus, Symbol einer ungebändigten Naturgewalt, wie er auch hier noch dargeſtellt wird, erſcheint doch zugleich übermütig und gewaltſam, ein Feind der Götter und der Muſen. — Die Götter ſind dem Dichter unnahbar und ſchreckend; aber ihre Macht hat auch ſittliche Grundlagen, die den Idealen des Menſchenweſens verwandt ſind. Von dieſen hat Pindar einen erhabenen Begriff.

Einer ſeiner Grundgedanken iſt: daß alles von der eingeborenen Tugend und der natürlichen Begabung herrührt. Wir leben nicht alle zu demſelben Zwecke. Die Göttin der Geburt und die Göttin des Schickſals ſind verbündet, Eileithyia und die tiefdenkende Moira. Die Tugend, von dem Geſchick gegeben, wird von der Zeit dem Geſchick gemäß vollendet. Wer nur das weiß, was er gelernt hat, der ſchreitet nicht mit feſtem Fuß zum Ziele; er verſucht das Verſchiedenſte, ohne etwas zu vollbringen. — „Werde, der du biſt!“ — eine der großartigſten Ermahnungen, welche man jemals gegeben; denn was könnte der Menſch wohl überhaupt werden, als das, wozu die eingeborene Natur ihn beſtimmt?

Aber ohne Mühe iſt kein Glück: das Werk erprobt den Mann, und nichts iſt ohne die Götter. Von ihnen ſtammt das Vermögen, etwas zu vollenden; von ihnen kommen die Tapferen, die Weiſen und die Beredten. Pindar fordert Beſcheidenheit und Eifer. Gleichſam als ein Vorbild deſſen, was er von dem Menſchen verlangt, erſcheint Jaſon, der Recht hat, aber ſein Recht mit edler Milde und beſcheidener Jugendlichkeit in Anſpruch nimmt, vor der Arbeit nicht zurückſchrickt, die ihm der unrechtmäßige Beſitzer der ihm gebührenden Gewalt auflegt, und den die Götter unterſtützen, Hera und Poſeidon, ſelbſt Aphrodite, vor allen Zeus. Da ſchöpfen die Helden in der Argo Mut, als ſie das Glück verkündende Zeichen des Zeus vernehmen. Zu dieſer Welt voll eingeborener Thatkraft, mühevoller Arbeit und göttlicher Gunſt gehört der Ruhm. Gabe, Tugend, Ruhm iſt eigentlich einerlei oder fällt doch zuſammen. Ruhm iſt das Heilmittel der Mühe; die Tugend wächſt, wenn ſie von den Worten der Weiſen, wie der Baum vom Thau, befeuchtet wird. Der Geſang, der aus der tiefen Seele kommt mit der Gunſt der Chariten, iſt der natürliche Genoſſe der Thaten. Bleiben dieſe unbeſungen, ſo verſchwinden ſie nach dem Tode. So erſcheint der Dichter ſelbſt in der Mitte dieſer Welt als dazu gehörend, davon untrennbar.

Pindar preiſt die Sieger in den Wettkämpfen, ihre Geſchlechter, ihr Vaterland und die Kampfſpiele ſelbſt; er ſieht alles in dem großen mythiſchen, poetiſchen und vaterländiſchen Zuſammenhang. Er verknüpft Cyrene und Rhodus, Syrakus, Agrigent und das epizephyriſche Lokri mit dem Mittelpunkte der einheimiſchen Dienſte. Der Mittelpunkt der Religion iſt ihm der Omphalos zu Delphi. Inſofern hielten Männer, wie er, das Bewußtſein des griechiſchen Weſens zuſammen. Pindar weiß Glück und Wohlſtand zu ſchätzen; aber er fordert immer, daß es mit einer Tugend vereinigt ſei. Seinen Lobeserhebungen flicht er Ermahnungen ein. Jn dieſem Lichte ſieht er die jenſeitige Zukunft an. Er unterſcheidet ſich ſehr von allen Vorhergegangenen, wenn er die Übelthaten von „notwendiger Feindſeligkeit“ oder „feindſeliger Notwendigkeit“ richten läßt, während die Guten, von den Göttern geehrt, denen ſie ihre Eidſchwüre hielten, bei Tag und Nacht die gleiche Sonne ſchauen; ſie pflegen Umgang mit einander in Erzählungen und Erinnerungen. Er denkt ſich das Jenſeits gleichſam wie ein fortwährendes Feſt nach den Kampfſpielen; das Leben ſelbſt iſt ihm ein ſolches. Anderswo ſtellt er die Geiſter der Frevler unſtät über die Erde unter dem Himmel dahinſchweifend vor, die Geiſter der Frommen in dem Himmel „den großen Seligen preiſend“.

Wenden wir den Blick auf die realen Zuſtände, wie ſie bei Pindar erſcheinen, ſo tritt uns die alte ariſtokratiſch-griechiſche Welt in ihrem Glanze vor Augen: allenthalben vornehme, reiche Geſchlechter, die das Viergeſpann nähren können. Es gehört zum Ruhme der Geſchlechter, daß die Füllen unter ihren Händen gebändigt werden. Die Herren legen ihnen das glänzende Geſchirr auf; Poſeidon anrufend, ſpornen ſie die Kräfte der Pferde an. Pindar führt uns in die Behauſung der Gefeierten. Man ſieht bei ihm wie bei Homer, die Mauern, die den Hof umgeben, welcher das eigentliche Haus enthält, auf Säulen ruhend, alsdann den Oikos, die Männerwohnung, wo die Feſtlichkeiten nach den Spielen ſtattfinden.

Vornehme und geringe Geſchlechter, alle kommen von den Göttern her. Die Euneiden in Athen, ein Geſchlecht von Tänzern und Citherſpielern, zur Aufführung heiliger Aufzüge beſtimmt, leiten ihre Herkunft von Euneus, dem Sohne des Jaſon, ab. So ſtammen die Weisſager, die Jamiden, von Jamus, dem Sohne Apollos. Zu ihnen gehört Tiſamenos, Wahrſager der Spartaner. Am Pelion wohnen die Chironiden, ein Geſchlecht, das ſich der Arzneikunde widmete und ſeinen Urſprung auf den homeriſchen Chiron zurückführte.

Man ſieht die Ärzte ſchmerzſtillende Tränke reichend, die verwundeten Glieder mit heilenden Kräutern umwindend, nicht ohne zauberähnliche Formeln, für den Gewinn empfänglich.

Alles hat Charakter und Würde. Die aleuadiſchen Brüder — ihrer drei an der Zahl — regeln die Republik der Theſſaler; es giebt eine angeſtammte Regierung in den Städten, welche von den Guten weiſe geführt wird. Das Gedicht an Thraſydäus in Theben iſt in der Abſicht geſchrieben, ihn vor jedem Verſuche zur Erlangung der Tyrannis abzuſchrecken.

Für Ägina hat der Dichter, der aus Theben ſtammt, eine große Vorliebe.

Aſopus, ein Fluß in Böotien, ward zugleich als Vater von Ägina und von Thebe und dieſe beide als Schweſtern betrachtet. Zwiſchen Herakles, deſſen Heiligtum beim Hauſe des Amphitryon in Theben war, und den Äaciden von Ägina wird alte Waffenbrüderſchaft angenommen. Das Bündnis Thebens mit dem waffenfähigen Ägina hatte Veranlaſſung und Gründe ganz anderer Art. Bei Pindar aber erſcheint die Welt in dem Lichte der Verbindungen der Menſchen mit den Heroen und Göttern.

Zu allem jedoch gehört eigene Tugend, wie denn auch Ägina ſo gerühmt wird, daß es die vornehmſten Helden in der Schlacht erzeugt habe und zugleich eine Stätte der Gerechtigkeit ſei.

Pindar war zur Zeit der Schlacht bei Marathon bereits über dreißig, zur Zeit der Schlacht bei Salamis über vierzig Jahre alt. Sehr jung hatte er ſeine Stellung genommen und bereits ausgebildet, als die Perſerkriege ausbrachen, an denen er ſchon deshalb keinen Anteil nahm, weil er ein Thebaner war. Bei Pindar lernen wir Griechenland kennen, wie es im allgemeinen vor der Entſcheidung der Perſerkriege beſchaffen war.

Äſchylus.

Äſchylus war ein Zeitgenoſſe Pindars, wahrſcheinlich ſogar um einige Jahre älter als dieſer; aber er war ein Athener; — kein Demokrat, eher ein Ariſtokrat durch ſeine Geburt; er ſtammte von einem angeſehenen Geſchlechte in Eleuſis her; und, wie ja alle Parteien in Attika in dem Kriege zuſammenwirkten, ſo hat auch Äſchylus bei Marathon, Salamis, Plataä mitgefochten; er hatte ehrende Narben der Wunden, die er damals erhielt, aufzuzeigen. Seine Werke gehören ganz der neuen Epoche an, die nach den Perſerkriegen eintrat; ſie ſtellen den in ſich ſelbſt gärenden Geiſt der Griechen dar; von der neu entſtandenen Bühne aus, die auch auf religiöſen Feſtlichkeiten beruhte, zieht er das Volk ſelbſt in den Streit der Gedanken hinein. Die verſöhnende Milde Pindars lag ihm fern.

In dem gefeſſelten Prometheus, einem der kühnſten und originalſten dramatiſchen Werke, die je geſchrieben worden ſind, faßt Äſchylus die großen Fragen über die Welt und über die Götter von dem Standpunkt auf, welchen der Titanenmythus darbietet. Zu den urſprünglichen Gottheiten und ihren Kreationen, welche durch Zeus beſiegt und ſo gut wie vertilgt werden, gehört auch der Menſch; er iſt ebenfalls zur Vertilgung beſtimmt, wäre wenigſtens, in ſonnenloſen Höhlen lebend, einem unwürdigen tieriſchen Daſein verfallen, hätte ſich nicht einer der Titanen, der mit Zeus gegen die übrigen verbündet geweſen, ſeiner angenommen. Prometheus bringt den Menſchen das Feuer, durch welches ſie auf die Künſte geführt werden; er lehrt ſie die Jahreszeiten unterſcheiden, die Tiere ihrem Dienſt unterwerfen, den Bau der Häuſer, die Schiffahrt; er ſtärkt und ſchärft ihr Verſtändnis. Man kann in dem Prometheus, der ein Titan und Gott iſt, eine Perſonifikation des Menſchengeiſtes erblicken, der in ſeinem Urſprung von Zeus und den Zwölfgöttern unabhängig iſt. Die griechiſchen Götter waren in dem Kampfe mit den Perſern ſiegreich geblieben. Äſchylus erkannte ihre Herrſchaft an, jedoch nicht eben die Allmacht, noch weniger die Gerechtigkeit derſelben. In dem uns vorliegenden Stück, das eine erhabene Einſamkeit atmet, wo nur Elemente und Ideen mit einander ſtreiten, erſcheint der Menſchengeiſt mit ſeiner immanenten Mächtigkeit als einer der Titanen, die von den Göttern übrigens beſiegt ſind. Die Herrſchaft der ſiegreichen Götter, die doch nur durch das Menſchenähnliche den Sieg über die Naturgewalten davongetragen haben, iſt neu und gewaltſam, denn nunmehr iſt niemand frei, ausgenommen Zeus: er beſtimmt das Gericht, er iſt der Alleinherrſcher, der keiner Rechenſchaft unterworfen iſt; dem Widerſtrebenden legt er eine täglich ſich wiederholende, qualvolle Züchtigung auf; er würde ihn töten, wenn er vermöchte. Aber Prometheus weiß ſich mit Gewalten verbündet, welche jenſeit der gegenwärtigen Herrſchaft liegen, und will eher alles erdulden und warten, bis ſich dies erfüllt, als daß er ſich unterwerfen ſollte. Wir verlaſſen ihn, indem ſich die Erde bewegt, das Meer und der Himmel ſich vermiſchen. Noch einmal klagt er den uralten Gewalten, daß er Unrecht leide.

Nie ward der auf ſein Recht pochende, hochfahrende, trotzige und unüberwindliche Mut des menſchlichen Geiſtes, der ſich niemals unterwirft, hinter jeder Geſtalt der Dinge noch eine andere kommen ſieht, großartiger geſchildert, als hier am Eingang der dramatiſchen Poeſie. Es iſt ewig ſchade, daß der folgende Teil des Prometheus — der befreite Prometheus — uns nicht aufbehalten worden iſt, weil da, wo das Rätſel am ſchroffſten und ſchärfſten aufgeſtellt ward, auch die Löſung desſelben beſonders unterrichtend ſein müßte. Man erfährt nur, daß Prometheus darin das Wort ausgeſprochen hat, das dem Zeus ſeine Herrſchaft ſichert; zum Zeichen ſeiner Unterwerfung trägt er einen Kranz von Weide, deren Zweige ſonſt zur Feſſel werden.

Ein ähnlicher Widerſtreit aber tritt nun auch in den anderen äſchyleiſchen Stücken auf.

In den Sieben gegen Theben liegt der lebendige Moment in dem religiöſen Gegenſatz der Angreifenden und der Verteidiger. Jene mißachten die ungünſtigen Opferzeichen; ſie rühmen ſich, die Stadt zu nehmen mit dem Willen oder wider den Willen der Götter; auf ihren Schilden tragen ſie die Abzeichen des Übermuts, wie denn auf einem derſelben Typhoeus Rauch und Feuer ſpeiend abgebildet iſt; dagegen ſchließt man ſich in der Stadt auf eine Weiſe an die Götter an, die dem Heerführer ſelbſt unbequem iſt. Eine prächtige Geſtalt iſt auch dieſer Eteokles, voll Thatkraft, entſchloſſener Beſonnenheit, jenem Übermut gegenüber des Sieges durch die Gunſt der Götter gewiß. Er hat den Vorzug vor Polynices, daß er die einheimiſchen Altäre und ſein Vaterland verteidigt. Aber jenſeit dieſes Kampfes iſt noch das Geſchick: die durch die unheilvolle Heirat geweckten und ungeſühnten Erinnyen; denen fällt er zum Opfer, indem er den Sieg erringt.

Ein anderes Moment des Sieges im Bunde mit den Göttern erſcheint in den Perſern. Was dem Xerxes verderblich wird, iſt der Frevel, welchen er durch Beraubung der Götterbilder, Verbrennung der Tempel begehen ließ, die Gewaltſamkeit ſelbſt, indem er den Fluß des Gottes, den Bosporus und den heiligen Hellespont, zu feſſeln ſich vermaß. Aus der Unterwelt wird der Vater heraufbeſchworen, um die Geſchicke zu deuten. Mit den Göttern war nun, wie der Dichter hinzufügt, das Land verbündet, Klugheit und unendliche Tapferkeit.

Es ſei geſtattet, auch noch auf die anderen Stücke des Äſchylus unter dieſem Geſichtspunkte einen Blick zu werfen!

In den Schutzflehenden muß wohl der König als der Protagoniſt angeſehen werden. Wenigſtens enſpringt alles aus ſeinem Entſchluß, die Flehenden, als ſie drohen, ſich an den Bildſäulen der Götter umzubringen, lieber aufzunehmen, als dieſe Verunreinigung des Landes zuzulaſſen. Er wagt es ſamt ſeinem Volke auf die Gefahr, daß er einen Krieg deshalb zu beſtehen haben werde. Das folgende Stück, die Danaiden, von dem wir nur wenige Verſe übrig haben, zeigte ohne Zweifel, daß ſeine Vorausſetzung ihn nicht täuſchte.

Die Beziehungen zwiſchen Göttern und Menſchen gewinnen in dieſem Drama noch eine beſondere Bedeutung dadurch, daß die einheimiſchen Götter Fremde abwehren oder in Schutz nehmen. Denn immer mit den großen Gegenſätzen geht dieſer Dichter um.

In die Tiefe derſelben führt uns die Oreſtie ein.

Gleich der erſte Chor im Agamemnon bringt den alten Streit der Götter untereinander in Erinnerung. Er hält ſich an den, der in dieſem Kampfe dreifach der Sieger geblieben, Zeus, wer auch immer er ſein möge, der die Menſchen durch Leiden zum Denken führt. Der Knoten wird geſchürzt, indem Agamemnon, den Zorn der Artemis zu verſöhnen, ſich zu der Opferung des Kindes entſchließt. Er fügt ſich der Notwendigkeit und faßt deswegen unheilige frevelhafte Gedanken. Mit Mitgefühl und Abſcheu erzählt der Chor, wie die Miſſethat an dem unſchuldigen Kinde ausgeführt wurde. Das iſt eben der Widerſpruch in dieſer Religion, daß man, um den Göttern zu gefallen, das Unheilige thun muß. Glorreich, nach ausgeführter Unternehmung, kehrt Agamemnon endlich zurück; aber hier wartet ſeiner die Rache. Die in ihrer Kälte und heuchleriſchen Vorausſicht großartige Mörderin kann wenigſtens ſagen, daß ihre Hand nur das Recht vollſtrecke, daß der Gemahl das Unheil über das Haus gebracht habe; der Chor wagt nicht, ihr Unrecht zu geben. Nur gegen das unſittliche Verhältnis zu Ägiſth und gegen dieſen ſelbſt, der das Bett des Helden befleckt und ihn dann hat morden helfen, ergießt er ſeinen Zorn und Abſcheu. Auch iſt es zunächſt dies, was die Rache herbeiführt. Apollo will nicht, daß das unter dem Schutz der Ehegöttin Hera und des Zeus ſtehende Bündnis zwiſchen Mann und Weib auf dieſe Weiſe verunehrt werde; durch jede Art von Ermunterung und Drohung treibt er den Sohn des Ermordeten an, die Schuldigen auf gleiche Weiſe zu morden, wie ſie den Vater gemordet. Die Choephoren zeigen, wie Oreſtes dieſen mächtigen Orakelſpruch vollzieht. Er tötet Ägiſth; als er ſeine Mutter töten ſoll und ſie vor ihm niederkniet, hält er einen Augenblick inne; der Freund treibt ihn vorwärts: denn von des Apollo Worten dürfe keines unvollzogen bleiben; eher könne man alle anderen zu Feinden haben, als die Götter. Aber kaum iſt das Entſetzliche geſchehen, ſo fühlt Oreſt ſich von einer anderen Gewalt gezwungen. Apollo hat ihm verſprochen, daß er von Verſchuldung frei ſein ſoll. Das hindert aber nicht, daß Oreſt nicht ſofort ſeine Sinne irre gehen fühlt, wie einen aus dem Geleiſe der Rennbahn herausgetriebenen Wagen, und die mit Schlangen umwundenen Furien, der Mutter grimmige Hunde, auf ihn ſtürzen. Sie ſind die Töchter der alten Nacht; ſie haben Klytämneſtra nicht verfolgt, weil Agamemnon nicht vom Blute der Klytemneſtra war; aber eine Blutſchuld zu rächen, wie ſie der Sohn an der Mutter begangen hat, dazu ſind ſie da, das iſt ihr Recht und ihr Amt; das Gefüge der Welt würde auseinanderreißen, wofern ſie es nicht thäten. Daß Apollo ſich des Armen, den ſein Spruch veranlaßt hat, ſich in dieſe Gefahr zu ſtürzen, annimmt, erregt ihren Zorn gegen die neuen Götter, durch welche ſie ihrer Ehre beraubt werden und neue Geſetze die alte Ordnung der Welt verkehren ſollen. Dem Apollo weichen ſie nicht, wiewohl er ſich auf Zeus bezieht, noch auch der Pallas, zu der Oreſt geflüchtet iſt, obgleich ſie ihre Klugheit anerkennen. Wer ſoll entſcheiden zwiſchen dem Recht der Urwelt und den Satzungen der neuen Götter, zwiſchen Verletzung der Ehe, über welche die letzten, und der Kindespflicht, über welche die erſten wachen? Äſchylus legt die Entſcheidung wunderbarer Weiſe vor ein menſchliches Gericht. Die Stimmen ſind gleich geteilt, und von der Göttin, deren Recht anerkannt wird, kommt die Entſcheidung zu Gunſten Oreſts und damit der Götter ſelbſt; der Grund iſt nur der Wille des Zeus; noch wichtiger iſt — und der Dichter legt den größten Wert darauf, wie die Ausführlichkeit zeigt, mit der er davon handelt —, daß die Erinnyen, wenn ſie auch diesmal ihre Beute fahren laſſen müſſen, doch für alle Zukunft verehrt werden ſollen. Kein Haus ſoll gedeihen ohne ſie; wer ſie ehrt, deſſen Schickſal ſoll erhöht werden.

Es ſind Scenen aus dem Kampfe zwiſchen göttlichen und menſchlichen Dingen, den Gewalten der Natur, die eine ſittliche Bedeutung haben, und den eingeführten Geſetzen; die letzten behalten die Oberhand. Die Götter ſind Mächte, welche man anerkennen und verehren muß, weil ſie das Recht handhaben und Wohlfahrt gewähren.

Äſchylus führt uns mitten in den Kampf, welchen Pindar als beendet betrachtet. Bei Äſchylus iſt das Ideal Thatkraft, Tapferkeit, bei Pindar Ruhm und Ruhe nach erlangtem Kampfpreiſe.

Zwiſchen dem dramatiſchen Dichter und ſeinem Publikum, welches hier das Volk iſt, beſteht immer eine unmittelbare Wechſelwirkung. Wenn die Gedanken, welche Äſchylus vortrug, noch dadurch einen beſonderen hiſtoriſchen Wert erlangen, weil ſie bei dem Volke Verſtändnis und Anklang fanden, ſo mußte er auch noch erleben, daß zuletzt die aus den zehn Stämmen ernannten Preisrichter einem dreißig Jahre jüngeren Mitbewerber, dem Sophokles, den Preis zuerkannten; denn die Gemüter waren für eine Modifikation der Darſtellungen ſelbſt und ihres Gegenſtandes empfänglicher geworden.

Sophokles.

In Sophokles finde ich nicht jenen Zwieſpalt zwiſchen den Göttern und den Gewalten der Urwelt, von dem Äſchylus voll iſt; dieſe Gedanken liegen ſeinem Zeitalter und ſeiner Weltanſicht fern.

Ich finde auch nicht einen eigentlichen Widerſtreit gegen die Götter, wie ihn die Sieben oder andere Helden des Äſchylus unternehmen. Das Äußerſte, wozu ſich bei Sophokles Menſchen fortreißen laſſen, iſt ein gewiſſes Trotzen auf ihre Kräfte, wie es z. B. bei Ajax hervortritt; doch beruhen die großen Geſchicke nicht darauf. Sie ſind von dem Thun und Laſſen der Menſchen gleichſam unabhängig.

In Ödipus, dem Könige, iſt keine Schuld; ſelbſt keiner früheren wird gedacht, welche nun zu rächen wäre; er iſt ein König, den man gewählt hat, weil er die Stadt von dem gräßlichen Zoll der Sphinx befreit; er genießt die vollkommenſte Verehrung als der erſte der Männer, auf den man in allen Verwickelungen ſein Vertrauen richtet; er zeichnet ſich bei eintretenden Unfällen durch die Sorge für das Gemeinweſen und jeden Einzelnen in demſelben würdig aus. Aber über ihm liegt ein Geſchick, das er nicht kennt. Das Königshaus in Theben, von unheilverkündenden Orakelſprüchen betroffen, thut alles, um die Erfüllung derſelben zu vermeiden, führt aber eben dadurch eine ſolche herbei. Indem die Mutter den Sohn ausſetzt, der erwachſene Sohn die vermeinten Eltern flieht, vollziehen ſie das ihnen Beſtimmte. Die Tragödie Ödipus hat ein lebendiges dramatiſches Intereſſe, welches darin liegt, daß man im Gefühl vollkommener Schuldloſigkeit, die ſich heftig und gereizt ausſpricht, dem Geheimnis nachforſcht, aus welchem das Unheil entſpringt, von dem die Stadt bedrängt wird, bis ſich das Unerhörte enthüllt, das die Sonne nicht hätte beſcheinen ſollen, das keine Flut abwaſchen kann, — das Glück, welches ein wirkliches Glück iſt, in Unglück und Thränen verkehrt wird und Ödipus ſich als den den Göttern verhaßteſten Menſchen betrachten muß; durch ſeine Blendung ſtößt er ſich ſelbſt aus der Gemeinſchaft der irdiſchen Dinge und Geſchöpfe aus. Die Ordnungen der Natur, welche bei Sophokles als die Ordnungen der Götter erſcheinen, ſind durch ſeine Geburt gebrochen; ſeine Vernichtung ſoll ſie wiederherſtellen.

Ebenſowenig könnte man eine Schuld, die zu rächen wäre, an Deianira und Herakles entdecken. Die Trachinierinnen, ſo heißt das Stück, ſchließen mit einer anklagenden Auslaſſung gegen die Götter. Ein furchtbares Verhängnis waltet auch hier, das man über ſich hereinzieht, indem man ihm entfliehen will; jenen Tod des Centauren Neſſus wenigſtens, an welchen ſich alles anknüpft, kann man nicht als Schuld anſehen, da derſelbe eine wohlverdiente Strafe war; und die Verbindung mit Jole dahin zu deuten, würde der griechiſchen Auffaſſung widerſtreben. Die dahinſchreitende Moira enthüllt eben ein furchtbares Mißgeſchick.

Es wäre ein Mißverſtändnis, zu ſagen, daß allenthalben eine des Geſchickes würdige Schuld vorliegen müſſe; die Geſchicke entwickeln ſich auch ohne dies. Zu den Verdienſten des Herakles gehört es, die Welt von dem gewaltſamen und zugleich ſinnlich lüſternen Centauren befreit zu haben. Aber der Getötete hat ein Vermächtnis hinterlaſſen, infolge deſſen der Held, der ihn gezüchtigt hat, umkommt. Man muß keine Lehre darin ſuchen; die Götter ſehen es kommen, wehren es aber auch von ihren Kindern nicht ab.

Im Ajax treibt ſogar die beleidigte Göttin den Helden in den Wahnwitz hinein, der ihm das Leben unmöglich macht; ſie rühmt ſich deſſen.

Auch für die Leiden des Philoktet iſt kein Grund erſichtlich. Er muß nur darum neun Jahre lang in der jammervollen Öde ausharren, weil Troja erſt im zehnten erobert werden ſoll.

Hier iſt kein Zwieſpalt zwiſchen Göttern und Schickſal; ſie haben vielmehr einen furchtbaren Bund geſchloſſen, dem die Menſchen unterliegen. In allem, was geſchieht, iſt nichts, worin die höchſte Gottheit nicht zur Erſcheinung käme.

Zweifle niemand, daß das den nunmehr herrſchenden Anſichten entſprach: Unterwürfigkeit unter die Götter als eine unnahbare, unbedingt gebietende Gewalt; die Weisſagungen haben eine Realität; was ſie verkünden, glaubt man, mag auch die Erfüllung derſelben noch ſo unerwartet ſein.

Der Dichter ſelbſt, von der Nichtigkeit des menſchlichen Weſens durchdrungen, glaubt daran und hält es für ſeine Pflicht, das Volk in dieſem Glauben zu beſtärken. Unerträglich aber würde die Bühne werden, wenn das ganze Bemühen nur eben dahin ginge, die Entwickelung des Schickſals zur Anſchauung zu bringen. Das iſt jedoch nicht der Sinn des Sophokles. Bei ihm liegt der Nachdruck immer darauf, wie der Menſch von dem Ereignis berührt wird. Ödipus entwickelt die Erhabenheit eines edlen, von Abſcheu vor ſich ſelbſt eingegebenen Entſchluſſes; Ajax, der ſich unterwerfen zu wollen ſchien, tötet ſich ſelbſt; unvergleichlich iſt der Monolog, mit dem er ſich dazu anſchickt. In den Trachinierinnen liegt das pſychologiſche Moment mehr in der Deianira, die ohne eigentlich von der Eiferſucht ergriffen zu ſein, ihren Gemahl ſich doch durch ein ſcheinbar unſchuldiges Mittel zu ſichern denkt, aber in dem Augenblick, daß ſie ſich dazu entſchloſſen, wieder daran irre wird und eher umkommt, als der, deſſen Tod ſie verſchuldet.

Sophokles hat immer eines oder das andere der wirkſamſten Motive des perſönlichen Lebens in ſeine Tragödie verwoben; wie hier die Liebe der Gattin, ſo in Ödipus auf Kolonos die der Tochter, in Antigone die der Schweſter, in Ajax die männliche und zum Ziele führende des Bruders. Dem Sophokles wurde außer den beiden Schauſpielern, welche ſchon Äſchylus verwenden konnte, noch ein dritter zugeſtanden, der Tritagoniſt. Dadurch wurde ihm möglich, die Charaktere mehr zu ſondern und ſie mannigfaltiger, einen jeden auf ſeinem Standpunkt vor Augen zu ſtellen. Das Verdienſt des Dichters liegt in der vollſtändigen Ausarbeitung der einfachen inneren Beweggründe der Handelnden. Antigone ſowohl wie Elektra erinnern an Äſchylus, das erſte Stück dadurch, daß das Recht der Dike, der Unterwelt und ſelbſt der Erinnyen als unverletzlich erſcheint. Bei Sophokles ſind jedoch Zeus und Dike verbündet. Der Widerſtreit, der die Welt bewegt, tritt in dem König hervor, der nicht geradehin Unrecht hat, indem er ein ſtrenges Gebot eben gegen den richtet, welcher ſeine Vaterſtadt feindſelig überzogen hat. Aber durch dieſe Strenge verletzt er die ewigen und unnahbaren Gewalten. Er verſagt dem Gefallenen das Begräbnis, auf welches doch der Hades gleichſam ein Recht hat; er wird grauſam, indem er die Schweſter desſelben, die die Weihe des Begräbniſſes gegen ſeinen Befehl vollzieht, zum Tode verurteilt, obwohl ſie den Göttern der oberen und ſichtbaren Welt angehört. In kurzen Zügen wird dabei ſein Sohn vorgeführt, der Verlobte der Jungfrau, der die väterliche Autorität verehrt, aber aus Sympathie für die Braut ſich ſelbſt den Tod giebt. Unnachahmlich iſt der Charakter der Antigone, in der ſich Ehrfurcht vor dem Göttlichen, ſtolzes Widerſtreben gegen die regierende Gewalt und jungfräulich verſchämte Anmut verbinden. Was ſie gethan, hat die öffentliche Stimme, die ſich jedoch nicht recht getraut laut zu werden, beſonders die Beiſtimmung der Angehörigen des Hauſes, endlich auch das Wort des blinden Sehers für ſich, welcher als der Interpret der göttlichen Geſetze auftritt. Kreon richtet ſich zu Grunde, indem er allen ſo lange widerſteht, bis es zu ſpät iſt.

Nirgends hat Sophokles Äſchylus mehr vor Augen, als in Elektra.

Der Gegenſtand iſt derſelbe, wie in den Choephoren. Eben das vornehmſte Motiv, was die Entwickelung herbeizuführen dient, die durch einen Traum hervorgerufene Abſicht der Klytemneſtra, dem Ermordeten ein Totenopfer zu bringen, ſowie die Erdichtung vom Tode des Oreſtes ſind aus Äſchylus herübergenommen. Aber dabei waltet doch eine durchgreifende Verſchiedenheit ob. Die Fäden werden da abgeſchnitten, wo ſie mit dem großen Ganzen, das Äſchylus im Sinne hat, zuſammenhängen: von den Furien, die den Oreſtes ergreifen, iſt nicht die Rede. In dem Traum erſcheint ſeine That wie die Erinnerung an angeſtammte Herrſchaft, das Scepter Agamemnons treibt neue Knoſpen; von jener Differenz zwiſchen einem Attentat auf Ägyſth und auf die Mutter, die bei Äſchylus das Fundament bildet, kommt bei Sophokles nichts vor. Der Dichter billigt die Handlung und erkennt ſie als recht an. Der ganze Nachdruck liegt in der Perſönlichkeit der Elektra. Sie hat Oreſt gerettet und leidet dafür eine Unterdrückung, die ihr höchſt beſchwerlich fällt und eben noch weiter gehen ſoll; aber niemals unterwirft ſie ſich. Sie iſt die Weiſe und Feſte, gegen welche ſich das Schlechte bewaffnet. Aus Furcht vor Zeus hält ſie an dem Geſetzlichen feſt: ſie wäre entſchloſſen, die That der Rache ſelbſt zu verſuchen, wenn nicht in dem Augenblick der Totgeglaubte erſchiene. Sophokles läßt ſich angelegen ſein, dieſen Charakter näher zu entwickeln im Verhältnis zu ihrer Schweſter, zu ihrer Mutter, endlich auch zu dem Bruder, den ſie im Augenblick der That bis zum gräßlichen mannhaft anfeuert, dieſelbe auszuführen. Um die Rache zu vollziehen, dient ihr der Betrug, den ſie mit wilder Ironie miſcht. Sie iſt die rechte Tochter jener Klytämneſtra, die im Agamemnon des Äſchylus erſcheint.

Der Widerſtand gegen tyranniſche Gewalt iſt überhaupt ein dem Sophokles eigentümliches Element. Es erſcheint auch in Ajax und Hämon, in Tireſias, ſchon in Ödipus dem Könige, am meiſten in der Antigone. Der Gegenſatz des ewigen Rechts gegen ein willkürlich gemachtes Geſetz iſt nirgends tiefgreifender dargeſtellt.

Die Ideen treten alle dem gerade herrſchenden Staatsintereſſe entgegen, das Liſt und Gewalt verbindet, wodurch das Leiden ſelbſt einen Zug gewinnt, der das menſchliche Gemüt von Grund aus ergreift und hinreißt.

Kreon ſelbſt in Ödipus dem Könige, iſt eine anerkennungswerte Geſtalt; und ſehr treffend wird der Unterſchied des Einfluſſes eines hochgeſtellten Mannes von der wirklichen Staatsgewalt und das Vorteilhafte des erſten dargeſtellt.

Das giebt dem Philoktet ſeine eigentliche Bedeutung, daß Neoptolem, nachdem er erſt dem Odyſſeus verſprochen, für die gemeine Sache Liſt und Betrug anzuwenden, wieder in ſich geht, zu den Geſetzen der Menſchlichkeit zurückkehrt und ſeine Dienſte verſagt; ein junger Mann, von vertraulicher Offenheit, der die heimlichen Wege nicht ertragen kann.

Der Seher ſagt dem Ödipus: er ſei nicht in dem Dienſte des Königs, ſondern in dem Dienſte Gottes.

Staats- und Götterverehrung ſtehen einander ſchon hier mit ähnlichen Anſprüchen gegenüber, wie in der ganzen Geſchichte. Überall tritt im Sophokles die Ehrfurcht vor den ungeſchriebenen Geſetzen der Götter hervor. Der Olymp iſt ihr Vater; in dem ewigen Äther ſind ſie gezeugt; vom menſchlichen Verſtande rühren ſie nicht her, nie können ſie vergeſſen werden.

Es iſt vielleicht der alte Widerſtreit; er iſt nur aus den Regionen der göttlichen Dinge in die der menſchlichen herabgezogen, inſofern deutlicher und belehrender; ein Kampf ſittlicher Mächte gegen die momentan herrſchende Gewalt. Den eingeführten Verfaſſungen, den Ideen, auf denen das Gemeinweſen beruht, der Götterverehrung ſelbſt wird immer das Wort geredet; ſie erſcheinen unantaſtbar. Die Atmoſphäre der Gedanken iſt bereits politiſch. Wenn Menelaus von den Spartanern als ein ſpartaniſcher Heros verehrt ward, wie Ajax als ein athenienſiſcher, ſo kann es unmöglich zufällig ſein, daß ſie im Stücke einander entgegentreten; der erſtere, ausdrücklich König von Sparta genannt, keineswegs zu ſeinem Vorteil. Der Ödipus auf Kolonos hat das Verhältnis zwiſchen Theben, das ſeinen König ausſtößt, und Athen, das ihn aufnimmt und ihm ein Grab gewährt, zu ſeinem Gegenſtande. Die Götterfurcht und vernünftige Mäßigung von Athen erſcheint glänzend und heilbringend. Theſeus iſt eine geniale königliche Natur; an ſein Verhalten werden Verheißungen geknüpft, welche den Athenern Sicherheit und eine große Zukunft verkündigen. Aber indem der Dichter dieſe Saite berührt, iſt er um ſo eifriger bemüht, den Tod des unglücklichen Ödipus mit allem Schmuck der Darſtellung zu umgeben. Der Zwieſpalt, in dem ſich ſeine Seele befindet, zwiſchen der Liebe zu ſeinen Töchtern, die ihn pflegen, und dem Haſſe gegen ſeinen Sohn, der ihn verjagt hat, iſt gräßlich und erhaben. Jene politiſchen Beziehungen werden durch die ideale Darſtellung des Tragiſchen in den Hintergrund gedrängt; man gedenkt ihrer nicht mehr.

Beſonders gelungen ſind die eingemiſchten Erzählungen; mit ihnen wetteifert die Dialektik des Geſprächs; unübertrefflich iſt der Schwung der gedankenvollen Chorgeſänge. Die Sprache des Sophokles iſt die gediegenſte, reinſte, ſchönſte, in der ſich der menſchliche Geiſt jemals ausgedrückt hat.

Euripides.

Euripides war zu jung, um noch mit Äſchylus um den Preis zu kämpfen; ſein unmittelbarer älterer Zeitgenoſſe war Sophokles. Zwölf Jahre nach deſſen Auftreten brachte Euripides ſein erſtes Stück auf die Bühne, fünfundzwanzig Jahre alt; die erhaltenen Stücke ſind beinahe gleichzeitig: von 440 bei dem einen, 438 bei dem anderen; ſie fallen hauptſächlich in die Zeiten des peloponneſiſchen Krieges.

Euripides ergriff, wie ſeine Vorgänger, jenes Element der Götter- und Heldenſage, in welcher die Nation ihre Vorſtellungen über himmliſche und irdiſche Dinge niedergelegt hatte.

Er iſt weit davon entfernt, die Frage im Sinne des Äſchylus zu faſſen; er betrachtet die olympiſchen Götter, wie Sophokles und wie ſchon Pindar, als unbedingte Herrſcher; er abſtrahiert von ihrem Kampfe mit den Naturmächten oder von dem Gegenſatz einer eingerichteten und herrſchenden Weltordnung mit den phyſiſchen und geiſtigen Kräften, welche unterlegen waren. Wollen wir aber ſeine beſondere Sinnesweiſe unterſcheiden, welche die ſeines Zeitalters war oder wurde, ſo dürfen wir die Mühe nicht ſcheuen, auf die innere Zuſammenſetzung ſeiner Stücke einzugehen.

Was in dem ſophokleiſchen Ajax hervortritt, daß die Göttin an dem Unglück des Helden eine perſönliche Schuld hat, iſt bei Euripides die Regel.

Phädra liebt den Hippolyt, wie Aphrodite ſagt, nach ihren Ratſchlägen. Nachdem die von Euryſtheus gebotenen Arbeiten vollzogen ſind, treibt Hera den Herakles zur Raſerei. Iris ſelbſt führt Lyſſa, die Tochter der Nacht, gegen ihn herbei; daß der Artemis und der Demeter Opfer fallen ſollen, bewirkt die Geſchicke der Iphigenie und Makaria; und wie ein Gott erſcheint auch Achilles, die Schiffe der von Troja abfahrenden Griechen zurückhaltend, bis ihm Polyxena geſchlachtet wird; Neoptolem muß ſterben, weil er Apollo beleidigt hat, obwohl er es bereut; eine Stimme aus dem Innern des Tempels fordert im entſcheidenden Augenblick hiezu auf; daß Apollo Schuld an allem Unglück Oreſts trage, tritt hier noch greller, als bei Äſchylus, heraus.

Das Hauptmotiv in der euripideiſchen Tragödie iſt der perſönliche Groll der Götter, der jedoch keine tiefere Begründung hat, der eigentlich auch keinen Widerſtand hervorruft, ſondern nur das Schickſal beſtimmt.

Es iſt weſentlich, daß die Ereigniſſe durch einen Prolog eingeleitet und durch einen plötzlich erſcheinenden Gott zum Ziele geführt werden; dazwiſchen bewegen ſich die Helden auf menſchliche Weiſe, ohne eine definitive

Einwirkung auszuüben, mit ihren Trieben, Leidenſchaften, Tugenden und Gedanken.

Zuweilen verleiht dies Verhältnis den Dramen einen unendlichen Reiz, wie in den Troaden. Der Gegenſtand iſt die Verteilung der gefangenen Weiber, deren Ermordung das einzige, wovon eine Wiederherſtellung Trojas erwartet werden kann. Die Griechen vollziehen ihr Werk mit ſchärfſter Konſequenz. Aber mit glücklichem Gefühl hat Euripides diesmal ſeinen Prolog um vieles weiter reichen laſſen, als der Zuſchauer im Drama geführt wird. Unheilverkündende Weisſagungen durchbrechen das Ereignis. Man weiß, daß alle dieſe grauſamen Sieger auch ſchon ſelbſt dem Verderben geweiht ſind. Was giebt es ergreifenderes, als den Hymenäus, den Kaſſandra ſich ſelbſt ſingt! Sie hat die innere Gewißheit, daß der Verderber auf dieſe Weiſe zu Grunde gerichtet wird.

Euripides nahm ſein Vorbild von jenem Vollkommenzugrunderichten nach geſchehener Eroberung, wie es in Griechenland an der Tagesordnung war. Wie manche Hekuba mag es gegeben haben!

Was mir beſonders auffällt, iſt der Gegenſatz zwiſchen Barbaren und Hellenen, der im allgemeinen mit der Auffaſſung Herodots übereinſtimmt. Er erſcheint in der Medea, der tauriſchen Iphigenie und den Stücken ſelbſt, die aus dem troiſchen Fabelkreiſe genommen ſind. — Auch die Troer rechnet Euripides zu den Barbaren; ſie unterſcheiden ſich durch laxere Sinnesweiſe, prächtigere Kleidung, unbedingten Gehorſam unter den Herrn, etwas unfeines auch in ihrem Gemüte; zwiſchen ihnen und den Hellenen kann nie Freundſchaft ſein. Eben darum ziehen die Griechen ſchon nach Troja, um den Barbaren einen Schlag beizubringen.

Euripides giebt ſich nicht die Mühe, ſich in die vergangenen Zeiten der heroiſchen Welt zurückzuverſetzen. Die Zuſtände, welche er vor ſich ſieht, trägt er auf die Heroen über. Gar manche ſeiner Verwickelungen beruhen auf gewechſelten Schreiben. Theſeus und Herakles philoſophieren über die Natur der Götter. Nicht allein die politiſchen, ſondern auch die Familienverhältniſſe ſeiner Epoche verſetzt er in die Heroenwelt, und an den großen Geſchicken entwickelt er die Geſinnungen der Glieder der verſchiedenen Familien. Wenn in dem äſchyleiſchen Stücke über den Angriff auf Theben nur Eteokles erſcheint, auf deſſen Geſinnung der ganze Nachdruck beruht, ſo zieht Euripides in den Phöniſſen noch einmal die Mutter hervor, die nach der andern Sage längſt geſtorben war, und läßt ſie den Verſuch der Verſöhnung zwiſchen den feindlichen Brüdern machen. Im Oreſt treten auch der Oheim und ſeine zurückgekehrte Gemahlin eingreifend hervor, der alte Tyndareus: man ſieht das ganze königliche Haus; — ſo in der Andromache Peleus der widerwärtigen Schwiegertochter gegenüber, in der Iphigenie in Aulis der Vater und der Oheim, die Mutter und der Bräutigam.

Elektra macht trotz des tragiſchen mythiſchen Ereigniſſes, welches das Stück vorſtellt, faſt den Eindruck eines bürgerlichen Trauerſpiels. Elektra iſt jungfräulich verheiratet; in ihrem Hauſe geſchieht die ganze Entwickelung. Farbe und Ton der Mythe werden Wahrſcheinlichkeiten untergeordneter Art aufgeopfert. Wie bei Sophokles, ſtreitet auch bei Euripides Elektra mit Klytämneſtra. Dort liegt der Nachdruck auf dem Rechtsbegriffe, hier bei weitem mehr einerſeits auf dem Verhältnis des Agamemnon zu Kaſſandra, andererſeits auf der ſchlechten Behandlung der Kinder in der mit Ägiſth geſchloſſenen Ehe.

Mit dieſen Geſichtspunkten hängt es zuſammen, daß Euripides gleichſam eine Philoſophie des häuslichen Lebens vorträgt; wenigſtens zuſammenhängende, darauf bezügliche Gedanken kommen bei ihm allenthalben vor.

Als die gelungenſten Dichtungen des Euripides darf man Medea und Phädra betrachten; ſie wurzeln beide auf dieſem Grunde.

Medea mag man wohl mit der Deianira des Sophokles vergleichen; aber wenn dieſe ihren Gemahl nur zu feſſeln wünſcht, ſo richtet Medea ihre ganze Wut gegen die Nebenbuhlerin und gegen ihre eigenen Kinder. Sie will Jaſon nicht töten, ſie will ihn moraliſch zerſtören; die Zukunft, die er ſich aufzuerbauen gedenkt, ihr zum Trotz und zum Hohne, erfüllt ihre Seele mit wilder Entſchloſſenheit. Nie ward wohl etwas zugleich ſinnreicheres und ſchrecklicheres gedichtet, als der Abſchied, den Medea von ihren Kindern nimmt. Nicht einen Seelenkampf möchte ich es nennen: denn ſie zweifelt nicht; ſie hat ein vollkommenes Gefühl der Kindesliebe, das ſie auf das lebendigſte ausdrückt; allein viel ſtärker iſt ihre Wut und ihr Haß: ſie opfert ſie dennoch, — die barbariſche Löwin.

Von der Phädra iſt es längſt gezeigt, wie weit die Entwickelung der Leidenſchaft über jede Nachahmung ſpäterer Zeit erhaben iſt.

Denn einer der mächtigſten, erfindungsreichſten Dichter, die je gelebt haben, iſt bei allen ſeinen Mängeln dieſer Euripides; es iſt kein Stück, das nicht durch irgend eine große Situation den Zuſchauer feſſelte. Er hat zu dem reichen Stoffe der heroiſchen Sage, den ſeine Vorgänger bearbeiteten, auch noch die heraklidiſche Fabel herbeigezogen und ſich ihrer bemächtigt. In allem ſucht er das menſchlich Anſprechende hervorzuheben, beſonders die Momente, wo ein Widerſtreit der Leidenſchaften entſteht. Die Unſchuld der männlichen Jugend im Tempeldienſt, oder ihre friſche, ſpröde Mannhaftigkeit in Jagd und Weidwerk; die Hingebung der Jungfrauen für das Große und Allgemeine, wie in Iphigenie, ſo in Polyxena, oder für den Gemahl, wie in Alceſte, ſind ebenſo wie Eiferſucht und raſende Leidenſchaft mit unvergänglichen Zügen gezeichnet.

Ich weiß nicht, ob Euripides das erreicht, was die Theorie der Tragödie fordert; aber er iſt ein durch und durch lebendiger Menſch von größtem Talent, der ſich deſſen mit unendlichem Erfolge bedient hat. Noch bei ſeinen Lebzeiten erwarben ſich ſeine Arbeiten Ruhm und Anſehen in Sicilien; aber allmählich haben ſie in dem ganzen Umkreiſe der griechiſchen und ſpäter römiſchen Welt das Volk durchdrungen, ſie ſelbſt oder ihre Nachahmungen.

Man hat mit Recht bemerkt, daß ſie eines der wichtigſten Elemente der ſpäteren Bildung geweſen ſeien. Gewiß haben ſie auch zu der vorwaltenden Geſinnung viel beigetragen.

Wir dürfen deshalb wohl noch einmal auf die religiöſe Denkungsart zurückkommen, welche ſie ausſprechen.

Euripides ſchließt ſich an Pindar an, welcher an das Mahl des Tantalus nicht glaubt. Seine Iphigenie ſagt, daß es menſchenmordende Menſchen geweſen ſein müſſen, durch welche den Göttern Dinge dieſer Art aufgebürdet worden.

In jenem Geſpräch zwiſchen Theſeus und Herakles nimmt der eine den größten Anſtoß an der Vermählung zwiſchen Geſchwiſtern wie Zeus und Hera, an der Feſſelung des Kronos; der andere hält das für eine Erfindung der Poeten.

Aber nicht ſo leicht war damit durchzukommen, wo die Unſittlichkeiten der Götter, wie meiſtenteils, in die Mitte der Handlung verflochten ſind. Dann tragen die Menſchen, die von den Göttern leiden, kein Bedenken, ſie zu tadeln. Selbſt der fromme Jon findet es anſtößig, daß ſie, welche die Geſetze geben, ſie ſelber nicht halten. Er ſpricht gegen das Aſyl, worin den Verbrechern Strafloſigkeit gewährt wird. In der Andromache wird Apollo angeklagt, daß er handle wie ein ſchlechter Menſch, der eines alten Zwiſtes gedenke. In dem Hippolyt heißt es, daß der Menſch durch Kühnheit und Gewaltſamkeit ſeine Abſicht erreiche, nicht durch Frömmigkeit; in dem Bellerophon, daß die Kleinen, wenn auch fromm, doch den Starken unterliegen. „Es giebt keine Götter“, ſo lautet der Ausruf, „ſie ſind nicht.“

Das iſt wohl klar, daß nur ein philoſophiſcher Geiſt, wie dieſer, ſich über die Überlieferung des Götterdienſtes, oftmals Götzendienſtes, erheben konnte. Wie Herakles in der angeführten Stelle ſagt: Der Gott, der wahrhaft Gott iſt, iſt frei von Bedürfnis.

Euripides zweifelt, ob der Gott die Notwendigkeit der Dinge oder der menſchliche Geiſt iſt. Sitte und Geſetz macht, daß wir die Götter annehmen. Gerechtes und Ungerechtes wird von den Menſchen unterſchieden.

Was kann der Idee der Eumeniden, wie ſie Äſchylus hat, mehr entgegenſtehen, als die Erklärung des euripideiſchen Oreſtes: das Gewiſſen ſei es, was ihn verfolge: daß er ſich deſſen bewußt ſei, was er gethan habe.

Die Gerechtigkeit iſt eine Tochter der Zeit; ſie bringt alle Bosheit an den Tag. Erde und Himmel haben die Dinge gezeugt; das Irdiſche kehrt zur Erde zurück, das Ätheriſche zum Himmel. Der glücklichſte Mann iſt der, welcher die Weltordnung der unſterblichen Dinge anſchaut.

Man dürfte ſagen, daß durch dieſe Behandlung die Heldenſage, der große geiſtige Beſitz der Nation, doch auch tief erſchüttert und ſo gut wie vernichtet wurde.

War es nicht beſſer, die Menſchen, wie ſie vor Augen ſtanden, unmittelbar zu ſchildern, als ihr Thun und Laſſen in die Heroenwelt zu übertragen?

Philoſophie und Hiſtorie waren nun eine Notwendigkeit geworden.

Herodot und Thucydides.

Herodot und Thucydides verhalten ſich chronologiſch nicht viel anders, als Sophokles und Euripides. Herodot iſt der ältere; einer alten Berechnung zufolge, die zwar oft beſtritten, aber niemals durch eine beſſer bewieſene erſetzt worden iſt, war er beim Anfange des peloponneſiſchen Krieges dreiundfünfzig, Thucydides vierzig Jahre alt. Aber die Lebensſtellungen und Lebensſchickſale der beiden Begründer aller hiſtoriſchen Wiſſenſchaft und Kunſt waren ſehr verſchiedener, ja entgegengeſetzter Art. Herodot, an der aſiatiſchen Küſte in einer Stadt geboren, die in enger kommerzieller und politiſcher Verbindung mit den orientaliſchen Nationen ſtand, ſo daß er einen Teil ſeines Lebens der Erforſchung derſelben widmete, wurde dann nach der großen Metropole des Handels, Samos, und endlich nach Athen gezogen, welches ſo eben die höchſte Stufe ſeiner maritimen Macht erreichte. Er war ein Fremder in Athen, ſchloß ſich aber den Athenern von ganzer Seele und mit Bewunderung an. Thucydides dagegen, ein geborener Athenienſer von vornehmer Herkunft und dort bereits zu einer der wichtigſten Stellungen, welche es gab, der ſelbſtſtändigen Führung eines Geſchwaders der Flotte, gelangt, hatte das Unglück, daß ihm die Peloponneſier vielleicht nur um Einen Tag zuvorkamen und Amphipolis beſetzten, ehe er herangeſegelt war. Hierdurch aber verlor er die Gunſt des atheniſchen Volkes, das damals von einem rückſichtsloſen demokratiſchen Führer beherrſcht wurde. Er wurde mit dem Exil beſtraft, das er in einer erblichen Beſitzung, zum Teil unter dem Schutze der Lacedämonier verlebte. Dieſes Mißgeſchick gereichte ihm für die Abfaſſung der Geſchichte des Krieges, die er bei dem Anfang desſelben zu unternehmen beſchloſſen hatte, zum Vorteil. Er war nicht mehr lediglich auf die Gerüchte und Erzählungen ſeiner Vaterſtadt angewieſen und fand die Mittel, um zu einer unparteiiſchen Auffaſſung und Darſtellung ſchreiten zu können. Der Fremde hatte Antrieb zur Vorliebe für Athen, der Athenienſer guten Grund, um die Handlungen ſeiner Landsleute ohne einſeitigen Patriotismus anzuſehen. Nicht minder aber fällt der andere Unterſchied ins Gewicht. Herodot lebte in Anſchauung des großen Kampfes zwiſchen Perſern und Griechen, der, als er ſchrieb, den Geſichtskreis der Welt beherrſchte. Thucydides wurde in die Mitte der Kämpfe unter den Griechen ſelbſt, zwiſchen Athen und Sparta, gezogen. Die inneren griechiſchen Zwiſtigkeiten kommen ſchon bei Herodot zum Vorſchein, der Gegenſatz zwiſchen Perſern und Griechen auch bei Thucydides; aber das Erſte tritt bei Herodot, das Zweite bei Thucydides in den Hintergrund. Herodot richtete ſeine vornehmſte Aufmerkſamkeit auf den allgemeinen äußeren Kampf, Thucydides auf den inneren. Herodot war vor allen Dingen Reiſender. Seine Vaterſtadt Halikarnaß hatte Anteil an der Handelsniederlaſſung in Naukratis, durch welche den Griechen der Verkehr mit Ägypten eröffnet wurde. Man darf annehmen, daß dies Verhältnis den Blick Herodots frühzeitig auf Ägypten gelenkt und ihm ſpäter, auch als dasſelbe nicht mehr beſtand, dort eine gute Aufnahme vermittelt hat. Er hat unter allen Fremden den Denkmalen des alten Ägyptens zuerſt die Aufmerkſamkeit gewidmet, die ſie verdienten; er hat Phönizien beſucht und die Wunder von Babylon geſehen; auf der großen Straße, die von Epheſus nach Sardes, von Sardes nach Suſa führt, iſt er in das innere perſiſche Reich gelangt; er iſt in Ekbatana geweſen. Doch zog ihn der Orient nicht in ſeine Kreiſe, wie etwa einige Zeit nachher Kteſias. Für die Vorzüge der Hellenen hatte Herodot ein offenes Auge; er vergaß keinen Augenblick, daß er ein Grieche war. Auch über die Küſten und Landſchaften Griechenlands ſpricht er mit einer Genauigkeit, aus der man ſieht, daß er ſie größtenteils in Augenſchein genommen hatte. In Athen war er gleichſam zu Hauſe. Denn mit Athen war ſeine Vaterſtadt, die gleichwohl dem Großkönige ihre Abgaben leiſtete, doch politiſch enge verbunden. So umfaßte Herodot alle die Gebiete, welche die damalige kultivierte Welt ausmachten, durch eigene Anſchauung; er hatte ſie mit dem eingeborenen Triebe, ſich zu unterrichten, beſucht. Wir nehmen wahr, wie ihn ſeine Wißbegierde von Ort zu Ort begleitete.

Das Werk, in welchem er nun die Erkundigungen, die ihm zu Teil geworden waren, zuſammenfaßte, bildet ſelbſt einen Moment in der Geſchichte des Jahrhunderts. In Herodots Geiſte reflektierten die Eigentümlichkeiten der Nationen. An jeder Stelle hat er ſich über Land und Volk Informationen verſchafft, die ſich in ſeinem Werke neben einander unterſcheiden laſſen. Die ethnographiſchen Mitteilungen, die wir ihm verdanken, ſind ſchon an ſich von hohem Werte; doppelte Bedeutung aber bekommen ſie durch das geſchichtliche Element, mit welchem ſie in ein Ganzes verwebt wurden.

Über den Geſichtskreis der damals lebenden Menſchen konnten dieſe Informationen nicht weit in die Vergangenheit hinausreichen. Auffallend iſt, daß Herodot über die Herrſchaft der Aſſyrer, obwohl er ſelbſt die Anwandlung gehabt hat, ihre Geſchichte zu ſchreiben, doch in dem Buche, das er wirklich ſchrieb, ſich nur ſehr wenig unterrichtet zeigt. Er würde ſonſt die ägyptiſchen Verhältniſſe unter der ſaitiſchen Dynaſtie ganz anders aufgefaßt haben, als er es thut. Aber Aſſyrien war den Zeitgenoſſen ſchon aus dem lebendigen Gedächtnis verſchwunden. Die Erinnerung wurde von dem Emporkommen und den Unternehmungen der perſiſchen Könige beherrſcht. Über deren Urſprung ſelbſt hatte man nur ſagenhafte Berichte, welche Herodot ſo mitteilt, wie er ſie von Perſern und Ägyptern vernahm.

In friſchem Gedächtnis aber war das feindliche Zuſammentreffen zwiſchen Perſien und Griechenland. Die großen entſcheidenden Kämpfe waren geſchlagen; Herodot hat kaum eine perſönliche Erinnerung an dieſelben gehabt; aber noch lebte man in ihren Nachwirkungen; ſie beherrſchten noch immer die gegenſeitigen Beziehungen des Orients und der griechiſchen Welt. Alle Kräfte auf beiden Seiten waren dadurch in Bewegung geſetzt worden und hatten ſich mit einander gemeſſen. Auf dem Unternehmen der Perſer gegen die Griechen, dem Mißlingen desſelben, dem Rückſchlage, den die Griechen dagegen ausübten, beruhte der Zuſtand der Welt. Dieſe Ereigniſſe bilden nun einen anderen Teil der Erkundigungen Herodots; ſie mit den erſteren zu vereinigen und alle in ihrem Zuſammenhange darzuſtellen, war der würdigſte Gegenſtand, der ſich finden ließ: die erſte wirkliche Geſchichte, welche geſchrieben wurde. Denn nicht auf nationalem Boden allein könnte die Geſchichte erwachſen; die Nationen werden erſt durch ihr Zuſammentreffen mit anderen ihrer ſelbſt bewußt. Ein umfaſſender Geiſt kann dann auch wohl den beiden mit einander kämpfenden Völkerkomplexen gerecht werden. Herodot iſt durchaus gerecht. Er haßt die Barbaren nicht; wie könnte er ſie ſonſt ſchildern? Man hat ihn oft einer Vorliebe für die Athener angeklagt und das günſtige Urteil, das er über ihre Haltung im Kriege fällt, aus perſönlichen Motiven hergeleitet. Ich trage Bedenken, dem beizuſtimmen. Die berühmte Stelle, in welcher er ausführt, daß die Rettung Griechenlands dem Entſchluſſe der Athener, ſich zur See zu verteidigen, zu verdanken ſei, hat doch eine einleuchtende Wahrheit. So verhielt es ſich in der That; die Anſchauung deſſen, was ohne Zweifel eingetreten wäre, wenn das Erſte nicht geſchah, hat ihm jene Stelle eingegeben, welche, als hiſtoriſch-politiſches Urteil gefaßt, vielleicht die beſte in dem ganzen Werke iſt.

Herodot beſaß die Gabe einfacher anmutender Erzählung einzelner Vorfälle, die ſeinem Buche einen unvergleichlichen Reiz verleiht, aber auch eine ſympathiſche Einſicht in die allgemeinen Verhältniſſe. In ſeiner großartigen Kombination iſt das Werk niemals erreicht, geſchweige denn übertroffen worden. Nun aber verſteht es ſich ja, daß damit nicht alle Anforderungen, die an geſchichtliche Darſtellung gemacht werden können, erfüllt wurden. Alles beruhte auf mündlicher Überlieferung; und es war eben eine ſchon mehrere Decennien zurückliegende Begebenheit, welche der Geſchichtſchreiber nicht unmittelbar miterlebt und wofür auch nicht allenthalben zuverläſſige Gewährsmänner zu finden waren, was den Gegenſtand ſeines Werkes bildete. Es blieb noch ein anderes Verdienſt, welches durch die Darſtellung einer unmittelbar vor den Augen des Geſchichtſchreibers vorgegangenen Begebenheit erworben werden konnte. Dann konnte man von mündlichen Berichten über eine frühere Epoche, die doch immer auf unſicheren Erinnerungen beruhten, abſtrahieren. Exakte Darſtellung der Begebenheit im einzelnen mußte den Reiz allgemeiner Umfaſſung erſetzen. Dies hat nun Thucydides geleiſtet. Sein Gegenſtand war nicht ein Kampf, der den Erdkreis umfaßt, ſondern der Widerſtreit zweier in ſich hochbedeutender Republiken. Von dem Augenblick, als ihr Hader in offene Feindſeligkeiten ausbrach, begleitete Thucydides ihren Verlauf mit der Abſicht, denſelben zu beſchreiben. Ein Autor allein hätte nicht beides leiſten können. Zwei Männer von verſchiedenem Charakter, verſchiedener Begabung waren dazu notwendig. In dem einen und dem anderen treten dann auch Anſchauungen hervor, wie ſie ihrem Gegenſtande und ihrer Zeit entſprechen. Herodot hatte in ſeinem Verkehr mit verſchiedenen Nationen, bei denen er immer die Religion in Betracht zog, andere Gedanken gefaßt, als bei dem griechiſchen

Volke gäng und gebe waren. Er ſetzt ſich dem fabelhaften Götterweſen zugleich hiſtoriſch entgegen. Nach ſeiner Meinung verehrten die alten Pelasger und mit ihnen die Hellenen die Götter ohne beſondere Namen. Die Griechen empfingen ihre Götternamen aus Ägypten. In Dodona erzählte man dem Geſchichtſchreiber, es ſei einſt förmlich bei dem Orakel angefragt worden, ob man ſie annehmen ſolle, und das Orakel habe es gebilligt; dann ſeien Homer und Heſiod gekommen, welche die Beinamen der Götter, ihre Beſchäftigungen feſtgeſetzt und die Theogonie erfunden hätten; aber das ſei, ſo zu ſagen, von heut und geſtern, namentlich mit dem Altertum der Ägypter nicht im entfernteſten zu vergleichen.

Herodot war nicht allein in Dodona geweſen; er kannte die eleuſiniſchen Myſterien, er war eingeweiht in die Myſterien der Cabiren von Lemnos. Er legt ſich darüber Stillſchweigen auf; aber er deutet zuweilen an, daß hinter dem Götterglauben noch etwas zurückliege, was er nicht ſagen wolle, noch könne. Darum leugnet er aber das Daſein der Götter und Heroen nicht etwa ab. Ganz im Gegenteil, indem er dieſe Dinge ſagt, fürchtet er, die Ungunſt derſelben zu erregen. Wenn er eine Erzählung über Herakles beſtreitet, bittet er ſich von Göttern und Heroen Nachſicht aus.

An dem Daſein und der Wirklichkeit der Götter alſo zweifelt er nicht; er wiederholt die Lehre, daß ſie dem Geſchick nicht entgehen können, das er alſo außerhalb ihres Beliebens ſetzt; auf die Wirkſamkeit der einzelnen Götter geht er nicht ein; er nimmt ein Göttliches an, das auf die menſchlichen Dinge einen ſtets eingreifenden Einfluß ausübe. Beſonders zweierlei iſt es, was er davon ausſagt.

Die Götter unterſtützen den Mut und Verſtand; aber ſie verfolgen durch eine Art Neid das Hochſtehende. Wenn man ſein Buch eine Weile vor ſich hinlieſt und ſich dem Eindruck hingiebt, den er, von einem auf das andere kommend, hervorbringt, ſo iſt das Konſtante eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit. Er verehrt die Götter als faktiſche Potenzen, welche Rache an dem ausüben, von dem ſie, ſelbſt auch nur in der Intention, beleidigt werden, ihren Willen durch Orakel ankündigen und denſelben unfehlbar vollſtrecken. So war die Auffaſſung des Äſchylus, im Grunde auch die des Euripides, der den Göttern ihre Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten vorrückt. Die Götter regieren die Menſchenwelt; aber eine unbedingt dominierende Macht beſitzen ſie nicht. Es giebt eine noch weiter zurückliegende, tiefere Religion, die ſich unter anderem in der Nemeſis offenbart, welche Herodot auch da annimmt, wo die Menſchen ſie in der Regel verkennen.

Von jeher hat man bemerkt, wie ſehr Thucydides von dem Götterglauben Herodots entfernt iſt. Es iſt kein vollkommener Gegenſatz: denn ein ſolcher hätte mit ſich gebracht, daß die altertümlichen Ideen über die Götter, die ja Herodot verwarf, wieder aufgenommen worden wären. Aber Thucydides war von der allgemeinen Richtung, welche die Poeten ausſprachen und durch welche der Glaube an die Götter beſchränkt oder vernichtet wurde, auch ſeinerſeits durchdrungen. Ein Göttliches in den menſchlichen Dingen nahm auch er an; er klagt darüber, daß man ſich nicht vereinige, um die göttlichen Geſetze zu halten, ſondern um ſie zu brechen. Er ſpricht mit Mißbilligung von einem um ſich greifenden Mangel an Frömmigkeit. Von der Annahme aber, daß die Götter unmittelbar in die menſchlichen Dinge eingreifen, läßt ſich bei ihm keine Spur entdecken. Es iſt wahr: er leugnet die Orakel nicht geradezu; er bringt einiges bei, was die Vorherſagungen ſogar beſtätigen könnte; aber er verhält ſich dabei allezeit ſkeptiſch. Wenn man z. B. ein Erdbeben in Lacedämon dort von der Verletzung eines Aſyls, zu dem die Heloten geflüchtet waren, herleitet, ſo erzählt er das zwar, aber ohne im mindeſten anzudeuten, daß er dieſe Meinung teile. Denn von der aufkommenden Naturkunde war er nicht unberührt geblieben. Mit einer gewiſſen Ironie gedenkt er der Meinung der Liparäer, daß die Schmiede des Hephäſtos auf ihrer Inſel ſei; er hat einen ganz anderen Begriff von dem Rauche bei Tage, dem Feuer bei Nacht, das ſie aufſteigen ſehen. Wenn irgendwo Erſcheinungen der Natur einen Einfluß auf die Beſchlüſſe ausüben, welche die Menſchen faſſen, ſo ſpricht er ſeine Mißbilligung darüber aus. Charakteriſtiſch iſt es, wie er ſich zu der Behauptung verhält, daß ein Fluch auf die Verwendung des ſogenannten Pelasgikons in Athen zu Wohnungen gelegt worden ſei; er weiſt es zurück, wenn man die ſpäteren Unglücksfälle davon herleiten wollte, daß man dieſen Fluch unbeachtet gelaſſen; er erkennt darin lediglich die Vorausſicht, daß dieſer Platz nur unter ungünſtigen Umſtänden zu Wohnungen werde dienen müſſen. Der wahre Fortſchritt des Thucydides möchte darin liegen, daß er das hiſtoriſche Motiv in den moraliſchen Beſchaffenheiten der Menſchennatur erblickt. Man wird ſich dabei nicht der Stellen zu bedienen haben, die er in ſeinen Reden einflicht: denn dieſe ſind nach dem Charakter deſſen geformt, den er redend einführt. Aber zuweilen läßt er ſich ſelber als Beobachter der menſchlichen Dinge vernehmen; die menſchliche Natur bringe es ſo mit ſich; ſie werde von ihren Leidenſchaften beherrſcht; ſie verachte das Gerechte und könne das Höherſtehende nicht über ſich dulden: ein anderes Übel ſei die Sucht und Wut, ſich zu rächen; man verletze dabei die Geſetze, von denen man doch wieder geſchützt werde, ſodaß man ſich ſein eigenes Verderben zuziehe. Die Urſache, aus der alle Unordnungen in den Städten hervorgehen, ſieht er in dem Umſichgreifen der Mächtigen; in der Regel ſei es nur ein Vorwand, wenn man von den Vorzügen einer gemäßigten Ariſtokratie oder einer demokratiſchen Iſegorie ſpreche; man denke nur die Gegner zu übermeiſtern; der Ruhm der Tugend gelte weniger, als pfiffige Verſchmitztheit. Unglücksfälle auf der einen Seite, auf der anderen die Verwickelungen des Krieges geben zu alledem Anlaß und bewirken neues Unheil. Der Menſch ſelbſt, beſonders in ſeinen Laſtern und Leiden, iſt der Mittelpunkt ſeiner Geſchichte. Es iſt wohl nicht anders, als daß er ſich hiebei zu Herodot verhält, wie Euripides zu Sophokles und noch mehr zu Äſchylus. Doch war ſeine Abweichung noch gerechtfertigter, als die des Euripides: denn die Tragödie läßt ſich ohne Fiktion nicht denken; die Geſchichte aber hat eben den Menſchen ſelbſt zu ihrem Gegenſtande. Eine ihrer immanenten Bedingungen iſt es, daß ſie die menſchlichen Dinge, wie ſie ſind, zu ergreifen, zu verſtehen und verſtändlich zu machen ſucht. Thucydides abſtrahiert von aller Sage und Fiktion. Er legt einmal beſonderen Wert darauf, daß er die Ereigniſſe ebenſo, wie ſie vorgekommen ſind, zu erforſchen geſucht habe. Das Wunderbare, das Herodot liebt, verſchwindet hier vollkommen hinter den einfachen Thatſachen. In der Erzählung hat Thucydides zuweilen den Ton einer einfachen Chronik; ſie macht den Eindruck der Zuverläſſigkeit und zugleich des Verſtändniſſes. Wenn er gleich den Lacedämoniern die Sicherheit verdankte, deren er genoß, ſo könnte man ihm doch nicht nachſagen, daß er lakoniſiere. Sein eingeborenes Talent war es eben, beiden Teilen gerecht zu werden. Daß er ſich an die einfache Thatſache hält und nur die menſchlichen Abſichten ergründet, giebt ſeiner Geſchichte für den kurzen Zeitraum, den ſie begreift, den Vorzug der Deutlichkeit und vollen Vergegenwärtigung, den wir bewundern.

Die Erzählung des Thucydides iſt durchaus analiſtiſch; genaue Chronologie liegt ihm beſonders am Herzen. In ſeinen Sommer und ſeinen Winter reiht er Ereigniſſe ein, die anderen unbedeutend ſcheinen könnten; denn ſein Sinn iſt, das, was vorgekommen iſt, zu verzeichnen. Aber in dieſem ſelbſt liegt eine Entwickelung, die er dann und wann hervorhebt, ſodaß die Aufmerkſamkeit des Leſers immer zugleich auf das Allgemeine gerichtet bleibt. Das Verdienſt der Erzählung ſteigt und fällt mit den Begebenheiten. Er hat einmal alle die mit der Entzweiung zwiſchen Argos und Lacedämon zuſammenhängenden politiſchen Bewegungen und Diskuſſionen ſo hin erzählt, daß ſie nur eben einen mäßigen Anteil erwecken können. Da tritt die Schlacht von Mantinea ein. Thucydides ſchildert ſie mit Beziehung auf lacedämoniſche Gewohnheiten und Kriegserfahrung: indem er angiebt, worüber er nichts ſicheres weiß, befeſtigt er das Vertrauen zu dem, was er ſagt. Er hebt dann das Verhalten jeder einzelnen Truppe und jeder völkerſchaftlichen Abteilung, die dabei mitwirkte, beſonders hervor, ohne doch die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen. Die Schlachtbeſchreibung iſt unübertrefflich, deutlich ſelbſt in den Verwickelungen. Auch der ſpartaniſche König, der die Vorwürfe widerlegen will, die ihm wegen ſeines früheren Verhaltens gemacht werden, in dem Ungeſtüm ſeines Vordringens, ſeiner dann eintretenden Zurückhaltung, endlich ſeiner Anordnung zur Schlacht, iſt eine kriegsgeſchichtliche Figur. Die Unparteilichkeit führt eben zur Gegenſtändlichkeit. Bei Herodot wäre das ſchwerlich möglich geweſen, da die Götter bei ihm eine faſt zu große Rolle ſpielen. Thucydides vergegenwärtigt die menſchliche Handlung an und für ſich, obwohl er nicht verſäumt zu erzählen, wie das lacedämoniſche Heer zuweilen nach Hauſe geht, bloß weil es an der Grenze ungünſtige Opferzeichen erhalten hat.

Zu ſeiner Weiſe gehört es dann, daß er die verſchiedenen Verträge in ihrem Wortlaut, ſelbſt in ihrem urſprünglichen Dialekt beibringt, auch dann, wenn ſie nicht gerade vielen Einfluß gehabt haben. Bei dieſer Genauigkeit im einzelnen ſtößt man doch auf eine Schwierigkeit, die wir hier zu berühren nicht umhin können. Wie läßt ſich erklären, daß Thucydides den Brief, welchen Nicias über die Lage der Angelegenheiten in Sicilien nach Athen geſchrieben hat, nicht wörtlich reproduziert, ſondern einen anderen einflicht, welcher die Sachen bündiger erläutert? Aber noch mehr: wie verhält es ſich mit der Echtheit der Reden, die faſt den vornehmſten Beſtandteil ſeines Werkes ausmachen? Sind ſie wirklich ſo gehalten worden, wie er ſie mitteilt? Auffallend iſt es doch, wie ſehr ſie der hiſtoriographiſchen Idee des Autors dienen.

Wenn man in dem erſten Buche die Rede der Korinther in Lacedämon lieſt, ſo iſt die Hauptſache, eine Vergleichung zwiſchen Athen und Lacedämon, ſehr willkommen für den Hiſtoriker am Anfang eines Werkes, welches den Streit dieſer beiden Städte ſchildert.

So iſt in der alsdann folgenden Rede des Perikles der Hauptinhalt die Überlegenheit der Seemacht über die Landmacht, worin ebenfalls ein großes Moment für den Verlauf der Geſchichte liegt, ſo daß es ſehr gut in den Vordergrund geſtellt wird. Dabei ſind doch aber in beiden auch die ſachlichen Motive, welche die jedesmalige Lage bedingten, mit ſchlagender Richtigkeit angegeben. Die Rede, welche die Mitylenäer in Olympia halten, und die auf die Empörung von Lesbos bezügliche Rede Kleons ſtellen zuſammengenommen das Mißverhältnis, das zwiſchen dem herrſchenden Athen und den mächtigen Bundesgenoſſen Platz griff, in volles Licht. Ob aber auch Kleon ebenſo geſprochen, wie hier ſeine Worte lauten, darf doch in Zweifel gezogen werden. Wenigſtens wird dem Demagogen eine politiſche Bildung, wie ſie ſich in dieſer Rede herausſtellt, ſonſt nicht zugeſchrieben.

Auch bei den Deliberationen, die dem Unternehmen nach Sicilien vorausgehen, hat es Thucydides nicht ſo ſehr darauf angelegt, die perſönlichen Motive, die zu dem Entſchluſſe führten, zur Anſchauung zu bringen, als die Beweggründe, die in der Sache lagen.

Immerhin muß es auffallen, daß bei einem ebenfalls ſehr beachtenswerten Autor dem Nicias bei dem Plane, Syrakus anzugreifen, eine Rede zugeſchrieben wird, die ſich von der bei Thucydides ihm beigelegten weit entfernt, doch in der Hauptſache ſehr treffend iſt. Man wird uns nicht zumuten, jenes lange Zwiegeſpräch zwiſchen Athenienſern und Meliern, in welchem die letzteren auf ihrer Unabhängigkeit beſtehen, die erſteren Unterwerfung und Eintritt in ihren Bund verlangen, wörtlich für wahr zu halten. Die Grundſätze, auf welche die beiden Parteien ſich ſtützen, ſind univerſalhiſtoriſch; bei den Athenern ſind es dieſelben, welche auch bei dem Zuge gegen Syrakus in Anwendung kommen. Das Eigentümliche iſt die Dialektik, mit der beide ihre Sache verteidigen.

Es iſt wahr, das Augenmerk des Thucydides iſt überwiegend auf Athen gerichtet; aber ſein Vorzug beſteht doch darin, daß er ſich auch von den Gegnern einen deutlichen Begriff gemacht hat, den er in den Reden ausſpricht. Vortrefflich ſind die Reden des Braſidas, in welchen ſich Geſichtspunkte finden, die über die Zeit hinausreichen; nicht minder hoch muß man die Rede des Hermokrates anſchlagen, in welcher den Unternehmungen der Athener gegen Syrakus ein unglückliches Ende aus derſelben Urſache geweisſagt wurde, welche das Mißgeſchick der Perſer herbeigeführt hatte. Dabei geſchieht auch der Stellung und Macht von Karthago Erwähnung. Wenn man daraus den Geſichtskreis des Hiſtorikers abnehmen kann, ſo darf man doch fragen, wie es möglich geweſen wäre, daß Thucydides Rede und Gegenrede, die in Syrakus gepflogen worden, genau hätte erfahren können, oder jene andere Rede, welche Demoſthenes an die Truppen bei Pylos hielt. Die Darſtellung des Kampfes bei Pylos iſt ein Juwel der Hiſtoriographie; aber die Reden als wörtlich gehalten anzuſehen, möchte ich nicht wagen. Wir werden durch die Reden in die inneren Gegenſätze eingeführt, welche die griechiſche Welt in Bewegung hielten. Dieſe werden mit einer einleuchtenden Wahrheit geſchildert; alle Theorie iſt dabei vermieden; der Hiſtoriker ſelbſt trägt keine ſolche vor. Wir werden mit dem Wirklichen um ſo vertrauter. Allein darin liegt zugleich eine Entfernung von dem Boden der exakten Wahrheit; die Anſichten des Hiſtorikers treten ſelbſt als Hiſtorie auf. Es iſt ein Moment, in welchem ſich die Hiſtorie mit der Redekunſt, die damals in Athen in Blüte ſtand, vereinigt.

Der Lehrer des Thucydides war jener Antiphon, deſſen wir oben gedacht haben. Thucydides ſagt von ihm, er ſei ein Mann von ſtarken Gedanken geweſen, die er ebenſo kraftvoll ausgeſprochen habe. Damit iſt der Charakter der thucydideiſchen Reden ſelbſt bezeichnet. Man weiß, daß ſie als Muſter der Beredtſamkeit galten; Demoſthenes hat ſeine Studien an denſelben gemacht. Thucydides war zugleich Redner und Geſchichtſchreiber: ſeine Erzählung iſt von aller Rhetorik frei; dieſe ſelbſt feiert in den Reden ihre großen Triumphe. Die Vereinigung des einen mit dem anderen entſprach ſo ſehr dem öffentlichen Leben im Altertum, daß ſie, von den ſpäteren Hiſtorikern aufgenommen, gleichſam den Charakter der antiken Hiſtoriographie konſtituiert hat. Häufig iſt ſie dann in ein bloßes Schaugepränge ausgeartet.

Geiſtiges Leben in Athen.

An das Wunderbare grenzt dies gleichzeitige oder doch faſt gleichzeitige Erſcheinen ſo verſchiedenartiger Geiſter, die in Poeſie, Philoſophie und Geſchichte das Höchſte erreichen, was der Menſchengeiſt überhaupt erreicht hat. Jeder iſt Original und bahnt ſich ſeinen eigenen Weg; alle wirken zuſammen. In ihrer Geſamtheit vollzieht ſich die Erörterung der größten Fragen über göttliche und menſchliche Dinge. Athen war im Genuß eines Theaters, wie für Ernſt und Scherz keine andere Stadt jemals wieder ein gleiches beſeſſen hat. Es lebte im fortwirkenden Beſitz der großen Hervorbringungen. Denn Sophokles wurde nicht etwa durch Euripides beſeitigt; ihre Arbeiten traten nebeneinander auf. Die herodoteiſche Hiſtorie wurde in öffentlichen Verſammlungen vorgetragen; Thucydides blieb mehr dem beſonderen Studium vorbehalten; ſeine Geſchichte iſt ſchriftlich verbreitet worden. Es ſetzt eine hohe Bildung in dem Demos voraus, daß er fähig war, den Reden des Perikles zu folgen und über die ſchwierigſten Fragen der Politik Beſchluß zu faſſen, ſowie ein Urteil in den Verhandlungen der Heliäa abzugeben. Dieſe Demokratie ſelbſt gewährte eine größere Freiheit der Diskuſſion, als irgendwo ſonſt in der Welt vorhanden war; ſie zog die mitſtrebenden Geiſter aus den Kolonien im Oſten und Weſten an ſich und gewährte ihnen ein Aſyl. Wie Herodot von Halikarnaß, ſo wanderte Anaxagoras von Klazomenae, wo es ihm zu enge wurde, ſo daß er ſogar ſeine eigenen Angelegenheiten vernachläſſigte, nach Athen, deſſen wachſende Größe eine unendliche Ausſicht darbot: denn nicht ſo ſehr eine vollbrachte Machtentwickelung zieht die ſtrebenden Geiſter an, als eine ſolche, die eben vor ſich geht. In Athen fand Anaxagoras einen Wirkungskreis, wie er ihn bedurfte. Wir berührten ſchon das Verhältnis, in welchem er zu Perikles ſtand; und fürwahr, ſeine Lehre verdiente es, Eingang zu finden.

Wenn Empedokles die Urſache aller Bewegung in Liebe und Haß der Urſtoffe ſelbſt, d. h. in deren eigenen inneren Trieben ſah, ſo fand Anaxagoras eine ſolche Erklärung unzureichend, in wiefern aus jener Bewegung der Elemente eine in feſter Ordnung beſtehende Welt hervorgegangen ſein ſollte. Dieſe Betrachtung war vielleicht die vornehmſte, welche ihn auf die Idee von dem allwaltenden Geiſte führte. Er ſtellte den Geiſt als die Urſache aller Bewegung dem Stoffe gegenüber. Eine Abwandlung ſo durchgreifenden Inhalts, daß ſie ein neues Syſtem des Denkens ankündigt. „Der Geiſt iſt unendlich, ſelbſtherrſchend, unvermiſcht; er lebt durch ſich ſelbſt; dieſes einfache Weſen beſitzt Macht und Wiſſen; es hat alles angeordnet, was war, iſt und ſein wird.“ Große Gedanken, in denen die Philoſophie auf dem einmal eingeſchlagenen Wege, annehmend und verwerfend, von einem Moment des Nachdenkens zum anderen fortſchreitend, zur Idee der Einheit Gottes gelangt, welcher jedoch nicht der Weltſchöpfer, ſondern der immanente Ordner der Welt iſt. Anaxagoras ſoll geſagt haben: der Zweck des menſchlichen Lebens ſei Betrachtung und Erkenntnis der Himmelskörper. Er war Phyſiker und Aſtronom; indem er Sonne und Mond als Weltkörper, gleichſam als Erden betrachtete, zerfiel er mit den populären Vorſtellungen, hatte aber die denkenden Geiſter für ſich.

An Anaxagoras ſchloſſen ſich Euripides und Thucydides an, in deren Schriften wir, beſonders deutlich bei Euripides, die Ideen des Philoſophen wiederfinden.

Schon wanderten, durch das politiſche Übergewicht von Athen angezogen, die Meiſter der Philoſophie und Rhetorik aus Italien und Sicilien dorthin. Man nennt unter ihnen die Eleaten Zeno und Parmenides. Mit den philoſophiſchen Doktrinen verband ſich die Kunſt der Argumentation und der Rede, die nun von Sicilien her ebenfalls in Athen eindrang. Athen wurde jetzt der Mittelpunkt und Herd des griechiſchen Geiſtes. Um die geiſtige Arbeit zu ermeſſen, die damals in Athen vollbracht wurde, müſſen wir uns erinnern, daß Polygnot und Phidias und der Baumeiſter des Parthenon, Iktinos, dieſer Zeitgenoſſenſchaft angehören.

Es iſt kein Zweifel, daß die griechiſche Kunſt auf der ägyptiſchen beruhte; aber das eigentliche Leben derſelben war doch ein anderes.

Die Plaſtik der Griechen iſt eine Tochter ihrer Gymnaſtik. Man ſehe nur die Bildwerke von Ägina an, die ein günſtiges Geſchick aus den älteſten Zeiten in die unſere herübergerettet hat. Die Giebelfeder eines Tempels der Athene in Ägina ſtellen Scenen aus den trojaniſchen Kriegen dar; in der Mitte der um die Leichen der gefallenen Griechen Kämpfenden erſcheint Athene in ſtrenger altherkömmlicher Würde. Die Kämpfer ſind dem unmittelbaren Leben angenähert; man will zwar noch in ihnen einige Überreſte ägyptiſcher Gebundenheit erkennen; aber im allgemeinen ſind die nackten Körper in ihren markigen Bewegungen, dem Gebrauch der Waffen bis zum Individuellen ausgebildet, nicht jedoch das Antlitz derſelben. Hier ſind die Proportionen zwiſchen dem oberen und dem unteren Teile des Geſichtes verfehlt, die Augen hervorſtehend, die Mundwinkel emporgezogen. Man dürfte vielleicht ſagen, daß eine individuelle Ausbildung der Geſichter und der Köpfe hier nicht einmal recht an ihrer Stelle geweſen wäre, da es nur auf den Waffengang ankam. Aber alles iſt aus einem Guß, alles friſch und original, und erfüllt den Beſchauer mit dem Gefühl der Gegenwart des Altertums. An dem Orte ihrer heutigen Aufſtellung findet man auch einige Werke ägyptiſcher Bildnerei; allein phyſiologiſchen Kennern will es ſcheinen, als ob dabei ſkelettartige Modelle zu Grunde lagen; bei den Griechen iſt alles das mark- und krafterfüllte Leben ſelbſt.

Die Denkmale gehören, ſoviel man ſehen kann, in die Epoche vor den Perſerkriegen. Nach den Perſerkriegen traten ſtatt der troiſchen Erinnerungen die Ereigniſſe dieſer Epoche in den Vordergrund, die doch auch als ein unmittelbares Werk der griechiſchen Götter betrachtet wurden. Gerade in der Verbindung des Götterdienſtes und der tapferen Abwehr der eingedrungenen Fremdlinge liegt das Charakteriſtiſche. Wir gedachten ſchon jener Gruppe von dreizehn Broncefiguren, welche die Athener dem delphiſchen Orakel als Weihegeſchenk darbrachten, unter denen die Götter der Stämme und des Landes, in ihrer Mitte auch der Held von Marathon, Miltiades, dargeſtellt waren. Es liegt etwas großartiges darin, wenn der Sieg zugleich als ein Triumph der Gottheiten erſcheint, wie in jenem Koloß der vorkämpfenden Athene, den Cimon durch die Hand des Phidias aufrichten ließ. Der Meiſter der Skulptur und der Meiſter der Malerei boten einander gleichſam die Hand. Die einheimiſchen Sagen wurden Symbole. Athene ward zugleich als die Genoſſin des Zeus im Kampfe gegen die Titanen aufgefaßt; der alte Nationalheros, Theſeus, erlangte durch Cimon, der ſeine Gebeine aus Thaſos herbeiführte, ein beſonderes Heiligtum, in deſſen Ausſchmückung ſeine Heldenthaten gegen die Centauren, welche die wilde Naturkraft repräſentierten, und gegen die eingedrungenen Amazonen verherrlicht wurden. So beteiligte ſich auch Polygnot an der Ausſchmückung der Bauten des cimoniſchen Hauſes. In jener Halle, der man den Namen der Vielfarbigen gegeben hat, erneuerte er nochmals die Erinnerungen an Troja, wobei er das Verdienſt der Athener beſonders hervorhob; vornehmlich jedoch gab er den Erzählungen von der marathoniſchen Schlacht Ausdruck und Geſtalt. Es iſt nun aber nicht allein das patriotiſche Gefühl, durch welches ſich dieſe Bildwerke über die bisherigen erhoben; die beiden Meiſter, Polygnot und Phidias, verfolgten zugleich eine ideale Richtung. Polygnot ſuchte in der Leſche zu Delphi, wo die Unterwelt einer ſeiner Gegenſtände war, die Gerechtigkeit der Götter zu verſinnbilden. Er wird als Ethograph gerühmt, der die würdige Haltung der verſchiedenen Charaktere niemals aus den Augen verlor. Von ſeiner Darſtellung der Polyxena, die als Sühnopfer für Achilles fiel, ſagt ein Alter: aus ihren Augen allein erkläre ſich der ganze troiſche Krieg. Noch höher ſtieg der Ruhm des Phidias durch das chryselephantine Bild des Zeus in Olympia. Die alte Überlieferung iſt, daß ihm die homeriſchen Verſe, in denen von den Brauen und dem Haupthaar des Gottes, durch welche der Olymp erzittere, die Rede iſt, vorgeſchwebt haben. Ämilius Paulus, jener ſiegreiche Philhellene, hat geſagt: in dem Bilde erſcheine vollſtändig der homeriſche Zeus, ja die Gottheit überhaupt. Ein anderer Römer fügt hinzu, Phidias habe die Götter noch beſſer gebildet, als die Menſchen: er ſei der Religion ſelbſt zu Hülfe gekommen.

So griff auch die Kunſt in die Überlegungen über das Göttliche und Menſchliche, die den griechiſchen Geiſt beſchäftigten, lebendig ein. Einwirkungen, wie die zuletzt geſchilderten, konnten wohl auch den Ideen des Anaxagoras die Wage halten. Soeben aber bekam die geiſtige Bewegung noch eine neue Anregung durch den Einfluß von Sicilien.

In Sicilien durchdrang ſich philoſophiſche Bildung und politiſche Tendenz mit techniſch ausgebildeter Redefertigkeit. Das erſte theoretiſche Buch über irgend eine Kunſt war eine Rhetorik, die in Sicilien geſchrieben worden iſt. Auch anderwärts entſtanden Schulen, in welchen die Kunſt der Argumentation und der Rede im Zuſammenhang mit philoſophiſchen Doktrinen gelehrt ward, — die erſten öffentlichen Schulen, in welchen ſich freie Lernbegierde an einen Meiſter anſchloß.

In den Zeiten des peloponneſiſchen Krieges finden wir die angeſehenſten Repräſentanten derſelben in Athen.

Von Leontini kam zunächſt, als Geſandter ſeiner Vaterſtadt, Gorgias, der ſich durch Pracht der Diktion und äußere Würde hervorthat; auch Protagoras von Abdera kam von Sicilien, wo er um Geld gelehrt hatte, nach Athen. Andere ſind Hippias von Elis, Prodikus von Keos, die Brüder Euthydem und Dionyſiodor aus Chios. Wir finden ſie in den Vorhallen der vornehmſten Häuſer oder den Gymnaſien, von zahlreichen Schülern, Fremden oder Einheimiſchen begleitet, einhergehen; jede treffende Äußerung aus ihrem Munde wird mit lautem Beifall aufgenommen; man verlacht die, welche von ihrer Dialektik geſchlagen werden. Auf ihren Stühlen ſitzend, geben ſie den Fragenden Antwort, oder ſie erfüllen, auf ihrem Bette ruhend, das Gemach mit ihrer lauten Stimme; ihre Schüler zahlen ihnen Geld; Protagoras ſoll mehr erworben haben, als Phidias.

Dieſe Männer, unter denen ſich ſehr würdige Perſönlichkeiten fanden, nannte man Sophiſten. Wenn das Wort dennoch den Beigeſchmack eines üblen Rufes hat, ſo rührt derſelbe vornehmlich von dem Verhältnis her, in welches ſie ſich zu den philoſophiſchen Meinungen ſetzten.

Mochten ſie ſich mehr zu den Joniern halten, wie Protagoras, oder zu den ſiciliſchen Schulen, wie Gorgias, ſo tritt in ihrer Auffaſſung die vollkommene Ungewißheit aller Dinge hervor.

Protagoras ging davon aus, daß alles auf zwei voneinander unabhängigen Bewegungen beruhe, der einen des Subjekts (des Empfindenden), der anderen des Objekts (des Empfindbaren); alle Wahrnehmung rühre von dem Zuſammentreffen beider her, das der Natur der Sache nach in das Bereich des Zufalls gehöre. In der Wahrnehmung ſieht er eine Empfindung, die etwas lediglich Subjektives und zugleich auf ein ſeinem Weſen nach ſelbſt Schwankendes und eigentlich erſt durch die Empfindung zur Realität Gelangendes gerichtet iſt.

Und eben dahin oder noch weiter gelangen die Anhänger des Parmenides. Den Grundſatz der Sophiſten, nach welchem das Nichtwirkliche überhaupt nicht iſt, dehnen ſie bis zu der Behauptung aus, daß die Lüge nicht möglich ſei. Man muß damit anfangen, ihnen zu beweiſen, daß es falſche Meinungen geben, Schein und Trug in den Gedanken eindringen könne.

Der Zweifel an aller Wahrheit wirkte notwendig auf die religiöſen ſowie die politiſchen Anſichten zurück.

Wenn man einmal ſagte, daß die Götter nur nach Sitte und Geſetz angenommen würden, ſo hatte man nicht weit mehr zu der Behauptung, welche ſchon damals vorgekommen und die unter ſehr abweichenden Umſtänden wiederholt worden iſt, daß die Religion nur einem Kunſtgriff alter Staatsmänner entſprungen ſei, denen es weiſe geſchienen habe, daß die Gottheit als Aufſeher menſchlicher Tugenden und Fehler gedacht werde.

An das momentane Dafürhalten der herrſchenden Parteien aber knüpften andere den Begriff des Geſetzlichen und Gerechten an. Was in der platoniſchen Politie Thraſymachus behauptet, das Gerechte ſei das, was dem Herrſchenden fromme, muß wohl — nach Ciceros Andeutungen — auch in den Büchern des Thraſymachus geſtanden haben. Es war eine Frage, die nach Xenephons Erinnerungen ſelbſt Perikles beſchäftigt hat, und zwar in unmittelbarſter Beziehung auf den damaligen Staat. Er ſagt dort, er habe gezweifelt, ob das, was die Menge feſtſetze durch Willkür, als Geſetz zu betrachten ſei oder als Gewalt.

Sokrates.

Alles wurde zweifelhaft: die Objektivität der Wahrnehmungen, die Wahrheit oder Unwahrheit der Rede, das Daſein der Götter, das man vom menſchlichen Dafürhalten abhängig machte, der Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht.

Mitten in dieſer Zerſetzung der allgemeinen Meinungen erſchien nun Sokrates, der immer barfuß einherging, in ärmlichem Anzug, der wenige leicht zu befriedigende Bedürfniſſe hatte und keine anderen haben wollte, um den bedürfnisloſen Göttern ähnlicher zu werden; täglich war er auf dem Marktplatze, in den Werkſtätten, den Gymnaſien zu ſehen, verkehrte mit Alt und Jung, dem Niedrigſten wie dem Höchſten, ohne doch ein Lehrer ſein zu wollen. Mit unausweichlicher Dialektik hielt er jeden, mit dem er in Berührung kam, feſt und appellierte nur an den geſunden Menſchenverſtand, den er aber erſt ſelbſt zu ſeinem Bewußtſein zu bringen ſuchte. Die Sophiſten lebten in den angenommenen Vorſtellungen; darauf bauten ſie ihre Anſchauungen und Syſteme. Sokrates hielt es für ſeines Amtes, dieſelben zu unterſuchen und an der dem Menſchen eingepflanzten Einſicht zu prüfen. Sokrates ſtellte alle die Vorſtellungen, von denen ſie ausgingen, was ſie als das Vernünftige, Rechte und Berechtigende erklärten, in Frage; er unterwirft ſie einer Kritik nach Maßgabe der dem menſchlichen Geiſt innewohnenden Begriffe, in denen er allein die Wahrheit ſieht. Von den mannigfaltigen Meinungen gelangt er auf dieſem Wege zu einer unumſtößlichen Wahrheit, einem Wiſſen, welches man mit Recht als ein begriffliches bezeichnet hat, das auch dem ſittlichen Verhalten erſt eine wahre Grundlage giebt, ſo daß Wiſſen und Tugend ineinander fallen. Niemals war der menſchliche Geiſt höher geſtellt worden; er hat das Kriterium aller Wahrheit in ſich; er iſt im Beſitz derſelben. Daß es nur darauf ankommt, die haltbaren Begriffe von den Vorſtellungen, die keine Lebensfähigkeit haben, zu ſondern und loszureißen, darin kann man das Weſentliche der ſokratiſchen Grundſätze ſehen. Sokrates betrachtet den menſchlichen Geiſt als die Quelle und die Gewähr aller Begriffe, vor allem der moraliſchen Ideen; dieſe aber ſelbſt leitet er von der Einſicht ab, ſo daß die Wiſſenſchaft einen anderen Charakter bekam; ſie nahm die dem Menſchen eingeborenen Begriffe zu ihrem Ausgangspunkt. Man hat ſchon im Altertum geſagt, er habe die Philoſophie vom Himmel auf die Erde zurückgeführt, was mit Bezug auf die Geſchichte von Thucydides geſagt werden kann; es war auch die euripideiſche Tendenz geweſen; es iſt die Tendenz der ganzen Epoche. Doch ging Sokrates mit großer Vorſicht zu Werke. Wenn Anaxagoras, in deſſen gereifte Thätigkeit die Jugend des Sokrates fiel, ein unleugbares Verdienſt dadurch hatte, daß er die Erſcheinungen, welche den Menſchen mit Furcht vor dem Zukünftigen erfüllten — die Mondfinſterniſſe, die Mißgeburten —, als Naturerſcheinungen faßte, die ohne allen Bezug auf das menſchliche Thun und Treiben ſeien, ſo ſetzte ſich Sokrates dem entgegen, weil doch die Erklärungen, die man davon vorbrachte, nicht eben zureichend und treffend waren. Er hielt dafür, daß es Dinge gebe, die ſich die Götter als ihren beſonderen Wirkungskreis vorbehalten hätten. Die Idee aber, daß eine einzige göttliche Intelligenz in allen Dingen walte, dieſe nahm er an. Als den Ausfluß dieſer höchſten Intelligenz, alſo den Göttern verwandt, betrachtete er auch den menſchlichen Geiſt. Er hielt ſeinerſeits daran feſt, daß er den Göttern unmittelbare Teilnahme an den menſchlichen Dingen, eine gütige Fürſorge für die Menſchen, die von ihnen auf wunderbare Weiſe ausgeübt werde, zuſchrieb. Von der geheimnisvollen Verbindung des Göttlichen mit dem Menſchlichen hatte er die lebendigſte Empfindung; er behauptete, daß ein ihm innewohnendes Dämonium, das er doch wieder von ſeinem Ich unterſchied, bei jedem falſchen Schritte, den er zu thun in Gefahr ſei, warnend entgegentrete. Aber dadurch wurde er nicht gehindert, den gäng und geben Vorſtellungen der Menſchen über die Götter ſich entgegenzuſetzen; er meint, man dürfe ſich nicht einbilden, daß die Menſchen ihnen etwas angenehmes erweiſen könnten. Er erkannte die göttliche Allgegenwart, Allmacht und Güte an. In ihm ſtellt ſich eine der größten und erhabenſten Aufgaben des athenienſiſchen Gemeinweſens dar: den alten Glauben von dem götzendieneriſchen Element zu reinigen, rationelle und religiöſe Wahrheit zu vereinbaren.

Daß er verkannt werden mußte, liegt am Tage. Jedermann weiß, wie einer der kräftigſten Geiſter unter den Zeitgenoſſen, der große Komiker, ſeinen Namen mißbrauchte: denn von dem wirklichen Sokrates iſt der ariſtophaniſche himmelweit verſchieden. Man könnte vielleicht ſagen, der Sokrates des Ariſtophanes iſt der Protagoras der platoniſchen Dialoge; Ariſtophanes ſtellt eben das als ſokratiſch dar, was der hiſtoriſche Sokrates bekämpfte.

Aber indeſſen trat auch noch eine populäre Reaktion gegen die von dem Herkömmlichen abweichende Sinnesweiſe, wie ſie ſelbſt von Perikles gepflegt worden war, ein. Die Demokratie hielt an dem Götzendienſte feſt.

Es ſcheint, als habe ſich Kleon des Wahrſagers Diopeithes und der Orakel überhaupt bedient. Auf den Grund eines Orakels führte er im ſechsten Jahre des peloponneſiſchen Krieges eine ſehr gewaltſame Reinigung der Inſel Delos durch. Auch Nicias ſtand mit Diopeithes in Verbindung. In dem Hermokopidenprozeß tritt die ganze Wut einer durch Myſterienverletzung und Verhöhnung der Dienſte, an die ſie glaubt, gereizten Menge hervor.

Um dieſelbe Zeit iſt es geweſen, daß Protagoras wegen ſeiner gottesleugneriſchen Bücher aus Athen verbannt und dieſe feierlich verbrannt wurden. Ob gerade einer der Vierhundert es war, wie einige ſagen, der ihn anklagte, mag dahingeſtellt bleiben.

Der Dienſt der Kotytto und Kybele wurde aus der Fremde eingeführt und fand den lebhafteſten Anklang. Wie nachhaltig man zu den alten Glaubensanſichten zurückkehrte, zeigt am beſten die nach der Schlacht bei den Arginuſen erfolgte Verdammung der Feldherren, der ſich Sokrates widerſetzte.

Nachdem Sokrates den poſitiven Glauben, allerdings nach höherem Verſtändnis, anfangs feſtgehalten, geriet er mit demſelben in der Geſtalt, in welcher die Demokratie ihm anhing und in welcher er zur Idololatrie wurde, in offenen Widerſpruch. Der unglückliche Ausgang des peloponneſiſchen Krieges, die Siege der Lacedämonier, die an den alten Satzungen feſthielten, wirkten auch auf Athen zurück, wahrſcheinlich ſelbſt in Bezug auf die Verfaſſung.

Die vielfachen Wechſelfälle, welche die Republik ſeit dem Tode des Perikles erfahren, hatten bei denkenden Menſchen jedes Vertrauen auf die herrſchenden Formen der Verfaſſung erſchüttert. In dem Kampfe zwiſchen Oligarchie und Demokratie nahm Sokrates eigentlich nicht Partei. Nachdem nun aber dieſe vielfach miteinander gerungen und zuletzt die Demokratie in Athen die Oberhand behalten hatte, ſo fiel ins Gewicht, daß Sokrates doch gewiß auch kein Demokrat war.

Er geriet vielmehr mit der Grundidee der Demokratie in Widerſpruch. Wie er ſeine Moral überhaupt auf ein intellektuelles Moment begründete, ſo brachte er auch die Staatsverfaſſung mit demſelben in Verbindung. Seine Lehre war, daß der regieren ſolle, der es am beſten verſtehe. Ein Regent mit einer alle anderen übertreffenden Intelligenz ließ ſich nun freilich nicht finden. Wie weit war Alcibiades davon entfernt geblieben, einem ſolchen Ideal zu entſprechen; noch weiter freilich Kritias, der gewaltſamſte der dreißig Tyrannen. Zu den wirkſamſten Vorwürfen, die man dem Philoſophen machte, gehörte es, daß Alcibiades und Kritias ſeine Schüler geweſen waren, ſo wenig er auch Anteil an ihren Ausſchreitungen hatte. Die politiſchen Ideen des Sokrates bewegten ſich mehr in einer negativen Richtung; er verwarf unter anderem die Gewohnheit der Ämterverloſung an die Berechtigten: denn wer wollte ſich einem Steuermann anvertrauen, der durch das Los bezeichnet werde? Damit aber ſtellte er das Recht der Bürgerſchaft, den Staat ausſchließlich zu bilden und ſeine Regierung zu leiten, in Frage. Und das geſchah nun in einer Zeit, in welcher infolge der vorhergegangenen Konflikte die Abſicht gefaßt war, die ſoloniſchen Geſetze, die auf dieſem Prinzipe beruhten, wiederherzuſtellen, wie man ſie eben verſtand. Dahin führte die große politiſche Tendenz jener Tage; die Erneuerung der Macht der Republik hing damit zuſammen. Zugleich lag darin auch die ungeſchmälerte Behauptung der althergebrachten Gottesverehrung, auf welcher die Verfaſſung großenteils beruhte. Gewiß, Sokrates erfüllte alle bürgerlichen und religiöſen Pflichten; aber ſeine Ideen reichten doch weit über dieſelben hinaus: er ging nicht, wie es einem eingeborenen Athenienſer zuzukommen ſchien, in dem Begriff der Verfaſſung der Stadt und des Götterdienſtes auf. Seine Gedanken wenigſtens ſtreiften das Specifiſch-Einheimiſche von ſich ab. Seine Philoſophie ſtrebte, das Allgemein-Menſchliche in den Begriffen, die allem zu

Grunde liegen, zu ergreifen, jenſeit der Formen des Lebens der Athenienſer, ihres Staates und ſeiner Heiligtümer. Dieſe Ideen behielt er aber nicht etwa ſich ſelber vor; in ſeinen Geſprächen teilte er ſie jüngeren Leuten mit und riß ſie zur Anerkennung derſelben mit ſich fort. Dies zu dulden und ruhig geſchehen zu laſſen, dazu war die athenienſiſche Republik in jenen Tagen nicht geeignet. In einer Epoche des Glückes, wo man nichts zu fürchten hatte, wäre es vielleicht möglich geweſen. Dem Prinzip, nach welchem der Rat, dem die höchſte Autorität zukam (jetzt wieder Fünfhundert), durch Los oder durch zufällige Mehrheit zuſtande kam, ſetzte ſich die Lehre des Sokrates, nach welcher auf dieſe Weiſe niemals eine gute Regierung gebildet werden könne, ſchnurſtracks entgegen. Damals aber mußten alle Kräfte zu einer Erneuerung des Staates zuſammenwirken. Einen Mann, der die allgemeine Verehrung der Unparteiiſchen und der Jugend genoß, und der die Berechtigungen in Abrede ſtellte, auf denen der öffentliche Zuſtand beruhte, wollte man nicht länger in ſeiner Wirkſamkeit laſſen. Man darf die innere Bedeutung der Frage, die hiemit zur Evidenz kam, nicht unterſchätzen. Es iſt die Frage, ob die geſetzgebende Gewalt nicht einen anderen Urſprung haben müſſe, als die Autorität der Volksmänner oder einer Mehrheit. Das Geſetz erſchien wohl ſelbſt als ein Akt der Gewalt und eben deshalb nicht unbedingt bindend; denn jenſeit derſelben lag noch die Idee des Staates, der, auf Wiſſen und Einſicht begründet, nicht dem Dafürhalten der Menge, am wenigſten dem Zufall der Verloſung unterworfen werden kann. Wie das Geſetz zuſtande kommt, iſt die oberſte Frage bei jeder Staatsverwaltung. Indem nun Sokrates von den Grundſätzen abwich, auf denen die Demokratie beruhte, zog er den Haß der Führer derſelben, der an ſich vom Standpunkt des beſtehenden Staates nicht ohne eine gewiſſe Berechtigung war, auf ſich. Gegen Sokrates erhob ſich ein Mann, der an der Reſtauration der Republik unter Thraſybul mitwirkenden Anteil genommen, des Namens Anytus, mit ein paar litterariſchen Genoſſen, einem Poeten, der ſogar das Geſchäft der Anklage übernahm, und einem Rhetor. Sehr möglich, daß der Einfluß des Sokrates, welchen Anytus an einem ſeiner Söhne erfahren hatte, dieſen beſonders animierte. Man erklärte den Philoſophen für einen Verderber der Jugend und zwar für einen ſolchen, der zugleich die Götter verachte und neue einführe, was ſich inſofern mit einigem Scheine ſagen ließ, als Sokrates die anthropopathiſchen Elemente der griechiſchen Mythologie in Abrede ſtellte und von ſeinem Dämonium in einer Weiſe ſprach, durch welche das Empfinden der abſoluten Wahrheit in das eigene Innere verlegt wurde. Das iſt das Tragiſche an dem Schickſal des Sokrates, daß die großartige und freie Entwickelung, die er ſich zu eigen gemacht, in ſich ſelbſt wahr und edel, in Konflikt mit den ſoeben überwiegenden Tendenzen einer Wiederherſtellung des Staates geriet, das Allgemein-Menſchliche ſelbſt mit dem Momentan-Patriotiſchen, die Idee der Gottheit mit den Vorausſetzungen der üblichen Gottesverehrung.

Sokrates hatte ſein Leben vor allem ſeiner Vaterſtadt gewidmet; er hatte den Umkreis von Athen, ausgenommen etwa bei einem befohlenen Kriegszuge, niemals verlaſſen. Er wurde jetzt inne, daß in dieſem Athen kein Platz für ihn ſei; er mußte untergehen und die Behauptung, die Ausbildung ſeiner Lehre anderen Menſchen und anderen Verhältniſſen überlaſſen. Sein Dämonium warnte ihn, dem Urteil, das man über ihn zu fällen im Begriff ſtand, ſich zu widerſetzen. Es hatte ſeine große Wahrheit, wenn er den Anſpruch erhob, ihn im Prytaneum auf öffentliche Koſten ſpeiſen zu laſſen: dieſer Belohnung ſei er würdig. Darin aber hätte eine Negation der unbedingten Gültigkeit der Grundſätze gelegen, die man eben proklamierte. Gewiß war Sokrates unſchuldig; denn nicht ſeiner Handlungen, ſondern ſeiner Meinungen wegen griff man ihn an. Dieſe aber waren die großartigſten, die in Athen noch vorgetragen worden, und tief in der Natur der Menſchheit begründet. Athen hat die Ehre, daß dieſes auf den geiſtigen Menſchen an ſich gerichtete Ergreifen einer unleugbaren Wahrheit in ſeinem Schoße entſprungen iſt; aber es konnte dasſelbe nicht ertragen, denn darin lag eine Feindſeligkeit gegen ſeine politiſche Herſtellung, in der es ſoeben begriffen war; dieſer Herſtellung zum Opfer iſt Sokrates gefallen. Ihm ſelbſt geſchah damit nichts, was er als ein wirkliches Unglück angeſehen hätte; er zählte über 70 Jahre, er hatte ſich vollkommen ausgelebt, das Tagewerk vollbracht, das er als ſeinen Beruf betrachtete; mit voller Ruhe der Seele ſchlürfte er den Schierling, der ſeinem Leben ein Ende machte.

Plato und Ariſtoteles.

Durch den Tod des Sokrates trennte ſich die philoſophiſche und geiſtig poſitive Religioſität von der idololatriſchen Religion des Staates. Der Staat widerſetzte ſich jedem Verſuch, mit dieſen Ideen in ſein Inneres einzudringen. Das Glück aber wollte, daß die Philoſophie ſich für ſich ſelber fortbilden konnte.

Wie die Sage es faßt, aus dem Buſen des Sokrates ſtieg ein Schwan, der apolliniſche Vogel, auf; es war Plato.

Die Sophiſten waren fremd in Athen; Sokrates gehörte den ärmeren Bürgern an; Plato dagegen entſtammte einem der vornehmſten Geſchlechter Athens, das ſeinen Urſprung auf den letzten König zurückführte. Kritias, der als Schüler des Sokrates galt, war ein naher Verwandter der Mutter Platos; ein Bruder derſelben iſt zugleich mit Kritias im Kampfe gegen Thraſybul gefallen. In dem Augenblick dieſer Entſcheidung gehörte Plato bereits zu den Schülern des Sokrates, deſſen Umgang er zehn Jahre hindurch genoß; und wenn der demokratiſche Anytus dem Sokrates vorwarf, ſeinen Sohn verdorben zu haben, ſo mag in der ariſtokratiſchen Familie des Plato die entgegengeſetzte Geſinnung obgewaltet haben. Plato konnte ſich mit ganzer Seele dem Meiſter der Dialektik und Ethik anſchließen. Nach dem Tode desſelben hielt er für ratſam, Athen zu verlaſſen. Er begab ſich nach Megara, wo Euklid den Verſuch machte, die ſokratiſche Methode mit den eleatiſchen Anſichten zu vereinigen, dann nach Cyrene zu einem Freunde dieſer Schule, der den mathematiſchen Wiſſenſchaften oblag, hierauf nach Unteritalien, wo die pythagoräiſche Lehre und Disciplin wieder Männer hervorbrachte, wie Archytas, der ſich in Tarent eine in Krieg und Frieden maßgebende Stellung verſchaffte. Plato hat eine gewiſſe Ähnlichkeit mit Herodot. Man verſichert, daß er ſelbſt nach Ägypten gegangen ſei, um von der alten Weisheit der dortigen Prieſter Kenntnis zu nehmen; er habe die Abſicht gehabt, die Lehre der perſiſchen Mager kennen zu lernen; es ſei ihm aber durch eintretende Kriegsunruhen unmöglich geworden. In Plato reflektieren die philoſophiſchen Meinungen der damaligen Welt, wie in Herodot ihre hiſtoriſchen Erinnerungen. Nichts aber machte ihn von der Begriffslehre des Sokrates abtrünnig. Man kann bei ihm die Lehrjahre, die Wanderjahre und die Meiſterjahre unterſcheiden. Nach Athen zurückgekommen, verſchmähte er jede Anmutung, an der Republik teilzunehmen, wie es ſeine Herkunft ihm an die Hand gegeben hätte. Aber das Schickſal des Sokrates hatte bewieſen, daß eine echt philoſophiſche Überzeugung mit politiſcher Thätigkeit unvereinbar ſei; er wies alles von ſich und widmete ſein Leben nur eben der Entwickelung der philoſophiſchen Doktrin.

Er lebte in ſeinem Hauſe, nahe der Akademie, einem mit Denkmalen der Götter und Heroen geſchmückten, von herrlichen Platanen beſchatteten, aber zugleich mit einheimiſchen Ölbäumen, deren Urſprung man auf die Götter zurückführte, bepflanzten Garten; hier ſammelten ſich ſeine Schüler um ihn, nicht viel anders, als einſt um die Sophiſten, und mit dieſen ſprach er nun den Streit ſeines Lehrers mit den entgegengeſetzten Philoſophemen und Meinungen durch.

Seine Werke ſind zugleich das Denkmal dieſer wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen; es ſind Geſpräche, in denen die ſokratiſchen Anſchauungen feſtgehalten und in unaufhörlichem dialektiſchem Kampfe mit anderen Meinungen behauptet und weiter entwickelt werden.

Hier hat er leſend und ſchreibend gewirkt, bis er im höchſten Alter noch in voller Lebenskraft vom Schickſal der Sterblichen erreicht wurde. Die Tradition ſchwankt darüber, ob er bei einem heiteren Gelag geſtorben ſei, oder mitten im Schreiben, den Griffel in der Hand.

Platos Schriften haben die Form von Geſprächen, nicht gerade zufälligerweiſe; ſie entſprang vielmehr unmittelbar dem Leben. Das Geſpräch bringt die innere Bewegung des Denkens, das Werden des Gedankens zur Anſchauung.

Beim Leſen der platoniſchen Dialoge empfindet man den Einklang von Form und Inhalt, glücklicher Erfindung und treffendem Ausdruck; ſie ſind die Arbeit eines großen Schriftſtellers. Nirgends zeigt ſich mehr, welchen Wert Durcharbeitung und Geſtaltung für alle Zeit hat.

Es kann uns hier nicht in den Sinn kommen, das Syſtem, deſſen Ergründung und Verſtändnis die nachlebenden Generationen beſchäftigt hat, zu entwickeln, ſondern nur den Zuſammenhang der platoniſchen Gedanken mit den allgemeinen Fragen, welche in dem Geiſte der Griechen entſtanden waren. Die Frage über die griechiſche Götterwelt, welche alle Dichter und Denker beſchäftigte, beruht darin, daß ein Widerſtreit zwiſchen den Urkräften und den olympiſchen Göttern angenommen wird. Die Götter ſind, auch die Heroen ſind; die Götter regieren die ihnen untergebene Welt. Aber ſie ſind, wie ſchon bei Herodot bemerkt wurde, faktiſche Potenzen; das Göttliche in ſeinem wahrhaften Weſen kommt in ihnen nicht zur Erſcheinung; ſie ſind dem Schickſal unterworfen. Die Urkräfte, welche auch eine ſittliche Bedeutung haben, exiſtieren außer ihnen und im Kampf mit ihnen. Herodot iſt weit davon entfernt, die Götter zu leugnen; aber wenn von dem wirklich Göttlichen die Rede iſt, bezieht er ſich immer auf die Myſterien. Pindar verwirft alles Unſittliche und Ungeziemende in der Götterſage. Sophokles ſteht ihm darin nahe, daß er wenigſtens keinen Gegenſatz der Götter und des Rechtes annimmt. Bei Euripides tritt aber das Verwerfliche der Götterſage ohne allen Rückhalt hervor. Äſchylus und Herodot faſſen den Gegenſatz am tiefſten. Das Bedeutende bei Äſchylus iſt, daß der Menſch der Urwelt ſelbſt angehört und durch die Urkräfte im Gegenſatz zu den Göttern zur Ausbildung ſeiner geiſtigen und materiellen Kräfte gelangt. Was nun in dem Zwieſpalt als das weſentlich Göttliche vorausgeſetzt wird, das bringen die Diskuſſionen der Philoſophen zu begrifflicher Erkenntnis. Auch Plato widerſetzt ſich, wie Pindar und Herodot, der homeriſch-heſiodeiſchen Anſicht von den Göttern; er bezeichnet es als eine große Lüge inbezug auf die größten Dinge und noch dazu als eine unſchöne, was von Uranos und Kronos erzählt werde, und für verkehrt, daß Götter mit Göttern Krieg führen und miteinander kämpfen ſollen. Sei Gott nicht gut; wie könne er ſchaden? Sei er nicht einfach wahr: wie könne er trügen? Er verwirft nicht allein die epiſchen, ſondern auch die lyriſchen Dichtungen, nach denen ein Gott wohl einen Anlaß finden könne, wenn er die Menſchen verderben wolle; man dürfe nur ſagen, daß die Gottheit gerechtes und gutes thue, und daß, wenn jemand gezüchtigt werde, dies zu ſeinem Beſten gereiche. Aber nicht darauf kam es an, dieſe Anſichten auszuſprechen; ſie bildeten bereits die Überzeugung der denkenden und unabhängigen Männer; eine dringende Aufgabe dagegen war es, ſie den auflöſenden Doktrinen der Sophiſten gegenüber zu behaupten.

Plato führt uns in die Mitte der berühmteſten Sophiſten. Zuweilen legt er den Nachdruck mehr darauf, daß er dem einen oder dem anderen ihre Ankündigungen und Großſprechereien zu nichte macht, wie im Dialoge Protagoras (den man als die leichteſte und anmutigſte Einleitung in die platoniſche Anſchauungsweiſe betrachten kann), in welchem über den Trümmern der beſtrittenen Behauptungen ſich ſeine eigenen in glänzender Ausſicht zeigen; zuweilen greift er die ganze Methode an, wie im Euthydem, wo Dionyſiodor durch Bejahen und Verneinen ſich ſelber ſchlägt und die Kunſt der Sophiſten, durch den verſchiedenen Gebrauch eines und desſelben Wortes in Verlegenheit zu ſetzen, in ihrer Nichtigkeit erſcheint. Bei näherer Analyſe der Dialoge in Bezug auf die Sophiſtik der Zeit nimmt man immer deutlicher wahr, welchen Gegner Plato jedesmal im Auge hatte. Er verknüpft zuweilen ihre Meinungen; indem es ſcheint, als gehe er von der einen zu der anderen über, beabſichtigt er doch nur, auch dieſe zu vernichten. Er bekämpft nicht allein Protagoras, Gorgias, die ſophiſtiſchen Anhänger des Parmenides, ſondern er ſchlägt Heraklit mit Empedokles, Empedokles mit Heraklit. Die Meinungen aber werden nicht als perſönliche, ſondern als allgemeine Irrtümer gefaßt. Im Theätet widerlegt Plato Anſichten, welche noch einmal im 18. Jahrhundert in voller Kraft und Wirkſamkeit aufgetreten ſind.

Auf der einen Seite werden die gäng und geben Vorſtellungen über Götter und göttliche Dinge verworfen, auf der anderen die Philoſopheme, welche ſich dieſen opponierten, zertrümmert; in der Mitte von beiden, nicht ohne bald an die einen, bald an die anderen anzuknüpfen, erhebt ſich der erkennende Geiſt, der Gedanke des einen und geiſtigen Seins.

Sehr einfach z. B. im Sophiſten. Indem Plato die Art und Weiſe der ſophiſtiſchen Methode der Philoſophie unterſucht, kommt er auf den Begriff des Seienden und des Nicht-Seienden; das Verſchiedene leitet er von der Bewegung des Nicht-Seienden ab. Die Bewegung bringt die Arten hervor, ſo daß etwas entſteht, was an dem Weſen teil hat, es nicht iſt und doch iſt. Es ſcheint ihm ſo falſch nicht, wenn manche Alles für Eins erklären, weil die Dinge an dem Einen teil haben und doch eine Vielheit bilden. Das Verhältnis der Einheit zu der Vielheit aufzuſuchen, iſt überall eine an ſich wichtige Aufgabe, hat aber für das philoſophiſche Syſtem die höchſte Bedeutung. In dieſem Verhältnis liegt etwas göttliches. Man könnte ſagen, Prometheus habe dieſen Gedanken zugleich mit dem Feuer aus dem Himmel entwandt.

Idee iſt Einheit der Vielheit, ſie iſt das wirklich Seiende in jeder Hinſicht; endlich kann es auch eine Idee der Ideen geben. Wiſſen iſt nur Ergreifen der Idee; die Ideen ſind zugleich das Wirkliche der Welt. Durch dieſen Einen Gedanken, der tauſendfältig wiederholt, erörtert, eingeprägt wird, erhält die Welt einen hohen geiſtigen Inhalt, zu dem der denkende Geiſt in eine unmittelbare Beziehung tritt. Wie könnte man die falſchen Vorſtellungen von den Göttern bekämpfen, wenn es nicht die Idee des Guten gäbe, woran ſie zu prüfen ſind?

Sehr zum Ziele trifft die Ausführung im Euthyphron, daß das Heilige nicht darum heilig iſt, weil es von den Göttern geliebt wird, ſondern darum wird es von den Göttern geliebt, weil es das Heilige iſt.

Plato ſpricht ſich über die Frage, inwiefern die Götter wirklich ſeien, nicht aus; nicht ſelten, namentlich da, wo er von den öffentlichen Einrichtungen redet, wie in den Geſetzen, erkennt er ihr Daſein ausdrücklich an. Nur die mythiſchen Vorſtellungen des Volksaberglaubens weiſt er zurück.

Erinnern wir uns des Widerſtreites zwiſchen Herodot und Thucydides, ſo iſt Plato auf Seite des letzteren; doch iſt bei ihm alles ein weltumfaſſendes philoſophiſches Syſtem. Die Idee des Guten iſt der letzte Grund der Weſenheit und des Denkens; Plato ſcheint ſie ſich als Geiſt gedacht zu haben, obwohl nicht mit abſoluter Selbſtbeſtimmung; das Göttliche bezeichnet er als unveränderlich, wahrhaft, ſelig, neidlos, gerecht, ohne am Böſen teil zu haben.

Im Timäus erſcheint Gott als der Weltordner. Die Ideen ſind dem Werdenden, jedoch nicht unmittelbar, beigegeben. Die Zeit in ihrem Lauf, die dies beherrſcht, iſt nur ein Abbild des Ewigen. Der Übergang der Idee in die göttliche Perſönlichkeit iſt, ſoviel ich ſehe, nirgend motiviert: mehr angenommen, weil es nun einmal Götter gebe, als erwieſen. Die Gottheiten des Volksglaubens werden zu einem einzigen lebendigen Göttlichen kondenſiert.

Man konnte auf dieſem Wege immer nicht weiter kommen, als dem gemeinen Glauben eine philoſophiſche Überzeugung an die Seite zu ſtellen, von denen jener für das Volk blieb, dieſe für die philoſophierende Klaſſe. Unendlich viel war jedoch dadurch gewonnen, daß eine faßliche, alles aus alten religiöſen und philoſophiſchen Vorſtellungen Haltbare zuſammenfaſſende Lehre, welche die denkenden Geiſter befriedigte und anregte, aufgeſtellt worden war.

Über den Urſprung der Seele herrſcht dieſelbe Dunkelheit, wie über das perſönliche Daſein der Gottheit; aber ihre Beſtimmung iſt vollkommen klar. Es iſt die, die Idee zu erkennen und danach zu leben.

Die politiſche Rhetorik, wie ſie die meiſten trieben, durch welche man fähig ward, in den laufenden Geſchäften etwas auszurichten, tritt unendlich weit gegen die wahre Politik zurück. — Knüpfen wir an dieſe Geſichtspunkte die Auffaſſung an, welche der große Schüler und Nachfolger Platos, Ariſtoteles, der Nachwelt hinterlaſſen hat.

Ariſtoteles, aus Stagira in Chalcidice gebürtig, alſo der griechiſchen Kolonialwelt an den Grenzen von Thracien und Macedonien angehörig, hat ſich viele Jahre hindurch des Umganges mit Plato erfreut und zu deſſen Schule gehalten; der durch den Begriff zur Idee aufſteigenden Philoſophie des Sokrates und Plato ſchloß er ſich unbedingt an. Überall legte er die größte Bewunderung für Plato an den Tag. Ariſtoteles wäre ohne Plato nicht möglich geweſen; aber nicht ſelten beſtreitet er ihn doch, und gerade da wird er bedeutend.

Die Differenz begann gleich in einem entſcheidenden Punkte. Plato hatte die Anfangsloſigkeit der Urſtoffe, die aber in einer beſtimmten Zeit von der Gottheit geordnet worden ſeien, angenommen. Ariſtoteles beſtritt dieſe Annahme in einer ſeiner früheſten Schriften: denn ohne eine geordnete Welt laſſe ſich die Gottheit überhaupt nicht denken; er nahm die Ewigkeit der Welt und damit auch die des menſchlichen Geſchlechtes an, das jedoch mannigfachen Entwickelungen und alſo auch neuen Anfängen unterworfen ſei. Auch er betrachtete, wie ſein Lehrer, die Gottheit als den Inbegriff aller Vollkommenheit, aber vermied jenen Widerſtreit, den Plato übrig gelaſſen hatte, indem er die Idee des Guten und der Gottheit doch nicht völlig identifizierte. Eigentlich beruht alles auf einer Vereinigung der Dialektik des Sokrates mit den Anſchauungen des Anaxagoras. Der Gott des Plato und Ariſtoteles iſt eben der Nus des Anaxagoras, die weſenhafte Vernunft, welche jedoch zugleich als Weltbildnerin betrachtet wird. Die religiöſe und poetiſche Ader Platos vermißt man bei Ariſtoteles: er hält ſich immer auf einer ſicheren intellektuellen Höhe. Die anthropomorphiſtiſchen Vorſtellungen, welche der Volksglaube feſthielt und Plato bekämpfte, hält Ariſtoteles zu erwähnen kaum der Mühe wert. Die Gottheit iſt der Gegenſtand der Verehrung und der Anbetung.

Ariſtoteles hat alle Reiche der Natur nicht ſowohl beſchrieben, als beſonders in Beziehung auf ſeine Lehre von der Seele zu erklären verſucht. Seine Bemerkungen liegen vor aller wiſſenſchaftlichen Phyſiologie: man kann ſie nicht ohne Bewunderung leſen. Gleich bedeutend iſt ſeine Schilderung der Verſchiedenheit des Menſchen von anderen lebenden Geſchöpfen. Was er über den Unterſchied der thätigen und leidenden Vernunft ausſpricht, von denen jedoch nur die erſte die wahre iſt — autonom und gottverwandt —, alſo auch unſterblich, möchte ich für das Beſte erklären, was über den menſchlichen Geiſt geſagt werden konnte, vorbehalten die Offenbarung. Dasſelbe darf man, wenn ich nicht irre, von der Seelenlehre Platos ſagen.

Die Lehre von der Subſtantialität und Unſterblichkeit der Seele hat Plato ſoweit ausgebildet, daß kein Philoſoph eines folgenden Jahrhunderts etwas hinzufügen konnte. Mit dem ihm eigenen religiöſen Schwunge richtet Plato ſeinen Blick bereits auf das Jenſeits und die Seele an ſich. Zuletzt erſcheint die Seele von allem entblößt, was ihr Weſen verhüllen könnte, vor dem Richter, der nicht mehr durch Auge und Ohr getäuſcht werden kann, ſondern nur Geiſt den Geiſt in ſeiner wahren Beſchaffenheit anſchaut.

So durchmeſſen wir an der Hand der beiden Philoſophen die Höhen und Tiefen der menſchlichen Erkenntnis von den göttlichen Dingen: ihre Lehren können nicht als einfach ihnen allein gehörig betrachtet werden; ſie ſind das Ergebnis des Nachdenkens einer ganzen Epoche, das ſich immer wieder erneuert und in den größten litterariſchen Produktionen aller Zeiten zu Tage getreten iſt. Was ſie uns bieten, iſt keine ausgebildete Doktrin, ſondern nur eben wieder eine Hervorbringung denkender Geiſter im höchſten Stile. Ein beſonderes Intereſſe bieten die Anſichten der beiden Philoſphen in Bezug auf das praktiſche Leben und ihr Verhältnis zu einander.

Einmal von den laufenden Angelegenheiten losgeriſſen, vertiefte ſich Plato um ſo mehr in die Bedingungen eines idealen Staatsweſens.

Plato hat vom Staat zwei Ideale angegeben. Das eine, das er in den Büchern von den Geſetzen entwickelt, gründet ſich auf eine urſprüngliche gleiche Bodenausteilung, die auf das ſtrengſte aufrecht erhalten werden müſſe: denn von der Ungleichheit und dem Wunſche, ſich zu bereichern, komme alle ſchlechte Leidenſchaft her: durch Opfer ſollte die Rache der Götter auf diejenigen herabgerufen werden, welche kaufen oder verkaufen. Das zweite oder vielmehr vornehmſte und eigentliche Ideal, das in den Büchern vom Staat ausgeſprochen und, auch in anderen als ſolches feſtgehalten, im Timäus nochmals wiederholt iſt, beruht auf der Gemeinſchaft der Güter. Der vornehmſte Zweck iſt, dem in der Idee Heiligen und Gerechten eine Repräſentation zu verſchaffen, welche zugleich die Gewalt hat, damit „das hundertköpfige Tier, welches mit dem Menſchen zuſammenwohnt, von dem Menſchen vollkommen beherrſcht werde“.

Der platoniſche Staat iſt nicht allein ein vages Ideal; er enthält die entſchiedenſte Oppoſition gegen die beſtehenden Staatenbildungen, von denen ſich der Philoſoph überhaupt möglichſt abſondern ſoll, vornehmlich gegen die Republik von Athen. Dem Grundſatze, auf welchem alles beruht, daß Landbeſitz, Gewinn und Erwerb zur Verteidigung des Gemeinweſens verpflichten, ſetzt ſich Plato inſofern von Grund aus entgegen, als er die landbauende und gewerbetreibende Klaſſe vom Gebrauch der Waffen ausſchließt. Dieſer iſt einer beſonderen Klaſſe vorbehalten, welche als die der Wächter, das heißt der Kriegsleute, bezeichnet wird, die doch nur nach dem Willen der Befehlenden handeln dürfen; dieſe letzteren ſollen Philoſophen ſein, das will doch ſagen, nichts als das allgemeine Beſte und die Vervollkommnung jedes einzelnen im Sinne haben. Ich weiß nicht, ob man nicht behaupten dürfte, daß das dieſelben Grundſätze ſind, welche, abſtrakt verſtanden, das Staatsweſen begründet haben, das während der Epoche, die man als das Mittelalter bezeichnet, in Europa in voller Geltung geweſen iſt, — eine unterwürfige Bevölkerung, eine höhere Klaſſe, welche das Recht, die Waffen zu führen, allein beſitzt, und endlich eine Regierung, in welcher die Idee des Göttlichen und der Durchbildung der Menſchen zu demſelben vorwaltet; es iſt die enge Verbindung zwiſchen Prieſtertum und Königtum, welche Jahrhunderte lang die Welt beherrſcht hat. In dem zweiten Buche der Politie iſt von der Erziehung die Rede. Daß es gerade die Wächter, d. h. die Kriegsleute, ſind, von deren Bildung die Rede iſt, mag zufällig ſein oder vielleicht auch nicht. Die Hauptſache iſt: man ſoll die Gottheit als gut und wahr darſtellen, nicht als lügneriſch, oder als verderblich — einmal, weil ſie es nicht iſt, ſondern weil die junge Seele, wenn ſie das höre, dadurch verdorben werde.

In der Forderung, daß das Göttliche herrſche, ſowohl in der Seele als auch im öffentlichen Leben, liegt eine von fern her ſich ankündigende Annäherung an die hierarchiſchen Jahrhunderte der Folgezeit. Subſtantialität der Seele, Unſterblichkeit, Befleckung in der Welt, Möglichkeit der Reinigung führen auf den hernach zur Herrſchaft gekommenen chriſtlichen Begriff. Die Seele iſt verwandt dem Göttlichen und immer Seienden. — Die tauſendjährige Wanderung erinnert auf der einen Seite an ägyptiſche Vorſtellungen und auf der anderen an die göttliche Komödie.

Die Abwandlung der geſchichtlichen Epochen erſcheint zuerſt in dem Geiſte des Philoſophen, der ſich von den Formen des Lebens, die ihn umfaſſen, emancipiert hat. Wenn Ariſtoteles formell die philoſophierenden Geiſter der Epoche, die man das Mittelalter nennt, beherrſcht hat, ſo bleibt er in Bezug auf die Ideale des öffentlichen Lebens hinter der Gemeinſchaft, in welcher Plato mit denſelben ſteht, weit zurück.

Wenn uns Plato aus der beſtehenden Welt hinwegführt, ſo führt uns Ariſtoteles in dieſelbe zurück; er erkennt ihre Bedingungen an.

Ariſtoteles faßt den Staat bei weitem realer, als Plato; er mißbilligt ſelbſt die vollkommene Zurückgezogenheit von dem Staate, wie die, in welcher Plato gelebt hatte; nach ſeinem Urteil gehört vielmehr die Teilnahme am Staate dazu, um den Geiſt zu entwickeln. Er hebt auch die Bedingungen der Macht hervor, welche bei Plato verſchwinden, z. B. die Vorteile einer maritimen Lage für Handel und Verkehr; die vornehmſten Grundlagen des bürgerlichen Lebens, welche Plato verwirft, nimmt Ariſtoteles an. Ihm zufolge kann der Staat nicht des Hausweſens entbehren, in welchem alles vor dem Willen des Hausvaters zurücktritt. Er geſteht ſelbſt die Notwendigkeit der Sklaverei zu. Das Verfahren der Griechen, ihre Stammesgenoſſen, wenn ſie beſiegt wurden, zu Sklaven zu machen, verdammt er zwar, weil ſie urſprünglich gleiche ſeien; aber er nimmt an, daß durch die Natur ſelbſt ein Teil der Menſchen zur Unterwürfigkeit beſtimmt ſei, ein anderer, des Denkens fähiger, zum Herrſchen. Ohne Sklaven kann er ſich kein Hausweſen denken, ohne Haus und Familie keinen Staat. Damit verſchwinden aber alle jene Ideale, die Plato aufgeſtellt hatte. Ariſtoteles widerlegt die platoniſche Anſicht von der Notwendigkeit einer gleichen Austeilung vom Grund und Boden mit der einleuchtenden Bemerkung, daß dann die Zahl der Kinder immer der Zahl der Eltern würde entſprechen müſſen, was unmöglich ſei; noch mehr aber die von der Gütergemeinſchaft: denn dadurch würde aus den Menſchenweſen der Antrieb wegfallen, etwas Eigenes zu haben und auch anderen etwas Eigenes mitzuteilen. Den Streitigkeiten werde man damit nicht zuvorkommen; denn man ſehe ja, daß eben unter denen, welche einen gemeinſchaftlichen Beſitz haben, der Streit an der Tagesordnung ſei.

Wenn nun aber die Grundlagen alles politiſchen Lebens feſtgehalten werden, ſo bildete der helleniſche Staat, wie er beſtand, das Hauptaugenmerk des Philoſophen.

Ariſtoteles, der auch politiſch einen weiteren Geſichtskreis hatte, unterſcheidet den Staat der nördlichen und der öſtlichen Barbaren von dem der Griechen. Bei den erſten findet er Kriegsmut, der die Freiheit erhalte, bei den anderen Anſchlägigkeit und Geſchicklichkeit, aber ohne Mut, ſo daß die Freiheit verloren gehe. Die Griechen unterſcheiden ſich dadurch, daß ſie Mut und Geiſt verbinden, ſo daß ſie bei aller ihrer geiſtigen Regſamkeit auch ihre Freiheit behaupten. Verſchiedene Bemerkungen über die Monarchie könnte man dahin auslegen, als ſei der Blick des Ariſtoteles auf das eben emporkommende macedoniſche Königtum gerichtet geweſen; bei ihm, dem Lehrer Alexanders, war das wenigſtens ſehr erklärlich; näher betrachtet, hat jedoch die Monarchie, die er empfiehlt, nicht die Bedingungen einer mit der Nation durch Geburtsrecht untrennbar verbundenen höchſten Gewalt. Er verwirft an ihr gerade das, was ihren vornehmſten Charakter ausmacht, die Erblichkeit: auch der beſte Monarch wird einen durchaus untauglichen Erben hinterlaſſen können. Die Monarchie wird nur für den Fall gut geheißen, daß das Volk nicht geeignet ſei, ſich ſelbſt zu regieren. Daran knüpft ſich ebenfalls die Idee der Ariſtokratie. Ariſtokratie und Monarchie werden dadurch empfohlen, daß wenige oder noch mehr ein einzelner die Idee des Staates beſſer faſſen und dann repräſentieren könne, als die Menge. Das Übel, dem er abhelfen will, iſt das Übermaß der demokratiſchen Bewegung, welches zu ſeiner Zeit in Griechenland weit und breit hervortrat. Er mißbilligt die Tyrannis, die er ſtreng von der Monarchie unterſcheidet; aber verderblicher noch erſcheint es ihm, wenn das Volk durch Demagogen dazu verleitet wird, die Geſetze hintanzuſetzen: die Demagogen ſeien dann die Höflinge des Volkes. Die Grundlage von allem bleibt ihm die Gemeinde, welche zwar den Krieg führt, aber bei der Verteilung der Ämter von aller Verloſung abſieht und nur Die bevorzugt, welche ſich, unter anderem auch durch Beſitz, für dieſelben eignen. Die Mitglieder dieſer Gemeinde aber haben ſich weder mit Ackerbau, noch mit Handel zu beſchäftigen; ſie ſind bloß zur Verteidigung und zur Verwaltung da. Bei der Erziehung will Ariſtoteles die Gymnaſtik, die zu der erſten vorbereitet, nicht allein vorwalten laſſen; er ſtellt derſelben die Muſik zur Seite, welche die verſchiedenen Bewegungen der Seele unmittelbar darſtelle und ſich für die Folge den Gemütern einpräge; aber nur für die Erziehung iſt ſie gut. Denn ein Mann muß nie Muſik treiben, ſeine ganze Seele muß ſich den öffentlichen Geſchäften widmen. Darin trifft er nun wieder mit Plato zuſammen; bei beiden Philoſophen kommt alles darauf an, daß der vernünftige Geiſt ſich bilde, der die Herrſchaft im Sinne des allgemeinen Beſten auszuüben ſucht und vermag. In der urſprünglichen Konception hängt das nun alles zuſammen: der weltbeherrſchende göttliche Geiſt, der zur thätigen Vernunft ausgebildete Menſch und das Übergewicht der Vernünftigen im Staate.

Neuntes Kapitel.

Perſiſch-griechiſche Verwickelungen in der erſten Hälfte des 4. Jahrhunderts.

Auf den erſten Blick leuchtet ein, wie viel der Welt daran lag, ob dieſe Entwickelung der Ideen in dem Antagonismus der Weltkräfte ſich würde behaupten können.

Zur Signatur der Zeit gehört es, daß, indem die großen Geiſter Bahnen für das künftige Leben der Menſchheit eröffneten, die griechiſchen Politien in lauter partikulare Beſtrebungen zerfielen. Die Idee der Nationalität fand keine Repräſentation. Selbſt jener große Gegenſatz gegen Perſien, welcher bisher das Gefühl der Nationalität genährt hatte, ward nicht mehr feſtgehalten. Er war nicht eigentlich verſchwunden: dann und wann tauchte er plötzlich in mächtigen und klangvollen Worten wieder hervor; aber in den letzten Ereigniſſen des peloponneſiſchen Krieges war doch zu Tage gekommen, daß er keine nachhaltige Wirkung mehr ausübte. Wollte man nachforſchen, wo damals der Mittelpunkt der weltbewegenden Kräfte lag, ſo müßte man ſagen: in einem Verein der perſiſchen Macht, wie ſie damals in Vorderaſien erſchien, und der lacedämoniſchen, wie ſie ſich im Kampfe mit Athen ausgebildet hatte. Der jüngere Cyrus, der die Macht der Achämeniden in Vorderaſien repräſentierte, und Lyſander, welcher allenthalben die demokratiſchen Verfaſſungen niederwarf und der oligarchiſchen der Lacedämonier die Oberhand verſchaffte, waren die mächtigſten Männer, von denen der Impuls zu allem, was geſchah, gegeben wurde. Die Waffen der Lacedämonier und ihrer Verbündeten zu Land und zur See und das perſiſche Geld, welches zur Ausrüſtung die Mittel verſchaffte, wirkten zuſammen. Sie konſtituierten eine Macht, die zwar in ſich ſelbſt eine gewiſſe Lebensfähigkeit hatte, inwiefern die perſiſchen Satrapen der griechiſchen Mietsvölker nicht entbehren konnten, noch auch dieſe jener, übrigens aber doch ſehr wandelbar und in ſich ſelbſt gebrechlich war. Weder der jüngere Cyrus noch auch Lyſander beherrſchten die Situationen von Perſien und von Griechenland. Der letzte hatte überall Feinde in Sparta, noch mehr unter den übrigen Griechen. Über dem erſten ſtand allezeit die Macht des Großkönigs, die ihren eigenen Intereſſen folgte.

Ein Unternehmen von weiteſter Ausſicht war es nun, daß der jüngere Cyrus den Thron von Perſien mit griechiſcher Hülfe zu erobern beſchloß. Den Anlaß dazu gab die in der perſiſchen Verfaſſung nicht ausgemachte Streitfrage, ob die Thronfolge immer dem älteren Sohne, oder aber demjenigen zuſtehe, der unter der Regierung des Vaters zuerſt zur Welt gekommen war. Wie nun für die Thronbeſteigung des Xerxes das entſcheidende Moment eben darin lag, daß er unter der Regierung des Darius geboren worden, ſo machte auch bei dem Tode des Darius Nothos derjenige von ſeinen Söhnen, welcher während ſeiner Regierung geboren worden, Cyrus der Jüngere, den Anſpruch, ſeinem Bruder Artaxerxes vorgezogen zu werden. Auch diesmal war die Königin dafür; aber ſie vermochte ihren Gemahl nicht zu gewinnen. Artaxerxes, der den Beinamen Mnemon führt, wurde zum König, Cyrus zum Satrapen von Lydien und deſſen maritimen Regionen ernannt. Es war nicht eine gewöhnliche Satrapie, die dem Königsſohne dadurch zufiel; ſchon in dem Ausſchreiben ſeines Vaters war er als Karanos (Oberhaupt, Herr) bezeichnet worden, wie ja auch in andere Satrapien Verwandte des königlichen Hauſes mit beſonderer Auszeichnung öfter eingetreten waren. Aber der jüngere Cyrus war damit nicht zufrieden. Er hielt ſich ſelbſt vermöge ſeiner perſönlichen Eigenſchaften für fähiger, das

Königtum zu bekleiden, als es ſein Bruder war. Artaxerxes erſcheint als eine friedliebende, milde, leutſelige, weichherzige Perſönlichkeit. In ihm drückte ſich die Idee der Stellvertretung des Ormuzd aus. Cyrus war ehrgeizig, unternehmend, kriegeriſch und ſelbſt ſoldatiſch in der Weiſe der griechiſchen Söldner, von denen er anſehnliche Scharen in ſeine Dienſte zog. Hielt er ſich nun für würdig des Thrones und ſogar für berechtigt, denſelben einzunehmen, ſo war er auch entſchloſſen, ihn zu erobern. Dazu aber rief er nun die Hülfe der Lacedämonier an, mit ausdrücklicher Beziehung auf die Dienſte, die er ihnen in dem letzten Kriege geleiſtet habe. Die Ephoren fanden das ſehr gerecht. Sie vermieden zwar, ſich für ihn zu erklären; aber ſie ſchickten eine Flotte nach Cilicien, um den dortigen Statthalter, der an dem Könige feſthielt, wie ſich das von den Provinzialgewalten nicht anders erwarten ließ, zu verhindern, ſich dem Zuge des Cyrus zu widerſetzen. Und gern geſtatteten ſie, daß die peloponneſiſchen Kriegsleute in die Dienſte des Cyrus traten. Wir finden, der vornehmſte Anführer derſelben, Klearch, ſei ausdrücklich ermächtigt worden, dem Cyrus Dienſte zu leiſten. Hierauf ward eine ſehr anſehnliche Truppenſchar, 13 000 Mann ſtark, zuſammengebracht, die nun, ohne in Vorderaſien vielen Widerſtand zu finden, ihren Weg aufwärts nahm, um die perſiſche Krone in die Hand des Verbündeten der Lacedämonier zu bringen. Sagen wir es mit Einem Worte: durch die Unterſtützung des jüngeren Cyrus waren die Lacedämonier Meiſter von Griechenland geworden: durch die Unterſtützung der Lacedämonier ſollte nun Cyrus zum Herrn und Meiſter in dem perſiſchen Reiche gemacht werden. Man könnte von vornherein bezweifeln, ob die Verbindung griechiſcher Mietsvölker mit einem perſiſchen Kronprätendenten geeignet war, eine entſcheidende und univerſale Wirkung auszuüben, ob nicht, auch im beſten Falle, wenn Artaxerxes geſtürzt und Cyrus auf den Thron geſetzt worden wäre, die Griechen doch nur eine ſehr untergeordnete Rolle, etwa wie zur Seite eines der letzten gräciſierenden Pharaonen, geſpielt haben würden. Aber unleugbar iſt doch, daß auch in dieſem Falle die Geſtalt [der Welt verändert worden wäre. Cyrus würde Widerſtand gefunden haben und immer auf die Hülfe der Griechen angewieſen geblieben ſein. Dieſe würden an der Herrſchaft, die ſie geſtiftet, immer auch einen gewiſſen Anteil genommen und auf das entfernteſte Aſien Einfluß gewonnen haben. Für das perſiſche Reich war es eine Lebensfrage, ob es dieſem Anlauf würde widerſtehen können oder nicht. Bei dem Zuſammentreffen der beiden Heere in der Ebene von Cunaxa am unteren Euphrat hatte es anfangs in der That das Anſehen, als würde Cyrus ſeine Sache durchſetzen. Seine griechiſchen Hülfstruppen, kriegsgeübt, wie ſie waren, und von einem erprobten Führer befehligt, führten, zuerſt ruhig vorrückend, dann in plötzlichem Anlauf gegen den Feind heranſtürmend, einen glücklichen Angriff auf denſelben aus. Die perſiſchen, ſoeben raſch zuſammengerafften Scharen, die ihnen gegenüberſtanden, ſchlecht bewaffnet und ohne Kriegsübung, wurden über den Haufen geworfen, ſo daß die Schlacht ſchon als gewonnen angeſehen und Cyrus als König begrüßt wurde. Aber noch hielten die auserwählten und beſſer geordneten Scharen, in deren Mitte ſich Artaxerxes ſelbſt befand, in unerſchütterlicher Schlachtordnung, Cyrus mußte einen unmittelbaren Kampf mit ſeinem Bruder wagen. Die Geſchichtſchreiber ſind voll von dieſem Zweikampf, der nicht allein die Phantaſie der Orientalen erfüllte, ſondern auch in den Griechen Erinnerungen an ihre mythiſche Vorzeit wachrief: ſie dachten dabei an Eteokles und Polynices. Ich meine, man muß von dieſem Zweikampf geradezu abſtrahieren. Mit Gewißheit erhellt nur, daß Cyrus eine ſtarke Impreſſion auf das Mitteltreffen hervorbrachte, dies aber durch Tiſſaphernes wiederhergeſtellt wurde; in dem Getümmel kam Cyrus um. Nur auf die Perſon des Prätendenten war das Unternehmen der Griechen gegründet; nachdem er umgekommen, mußte es aufgegeben werden. Ihre Führer erlagen der Treuloſigkeit der perſiſchen Anhänger des Cyrus, die jetzt nur daran dachten, ihren Frieden mit dem Großkönige zu machen. Unter der Leitung des Athenienſers Xenophon führten nun die Griechen jenen Rückzug der 10 000 aus — denn auf dieſe Zahl waren ſie zuſammengeſchmolzen —, der in der Kriegsgeſchichte unſterblich iſt. Er iſt ein Beweis von der militäriſchen Ausbildung, welche die Griechen ſich perſönlich zu eigen gemacht hatten, und von ihrer Geſchicklichkeit, die taktiſchen Bewegungen dem Bedürfnis gemäß zu verbeſſern; ſie lernten leichte Truppen verwenden. Nur unter den größten Gefahren und Widerwärtigkeiten mitten durch barbariſche, noch immer in angeborener Freiheit lebende Völkerſchaften bahnten ſie ſich ihren Weg. In der Erzählung Xenophons macht es Eindruck, wenn ſie freudig „Thalatta, Thalatta“ rufen beim Anblick des Meeres, deſſen ſie Meiſter waren; jetzt erſt fühlten ſie ſich ihrer Rettung ſicher. Nicht aber als ein bloßes Abenteuer dürfte man dieſen Zug anſehen; derſelbe hat vielmehr, wohlbetrachtet, die weitreichendſten Nachwirkungen zur Folge gehabt.

Die perſiſchen Satrapen mochten den Läcedämoniern den Angriff auf den Großkönig, an dem ſie teilgenommen, nicht ungeahndet hingehen laſſen. Tiſſaphernes, der jetzt nach dem Fall des jüngeren Cyrus wieder mächtig auftrat, erneuerte den Krieg in Kleinaſien. Ich weiß nicht, ob man annehmen darf, daß eben die Erneuerung der Feindſeligkeiten zwiſchen den Perſern und Lacedämon dazu gehörte, um den Athenern die Reorganiſation ihrer Republik, deren wir ſchon gedachten, möglich zu machen, aber gewiß iſt, daß damit eine neue Phaſe in den griechiſch-perſiſchen Verwickelungen eintrat.

So viel hatte der Zug der Zehntauſend doch bewirkt, daß in den Lacedämoniern die Idee, in Aſien einzudringen, aufs lebendigſte wieder rege wurde. Dercyllidas, an der Spitze eines Heeres von Lacedämoniern und ihren Bundesgenoſſen, nahm Troas in Beſitz. Als aber hierüber die beiden Satrapen Tiſſaphernes und Pharnabazus ſich vereinigten und zwar Friedensvorſchläge machten, aber ſolche, in deren Annahme die Lacedämonier eine Gefahr für ſich erblickten, ſo führte das Mißverſtändnis zu dem Beſchluß, den alten Krieg wieder zu erneuern. Der junge lacedämoniſche König Ageſilaus wurde hinübergeſendet; die homeriſchen Ideen erwachten. Ageſilaus brachte vor ſeiner Abfahrt ein Opfer in Aulis dar, freilich nicht, ohne gleich dabei das Widerſtreben der alten Bundesgenoſſen zu erfahren.

Aber in Lacedämon meinte man, den Kampf der Griechen gegen Kleinaſien, der herodoteiſchen Auslegung der Ilias gemäß, unter den Sympathien des alten perſiſchen Krieges auch allein durchführen zu können. Ob es Ernſt damit war, ſteht freilich dahin. Denn das eigentliche Motiv lag darin, daß die Satrapen den gegen Artaxerxes unternommenen Anlauf, nachdem er mißlungen war, an den Lacedämoniern hatten rächen wollen, worauf dieſe nun mit eigener Feindſeligkeit antworteten. Einen homeriſchen Helden ſtellte Ageſilaus in ſeiner Perſon allerdings nicht dar. Er war klein von Wuchs, mager und überdies lahm an einem Fuße, aber, da er auf den Thron urſprünglich keine Ausſicht hatte, in der ſtrengen Zucht der Spartiaten aufgewachſen, enthaltſam und ausharrend, den Befehlen ſeines Staates gehorſam, allezeit Feind ſeiner Feinde, Freund ſeiner Freunde, bis zur Ungerechtigkeit, in ſeiner Strategie berechnend und ſelbſt verſchlagen, wie er denn immer da anzugreifen wußte, wo man ihn nicht erwartete. Noch einmal ſcharten ſich die Ionier um den König aus dem Stamme der Herakliden: er wußte eine Reiterei aus ihnen zu bilden, in welcher Waffe die Perſer bisher überlegen waren. Alles faßte Herz zum Kriege unter ihm; Epheſus wurde dadurch neu belebt und gleichſam eine Werkſtätte des Krieges. Die Vorſtellung erwachte, welche zuerſt Mut zum Kampfe gegen die perſiſche Monarchie gegeben hatte: daß die Perſer perſönlich den Hellenen nicht gewachſen, alſo dazu beſtimmt ſeien, von denſelben überwunden zu werden. Auch eine anſehnliche Flotte wurde auf die Aufforderung des Ageſilaus an den Küſten hergeſtellt; die Begeiſterung alter Zeiten regte ſich wieder. Ageſilaus hatte gute Erfolge: er erfocht in Phrygien und Lydien gegen Tiſſaphernes zwei Siege, die den Griechen nicht allein die Oberhand verſchafften, ſondern auch die Genugthuung, daß ihr vornehmſter Gegner das Vertrauen des Königs vollkommen verlor und infolge des Einfluſſes der Königin Mutter, die immer gegen ihn geweſen war, mit dem Tode büßen mußte. Ebenſo ſchlug er Pharnabazus durch einen Überfall, bei dem Überreſte der Zehntauſend, die ſich bei dem Heere fanden, unter einem ihnen von Ageſilaus beigegebenen Führer das Beſte leiſteten. Ageſilaus war mit einem vornehmen Perſer, Spithridates, und dem Könige von Paphlagonien, Otys, in freundſchaftliches Vernehmen getreten und hatte eine verwandtſchaftliche Verbindung zwiſchen ihnen eingeleitet, durch welche er den Perſern den meiſten Abbruch zu thun hoffte, ſo daß er, ſiegreich in dem geſamten Kleinaſien, anerkannt von den Ioniern, mit einer Flotte, die das Meer beherrſchte, und der fortwährenden Unterſtützung von Sparta ſicher, eine ſehr bedeutende und für den Großkönig gefährliche Stellung einnahm. Allein was ſchon oft zu bemerken geweſen war, die Verbindung zwiſchen Griechen und Barbaren zeigte ſich unhaltbar. In dem Treffen gegen Pharnabazus, der alle ſeine Schätze in ſeinem Lager mit ſich zu führen pflegte, war eine große Beute gemacht worden, und die paphlagoniſchen Reiter ſchickten ſich an, dieſelbe fortzuſchaffen. Aber auch die Lacedämonier zeigten ſich immer begierig nach Geld und nach Beute; ſie nahmen den Reitern ſoviel als möglich ab, um es den Händlern anzubieten, welche dem Heere in dieſer Erwartung folgten. Hierüber entrüſtet, verließen die Leute des Spithridates und des Otys das griechiſche Heer, und jene hoffnungsreiche Allianz löſte ſich auf. Aber gewiß würde Ageſilaus den Perſern noch ſchwere Verluſte zugefügt haben, hätten dieſe nicht, ihre alte Politik wieder aufnehmend, ſich an die Griechen in der Heimat gewandt; von den Lacedämoniern hatten ſie gelernt, wie man den Griechen begegnen müſſe. Das Mittel, das ſie gegen die Athener angewendet, ſich mit den Feinden derſelben unter den Hellenen zu verbinden, wandten ſie nun auch gegen die Lacedämonier an, als dieſe ihnen gefährlich zu werden drohten. Wenn die Lacedämonier mit dem jüngeren Cyrus in das Innere des perſiſchen Reiches einzugreifen unternommen hatten, was ihnen mißlungen war, ſo gelang es nun den Perſern, die Autorität von Lacedämon dadurch zu erſchüttern, daß ſie in das Innere von Griechenland eingriffen und die feindſeligen Geſinnungen gegen Sparta allenthalben aufriefen. Xenophon berichtet, wie viel Geld Tithrauſtes, der Nachfolger des Tiſſaphernes, darauf verwendet habe, um einige Oberhäupter in Argos, Korinth und ſelbſt in Theben zu gewinnen und ſie von Sparta abtrünnig zu machen. Er wußte wohl, daß eben die Bundesgenoſſen der Spartaner mit denſelben nicht einverſtanden waren; hatten ſich doch die Thebaner gleich bei jenem Opfer von Aulis den Lacedämoniern abgeneigt erwieſen. Und ſchon waren die Athener ſo weit erſtarkt, um ſich dem antiſpartaniſchen Verſtändnis, das ſich hierdurch bildete, auch ihrerſeits anzuſchließen, obwohl ſie damals kein Geld empfangen haben. Abermals war es ein zwiſchen Lokris und Phocis ſtreitiger Landbezirk, welcher zum Ausbruch eines einheimiſchen Krieges führte. Die Thebaner kamen den einen, die Lacedämonier den anderen zu Hülfe. Das erſte Opfer des Kampfes war Lyſander, der in einer Schlacht gegen die Böotier fiel: der Mann, der jenen Bund mit den Perſern geſchloſſen hatte, aus welchem eine Veränderung der Weltherrſchaft hatte hervorgehen ſollen. Indem hierdurch ganz Hellas in Bewegung geriet, trat zur See noch eine andere Gefahr zu Tage. Ein athenienſiſcher Führer, Konon, war nach der Niederlage von Ägospotamoi nach Cypern geflüchtet, wo das griechiſche Element noch immer ſehr mächtig war. Unter ſeiner Beihülfe kam eine Seerüſtung in Phönizien, das dem Könige noch gehorſam war, zuſtande; die Lacedämonier, die früher als die Verbündeten des Königs gegolten hatten, wurden jetzt als die vornehmſten Feinde desſelben betrachtet. Den verbündeten Phöniziern und Athenern war aber die von Ageſilaus gebildete Flotte, deren Führung derſelbe ſeinem Schwager Piſander anvertraut hatte, zu widerſtehen nicht fähig. Bei dem Anblick der atheniſchen Schiffe, welche das Vordertreffen bildeten, wandten ſich die Bundesgenoſſen der Lacedämonier zur Flucht. Piſander, der es für ſchimpflich hielt, zu fliehen, ſuchte den Tod und fand ihn (bei Knidos, Auguſt 394).

In derſelben Zeit führten auch die Streitigkeiten in dem kontinentalen Hellas zu einem blutigen Zuſammentreffen. Ageſilaus hatte jene große Unternehmung aufgeben müſſen; er war über den Hellespont — denn geradezu über das Ägäiſche Meer wäre es unmöglich geweſen — nach Hellas zurückgekommen. Und hier erfocht er nun einen unzweifelhaften Sieg über die verbündeten Gegner bei Koroneia; aber die alte Übermacht von Sparta ſtellte er damit nicht her. In Korinth kam die entgegengeſetzte Faktion zur Gewalt, und in dem Kriege, welcher dann zwiſchen Sparta und Korinth mit ſchwankendem Glück geführt wurde, bildete Iphikrates, ein aus Athen gebürtiger Führer einer tapferen Söldnerſchar, wie es ſcheint, nach thraciſchem Muſter, das ſchon bei dem Rückzuge der Zehntauſend befolgt worden war, den Hopliten der Spartaner gegenüber ein leichter bewaffnetes Fußvolk aus, die Peltaſten, welche den Spartanern in offenem Felde zu widerſtehen fähig waren. Alles das geſchah mit perſiſcher Beihülfe; Iphikrates wurde von dem Synedrium zu Korinth beſoldet, welches ſein Geld von Perſien bekam. In Athen wurden die langen Mauern durch Konon wiederhergeſtellt, der die Mittel dazu aus Perſien erhielt. In wenigen raſchen Schlägen änderte ſich dergeſtalt die kontinentale Lage der Lacedämonier von Grund aus. Sie verloren das Übergewicht der Waffen und ihr Anſehen. Und nicht geringen Eindruck brachte es in Lacedämon hervor, daß auch Athen ſich wieder erhob und den Verſuch machte, die verlorene Seeherrſchaft wiederherzuſtellen. Bei dem Zuſammengreifen dieſer beiden Momente meinten die Lacedämonier ihr Verderben vorauszuſehen. Sie haben in dieſem Augenblick ihre ganze Politik geändert. In Sparta gab es immer eine Partei, welche den Krieg gegen Perſien mißbilligt hatte; dieſe erhob ſich jetzt aufs neue; ſie glaubte keine andere Rettung aus den Bedrängniſſen, in denen man war, zu erblicken, als in einem Frieden mit Perſien. Denn aus dem Bruch mit Perſien waren alle Übel hervorgegangen, an denen man litt. Der Führer dieſer Partei war Antalcidas, der, an Lyſander anknüpfend, dieſen Gedanken bei allen ſpäteren Irrungen feſthielt und ſo viel Boden für denſelben gewann, daß er ſelbſt nach Kleinaſien und dann an den Hof von Suſa geſchickt wurde, um eine neue Pacification zu ſtande zu bringen.

Welches waren nun aber die Bedingungen, die nach beiden Seiten hin genügen und zu einem Verſtändnis führen konnten? Die vornehmſte betraf das Machtverhältnis zwiſchen Perſien und Sparta. Sparta konnte bei der Wendung des Glückes der Waffen zur See die Autorität, die es an den kleinaſiatiſchen Küſten und auf dem Archipelagus erworben hatte, nicht mehr behaupten. Es mußte beſorgen, daß das leitende Anſehen daſelbſt ſeinen Feinden, namentlich dem wieder aufkommenden Athen, in die Hände geraten würde. Es lag demnach im Intereſſe von Sparta ſelbſt, wenn dem Großkönige dieſe Autorität zurückgegeben wurde. Ein ungeheuerer Vorteil für Perſien; die Küſten, die den weſentlichen Gegenſtand des fortdauernden Krieges gebildet hatten, wurden ihm ohne Anſtrengung bloß infolge der inneren Entzweiung der Griechen untereinander zu Teil. Die verwickelten Zuſtände von Cypern machten noch eine gewiſſe Schwierigkeit; aber auch hier hatte ſich die atheniſche Macht ſiegreich gezeigt, ſo daß die Spartaner ohne langes Bedenken den Entſchluß faßten, auch die Herſtellung der Herrſchaft des Großkönigs in Cypern nachzugeben. Nur Eine Rückſicht nahmen ſie noch auf Athen. Wir erinnern uns, wie alt die Herrſchaft Athens über Lemnos, Imbros und Scyros war, und da man der Einwilligung Athens in den Frieden bedurfte, hielt man für gut, die drei Inſeln den Athenern vorzubehalten; alle griechiſchen Städte in Kleinaſien ſollten unter dem Könige ſtehen. Genug, Lacedämon gab die Kampfpreiſe, um welche man ſo lange mit Perſien gerungen hatte, an den Großkönig auf und ſorgte dafür, daß ſie auch von anderer Seite nicht ſobald in Anſpruch genommen werden konnten. Das war aber nur erſt die eine Seite des Friedens. Lacedämon, das ſich durch die enge Verbindung zwiſchen Argos und Korinth und die ziemlich kompakte Macht von Theben überholt und gefährdet ſah, erlangte von dem Könige die Beſtimmung, daß alle Städte in Griechenland autonom ſein ſollten. Dahin war ſchon einmal der Gedanke des Braſidas gegangen. Sparta hatte die Unabhängigkeit der Kolonien und unterwürfigen Landſchaften als das Prinzip ausgeſprochen, für das es im Felde ſtehe. Was damals nicht hatte durchgeführt werden können, wurde jetzt, und zwar in größerem Umfang, von ihm in die Hand genommen. Diesmal wurde nicht ſo ſehr Athen davon betroffen, deſſen Bund noch nicht wiederhergeſtellt war, als Theben, das über die an ſich freien Städte Böotiens eine durch Bündnis vermittelte Autorität ausübte, die man ſich nicht mehr gefallen laſſen wollte. Auch für den König hatte das ein gewiſſes Intereſſe; denn nur von zuſammenhängenden Bundesorganiſationen konnte für ihn eine Gefährdung des jetzt eingerichteten Zuſtandes entſpringen. Aber der vornehmſte Vorteil lag doch auf ſeiten von Sparta, das ſich dadurch der Nebenbuhler ſeiner Macht zu entledigen meinte. Es bewirkte, daß der Großkönig einen Jeden, der ſich der geſchloſſenen Abkunft widerſetzen würde, mit offener Feindſeligkeit bedrohte. So griffen dieſe Verflechtungen der Politik in einander. Lacedämon hatte, von perſiſchem Gelde unterſtützt, Athen niedergeworfen; dann, als ein Zwiſt zwiſchen Lacedämon und Perſien ausbrach, war es hauptſächlich durch Athen dazu gekommen, daß der Macht von Lacedämon zu Land und zur See Gegner erweckt wurden, denen es nicht mehr gewachſen war. Um nicht zu Grunde zu gehen, rief Sparta aufs neue die Hülfe von Perſien an. Thatſächlich wurde dadurch die Entſcheidung der griechiſchen Angelegenheiten in die Hände des Großkönigs und ſeiner kleinaſiatiſchen Satrapen gelegt. Er verbündete ſich jetzt mit Lacedämon, um eine Ordnung der Dinge in Griechenland einzuführen, welche jede kompakte Staatenbildung auf immer verhindern ſollte. Um ſich zu retten, griff Lacedämon zu dem Mittel, alle anderen zu verderben. Wenn durch den erſten Artikel des Friedens die direkte Macht von Perſien nicht wenig erweitert worden war, ſo geſchah durch den zweiten, daß ihm eine Art von Oberhoheit über Griechenland ſelbſt zufiel. So war der Friede des Antalcidas beſchaffen.

Die Macht der Griechen in Aſien wurde durch denſelben aufgegeben, die unabhängige Staatenbildung im eigentlichen Hellas in die engſten Grenzen geſchloſſen. Nur Sparta behielt ſein altes Übergewicht auch fortan.

Zunächſt ſchien alles auf das beſte zu gelingen. Die Thebaner konnten ihre Herrſchaft über Böotien nicht aufrecht erhalten, ſobald die Spartaner an den Grenzen die gewohnten Opfer brachten, um in ihr Gebiet einzufallen. Die Lacedämonier mahnten die Korinther, die argiviſche Beſatzung aus ihrer Stadt wegzuſchaffen, und die Argiver, dieſelbe hinwegzuziehen, worauf die Beſatzung wirklich abzog und die verjagten Ariſtokraten zurückkehren konnten. Mantinea wurde genötigt, ſich aufzulöſen; die Einwohner lebten, wie früher, fortan in Dörfern. Daß die Spartaner ſich der von den Mächtigeren Niedergeworfenen annahmen, Plataäs in Böotien, Piſas in Elis, machte ihnen alle die zu Freunden, die derſelben Kategorie angehörten. Sie ſtellten den peloponneſiſchen Bund wieder her, in welchem ſie nun unbeſtritten dominierten. Aber mit Theben war der Friede noch keineswegs durchgeführt. Ein Widerſtand kam zu Tage, der ſich unüberwindlich erwies. Wir kommen auf das Blatt der Geſchichte, auf welchem die Namen „Theben und Epaminondas“ eingeſchrieben ſind.

In Theben bekämpften ſich Oligarchen und Demokraten unter entgegengeſetzten Oberhäuptern. Der Führer eines ſpartaniſchen Heeres, welches beſtimmt war, nach Chalcidice zu ziehen, um den Frieden auch dort ins Werk zu ſetzen, Phöbidas, hatte ſich auf den Antrag des Führers der Oligarchen, Leontiades, der den Rückhalt von Sparta für ſich zu haben wünſchte, durch einen Handſtreich der Burg, der Kadmea, bemächtigt. Man braucht nicht gerade anzunehmen, daß er dazu Befehl von Sparta gehabt habe. Ageſilaus hat einmal geſagt, einem Führer ſei es erlaubt, auch etwas auf eigene Hand zu thun, und es komme nur darauf an, ob es nützlich ſei oder nicht. Was hätte aber nützlicher erſcheinen können, als die Beſetzung der Burg von Theben? Sie bildete eine feſte Poſition auf der großen Straße nach dem Norden, und Leontiades hatte ausdrücklich in Ausſicht geſtellt, daß die Thebaner, wenn die Oligarchie zur Herrſchaft komme, mit den Spartanern ſich vereinigen würden. Phöbidas ſelbſt wird als ein Ehrgeiziger geſchildert, der ſich habe auszeichnen wollen, dem es jedoch an eigentlicher Umſicht gefehlt habe. Es folgte alſo, was vorauszuſehen war. Die durch die ſiegreichen Oligarchen verjagten Demokraten fanden einen Rückhalt bei Athen, wie einſt Thraſybul bei den Thebanern. Es dauerte noch einige Jahre, bis ſie es wagen konnten, unterſtützt durch Verſtändniſſe in der Stadt, dahin zurückzukehren und Theben der herrſchenden Polemarchen liſtig und grauſam zu entledigen.

Dabei traten die beiden Männer hervor, deren Name mit dem thebaniſchen unvergänglich verbunden iſt: Pelopidas und Epaminondas, der erſte als Führer der zurückkehrenden Demokraten, der andere als der Mann, welcher die thebaniſche Jugend darauf vorbereitet hatte, in dem entſcheidenden Augenblick mitzuwirken.

Epaminondas ſtammte aus einer Familie, die ihren Urſprung auf die kadmeiſchen Zeiten zurückführte, nur beſchränkte Mittel beſaß, aber doch mancherlei Gaſtfreundlichkeit auszuüben nicht verſäumte; unter anderen hatte bei ihr ein Pythagoräer, wie denn dieſe Schule nach allen Seiten hin verſprengt worden war und gerade in Theben eine Zuflucht ſuchte, Aufnahme gefunden. Epaminondas nahm in ſeiner Jugend zwar an allem Teil, was die helleniſche Bildung erforderte, wuchs aber doch hauptſächlich in der Unterweiſung dieſes alten Philoſophen auf, die er jeder anderen Unterhaltung vorzog. Bei ihm mag er ſich daran gewöhnt haben, was man an ihm rühmt, einen jeden, der mit ihm ſprach, bis zu Ende mit anhaltender Aufmerkſamkeit anzuhören; dann machte er ſeine Einwendungen. Eine von den Perſönlichkeiten, denen Mäßigung, Enthaltſamkeit, vernünftige Genügſamkeit, ruhige und gedankenvolle Sinnesweiſe gleichſam eingeboren ſind, ſo daß ſie durch dieſe Eigenſchaften auf ihre Umgebung unwillkürlichen Eindruck machen und eine gewiſſe ſittliche Autorität ausüben. Epaminondas war ſo arm, daß man erzählt, er habe zu Hauſe bleiben müſſen, wenn er ſeinen Mantel in die Walkmühle geſchickt hatte; aber die Zuverläſſigkeit, die er in allen Dingen bewies, verſchaffte ihm, namentlich wo es auf Geldleiſtungen ankam, eine leitende Stellung. Von Ausſchweifungen böotiſcher Gelage hielt er ſich fern. Er machte nicht viel Worte, wie denn einer ſeiner Freunde geäußert hat, er kenne Keinen, der ſo viel wiſſe und ſo wenig ſpreche; was er ſagte, war treffend und wurde ſprüchwörtlich. In den Waffenübungen ſah er nicht ſo ſehr auf Entwickelung der Körperſtärke, als auf Gewandtheit und den richtigen Gebrauch der Waffen. Er ſoll die jungen Leute ermahnt haben, ſich deshalb nicht zu überheben, ſondern eher zu ſchämen, weil ſie ja ſich die Herrſchaft der Lacedämonier, die ihnen nicht gleich ſeien, gefallen ließen. Auch der Partikularismus kann enthuſiaſtiſche Gefühle nähren, wenn er ſich auf eine große Vergangenheit ſtützt und eine ſchmachvolle Gegenwart mit den alten Erinnerungen bekämpft; er entwickelt ſich in Wetteifer mit den Nachbarn, namentlich dann, wenn ſie übermächtig ſind. Die rühmlichen perſönlichen Eigenſchaften, die Epaminondas beſaß, ſeine Bildung, ſein gymnaſtiſcher Eifer, ſein kriegsmänniſches Talent, das bis zur Erfindungsgabe ſtieg, alles empfing dadurch ſeine eigentümliche Färbung, daß er vor allen Dingen ein guter Thebaner war.

Pelopidas ſtammte aus einem vornehmen und reichen Geſchlechte, ſchloß ſich aber ganz an Epaminondas an. Durch ſeine Freundſchaft wurde Epaminondas gleichſam zur Ebenbürtigkeit mit den reichſten und vornehmſten Geſchlechtern erhoben. Epaminondas hat einmal den Pelopidas, als derſelbe ſchwer verwundet war, nicht verlaſſen; denn im ſchlimmſten Falle ſollten die Feinde auch ſeine Leiche nicht haben. Auf dieſe Weiſe hatte er ihn gerettet und zu ſeiner Denkungsart herübergezogen. Bei dem Unternehmen, durch welches Theben befreit wurde, ging Pelopidas voran; aber er hätte nichts haltbares ausgerichtet, wäre nicht die Jugend im Sinne des Epaminondas erzogen und auf dieſen Moment vorbereitet geweſen.

Das patriotiſche Gefühl verflüchtete ſich bei den Griechen in den allgemeinen helleniſchen Angelegenheiten; es liebte, an dem Partikularen feſtzuhalten; und nicht unbedeutend war Theben: es konnte als die dritte Stadt in Hellas gelten. Durch die beiden Freunde gelangte dieſer Anſpruch zu Realität. Sie wandten dem Kriegsweſen, das jetzt eine Wiſſenſchaft zugleich und Kunſt wurde, ihr aufmerkſames Studium zu. Ageſilaus, welcher zu wiederholten Malen in Böotien einfiel, iſt ihr Lehrer genannt worden. Vor allem bekämpften ſie jene Autonomie des antalcidiſchen Friedens; ſie nahmen Platää wieder; in kurzem finden wir die ſieben Böotarchen als thebaniſchen Magiſtrat.

Plutarch erzählt von einem Wortwechſel zwiſchen Epaminondas und Ageſilaus, welcher die Tragweite der Streitigkeit in helles Licht ſtellt. Auf die Frage, ob Theben die böotiſchen Städte freilaſſe, antwortete Epaminondas, ob Sparta Meſſenien freigebe. Die Spitze des antalcidiſchen Friedens wendete ſich hierdurch gegen Sparta ſelbſt. Dann kam es zu einer großen Waffenentſcheidung. Die Thebaner wußten jene griechiſche Liebe zu einer Kameradſchaft auszubilden, deren Prinzip die perſönliche Ehre iſt. Indem ſie dem ſpartaniſchen Fußvolk ein thebaniſches, das jenem gewachſen war, entgegenſtellten, ſchufen ſie ſich zugleich eine Reiterei, durch welche ſie ihnen überlegen wurden. Und während der ſpartaniſche König Kleombrotos, durch den Verdacht, als ſei er thebaniſch geſinnt, aufgeſtachelt, in der Aufregung eines Weingelages ſich zum Kampfe entſchloß, wurden die Thebaner von dem beſonnenen Epaminondas angeführt, der jeden Vorteil zu benutzen wußte. Auf der Ebene von Leuktra wurden die Spartaner zum erſten Male vollkommen beſiegt.

In den beiden thebaniſchen Führern ſchlug, wie wir wiſſen, eine Ader für die Größe ihrer Vaterſtadt, die ſie, ſelbſt im Widerſpruch mit derſelben, zu den kräftigſten Unternehmungen antrieb. Im folgenden Jahre unternahmen ſie, hauptſächlich von den Peloponneſiern ſelbſt dazu aufgefordert, einen Einfall in Lakonien. Sie überſchritten dabei inſofern ihre Befugniſſe, als in dem Heere viele Stimmen laut wurden, die den Zug verwarfen. Ihrerſeits beſchleunigten ſie denſelben, um nicht bei einem Wechſel der Heerführung Solchen Platz machen zu müſſen, die ihrer Abſicht entgegen waren. Die Verbündeten vereinigten ſich bei Sellaſia und zogen nun durch die Ebene des Eurotas. Wie ward den ſpartaniſchen Frauen zu Mute, als ſie den Rauch der brennenden Dörfer herüberziehen ſahen! Man ſagt, Ageſilaus habe, als er Epaminondas erblickte, ſeine Bewunderung für denſelben zu erkennen gegeben.

Dann aber war es doch ihm zuzuſchreiben, daß die Thebaner bei dem Hippodrom vor Sparta zurückgeſchlagen wurden; die Herſtellung von Meſſenien jedoch konnte nicht verhindert werden. Unter dem Flötenſpiel der Argiver und Böotier errichtete man eine Stadt auf Ithome, das der Schauplatz der alten Heldenthaten der Meſſenier geweſen war. Alle Periöken und Heloten — die eigentlichen Meſſenier konnte man nicht mehr unterſcheiden — wurden zur Teilnahme zugelaſſen.

Nun kehrten Pelopidas und Epaminondas nach Theben zurück und wurden in der That wegen ihrer Eigenmächtigkeit verklagt. „Setzt mir wenigſtens eine Säule", ſagt Epaminondas, „mit der Inſchrift, ich ſei verurteilt worden, weil ich Euch gezwungen, bei Leuktra zu ſiegen, weil ich ganz Griechenland in Einem Tage freigemacht, weil ich Meſſenien wiederhergeſtellt und Sparta mit einer immerwährenden Belagerung umgeben habe." In dieſen Thebanern lebt ſchon eine Geſinnung, welche ſpäter als Kennzeichen römiſcher Seelengröße betrachtet worden iſt.

In dem damaligen Griechenland kam alles darauf an, welche Haltung die Athener annehmen würden. Es ſchien ihnen nahe zu liegen, ſich in dieſem für Sparta unglücklichen Moment den Feinden desſelben anzuſchließen. In einer Volksverſammlung wurde in Erinnerung gebracht, wie viel Unbill die Athener von jeher von den Spartanern erfahren, wie ihre eigene Größe durch dieſelben allezeit untergraben worden ſei. Allein dieſe Zeiten waren lange vorüber, und auch eine Volksverſammlung vermag Reſolutionen zu faſſen, welche nicht von Leidenſchaften eingegeben ſind. In Athen überwog die Beſorgnis vor Theben den alten Haß gegen Sparta. Man zog in Betracht, daß Athen, wenn es, um Lacedämon zu unterdrücken, mit den Thebanern gemeinſchaftliche Sache mache, von dieſen bald danach gewiß vernichtet werden würde. Die Athener faßten den Beſchluß, mit aller ihrer Macht die Lacedämonier zu unterſtützen, wodurch den Fortſchritten der Thebaner gewaltig Einhalt gethan wurde. Dabei fiel es denn ſehr ins Gewicht, daß Sparta hiebei die Hülfe des Königs von Perſien noch immer für ſich hatte. Ein Beauftragter des phrygiſchen Satrapen Ariobarzanes erſchien in Delphi, zunächſt um einen Vermittelungsverſuch zu machen. Als dieſer mißlang, warb er mit dem Gelde, das er reichlich mitgebracht hatte, ein Söldnerheer zu Gunſten von Sparta. Dergeſtalt bildete ſich eine Allianz zwiſchen Perſien, Athen und Sparta, welche dazu angethan ſchien, das durch die Thebaner erſchütterte Anſehen von Sparta wiederherzuſtellen. Um nicht zu unterliegen, ergriffen jetzt die Thebaner den Gedanken, auch für ſich ſelbſt eine perſiſche Hülfeleiſtung in Anſpruch zu nehmen, wie das während des peloponneſiſchen Krieges von den Athenern und einſt zur Zeit der Gefährdung Lakoniens von Sparta geſchehen war.

Pelopidas ſelbſt gewann es über ſich, an den Hof des Artaxerxes zu gehen, um ihn dafür zu gewinnen. Der erſte perſiſche Krieg war noch unvergeſſen. Pelopidas fand Eingang mit ſeiner Bemerkung, daß Theben jetzt mit denſelben Feinden kämpfen müſſe, die immer die vornehmſten Widerſacher des Königs geweſen ſeien. Überdies lag am Tage, daß die Perſer von Theben niemals etwas zu fürchten haben würden, während ſich Athen, jetzt im Bunde mit Sparta, auf das kräftigſte regte. Es hatte den alten deliſchen Bund wiederhergeſtellt; die Impulſe ſeiner alten Größe, welche notwendig gegen die kleinaſiatiſchen Küſten gerichtet waren, lebten noch immer und erhielten in Athen eine antiperſiſche Strömung. Die Spartaner wurden jetzt mehr in die Feindſeligkeit von Athen gezogen, als dieſes in die ihre. So geſchah es, daß in der perſiſchen Politik, welche die Einwirkung auf Griechenland unter allen Umſtänden feſtzuhalten beſtrebt war, doch eine neue Phaſe dieſer Einwirkung beliebt wurde. Der König ließ von der Verbindung mit Sparta ab und gab den Vorſchlägen des Pelopidas Gehör. Wenn bisher die Perſer die Beſtimmung des antalcidiſchen Friedens nicht auf Meſſenien ausgedehnt hatten, wie die Thebaner forderten, ſo erging jetzt ein neues Ausſchreiben des Königs, in welchem die Unabhängigkeit Meſſeniens von Sparta anerkannt wurde; und zugleich wies der König die Athener an, ihre Schiffe ans Land zu ziehen. Ein perſiſcher Geſandter folgte dem Pelopidas nach Theben, um die Urkundlichkeit dieſes Befehls durch das daran gehängte Inſiegel, das er vorzeigte, zu beweiſen. Wir vernehmen nicht, daß die Ausführung der Befehle des Königs durch Geldgeſchenke unterſtützt worden ſei; vielmehr beklagten ſich die Arkadier, die an jener Geſandtſchaft teilgenommen hatten, über die Armut der Schatzkammer des Königs, in deſſen angeblicher goldener Platane keine Grille Schatten finden könne. Dennoch war die Erklärung des Königs, den man jetzt gleichſam als Schiedsrichter in den Zerwürfniſſen der Griechen anzuſehen ſich gewöhnt hatte, von großer Wichtigkeit für Theben, das nun im Einverſtändnis mit Argos und Meſſenien auftrat.

Auch Tegea und ein großer Teil von Arkadien waren auf ſeiner Seite. Ein anderer aber, unter der Führung von Mantinea, war von Theben abgefallen. Um dieſen wieder herbeizubringen, zog Epaminondas ins Feld. Es kam zu einer Schlacht bei Mantinea, in welcher alle Kräfte von Griechenland mit einander zuſammenſtießen, ſo daß eine Entſcheidung auf immer bevorzuſtehen ſchien. Epaminondas entwickelte die Vorſicht und militäriſche Virtuoſität, die er ſich zu eigen gemacht hatte wie kein anderer, und das Glück ſchien ſich ihm zuzuneigen, als er ſelbſt von einem Geſchoß verwundet wurde. Er ließ es erſt dann herausziehen, als er vernahm, daß die Thebaner geſiegt hatten; er ſtarb als Thebaner für die Unabhängigkeit von Theben — man könnte nicht ſagen: für die Unabhängigkeit von Hellas.

Denn durch das letzte Abkommen war die Autorität von Perſien in den inneren Angelegenheiten von Griechenland eher noch einen Schritt weiter gefördert und durch den Ausgang der letzten Schlacht dieſelbe noch mehr befeſtigt worden. Entſcheidend war dieſes Treffen, zumal da Epaminondas in demſelben umkam, doch keineswegs. Xenophon, der hiebei ſeine Geſchichte abbricht, ſpricht die Meinung aus, daß noch ein Gleichgewicht der griechiſchen

Städte und Länder beſtehe. Athen war durch Sparta verhindert worden, die Hegemonie von Hellas ernſtlich in die Hände zu nehmen, Sparta durch Athen und Theben; Theben wurde jetzt durch Athen und Sparta im Zaume gehalten. Eben darin liegt, daß die Bildung einer kompakten Macht oder gar die Vereinigung aller zu einer umfaſſenden Gemeinſchaft in Griechenland unmöglich war. Die mächtigeren Staaten ſchlugen fortwährend mit einander und zogen die ſchwächeren in ihren Kampf mit ſich fort; ihr einziges Augenmerk war, die Mittel in die Hand zu bekommen, die dazu gehörten, ihre nächſten Nachbarn zu überwältigen. Einmal in der Gewohnheit, Subſidien aus der Fremde zu beziehen, fanden die Spartaner keine Skrupel dabei, ſich auch von denen bezahlen zu laſſen, welche im Aufruhr gegen den König begriffen waren. Da ihnen dieſer Meſſenien abſprach und mit Theben in Verbindung trat, glaubten ſie keine weitere Pflicht gegen ihn zu haben. Man hat es an Ageſilaus getadelt, daß er, nachdem er zuerſt ſelbſt einen großen Krieg gegen die Perſer unternommen hatte, jetzt in die Dienſte eines Tyrannen von Ägypten trat.

In der That iſt er es geweſen, durch welchen die ägyptiſche Empörung eine gewiſſe Konſiſtenz erhielt. Nektanebus iſt durch Ageſilaus auf dem ägyptiſchen Throne befeſtigt und die Unabhängigkeit Ägyptens noch auf einige Jahre begründet worden.

Auf eine Veränderung der allgemeinen politiſchen Situation hatte es Ageſilaus nicht abgeſehen. Sein Hauptmotiv war, daß die Spartaner eine notwendige Beihülfe gegen ihre helleniſchen Nachbarn zu erlangen wünſchten. Ageſilaus hat ihnen wirklich eine ſolche verſchafft.

Nektanebus entließ ihn mit einem anſehnlichen Geldvorrat. Ageſilaus iſt auf dem Wege geſtorben, das Geld aber, das er mitbrachte, den Lakonen zu teil geworden, die dadurch in den Stand geſetzt wurden, in den inneren Kriegen der Hellenen nochmals kräftig aufzutreten. Denn noch immer beſtand der antilakoniſche Bund und hatte jetzt an dem wiederhergeſtellten Meſſenien einen erwünſchten Rückhalt. Niemals ruhten die Waffen. Diodor erwähnt fünf Schlachten in einem Jahre; in der erſten ſiegen die Lacedämonier über eine weit größere Anzahl von Feinden; in den drei folgenden haben die anderen die Oberhand; in der fünften dagegen, der bemerkenswerteſten von allen, ſiegten die Lacedämonier, worauf man einen Waffenſtillſtand abſchloß.

Wir gedachten oben der einſeitigen und für das geſamte Hellas gefährlichen Motive des antalcidiſchen Friedens. Am unheilvollſten erwies ſich derſelbe für Sparta: es iſt an den Wunden verblutet, die es anderen beizubringen meinte. Der Staat des Lykurg war dieſes Sparta ſchon an ſich nicht mehr. Die Aufnahme der Periöken und Heloten in den Kriegsdienſt, zu der man ſich entſchloß, lief der Idee desſelben entgegen; überdies aber begegnete den Spartiaten, von denen in den letzten Kriegen viel gefallen waren, daß die alte demokratiſche Ariſtokratie, die ſie untereinander bildeten, keinen rechten Beſtand mehr hatte; Ariſtoteles kennt nur noch 1000 Familien von den alten Spartiaten, und ihr Beſitz, auf dem ihr Staat und ſeine Disciplin beruhten, war zum großen Teil auf Frauen übergegangen. Die Zeit der eigentlichen Macht von Sparta war vorüber. Athen, damals mit Sparta verbündet, konnte doch ſeinerſeits den wiederhergeſtellten Seebund nicht behaupten. Als es die alte Eigenmacht ebenfalls wieder auszuüben unternahm, empörten ſich Chios, Rhodos, Kos, wahrſcheinlich mit der Unterſtützung des kariſchen Dynaſten Mauſolos, und in der Ferne Byzanz. Und Athen war jetzt nicht mehr kräftig genug, um die Abgefallenen wieder zu unterwerfen. Chabrias iſt bei dem Angriff auf Chios umgekommen; er hätte ſich durch Schwimmen retten können; aber er hielt es für unwürdig, ſein Schiff zu verlaſſen; er wollte ſterben mit den Waffen in der Hand. Chares war nicht der Mann, den Gefallenen zu erſetzen. Athen konnte nur die kleineren Inſeln in ſeiner Bundesgenoſſenſchaft halten. Wie weit aber blieb es dann von der Macht entfernt, durch die es einſt furchtbar geworden war! Einem Mangel an Energie könnte man dieſen Verfall der Macht Athens und Spartas, Griechenlands überhaupt, nicht zuſchreiben. Niemals waren Wiſſenſchaft und Praxis des Krieges zu Lande und zur See weiter entwickelt geweſen. Die namhaften Führer erſchienen ſämtlich als geübte denkende Kriegsmänner. Aber es fehlte ihnen, wie wir ſelbſt bei Pelopidas ſahen, an der Idee einer die Beſonderheiten zuſammenfaſſenden großen Gemeinſchaft; wie geſagt, nur der Partikulare hatte ein eigentümliches Leben, was ſonſt bis auf die germaniſchen Zeiten niemals wieder vorgekommen iſt. Ausbildung der Kriegskräfte im einzelnen und Ohnmacht im ganzen bedingten gleichſam einander. Mit der Schwäche der Republiken ging die Entwickelung des Söldnerweſens Hand in Hand; eine gewiſſe Bedeutung hatten nur noch die Scharen, welche in fremde Dienſte zogen.

Eben damals hob ſich die perſiſche Macht wieder gewaltig. Auf den Thron von Perſien war, abermals unter dem blutigſten Brüderkampfe, Artaxerxes Ochos geſtiegen. Der Karanos von Vorderaſien, Artabazus, alſo kein gewöhnlicher Satrap, unternahm es, ſich unabhängig zu machen, und mit Hülfe griechiſcher Mietstruppen trieb er die Satrapen, die ihm entgegengeſandt wurden, anfangs wirklich zurück. Es war beſonders ein Heer der Thebaner, auf welches Artabazus ſich ſtützte. Allein der König beſiegte den abtrünnigen Karanos dadurch, daß er den Thebanern dreihundert Talente ſchickte, worauf Artabazus, von ihnen verlaſſen, fliehen mußte; er begab ſich zum Könige Philipp von Macedonien. Und wenn nun hierauf die Griechen vor der anwachſenden Macht der Perſer in Beſorgnis gerieten und namentlich unter den Athenern die Abſicht verlautbarte, an der Spitze der Hellenen den Krieg gegen Perſien aufzunehmen, ſo erklärte ſich der große Redner der Zeit, Demoſthenes, dagegen. Er führte, und ohne Zweifel mit gutem Grunde, aus, daß der perſiſche König, wenn man ihn angreife, den Athenern Feinde in Hellas erwecken und ſie dadurch in große Gefahr ſetzen würde. Er hütete ſich wohl, den alten nationalen Gedanken eines wiederaufzunehmenden Perſerkrieges zu beſtreiten; aber er meinte: Athen müſſe ſich vor allem auf das kräftigſte rüſten und furchtbar werden; dann erſt werde es Bundesgenoſſen zu einem großen Unternehmen finden. An und für ſich betrachtet, wäre der Zeitpunkt nicht ungeeignet geweſen, die Perſer anzugreifen, da ſich nicht allein Ägypten unter Nektanebus in einer dem Könige feindſeligen Haltung behauptete, ſondern eben damals auch Phönizien ſich erhob. Es erhellt nicht mit Beſtimmtheit, ob die Empörung durch eine zufällige Volkserhebung oder durch förmlichen Beſchluß in Tripolis entſtand; die Phönizier traten mit Nektanebus in direktes Bündnis; ſie zerſtörten den Paradeiſos, in welchem die Magnaten bei ihrer Anweſenheit im Lande zu herbergen pflegten. Viele Perſer, die ſich beſonders gewaltthätig gezeigt hatten, wurden ermordet. Die benachbarten Satrapen ſäumten nicht, dieſer Inſurrektion den Krieg zu machen; ihre Angriffe wurden jedoch unter dem Fürſten von Sidon, der eine ſtarke Schar griechiſcher Hülfstruppen aus Ägypten herbeigerufen hatte, zurückgewieſen. Auch Cypern geſellte ſich ihm bei; die neun ſogenannten Könige einzelner Städte hofften durch die Erhebung von Phönizien Gelegenheit zur Erwerbung ihrer eigenen Selbſtändigkeit zu erlangen und ſchloſſen ſich derſelben an. Hätten nun die Griechen an dieſen Bewegungen teil genommen, ſo würde die perſiſche Macht in eine gefährliche Lage geraten ſein. Aber gerade das Gegenteil geſchah. Der Fürſt von Karien, von Artaxerxes gegen Cypern aufgerufen, brachte nicht allein eine ſtattliche Flotte zuſammen, ſondern auch ein Landheer, bei welchem der Athener Phocion den Oberbefehl führte. Und dieſem gelang es dann ohne viele Mühe, die cypriſchen Fürſten zu beſiegen. In dieſem Augenblicke hatte auch Ochos eine große Streitmacht zu Lande und zur See aufgeſtellt, mit welcher er beides, Ägypten und Phönizien, zu unterwerfen hoffte. Angeſichts eines Heeres, das ſo gewaltig auftrat, wie jemals ein anderes, von dem die Phönizier beſiegt worden waren, verlor der ſidoniſche Fürſt den Mut und entſchloß ſich kurz und gut, ſeine Bundesgenoſſen, die Ägypter, an den König zu verraten; nur um dieſen Preis meinte er Verzeihung zu erlangen. Er ließ dem Könige insgeheim eröffnen, daß er im ſtande ſei, ihm zur Eroberung von Ägypten die beſte Anleitung zu geben; denn er wiſſe genau Beſcheid in dem Lande, namentlich aber an den Küſten. Ochos ſoll einen Augenblick gezögert haben, dieſe Anträge, die er mit Freuden annahm, doch durch Darreichung ſeiner rechten Hand zu beſtätigen, was dazu gehörte, um ſeine Zuſage vollgültig zu machen. Der Geſandte erklärte, daß alsdann ſein Fürſt ſich aller ſeiner Verſprechungen für entbunden erachten würde. Hierauf ſchlug Artaxerxes Ochos ein. Und in der That wurde nun Sidon durch eine gräßliche Verräterei ſeines eigenen Fürſten den Perſern überliefert; er hatte auch die aus Ägypten herbeigekommenen griechiſchen Mietstruppen für ſeinen Plan gewonnen. In der Mitte von Gewalt und Verrat bewährten die Einwohner von Sidon noch einmal die Unbezwinglichkeit des altphöniziſchen Geiſtes. Sie hatten ihre Schiffe verbrannt, damit niemand fliehen und ſo der Verteidigung ſich entziehen könne. Und da nun der Feind innerhalb der Mauern war, ſo verſchloſſen ſie ihre Häuſer und verbrannten ſich mit denſelben; man wollte 40 000 Umgekommene zählen. Dem gegebenen Worte zum Trotz ließ König Ochos den verräteriſchen Fürſten umbringen. Den Feldzug gegen Ägypten auszuführen, hatte er bereits die umfaſſendſten Veranſtaltungen getroffen. Durch eigene Geſandtſchaften waren die großen griechiſchen Städte zur Hülfeleiſtung aufgefordert worden. Athen und Sparta verſprachen, ſich neutral zu halten; und was das ſagen wollte, ergiebt ſich daraus, daß dieſe beiden Städte es ja geweſen waren, welche die Unabhängigkeit von Ägypten hergeſtellt und erhalten hatten. Die Thebaner und Argiver trugen aber kein Bedenken, den Perſern ihre Hopliten gegen Ägypten zu Hülfe zu ſchicken. Die Argiver wurden von Nikoſtratus angeführt, einem Manne von gewaltiger Körperkraft, der mit einem Löwenfell und einer Keule ausgerüſtet in die Schlachten ging; er hielt ſich für einen zweiten Herkules. Mit den kleinaſiatiſchen zuſammen bildeten die griechiſchen Hülfsvölker, die jetzt zu Artaxerxes überſchifften, eine Schar von 10 000. Wenn man erwägt, daß auch die aus Ägypten herbeigekommenen Hülfsvölker griechiſcher Herkunft zu dem Könige übergingen, ſo kann man die Erfolge desſelben ſchon nicht ſo ſehr der perſiſchen Streitmacht, als den Griechen, die auf ſeine Seite traten, zuſchreiben.

Das Weltverhältnis brachte es ſo mit ſich, daß auch Nektanebus ſich hauptſächlich durch Griechen zu verteidigen ſuchte. Er hatte alle Veranſtaltungen auf das beſte getroffen; aber zu einer ſo großen Heerführung hatte er doch nicht die erforderlichen Eigenſchaften und nicht eine ſolche Selbſtentäußerung, um ſie den Führern der Mietsvölker, die dazu fähig geweſen wären, zu überlaſſen. Trotz des Verſprechens der Neutralität waren doch Spartaner und Athener ihm zu Hülfe gekommen, ſoviel man ſieht, ohne Autoriſation ihrer Städte; aber ihre Führer, Diophantus aus Athen, Lamius aus Sparta, würden im ſtande geweſen ſein, Nektanebus zu retten, wenn er ihnen freie Hand gelaſſen hätte. Als er nach Memphis zurückwich, ließ ſich auch Peluſium nicht verteidigen. Unter den Hellenen auf beiden Seiten kam ein eigentümlicher Wetteifer zum Vorſchein. Obwohl in verſchiedenen Heerlagern, ſuchten die Einen die Anderen an Tapferkeit zu übertreffen. Dagegen konnte auch die Eintracht zwiſchen den griechiſchen Söldnern und den beiden orientaliſchen Völkerſchaften, deren Sache ſie führten, auf die Länge nicht behauptet werden. Unter den Ägyptern machte doch das alte Anſehen des perſiſchen Monarchen wieder Eindruck; ſie wurden verſichert, daß ſie um ſo leichter bei dem Könige wieder in Gnade kommen würden, je raſcher ſie ſich der griechiſchen Beſatzungen, die in ihren Plätzen lagen, entledigten. So war es doch immer gegangen; im Augenblick einer großen Entſcheidung hatte der Wunſch, die Gnade des Königs zu erlangen, zur Unterwerfung der Abgefallenen geführt. Als nun Bubaſtos belagert wurde, wandten ſich die Ägypter an den Eunuchen Bagoas, der in dem Rate des Königs das oberſte Anſehen beſaß, und erſuchten ihn um ſeine Vermittelung bei demſelben. Aber die Griechen wurden das Vorhaben der Ägypter inne und wandten ſich nun ihrerſeits an den Feldhauptmann der griechiſchen Söldner im perſiſchen Heere, Mentor, der ſchon bei Sidon die Entſcheidung herbeigeführt hatte. Man darf ſich die Augen nicht dagegen verſchließen, daß dies das Natürliche war; die orientaliſchen Völker, welche ihren Streit mit den Waffen der Griechen ausfochten, hatten das Bedürfnis, ſich wieder miteinander zu verſöhnen und die Griechen auszuſtoßen. Allein diesmal gelang es ihnen nicht. Mentor verſprach der griechiſchen Beſatzung ſeine Hülfe, und ſowie nun nach dem Wunſche der eingeſchloſſenen Ägypter einige Perſer in die Stadt rückten, eben um ſie den Griechen zu entwinden, vereinigten ſich die Griechen aus beiden Lagern. Es kam zu einem Handgemenge, in welchem Ägypter und Perſer unterlagen und Bagoas in die äußerſte Gefahr geriet, ſo daß er die Rettung ſeines Lebens nur der Dazwiſchenkunft Mentors verdankte. Den vereinigten Griechen wäre es vielleicht möglich geweſen, Ägypten in dieſem Augenblick den Perſern zu entreißen. Was hätte aber dann mit Ägypten ſelbſt geſchehen ſollen? Mentor war nicht dieſer Meinung; er ſah die Sache aus dem Geſichtspunkte der perſönlichen Macht an und ſchloß — ſo werden wir mit aller Beſtimmtheit verſichert — einen Vertrag mit Bagoas, kraft deſſen ſie die Ausübung der höchſten Gewalt mit einander zu teilen übereinkamen. Bagoas verſprach, fortan nichts ohne Vorwiſſen Mentors und deſſen Einwilligung zu thun, was einer Teilung der Gewalt gleichkam, da die Summe der perſiſchen Staatsverwaltung in der Hand des Bagoas lag. Dies wurde mit gegenſeitigen Eidſchwüren bekräftigt und wirklich gehalten. Mentor wurde hierauf in Kleinaſien allmächtig; er ſammelte eine große Anzahl helleniſcher Mietstruppen zum Dienſte des Artaxerxes; er zeigte Verſtand und Treue.

Es liegt am Tage, wie ſehr hierdurch der ganze Zuſtand der Welt, wie ſie damals war, verändert wurde. Ägypten und Kleinaſien gehorchten wieder dem Könige von Perſien und zwar unter Mitwirkung der Griechen.

Dem ſpät nachlebenden Hiſtoriker drängt ſich, indem er die gegenſeitige Annäherung der Perſer und Griechen wahrnimmt, die Bemerkung auf, daß doch weder die einen, noch die anderen eine auf ſich ſelbſt beruhende Macht bilden. Die inneren Zuſtände der Griechen hingen von den Einwirkungen des Großkönigs ab; deſſen äußere Macht aber beruhte auf der Unterſtützung, welche ihm die griechiſche Waffenfertigkeit verſchaffte.

Da geſchah es nun, daß in der Mitte zwiſchen beiden eine neue Macht ſich erhob, die von unbedeutenden Anfängen aus plötzlich den Anlauf nahm, die ſtärkſte von allen zu werden.

Zehntes Kapitel.

Die macedoniſche Weltmacht.

Ohne Waffen iſt keine Aktion eines Gemeinweſens nach außen, iſt aber auch kein feſter Beſtand eines ſolchen an ſich denkbar. Das Leben der Menſchheit bewegt ſich nun einmal in natürlichen Feindſeligkeiten der Völker und Staatsgenoſſenſchaften untereinander. Jedes Gemeinweſen muß imſtande ſein, ſich ſelbſt und alle, die ihm angehören, zu verteidigen. Wie könnte es ſonſt den Schutz gewähren, der für die Freiheit und Thätigkeit eines jeden im Leben notwendig iſt! Die invidivuelle Sicherheit ſetzt die allgemeine voraus. Dieſe zu behaupten, iſt der vornehmſte Zweck menſchlicher Vereinigungen; die Summe der Verfaſſungen hängt davon ab. Naturgemäß vollzieht ſich das in dem Maße, in welchem Feindſeligkeiten zu erwarten ſind, wie denn die griechiſchen Republiken nur auf einen Kampf mit ihresgleichen eingerichtet waren. Wenn nun aber ganze Völker aufeinanderſtoßen, ſind auch umfaſſendere Organiſationen dafür notwendig. Es muß eine höchſte Gewalt geben, welche die geſamten Kräfte gegen auswärtige Feinde zu vereinigen imſtande iſt. Macht gegen Macht bilden ſich dann kriegeriſche Monarchien, zwiſchen denen die Frage nicht allein die iſt, welche die größere Truppenzahl ins Feld führt, ſondern noch vielmehr die, welche die beſte Kriegsübung beſitzt. Der Krieg iſt unvermeidlich; eine gewonnene oder verlorene Schlacht entſcheidet über das Schickſal der Nationen auf lange Zeit. Auf Angriff und Widerſtand beruht der Verlauf der Weltgeſchichte. Was iſt eine Macht? Nur eben ein ſolches Volksgemeinweſen, welches zu Angriff und Verteidigung gleich geeignet uud eingeübt iſt. Indem nun weder die Griechen, noch auch die Perſer in ihrem langen Gegenſatz zueinander zu einer ſolchen Verfaſſung gediehen waren, traten die Macedonier in der Mitte derſelben auf; dieſe aber gelangten dazu, wirklich eine Macht zu bilden. Die Einwirkung, welche ſie ausübten, darf man als eine unermeßliche bezeichnen. Sie hat eine weltgeſchichtliche Epoche begründet.

König Philipp von Macedonien und Demoſthenes.

Unter den Völkern thraciſcher Nationalität, welche die Konfinien von Aſien inne hatten und mit denen die Griechen bei Ausführung ihrer nördlichen Kolonien zuſammentrafen, hatten ſich zuweilen einheimiſche Gewalten von Bedeutung hervorgethan, wie die des Sitalkes, der ein Heer von 150 000 Mann ins Feld zu ſtellen vermochte; aber dieſe Bildungen ſind doch bald wieder zerfallen. Dagegen erwies ſich ein wahrſcheinlich von den Griechen ſtammendes Dynaſtengeſchlecht, das in den Berglanden von Emathia ſeinen

Sitz hatte und über eine Anzahl halbbarbariſcher Stämme gebot, ungefähr wie ſolche auch in Epirus ſich feſtſetzten, in ſtetem Kontakt mit Thraciern und Illyriern lebensfähig und wurde nach und nach bedeutend; wie Strabo ſagt: das Volk der Macedonier beſtand aus Thraciern und Illyriern. Daß aber helleniſche Elemente zur Bildung eines Staates mitgewirkt und vielleicht das Beſte dabei gethan haben, iſt unleugbar. Die Frage iſt immer, ob die Macedonier mehr für barbariſierte Hellenen oder für helleniſierte Barbaren zu gelten haben; eine Verſchmelzung beider Beſtandteile ergiebt ſich aus den Erinnerungen der früheſten Zeit, und ſchon dies iſt von Wert für den Fortgang der allgemeinen Geſchichte, in deren Umkreiſe eine aus der Miſchung verſchiedener Elemente entſtandene Nation erſcheint, die dann mit ihren Nachbarn, die wieder von anderem Stamme ſind, in mannigfaltige Verbindungen tritt und ein eigenartiges Phänomen darſtellt.

Vor der Schlacht vor Platää ritt der macedoniſche Fürſt an das Lager der Griechen heran, um ihnen ſeine Sympathie auszuſprechen: denn er ſei ein griechiſcher Mann, aber König der Macedonier. In dem Aufeinanderwirken des macedoniſchen und des griechiſchen Weſens beſteht nun die Summe der macedoniſchen Geſchichte.

Wir gedachten des Königs Perdikkas, der in ſtetem und unentſchiedenem Schwanken der Erfolge mit ſeinen Nachbarn Krieg führte und dazu einſt die Hülfeleiſtung der Lacedämonier unter Braſidas, die dabei freilich auch ihre eigenen Intereſſen verfochten, gewann. Da zuerſt zeigte ſich die Überlegenheit der griechiſchen Kriegskunſt über die nördlichen Barbaren. Nach einigen Wechſelfällen der Politik ſchickten ſich die Illyrier zu einem Angriff auf die Griechen an, denen ſie an Zahl unendlich überlegen waren. Von allgemeiner Bedeutung iſt die Rede, welche Thucydides hiebei dem Braſidas in den Mund legt. Darin verſpricht dieſer den Griechen den Sieg über den ungeordneten und lärmenden Anlauf der Illyrier, wenn ſie ſich nur in der geſchloſſenen Schlachtordnung, in der er ſie eingeübt hatte, ohne alle Furcht zurückziehen wollten. Das gelang denn auch wirklich aufs beſte und erweckte die allgemeine Bewunderung. Es war das erſte Mal, daß in jenen Regionen, in denen der Krieg noch auf Barbarenart geführt wurde, eine ſtreng geſchloſſene Schlachtordnung erſchien und den Sieg davontrug.

Auch der griechiſchen Kultur ſchloſſen ſich die Macedonier an. An dem Hofe des Archelaos fanden Dichter und Muſiker ein Aſyl, in welchem ſie von keiner bürgerlichen Unruhe geſtört wurden; ſie atmeten, wie man ſagte, daſelbſt auf. Noch war aber der Hof in fortwährender Abhängigkeit von den Griechen, welche auch in den inneren Entzweiungen des Landes und der Dynaſtie das entſcheidende Wort ausſprachen.

Als nach dem Tode des Amyntas, der ſich ſelbſt griechiſcher Bildung erfreut hatte, neue Irrungen ausbrachen, wandte ſich ſeine Witwe Eurydice an die Thebaner. Pelopidas erſchien als Schiedsrichter zwiſchen den beiden Parteien; die Königin vertraute ihm ihren jungen Sohn Philipp an, und dieſer folgte dem ruhmvollen Führer nach Theben. Es iſt Philipp, der Vater des großen Alexander. Für eine kriegsmänniſche Erziehung konnte ihm nichts beſſeres begegnen, als ein paar Jahre in Theben zu verweilen, das eben einen epochemachenden militäriſchen Aufſchwung nahm. Er lebte in einer dem Epaminondas befreundeten Familie. Nach drei Jahren wurde er zurückberufen und anfangs mit der Verwaltung einer kleineren Landſchaft unter ſeinem Bruder betraut; nach deſſen Tode eröffnete ſich ihm ſelbſt eine Laufbahn, von größter Ausſicht, aber voll von Gefahren. Das Land war von Illyriern und Päoniern bedroht; eine ganze Anzahl Prätendenten ſtritt um den Thron und ſtützte ſich dabei auf verſchiedene auswärtige Potenzen. In dieſer Bedrängnis legte Philipp Hand an, ſich nach dem Muſter des Epaminondas ein ſchlagfertiges Heer zu bilden. Es kann kein Zweifel ſein, daß eben die Kriegsart des Epaminondas ihm ſowohl Antrieb als Muſter wurde; nach deſſen Vorgang hat er die Phalanx nach und nach ausgebildet. Das Material zur Nachahmung der Peltaſten gaben ihm die Bergvölker. Nach dem Vorgang des Epaminondas ſtellte er auch eine wohlgeſchulte Reiterei ins Feld. Durch dieſe geſchah es, daß er die Illyrier zurückwarf und nötigte, die von ihnen beſetzten macedoniſchen Städte herauszugeben. Gleich dieſe erſten militäriſchen Einrichtungen verſchafften ihm hier die Oberhand.

„Er fand“, ſo läßt Arrian den Sohn Philipps zu den Macedoniern ſagen, „er fand Euch in Felle gekleidet, Schafe weidend auf den Bergen, im Nachteil gegen Illyrier, Triballer und Thracier; er führte Euch von den Bergen herab und machte Euch fähig, ſie zu bekämpfen, nicht allein durch die rauhe Landſchaft, ſondern durch die eingeborene Tapferkeit; Ihr waret Knechte der Barbaren, und er machte Euch zu Führern derſelben.

Einem geborenen Könige ſchloß ſich die Ariſtokratie des Landes gern an. Philipp führte ein, daß die vornehmſten jungen Leute an ſeinem Hofe Dienſte leiſteten und ihn auf der Jagd begleiteten. So vereinigten ſich verſchiedenartige Elemente, um eine neue militäriſche Schöpfung vorzubereiten. Die von den Griechen ausgebildete Kriegskunſt und Kriegsfertigkeit trat in Verbindung mit den ariſtokratiſch-populären Elementen, die ſich alle um die Fahnen des geborenen Königs ſammelten. Wollte man das politiſche Moment bezeichnen, das dieſe Reformen in ſich trugen, ſo liegt es darin, daß ſich Philipp den Griechen, indem er ſie nachahmte, doch auch zugleich unabhängig zur Seite ſtellte. Er emancipierte aber nicht allein Macedonien von dem überwiegenden Einfluß derſelben, ſondern er kam auch in den Stand, zugleich Stellung gegen ſie ſelbſt zu nehmen. Und keinen Augenblick konnte es zweifelhaft ſein, wohin Philipp zunächſt ſeine Anſtrengungen richten werde. Der natürliche Zug Macedoniens war, ſich auch der Küſtenſtriche zu bemächtigen, die von den Griechen beſetzt waren. Die Uneinigkeit der Griechen leiſtete hiebei dem Könige die beſten Dienſte. In der Zeit des peloponneſiſchen Krieges war an der thraciſch-macedoniſchen Küſte, an der Scheide der Nationen, mit allen in Verbindung, die griechiſche Anſiedelung Olynth emporgekommen. Die Stadt wurde nach und nach eine Art von kleiner Macht. Man zählt an dreißig ſtädtiſche Gemeinweſen, die ſich an Olynth anſchloſſen oder ſich ihm unterwarfen; es hielt die benachbarten thraciſchen Fürſten durch gute Waffen in Abhängigkeit, ſowie das untere Macedonien mit ſeiner gemiſchten Bevölkerung.

Eine beſſere Unterſtützung, als durch dieſe Stadt, konnten die Griechen im allgemeinen nicht finden; ſie hielt Macedonien naturgemäß in ſeinen Schranken. Da wirkte aber — man ſieht nicht, ob abſichtlich oder zufällig — jener Friede des Antalcidas, der zugleich ein Ausfluß der perſiſchen Macht war, verderblich ein.

Die Satzung, daß alle griechiſchen Städte autonom ſein ſollten, wurde von Sparta auch dort möglichſt zur Geltung gebracht. Den Macedoniern war dies eben recht. Doch ward das gegen Olynth nicht auf eine ſo durchgreifende Weiſe ins Werk geſetzt, daß dieſe Stadt nicht bald darauf doch wieder zu einer anſehnlichen Macht gelangt wäre. Dann aber geriet ſie mit Athen, welches eben in der Wiederherſtellung ſeiner Kolonialmacht unter Konnivenz der Perſer begriffen war, in Streitigkeiten. Indem Athen Plätze wie Methone und Pydna in ſeine Hand brachte, wußten die Olynthier Amphipolis, an welchem den Athenern immer das Meiſte gelegen war, für ſich zu gewinnen. Dieſer Konflikt der beiden Städte, welche Philipp die eine wie die andere bekämpfen mußte, wenn er Herr ſeiner eigenen Landſchaften werden wollte, kam ihm auf das beſte zu ſtatten. Und ſchon hier lernen wir ſeine zweideutige unzuverläſſige Politik kennen, bei der er allezeit ſeinen beſonderen Vorteil im Auge behielt. Nachdem in dem Wechſel der Verhältniſſe Amphipolis eine macedoniſche Beſatzung erhalten hatte, ſo erſchien es als das größte Zugeſtändnis, welches den Athenern gemacht werden konnte — denn ihre Ehrbegierde war immer darauf gerichtet, dieſen Beſitz wiederzuerwerben —, daß Philipp ſeine Beſatzung aus Amphipolis herauszog. Die Athener, denen er zugeſagt hatte, es ihnen zu überlaſſen, verſprachen ihm dafür Pydna, die alte Burg der Temeniden, von denen die macedoniſchen Könige ihre Herkunft ableiteten. Aber ernſtlich war Philipp nie gemeint, Amphipolis den Athenern zu überliefern. Nach einiger Zeit beſetzte er dieſe Stadt aufs neue und brachte zugleich Pydna in ſeine Hand. Auch Potidäa nahm er und überließ es den Olynthiern, die er noch brauchte; er beſetzte auch Methone. So kam es zu einem offenen Kampfe zwiſchen Macedonien und Athen, der für beide entſcheidend geworden iſt. Es war ein Kampf der Waffen und der Politik. In Bezug auf die Waffen hat Demoſthenes, der die Verwickelungen der Ereigniſſe immer mit ſicherem Takt würdigte, das Verhältnis treffend angegeben. Er ſetzt einmal auseinander, daß Philipp den Krieg nicht allein mit der Phalanx der Hopliten führe, ſondern zugleich mit Leichtbewaffneten, Reitern, Bogenſchützen und Söldnern. Wie ganz anders, als die Lacedämonier und andere griechiſche Städte, deren Mannſchaft vier Monate lang ins Feld ziehe und dann immer wieder nach Hauſe zurückkehre! Philipp dagegen führe

Krieg in jeder Jahreszeit; wenn er im offenen Lande keinen Widerſtand mehr finde, ſo belagere er die feſten Plätze. Und nicht minder bedeutend war die Differenz in der Politik. In der demokratiſchen Republik kam alles auf den Ausſchlag öffentlicher Beratungen an; der König dagegen nahm nur von ſich ſelber Rat. Demoſthenes hat die Verluſte, welche Athen erlitt, hauptſächlich den Fahrläſſigkeiten der Republik zugeſchrieben; er hat immer behauptet, daß der Beſitz von Methone und Potidäa, welches Philipp wieder an ſich brachte, dieſem die Herrſchaft in jenen Gebieten überhaupt geſichert habe. In Philipp erſcheint die militäriſche Monarchie. Er iſt fähig, den Gedanken, den er in jedem Moment ergreift, mit Präciſion durchzuführen. Seine Truppen ſind ihm ein zu jedem Dienſte verwendbares Werkzeug. Athen war dadurch geſchwächt, daß es in dem Kriege begriffen war, der ihm ſeine Bundesgenoſſen koſtete. Philipp dagegen gewann durch die Eroberung der Bergwerke von Krenides, deren ſchon Herodot gedenkt, nun auch eine für die Kriegführung durch Söldnerheere unentbehrliche Geldquelle. Er ſtellte ſich militäriſch und politiſch auf die eigenen Füße.

Doch wäre mit alledem noch nichts haltbares erreicht geweſen — denn nicht ſo leicht war der alte Einfluß von Athen in jenen Regionen, in denen es ſo lange geherrſcht hatte, zu beſeitigen —, wären nicht Ereigniſſe eingetreten, welche dem Könige Philipp die Gelegenheit verſchafften, ſich in der Mitte von Griechenland aufzuſtellen und Athen ſelbſt von dem inneren Lande her zu unterwerfen. Es war ein Ereignis, das die wilde Zerfahrenheit der damaligen Zuſtände von Hellas recht eigentlich charakteriſiert. Was die Griechen vereinigen ſollte, entzweite ſie am meiſten.

Die Phocier, welche damals, durch Theben von Sparta befreit, doch entſchloſſen waren, auch das Übergewicht der Thebaner nicht zu dulden, ſondern eine gewiſſe partikulariſtiſche Unabhängigkeit zu gewinnen, hatten den Entſchluß gefaßt, ſich der unbequemen Einwirkung der delphiſchen Prieſterſchaft auf immer zu entledigen. Sie behaupteten und wollten es aus einem homeriſchen Verſe beweiſen, daß die Vorſteherſchaft des Heiligtums ihnen rechtmäßig zukomme. Einem unternehmenden Führer, Philomelus, gelang es in der That, ſich des Heiligtums zu bemächtigen, nicht ohne geheime Unterſtützung Spartas, mit einem aus Phociern und fremden Söldnern zuſammengeſetzten Heere. Aber damit erweckte er die Feindſeligkeit von Theben, welches eine Verſammlung der Amphiktyonen zuſtande brachte, die das Heiligtum zu ſchützen beſchloß und den Phociern den Krieg ankündigte. Philomelus benutzte nun die Tempelſchätze, wie Sparta das ägyptiſche Geld und Philipp die krenidiſchen Bergwerke. Aber ſeine Stellung war zu gewaltſam, als daß ſie hätte behauptet werden können; zu wirklichem Kriege reichten doch die Tempelſchätze nicht hin. Von einem übermächtigen Feinde beſiegt und dabei verwundet, ſtürzte ſich Philomelus, um der äußerſten Schmach zu entgehen, von einem Felſen in den Abgrund. Die Lage wurde jedoch damit wenig verändert. Unter den Phociern erhob ſich das Oberhaupt eines der vornehmſten Geſchlechter, Onomarch, um ſeine Stelle einzunehmen; und dieſer wußte ſich aufrecht zu halten in immerwährendem Kriege mit ſeinen Nachbarn.

Welchen Anlaß aber hatte nun ein macedoniſcher König, der zu der helleniſchen Genoſſenſchaft nicht gehörte, in dieſe Irrungen einzugreifen?

Die Sache iſt folgende. Die Theſſaler, die von jeher der Amphiktyonie angehörten, waren ſehr einverſtanden mit Theben, dem Unweſen in Delphi ein Ende zu machen. Sie waren aber ebenſowenig einmütig untereinander, wie die Griechen überhaupt. Den Aleuaden, welche den überwiegenden Einfluß in Theſſalien beſaßen, ſetzte ſich das Haus der Tyrannen von Pherä, an deſſen Spitze damals Lykophron ſtand, entgegen. Vielleicht durch Geld gewonnen, machte Lykophron gemeinſchaftliche Sache mit Onomarch, der, überhaupt wohlgerüſtet, den Gedanken faſſen konnte, die Aleuaden und damit ganz Theſſalien zu unterwerfen. Der allgemeine Streit wurde hierdurch zu einem Hader innerhalb dieſer Landſchaft, in welchem die Entzweiung zwiſchen den Tyrannen von Pherä und den amphiktyoniſch geſinnten Theſſalern, die, in Gefahr, von Onomarch überwältigt zu werden, Philipp zu Hülfe riefen, den vornehmſten Moment bildete. Philipp hatte anfangs glückliche Erfolge. Als aber Onomarch mit überlegener Streitmacht dem Lykophron Beiſtand leiſtete, geriet der König in Nachteil; zweimal in offenem Felde beſiegt und ſelbſt ſeiner Mietsvölker nicht mehr ganz ſicher, ging er nach Macedonien zurück. Hier fand er die Mittel, ſich in beſſere Verfaſſung zu ſetzen, ſo daß er mit 20000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd wieder nach Theſſalien ziehen konnte. Indes hatte Onomarch nicht geringe Vorteile in Böotien erfochten, und von Lykophron abermals herbeigerufen, erſchien er auch ſeinerſeits mit einem anſehnlichen, kriegsgeübten Heere in Theſſalien. Es ſtand etwas auf dem Spiel bei dieſem Zuſammentreffen. Als eine ſpätere Ausſchmückung iſt es zu betrachten, wenn man erzählt, Philipp ſei mit den Abzeichen des delphiſchen Gottes in die Schlacht geeilt, wodurch die Phocier, ihrer Vergehung eingedenk, mit Schrecken erfüllt und beſiegt worden ſeien. Wir erfahren mit Sicherheit, daß Philipp beſonders durch die theſſaliſche Reiterei, die ſich um ihn ſcharte, den Sieg in der Schlacht davongetragen hat. Aber dabei bleibt doch beſtehen, daß der Sieg Philipps zugleich als ein ſolcher der Amphiktyonen und des Heiligtums über die Phocier angeſehen werden muß. Onomarch kam auf der Flucht um. Der provinziale Hader wurde entſcheidend für den allgemeinen Streit. Durch ſeinen Sieg wurde Philipp Meiſter von Theſſalien; er nahm den Pagaſäiſchen Meerbuſen ein und erklärte Pherä für eine freie Stadt. Die Theſſaler, die er gerettet hatte, ſchloſſen ſich ihm mit Freuden an. Und noch mehr hatte es zu bedeuten, daß er als Vorfechter der Unabhängigkeit des delphiſchen Orakels auftrat; er gewann damit alle die, welche an der ererbten Religion feſthielten. Zunächſt hielt er jedoch mit dem ſicheren Takte, der ihm eigen war, in ſeinem Siegeslaufe inne. Er hütete ſich wohl, die Athener, welche im Einverſtändnis mit den Phociern die Thermopylen beſetzt hatten, anzugreifen. Philipp verſuchte nicht, dieſe zu durchbrechen. Schon genug, daß er eine Stellung gewonnen hatte, durch welche er zwar Feindſeligkeiten erweckte, aber auch Verbündete gegewann.

Ohne ſich der im mittleren Griechenland errungenen Vorteile unmittelbar zu bedienen, wendete er ſich zunächſt nach den thraciſchen Regionen, gegen Olynth, das damals mit Athen verbündet war.

Wie viel auf Olynth in dieſem Augenblick ankam, erkennt man aus der Behauptung des Demoſthenes, daß Philipp, ſobald er dieſe Stadt inne habe, in Attika ſelbſt zu erwarten ſein würde, und im Gegenteil aus dem Worte Philipps, er müſſe entweder Olynth bezwingen oder er könne ſich in Macedonien ſelbſt nicht halten, was ſich wohl auch darauf bezieht, daß ſeine noch unbeſiegten Brüder dort Rückhalt fanden. In dem Widerſtande der Olynthier ſahen die Athener gleichſam ihre eigene Sache.

Wenn Philipp früher, durch die Entzweiung der beiden Städte gefördert, in Thracien Fuß gefaßt hatte, ſo wurde er nun durch die Verbindung zwiſchen denſelben umſomehr zu dem Entſchluſſe, ſich der Olynthier zu entledigen, angetrieben. Von den zweiunddreißig chalcidiſchen Städten, die jetzt mit Olynth verbunden waren, nahm er eine nach der anderen ein, ohne dabei auf beſondere Hinderniſſe zu ſtoßen. Erſt als er Olynth ſelbſt bedrohte, leiſteten die Athener den Olynthiern Beiſtand.

Aber dieſer war nicht dazu angethan, die bedrängten Verbündeten zu retten. Von den Führern der Athenienſer war der eine, Chares, ohne wirkliches Talent, der andere, Charidemos, durch Schwelgerei verrufen. Wie konnten dieſe ſich mit dem Könige meſſen, der durch und durch ein Kriegsmann war? Innere Parteiungen in Olynth kamen hinzu; im Spätſommer des Jahres 348 fiel es in die Hände Philipps, der nun das Recht des Siegers auf das grauſamſte ausübte: denn eine Stadt wie dieſe wollte er niemals wieder aufkommen laſſen.

Ich denke, man muß dies als den zweiten großen Sieg Philipps über das griechiſche Gemeinweſen betrachten; von dem Falle Olynths wurde zugleich Athen betroffen. Der König bediente ſich der Gefangenen, die in ſeine Hände gefallen waren, um den Athenern Friedenseröffnungen zugehen zu laſſen, welche dieſe, vornehmlich aus Beſorgnis, Philipp würde ſonſt darangehen, ſich des Cherſones und des Hellespont zu bemächtigen, nicht zurückwieſen; denn auf den dortigen Anſiedelungen und ihrem Beſtehen, ſelbſt ihrer Autonomie, beruhte nicht allein die maritime Größe von Athen, ſondern ſeine Exiſtenz, da es ſeine Lebensmittel großenteils von dem Schwarzen Meere her bezog. Es war alſo ein wirklicher Vorteil für Athen, wenn Philipp auf die Bedingung, daß jeder Teil behalten ſolle, was er habe, den Frieden zu ſchließen einwilligte. Auch Lemnos, Imbros, Scyros, wurden dadurch geſichert. Mit dem an ſich erwünſchten Frieden aber tauchte noch eine andere Frage von der größten Bedeutung auf. Auch die Bundesgenoſſen der beiden Teile ſollten in denſelben aufgenommen werden. Welche aber waren dies? Die Athener forderten, alle diejenigen als ihre Bundesgenoſſen anerkannt zu ſehen, die ſich binnen drei Monaten als ſolche erklären würden. Hätte Philipp eingewilligt, ſo würden ſich alle ſeine Gegner in Hellas an Athen angeſchloſſen haben. Und noch eine andere Beziehung von unmittelbarſter Wichtigkeit hatte die Frage. Die Athener wollten auch die Phocier als ihre Bundesgenoſſen angeſehen wiſſen; mit denen aber geriet Philipp ſoeben wieder in offene Feindſeligkeit; er wurde von den Thebanern und Theſſalern, welche der phociſchen Kriegsmacht nicht Herr werden konnten, gegen dieſe zu Hülfe gerufen. Philipp ſelbſt lag daran, dem dortigen kleinen Kriege, der die Landſchaften verwüſtete und alles in Aufregung hielt, definitiv ein Ende zu machen. Wenn er einige Zeit früher gegen die Phocier vorzurücken Bedenken getragen hatte, ſo war es auch deshalb geſchehen, weil ſie einen Rückhalt an Athen und Sparta hatten. Jetzt aber fehlte ihnen dieſer. Von Sparta, das eine Demonſtration zu Gunſten Phocis machte, erfahren wir, daß es, durch Verſprechungen, welche Philipp den ſpartaniſchen Geſandten in Pella gab, getäuſcht, dieſe Sache fallen ließ. Und auch den Athenern waren durch ihren Frieden die Hände gebunden; ſie würden denſelben zweifelhaft gemacht haben, wenn ſie ſich dem Könige feindſelig in den Weg geſtellt hätten. Der damalige Führer der Phocier, der Sohn Onomarchs, Phaläkus, durfte ſich nicht allein auf keine fremde Hülfe Rechnung machen; in Phocis ſelbſt hatte ſeine Stellung keinen feſten Boden. Als nun Philipp, der jetzt mit den Thebanern zu Schutz und Trutz verbunden war, in Theſſalien erſchien und eine Heeresmacht aufſtellte, die man für unüberwindlich hielt, verzweifelte Phaläkus, den Kampf zu beſtehen; er entſchloß ſich, ſeine feſte Stellung zu verlaſſen unter der Bedingung eines freien Abzuges. Dergeſtalt behielt Philipp ohne Schwertſtreich die Oberhand. Er konnte nun in aller Ruhe über die Thermopylen gehen, in Phocis eindringen, Delphi in Beſitz nehmen und eine neue Amphiktyonie einrichten, bei der die Phocier ausgeſchloſſen, bei der ihm ſelbſt aber die oberſten Ehren zu teil wurden. Er präſidierte den pythiſchen Spielen, wobei ihn atheniſche Geſandte aufſuchten. Den Beſchlüſſen, die dort gefaßt wurden, konnten die Athener, ſo widerwärtig ſie ihnen auch waren, nicht widerſtreben.

Will man ſich die Verhältniſſe vergegenwärtigen, die nunmehr eintraten, ſo muß man die Rede des Demoſthenes über den Frieden leſen. Als der größte Antagoniſt gegen die mit ſicherem Schritt emporkommende Macht des klugen und kriegsgewaltigen Königs erſcheint der attiſche Redner, der die Gefahr, in der ſich Athen befand, vollkommen durchſchaute, dem aber kein anderes Mittel, derſelben zu begegnen, zu Gebote ſtand, als die Einwirkung ſeiner Rede auf den Demos von Athen. Er hatte jetzt nicht ſowohl mit denen zu kämpfen, die den Frieden geraten hatten, als mit denen, welche, durch das Weiterſchreiten Philipps bewogen, ihm den Krieg erklären wollten. Demoſthenes' Rat war, den Frieden zu beobachten. „Wir haben jetzt“, ſagt er, „Amphipolis an Philipp aufgegeben, den Kardianern geſtattet, ſich von den übrigen Cherſoniten abzuſondern, den Karern, die Inſeln einzunehmen (Chios, Kos und Rhodos), alſo uns in unſeren eigenſten Angelegenheiten in einen Vertrag eingelaſſen, offenbar, weil wir von der Ruhe größere Vorteile erwarten, als von der Fortſetzung des Streites“. Seine Meinung iſt, es wäre beſſer geweſen, den Frieden, in welchem ſo vieles nachgegeben worden, überhaupt nicht zu ſchließen; aber höchſt gefährlich wäre es, ihn jetzt zu brechen, da man ja fürchten müſſe, die Amphyktionie zu einem gemeinſchaftlichen Kriege gegen Athen zu veranlaſſen; ſehr möglich, daß Athen mit Philipp um ſeiner eigenen Angelegenheiten willen in Krieg gerate, ein Fall, in welchem namentlich die Thebaner ſchwerlich für Philipp Partei nehmen würden; denn ſie dürften beſorgen, von dem Manne, der immer ſeinen Vorteil erlauere, auch ihrerſeits zu Grunde gerichtet zu werden. Möglich freilich auch, daß Theben wegen ſeiner beſonderen Streitigkeiten mit Athen zu den Waffen greife; aber es würde dafür an ſich keine Bundesgenoſſen finden. Man müſſe ſich nur hüten, nicht allen zugleich Anlaß und Vorwand zum Kriege darzubieten: den Peloponneſiern nicht durch eine engere Verbindung mit Lacedämon, den Thebanern und Theſſalern nicht, indem man ihren Flüchtlingen Schutz gewähre, und Philpp nicht, indem man ihn verhindere, ſeinen Platz unter den Amphiktyonen zu nehmen. Wir ſehen, mit welcher Umſicht der Redner, der zugleich ein Staatsmann iſt, die auswärtigen Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt erwägt. Wie die Dinge damals ſtanden, war er entſchieden für die Aufnahme Philipps in den Bund der amphiktyoniſchen Hellenen. Indem er in dieſer Sache zurückwich, nahm er doch übrigens eine ſelbſtändige Stellung für Athen in Anſpruch.

An ſich befand ſich Athen wohl bei dem Frieden. Der Fall von Sidon und von Olynth brachte ihm Vorteil; es wurde jetzt die unbeſtrittene Metropole des Handels. Der Verkehr war in regem Aufſchwung, und an Geld fehlte es nicht.

Aus dieſer Zeit ſtammt die Anlegung eines Arſenals unter dem Baumeiſter Philon ſowie die Verbeſſerung einiger dem Verkehr nachteiliger Geſetze. Und in den mit den maritimen zuſammenhängenden allgemeinen Angelegenheiten wich Athen keineswegs vor Philipp zurück. Darauf wirkte vornehmlich ein, daß ſich das Verhältnis zu Perſien beſſer geſtaltete, was ſoeben geſchah; die Wiederherſtellung der Autorität des großen Königs in Vorderaſien rief nun auch eine politiſche Reaktion hervor. Der Satrap, der früher ſeine Zuflucht zu den Macedoniern genommen hatte, erlangte unter Vermittelung Memnons die Gnade des Artaxerxes und kehrte zurück. Aus der Lebensgeſchichte des Ariſtoteles kennt man Hermias, der deſſen intimſter Freund war, und bei dem er ſich damals aufhielt, Tyrann von Atarneus; einem feſten Platz, dem ſich andere Städte und Burgen angeſchloſſen hatten. Mentor richtete dieſe aufkommende Unabhängigkeit auf verräteriſche Weiſe zu Grunde; er lud Hermias zu einem Zwiegeſpräch ein, bemächtigte ſich aber hiebei ſeiner Perſon und brachte durch den Mißbrauch ſeines Siegelringes auch die umliegenden Ortſchaften ſowie Atarneus ſelbſt in ſeine Hände.

Man kann nicht bezweifeln, daß dieſe Herſtellung der perſiſchen Macht in Vorderaſien den Athenern in ihrem Widerſtreit gegen Macedonien, welches dadurch in ſeine alten Grenzen zurückgewieſen wurde, zu ſtatten kam.

Und noch eine andere Waffe hatten die Athener in dem inneren Griechenland gegen Philipp. Es war der gleichſam zu einem nationalen Glauben entwickelte Tyrannenhaß, der noch von alter Zeit her die Griechen beſeelte. Wie waren die vermeinten Tyranniciden, die Jaſon von Pherä umgebracht hatten, allenthalben ſo glänzend aufgenommen worden! In Korinth erlebte man, daß der treffliche Timoleon ſeinen eigenen Bruder, der nach der Alleinherrſchaft ſtrebte, ermordete, zum tiefen Gram ihrer gemeinſchaftlichen Mutter, zur Bewunderung der Zeitgenoſſen. Dieſen Haß nun wußte Demoſthenes gegen Philipp wachzurufen. Er ſelbſt machte ſich auf, um den Argivern und Meſſeniern die Unhaltbarkeit ihrer Verbindung mit Philipp zum Bewußtſein zu bringen. Er führte ihnen zu Gemüt, daß es ihnen ebenſo ergehen würde, wie den meiſten Verbündeten Philipps, die er an ſich gezogen; das Hauptargument aber war die Unverträglichkeit des Königtums mit einer freien bürgerlichen Verfaſſung; er führte dies mit all ſeiner Beredtſamkeit aus und fand damit Beifall. Wohl beſchwerte ſich Philipp über die Inſinuationen des Redners, die er als Verleumdungen bezeichnete; doch machte er damit wenig Eindruck, da Demoſthenes dem Demos vorſtellte, daß es dem Könige doch nur um Herrſchaft, nicht um Gerechtigkeit zu thun ſei.

Dergeſtalt ſtützte ſich Athen auf ſeinen alten Ruhm, ſeine blühende Seemacht, ſein gutes Vernehmen mit den Perſern, endlich auf den ererbten helleniſchen Widerwillen gegen die Tyrannen. Es bildete die eigentliche Gegenmacht gegen Philipp und ſchien dieſem noch immer ſo gefährlich, daß er auf eine Reviſion des Friedens einging. Wohin aber hätte es führen können, wenn er in die Forderung der Athener, welche nicht den Beſitz, ſondern das Recht eines jeden als Grundlage des Friedens angenommen zu ſehen verlangten, eingewilligt hätte? Der beſtehende Zuſtand wäre dadurch überhaupt zweifelhaft geworden, vor allem aber Philipps Stellung. In dieſem Augenblick wurde der thraciſche Cherſones, den auch Perſien als Eigentum Athens anerkannte und deſſen Erhaltung der Hauptzweck des letzten Friedens geweſen war, von Philipp bedroht. In dem Frieden nämlich war das autonome Kardia als Bundesgenoſſe Philipps anerkannt worden. Daß nun Kriegsvölker von Athen, veranlaßt durch ungenügende Beſoldung, das Gebiet von Kardia und die benachbarten macedoniſchen Grenzen verletzten, betrachtete Philipp als eine Feindſeligkeit; und in Athen ſelbſt war man geneigt, den Strategen, der an der Irrung Schuld war, abzurufen. Dem aber ſetzte ſich Demoſthenes entgegen. Wenn er es für gefährlich hielt, über die Frage der Amphiktyonie mit Philipp zu brechen, ſo war er doch ſehr gemeint, daß das beſondere Intereſſe von Athen gegen den König, und zwar eben dort am Cherſones, mit aller Kraft wahrgenommen werden müſſe. In einer energiſchen Rede, die man wohl für die beſte von allen ſeinen Reden erklärt hat — es iſt die dritte philippiſche —, ſpricht er ſich darüber aus. Er zählt darin die Beſchwerden auf, die man gegen Philipp habe, der eigentlich ſchon in vollem Kriege gegen Athen begriffen ſei. Denn wer wolle zweifeln, daß ein Feind, der Belagerungswerkzeuge um eine Stadt her in ſtand ſetze, dieſelbe demnächſt angreifen werde. Auf die guten Worte Philipps dürfe niemand zählen; durch ſolche habe er Olynth getäuſcht ſowie die Phocier, noch zuletzt Pherä in Theſſalien. Das werde auch das Schickſal von Athen ſein. Philipp bekriege Athen, ohne daß dies ihn wieder bekriege. Das aber dürfe ſchlechterdings nicht ſo fortgehen.

Gegen die poſitiven Vorſchläge, welche Demoſthenes machte, läßt ſich manches einwenden; der Wert ſeiner Reden liegt in den allgemeinen Anmahnungen, die auf einer großen Anſchauung beruhen und, man möchte ſagen, mit einer zwingenden Logik vorgetragen werden. Denn nicht in hochtönenden Worten, ſondern in unausweichlicher Beweisführung, die doch vollkommen populär iſt, beſteht die demoſtheniſche Beredtſamkeit.

Und nochmals gerieten Philipp und Athen in unmittelbaren Kampf. Philipp ſchritt zu einem Angriff gegen das feſte Perinth, das, an der Küſte terraſſenförmig aufgeführt, eine gewerbfleißige und mutvolle Bevölkerung in ſich ſchloß. Es war ihm bereits gelungen, die äußeren Mauern einzunehmen, und man mußte den Fall der inneren Stadt erwarten, als atheniſche Mietsvölker, mit perſiſchem Gold beſoldet, eintrafen: denn auch die Perſer wollten jene die Welt beherrſchende Meerenge nicht in die Hände der macedoniſchen Kriegsmacht fallen laſſen. In den Regionen, wo die verſchiedenen Völkerſyſteme immer auf einander geſtoßen ſind — denn niemand will den Beſitz derſelben dem anderen gönnen —, kam es zu einer zwar unerwarteten, aber ſehr in der Sache liegenden Vereinigung der griechiſchen und perſiſchen Intereſſen. Philipp mußte die Belagerung von Perinth in der That aufgeben. Der Kampf verſetzte ſich nach Byzanz; hier aber traten die Athener mit ihrer vollen Macht dem König entgegen. Chares verdrängte die macedoniſche Flotte von dem Goldenen Horn; Phocion, der es dem Ruhme ſeiner Tugend verdankte, daß er in Byzanz Aufnahme fand, verteidigte die Befeſtigungen der Landſeite. Auch hier mußte ſich Philipp zurückziehen. Niemals waren die Kombinationen des Königs großartiger und umfaſſender geweſen. Durch einen Zug gegen die Scythen hoffte er die Donaumündungen an ſich zu bringen; er wäre dann Meiſter des Schwarzen Meeres überhaupt geworden; nicht lange würden ſich aldann die Pflanzſtädte der Griechen in ihrer Unabhängigkeit haben behaupten können. Aber in dieſen Ländern gab es noch freie Völker, deren Bewegungen nicht vorauszuſehen, noch zu ermeſſen waren. Das Unternehmen gegen die Scythen war nicht zu dem vorgeſteckten Ziele gelangt, jedoch auch nicht mißlungen; der König kehrte, reich mit Beute beladen, zurück. Aber auf dem Wege ſetzten ſich ihm die Triballer entgegen, die ihm ſo ſtarke Verluſte beibrachten, daß er an weitere Eroberungen auf dem thraciſchen Cherſones nicht denken konnte. Die Athener, die kaum wußten, daß ſie an den Triballern Verbündete hatten, behaupteten, mit den Perſern einverſtanden, ihre maritime Stellung. Noch einmal hielt die Seemacht von Athen dem Könige von Macedonien Widerpart; und dabei würde es wohl auch der Lage der Welt gemäß eine Weile ſein Verbleiben gehabt haben, wäre nicht der alte Hader über das Heiligtum des delphiſchen Gottes wieder erwacht.

Die Veranlaſſung iſt im Grunde eine politiſch geringfügige geweſen, gleichſam eine Ehrenſache, wie damals, als Perikles und Sparta einander die Promantie ſtreitig machten. Jetzt war der Streit zwiſchen Theben und Athen. Die Athener hatten ein Weihgeſchenk in Delphi erneuern laſſen, auf deſſen Inſchrift ihrer Siege zugleich über Perſer und Thebaner gedacht wurde. Die Thebaner fühlten ſich dadurch um ſo mehr beleidigt, da die Verhältniſſe ſeitdem von Grund aus verändert waren. Auf der nächſten Amphiktyonenverſammlung, an welcher auch die Abgeordneten der Athener wieder teilnahmen, brachte der Hieromnemon von Amphiſſa, dem Vororte der ozoliſchen Lokrer, welche beſondere Feinde der Phocier und die eifrigſten Anhänger des Gottes waren, die Sache zur Sprache. Er ließ ſich gegen die Athener, denen er nicht vergeſſen konnte, daß ſie Verbündete der Phocier geweſen waren, auf beleidigende Weiſe vernehmen; er ſagte, man ſolle ſie an dem heiligen Orte überhaupt nicht dulden. Unter den Abgeordneten von Athen befand ſich nun der Redner Äſchines, nicht ſelbſt Hieromnemon, aber deſſen Stellvertreter. Entfernt davon, die Athener zu entſchuldigen, nahm er vielmehr Partei für den delphiſchen Gott und erhob die Anklage gegen die Amphiſſäer, daß ſie ſich ja ſelbſt des Eigentums des Gottes, des Hafens von Kirrha, den man vor ſich ſah, bemächtigt hätten. Nach den Siegen Philipps war wieder eine Strömung zu Gunſten der delphiſchen Beſitztümer eingetreten. Äſchines bewirkte, daß die Amphiktyonen in Delphi ſich ſofort anſchickten, die Lokrer aus jenem Beſitze zu vertreiben. Als ſie dabei Widerſtand fanden, wurde auch dieſer den Amphiſſäern zum Verbrechen gemacht, und man traf die Verabredung, eine außerordentliche Sitzung der Amphiktyonen zu halten, um in Bezug auf dieſe Sache Beſchluß zu faſſen. Demoſthenes erſchrak, als er von dieſer Aufforderung vernahm; den Krieg für die Amphiktyonen und das Heiligtum zu Delphi zu führen, lief der bisherigen Politik Athens, welche vielmehr die Uſurpation des Heiligtums unterſtützt hatte, geradezu entgegen. Sollte nun Athen ſich an einem Kriege zu Gunſten der Amphiktyonie, d. h. zu Gunſten des Königs Philipp, der an der Spitze derſelben ſtand, beteiligen? Dahin wäre die Meinung des Äſchines gegangen, der es vorgezogen hätte, einen Krieg, den er für fromm und gerecht hielt, zu führen. Er meinte, bei dieſer Gelegenheit den Thebanern das ſtreitige Oropus ſelbſt unter Beiſtimmung Philipps zu entreißen. Demoſthenes aber war mit der ganzen Stärke ſeiner politiſchen

Geſinnung dagegen. Man bemerkt hiebei den Antagonismus der beiden Redner, von denen der eine mehr den momentanen Vorteil, der andere die allgemeine Lage im Auge hatte; zugleich aber nimmt man die geringe Fähigkeit einer demokratiſchen Verſammlung, die großen politiſchen Angelegenheiten zu leiten, wahr. Sie iſt von den momentanen Impulſen und dem Eindruck der Rednerbühne abhängig. Der Antagonismus der beiden Redner drang hierdurch in die großen Entſcheidungen ein. Zuerſt ſetzte Äſchines den Beſchluß durch, ſich gegen Amphiſſa zu erklären, Demoſthenes hierauf den entgegengeſetzten, nicht gegen Amphiſſa Partei zu nehmen und die anberaumte Verſammlung überhaupt nicht zu beſchicken. Welch ein Wechſel! In dem erſten Beſchluß lag Friede und Freundſchaft, in dem zweiten eine offene Feindſeligkeit gegen Philipp. Die Amphiſſäer, anfangs zurückgewieſen, wurden jetzt in Schutz genommen und ſetzten ſich um ſo nachdrücklicher den Amphiktyonen entgegen. Iſt aber, ſo muß man fragen, der Meiſter der Redekunſt nicht in Widerſpruch mit ſich ſelbſt geraten, indem er nun doch dazu mitwirkte, daß man ſich den Amphiktyonen und alſo auch dem Könige Philipp widerſetzte, was er immer als höchſt gefährlich bezeichnet hatte? Der Grund dafür lag darin, daß Athen mit König Philipp bereits im offenen Kriege war und unmöglich in einer inneren griechiſchen Angelegenheit mit dem Fürſten verbündet ſein konnte, den es übrigens bekämpfte. Für Philipp aber war nichts erwünſchter. Unfähig, den Athenern zur See etwas anzuhaben, bekam er dadurch Anlaß und Vorwand, ſeine überlegene Landmacht im Gegenſatz mit ihnen zur Geltung zu bringen. Auf die Aufforderung der Theſſaler führte er dieſelbe nach Theſſalien. Von den Amphiktyonen wurde er zum Strategen mit ſelbſtändiger, keinem verantwortlicher Gewalt ernannt: denn das iſt doch der Sinn des Wortes Autokrator, welches man dem Titel Strateg beifügte. Mit einer legalen Autorität verſehen, erſchien er im Winter 339/8 in Hellas. Weder die Lokrer, obgleich von den Athenern verſtärkt, noch auch die Amphiſſäer leiſteten ihm Widerſtand. Wahrſcheinlich durch eine abſichtlich verbreitete falſche Nachricht bewirkte er, daß ihm die Thermopylen freigelaſſen wurden. Er beſetzte dann Elateia, welches ihm ſeinen Rückzug nach Macedonien ſicherte. Da aber trat in den panhelleniſchen Angelegenheiten noch eine Änderung ein: Theben, welches den Krieg der Amphiktyonen gegen Phocis veranlaßt und an anderen Unternehmungen Philipps Anteil genommen hatte, wandte ſich jetzt von ihm ab. Bereits von jener außerordentlichen Verſammlung der Amphiktyonen, die in Pylä zu ſtande kam, hielt es ſich entfernt. Man nimmt an, daß die Thebaner die Beſorgnis hegten, Philipp werde, wenn er Athen überwältigt habe, ſich gegen ſie ſelbſt wenden, — und ohne Zweifel mit Recht. Sie hatten einſt weſentlich beigetragen, der Herrſchaft der Lacedämonier und der Dreißig in Attika ein Ende zu machen, worauf die Macht von Athen wieder emporgekommen war und zwar zum Vorteil ihrer eigenen Unabhängigkeit. Konnten ſie wohl zugeben, daß Athen von Philipp überwältigt wurde? Jene vermeinte Beleidigung durch den Weiheſchild war bald vergeſſen; es gab jedoch noch einen anderen ſehr greifbaren Gegenſtand der Eiferſucht der beiden Städte; es war der damals in den Händen der Thebaner befindliche Hafenplatz Oropus, auf den aber auch die Athener um ſo mehr Anſpruch machten, da er zur Vermittelung des Verkehrs mit Euböa diente. Äſchines hatte gehofft, durch die Hülfe Philipps denſelben auf immer an Athen zu bringen. Dabei aber trat ihm Demoſthenes entgegen. Sollte dem König Philipp noch einmal Widerſtand geleiſtet werden, ſo lag das einzige Mittel dazu in der Herſtellung eines guten Verſtändniſſes zwiſchen Athen und Theben, durch welche eine Macht, die den Kampf mit Philipp aufzunehmen fähig war, gebildet werden konnte. In dieſem Gedanken lebte und webte Demoſthenes. Daß die Verbindung zu ſtande kam, kann als das vornehmſte Verdienſt betrachtet werden, welches er ſich in dieſer Kriſis erworben hat. Bei den Athenern ſetzte er durch, was ihm gewiß nicht leicht geworden ſein wird, daß ſie den Anſpruch auf Oropus, an dem ſie immer zähe feſtgehalten, in dieſem Augenblick fallen ließen; es war ein Sieg des allgemeinen Intereſſes über das partikulare, welchen Demoſthenes in Athen erfocht. Hierauf begab er ſich ſelbſt nach Theben und brachte, indem er die Herrſchaft Thebens in Böotien anerkannte, allen Erbietungen und Drohungen, die Philipp verlauten ließ, zum Trotz, das Bündnis beider Städte zu ſtande, auf deſſen Erfolg das Beſtehen eines griechiſchen Gemeinweſens beruhte. Entgegengeſetzte Botſchaften durchzogen hierauf Griechenland. Philipp erreichte, daß die Meſſenier, Arkader, Eleer keinen Anteil an dem Kriege zu nehmen beſchloſſen. Auch von den Spartanern hatte er nichts zu fürchten, da ſie in dieſem Augenblick in einer italieniſchen Unternehmung zu Gunſten Tarents gegen die Lukaner beſchäftigt waren. Doch gab es auch einige Staaten, die an der Idee des griechiſchen Gemeinweſens feſthielten. Mit Athen und Theben verbanden ſich Euböer, Achäer, Korinther, Megarer, ſowie die entfernten Leukadier und Korcyräer.

In Athen ſowie in Böotien hätten viele den Frieden vorgezogen; aber der Redner hatte ein feſtes Band um die beiden Hauptſtädte geſchlungen; als die Athener vor Theben erſchienen, fanden ſie, der Gewohnheit früherer Jahrhunderte zuwider, die beſte Aufnahme. Die Heere rückten vereinigt ins Feld. Als die erſten Feindſeligkeiten, zu denen es kam, für die beiden Städte günſtig ausfielen, wurde dem Demoſthenes in Athen der goldene Kranz votiert, zu früh jedoch, wenn man ſchon glaubte am Ziele zu ſein. Gleich bei den erſten Schritten zeigte ſich die ſtrategiſche Ueberlegenheit Philipps. Der feſten Stellung der Thebaner wurde er dadurch Meiſter, daß er in ihrem Rücken in Böotien einfiel, worauf dieſe, von territorialen Sympathien ergriffen, einen Teil ihrer Streitkräfte dahin abrücken ließen und Philipp in den Stand kam, die Ebene von Chäronea einzunehmen, was ihm auch für die Entwickelung der Reiterei ſehr erwünſcht war. Dort nun trafen die beiden Armeen zuſammen, zwiſchen denen die entſcheidende Schlacht geliefert werden mußte. Philipp hatte ein vollkommen ausgebildetes Kriegsheer, das ſchon immer zuſammen gefochten, und das er mit überlegener Einſicht leitete; die Erfahrungen der thebaniſchen und atheniſchen Heerführer der letzten Jahrzehnte hatte er ſich zu eigen gemacht. Dem hatte weder Theben noch Athen einen namhaften Führer entgegenzuſtellen. Der einzige Mann in Athen, der den Krieg verſtand, Phocion, hielt ſich abſichtlich fern davon. Die Aufſtellung der Mannſchaften war die althergebrachte. Die Kontingente traten nach ihren Landsmannſchaften zuſammen, wie einſt im Kriege gegen die Perſer. Es war weſentlich noch immer ein Heer von Bürgermilizen aus verſchiedenen Städten und Staaten, im einzelnen trefflich eingeübt, aber im ganzen ohne Einheit. Die Athener hatten dem Thebaner Theagenes eine gewiſſe Prärogative zuerkannt. Aber die Stelle eines Anführers hatten ſie ihm nicht gegeben; auch an dieſem entſcheidenden Tage hatte das griechiſche Gemeinweſen keinen oberſten Heerführer. Die Thebaner, welche die ſtärkſte Maſſe bildeten, hatten auch den ſchwerſten Angriff zu beſtehen. Sie waren in dieſem Augenblick die verhaßteſten und gefährlichſten Feinde Philipps: das eine, weil ſie vom Bunde mit ihm abgefallen waren, das andere, weil ſich in ihnen die Überreſte des alten thebaniſchen, von Epaminondas gegründeten Heeres, alſo die militäriſch berühmteſte Streitmacht des damaligen Griechenlands, konzentrierte. Gegen ſie ließ Philipp ſeine vornehmſte Heeresmacht, bei der ſich ſein Sohn Alexander befand, anrücken. Er ſelbſt ſtellte ſich mit einer ausgewählten, taktiſch beſonders geübten Schar den Athenern gegenüber. Indem er nun vor dieſen zurückwich und ſie ſo zu ſagen nur im Schach hielt, vollzog ſich der eigentliche Kampf zwiſchen der Hauptmacht und den Thebanern. Dieſe wehrten ſich auf das tapferſte. Ihr Führer Theagenes war ſeiner Vorfahren nicht unwürdig; hier ſtand auch noch jene heilige Schar, die durch gegenſeitigen Eidſchwur verpflichtet war, niemals einer vom anderen zu laſſen. Dieſe Streitmacht, ohne Zweifel die bedeutendſte, die im Felde ſtand, wurde nun durch die Überlegenheit der macedoniſchen Heerführung überwunden. Wenn man die Entſcheidung dem jungen Alexander zuſchreibt, ſo iſt es nur ſo zu verſtehen, daß dieſer, der Hauptmacht zugeteilt, von den bewährteſten Führern umgeben war.

Die Linie der Thebaner wurde durchbrochen; Alexander ſoll ſie mit ſeinen Pferden niedergeritten haben. Nun erſt rückte Philipp ſelbſt mit ſeiner bisher zurückgehaltenen Schar gegen die Athener vor. Bei ihrem erſten Vordringen ſollen ſie gemeint haben, den König aus dem Felde zu jagen. Philipp aber ließ vernehmen: „die Athener verſtehen nicht zu ſiegen“, — was wohl nur den Sinn haben kann, daß ſie ihm ſonſt auf ſeinem verſtellten Rückzuge nicht ſo weit gefolgt ſein würden. Jetzt, als der Kampf mit den Thebanern entſchieden war und auch von dorther die Sieger gegen die von den Athenern aufgeſtellten und befehligten Truppen der Bundesgenoſſen vordrangen, wendete ſich Philipp gegen die Athener ſelbſt, die nun, da ſich alles entſchieden hatte, keinen Widerſtand leiſteten und eine vollkommene Niederlage erlitten. Von den geborenen Athenern kamen mehr als tauſend um, zweitauſend wurden gefangen genommen, die übrigen, unter denen auch Demoſthenes war, gerieten in wilde Flucht. Sein Platz war nicht auf dem Schlachtfelde, ſondern auf der Rednerbühne. Von Philipp ſagt man, er habe ironiſch in jambiſchem Takt den Anfang eines gegen ihn gerichteten Beſchluſſes wiederholt, in welchem Demoſthenes, des Demoſthenes Sohn, der Päanier, als Antragſteller genannt wurde. Der Redner war von dem Strategen, der Enthuſiasmus der Demokratie von der geſchulten Kriegskunſt beſiegt; der Redner, der jenen erweckte, erlag dem Könige, der dieſe anzuwenden verſtand; die Rednerbühne trat vor der durch die Waffen autoriſierten Staatsgewalt in den Hintergrund.

Die Athener fürchteten, Philipp werde nun gegen ihre Stadt vorrücken. Das konnte aber der Gedanke Philipps nicht wohl ſein, zumal da ſeine letzten Belagerungen ihm mißlungen waren. Seine Überlegenheit beruhte eben auf der offenen Feldſchlacht. Es war ihm genug, überhaupt die Oberhand behalten zu haben. Dadurch wurde bewirkt, worauf alles ankam, daß die ihm zugewandte Partei in Athen jetzt wieder zum Übergewicht gelangte. Er wußte die Gemüter durch Gnadenbeweiſe günſtig zu ſtimmen und ließ dann einen Frieden antragen, den man zurückzuweiſen keine Verſuchung fühlen konnte.

Wir ſind über denſelben nur ſchlecht unterrichtet. Oropus gab der König den Athenern zurück; aber den thraciſchen Cherſones, einen Teil der Inſeln ſowie die Thalaſſokratie hat Athen ohne Zweifel aufgeben müſſen.

In Griechenland ſelbſt wagte nun niemand dem Könige weiter zu widerſtreben. Auf Euböa zunächſt kamen ſeine Freunde in allen Städten wieder empor. Chalcis wurde für ſeine Verbindung mit Athen gezüchtigt. Thebens verſicherte er ſich durch Beſetzung der Kadmea, und in Böotien ſtellte er die Autonomie wieder her, nicht jedoch in atheniſchem Intereſſe, ſondern in ſeinem eigenen. Seine vornehmſte Sorge mußte nun dahin gehen, nicht allein dieſen Zuſtand zu befeſtigen, ſondern jeder neuen Bewegung, welche denſelben hätte ſtören können, auf immer vorzubeugen.

In dem Gange der Dinge lag es nicht, daß Philipp ſich ſelbſt als unbedingten Herrn aufgeſtellt hätte. Dieſer führte vielmehr nur dahin, unter all den Unabhängigkeiten der griechiſchen Welt eine Macht zu gründen, fähig, entſtehenden Zerwürfniſſen ein Ziel zu ſetzen und Maß zu geben. Zu dieſem Zwecke unternahm er, eine Art von Landfriedensbund zu gründen, bei dem ihm ſelbſt eine große Rolle zufiel. Nach einiger Zeit brachte er eine zahlreich beſuchte Verſammlung aus den griechiſchen Städten und Ländern in Korinth zuſammen, in welcher — ſo viel iſt mit Gewißheit zu entnehmen — die in dieſem Augenblick beſtehende Ordnung der Dinge ſanktioniert wurde. Namentlich ſollte keine Stadt die Ausgewanderten einer anderen zurückzuführen ſuchen. Wer den Anderen angreift, der ſoll von allen unter Philipps Anführung bekämpft werden; das will ſagen, daß er zum Strategos Autokrator des Friedensbundes ernannt wurde. Den Athenern hatte er freigeſtellt, ob ſie an demſelben teil nehmen wollten oder nicht. Unter dem Einfluß der großen Wendung der Dinge — denn, wie einer der Redner ſagt, der Sieg von Chäronea hatte alle verblendet — war das angenommen worden. Die Athener waren alſo in Korinth vertreten, nicht die Spartaner, welche, wie mächtig auch immer

Philipp im Peloponnes geworden, ſich doch zu keiner Art von Unterordnung verſtehen wollten. Für alle anderen aber wurden die Kontingente feſtgeſetzt, die im Fall eines Angriffs, den der König erleide, oder auch einer Aggreſſion, die er unternehme, demſelben geſtellt werden ſollten.

Die helleniſchen Kriegsmannſchaften wurden dem Könige dienſtbar, ohne daß man mit einiger Beſtimmtheit hätte ſagen können, wozu er ſie zunächſt zu brauchen gedachte. Man ſetzte allgemein voraus, daß er ſie gegen die Perſer anzuwenden gedenke. Und dahin führte der natürliche Zug der Dinge. Denn Athen war mit den Perſern im Bunde geweſen, und eine Anzahl von denen, die ſich dem Könige Philipp nicht unterwerfen wollten, nahm ihre Zuflucht nach Kleinaſien, wo Mentor an der Spitze der griechiſchen Hülfsvölker die Autorität des großen Königs aufrecht hielt. Unverzüglich ſchickte der macedoniſche König eine Abteilung ſeines Heeres unter Attalus und Parmenio nach Kleinaſien, um die dortigen Griechen in althelleniſchem Sinne zur Freiheit aufzurufen. Die Feindſeligkeiten gegen Mentor begannen. Alles knüpft aneinander: die Siege über Griechenland, die erworbene Seeherrſchaft, die Eroberung des thraciſchen Cherſones, der Streifzug gegen die nordiſchen Barbaren, das verwandtſchaftliche Verhältnis zu Epirus und die Waffenbewegung, die ſich in Kleinaſien vorbereitete. Es iſt ein einziges militäriſch-politiſches Syſtem, welches der orientaliſchen Welt eine neue Zukunft ankündigte.

Von den Elementen, die dasſelbe konſtituierten, bei weitem das wichtigſte war die Verbindung des macedoniſchen Königtums mit der Oberherrſchaft über Griechenland. Philipp dachte nicht daran, die Griechen zu ſeinen Unterthanen zu machen; er bedurfte vielmehr ihrer freien Hülfe, ihres Geiſtes und ihrer anſchlägigen Kraft. Er nahm das griechiſche Weſen, abgeſehen von der Autonomie einer höchſten politiſchen Entſcheidung, in ſeine Geſamtmacht auf. In dieſer Verbindung einer, zu großen Unternehmungen vollkommen geeigneten Armee, der erſten der damaligen Welt, die nur von ſeinem Wink abhängig war, mit einer ſelbſtändigen, zwar recht eigentlich nationalen, aber zu einer univerſalen Bedeutung ausgebildeten Kulturwelt liegt der Charakter ſeines politiſchen Daſeins, wenn wir ſo ſagen dürfen: ſeine Miſſion. Siege eines Volkes, wie die Macedonier waren, wären, wenn auch entſcheidend, doch für die allgemeine Geſchichte von ſo großem Belang nicht geweſen. Einen univerſalhiſtoriſchen Wert aber erhielten ſie dadurch, daß die Macedonier ſich mit einer Nationalität vereinigten, wie die griechiſche war. Dieſe bildete ein Element der Kultur, nach der die Menſchheit ſtreben mußte. Die Griechen hatten ſie in einer freien Regung ihrer eigenen Kräfte hervorgebracht; durch dieſe innere, wenngleich noch ſtreitige Allianz bekam die macedoniſche Monarchie eine unermeßliche Bedeutung für alle Jahrhunderte. Was den Griechen, wenn ſie allein blieben, nie gelungen wäre und durch ihre erneuerte Verbindung mit den Perſern ſogar leicht in das Gegenteil hätte umſchlagen können, dem in ihrer Mitte ausgebildeten geiſtigen Leben eine feſte Stellung in der Welt zu erobern, das wurde nun durch ihre Verbindung mit Macedonien möglich und ausführbar. Philipp und Demoſthenes mußten mit einander kämpfen. Der Lehrer, den Philipp ſeinem Sohne Alexander gab, und dieſer ſelbſt waren verbündet; ihre Allianz umfaßte die politiſche und die geiſtige Welt, die geſondert, aber doch in konzentriſchen Bahnen aufs engſte verbündet, neben einander fortſchritten.

Von Philipp dürfte man wohl nicht wiederholen, was oft geſagt worden iſt, daß er in dieſem Augenblick auf dem Gipfel des Glücks angelangt geweſen ſei, Europa zu ſeinen Füßen geſehen und mit der Vorausſicht, daß er Aſien überwältigen werde, ſich geſchmeichelt habe. Dem geübten Staatsmanne und Kriegführer konnten die Schwierigkeiten nicht verborgen bleiben, die ihm auf beiden Seiten entgegenſtanden. Aber er war entſchloſſen, die Sache, die er, durch den Zug der Ereigniſſe dahin geleitet, bereits unternommen hatte, auch zu Ende zu führen, und in der Vorbereitung dazu begriffen. Die Erwartungen, die man von ihm hegte, waren weltumfaſſend und unendlich großartig, als plötzlich die Kunde erſcholl, daß er bei einem Feſte, das er in Ägä veranſtaltete, ermordet worden ſei. Die Kataſtrophe iſt durch die Polygamie veranlaßt worden. Philipp hatte ſeine Gemahlin Olympias, die von den Äaciden in Epirus ſtammte, verſtoßen und ſich mit der Nichte des Attalus, der zu einem der vornehmſten Geſchlechter in Macedonien gehörte, vermählt. Hierüber kam es zwiſchen den Freunden der einen und der anderen Gemahlin, zwiſchen dem Sohne der erſten, Alexander, und dem Oheim der zweiten zu bitteren Reibungen. Es war ein Verſuch der Ausſöhnung, was Philipp beabſichtigte, als er die Vermählung ſeiner Tochter Kleopatra mit dem Bruder der Olympias anordnete. Bei dieſer Feſtlichkeit iſt er, zwiſchen ſeinem Sohne Alexander und Alexander ſeinem Schwiegerſohn einhergehend, ermordet worden.

Einer ſeiner vornehmſten und vertrauteſten Diener, Pauſanias, hatte die That vollzogen. Wir wenden uns ab von den zugleich ſcheußlichen und für die Erklärung der Sache ungenügenden Motiven, die man ihm beimißt. Alles deutet auf eine Ausſchmückung, welche das Gemeine mit dem Tragiſchen verbindet.

In Athen nahm man die Nachricht mit Jubel auf. Demoſthenes erſchien in feſtlichem Gewande in der Volksverſammlung; er war glücklich, ſeine Vaterſtadt des Gewaltherrn, der ſie in Feſſeln ſchlug, entledigt zu ſehen. Dem Redner ging die Erhaltung der Autonomie der griechiſchen Republiken über alles, und offenbar war dieſe von den Perſern weniger gefährdet, als von den Macedoniern. Aber dabei ſchloß er ſich doch der an und für ſich ſchwächeren Sache an; das macedoniſche Königtum gelangte aus der ſtarken Hand, die es gegründet hatte, in eine noch ſtärkere. Der Äacide Alexander beſtieg den macedoniſchen Thron.

Alexander der Große.

Sehr bezeichnend iſt das Wort, mit welchem Alexander die Regierung in die Hand nahm: der König Herr ſei umgekommen; aber die Geſchäfte werde er mit nicht minderem Eifer beſorgen, als jemals ſein Vater. Er trat damit in die Bahn ein, die ihm durch denſelben vorgezeichnet war. Er hatte die Halbbarbaren im Zaum zu halten, die erworbene Autorität in Griechenland zu behaupten und die Perſer zu bekämpfen. Eine kurze Anweſenheit in Griechenland, nicht ohne Truppen, genügte, das Synedrion der griechiſchen Städte in Korinth, das er ſofort zuſammenberief, zur Erneuerung der Übertragung der Strategie, die ſeinem Vater dekretiert worden war, zu vermögen. Diesmal iſt es dann mit beſtimmter Beziehung auf den Krieg gegen Perſien geſchehen. Aber aus den Vorbereitungen, die zu demſelben gemacht worden waren, erwuchs dem neuen Könige die erſte Gefahr, die er zu beſtehen hatte. Attalus gewann die Heeresabteilung, an deren Spitze ihn Philipp geſtellt hatte, für ſich; denn den neuen König, deſſen macedoniſche Abkunft er beſtritt, hielt er für ſeinen Feind. Er trat mit den Griechen in Verbindung; ſtatt den Krieg gegen die Perſer zu führen, ſchien er mit denſelben gegen Alexander gemeinſchaftliche Sache machen zu wollen. Aber Attalus wurde ermordet, der Gehorſam der macedoniſchen Truppen durch Parmenio befeſtigt und der Krieg gegen die Perſer fortgeführt. Nicht eben ſehr glücklich ging dieſer Krieg; die Macedonier wurden genötigt, eine unternommene Belagerung aufzuheben, ſie wurden in Troas aus dem Felde geſchlagen: Vorfälle, durch welche die geſamte griechiſche Welt in Aufregung geriet.

Man hat wohl Philipp und Alexander mit den Königen von Preußen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. verglichen. Und wahr iſt es, daß die beiden Väter den beiden Söhnen ein gewaltiges, ſchlagfertiges Heer hinterließen; beinahe die erſte Handlung der beiden Söhne war es, ſich des Gehorſams der Truppen zu verſichern. Auch von Alexander wird das ausdrücklich erzählt. Aber der Unterſchied iſt, daß Friedrich II. eine Politik einſchlug, die ganz ſein Eigen war, und einen Krieg begann, den ſein Vater niemals unternommen hätte, Alexander dagegen in die politiſch-militäriſche Direktion ſeines Vaters eintrat und ſie fortſetzte. Wir lernen ihn und ſein Heer gleich auf ſeinem erſten Feldzuge gegen die nördlichen Nachbarn kennen, den er mit ebenſo viel Energie wie Philipp und mit noch beſſerem Erfolg ausführte. Das Charakteriſtiſche dieſer Züge liegt darin, daß die nicht ohne das Vorbild der Griechen begründete und eingeübte macedoniſche Phalanx allenthalben das Übergewicht entſchied und behauptete. Bei dem Übergang über den Hämus waren die ſchwierigſten Päſſe von den Thraciern mit einer Wagenburg beſetzt; und dieſe Kriegswagen wurden von den ſteilſten Anhöhen herabgerollt, in der Hoffnung, die Schlachtordnung der Macedonier zu zerſprengen. Bei Arrian, der mit dieſer Waffenthat ſeine Geſchichte der Züge Alexanders beginnt, kann man leſen, mit welcher Geſchicklichkeit dieſer Verſuch hintertrieben und zu nichte gemacht wurde. Als es dann zum wirklichen Kampfe kam, wichen die Thracier, die in altbarbariſcher Weiſe ohne Schutzwaffen ins Feld gerückt waren, aus ihren feſten Poſitionen; ſie riſſen auf ihrer Flucht auch die Triballer mit ſich fort, die von König Philipp nicht hatten pacifiziert werden können und mit ihnen verbündet waren. Ihr König Syrmos zog ſich damals nach der Donauinſel Peuce zurück; mit der Maſſe des Volkes aber ſtießen die Macedonier nochmals zuſammen. Von dem Dickicht eines Waldes geſchützt, erwarteten die Triballer den Angriff derſelben. Alexander wußte ſie durch einen Angriff mit Pfeilen und geſchleuderten Speeren aus dem Walde hervorzulocken. Die Entſcheidung war noch zweifelhaft, als die in großer Tiefe aufgeſtellte Phalanx gegen ſie vorrückte und zugleich die macedoniſchen Reiter gegen ſie heranſprengten. In dieſer Gefahr überließen die Triballer dem Könige das Schlachtfeld. Wir berühren hier Regionen, Völker, Zuſtände, in denen ſich die Weltgeſchicke ſpäterer Zeiten mehr als einmal entſchieden haben. Sehr bedeutend erſcheint ſchon damals Byzanz, das von den Griechen im Gegenſatz zu den Perſern an die Macedonier übergegangen war. Eben von Byzanz rief Alexander Triremen herbei, um ihm gegen die Inſel und bei der Überfahrt auf das linke Donauufer Dienſte zu leiſten. Die Inſel wurde durch ſteile Ufer, wackeren Widerſtand und den reißenden Strom vor einer Landung geſchützt. Aber dazu ſetzte das byzantiniſche Geſchwader den König wirklich in den Stand, ſeine Truppen auf das linke Ufer zu führen. Wie die Phalanx über den Naturkrieg der Gebirgsbewohner ſiegte, ſo erſchien hier die unvergleichliche Übermacht der griechiſchen Triremen über die Monoxylen, mit denen die damals mächtigſten Anwohner des Fluſſes, die Geten, denſelben zu befahren pflegten; Fahrzeuge dieſer Art mußten jetzt dazu dienen, den Triremen zur Seite noch eine größere Anzahl von Truppen über den Fluß hinüberzubringen. Die Geten, die den König in feindſeliger Haltung erwarteten, nahmen mit Erſtaunen wahr, daß derſelbe ſo raſch und ohne große Vorbereitungen in ihrer Nähe erſchien. Die Phalanx ſtellte ſich in einer ausgedehnten drohenden Linie auf; und da der König ſich zugleich mit ſeinen Reitern zum Angriff anſchickte, ſo wichen ſie zurück. Sie waren noch halbe Nomaden; mit Weib und Kind und aller ihrer Habe zogen ſie in die wüſten Steppen, wohin ihnen niemand folgen konnte. Mehr hatte Alexander nicht beabſichtigt; er konnte ſiegreich und ſicher über den Fluß zurückkehren. Sehr ähnlich dem, was einſt unter Darius Hyſtaspis geſchehen war; aber im ganzen und großen betrachtet, erkennt man doch hier den Unterſchied der Zeiten. Wie ſich damals die perſiſche Macht von der Donau gegen Macedonien und Griechenland gewendet hatte, ſo traten nun Macedonier und Griechen in dieſen Landſchaften ſelbſtändig und ſiegreich auf. — Die großen Succeſſe Alexanders bewogen alle benachbarten Völkerſtämme, die freundſchaftlichen Anerbietungen, die er ihnen machte, anzunehmen; auch der Celten, die damals am adriatiſchen Meere Sitze genommen hatten, wird hiebei gedacht; ſie ſchienen die Übermacht des Königs nicht ſo hoch anzuſchlagen;

aber indem er gegen andere ſeine Verwunderung hierüber ausſprach, hielt er doch für gut, mit ihnen in Bundesgenoſſenſchaft zu treten.

Man darf dieſe Ereigniſſe nicht unerwähnt laſſen: denn ſie dienten dazu, den Gärungen auf der Balkanhalbinſel ein Ende zu machen und dem Könige freie Hand nach anderen Seiten zu verſchaffen. Eben an dieſen Grenzen hat dann die fortgebildete Kriegsmacht der Kulturwelt mit dem barbariſchen Naturkriege der Eingeborenen oder auch Eingezogenen bis zu den Zeiten zu kämpfen gehabt, in denen Arrian ſchrieb, der die Namen aus ſeiner Epoche wohl geradezu in die frühere übertragen hat. Für Alexander war damit jedoch nicht alles vollendet. Die Nation der Taulantier machte feindſelige Bewegungen gegen ihn. Von welcher Art und Sitte die Taulantier waren, ſieht man daraus, daß ſie beim Heranrücken der Macedonier zu einem Menſchenopfer von drei Knaben und drei heranwachſenden Mädchen ſchritten, denen noch drei ſchwarze Widder hinzugefügt wurden. Alexander hatte dagegen ein Bündnis mit ihren feindlichen Nachbarn, den Agrianen, geſchloſſen, deren Bogenſchützen ihm gute Dienſte leiſteten. Die griechiſch-macedoniſche Kriegskunſt erfocht auch hier den Sieg; in den Bergen entwickelte die Phalanx eine Fähigkeit, ſich nach allen Seiten in ſtrengſter Ordnung in den verſchiedenſten Richtungen zu bewegen, wie noch niemals vorgekommen war. Dieſes raſche Vordringen, das durch keine lokalen Schwierigkeiten aufgehalten wurde, das Anrücken ſelbſt, der Lärm der an die Schilde ſchlagenden Sariſſen bewirkte die Flucht der Feinde aus den an ſich guten Stellungen, die ſie eingenommen hatten, aber dann doch zu behaupten ſich nicht getrauten. So wurde jene griechiſche Kriegskunſt, vor deren Ordnung und Sicherheit einſt die Illyrer zurückgeprallt waren, nachdem ſie von Philipp und Alexander noch weiter ausgebildet worden, Meiſterin in dem Gebiete der barbariſchen und halbbarbariſchen Nationen, von denen Macedonien umgeben war. Alexander vollzog, was ſein Vater unvollendet gelaſſen hatte, und konnte nun nach deſſen Muſter ſeine Waffen nach anderen Seiten richten.

In Griechenland hatten falſche Gerüchte über den Gang der Ereigniſſe im Norden die natürlich vorhandene Gärung zu einer allgemeinen Bewegung geſteigert. Alexander ſtützte ſich auf die Beſchlüſſe des Landfriedensbundes, der ſeinen Vater und dann ihn ſelbſt als Oberhaupt anerkannt hatte; dem aber ſetzten ſich jetzt alle die entgegen, welche die alten Zuſtände nicht vergeſſen konnten und die Verbindung mit den Perſern, die ihnen ihre Freiheit ließ, dem Bündnis mit Macedonien, das ſie ihrer Autonomie beraubte, vorzogen.

Man verurteile Demoſthenes nicht, der eben dieſen Ideen ſich hingab! Den anderen voran erhob ſich Theben, das ſich der Beſatzung der Burg Kadmea, welche Philipp dahin gelegt hatte, zu entledigen unternahm. Theben wurde der Mittelpunkt der ganzen helleniſchen Oppoſition; die aller Orten flüchtig gewordenen Feinde der Macedonier ſammelten ſich dort und brachten dem Volke die Siege des Epaminondas und deſſen ruhmvolles Wirken in lebendige Erinnerung. Dieſelbe Partei regte ſich aber auch in Lacedämon, Arkadien, Ätolien, vor allem in Athen, von wo den Thebanern durch Vermittelung des Demoſthenes, ohne Zweifel mit perſiſchem Gelde, die Waffen, deren ſie entbehren mochten, verſchafft wurden. Bei der guten Haltung der perſiſchen Kriegsmacht in Kleinaſien war die Erhebung von Theben keineswegs ohne Ausſicht, zumal Alexander noch Feindſeligkeiten in dem Norden zu beſtehen hatte. Unverzüglich wandte ſich Alexander, ſobald dieſe beſeitigt waren, nach Hellas, ehe ihm noch die Thermopylen verſchloſſen wurden. Unerwartet erſchien er vor den Mauern Thebens, hauptſächlich um die wichtigſte Poſition, die Kadmea, zu behaupten. Eben ward ſie von den Thebanern auf das ernſtlichſte belagert; ſie war ſchon mit einer Art von Circumvallation umgeben. Der macedoniſchen Beſatzung ſchien dasſelbe Schickſal bevorzuſtehen, welches einſt die lacedämoniſche betroffen hatte. Die Thebaner meinten die Burg zu erobern und dann den heranrückenden König, der eine feſte Stellung in ihrer Nähe nahm, aus dem Felde zu ſchlagen. Der Gegenſatz und die Zuverſicht beider Teile zu ihrer Sache erſcheint in den Ausrufungen der Herolde, die als Proklamationen nach der Sitte der Zeit angeſehen werden können. Alexander bot denen Verzeihung an, welche zu dem gemeinen Landfriedensbunde zurückkehren würden. Die Thebaner forderten alle diejenigen auf, auf ihre Seite zu treten, welche die Autonomie der Hellenen im Bunde mit dem Großkönige aufrecht zu erhalten geſonnen ſeien.

Am Tage liegt, daß Alexander, in deſſen Heere eine große Anzahl griechiſcher Bundesgenoſſen diente, deſſen eigene Truppen voll von dem Gefühl ihrer Siege waren und deſſen Beſatzung die Burgfeſte innehatte, von vornherein den Gegnern überlegen war. Es war noch einmal ein Akt der Autonomie griechiſcher Städte, daß die Thebaner ſich dennoch zum Widerſtand entſchloſſen. Sie glaubten durch die in den gymnaſtiſchen Schulen erlangte Kriegsübung und angeborene Körperkraft jeden Feind beſtehen zu können. Denkwürdig iſt es, daß ſie die ungünſtigen Vorzeichen, die ſie wahrnahmen, doch nicht achteten: denn es ſei auch bei der Schlacht von Leuktra nicht geſchehen, und dennoch ſei ihnen damals der größte Erfolg zu teil geworden. Die Anſichten der Philoſophen waren auch hierher vorgedrungen: die Thebaner meinten die Ungunſt des Geſchickes durch mannhaften Entſchluß überwinden zu können. Ohne Zweifel haben die Flüchtlinge aus anderen Städten, die bei ihnen Rettung ſuchten, ihren Eifer erhalten und geſchürt. Mit allen ihren Anſtrengungen aber waren ſie doch dem übermächtigen Feinde nicht gewachſen. Über den Kampf und ſeine Entſcheidung haben wir zwei, nach dem Standpunkte der Parteien voneinander abweichende Berichte. Nach dem einen wurden die Thebaner vor den Mauern überwältigt, und als ſie zurückwichen, drangen die Macedonier zugleich mit ihnen ſelbſt durch ein Thor, das ſie noch nicht verſchloſſen hatten, in die Stadt ein. Dem anderen zufolge leiſteten die Thebaner den Anfällen der Macedonier vor ihrer Stadt noch energiſchen und erfolgreichen Widerſtand, als Alexander eine minder beachtete Pforte einnahm, durch welche dann ſeine Truppen eindrangen. Eine unheilvolle Kataſtrophe brach über Theben herein. Auf dem Markte, in den Straßen, in den Häuſern erfolgte ein entſetzliches Blutbad. Die Freunde der Thebaner verſichern: von denen habe keiner das Knie vor dem Sieger gebeugt oder um ſeine Gnade gefleht; der Tod ſei ihnen jetzt erwünſcht gekommen. Die helleniſchen Verbündeten Alexanders ſcheinen es den Macedoniern in der Wut der Ermordungen wenigſtens gleich gethan, wenn nicht ſie darin überboten zu haben. Damit war den Siegern noch nicht Genüge geſchehen. Alexander berief ein Synedrium ſeines Bundes, durch welches die vollkommene Zerſtörung Thebens beſchloſſen wurde, die er dann ausführen ließ.

In der griechiſchen Geſchichte war es nicht unerhört, daß die beſiegten Stammesgenoſſen in die Sklaverei verkauft wurden. Das geſchah nun auch hier. Alexander gewann aus dem Verkauf eine ſehr anſehnliche Summe für ſeine Kriegskaſſe. Aber woran ihm am meiſten lag, das war der Schrecken, den die ſchonungsloſe Zerſtörung der Stadt des Ödipus, des Pindar und des Epaminondas über Griechenland verbreitete. Das Wohnhaus Pindars, der die Äaciden beſungen hatte, von welchen Alexander abzuſtammen ſich rühmte, ſoll bei der Zerſtörung verſchont worden ſein. Ein allgemeiner tiefer Schrecken ergriff die Griechen; alle jene Regungen, die man gegen Alexander kundgegeben, erſtarben in ſich ſelbſt. Nochmals war nun die Haltung Athens von größter Bedeutung. Soweit zwar kam es nicht, daß die Stadt, wie Alexander forderte, die vornehmſten Gegner, welches doch die Redner waren, die der Idee der Autonomie ihr Wort liehen, ihm ausgeliefert hätte. Dieſes Äußerſte wurde vermieden. Aber Athen verſprach doch, die Angeklagten vor Gericht zu ſtellen, was für den Augenblick genügte, da das Ereignis nicht viel weniger, als das von Chäronea, den Anhängern des Königs die Herrſchaft auch in der Volksgemeinde verſchaffte. Auf den Ausdruck der Verwunderung, daß die Griechen ſo raſch zu Paaren getrieben ſeien, hat Alexander geantwortet, es ſei ihm nur dadurch möglich geworden, daß er nichts aufſchiebe.

Nun aber durfte er ſchon wegen der Verflechtung der griechiſchen und perſiſchen Angelegenheiten, wie ſie im Moment vorlagen, keinen Augenblick verlieren, ſeine Waffen auch nach Aſien zu richten. Von jeher iſt man der Meinung geweſen, Alexander habe ſeine Regierung mit der Abſicht angetreten, das perſiſche Reich umzuſtürzen; er habe darin gleichſam ſeinen Beruf geſehen. Ich möchte das doch nicht unbedingt wiederholen; aber der Zug der Dinge führte ihn nach und nach dahin. In dem Verhältnis der Griechen zu Macedonien, deſſen Herrſchaft ſie ungern ertrugen, auf der einen, zu Perſien, auf deſſen Rückhalt ſie ſich ſtützten, auf der anderen Seite lag etwas, das einen Krieg Alexanders gegen Perſien notwendig machte. Das iſt aber von der Abſicht, das perſiſche Reich umzuſtürzen, doch noch verſchieden. Notwendig war nur, die Perſer aus den Landſchaften, die ſie einſt den Lydiern entriſſen hatten, zu entfernen; denn dort fanden alle die, welche den Macedoniern widerſtrebten, eine Zuflucht. Die Vorteile, welche Alexander in

Griechenland erfochten hatte, ſchienen doch nur momentan zu ſein, ſolange die benachbarte große Macht ſeinen Feinden einen Rückhalt gewährte.

Erinnern wir uns der bei den letzten Kämpfen zwiſchen Artaxerxes und Nektanebus eingetretenen Verhältniſſe, ſo hatten die Perſer die Eroberung von Ägypten und die Herrſchaft in Vorderaſien der Tapferkeit und Geſchicklichkeit der griechiſchen Mietsvölker zu danken. Der Führer derſelben, Mentor, hatte ihnen aber nicht umſonſt Dienſte geleiſtet; er hatte ſich, wie oben erzählt worden iſt, einen Preis dafür bedungen; er teilte die Herrſchaft gleichſam mit Bagoas, der am Hofe allmächtig war. Die Macht in Vorderaſien, auf dem Mittelmeer und an deſſen Küſten behielt Mentor in ſeiner Hand; wir berührten ſchon, wie er dieſe auch gegen Philipp von Macedonien ausübte. Er war im Vorteil, als Alexander den Thron beſtieg; dieſer mußte, wie gegen die Triballer und gegen die Thebaner, ſo auch gegen Mentor und die Perſer Krieg führen, wenn er anders die Poſition, welche ſein Vater in Beſitz genommen hatte, behaupten wollte. Die Bahn, welche Philipp eröffnet hatte, und in der ſich Alexander bewegte, führte zu einem Kampfe mit der in Vorderaſien dominierenden Macht. Ohne ſie beſiegt zu haben, konnte das macedoniſche Königreich noch nicht als feſt begründet betrachtet werden. Wenn nun aber ein Angriff auf Vorderaſien zugleich eine offene Feindſeligkeit gegen das Reich der Achämeniden enthielt, ſo fand ein ſolches Beginnen nicht geringe Unterſtützung in den Vorfällen, die damals in Perſien ſtattfanden.

Es war abermals ein Streit um die Thronfolge, und zwar, wie es in Perſien nicht ungewöhnlich war, ſchon bei Lebzeiten des Vaters ausgebrochen, ſo daß es dem Eunuchen wohl in den Sinn kommen konnte, ſich für die Zukunft der Gewalt zu verſichern. Man erzählt nun, daß Bagoas ſeinen alternden Fürſten ſelbſt umgebracht und mit Beſeitigung aller anderen den jüngſten der Söhne desſelben, Arſes, auf den Thron befördert habe; aber nach einigen Jahren ſei er auch mit dieſem zerfallen und habe ſich desſelben ebenfalls entledigt, dagegen einen ſeiner Freunde, Darius Codomannus, der einer anderen Linie des achämenidiſchen Hauſes angehörte, auf den Thron geſetzt. Aber auch mit dem alten Freunde, der nun den Thron des Darius Hyſtaspis einnahm, zerfiel Bagoas nach kurzer Zeit; er ſoll demſelben einen Giftbecher gereicht, Darius aber, rechtzeitig gewarnt, ihn ſelbſt genötigt haben, den Becher auszutrinken. Wir können die Wahrheit dieſer Erzählungen im einzelnen nicht prüfen; aber durch die bloße Thatſache der gewaltſamen Änderung der Regierung, wiewohl dieſelbe nicht einen Wechſel der Dynaſtie in ſich ſchloß, wurde doch das geſamte Reich erſchüttert. Daß der bisherige Inhaber der höchſten Autorität, Bagoas, nicht mehr war, mußte in alle inneren Zuſtände mächtig eingreifen. Namentlich ſtand die Gewalt des Eunuchen in naher Beziehung zu der Autorität des Befehlshabers der Mietstruppen in Vorderaſien. Mentor ſelbſt war geſtorben; aber ſein Bruder Memnon wußte ſich im Beſitz der Macht, die derſelbe beſeſſen, zu behaupten;

ſein Verhältnis zu dem Großkönige, dem er getreu blieb, war an ſich ein anderes, als das durch die Verdienſte ſeines Bruders in Phönizien und Ägypten begründete. Das Emporkommen einer zweiten Linie des achämenidiſchen Hauſes konnte nicht anders, als auf die oberſten Würdenträger und die Inhaber der Satrapien zurückwirken. Mit Beſtimmtheit läßt ſich nicht behaupten, daß es gerade dieſe Verhältniſſe waren, welche Alexander zu ſeinem Kriegszuge antrieben; aber ſie lagen vor und kamen ihm zu ſtatten. Noch ein anderer Geſichtspunkt bietet ſich dar.

Das Unternehmen Alexanders, welches aus der unmittelbaren Verwickelung des Momentes hervorging, hat zugleich eine Seite, die wir als die univerſalhiſtoriſche bezeichnen dürfen. Unleugbar iſt, daß das iraniſche Königtum mit der großartigen Fülle religiöſer und politiſcher Anſchauungen dort, wo es entſtanden war, ſeine Berechtigung beſaß; aber die Welt zu regieren, war doch der perſiſche Mann nicht geſchaffen. Das perſiſche Reich war allenthalben dadurch mächtig geworden, daß es den inneren Entzweiungen der Völker, mit denen es in Berührung kam, ein Ende machte. Aber ſollte Ägypten mit ſeinen durchaus lokalen Anſchauungen immer an einen entfernten Thron gekettet ſein? Sollten die ſeegewaltigen Phönizier nur eben darum eine Art von maritimen Reich aufgerichtet haben, um den perſiſchen Satrapen Luſtgärten (Paradieſe) anzulegen? Zwiſchen den ſyriſchen Götzendienſten und dem perſiſchen Dualismus war ein tiefer Widerſtreit, wenngleich er nicht jeden Augenblick hervortrat. Sollte das Baalprieſtertum von Babylonien, das einen anſehnlichen Teil der Welt beherrſchte, nur eben damit zufrieden ſein, den Schutz des perſiſchen Großkönigs und ſeiner Religion zu genießen? Auch ſchon deshalb war dies unmöglich, da noch die große tyriſche Kolonie in dem weſtlichen Becken des Mittelländiſchen Meeres nicht allein beſtand, ſondern in einem Teile des Occidents geiſtig und politiſch dominierte. Unaufhörlich war das weſtliche Aſien in Gärung begriffen. Die Völkerſchaften dieſer Regionen erfreuten ſich einer gewiſſen Schonung von ſeiten der Perſer; aber ſie waren doch an den Streitwagen des Großkönigs geſchmiedet, deſſen religiöſe Ideen ihren Gipfelpunkt in dem Gedanken, daß die allgemeine Herrſchaft ihm gehöre, erreichten. Wohin aber hätte eine ſolche geführt, wenn ſie jemals erlangt worden wäre? Daß alſo die perſiſche Macht in ihrer Ausdehnung nicht beſtehen bliebe, war gleichſam die Bedingung des ferneren Völkerlebens. Sehen wir aber von Reflexionen dieſer Art ab, ſo gab es noch einen Impuls aus früherer Zeit, der eine analoge Tragweite hatte. Wenn die Macedonier an die Spitze der Griechen traten, ſo waren ſie dadurch eingeladen, der Antipathien, welche die Griechen ſeit mehr als anderthalb Jahrhunderten gegen die Perſer nährten, ſich für ſich ſelbſt zu bedienen. Der Gedanke, die griechiſchen Götter an den Perſern zu rächen, war von Perikles gefaßt und von Ageſilaus in lebendigſte Anregung gebracht worden. Dieſer Enthuſiasmus war bei weitem nicht ein allgemeiner der geſamten Nation; aber er war doch auch niemals erſtorben und vertilgt.

Die Gegner derer, die mit Perſien in Verbindung ſtanden, hielten ihn feſt, und an die Spitze derſelben traten nun die Könige von Macedonien. Vergeſſen darf man nicht, daß die Hoheit, die Philipp und Alexander in Griechenland ausübten, an eine religiöſe Verehrung anknüpfte, welche die Griechen zuſammenhielt; ſie waren als die Beſchützer des delphiſchen Orakels, welches alle anderen Dienſte der Griechen in ſich ſchloß und in ein Ganzes vereinigte, in Hellas eingetreten. Und niemals wäre ein Fürſt fähiger geweſen, dieſe Gedanken in ſich aufzunehmen, als Alexander. Sie entſprachen dem Selbſtgefühl und der Tradition ſeiner Familie. Sein Stolz war, daß er nicht allein von Herakles abſtammte, der infolge ſeiner Handlungen unter die Götter aufgenommen war, ſondern auch von den Äaciden, deren Ruhm, in den homeriſchen Gedichten begründet, jedermann vor Augen ſtand. Er glaubte berufen zu ſein, die Heroen des trojaniſchen Krieges fortzuſetzen und den Kampf auszufechten, der zwiſchen Europa und Aſien auch nach der Auffaſſung des älteſten Hiſtorikers von jeher vorgewaltet hat.

In Alexander ſchlug zugleich eine poetiſche und religiöſe Ader, die aus dem Heroendienſte und der durch die Poeten national gewordenen Sage entſprang. Für ihn waren die homeriſchen Gedichte gleichſam eine Urkunde, von der er ſein Recht herleitete. An dem Götterglauben hielt er mit einer Art von Inbrunſt feſt. Man hat das wohl daher geleitet, daß ſeine Mutter Olympias, an die er ſich in ſeiner Jugend mit um ſo größerer Hingebung anſchloß, da ſie von dem Vater Unrecht erlitt, in die ſamothrakiſchen Myſterien eingeweiht geweſen ſei. Aber zugleich war er der Schüler des Ariſtoteles, der, wie angedeutet, den Aſiaten wünſchte, von der perſiſchen Herrſchaft frei zu werden, um ihrer eigenen Ausbildung willen. In Alexander verband ſich der Schwung der Phantaſie mit den helleniſchen Ideen überhaupt. Indem er die Griechen zwang, ihm Folge zu leiſten, hatte er doch auch den Gedanken, ihren Krieg mit den Perſern aufzunehmen und durchzufechten, dadurch aber ihrer Kultur weitere Bahn zu machen. Alexander iſt einer der wenigen Menſchen, in denen ſich die Biographie mit der Weltgeſchichte durchdringt. Seine Impulſe gelten der Ausführung eines vor Jahrhunderten begonnenen Kampfes, auf welchem dann der Fortgang der univerſalen Entwickelung der Menſchheit beruht.

Indem ſich Alexander zu dieſem großen Unternehmen in Bewegung ſetzte, verſäumte er nicht, einen anſehnlichen Teil ſeines Kriegsheeres zur Behauptung der Herrſchaft über Macedonien und Griechenland unter Antipater zurückzulaſſen. Bei den Fußvölkern, die nach Aſien folgten, waren ebenſoviele Bundesgenoſſen und griechiſche Mietsvölker als Macedonier und überdies Odryſen, Triballer, Illyrier und agrianiſche Bogenſchützen. Zu Pferde folgten ihm ebenſo viele theſſaliſche Reiter als macedoniſche, überdies aber auch eigentlich helleniſche, thraciſche und päoniſche. Alle ſtanden unter bewährten, kriegsgeübten Führern, die ſich ihm ſchon bei den letzten Unternehmungen angeſchloſſen hatten und die nun in ihm, der ſich ja ebenfalls im

Felde bewährt hatte, freudig ihren Kriegsherrn anerkannten, nicht gerade alle ihren geborenen König. Daß er ein ſolcher war, wurde keinen Augenblick vergeſſen. Griechiſche Kolonien ſtanden ihm nicht wie einſt ſeinem Vater im Wege. Ohne Widerſtand ging er, wie einſt Xerxes, aber in umgekehrter Richtung, über den Hellespont auf wohlgerüſteten Triremen mit einer nicht eben großen, aber vollkommen geſchulten Landmacht von etwa 35000 Mann, nochmals belebt von den Ideen, die den homeriſchen Gedichten zu Grunde liegen. Wir finden auch hierüber eine doppelte Überlieferung. Nach der einen, welche Arrian annimmt, hat er gleich nach ſeiner Ankunft an dem Grabe des Proteſilaus ein Opfer dargebracht: der war nach dem homeriſchen Gedicht der erſte, welcher das Land betreten hatte und dann umgekommen war; der Sinn des Opfers ging dahin, daß Alexander, indem er jetzt an das Land ſtieg, doch von dem Schickſal deſſen, den er nachahmte, bewahrt bleiben möge. Die andere bei Diodor enthält: Alexander habe bei der erſten Annäherung der Schiffe an das troiſche Geſtade ſeinen Speer nach dem Lande geworfen, der in das Erdreich eingedrungen ſei; dann ſprang er ſelbſt an das Land mit den Worten: er nehme es zum guten Zeichen, daß Aſien ſeinen Waffen beſchieden ſei. Die Anknüpfung an die homeriſchen Zeiten iſt unleugbar. Schon bei Ageſilaus war eine ſolche zum Vorſchein gekommen; was dieſem mißlungen, unternahm jetzt der König der Macedonier in vollſtem Umfange und größtem Stil. Das Heer ſammelte ſich bei Arisbe und rückte, nicht ohne in einigen Plätzen Beſatzungen zurückzulaſſen, gegen die Perſer an, die ſich jenſeit des Granikus vereinigten.

Wir vernehmen, daß zwiſchen den in Kleinaſien anweſenden Perſern, meiſtens Verwandten und Freunden des Königs, und Memnon nicht eben ein gutes Verſtändnis über die Art und Weiſe der Kriegführung obgewaltet habe. Und nichts wäre begreiflicher, da die Perſer der neuen Regierung angehörten und die Macht eines Anführers der griechiſchen Mietstruppen, welche die ihre paralyſierte, nur ungern ſehen konnten. Memnon, ſo erzählt man, gab den Rat, einen entſcheidenden Kampf zu verſchieben und die benachbarten Landſtriche zu verwüſten, um den Macedoniern den Lebensunterhalt zu erſchweren oder abzuſchneiden. Memnon hatte ſelbſt eine Zeit lang am macedoniſchen Hofe gelebt und die Stärke der macedoniſchen Bewaffnung kennen gelernt, zugleich auch das Verhältnis derſelben zu den Griechen. Sein Gedanke war, daß der Krieg mit Alexander ebenſo geführt werden müſſe, wie einſt gegen die Übermacht der Athener und die Unternehmungen des Ageſilaus, nämlich in Griechenland ſelbſt, wozu die Marine der Perſer, mit der ſich die macedoniſche nicht meſſen konnte, die beſte Gelegenheit gab. Von alledem aber wollten die Perſer nichts hören; ſie wollten den fremden Fürſten keinen Augenblick in dem Gebiete dulden, das dem Großkönige ſchon ſo lange unterworfen war; ſie haben wohl geſagt, dem Könige Alexander dürfe man auch nicht ein Dorf preisgeben. Sie waren unerſchütterlich darin und beſchloſſen, ſich dem Könige an den ſteilen Ufern des Granikus entgegenzuſtellen.

Gleich bei dem Übergang über dieſen Fluß entwickelte Alexander die ganze Überlegenheit ſeiner Kriegskunſt. Die Perſer hatten gemeint, er werde denſelben mit ſeinen Kolonnen zu paſſieren ſuchen, wobei ihnen dann das Gewäſſer und der ſumpfige Boden Gelegenheit geben würden, ſeine Schlachtordnung zu brechen. Aber Alexander ordnete ſeine Kolonnen zu einer großen Schlachtlinie an dem Ufer. Er verſtand es alsdann, aus Reiterei und Fußvolk kleinere Heeresabteilungen zu bilden, denen es gelang, vereinigt durch den Fluß gehend, das jenſeitige Ufer zu erreichen. Bei dem Anſteigen auf den ſteilen Uferrand kam es zum Gefecht, in welchem die Perſer mit ihren Lanzen, die ſie ſchleuderten, zwar eine Wirkung hervorbrachten, aber keine entſcheidende, während die Macedonier mit einer aus geeignetem Holze gearbeiteten Stoßlanze unwiderſtehlich vordrangen, unmittelbar unter den Augen ihres Königs.

Sowie man das andere Ufer erreicht hatte, entſpann ſich ein neuer Kampf zwiſchen den perſiſchen und den macedoniſchen Reitern, bei dem der König ſelbſt das beſte that. Man legte in jener Zeit viel Wert auf Entſcheidung durch Zweikämpfe der Führer, wie denn infolge eines ſolchen Darius Codomannus zum Thron emporgeſtiegen war. Hier ſprengte der Schwiegerſohn des Darius an der Spitze einer keilförmig geordneten Schar auf Alexander los; Alexander begegnete ihm aufs tapferſte und warf ihn vom Pferde; einen anderen vornehmen Perſer warf Alexander ebenfalls mit ſeiner Stoßlanze vom Pferde. Einem dritten, der auf den König losſtürzte und ſchon ſein Schwert über ihn ſchwang, hieb ein perſönlicher Freund des Königs, Klitus, in dem rechten Moment die Hand ab. So erzählt der glaubwürdige Autor, dem Arrian folgt. Genug: die perſiſche Reiterei verlor an dieſer Stelle das Präſtigium, das ſie bisher behauptet hatte. Eigentlichen Widerſtand fand Alexander nur bei den griechiſchen Mietsvölkern; dieſen aber brach er.

Der erfochtene Sieg übte ſogleich eine entſcheidende Wirkung auf das Land aus. Der perſiſche Befehlshaber und die angeſehenſten Bürger zu Sardes vereinigten ſich bei Annäherung Alexanders, um beides zu überliefern, Stadt und Burg. Er wandte ſich dann gegen Milet. Zugleich zu Lande und zur See bedrängt, wurden die Einwohner von Milet und die Fremden inne, daß ſie ſich nicht behaupten konnten. Die Einwohner überlieferten ſich und wurden mit Freuden angenommen. Der Widerſtand, den die übrigen verſuchten, führte nur zu ihrem Verderben. Der große Kampf verſetzte ſich jetzt nach Halikarnaß; denn dahin hatte ſich die ganze noch ſtreitfähige Macht unter Memnon geworfen, der, indem er Weib und Kind dem perſiſchen Könige als Geiſeln überließ, jeder Art von Mißtrauen und Eiferſucht die Spitze abbrach und die Verteidigung leitete. Wir beſitzen zwei Schilderungen der Belagerung, die eine aus dem griechiſch-macedoniſchen Lager, die andere aus den perſiſch-griechiſchen Kreiſen, beide glaubwürdig und, obwohl von verſchiedenen Parteien ſtammend, doch eigentlich unparteiiſch. Man erkennt aus ihnen, daß mit der Gewalt des Angriffs, der hier mit den in Griechenland ausgebildeten Sturmböcken und Minen durch die tapferſten und geübteſten Truppen ausgeführt wurde, der Mut und die Geſchicklichkeit der Abwehr wetteiferte, die beſonders in den auf den Mauern aufgerichteten Wurfmaſchinen beruhte. Die Verteidiger verſuchten mancherlei Ausfälle, bei denen es ihnen gelang, die hölzernen Belagerungswerkzeuge ihrer Gegner in Brand zu ſtecken. In der Stadt waren auch einige Athener von der Partei, welche jede Abkunft mit Alexander verwarf; einer derſelben, Ephialtes, der mit gewaltiger Körperkraft große Entſchloſſenheit verband, erwarb ſich viel Anſehen in der Stadt. Alexander hatte auf Waffenſtillſtand angetragen, um ſeine vor den Mauern gefallenen Leute beſtatten zu können. Memnon gewährte dies in Widerſpruch mit Ephialtes, der nichts davon hören wollte. Aber wenn Ephialtes nun den Rat gab, durch einen neuen, großen, mit aller Kraft unternommenen Ausfall die Sache zur Entſcheidung zu bringen, ſo nahm Memnon das an. Es gelang dabei wirklich, die beſten Belagerungswerkzeuge zu verbrennen, und in dem Kampfe, der ſich darauf entſpann, trat ein Augenblick ein, in dem die Belagerten den Sieg zu erringen hoffen konnten. Als aber Alexander mit ſeinen beſten Truppen in das Scharmützel eingriff, wurden ſie doch geſchlagen. Ephialtes ſelbſt kam dabei um; die Macedonier würden mit den Flüchtigen in die Thore gedrungen ſein, hätte Alexander nicht ſelbſt den Rückzug befohlen. Der Vorteil, den er errungen hatte, war ohnehin entſcheidend. Die Belagerten hatten ſo große Verluſte erlitten, daß ſie unter Memnons Teilnahme ſelbſt den Beſchluß faßten, die Stadt aufzugeben. Sie ſchafften den größten Teil der Einwohner auf eine benachbarte Inſel und beſetzten nur die Akropolis von Halikarnaß mit einer ſtreitfähigen Truppenſchar. Alexander gelangte in den Beſitz der Stadt, die er zerſtörte. Mit der Belagerung der Burg aber dachte er ſich nicht aufzuhalten. Er war nun Meiſter der Küſten geworden und hatte die griechiſchen Städte von den Perſern wirklich befreit. Er ſprach ſie von den bisherigen Tributen frei und erlaubte ihnen, nach ihren eigenen Geſetzen zu leben. Er hatte nichts dagegen, daß die Oligarchie allenthalben abgeſchafft und die Demokratie hergeſtellt wurde.

In Epheſus ward der Ertrag des bisherigen Tributs dem vornehmſten, wenigſtens jetzt unbedingt helleniſchen Heiligtum der Artemis gewidmet. Den Gedanken, der Vertreter der griechiſchen Nationalität zu ſein, hielt Alexander mit prunkvoller Abſichtlichkeit feſt, wie er denn aus der Beute vom Granikus dreihundert perſiſche Rüſtungen als Weihgeſchenk für die Pallas nach Athen geſchickt hat mit der Inſchrift: „Alexander und die Griechen, ausgenommen die Lacedämonier, von den aſiatiſchen Barbaren.“

Aber auch als Befreier der eingeborenen Bevölkerung wollte er erſcheinen. Den Lydiern vergönnte er, nach ihren alten Geſetzen zu leben. Sardes wurde jetzt zum drittenmal eingenommen. Zum Zeichen, zu welchem Syſtem es fortan gehören ſolle, gründete Alexander an der Stelle, wo die alte Königsburg geſtanden, einen Tempel des olympiſchen Zeus. Der kariſchen Fürſtin Ada, die ſich unter ſeine Protektion ſtellte und ihn als Sohn annahm, ließ er eine Schar von Macedoniern zurück, um ſie zu ſchützen. Der lyciſche Städtebund huldigte ihm. Von den Einwohnern von Phaſelis wurde er, als er in ihre Nähe kam, mit einem goldenen Kranz begrüßt; er eroberte ihnen dafür einen feſten Platz, den die räuberiſchen Piſidier in ihren Grenzen errichtet hatten. Dieſen, die von den Perſern niemals unterworfen worden waren, entriß er ihre feſten Päſſe; mitten durch ihr Land nahm er ſeinen Weg nach dem feſten Gordium, wo er mit Parmenio, der indeſſen Phrygien durchzogen hatte, zuſammentraf. Eigentlichen Widerſtand hatte weder der eine noch der andere in dem inneren Kleinaſien gefunden. Gordium war für ſie wichtig, weil ſich von da eine Verbindung mit dem Hellespont und mit Macedonien ſelbſt darbot.

Indeſſen aber war Memnon, in aller Form von dem perſiſchen Hofe mit dem Oberbefehl betraut und mit den erforderlichen Geldmitteln ausgerüſtet, zur Ausführung ſeines urſprünglichen Gedankens, dem macedoniſchen Könige Widerſtand in ſeinem Rücken in Hellas ſelbſt zu erwecken, geſchritten. Er brachte eine Flotte von dreihundert Segeln in See, die er mit Mietstruppen bemannte, ſo daß er bei der erſten Annäherung Chios eroberte, hierauf auch Lesbos, ſelbſt Mitylene mit großer Anſtrengung, worauf die cykladiſchen Inſeln ihn durch ihre Geſandten begrüßten. Bei den Verträgen, die man ſchloß, iſt des Antalcidiſchen Friedens nochmals gedacht worden. Man meinte, die Flotte werde in kurzem in Euböa ſein, ſo daß ſich bereits allenthalben die perſiſchen Geſinnungen wieder regten, namentlich auch in Lacedämon. Man erwartete noch einen neuen und allgemeinen Umſchlag. Damit ſtand es in Zuſammenhang, wenn nun auch der Perſerkönig mit aller Macht ſich rüſtete, um dem Feinde, der gewaltiger herandrang, als je ein anderer, zu begegnen. Der König war ſelbſt ganz von der Geſinnung durchdrungen, welche ſeine nächſten Verwandten und Freunde bei der Ankunft Alexanders kundgegeben hatten; er wollte, wie er ſagte, die räuberiſche Schar — ſo bezeichnete er Alexander und ſeine Truppen — nicht länger in den Grenzen ſeines Reiches dulden; er wollte Phönizien, auf dem ſeine Seemacht beruhte — denn hauptſächlich aus Phöniziern wurde ſie gebildet —, nicht in die Gewalt des Feindes geraten laſſen. Seine Feldherren waren am Granikus geſchlagen worden; er ſtellte einen großen Teil der Macht ſeines Reiches auf, von der er nicht zweifelte, ſie würde die ſchon viel weiter vorgedrungenen Feinde bezwingen und vernichten. Daß es ihm gelingen werde, davon war man auch in Griechenland überzeugt; man ſagte in Athen: Darius werde die Macedonier zertreten. Darius meinte, Alexander zu jagen, gleichwie man ein Wild jagt. Und wirklich gelang es ihm, die Päſſe am Amanus, durch welche Alexander ſoeben gezogen, in deſſen Rücken einzunehmen, um ſie nun ſeinerſeits zu beſetzen. Aber damit rief er in den Macedoniern, die ſich jetzt gefährdet ſahen, den gewohnten Schlachteifer in verdoppelter Stärke hervor. Alexander zögerte keinen Augenblick, Kehrt zu machen und den perſiſchen König ebenda anzugreifen, wo dieſer ihn einzuſchließen gedachte. Am Fluſſe Pinarus, der von den nahen Bergen nach der See herabſtrömte, trafen die Heere zuſammen. Es bildete für die Macedonier kein Hindernis, daß Darius hinter dem Fluſſe eine feſte Poſition genommen hatte, welche durch zwei abgeſonderte Truppenteile, von denen der eine die nahen Höhen einnahm, der andere die Küſten des Meeres beſetzt hielt, unterſtützt wurde. An drei Stellen kam es zum Gefecht. Entſcheidend wurde, daß der Fluß den König von Perſien nicht deckte; die Reiterei der Macedonier nicht allein, ſondern auch ihr Fußvolk paſſierte den Pinarus, wie dort den Granikus. Der vornehmſte Moment der Schlacht lag in dem Zuſammentreffen der macedoniſchen Phalanx, die den Fluß durchſchritt, und der griechiſchen Mietsvölker, die ſich ihr hiebei entgegenſtellten. Zwiſchen beiden entſpann ſich ein mörderiſcher Kampf, in welchem die Macedonier bereits in Nachteil gerieten, als Alexander herbeieilte und durch eine raſche Schwenkung ſeiner Infanterie gegen die Mietsvölker den Sieg entſchied. Es war alſo nicht ſo ſehr ein Kampf zwiſchen den Nationalperſern und Nationalmacedoniern, als zwiſchen der griechiſch geſchulten macedoniſchen Kriegsmacht und den Hülfsvölkern, welche den Perſern aus Griechenland zugezogen waren. Inſofern wiederholten ſich bei Iſſus die früheren Ereigniſſe nochmals. Die bisherigen Siege wurden dadurch beſtätigt und vollendet. Was aber der Schlacht eine über das Vorangegangene hinausreichende Bedeutung gab, war die Anweſenheit des Großkönigs, der jetzt ſelbſt eine Niederlage erlitten hatte.

Der perſönlich tapfere Darius ſah ſich genötigt, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen; zuerſt blieb er in ſeinem Wagen, ſoweit es möglich war; aber in dem Engpaß, durch welchen der Weg führte, beſtieg er ein Pferd und ritt davon. Was den Macedoniern hatte verderblich werden ſollen, die beſchränkte gebirgige Lokalität, wurde es nun in doppeltem Maße für die Perſer: ſie erlitten einen ungeheuren Verluſt. Welchen Eindruck mußte es auf Alexander machen, als er mit dem Wagen den Schild, Bogen und Mantel des Darius, die derſelbe in der Eile zurückgelaſſen hatte, erbeutete! Er hatte nicht allein Vorderaſien erobert, ſondern über den Großkönig ſelbſt einen entſcheidenden Sieg davongetragen. Seine ganze Stellung wurde eine andere. In dem Lager fielen die Mutter, Gemahlin und die Kinder des Darius, die demſelben in einen Kampf, von dem ſie nicht anders als einen glorreichen Ausgang erwartet hatten, gefolgt waren, in ſeine Gewalt. Er begegnete ihnen mit der Rückſicht, die er immer dem Königtum, das er ja ſelbſt bekleidete, bewieſen hat, mit Schonung und Großmut.

Wie die Schlacht am Granikus Vorderaſien, ſo eröffnete die Schlacht bei Iſſus dem ſiegenden Alexander den Weg nach dem inneren Perſien. Ein großer Strateg unſeres Jahrhunderts hat Alexander gerühmt, daß er es vorzog, vor allen Dingen Phönizien und Ägypten zu unterwerfen und ſich dadurch eine Baſis für weitere Operationen zu verſchaffen. Ob das eine perſönliche, auf ſtrategiſcher Berechnung beruhende Entſchließung geweſen iſt, laſſen wir dahingeſtellt; es war auch ohnedies durch die Lage der Dinge und die vornehmſten Intentionen des Unternehmens geboten. Noch immer beherrſchte die feindliche Flotte das Meer, ſie machte ſoeben einen Verſuch auf Griechenland ſelbſt; dem vor allem mußte Einhalt gethan werden. Aber die macedoniſch-griechiſche Seemacht war bei weitem zu ſchwach dazu. Schon bei der Beſitznahme der kleinaſiatiſchen Küſten hatte ſich herausgeſtellt, welche kaum zu überwindende Schwierigkeit in dieſem Verhältniſſe lag. Man hat mancherlei Erzählungen davon, wie darüber Rat gepflogen worden, bis Alexander durch ein ihm bei Lade zu Teil gewordenes Vorzeichen zu einer allgemeinen Entſcheidung bewogen worden ſei. Dieſe beſtand darin, daß er die Herrſchaft zur See durch die Beſitznahme des Landes und der Seeplätze an ſich zu bringen den Gedanken faßte; in der Landmacht beſtand ſeine Stärke. Was das bedeutete, und wie es ins Werk geſetzt werden könne, das ſollte ſich nunmehr erſt zeigen. Die perſiſche Seemacht war eben die phöniziſche, und der nächſte Erfolg der Schlacht von Iſſus lag darin, daß Phönizien von der Landſeite her angegriffen werden konnte. Alles kam nochmals auf Tyrus an, wo man ſich in fortdauerndem Zuſammenhang mit Karthago erhielt, ſo daß durch dieſe beiden Marinen, auf deren Seite jetzt auch ein Teil der griechiſchen war, die macedoniſche in ein beſchränktes Gebiet zurückgedrängt wurde. Ein wichtiges Ereignis war es nun, daß dem Könige infolge ſeiner Übermacht der größte Teil der phöniziſchen Städte in die Hände fiel. Aber Tyrus, die mächtigſte von allen, mußte er mit Gewalt bezwingen. Der Eintritt in die Inſelſtadt wurde ihm verſagt. Der Verſuch Alexanders, durch einen in der Meerenge aufgeſchütteten Damm Inſel-Tyrus zu erreichen, wurde durch die Geſchicklichkeit der tyriſchen Dreiruderer und herbeigeführte Brander unausführbar. Alexander konnte die Phönizier nur durch Phönizier und deren Bundesgenoſſen bezwingen. Auch dazu bahnte ihm der erfochtene Sieg den Weg.

Die Cyprier, durch denſelben erſchreckt und für ſich ſelbſt beſorgt, gingen zu ihm über, die Fürſten der von ihm eingenommenen phöniziſchen Städte verließen die perſiſche Flotte und ſtellten ihm ihre Fahrzeuge zur Verfügung. Nach einiger Zeit konnte er vor Tyrus ſelbſt mit einer überlegenen Marine erſcheinen, ſo daß er die Inſelſtadt nun auch von der See her mit unaufhörlichen Angriffen bedrängte. Es wäre wohl der Mühe wert, vom Standpunkte kriegsmänniſcher Wiſſenſchaft die Veranſtaltungen, die zum Angriff, und die Vorkehrungen, die zur Abwehr gemacht wurden, nach den beiden Autoren, von denen der eine, Arrian, die erſten, der andere, Diodor, die zweiten beſchreibt, näher zu erörtern. Wir ſuchen nur zu einer hiſtoriſchen Geſamtanſchauung zu gelangen. Die Tyrier wehrten ſich mit Heldenmut und Verſtand; aber ſie legten dabei auch eine volkstümliche und ſuperſtitiöſe Grauſamkeit an den Tag, wie eine ſolche auch in früheren Jahrhunderten bei anderen Semiten erſchienen iſt. Sie haben die Macedonier, die ihnen in die Hände fielen, auf den Mauern dem Moloch zum Opfer geſchlachtet und die Leichen in das Meer geworfen. Eben hierdurch wurden die Macedonier zu wütender Rachbegier entflammt. Alexander trat zugleich als oberſter Anführer ſowohl bei der Flotte, wie bei den Belagerungsmannſchaften auf. Er iſt ſelbſt auf der Sturmbrücke erſchienen, die von den Umwallungen auf die Mauern von Tyrus gelegt wurde. Überall war er gegenwärtig und mit einſichtsvollem Gebot wirkſam.

Endlich ward Tyrus von der Seeſeite her erſtürmt; wir werden verſichert, Alexander habe von den Gefangenen die jungen waffenfähigen Leute, an Zahl zweitauſend, aufhängen, man hat verſtanden, ans Kreuz ſchlagen laſſen. Arrian ſchweigt von dieſer gräßlichen Exekution. Und gewiß hat er in den Berichten, die ihm vorlagen, nichts davon gefunden; aber er erzählt, 30 000 Gefangene ſeien in die Sklaverei verkauft worden; den Obrigkeiten ſamt dem Könige, ſowie den aus Karthago eingetroffenen Geſandten, die ſich in das Heiligtum des Herakles geflüchtet hatten, ließ der König Gnade angedeihen. Die Tyrier hatten ihm den Eintritt in das Heiligtum verſagt; jetzt brachte er dem Herakles, der nun nicht mehr bloß als der tyriſche, ſondern als der griechiſche angeſehen wurde, ein feierliches Opfer. Die Macht zu Lande und zur See erſchien in ihrem vollen Glanze, um dem Gotte ein Feſt zu feiern, das mit gymnaſtiſchen Spielen, nicht ohne Fackeln, begangen wurde. Alexander hatte mit der Stadt auch die Seemacht derſelben, gleichſam ihren Gott überwunden.

Der Werkzeuge, die er vor Tyrus gebraucht hatte, bediente er ſich auch, um das hoch berühmte alte Gaza zu belagern. Es wurde zuletzt mit ſtürmender Hand erobert. Die Einwohner wehrten ſich, jeder an der Stelle, die er eingenommen, bis aufs äußerſte; ſo kamen ſie um; ihre Weiber und Kinder wurden zu Sklaven gemacht, der Ort aber aus den benachbarten Stämmen wieder bevölkert; Alexander wollte ſich desſelben zu einem Waffenplatze bedienen. Schon traf er dort mit den Arabern zuſammen.

Von dieſen Stürmen, welche die alten Freunde und Feinde der Hebräer betrafen, konnte nun auch das wiederhergeſtellte Jeruſalem nicht unberührt bleiben. Wir haben darüber nur eine ſpätere, allerdings levitiſch gefärbte und mit fabelhaften Zügen verſetzte Erzählung, die jedoch für die Situation bezeichnend iſt und deshalb Berückſichtigung verdient. Jeruſalem lag ſoeben mit dem perſiſchen Satrapen von Samaria in lebhaftem Hader, indem der letztere, die von den Anſiedlern angeſtrebte unvermiſchte Reinheit des Stammes nicht achtend, ein neues Heiligtum auf Garizim errichten wollte. Dem Syſtem Alexanders, denen, die ſich unterwerfen, Gnade angedeihen zu laſſen, entſpricht es nun ganz, wenn er Jeruſalem verſchonte und den Juden vergönnte, wie den Griechen in Jonien, nach ihren althergebrachten Geſetzen zu leben. Genug, Alexander war auch von Paläſtina anerkannter Gebieter, als er nun nach Ägypten aufbrach.

Früher hatte noch jede, aus dieſen Regionen in das Nilland vordringende

Macht eine neue Unterdrückung mit ſich gebracht; Alexander kam, um es zu befreien. Mit einem Teil der perſiſch-griechiſchen Truppen, der bei Iſſus entkommen war, hatte ſich Amyntas, ein abgefallener Macedonier, nachdem er noch vor den letzten Ereigniſſen aus Cypern und Phönizien gewichen war, nach der ägyptiſchen Küſte begeben und ſich dort als der Nachfolger des bei Iſſus gefallenen Satrapen geltend zu machen verſucht; er fand aber bei den Eingeborenen einen Widerſtand, dem er nach einem kurzen Kampf mit allen ſeinen Leuten erlag. Wir kennen die Regungen der Unabhängigkeit des alten Ägypterlandes, die im Laufe der Zeit das Regiment der Perſer mehr als einmal erſchütterten; es war zuletzt nur durch griechiſche Mietstruppen in perſiſchem Sold zur Unterwerfung gezwungen worden. Daß nun ein König, dem beide, Perſer und Mietsvölker, unterlegen waren, in Ägypten eindrang, konnte den einheimiſchen Machthabern nicht anders als erwünſcht ſein. Alles unterwarf ſich ihm, als er von Peluſium her nach Memphis vordrang. Weit entfernt, die Religion der Ägypter zu verletzen, belebte er ihren Götzendienſt mit einem Anhauch von griechiſchem Weſen; er beging die Feſte mit gymnaſtiſchen Übungen und Spielen im Dienſte der Muſen. In der Ausübung der höchſten Gewalt im Lande begriffen, kehrte er an die Küſte zurück, wo der Befehlshaber ſeiner Flotte im Ägäiſchen Meere, Hegelochus, bei ihm anlangte, der ihm meldete, daß Tenedos und Chios, die Memnon abwendig gemacht hatte, nach deſſen Tode, der vor Mitylene erfolgte, wieder eingenommen worden ſeien unter der Mitwirkung der dortigen Bevölkerung, ebenſo Lesbos durch Vertrag, endlich auch Kos auf eine Einladung der Einwohner. Einige der vertriebenen Gewaltherrſcher brachte Hegelochus mit ſich, von denen Alexander den vornehmſten nach Elephantine ſchickte.

In dem Augenblicke, daß Alexander Herr von Ägypten war, konnte er ſich auch als Meiſter des Ägäiſchen Meeres, des öſtlichen Beckens des Mittelmeeres überhaupt, betrachten. Dem glücklichen Zuſammentreffen dieſer Ereigniſſe gab nun der König gleichſam einen Ausdruck durch die Errichtung einer neuen Stadt, deren Umfang er ſelbſt abgeſteckt haben ſoll, eben an der geeignetſten Stelle, auf urſprünglich libyſchem Boden. Ein Baumeiſter, der vor kurzem den Tempel der Diana in Epheſus wiederhergeſtellt hatte, des Namens Dinokrates, ein Mann von umfaſſenden Ideen und techniſcher Fertigkeit, ſtand ihm hiebei zur Seite. Nach dem Piräeus von Athen die erſte, abſichtlich für den Weltverkehr eingerichtete Hafenſtadt; ſie hatte rechtwinklig ſich ſchneidende Straßen, von denen die vornehmſten doppelt ſo breit waren als die kleineren. Alexander gab ihr ſeinen Namen. Sie war ſo recht zum Mittelpunkt ſeiner bisherigen Eroberungen geeignet; ſie ſchloß gleichſam die Vollendung alles deſſen ein, was bisher in den Kämpfen zwiſchen Ägypten, Phönizien, Kleinaſien, Griechenland angeſtrebt worden war. An die Stelle der Abhängigkeit von den mächtigen aſiatiſchen Potenzen trat nun der vereinigte macedoniſch-griechiſche Einfluß. Und faſt hätte man der Meinung ſein können, es ſei nun genug geſchehen. Man hat gemeint, Alexander hätte ſich darauf beſchränken ſollen, die eroberten Gebiete zu Einem großen Reiche zu konſolidieren.

Wäre das nur möglich geweſen, könnten ſich nur Ehrgeiz und Thatkraft beſtimmte Grenzen ziehen. Aber überdies: die Verbindung zwiſchen Perſien und dieſen Landſchaften hatte ſchon beinahe zwei Jahrhunderte beſtanden und allen Gegenbeſtrebungen zum Trotz auch ihrerſeits Wurzeln geſchlagen; und das perſiſche Reich, wenngleich in dieſem Augenblick überwunden, war doch bei weitem nicht niedergeworfen; der König, der ſich als Herrn der Welt betrachtete, hätte dieſen ſeinen Anſpruch verleugnen müſſen, wenn er ſo reiche und ausgedehnte Landſchaften hätte aufgeben wollen.

Eine Beziehung auf dieſe Frage hatte der Beſuch, den Alexander dem Heiligtum des Amon-Ra auf der Oaſe Siwah machte. Die Oaſe war eine uralte Station für den Handelsverkehr durch die Wüſte; da war das Heiligtum gegründet worden, deſſen Orakelſprüche für untrüglich galten; es erfreute ſich des Vorzuges, nie in die Hände der Perſer geraten zu ſein, was ihm eine größere Unabhängigkeit gewährte, als ſie damals das branchidiſche und ſelbſt das delphiſche Orakel beſaß. Schon Cimon hatte ſich bei dem letzten ernſtlichen Unternehmen, mit dem er umging, an den Gott Ammon gewendet, der ihm aber nur eine Antwort gab, welche auf ſeinen baldigen Tod deutete. Ein großer Teil der Unternehmungen, welche Cimon im Sinne hatte, war nun durch Alexander vollbracht, als er ſich ſelbſt zum Orakel begab. Die Sage läßt ihn die Schwierigkeiten, die er dabei fand, nur unter Führung vorausfliegender Raben oder erſcheinender Drachen vollenden, wie ſie denn hier beſonders reich ausgeſtattet iſt. Nach der einfachſten und zugleich in ſich bedeutendſten Tradition, welche bei Diodor vorliegt, begrüßte ihn der Oberprieſter, der zugleich eine fürſtliche Autorität beſaß, bei ſeiner Ankunft im Namen des Gottes als deſſen Sohn. Alexander nannte ihn Vater; er ſagte, er werde ſich für immer als Sohn des Ammon betrachten, wenn dieſer ihm die Herrſchaft der Welt gewähre. Die Prieſter begaben ſich in das Heiligtum, wo der Gott nach dem gebräuchlichen Ritus um ſeine Entſcheidung angegangen wurde, und der Oberprieſter kam mit der Antwort zurück, daß der Gott ihm ſeine Forderung gewähre und ihn dieſer Gewährung feſt verſichere. Was das im damaligen Augenblick zu bedeuten hatte, iſt unzweifelhaft; denn der Großkönig der Perſer, welchen Alexander bekämpfte, pflegte ſich in ſeinen Ausſchreiben als Herrn aller Menſchen auf Erden vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne zu bezeichnen. Dieſem Anſpruch, der auf der Lehre Auramazdas beruhte, ſetzte ſich nun die Verheißung des ägyptiſchen Amon-Ra entgegen. Die Sohnſchaft, die der Gott dem Könige antrug, hatte ſchon dadurch hohen Wert, daß Alexander als Nachfolger der Pharaonen betrachtet wurde, die immer in einem ähnlichen Verhältnis zur Gottheit gedacht worden waren. Allein zu noch höherer Bedeutung gelangte ſie dadurch, daß der Übergang der allgemeinen Herrſchaft auf Alexander demſelben verheißen wurde; die Erzählung faßt das wie eine Art von Vertrag zwiſchen ihm und der

Gottheit auf. Die Prieſter ſagten ihm: der Beweis dafür, daß er der Sohn des Ammon ſei, werde in der Größe deſſen liegen, was er erreiche und durchführe; er ſolle für alle Zeit unbeſiegbar ſein und bleiben. In dem Orakelſpruch lag, man könnte ſagen, eine Allianz der griechiſchen Götter, welche die Zerſtörung ihrer Heiligtümer an den Perſern rächen wollten, und des ägyptiſchen Amon-Ra, der jetzt wieder in ſeiner alten Unabhängigkeit und Machtfülle erſchien.

Vom perſiſchen Hofe hatte Alexander annähernde Eröffnungen erhalten; er ſoll geantwortet haben, am Himmel könne es unmöglich zwei Sonnen geben; zwei herrſchende Autoritäten in dieſem Völkerkreiſe würden ſich unaufhörlich bekämpft haben.

Alſo mußte es nochmals zum Kampfe kommen. Alexander wendete ſich nun, wie einſt Necho, gegen den Euphrat, der ihm noch mehr zu ſchaffen machte, als der Widerſtand der Perſer. Aber nicht etwa gegen Babylon rückte er an, welches ihm, ſolange die perſiſche Macht nicht vollſtändig gebrochen war, den hartnäckigſten Widerſtand geleiſtet hätte, ſondern gegen dieſe ſelbſt. Er überſchritt ohne Kämpfe auch den Tigris, jenſeit deſſen Darius in einer Landſchaft, die immer für die Verbindung des öſtlichen mit dem weſtlichen Aſien von eminenter Wichtigkeit geweſen iſt, wo die großen Heerſtraßen einander begegnen, unfern von Ninive bei dem Flecken Gaugamela ſein Lager aufgeſchlagen hatte. Es iſt dieſelbe Region, in welcher einſt das aſſyriſche Reich entſprungen und zuletzt auch von den Medern überwunden worden iſt. Mit dem medo-perſiſchen Reiche traf nun hier die macedoniſch-griechiſche Macht zuſammen. Es giebt kein Zuſammentreffen der Weltkräfte von einer gleich charakteriſtiſchen Eigenart und größerer Bedeutung für die Geſchicke der Welt. In dem Lager des Darius waren die Kontingente der verſchiedenen Völkerſchaften von Oſten und Weſten vereinigt. Wir finden Kappadocier und Armenier, Cöleſyrier und Babylonier mit den verpflanzten Karern, die Reiterſtämme der Hyrkaner, Parther und Tapurer, die Meder mit den Kaduſiern und Arachoſiern, Baktrer und Sogdianer mit Bogenſchützen zu Pferde, die Anwohner des Perſiſchen Meerbuſens. Eine Abteilung von Indern war den Baktrern zugeteilt, die von Beſſus angeführt wurden. Wir erfahren, daß Darius die Waffen verbeſſert, die Sichelwagen neu in ſtand geſetzt und Sorge dafür getragen hatte, daß keine Mißverſtändniſſe unter den verſchiedene Sprachen redenden Völkerſchaften ausbrächen. Bei alledem war es doch eben nur ein Heer derſelben Art, wie es ſchon Xerxes nach Griechenland geführt hatte, und wiewohl an Zahl den Griechen von Chäronea unendlich überlegen, doch noch mehr, als dieſe, ein Konglomerat von Stämmen, keine Armee, wie ſie ſich Alexander gebildet hatte. Von Sieg zu Siege ſchreitend, war dieſe immer mehr zuſammengewachſen. Dadurch allein konnte es geſchehen, daß der linke Flügel der Macedonier, von den gegenüberſtehenden

Reitern in eine große Bedrängnis geſetzt, doch durch einen Angriff Alexanders auf eben dieſe gerettet wurde. Die Sichelwagen prallten an der Phalanx, die in der rechten Zeit eine feſte Stellung nahm, zurück. Der entſcheidende Kampf aber fiel auf dem rechten Flügel vor, den Alexander perſönlich befehligte und mit dem er ſich allen Berichten zufolge gegen Darius ſelbſt wendete. Man erzählt, in dem Momente dieſes Angriffs ſei der Wagenlenker des Darius getötet worden; das Volk, in der Meinung, daß dem Könige ſelbſt ein Unglück widerfahren ſei, habe den Mut verloren, ſich zur Flucht gewandt und auch den König in dieſe mit fortgeriſſen. Die perſönliche Teilnahme des Großkönigs hat alles in Ordnung gehalten; die Meinung, er ſei gefallen, löſte alles in wilde Verwirrung auf. Dieſe Kampfesart verſchiedener Völkerſchaften unter beſonderen Anführungen war der fortgeſchrittenen griechiſch-macedoniſchen Schlachtordnung gegenüber nicht mehr haltbar, ſo wenig wie das Reich, das ſich in ihr repräſentierte.

Erſt nach gewonnener Schlacht wendete ſich Alexander nach Babylon, wo er noch immer Widerſtand erwarten mußte, denn die Burg war von Perſern beſetzt, und einer der perſiſchen Heerführer hatte ſich von dem Schlachtfeld dahin zurückgezogen. Alexander rückte in voller Schlachtordnung, zum Kampfe gerüſtet, gegen Babylon vor, welches den Siegern im Felde noch immer die Eroberung ſchwer gemacht hatte. Aber es ging, wie nach der Schlacht bei Iſſus: die Perſer hatten die Zuverſicht zu ihrer Sache verloren und waren auch in ſich ſelbſt uneins. Der perſiſche Heerführer und der Befehlshaber in der Burg zeigten gleichſam einen Wetteifer, um dem Sieger ihre Huldigung darzubringen. Dem ſchloſſen ſich die Eingeborenen an. In einer Art feierlicher Prozeſſion wurde Alexander in die Stadt geleitet, wo er nun zu derſelben Handlung ſchritt, die ihm allenthalben am meiſten am Herzen lag: er ſtellte die lokale Religion wieder her. Die Heiligtümer, von denen man ihm ſagte, Xerxes habe ſie einſt bei ſeiner Rückkunft von Griechenland zerſtört, befahl er wieder aufzurichten; er that alles, was ihm die Chaldäer ſagten, die jedoch hier ſelbſt einen Vorteil verloren, der ihnen aus den Tempelgütern zugefloſſen war, die jetzt wieder den Heiligtümern zurückgegeben werden mußten. Alexander opferte im Tempel des Bel zu Babel. Von unbeſchreiblicher Wichtigkeit war es, daß die Metropole des Baaldienſtes, von welcher einer der großen Götterdienſte der Welt und zugleich eine mit demſelben verbundene Kultur nach dem Weſten hin ausgegangen war, mit dieſem durch das Übergewicht der occidentalen Macht wieder vereinigt wurde, ſo gut wie Ägypten.

Doch war dieſer Erfolg noch ſehr unſicher, ſolange die großen Kapitalen, welche das beherrſchende Centrum des Reiches ausmachten, noch in feindlichen Händen blieben. Zuerſt ergab ſich Suſa an einen der Unterfeldherren ohne Widerſtand; Alexander fand daſelbſt den Staatsſchatz des Großkönigs, gegen 50 000 Talente größtenteils ungeprägtes Gold und Silber. Er verwandte das Geld nach Art und Weiſe der Perſer unter anderem auch dazu, um den Lacedämoniern, die ihm im Peloponnes noch immer widerſtrebten, daſelbſt Feinde zu erwecken. Dann ging er, nicht ohne einige Schwierigkeiten jedoch, die ihm die Lokalität und die Unbotmäßigkeit der von den Perſern nie ganz unterworfenen Völkerſtämme entgegenſetzte, auf der alten Straße der Großkönige nach Perſepolis. Ob es wahr iſt, daß er auch von da die Einladung eines einheimiſchen Befehlshabers erhalten hatte? Darius war in die entlegenſten Landſchaften geflüchtet, und faſt ſcheint es, als habe man ſeine Niederlage als ein Gottesurteil betrachtet. Aber Schonung ließ ſich Alexander durch Annäherungen dieſer Art nicht abgewinnen. Es entſprach ganz dem Ideenkreiſe, in dem er lebte, daß er in die Stadt, in welcher ſich die Beute von aller Welt geſammelt, in deren Nähe ihm Gefangene griechiſcher Herkunft in erbarmungswürdiger Geſtalt entgegentraten, nun auch wieder nicht ohne Gewaltthaten, Ermordung der Einwohner, Plünderung der Häuſer einzog. Und leugnen möchte ich nicht, daß er in dieſem Sinne auch die Burg, die er anfangs zu ſchonen gedachte, im Rauſche eines dionyſiſchen Feſtes angezündet habe; denn er wollte nun einmal die griechiſchen Götter an den Perſern rächen. Die Prachtgemächer von Cedernholz, in denen die perſiſchen Könige nahe ihren Grabſtätten ſich aufzuhalten pflegten, gingen in lodernde Flammen auf. Man hat gleichſam eine Vollendung des Schickſals darin zu ſehen geglaubt, daß Thais von Athen — denn zu dem Dionyſosfeſte waren Sängerinnen und Tänzerinnen herbeibeſchieden worden — dem Könige zur Seite die Fackel vorantrug. Was die Perſer an der Akropolis von Athen gethan, ſollte an ihrer Königsburg gerächt werden.

An dies Ereignis, welches den Zug Alexanders gleichſam vollendete, knüpfte ſich nun aber auch die größte Schwierigkeit, die ihm in ſeinem Leben überhaupt entgegengetreten iſt. Altäre der Götter waren hier nicht umzuſtürzen, noch auch umgeſtürzte wiederherzuſtellen. Es gab kein Volk, welchem verlorene Heiligtümer hätten zurückgegeben werden können. Vielmehr geriet Alexander mit einer uralten, durch Jahrhunderte vererbten einheimiſchen Religion in Kontakt. Dieſe Religion fand eben in den Monumenten von Perſepolis ihren Ausdruck; ſie konnte aber dadurch nicht vernichtet werden, daß man dieſelben zerſtörte. Sie hatte eine politiſche Seite, die in der Natur des Reiches ſelbſt begründet war. Mit dieſer Religion nun mußte ſich Alexander in ein haltbares Verhältnis ſtellen. Indem er den Großkönig beſiegt und verjagt hatte, wurde er von denen, die ſich ihm unterwarfen, nun ſelbſt als Nachfolger in dieſem Königtum anerkannt. Die anbetende Verehrung, welche den die göttliche Autorität darſtellenden Königen dargebracht worden, wurde nun auf den Überwinder derſelben, Alexander ſelbſt, übertragen. In den Ideen, auf denen dieſe Verehrung beruhte, lag ein Moment, welches die Völker zuſammenhielt und die höchſte Gewalt befeſtigte. Sollte nun Alexander dieſe Verehrung zurückweiſen? Er würde damit die höchſte Gewalt, die ihm zugefallen war, geſchwächt, die Ausdehnung derſelben über die noch unbezwungenen Regionen unmöglich gemacht haben. Wenn er ſie aber, wie er es that, anerkannte, ſo kam er damit in Widerſpruch mit ſeinem eigenen bisherigen Verfahren.

Nachdem er alles das vernichtet hatte, was infolge der perſiſchen Herrſchaft in Religion und Staat feſtgeſetzt war, trat die Verſuchung und vielleicht die politiſche Notwendigkeit an ihn heran, ſich eben dieſen Begriffen hinzugeben.

Konnte er aber, ſo muß man fragen, zugleich den orientaliſchen Despotismus adoptieren und ein König des Occidents bleiben, konnte er zugleich Perſer und Grieche ſein?

In ſeiner unmittelbarſten Umgebung ſtießen dieſe Differenzen aufeinander. Ihm gefiel es, in der Tiara und der Tracht der perſiſchen Könige zu erſcheinen; aber ſeinen Macedoniern war es nicht genehm, die Perſer nachzuahmen, ebenſowenig den Griechen, die ihn begleiteten.

Die macedoniſchen Könige, obwohl von einer Herkunft, die ſie auf die Heroen zurückführten, hatten nie eigenmächtig, ſondern nach macedoniſchem Geſetz und Herkommen regiert. Das Heer, das ſich um König Philipp geſammelt hatte, beſaß doch eine gewiſſe innere Independenz, die ſich von dem Gewerbe der Waffen herſchrieb. So waren die Griechen dem jungen Alexander gefolgt; ſie hatten ſo große Verdienſte um ihn, wie er um ſie. Vielfach hat man ſich damals eines euripideiſchen Verſes erinnert, in welchem darüber geklagt wird, daß der Ruhm einer gelungenen Unternehmung den Führern zufalle, nicht den Truppen, die ſie vollbracht haben. Das gerade Gegenteil von dem Anſpruch, der hiemit ausgedrückt wurde, lag nun darin, daß jetzt die Diener des Königs ihm mit eben ſolchen Huldigungen nahten, wie ſie die Griechen nur den Göttern darzubringen pflegten. War das nun doch nicht eben die Autorität, mit der man in einem jahrhundertelangen Kriege gerungen hatte? Bekam dieſe nicht, nachdem ſie beſiegt worden, doch wieder dadurch die Oberhand, daß ſie dem Fürſten, der den Sieg davongetragen hatte, zu teil wurde? Der innere Zwieſpalt kam bald zum offenen Ausdruck. Bei einem Gelage wurde der König, der aus einer goldenen Schale trank und die anweſenden höchſten Würdenträger an dem feſtlichen Genuß teilnehmen ließ, von den Perſern mit ihrer Kniebeugung wie die perſiſchen Könige verehrt, was Alexander mit einem Kuß erwiderte. Ein anweſender Grieche forderte den Kuß, ohne die Ceremonie zu vollziehen. Alexander verweigerte denſelben. „Ich bin um einen Kuß ärmer“, ſagte der zurücktretende Grieche ſpöttiſch und verſtimmt. Aus dieſem Gegenſatze ſind alle die Scenen entſprungen, die das Leben Alexanders umdüſtert haben; denn eben in ſeinen beſten Freunden regte ſich der Widerſpruch gegen dieſe Unterthänigkeit im Sinne des Orients. Man hat nie genau erfahren, was es mit der Verſchwörung auf ſich hatte, in welche Philotas, der Sohn des Vertrauten Parmenio, und dieſer ſelbſt verflochten geweſen ſein ſollen; aber daß ſie ſtattgefunden, darf man doch nicht leugnen. Von den Macedoniern ſelbſt, die zu einer Art von Kriegsgericht verſammelt waren, wurde die Schuld anerkannt und dann unnachſichtig beſtraft. Unter den jungen Leuten, die, wie bei Philipp, ſo auch bei Alexander den perſönlichen Dienſt vollzogen, iſt einmal die Abſicht gefaßt worden, ſich des Königs mit Gewalt zu entledigen, wozu ihnen die nächtliche Wache, die ſie bei demſelben hielten, gute Gelegenheit gab. Aber ein Weib aus Syrien, die ſich dem Lager beigeſellt, anfangs zurückgewieſen, aber dann doch infolge des dämoniſchen Impulſes, der ſie beherrſchte, in das Vertrauen aufgenommen worden war, rettete ſein Leben, indem ſie in ihrer ungeſtümen Weiſe ihn aufforderte, in der von den Verſchwörern beſtimmten Zeit Schmaus und Zechen fortzuſetzen, ſo daß er von dem Nachtlager wegblieb, wo er umgebracht werden ſollte.

In die Reihe dieſer Mißverſtändniſſe gehört der Vorfall, der zum Tode des Klitus führte. Seine Schweſter war die Amme des Königs geweſen, Klitus hatte ihn mit eigener Gefahr am Granikus vom Tode gerettet; aber dem Könige war es unerträglich, daß er auf dieſen Dienſt pochte und ihn eben auch einſt bei einem Gaſtmahl mit gehäſſigen Worten, welche dieſe auch geweſen ſein mögen, beleidigte. Zornentbrannt ſprang Alexander auf. Klitus entwich, kam aber bald darauf, glühend von Wein und Aufregung, zurück, dem Könige gerade entgegen. Da hat ihn der König in trunkener Wut mit eigener Hand erſtochen. Kaum aber war das geſchehen, ſo wurde er von der bitterſten Reue ergriffen; er ließ ſich mehrere Tage nicht blicken; man hörte ihn ſeufzen und ſich ſelbſt anklagen; allein das Entſetzliche war doch geſchehen. Wozu kann es führen, das Betragen des Klitus oder gar das des Königs entſchuldigen zu wollen? Der Vorfall iſt ein Symptom des Zuſammenſtoßes der griechiſchen und perſiſchen Ideen überhaupt. Das Gefühl der Prärogative des Königtums nach perſiſchen Begriffen, welchem Alexander Raum gab, ſteigerte ſich in ihm durch die Unterwürfigkeit, die man ihm bewies. Er begann ſeine Kampfgenoſſen ſchlechthin als Unterthanen zu betrachten; dieſe fühlten ſich als ſeinesgleichen. Der Umſchlag aller Vorſtellungen zeigt ſich darin, daß Alexander nun nicht allein als Nachfolger des Großkönigs, ſondern als deſſen Rächer auftrat; Darius war indeſſen auf ſeiner Flucht in Baktra von dem Satrapen der Provinz, Beſſus, ermordet worden. Alexander ſuchte Beſſus in Baktra auf, überwand ihn und brachte ihn in ſeine Gewalt. Die Entſchuldigung des Beſſus war, er habe den Titel „König“ nur deshalb angenommen, damit kein anderer in anderer Abſicht ihm zuvorkäme; ſein Sinn ſei geweſen, das Volk zur Unterwerfung unter Alexander zu führen. Auf Alexander aber machte das keinen Eindruck. Er überließ ihn den Medern und Perſern zur Beſtrafung. Denn durch die Entſcheidung der Schlachten und die Beſitznahme von Perſepolis glaubte er gleichſam der legitime Herr des perſiſchen Reiches geworden zu ſein und den an dem Großkönige verübten Frevel rächen zu ſollen, obgleich derſelbe ſein Feind geweſen war. In dieſen perſiſchen Anſchauungen lebte er fortan; ſeinen griechiſchen Heerführern hat er einmal geſagt, er wolle ſich von ihnen nicht behandeln laſſen, wie Darius von Beſſus. Man erkennt hier eine Frage der Jahrhunderte, die nämlich, wie die Verehrung, die ein jeder für den angeſtammten Fürſten haben muß, mit der individuellen Freiheit zu vereinigen iſt. Sie erſcheint in dem Augenblick, in welchem ein bisher beſchränkter Fürſt zu der Majeſtät des erſten Thrones der Welt aufſteigt und ſeine Heerführer ihm gegenüber doch die alte Stellung, die noch eine gewiſſe Unabhängigkeit zuließ, zu behaupten ſuchen.

Dieſer Konflikt kam nun zur Erſcheinung; Alexander war jedoch nicht geboren, ihn auszutragen. Das Ereignis entwickelte noch einen anderen großartigen und für die Menſchheit bedeutenden Inhalt in der Richtung, welche die macedoniſchen Waffen fernerhin nahmen.

Was die Macedonier weiter führte, war die Notwendigkeit, die bereits gelungene Eroberung zu vollenden. In der Schlacht von Arbela hatten die Arachoſier, die Völker von Sogdiana und die Inder mitgefochten. Alexander wandte nun ſeine Waffen zunächſt nach Norden. Faſt noch mehr durch die geographiſchen Schwierigkeiten, als den Widerſtand der Menſchen aufgehalten, erreichte er die fernſten Regionen des Perſerreiches, Sogdiana und den Jaxartes. Alexander überſchritt den großen Strom; aber dieſelben Steppenvölker, vor welchen einſt die Perſer zurückgewichen waren, ſetzten ſeinem weiteren Vordringen einen Widerſtand entgegen, den er zu bezwingen ſich nicht verſucht fühlte. Dort in Baktra iſt ihm noch vorgeſchlagen worden, ſeinen Waffen eine Richtung nach dem Weſten zu geben; aber er hatte kein Ohr dafür: denn ſeine Gedanken waren auf Indien gerichtet. Über Indien waren den Griechen von alters her allerlei Nachrichten zugekommen, deren fabuloſe Natur der Phantaſie umſomehr freien Spielraum ließ. In dieſe Regionen verlegten die Griechen einen Teil ihrer Heroenſage. Dort ſollte Prometheus an den Felſen angeſchmiedet geweſen, die beiden Heroen, die ſich durch ihre Thatkraft den Eingang in den Olymp eröffnet, Herakles und Dionyſos, ſollten auf ihren Zügen dahin gelangt ſein. Alexander leitete ſelbſt ſeine Herkunft von Herakles ab, und wir wiſſen, daß er auch im Orient dem Dionyſos in tumultuariſchen Orgien huldigte. Wenn man nicht zweifeln dürfte, daß mythologiſche Antriebe dieſer Art auf Alexander wirkten, ſo wurde ſein Kriegseifer doch hauptſächlich durch einen ſehr realen Ehrgeiz hervorgerufen, der ihm aus der Weltſtellung entſprang, die er nunmehr einnahm. Bereits ein Jahr früher war er in das Bergland des Paropamiſus gedrungen, welches zu einer der Satrapien des perſiſchen Reiches gehörte. Er hatte damals an dem indiſchen Kaukaſus Fuß gefaßt und eine jener Städte gegründet, die als feſte Stationen für ſeine Kriegsmacht und den Fortgang für ſeine Kultur dienen ſollten. An dem Punkte, an welchem drei Straßen nach Baktra mündeten, errichtete er eine Burgfeſte, der er ſeinen Namen gab und die er mit einer Beſatzung verſah, welche ſo ſtark war, eine unmittelbare Verbindung zwiſchen Indien und Baktra nicht ferner zu geſtatten. Vielmehr war Alexander ſelbſt ſchon in Verbindung mit Indien getreten: einmal durch einen unzweifelhaft indiſchen Fürſten, Siſikottus, der ſich von der Partei des Beſſus, nachdem dieſer beſiegt worden, abwandte und an Alexander anſchloß, ſodann aber durch die Annäherung eines anderen indiſchen Fürſten, Mophis oder Omphis, des Taxiles Sohn, der, mit ſeinen Nachbarn im Kampfe, dem Könige anbot, ſich von ihm beſtätigen zu laſſen und alsdann mit ihm alle die zu bekämpfen, die ſich ihnen entgegenſetzen würden. So reichten die Fäden der Politik Alexanders von Baktra unmittelbar an den Indus.

Indem er nun den Zug nach Indien unternahm, trat er nicht mehr bloß als Führer der Macedonier und Griechen auf; neben dieſen hatte er Baktrianer, Sogdianer, Arachoſier in ſeinem Heere; er erſchien als ein neuer Großkönig der verſchiedenen öſtlichen Nationalitäten.

Wie nahe das mit den Ideen des perſiſchen Reiches zuſammenhängt, erhellt auch daraus, daß der neue Satrap, den Alexander am Paropamiſus einſetzte, ſeinem Namen nach zu urteilen, ein Perſer war.

Der Erſte, an dem ſich die macedoniſche Macht erprobte, war ein Gegner des Taxiles. Zu dem nämlich hatte der Fürſt von Peukelaotis, Sangäus, ſeine Zuflucht genommen. Ihr gemeinſchaftlicher Feind, Aſtes, wurde von Hephäſtion bezwungen und erſchlagen, wodurch ſich dieſer den Weg zum Indus eröffnete. Indeſſen kämpfte Alexander mit den Bergvölkern nördlich des Kophen.

Dieſe Völkerſtämme befanden ſich bereits nicht mehr in primitivem Zuſtande; ſie hatten mit Medern und Perſern um ihr Daſein gerungen, beſaßen ummauerte Städte und ſtellten zahlreiche Mannſchaften ins Feld, wozu ſie Söldnerſcharen aus dem inneren Indien herbeizogen. Alexander griff ſie mit der vorgeſchrittenen Kriegskunſt der Macedonier und Griechen, die noch immer den Nerv ſeiner Armee ausmachten, an. Vor dem Andrang der Phalanx, die wohl, wenn ſie den Feind anrücken ſah, zurückwich und dann plötzlich Kehrt machte und ihn in geſchloſſener Schlachtordnung angriff, konnten ſie nirgends das Feld behaupten. Und die Poliorcetik der Griechen war ganz anders ausgebildet, als die perſiſche je geweſen war. Ihre Sturmböcke brachen die Mauern; dann wurden die Lücken überbrückt, die Zinnen der Mauern durch das Wurfgeſchütz der Wandeltürme von ihren Verteidigern entblößt. Die eingenommenen Städte wurden dem Erdboden gleichgemacht, andere von den Einwohnern ſelbſt in Brand geſteckt, hierauf verlaſſen. Die Macedonier ereilten aber meiſtenteils die Flüchtlinge; ſie haben deren einmal vierzigtauſend gefangen genommen. Doch die Überlegenheit im offenen Kampfe war nicht das einzige, wodurch Alexander den Platz behielt. In der Stadt Maſſaga, welche an ſich guten Widerſtand leiſtete, trat doch zuletzt das Unerwartete ein, daß die Söldnerſcharen mit Alexander einen Vertrag ſchloſſen, infolge deſſen ſie in ſeine Dienſte treten ſollten. Aber bald ſchienen ſie ihr Verſprechen zu bereuen, oder die Sicherheiten, die ſie verlangten, wurden ihnen nicht gewährt. Genug, kaum hatten ſie die Stadt verlaſſen, ſo kam es zu einem Gefecht zwiſchen ihnen und den Macedoniern, die hier nochmals durch ihre beſſeren Waffen obſiegten. Man erzählt, durch die Pfeile der thraciſchen Bogenſchützen ſeien die Schilde der

Inder geſpalten worden, ſo daß nun die macedoniſche Stoßwaffe ihre volle Wirkung hatte. Die Frauen miſchten ſich in den Kampf; die Söldner ſelbſt verteidigten ſich auf das tapferſte; ſie wurden ſämtlich niedergemacht. Dann konnte ſich die Stadt nicht weiter behaupten, ſie fiel in Alexanders Hände.

Die ganze Nation wurde hierauf von Schrecken ergriffen; von allen Seiten floh man nach den Bergfeſten, von denen eine, Aornos genannt, hauptſächlich durch Arrians vortrefflichen Bericht über ihre Eroberung, der von Ptolemäus Lagi herrühren wird, im Gedächtnis geblieben iſt. Die Eroberung würde unmöglich geweſen ſein, hätten nicht einige Eingeborene dem heranrückenden Könige Pfade verraten, die zu der befeſtigten Höhe führten. Die wohlüberlegten und wirkſamen Angriffe auf die Befeſtigungen überzeugten die Eingeſchloſſenen bald, daß ſie ſich nicht behaupten würden; ſie baten um freien Abzug. Alexander zog es vor, ihnen die Möglichkeit zur Flucht zu eröffnen. Als ſie ſich dazu anſchickten, gelang es dem Könige, den oberſten Gipfel der Berghöhen zu erſteigen, worauf dann die abziehenden Flüchtlinge angegriffen und niedergemetzelt wurden. Wenn Alexander die Völker und ihre Fürſten, die ſich ihm zugeſellten, mit Großmut behandelte. ſo ließ er doch gegen alle Die, welche ſich ihm widerſetzten, die ſchonungsloſeſte Gewaltſamkeit ausüben.

In der Beſitznahme von Aornos lag auch deshalb ein unſchätzbarer Vorteil, weil es das Thal des Kophen und des oberen Indus beherrſchte. Der Ort wurde mit neuen Werken befeſtigt und dem indiſchen Fürſten anvertraut, der ſich in Baktra angeſchloſſen hatte.

Schon war Hepheſtion dem König vorausgegangen. Auf der Schiffbrücke, welche derſelbe, wahrſcheinlich nordwärts von der Einmündung des Kophenſtromes, geſchlagen, ſetzte Alexander über den Indus. In dieſen Gegenden hielt er ſeine erſte Elephantenjagd. Mophis, der ſpäter ſelbſt unter dem Namen Taxiles erſcheint, nahm ihn als ſeinen Oberherrn auf. In der Erzählung finden wir indiſche Büßer erwähnt, ſowie auch Frauen, die ſich nach dem Tode ihrer Männer verbrennen; wir befinden uns im eigentlichen Indien. Einen Augenblick ſchien es doch zweifelhaft, ob ſich Taxiles und ſein Volk Alexander nicht entgegenſetzen würden; aber ſie hielten ihr Wort und geſellten ſich ihm bei. Alexander vergrößerte noch das Gebiet des Fürſten, legte aber zugleich eine Beſatzung in den Hauptplatz und ernannte einen Satrapen für das Land, einen Griechen, des Namens Philipp.

So war der Plan, der dort in Baktra gefaßt worden, wirklich ausgeführt. Auf den hartnäckigen Kampf mit den Bergvölkern folgte die Unterwerfung eines indiſchen Königreiches, deſſen Streitkräfte ſich jetzt den macedoniſchen beigeſellten. Die Abſicht Alexanders war nun, auch die benachbarten kleineren oder größeren indiſchen Fürſtentümer zu einer ähnlichen Unterwerfung zu nötigen. Als der Vorfechter der Unabhängigkeit derſelben erſcheint der an die unterworfenen Landſchaften angrenzende Porus, von dem die indiſchen Traditionen noch eine Erinnerung bewahren; ſie wiſſen von einem Reiche

Paura in dieſen Gegenden zu erzählen. Um aber Porus, der jede Anmutung, Alexander als ſeinen Oberherrn anzuerkennen, zurückwies, zu beſiegen, mußte der Hydaspes überſchritten werden. Porus führte mehr als 100 Elephanten ins Feld. In ſeiner Schlachtordnung erſchienen die indiſchen Tierkoloſſe wie ebenſo viele Türme, das zwiſchen denſelben aufgeſtellte Fußvolk wie die verbindende Mauer; Alexander wußte ſeine Aufmerkſamkeit zu teilen und ihn dann zu täuſchen. Während er einen Teil ſeines Heeres unter Kraterus im Lager zurückließ, führte er, indem er ſich dazu zweier Inſeln im Fluß bediente, den anderen Teil glücklich hinüber. Von zwei Seiten angegriffen — denn jetzt ſetzte auch Kraterus über — wurde Porus überwunden, nicht jedoch ohne hartnäckigen Kampf. Beſonders wirkſam zeigte ſich der Angriff der Bogenſchützen zu Pferde auf die Schlachtordnung des Porus. Aber das eigentlich Neue und für das Verhältnis der Streitkräfte der die Welt beherrſchenden Nationen Wichtige lag in dem Kampfe der Phalanx mit den Elephanten, in welchem jene erſt dann ſiegte, als die Elephanten, in die Enge getrieben, ſcheu wurden und ihre Reiter ſelbſt abwarfen. Porus zeigte ſich tapfer. Man erſtaunte über ſeine hohe, ſchöne und männliche Geſtalt, als er endlich vor Alexander gebracht wurde. Er forderte dieſen auf, ihn als König, wie er ja ſelber ein ſolcher ſei, zu behandeln. Alexander vermehrte ſeine Gebiete noch, und ſie machten Freundſchaft, d. h. Porus erkannte ihn an.

An den Übergängen des Hydaspes wurden zwei Städte erbaut, Bukephalia und Nicäa. Der König ſelbſt zog dann am Hydaspes noch eine gute Strecke aufwärts, um die kleinen Fürſten in den Vorketten des Himalayagebirges von allem thätigen Eingreifen abzuhalten.

Eine große Abſicht war erreicht, die von den Perſern übernommene Macht des Großkönigtums in Indien nicht allein erneuert, ſondern noch über die bisherigen Grenzen hinaus erweitert. Damit war aber weder der Ehrgeiz Alexanders befriedigt, noch auch — daß wir ſo ſagen — ſeine weltHiſtoriſche Miſſion erfüllt. Vor ihm lag der auch von den Perſern kaum berührte Oſten in einer Ausdehnung und Lebensfülle, von der niemand eine Ahnung hatte. Alexander ſchien durch den Gang und die Richtung ſeines Zuges zur Erforſchung desſelben beſtimmt zu ſein. Er hatte den Entſchluß gefaßt, den Hyphaſis, den vierten von den fünf Strömen des Pend-jab, zu überſchreiten, von dem man ihm ſagte, jenſeit desſelben werde er andere Völker größerer Bildung, aber doch auch ſehr ſtreitbar, finden; er wäre geneigt geweſen, ſie aufzuſuchen und ſich in dieſen neuen Kampf zu ſtürzen. Aber auch der größte Feldherr kann doch nicht ſchlechthin gebieten; er iſt immer auf den guten Willen der Truppen, die er führt, angewieſen. Alexander fand jetzt Widerſpruch bei ſeinem Heere, welches, durch das Klima, deſſen Widerwärtigkeiten es ſoeben erfahren hatte, verſtimmt, vor einem weiteren Vordringen in eine unbekannte Welt zurückſchreckte. Alexander entſchloß ſich wirklich, ſeine Abſicht aufzugeben. So lauten die Erzählungen; ſie laſſen ſich im allgemeinen nicht bezweifeln. Faſſen wir aber die Lage der Welt ins

Auge, ſo war es gewiß nicht der Beruf Alexanders, Indien, deſſen Saum er wohl berührte, zu durchziehen und die Oſthälfte des Erdteils zu entdecken, die noch lange Jahrhunderte hindurch nicht in den Kreis der Weltgeſchichte gezogen worden iſt. Dagegen ergriff er ein anderes, naheliegendes, an das Alte anknüpfendes und doch in ein unendliches Neue führendes Vorhaben, — das nämlich, die Induslande mit der weſtlichen Welt auf dem Seewege in Verbindung zu bringen. Schon Darius Hyſtaspis hatte die Abſicht gehabt. Er wollte, wie Herodot ſagt, erforſchen, wo der Indus ausmünde, und ließ eine Anzahl Schiffe unter einem Griechen, Skylax von Karyanda, abgehen, die dann auch wirklich die Fahrt durch den Indus vollendeten und von da ihren Weg nach dem Erythräiſchen Meere nahmen. Das hatte keine weitere Folge gehabt; aber die Kunde davon, durch Kteſias erneüert, der den Indus in das große Meer ausmünden ließ, welches den Oſten der Erde umgrenze, machte auf die Griechen gerade deshalb Eindruck, weil ſie ihren Vorſtellungen von der Erde entſprach. Auch dies belebte den Ehrgeiz der Weltentdeckung, von dem vor allem Alexander ſelbſt durchdrungen war. Es war ein großer Gedanke, zugleich politiſch und wiſſenſchaftlich von der höchſten Bedeutung, die neuen Eroberungen in Indien auf dem Seewege mit den vornehmſten Metropolen des Reiches, das in ſeine Hand gefallen war, in Verbindung zu bringen.

In vollem Bewußtſein des ins Auge gefaßten Zieles, mit aller Anſtrengung und Umſicht ſchritt Alexander zu dieſem Unternehmen. Indem er den Indus hinabfuhr, mußte er auf beiden Seiten die noch unabhängigen Völker ſo weit bezwingen, daß ſie dem Beſtehen der Anſiedelungen und feſten Plätze, die er anlegte, keinen Widerſtand entgegenſetzen konnten. Er hat hiebei noch einmal ſchwere perſönliche Gefahren beſtanden; in dem Altertum war nichts berühmter als ſein Angriff auf die vornehmſte Feſte der Mallier, bei dem er im Sturm ſelber der Erſte war und, da eine Leiter hinter ihm zerbrach, in die Stadt hinabſprang, hier aber, an einen Baumſtamm gelehnt, den Angriff der andringenden Einwohner ſo lange aufhielt, bis er Hülfe bekam. Er ward dabei und zwar diesmal ſehr ſchwer verwundet, ſo daß die Fortſetzung ſeines Zuges um ein paar Monate aufgeſchoben werden mußte. Dem nationalen Widerſtand, auf den er in Indien ſtieß, geſellte ſich auch ein religiöſer hinzu. Überall regten die Brahmanen die einheimiſchen Populationen und ihre Fürſten gegen die Griechen und Macedonier auf. Anders konnte es nicht ſein, als daß die Anſchauung Indiens, wie ſie, von den älteſten Zeiten hergebracht, in der Prieſterkaſte repräſentiert war, mit dem griechiſchen Götterglauben, der in ihre eigenen Gebiete vordrang, in feindſeligſten Gegenſatz geriet. Es war faſt eine Art von Religionskrieg, wenn Alexander dagegen die Brahmanen in ihren Städten bekämpfte: eine derſelben hat er von Grund aus vernichtet. Als er nach Pattala gelangte, wo man ihm gute Aufnahme verſprochen hatte, fand er den Ort wie die Landſchaft von der Bevölkerung verlaſſen, und mit Mühe gelang es ihm, einen nicht geringfügigen

Teil derſelben zur Rückkehr zu vermögen. Es iſt die Region, wo das Indusdelta beginnt. Alexander fühlte ſich der Behauptung der an den wichtigſten Punkten gewonnenen Poſitionen ſo ſicher, daß er ſie durch eine neue, an dieſer Stelle zu errichtende Stadt zu vollenden unternahm. Er ließ Brunnen graben, Schiffswerften anlegen, um ein Weltemporium zu ſtiften, das den Namen Alexandria tragen ſollte. Wie er alles perſönlich vollführte, ſo hielt ihn keine Mühe noch Gefahr ab, auch die beiden Indusarme zu durchfahren, zuerſt den weſtlichen, dann den öſtlichen, um ſich zu überzeugen, daß hier eine geordnete Seefahrt möglich ſei. Sein Unternehmungsgeiſt war überall mit Methode, man möchte ſagen mit einer gewiſſen Gründlichkeit verbunden. Endlich wurde ihm zu teil, wonach ſein Herz verlangte; erſt von einer Inſel im Fluß, dann von einem außerhalb desſelben gelegenen Eiland ſah er den indiſchen Ocean mit eigenen Augen. Er brachte den Göttern nach griechiſchem Ritus und nach der Anweiſung, die er in Ammonium empfangen, Dankopfer dar. Indem er die goldenen Gefäße, die ihm bei den Libationen gedient hatten, gleichſam als Geſchenk ins Meer warf, rief er Poſeidon an, die Flotte, die er nach dem perſiſchen Meerbuſen abzuſenden gedenke, ſicher dahin zu leiten. Mit ihm war ein alter Freund, von Herkunft ein Kretenſer, mit Namen Nearch, der ſich in allen Parteiirrungen ihm angeſchloſſen und ihn dann auf ſeinem großen Zuge durch Aſien bisweilen an der Spitze einer griechiſchen Söldnerſchar, dann als Führer einer bevorzugten Truppe begleitet hatte. Dieſem erprobten und einſichtsvollen Kampfgenoſſen übertrug er die Führung der Flotte, die dazu beſtimmt war, den neuen Seeweg nach dem perſiſchen Golf zu entdecken und die Bedingungen ſeiner Benutzung zu unterſuchen. Die Mündungen des Indus ſollten mit denen des Euphrat in fortwährende Verbindung treten; dieſe aber ſtanden mit dem Ausfluſſe des Nil im Handelsverkehr. Wir ſahen, wie Alexander hier ein Emporium für den Handel auf dem Mittelmeere errichtete. Alexandria am Indus und Alexandria am Nil waren beides ſeine, in der Idee zuſammenhängenden Schöpfungen; dieſes eröffnete das innere Meer und den Occident, jenes ſollte zu einem großen Handelsplatz der orientaliſchen Welt ausgebildet werden. Wie weit werden durch dieſe unermeßlichen und doch ausführbaren Kombinationen die Anſiedelungen, welche einſt die Phönizier nach beiden Seiten hin verſucht hatten, übertroffen! Sie bilden gleichſam den inneren Zuſammenhang des neuen Weltreiches. Zur Vollendung des indiſchen Unternehmens gehörte es noch, daß Alexander ſeinen Rückzug durch Gedroſien nahm. Es war nicht allein ein Rückzug, ſondern zugleich eine Beſitznahme der Küſte, die für die Flotte ſo wichtig war, wie die Sicherung der Uferplätze am Indus. Alexander entfernte ſich möglichſt wenig von dem Strande und traf einige Vorkehrungen zur Aufnahme und zur Unterſtützung der Flotte, welche angewieſen war, ihren Lauf längs der Küſte zu nehmen. Auf ſeinem Marſche ſtieß er auf große Schwierigkeiten. Die Hitze der Sonne, die Tiefe des Sandes, die Anfälle halbwilder Landeseinwohner, endlich die Unkunde der Wegweiſer, hatten kaum erträgliche Beſchwerden zur Folge. Der Weg führte zuweilen durch waſſerloſe, von aller Vegetation entblößte Einöden. Da ſoll es geſchehen ſein, daß Alexander, als alles dürſtete und ihm ein Trunk im Helm gebracht wurde, das Waſſer auf den Boden goß — denn er wollte nichts vor anderen voraushaben —, eine Handlung, die ſehr ähnlich auch von König David berichtet wird; ſie bezeichnet eben Verzichtleiſtung auf alle Vorteile, die dem Könige und Heerführer aus dieſem ſeinem Verhältniſſe entſpringen.

Das Klima und der Mangel an Lebensmitteln verurſachten Krankheiten und ſtarke Verluſte unter den Truppen. Das Heer war beinahe um die Hälfte vermindert, als es in Karamanien ankam, wo das Land ergiebiger war und zugleich von allen Seiten Kamele, mit Lebensbedürfniſſen beladen, eintrafen. Stattliche Verſtärkungen führte Kraterus herbei, der mit ſeinen indiſchen Elephanten den Rückweg durch Arachoſien genommen hatte. Große Sorge aber machte dem Könige das Schickſal ſeiner Flotte. Auch Nearch, dem zum erſtenmale die Monſums zu Hülfe kamen — man hat bemerkt, daß er die Nautik um die Kenntnis derſelben bereicherte —, hatte ſeinerſeits mannigfaltige Unfälle zu beſtehen. Er iſt veranlaßt geweſen, wo die vorliegende Inſel Bibakta einen Hafenplatz bildet, anzulegen und dort ein paar Wochen zu verweilen, nicht ohne zugleich ſein Lager durch Mauern gegen die Angriffe der Eingeborenen ſicher zu ſtellen; den Hafen bezeichnete er mit dem Namen ſeines Königs. Die Entbehrungen zur See waren nicht geringer als die zu Lande; aber alle Schwierigkeiten wurden überwunden. Die Flotte langte in Karamanien am Fluſſe Anamis an; die Schiffe wurden ans Land gezogen, das Lager auch hier mit einer Mauer umgeben, etwa fünf Tagereiſen weit von dem Ort, wo Alexander lagerte; er hatte ſo wenig Nachrichten von den Schiffen erhalten, daß er ſie beinahe für verloren hielt. Man begreift, wie tief er es empfand, da eben das vornehmſte Reſultat ſeines großen Zuges, die Kenntnis des Zuſammenhanges des perſiſchen Meerbuſens mit dem indiſchen Weltmeere, dadurch verloren gegangen wäre. So iſt es zu verſtehen, wenn er ausrief, der Verluſt der Flotte würde ſchwerer wiegen, als alles Glück, das ihm bisher zu teil geworden ſei. Als er Nearch, der ſich jetzt zu ihm begab, wiederſah, brach er in Freudenthränen aus, die noch ſtärker wurden, als er erfuhr, daß nicht allein der Führer, ſondern die Flotte ſelbſt gerettet ſei. Die glückliche Ausführung des großen Unternehmens, welche in dem Zuſammentreffen Alexanders mit dem Befehlshaber der Flotte als vollendete Thatſache vor Augen trat, würde mit helleniſchen Spielen gefeiert, bei welchen Nearch neben dem kranztragenden Könige ebenfalls mit einem Kranze geſchmückt einherging. Alexander begab ſich nach Suſa, von da nach Ekbatana, endlich nach Babylon. Von dem, was man über die ferneren Abſichten berichtet, die Alexander in Babylon kundgegeben habe, wird das Meiſte nur Vermutung oder eine Vermiſchung von Dichtung und Wahrheit ſein. Man erzählt, er ſei vor allen Dingen die Einwirkungen der Araber auf die Grenzen ſeines Reiches durch einen großen Angriff auf dieſelben zu Lande und zur See abzuwehren geſonnen geweſen. Nach den Mitteilungen, die ſpäter dem Heere gemacht worden ſind, wäre er mit dem Plane eines ernſtlichen Angriffs auf Karthago umgegangen; er habe zu dieſem Zweck einen Weg von Cyrene durch Libyen für das Landheer ziehen und tauſend Trieren in Phönizien, Syrien, Cilicien und Cypern rüſten wollen. Die perſiſchen Könige hatten einmal einen ähnlichen Plan gehegt, aber aufgeben müſſen.

In Alexander hätten ſich die perſiſchen und die griechiſchen Ideen vereinigt. Die Eroberung von Karthago würde ihn zum Herrn des Occidents gemacht haben.

Sehr möglich, daß ſich in Alexander und ſeiner nächſten Umgebung weitausſehende Pläne dieſer Art geregt haben. Daß ſie mit Beſtimmtheit gefaßt worden ſeien, läßt ſich jedoch nicht erweiſen. Bei der Würdigung Alexanders darf man und muß man ſogar davon abſehen. Seine Unternehmungen bieten vielmehr, ſoweit ſie in dem Moment gediehen waren, eine gleichſam in ſich abgeſchloſſene Einheit. Wir unterſuchen nicht, ob ihm von Anfang an die Idee der Umwandlung des Orients vorgeſchwebt hat; aber der Augenſchein zeigt, daß er durch die Verflechtung der Angelegenheiten Schritt für Schritt dahin geführt wurde. Von den Kriegszügen gegen die Donauvölker, die er auch deshalb unternahm, weil er ſonſt die Macht ſeines Vaters über die Griechen nicht hätte behaupten können, war er zur Bekämpfung der in Hellas ihm noch widerſtrebenden Staaten fortgegangen und hatte ſie überwältigt. Dadurch, daß dieſe noch einen Rückhalt an der perſiſchen Macht in Kleinaſien fanden, wurde Alexander zu einem Angriff gegen die Perſer ſelbſt veranlaßt, deſſen glücklicher Erfolg alle Erwartungen übertraf. Noch aber beherrſchten die entgegengeſetzten Weltkräfte die See. Er konnte das Meer ſich nicht unterwerfen, wenn er nicht auch Ägypten, vor allem Phönizien in ſeiner Hand hatte. Das war jedoch unmöglich, wenn er nicht die Macht des Großkönigs, der dieſe Länder in ſeinem Gehorſam feſthielt, durch entſcheidende Waffenthaten niederwarf. Dies gelang ihm bei Iſſus, worauf er die Herrſchaft in den öſtlichen Gewäſſern des Mittelmeeres und die Länder der älteſten Kultur an ſich brachte. Von hier aus richtete ſich dann ſein Blick notwendig auf Babylon, welches in fortdauerndem religiöſem Zuſammenhange mit den von ihm beſetzten Gebieten ſtand. Babylon aber konnte er nicht bezwingen, ſo lange die Landſchaften, von welchen die aſſyriſche und die medo-perſiſche Weltherrſchaft ausgegangen war, noch in den Händen der Perſer blieben. Den größten aller Triumphe feierte die griechiſch-macedoniſche Armee in der Ebene von Gaugamela. Die Völker, die das große Reich ausmachten und ihm dort in ihren Waffen entgegentraten, wurden auf einmal bezwungen, dadurch aber nicht allein Babylon erobert, ſondern das perſiſche Reich ſelbſt, deſſen Ausdehnung ihn gleichſam nötigte, bis nach Baktrien und dem Jaxartes auf der einen und auf der anderen Seite bis zum Indus vorzudringen.

Welch eine unvergleichliche Siegeslaufbahn hat er zurückgelegt! Man kann ihm ſchon einen entſcheidenden Anteil an der Schlacht von Chäronea zuſchreiben. Dann folgten unter ſeiner eigenen Führung die Schlachten am Granikus, bei Iſſus, bei Gaugamela, endlich am Hydaspes. Fünf Schlachten, von denen jede eine neue Wendung der Weltverhältniſſe bezeichnet. Hand in Hand gingen mit ihnen die Städteeroberungen von Theben, Halikarnaß, Tyrus, Gaza, in Indien der Bergfeſte Aornos, der Stadt der Mallier. Alles Waffenthaten erſten Ranges in ununterbrochen glücklicher Aufeinanderfolge. Der Anteil Alexanders an dem Fortſchritt der Erdkunde beſteht hauptſächlich darin, daß er den Seeweg von den Ausflüſſen des Euphrat zu denen des Indus wiederfand und zu wirklichem Gebrauch eröffnete, wodurch erſt das Ganze ſeiner Eroberungen zuſammenſchloß. Innerhalb dieſes Kreiſes aber kann man es faſt als ſeine vornehmſte Handlung betrachten, daß er dem Polytheismus, dem durch die Herrſchaft der Perſer großer Eintrag geſchehen war, in einem ungeheueren Gebiete wieder die Oberhand verſchaffte. Durch ihn verſchmolzen die griechiſchen, ägyptiſchen, ſyriſchen Götterdienſte miteinander. Die Juden hat er geduldet; denn in ihrer Religion ſah er nur eben eine nationale Inſtitution. Die Perſer hat er niedergeworfen, ohne jedoch ihre religiöſen Meinungen zu unterdrücken. Auch den Brahmanen gegenüber hat er die Sache der griechiſchen Götter verfochten. Allein noch etwas anderes, als den Götterdienſt, brachte er aus Griechenland mit ſich herüber. Was läßt ſich größeres denken? Die Griechen hatten es zu einer idealen Weltanſchauung gebracht, ſoweit ſie mit menſchlichen Mitteln zu erreichen iſt, zu einer alle Richtungen umfaſſenden Litteratur, der erſten, aber doch auch großartigſten, welche jemals hervorgetreten iſt.

Dieſen Ideen eröffnete Alexander den Orient und unterwarf ihnen denſelben; den Gedanken fügte er die Macht hinzu. Seine Siege ſind zugleich Fortſchritte der allgemeinen Kultur, namentlich auch der techniſchen und kommerziellen, denen er überall neue Stätten gründete, die er dann mit ſeinem Namen zu bezeichnen liebte. In der Vermiſchung des Polytheismus mit den großen Kulturbeſtrebungen liegt die Signatur der Epoche. Die Religion des Menſchengeſchlechtes, welche ſpäter emporkam, hat doch immer die Verbindung mit wiſſenſchaftlichen und civiliſatoriſchen Ideen feſtgehalten.

Wie Alexander uns geſchildert wird, liegt etwas von dem Ideal in ihm, welches die Griechen in ihrem Dionyſos verſinnbilden, der, vom Blitz erzeugt und von der Erde — denn das bedeutet doch wohl Semele — geboren, die Welt durchzieht: unwiderſtehlich, ſiegreich, und der dann doch einen Kranz von Weinlaub trägt, oder auch zugleich Scepter und Becher. Auch Alexander liebte den Genuß des Lebens; er war ſchwelgeriſch beim Gelage, vertraulich und liebenswürdig im Umgang, freigebig bis zur Vergeudung; doch wehe dem, der ihn reizte: im Jähzorn war er ſeiner nicht mehr mächtig; dann aber gab er ſich wieder dem bitterſten Gefühl hin, das den Menſchen ergreifen kann, der Reue über das nicht wieder Gutzumachende. Er war ein Menſch durch und durch, leicht ergriffen von entgegengeſetzten Erregungen. Er vermied die Geſellſchaft der Thais nicht, verehrte aber die Siſygambis; er ſtieß Darius vom Throne und rächte ſeinen Tod. Bei allen ſeinen Mängeln bewährte er immer einen angeborenen Sinn, gleichſam einen Inſtinkt für das Großartige und das wahrhaft Große. Alexanders perſönliche Erſcheinung zeigte eine ſeltene Vereinigung von Muskelkraft und raſcher Bewegung. In ſeinen Augen meinte man zugleich den Ausdruck der empfänglichen Weichheit und des Löwenmutes zu erkennen. Charakteriſtiſch erſcheint in den Bildern, die das Altertum von ihm hatte, eine hohe freie Stirn mit rückwärtsliegendem Haar, eine leichte Neigung ſeines Kopfes nach der linken Seite. Die Büſte im Louvre mit griechiſcher Inſchrift, die man aus einer Werkſtatt zu Athen herleitet, darf man wohl für eine Kopie eines bei Lebzeiten Alexanders gefertigten Originals halten. Sie atmet Seelenſtärke, Feinheit und Gemüt. Der Beſchauer kann ſich kaum von ihr losreißen, wenn er dabei der Thaten und Eigenſchaften des Mannes gedenkt, den ſie vorſtellt.

Nachdem Alexander aus Indien zurückgekommen war, hatte er hauptſächlich damit zu thun, die Gewaltſamkeit der Machthaber, denen er ſeine Autorität anvertraut hatte, im Zaum zu halten; und in der Stellung, die er jetzt eingenommen, konnte er der Perſer, in deren Fußtapfen er einherſchritt, doch keineswegs entbehren. Wir vernehmen, daß er eine ſehr zahlreiche perſiſche Jugend nach griechiſchem Gebrauch in dem Waffendienſt einüben ließ. Die Zahl der jungen Leute, die ſo eingeübt ihm vorgeſtellt wurden, wird auf Dreißigtauſend angegeben. Wir vernehmen von dem Verſuch, Macedonier und Perſer auch im kleinen Dienſte mit einander zu vereinigen. Wenn ſich Alexander damals mit der älteſten Tochter ſeines Vorgängers vermählte, ſo bedeutete das nichts anderes, als daß die Nachfolger Alexanders zugleich die Nachfolger der perſiſchen Könige ſein würden. Er hatte es auf eine Verſchmelzung beider Nationalitäten abgeſehen. Sein Sinn wäre geweſen, Kolonien von Europa nach Aſien, von Aſien nach Europa zu führen; ſie ſollten durch gegenſeitige Kommunikation auf das engſte unter einander verbunden werden. Auch die Künſte und Bauten der verſchiedenen Lande ſollten verſchmelzen. Bezeichnend iſt es, daß er daran dachte, ſeinem Vater eine Pyramide zu errichten, ſo groß wie die größten ägytiſchen.

Indem er mit dieſen Umgeſtaltungen umging, wurde er ſeines beſten Freundes und Ratgebers, des Hephäſtion, den er ſelbſt als ſein anderes Ich bezeichnete, durch den Tod beraubt. Er iſt ſeitdem niemals wieder lebensfroh geworden. Er hat noch bei dem Orakel des Ammon den Ausſpruch ausgewirkt, daß er den Freund als Halbgott verehren dürfe, und dann in Babylon ſeine Leiche auf das prächtigſte verbrennen und beſtatten laſſen. Von den Unterhaltungen, die er in dieſen Tagen pflog, ſieht man nicht recht, ob ſie ſich mehr auf Erinnerungen aus der nächſten Vergangenheit, oder auf Pläne für die Zukunft bezogen haben. Aber der raſchen, wundergleichen Entwickelung ſeines Lebens entſprach ein raſcher früher Tod. Alexander ſtarb in der erſten Hälfte des Monats Juni, im Jahre 323. Er war erſt 32 Jahre alt. In dem Hauſe, aus dem er ſtammte, waren frühe Todesfälle nicht ungewöhnlich, und wundern dürfte man ſich nicht, daß Alexander, durch Lebensanſtrengungen und Lebensgenuß erſchöpft, dem Schickſal der Sterblichen früh erlag.

Man hat viel davon geſprochen, daß er vergiftet worden ſei und zwar infolge der Beſorgniſſe, welche das orientaliſche Weſen, das er annahm, in ſeiner Heimat ſelbſt hervorgerufen habe. Daraus aber läßt ſich nichts weiter entnehmen, als daß ein ſolcher Gegenſatz zwiſchen den Intentionen Alexanders, die an das perſiſche Königtum ſtreiften, und dem Selbſtgefühl der Macedonier und Griechen, welche die Siege erfochten hatten, beſtand. Auch deshalb möchte man Alexander glücklich preiſen, weil er durch ſeinen Tod den widrigen Verwickelungen entging, welche aus dieſem inneren Widerſpruch notwendig hervorgehen mußten.

Elftes Kapitel.

Urſprung der macedoniſch-helleniſtiſchen Königreiche.

Alexander hatte ein Reich zerſtört, war aber nicht dahin gelangt, ein neues an deſſen Stelle zu errichten. Selbſt der Begriff, aus welchem eine geordnete Staatsgewalt hervorgehen konnte, war zweifelhaft geblieben. Wohl wurde der neue Herrſcher in den Satrapien, in welche das Reich der Achämeniden zerfiel, als der Nachfolger der alten Könige verehrt; aber die macedoniſch-griechiſche Heeresmacht, welche den Sieg erfochten hatte, war nicht gemeint, ſich eine Umgeſtaltung von dieſem Charakter gefallen zu laſſen. Aus der Differenz, die gleich nach der Einnahme von Perſepolis hierüber entſprang, waren die bitterſten Unannehmlichkeiten, die Alexander erfahren hat, hervorgegangen. Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß das macedoniſche Heer hiebei ſich von der königlichen Autorität, wie ſie bei ihm hergebracht war, geſondert hätte. Philotas und ſeine Mitſchuldigen ſind von dem Kriegsgericht, alſo von den Truppen oder ihren Führern ſelbſt, verurteilt worden. Wir ſahen, eine unbedingte Gewalt des Anführers war eine geſchichtliche Notwendigkeit. Große Armeen werden gebildet, um große Gedanken durchzuführen; aber die militäriſche Verfaſſung hat auch ihre Kehrſeite. Die Armeen können nicht ein bloßes Inſtrument ſein; glückliche Erfolge bewirken, daß die Truppen auch an ſich ſelbſt denken und einen eigenen Willen kundgeben. Wie oft hat Alexander den Macedoniern geſagt, nicht ſo ſehr von ihm ſelbſt, als von dem Heere ſei ſeine Unternehmung ausgegangen; dieſes habe den Angriff auf Perſien von ihm gefordert. Sie hatten die Siege erfochten; ſie wollten auch die Früchte derſelben genießen.

Wie widerwärtig mußten ihnen die Entwürfe ſein, mit denen Alexander ſich trug, eine Vereinigung der beiden Nationalitäten in dem Kriegsheere ſelbſt zu ſtande zu bringen! Sie erblickten darin einen Abbruch der von ihnen errungenen ausſchließenden Militärgewalt. Aber mit dem Tode des Königs waren auch dieſe Entwürfe zu Grabe gegangen. Der Fürſt war geſtorben, der eine Verſchmelzung des Orients und Occidents in Ausſicht genommen; das macedoniſch-griechiſche Heer fühlte jetzt ſeine volle Selbſtändigkeit und Macht.

Was in den Truppen die größte Antipathie hervorrief, war die Verbindung des einheimiſchen Königtums mit der Autorität des Großkönigs. Über dieſe Verbindung hatten ſie nun nach dem Tode des Königs ſelbſt ein Wort mitzureden.

Alexander war nicht ganz ohne Nachkommenſchaft, hatte aber doch keine ſolche, welche einen gegründeten Anſpruch auf die Succeſſion hätte erheben können. Nach der Rückkehr von Indien aber hatte er ſich mit der älteſten Tochter des Darius vermählt und den einzigen Freund, auf den er vollkommen traute, mit der jüngeren. Wenn nun männliche Nachkommen aus der Ehe Alexanders entſprangen, ſo ließ ſich nicht anders erwarten, als daß dieſe hauptſächlich Könige der Perſer zu ſein meinen würden, wie denn auch Siſygambis, die Mutter des Darius, noch lebte, die für ihre Enkel geſorgt haben würde. Nach dem Tode Alexanders iſt Siſygambis aus Gram geſtorben; ihre Enkelinnen wurden aus ihrem Aſyle herbeigelockt und umgebracht. Man hat das der Roxane zugeſchrieben, der Tochter eines baktriſchen Fürſten, die mit Alexander vermählt war; denn die macedoniſchen Könige hatten der Polygamie nicht abgeſagt. Sie ſah damals ihrer Niederkunft entgegen. Sie ſoll jene Gewaltthat im Einverſtändnis mit Perdikkas ausgeführt haben. Wenn ſie aber auch, wie man erwartete und es dann wirklich geſchah, eines Sohnes genas, ſo traf doch auch dieſen die Einwendung, daß er perſiſcher Herkunft ſei. Eine ſolche Nachfolge war durchaus gegen den Sinn der Macedonier; dieſe hielten dafür, daß der Halbbruder Alexanders, Arrhidäus, der dann den Namen ſeines Vaters Philipp empfing, der wahre Nachfolger ſei.

Dabei traten aber noch neue Verwickelungen ein. Es iſt immer mißlich, aus den abſichtlich ausgeſchmückten Erzählungen die einfache Thatſache herausfinden zu wollen. Wenn man angiebt, daß nach dem Tode des Königs die oberſten Heerführer, namentlich Perdikkas, geraten hätten, erſt die Niederkunft der Roxane abzuwarten, ſo findet ſich doch nichts davon in dem einfachſten Berichte, der hierüber vorliegt. Dieſem zufolge forderten die oberſten Heerführer den Gehorſam, den ihnen die Armee bisher geleiſtet hatte, auch nach dem Tode des Königs für ſich ſelbſt; aber die Phalanx weigerte ſich, ohne den Namen eines Königs dem Befehle der Oberen Folge zu leiſten; die Truppen verlangten — denn bei ihnen überwogen noch die heimatlichen Gefühle, und einen König wollten ſie haben —, daß Arrhidäus auch von den Feldoberſten anerkannt würde, wozu einer von dieſen ſelbſt die Hand bot. Es ſchien faſt, als werde die Sache mit dem Schwerte entſchieden werden müſſen; aber von einem Manne, wie Arrhidäus, der nicht im Vollbeſitz ſeiner geiſtigen Fähigkeiten war, hatten die Großen des Heeres, faſt alles ausgezeichnete Männer von Geiſt und wohlverdientem Kriegsruhm, zuletzt doch nichts zu fürchten. Sie erkannten ihn an. Doch leugnen läßt es ſich nicht, daß ſie einen Vorbehalt zu Gunſten des Knaben, den Roxane gebären würde, machten. Die Phalangiten ließen ſich gefallen, daß derſelbe zu einer Art von Mitregierung gelangen könne. So wäre denn doch eine Verbindung der macedoniſchen und perſiſchen Nachfolge in Ausſicht genommen worden. Wir erörtern die Sache nicht weiter, da ſie ohne wirkliche Bedeutung geblieben iſt. Die größte aber hat es, daß die Befehlshaber des Heeres, indem ſie Arrhidäus anerkannten, die Bedingung machten, daß die Satrapien des Reiches unter ſie ſelbſt verteilt werden ſollten. Perdikkas, der in dem Beſitze des Siegelringes von Alexander war und ihn von jenem ſelbſt empfangen zu haben behauptete, ward in der That als deſſen Stellvertreter betrachtet und vollzog dies hochbedeutende Geſchäft. Er trat in der Stellung eines Chiliarchen auf, wie ſie einſt Bagoas bekleidet und Alexander dem Hephäſtion übertragen hatte, welche eine höchſte ſtellvertretende Gewalt in ſich ſchloß. Das Weſentlichſte des Ereigniſſes bleibt immer, daß das macedoniſche Kriegsheer als der wahre Inhaber der Herrſchaft erſchien, mit der Vorausſetzung freilich, daß ein König lebe, dem die Summe der Gewalt gebühren würde, aber zunächſt unter ſeinen bisherigen Führern.

Was man in der Litteratur bemerkt, daß die größten Begabungen häufig zu gleicher Zeit hervortreten, läßt ſich vielleicht auch von den kriegsmänniſchen Talenten ſagen. Männer, wie Ptolemäus Lagi, Antigonus, Eumenes, Antipater, Kraterus, waren wie dazu geboren, große Kriegshandlungen zu vollziehen. Sie waren durch den Tod ihres Königs thatſächlich unabhängig geworden; ſie erkannten jedoch Arrhidäus als ihren König und Perdikkas als ihren Führer an.

Hatte ſich nun aber das macedoniſche Kriegsheer auf dieſe Weiſe des Einfluſſes der Perſer entledigt, ſo war es ihm ebenfalls beſchwerlich, die Griechen gleichberechtigt neben ſich zu ſehen. In den oberen Provinzen von Aſien kam es zu einer ſelbſtändigen Bewegung der Unbotmäßigkeit; allein ſie wurde ſofort niedergeworfen, die empöreriſchen Scharen wurden auf Befehl des Perdikkas, welcher Sorge dafür trug, daß nicht etwa der Führer, den er ausſchickte, in die Verſuchung komme, ſich an die Spitze der Griechen zu ſtellen, überwältigt und vernichtet. Dem ging eine analoge Schilderhebung in dem inneren Griechenland zur Seite, die es wohl verdient, daß wir ihrer gedenken. Sie war gegen Antipater gerichtet, der im Namen Alexanders in Griechenland die herrſchende Gewalt ausübte. Notwendig brachte die Nachricht von dem Tode des Königs eine lebhafte Gegenwirkung hervor. In Athen verglich man die macedoniſche Macht mit dem Cyclopen, dem das Augenlicht entriſſen worden. Man gedachte ſofort die Waffen gegen Antipater zu erheben.

Nochmals war Phocion dagegen, und ſehr bezeichnend iſt die Antwort, die er auf die Frage gab, wann denn die Zeit eintreten würde, in welcher er zum Kriege rate. „Dann,“ ſagte er, „wenn ich ſehe, daß die Jünglinge die Schlachtordnung halten, die Reichen zahlen und die Rhetoren die öffentlichen Güter nicht mehr an ſich ziehen.“

Die Bewegung aber fand noch eine anderweite Stütze. Entlaſſene Mietstruppen, die zum Teil von Alexander ausgeſtoßen, zum Teil von den perſiſchen Satrapen entlaſſen worden waren, hatten ſich um den Athenienſer Leoſthenes geſchart, der nun an der Spitze dieſer Truppen, die den Haß gegen die Macedonier aus Aſien mitgebracht hatten, die Fahne der griechiſchen Freiheit erhob. Befreundet mit Demoſthenes und einverſtanden mit den Athenern, führte er ſeine Mietstruppen zuerſt nach Ätolien, wo er anſehnlich verſtärkt wurde. Ihm und ſeinen Freunden, die alle derſelben Partei angehörten, gelang es jetzt, den Kriegsbeſchluß in Athen durchzuſetzen. Die von Philipp beſiegten, von Alexander unterdrückten Ideen helleniſcher Unabhängigkeit und Freiheit kamen wieder empor. Auch Demoſthenes lieh ihnen, obwohl verbannt, den athenienſiſchen Geſandten eigenmächtig ſich anſchließend, ſein kräftiges Wort. Den Athenern geſellten ſich damals zunächſt Ätoler und Theſſaler bei. Die Böotier, die den erträglichen Zuſtand, in dem ſie ſich befanden, Alexander verdankten, weigerten ſich, beizutreten, wurden aber mit Gewalt bezwungen. Leoſthenes nahm die Thermopylen ein mit einem ſo ſtarken Heere, daß Antipater vor ihm zurückwich und ſich in Lamia einſchloß. Die Hülfsmacht, welche ihm Leonnatus aus Aſien zuführte, wurde von den Griechen geſchlagen; nur ein Teil derſelben vereinigte ſich mit ihm.

Wer ſollte nicht an der nochmaligen Erhebung der Ideen der griechiſchen Unabhängigkeit Anteil nehmen? Aber den Griechen begegnete auch diesmal, daß ſie nicht vereinigt blieben. Die Gefühle der völkerſchaftlichen Abſonderung waren immer die ſtärkſten. Die Ätoler, auf deren Verbindung mit Athen das ganze Unternehmen beruhte, wurden durch einen Angriff der Akarnanen bewogen, nach Hauſe zu ziehen. Auch die Übrigen hatten immer Rückſicht auf ihre einheimiſchen Feinde zu nehmen. Das ehedem kriegsgewaltige Sparta blieb unbeteiligt. Und zugleich ſträubte ſich der griechiſche Soldat gegen die Strenge der Mannszucht, welche das Geſetz des Krieges gebietet. Dagegen hielten die macedoniſchen Heerführer noch gut zuſammen. Sie ſtellten noch einmal die Einheit der Regierungsgenoſſenſchaft dar, der ſie ihre bisherigen Erfolge verdankten. Kraterus führte die unüberwindlichen Phalangen nach Macedonien hinüber. Dieſen aber waren die griechiſchen Mannſchaften nicht gewachſen; ſie wurden eben zu einer Zeit zu ſchlagen gezwungen, als viele von ihnen, den Feind nicht mehr achtend, nach Hauſe gegangen waren. Die theſſaliſchen Reiter, die jetzt dem griechiſchen Heere eine gewiſſe Bedeutung gegeben hatten, hielten ſich ſelbſt entfernt oder wurden entfernt gehalten. Bei Kranon erfochten die Phalangen unter Antipater und Kraterus einen unzweifelhaften Sieg. Die Schlacht, die an demſelben Tage vorfiel, wie die von Chäronea, iſt für die griechiſche Sache nicht minder bedeutend als dieſe ſelbſt. Weit entfernt, den von den Griechen ſoeben untereinander geſchloſſenen Bund anzuerkennen, erklärte Antipater, nur mit den Einzelnen unterhandeln zu wollen, die ſich dann, eine Stadt und Bevölkerung nach der anderen, unterwarfen. Da mußte auch Athen ſich zu einem Frieden bequemen, der bei weitem drückender war, als die einſt mit Philipp und mit Alexander geſchloſſenen Verträge. Die vornehmſten Bedingungen waren die Aufnahme einer macedoniſchen Beſatzung und eine Verfaſſungsänderung, welche darin beſtand, daß der Beſitz eines Vermögens von wenigſtens 2000 Drachmen für erforderlich zu dem Rechte, an der öffentlichen Gewalt Anteil zu nehmen, dem aktiven Bürgerrecht, erklärt wurde. Denn man wollte nicht zulaſſen, daß die, welche nichts zu verlieren hätten, jeden Augenblick alles Beſtehende verwirren oder zerſtören könnten. Damit war aber die Demokratie, wie man ſie bisher verſtanden, aufgehoben, die politiſche Unabhängigkeit vollſtändig niedergeworfen.

Ein Symptom dieſer Kataſtrophe bildet der Tod des großen Redners, der ſich dem macedoniſchen Einfluß immer am ſchärfſten entgegengeſetzt hatte, jetzt aber erleben mußte, daß er von dem neu eingerichteten Demos zum Tode verurteilt wurde. Demoſthenes floh nach Kalauria in ein Heiligtum des Poſeidon. Sendlinge des Antipater verſuchten ihn zu überreden, ſich der Gnade desſelben anzuvertrauen; aber Demoſthenes verweigerte, dieſer Aufforderung Gehör zu geben. Er zog es vor, ſich ſelbſt zu töten. Wie man erzählt, ſtellte er ſich an, als wolle er ſchreiben, nahm das Schreibrohr, in welchem er Gift verborgen hatte, in den Mund und verhüllte ſein Haupt. Als er die Wirkung fühlte, enthüllte er es wieder. Er rief die Götter zu Zeugen der Freveltat der Macedonier an, durch welche das Heiligtum geſchändet werde. Am Fuße des Altars brach er zuſammen und verſchied. In dem Momente, in welchem die Freiheit von Athen zu Grunde ging, verſtummte der beredteſte Mund, der ſie verteidigt hatte. Die Welt hatte keinen Raum mehr für ihn.

Vier Gegner der Macedonier wurden in Ägina vom Altare des Äakus hinweggeriſſen, vor Antipater gebracht und getötet. Um dieſelbe Zeit iſt auch Ariſtoteles geſtorben. Er gehörte der anderen Partei an, hatte aber, aus Athen vertrieben, unter dem Schutze der Macedonier in Chalcis eine Freiſtatt für ſeine Schule gefunden.

Bei der wärmſten Teilnahme für die Freiheit von Griechenland iſt man, die univerſalen Verhältniſſe überlegend, doch verſucht, den Erſatz für dieſelbe darin zu finden, daß eine wahrhafte Welteinwirkung des griechiſchen Geiſtes erſt unter der Herrſchaft der Macedonier begann. Nach der Niederwerfung der griechiſchen Bewegung gerieten die Heerführer, die als Nachfolger Alexanders (Diadochen) bezeichnet werden, ſelbſt untereinander in Streit.

Die allgemeine Autorität, welche Perdikkas als Stellvertreter der königlichen Gewalt ausübte, wurde von den vornehmſten Anführern nur mit Widerſtreben anerkannt; und Perdikkas ſah ſich veranlaßt, gegen Ptolemäus

Lagi, dem Ägypten, und ſeinen Verbündeten Antigonus, dem Phrygien zugefallen war, die Waffen zu ergreifen. Aber Ptolemäus hatte ſich in Ägypten in guten Verteidigungsſtand geſetzt, ſo daß der Kriegszug des Perdikkas nicht eben den erwünſchten Verlauf hatte, was dann wieder dazu führte, daß dort am Nil eine allgemeine Umwälzung eintrat.

Perdikkas war herriſch und gebieteriſch; er fragte niemanden um Rat; Ptolemäus dagegen, leutſelig und nachgiebig, that nichts ohne den Rat der Oberſten ſeines Heeres. Damit aber kam er den Anſprüchen entgegen, welche die Heerführer zu machen ſich bereits gewöhnt hatten. Bei jenem Zuſammentreffen am Nil nun geſchah es, daß die vornehmſten Anführer von Perdikkas zu Ptolemäus übergingen, Perdikkas wurde in ſeinem Zelte ermordet. Ein Rat der Kriegsoberſten trat zuſammen, welcher, noch immer feſthaltend an dem angeſtammten Königshauſe der Macedonier, Antipater mit der Sorge für dasſelbe betraute. Gleich an dieſer Stelle aber drängt ſich die Bemerkung auf, daß es an ſich unmöglich war, die Einheit des Reiches, welches Alexander mehr zu hinterlaſſen geſchienen, als wirklich hinterlaſſen hatte — denn die verſchiedenen Eroberungen waren eben noch zu keiner Geſamtheit verbunden —, unter irgend einer Autorität zuſammenzuhalten. In den Provinzen, welche früher Reiche gebildet hatten, trat naturgemäß die Idee, dieſe zu erneuern, hervor. Aber noch mehr: die macedoniſchen Heerführer waren nicht gemeint, die Vereinigung des griechiſchen Elementes mit dem macedoniſchen aufrecht zu halten. Es iſt verſtändlich, daß die Heerführer griechiſchen Urſprungs eine höchſte Gewalt, wie die des Perdikkas war, begünſtigten; denn ein oberſter Anführer gab ihnen einen Rückhalt gegen die Prätentionen der macedoniſchen Provinzialführer. Indem nun dieſe den Antipater, der ſich jedoch keineswegs auf eine Weiſung Alexanders ſtützen konnte, durch ihre eigene Macht zu einer Art von allgemeiner Verweſerſchaft beriefen und zwar eben zu der Zeit, als er einen Aufſtand in Griechenland niedergeworfen hatte, verdammten ſie zugleich den einzigen Griechen, der unter ihnen war, Eumenes, zum Tode, weil er dem Perdikkas angehangen hatte. Eumenes von Kardia, in den letzten Jahren des Königs Philipp deſſen Geheimſchreiber und fortwährend auch von Alexander, dem er ſich anſchloß, zu den wichtigſten Geſchäften gebraucht, hatte ſich das Verdienſt erworben, nach dem Tode des Königs den Austrag zwiſchen den macedoniſchen Fußvölkern und den vornehmſten Heerführern zuſtande zu bringen, und war dafür mit der Satrapie Kappadocien, das er aber erſt vollkommen zu unterwerfen hatte, belohnt worden. Er hätte ſich wahrſcheinlich behaupten können, wenn es bei den erſten Einrichtungen ſein Verbleiben gehabt hätte. Seine Verbindung mit Perdikkas wurde ihm als todeswürdiges Verbrechen angerechnet.

Antipater fühlte ſich bewogen, den vornehmſten der mit Ptolemäus verbündet geweſenen Heerführer, Antigonus, mit einer allgemeinen Vollmacht zur Vernichtung des Eumenes zu betrauen. Einen unerwarteten Rückhalt fand Eumenes in den Verwickelungen, die der Tod Antipaters zur Folge hatte, der in dieſer Zeit eintrat. Antipater hatte die höchſte Gewalt, die von der Armee in ſeine Hände gelegt worden war, dem Sproſſen eines minder bedeutenden epirotiſchen Hauſes, Polyſperchon, übertragen, welcher derſelben dadurch noch mehr Anſehen zu geben ſuchte, daß er die Olympias, die nach Epirus geflüchtet war, nach Macedonien zurückrief. Darin lag ſchon an ſich eine große Abweichung von der bisherigen Politik, da Olympias eben die Feindin des Antipater geweſen war; hauptſächlich aber war es dadurch von Bedeutung für das geſamte Reich, inwiefern von einem ſolchen noch die Rede ſein kann, daß damit eine neue Repräſentation der oberſten Gewalt ins Leben trat. Olympias, Polyſperchon und Eumenes ſtanden in einer natürlichen Allianz; in ihnen repräſentiert ſich die von den Provinzialgewalten und den Anführern der Armee unabhängige, oberſte, an das Königtum anknüpfende Autorität. Notwendig wendete ſich nun die militäriſche und politiſche Macht der macedoniſchen Heerführer gegen den einen und den anderen.

In dieſer Kombination wurde nun Eumenes geſchlagen. Die vornehmſten Phalangiten, welche, durch Silberblech an ihren Schilden ausgezeichnet, den Namen Argyraſpiden führten und bisher noch zu ihm gehalten hatten — denn ſie mochten die Autorität des am Nil ausgeſprochenen Urteils nicht anerkennen —, wurden durch eine Niederlage des Eumenes, die ihre bereits glänzend gewordene Exiſtenz bedrohte, bewogen, ihren bisherigen Führer ſelbſt an Antigonus auszuliefern. In kurzem wurde derſelbe umgebracht. Eumenes war der einzige Grieche unter den macedoniſchen Machthabern: dies Element, dem ein ſo großer Anteil an den Eroberungen zukam, wurde von den Heerführern macedoniſchen Urſprungs ausgeſtoßen. Und auch gegen Polyſperchon und Olympias fand die autonome Tendenz der macedoniſchen Machthaber einen Bundesgenoſſen gleicher Geſinnung an dem Sohne Antipaters, Kaſſander, der es nicht verwinden konnte, daß die Herrſchaft ſeines Vaters ihm entgangen war. Antigonus rüſtete denſelben mit einer bedeutenden Flotte und einer Landmacht aus, die ihn in den Stand ſetzten, vor Athen zu erſcheinen, welches keinen Widerſtand zu leiſten vermochte. Die Macedonier, empört durch die Gewaltthaten der Olympias, der ſie den Tod des Arrhidäus, der damals eintrat, zuſchrieben, ſtellten ſich auf die Seite Kaſſanders. Allenthalben wurden die Anhänger Polyſperchons vernichtet, endlich auch Olympias ſelbſt in Pydna, wo ſie noch eine lange Belagerung aushielt. Sie ward auf entſetzliche Weiſe getötet: die Verwandten der früher von ihr hingerichteten Macedonier ſteinigten ſie. In ihr Gewand ſich verhüllend, ſank ſie nieder und ſtarb. Sie iſt nicht allein wegen ihrer Gewaltſamkeiten und Verbrechen umgekommen; in ihr wurde das Geſchlecht der macedoniſchen Könige vernichtet. Eine tragiſche Geſtalt, inwiefern ſie an den Unternehmungen ihres Sohnes lebendigen Anteil nahm, aber dadurch Verhältniſſe herbeigeführt hat, denen ſie unterlag.

Bei den erſten Regungen der Macedonier für ihr angeſtammtes Königshaus wurden die beiden Söhne Alexanders des Großen, Alexander Aegus, deſſen Mutter Roxane war und dem man das Königtum einmal zugedacht hatte, und Herakles, der ebenfalls von perſiſchem Geblüt ſtammte, nämlich von einer Tochter des Artabazus, Witwe Memnons, nacheinander ermordet.

Ein gleiches Schickſal hatte Kleopatra, die damals verwitwete Schweſter Alexanders, in der das königliche Haus noch allein repräſentiert wurde. Die oberſten Heerführer hatten ſich wetteifernd um ihre Hand beworben, und zwar eben darum, weil die Macedonier an der Verehrung des angeſtammten Königshauſes feſthielten. Soviel wir erfahren, neigte ſie ſich zu Ptolemäus Lagi in Ägypten. Dadurch aber erweckte ſie den Haß des Antigonus, dem man Schuld giebt, daß er ſie durch ſeine Sklavinnen habe ermorden laſſen.

So waren denn alle vertilgt, welchen ein auf ihrer Herkunft beruhendes Anrecht an die Krone zukam, und die Frage war nur, ob einer von den großen Anführern die Oberhoheit über die anderen würde behaupten können. Dieſen Anſpruch machte Antigonus, den Antipater zu ſeiner Zeit zum Strategen von Aſien gegen Eumenes ernannt hatte.

Aber die übrigen weigerten ſich, einen ſolchen anzuerkennen, und es mußte darüber zum Kriege kommen. Am entſchiedenſten wies Ptolemäus Lagi in Ägypten die Superiorität eines Einzelnen über die Anderen zurück. Um eine ſolche zu behaupten, führte der Sohn des Antigonus, Demetrius Poliorcetes, ein ſtattliches Heer, bei dem indiſche Elephanten erſchienen, ins Feld. Im Jahre 312 kam es zu einer entſcheidenden Schlacht bei Gaza, in welcher Demetrius zurückgeworfen wurde. Dieſe Schlacht iſt es, welche die Selbſtändigkeit von Ägypten begründet hat. Man bemerkte dabei zugleich eine Umwandlung der Geſinnungen. Demetrius und Ptolemäus wetteiferten in Begierde nach Ruhm und Beſitz, der eine gegenſeitige Anerkennung in ſich ſchließt. Ihr Krieg erſchien ihnen ſelbſt als eine Art von Bürgerkrieg; aber dieſer Bürgerkrieg hatte große Provinzen zum Gegenſtand, welche Reiche zu werden ſtrebten und vermochten. Eine ähnliche Stellung wie Ptolemäus nahm Kaſſander ein: er verfocht dasſelbe Intereſſe. Demetrius, der zu Lande geſchlagen war, aber das Übergewicht zur See beſaß, ſegelte jetzt nach Griechenland, wo er nun die Oberhand über Kaſſander gewann, wiewohl dieſer nicht ohne ägyptiſche Hülfe war. Dann wandte er ſich gegen die Seemacht des Ptolemäus, die bei Cypern lag. Eine neue Schlacht erfolgte, nicht minder bedeutend als jene bei Gaza, aber von entgegengeſetztem Ausgang. Ptolemäus hatte 150 Schiffe, denen nötigenfalls 60 andere aus Salamis zu Hülfe kommen konnten; dieſen letzteren ſtellte Demetrius nur 10 entgegen; aber ſeine Linie war um 30 Schiffe ſtärker als die feindliche, ſo daß er das Übergewicht beſaß und dem Gegner eine ſchwere Niederlage beibrachte. Ptolemäus iſt nur mit 8 Schiffen entkommen; 70 waren in die Hände des Demetrius gefallen.

Man rühmt die Mäßigung und Freigebigkeit des Demetrius, der dafür ſorgte, daß ſeinen Feinden ein prächtiges Begräbnis zu Teil wurde, und den Athenern 1200 vollſtändige Rüſtungen ſchenkte: denn immer darauf war ſein

Sinn gerichtet, ſich Bewunderung zu erwecken. Aber die Schlacht brachte noch eine ſehr unerwartete Wirkung hervor. Demetrius beauftragte unverzüglich nach der Entſcheidung einen Vertrauten des Hauſes, Ariſtodemus, der ſchon in deſſen Geſchäften in Griechenland thätig geweſen war, ſeinem Vater, der ſich in Antigonia aufhielt, die Botſchaft zu überbringen. Ehe noch jemand von dem Erfolge unterrichtet war, ließ Ariſtodemus das Schiff entfernt vom Lande halten, begab ſich auf einem Nachen allein ans Land, antwortete keinem, der ihn fragte, bis er an die Königsburg gekommen war. Antigonus, auf Nachrichten äußerſt begierig, trat in die Thür; das Volk ſtand in Haufen umher. Laut rief Ariſtodemus: O König Antigonus, wir haben geſiegt, Cypern iſt unſer! Dieſe Anrede inaugurierte gleichſam eine neue Ära. Der Titel „König“, den Ariſtodemus ausſprach, wurde von dem Volke mit einem „Heil dem König Antigonus“ wiederholt und von Antigonus angenommen, indem er zugleich ſeinen Sohn als König bezeichnete.

Antigonus war ein Mann von imponierender Geſtalt und von rauhem Äußeren, ſcherzhaft gegen ſeine Soldaten, übrigens unzugänglich und herriſch, ein genauer Wirth und durch den Lauf der Ereigniſſe zu beſonderem Machtgefühl gelangt. Es iſt nicht anders anzunehmen, als daß er die königliche Würde, d. h. eine ſolche, der alle Gehorſam ſchuldig ſeien, zu erneuern gedachte; denn auf dieſem Wege war er bereits begriffen; der Krieg, den er führte, war eben daher entſprungen, daß er eine Art von Oberhoheit in Anſpruch nahm. Nachdem nun ein großer Sieg erfochten war, trug er kein Bedenken, auch einen Titel anzunehmen, der ihn über alle Anderen erhob. Indem er eine volle Unabhängigkeit für ſich ſelbſt in Beſitz nahm, wollte er eine ſolche ſeinen Gegnern Ptolemäus und Kaſſander doch nicht zugeſtehen. Aber wie hätte ſich denken laſſen, daß dieſe vor ihm zurücktreten würden? Auch ſie entſchloſſen ſich jetzt, einer nach dem anderen, den Titel „König“ anzunehmen. Es geſchah in Oppoſition gegen Antigonus, der ſeinen Anſpruch auf die Oberhoheit durch die Annahme des königlichen Titels zu verſtärken meinte. Die Annahme desſelben Titels von ſeiten der anderen bedeutete, daß ſie ſeinesgleichen ſeien, ebenſo ſelbſtändig wie er und unabhängig von ihm. Obwohl Ptolemäus Cypern verloren hatte, ſo wurde er doch in Ägypten zum Könige ausgerufen; es ſcheint ihm dort ein geheimnisvolles Anſehen gegeben zu haben, daß er im Beſitz der ſterblichen Überreſte Alexanders des Großen war, die ihm der Führer des Leichenwagens überlaſſen hatte. Ein Verſuch des Antigonus, den Ptolemäus in Ägypten ſelbſt aufzuſuchen, mißlang mehr durch die Ungunſt des Wetters und des Klimas, als durch die Waffen, und wenn ſich Demetrius von Cypern mit ſeiner Seemacht nach Rhodus wandte, ſo fand er hier die hartnäckigſte Gegenwehr, die ihn zuletzt nötigte, der Inſel die Neutralität zuzugeſtehen.

Mit dieſem Widerſtande, welchen Ägypten und Rhodus dem Demetrius leiſteten, hängt es zuſammen, daß mitten in dem Kriegsgetümmel ſich wieder haltbare Selbſtändigkeiten erhoben; die bedeutungsvollſte von allen war die des Seleukus in Babylon und im oberen Aſien. Seleukus, einer von den jüngeren Kriegsgenoſſen Alexanders, der ſich beſonders in den indiſchen Feldzügen einen Namen verſchafft hatte, war wegen ſeines Anteils an dem Sturze des Perdikkas von den Macedoniern, die ſich um Antipater ſcharten, zum Satrapen von Babylon erhoben worden. Er hielt ſich auch in dem Kampfe gegen Eumenes an Antigonus. Dann aber trat zwiſchen ihnen ein Zwieſpalt ein, der in ſeinem Urſprunge für die allgemeine Lage bezeichnend iſt. Antigonus wollte als Inhaber der königlichen Macht den Satrapen von Babylon anhalten, über die Einkünfte des Landes Rechnung abzulegen. Deſſen weigerte ſich Seleukus: denn auch er ſei von den Macedoniern zum Satrapen ernannt worden, was ihn von Antigonus unabhängig mache. Zunächſt nun war Antigonus der Stärkere. Seleukus, unfähig, ſich gegen ihn zu behaupten, ergriff mit einer Anzahl von Getreuen die Flucht und wendete ſich an Ptolemäus, der in dem Rufe ſtand, daß er gefährdeten Freunden gern die Hand biete. Seleukus nahm nun vielen Anteil an den erſten Fehden zwiſchen Antigonus und Ptolemäus und an der Schlacht von Gaza, durch welche ſich Ägypten behauptete. Zu den Nachwirkungen dieſer Schlacht gehörte es, daß auch Seleukus nach Babylon zurückkehrte. Antigonus war hier nicht recht einheimiſch geworden, wie ſchon jene Chaldäer andeuteten, die ihm ſagten, er müſſe ſich entweder der Perſon des Seleukus bemächtigen, oder er werde von dieſem ſelbſt zu Grunde gerichtet werden. Seleukus fand die beſte Aufnahme. Es iſt ein Ereignis von hoher Bedeutung, daß es dieſe Länder der älteſten und eigentümlichſten Kultur, Ägypten und Babylon waren, wo die macedoniſchen Heerführer zuerſt zu einer Herrſchaft gelangten, welche territoriale Sympathien erwarb, und aus der dann die neuen Reiche hervorgingen. Seleukus verſchaffte ſich in dem oberen Aſien eine ſelbſtändige Autorität. Er hat dieſelbe hauptſächlich dadurch erlangt, daß er ſich mit einem indiſchen Machthaber, Sandrokottus, auseinanderſetzte. Man wird, wenn ich nicht irre, in der Erhebung des Sandrokottus ebenfalls ein nationales und religiöſes Moment zu erkennen haben. Eine buddhaiſtiſche Sage iſt übrig, nach welcher es die Brahmanen waren, durch die Sandrokottus veranlaßt wurde, ſich in dem Reiche der Praſier, welches von Alexander bedroht, aber nicht angegriffen war, der Herrſchaft zu bemeiſtern. So ward das Reich von Palimbothra gegründet. Seleukus wäre nicht fähig geweſen, es zu ſtürzen; es genügte ihm, eine Abkunft mit Sandrokottus zu ſchließen, kraft deren ein halbes Tauſend Elephanten ihm zur Verfügung geſtellt wurde. Dieſe bildeten fortan den Nerv der Macht, durch welche Seleukus das obere Aſien unterworfen hielt. Gegen eine Verbindung von Babylon und Indien, eine macedoniſch-griechiſche und indiſche Streitmacht, konnte ſich Perſien nicht wieder erheben. Überdies aber kam Seleukus dadurch in den Stand, auch in die Entzweiungen des vorderen Aſiens einzugreifen. Die wichtigſte Urſache des Streites, der hier zum Ausbruch kam, war die folgende.

Auch Lyſimachus, der die ihm anvertraute Satrapie von Thracien dort zur Herrſchaft über die Eingeborenen entwickelte, in höherem Grade als Philipp und ſelbſt Alexander, hatte eine Selbſtändigkeit gewonnen, die ihn abhielt, ſich dem Antigonus zu unterwerfen; auch er nahm den königlichen Titel an.

In einem ähnlichen Falle war Kaſſander in Macedonien, der wenigſtens auf ſeinen Münzen als König erſcheint, obwohl es wahr ſein mag, daß er ſich nicht als ſolcher unterſchrieb. In der Sache lag, daß ſich eine Art von Bundesgenoſſenſchaft zwiſchen Seleukus, Lyſimachus und Kaſſander im Gegenſatz gegen die Prärogative bildete, welche Antigonus in Anſpruch nahm und welche auch die Ptolemäer nicht anerkannten. Antigonus legte Hand an, vor allem Kaſſander in Macedonien zu unterwerfen. Dabei kam ihm nichts ſo ſehr zu ſtatten, als die Thätigkeit und das Talent ſeines Sohnes Demetrius, mit dem er immer in gutem Verhältnis ſtand; er ſah es gern, wenn die Welt erfuhr, daß dem ſo ſei. Demetrius war ebenfalls von imponierender Geſtalt, wenngleich nicht ganz ſo hochgewachſen wie ſein Vater. Mit der Furchtbarkeit und Würde des Vaters verband der Sohn Anmut und Schönheit. Der Ausdruck der Verwegenheit in ſeinem Angeſicht wurde durch einen Zug von königlichem Adel gemildert. Er war ein guter Geſellſchafter und liebte Weingelage mit ſeinen Kampfgenoſſen; doch that das ſeiner Applikation auf die Geſchäfte keinen Eintrag. Er hatte Sinn für griechiſche Kultur, den Ehrgeiz ſelbſt, in die Myſterien eingeweiht zu werden. Die Athener verehrten ihn wie einen Gott. Indem er den Griechen überhaupt die Herſtellung ihrer Freiheit verſprach, geriet er mit Kaſſander in immer neue Feindſeligkeiten, in denen er aber die Oberhand behielt. Er entriß demſelben nicht allein die griechiſchen Gebiete, ſondern bedrohte ihn in Macedonien, ſo daß Kaſſander es bereits für das beſte hielt, mit Antigonus in freundſchaftliche Beziehungen zu treten. Der aber wies eine Ausſöhnung zurück, bei der ihm Bedingungen gemacht werden ſollten. Hierüber entrüſtet, wandte ſich Kaſſander zuerſt an Lyſimachus, der ohne ein unabhängiges Macedonien ſein Thracien nicht hätte behaupten können, zugleich aber an die beiden neuen, bereits ſelbſtändig gewordenen Herrſcher, Ptolemäus und Seleukus. Die vier Könige vereinigten ſich gegen den fünften, der die allgemeine Oberherrſchaft in Anſpruch nahm.

Bei Ipſus in Phrygien trafen die Heere zuſammen, im Sommer des Jahres 301. Antigonus hatte anfangs vom Geſchwirre der Vögel geſprochen, die er mit einem Steinwurf auseinandertreiben werde. Aber es mußte doch Eindruck auf ihn machen, daß ſich Lyſimachus und Seleukus am Halys vereinigten und überhaupt ein Heer im Feld erſchien, das, an Zahl nicht eben ſtärker als das ſeine, durch die Elephanten, die Seleukus herbeiführte, ein unzweifelhaftes Übergewicht bekam. Die Elephanten bildeten in der Kriegführung der Zeit ein ſehr wirkſames und gefürchtetes Moment. Antigonus hatte deren 75, Seleukus führte 400 herbei. Schon hierüber ſcheint in dem Lager des Antigonus ein Vorgefühl des kommenden Unglücks entſtanden zu ſein. Von ihm ſelbſt erzählt man: er, der ſonſt immer den Sieg für unzweifelhaft gehalten, habe jetzt die Götter angerufen, ihm entweder den Sieg zu verleihen oder einen raſchen Tod vor der Niederlage. Wohl behielt nun bei dem erſten Zuſammentreffen die Reiterei des Demetrius die Oberhand; doch wurde dadurch um ſo weniger entſchieden, da er zu weit vordrang und die Phalangiten den Kampf gegen die indiſchen Elephanten nicht wagen wollten. Es war nicht ein Porus, den ſie zu bekämpfen, nicht ein Alexander, den ſie zu verteidigen hatten. Sie waren nicht gemeint, alles an alles zu ſetzen, um einen Antigonus gegen andere Feldoberſten der macedoniſchen Armee zu beſchützen. Als Seleukus die Phalanx auffordern ließ, auf ſeine Seite zu treten, gab ein großer Teil derſelben ſeiner Aufforderung Gehör. Antigonus erwartete noch die Rückkehr ſeines Sohnes von der Verfolgung; aber ehe er denſelben wiedergeſehen hatte, erlag er den Wurfgeſchoſſen der Feinde. Er war bereits über 80 Jahre alt. Demetrius zog ſich auf die Flotte zurück, von der er das Heil erhoffte.

Man darf vielleicht Wert darauf legen, daß es doch kein eigentlicher Kampf zwiſchen den macedoniſchen Phalangen war, was die Schlacht von Ipſus entſchied, ſondern mehr der Übergang des einen Teiles zu dem anderen. Die Einheit der macedoniſchen Kriegsmacht wurde noch einigermaßen aufrecht erhalten. Die Schlacht von Ipſus hat einen ähnlichen Charakter, wie das Ereignis am Nil. Wie am Nil der Erſte, der nach Alexander eine allgemeine Autorität in Anſpruch nahm, umgekommen war, ſo wurde bei Ipſus der Zweite, der eine ſolche, obwohl in geringerem Maße, auszuüben befugt zu ſein glaubte, niedergeworfen und beſeitigt. Durch die Schlacht von Ipſus wurde entſchieden, daß die Feldherren-Könige untereinander gleich ſeien. Aber in demſelben Moment entſtand wieder eine andere, mehr territoriale als univerſelle Frage dadurch, daß die Herrſchaft des Antigonus in Aſien aufgelöſt und ſein Gebiet unter die Sieger geteilt wurde. Seleukus vereinigte mit den oſtaſiatiſchen Provinzen auch Meſopotamien, Armenien, Syrien bis an den Euphrat; Ptolemäus befeſtigte ſich in dem Beſitz von Cöleſyrien: zwei neue Reiche weiten Umfangs und nunmehr befeſtigter Weltſtellung.

Indem ſich hierdurch eine Grundlage für die folgende Geſtaltung des Orients bildete, nahmen die Angelegenheiten in Europa einen ganz anderen, eigentlich entgegengeſetzten Verlauf. Dort wurde die Gewalt des Antigonus zerſtört; hier gelangten die Nachkommen desſelben zum Throne von Macedonien. Vergegenwärtigen wir uns mit einem Worte, wie das geſchah!

Demetrius Poliorcetes, der bereits den größten Namen unter den Anführern der Truppen errungen hatte, behauptete ſich noch zunächſt in Cypern und an den benachbarten Küſten von Cilicien und Phönizien. Aber ſeine Macht nach Oſten zu wenden, konnte er doch nicht gemeint ſein; das Element, auf dem er wirkliche Macht beſaß, war das Meer. Sein Intereſſe rief ihn nach Griechenland, wo er kurz vorher zum Strategen erhoben worden war. Nun mußte er freilich erleben, daß ſeine Autorität in Griechenland durch den

Ausgang der Schlacht von Ipſus untergraben worden war; Athen, um das er ſo große Verdienſte zu haben behauptete und wirklich hatte, fiel von ihm ab; andere Städte folgten dieſem Beiſpiel. Aber dieſer Abfall verdoppelte den Ehrgeiz des Demetrius, dem jetzt auch ein gewiſſes Recht zur Seite ſtand; er wandte ſeine Macht gegen Athen. Die Stadt fand Unterſtützung bei den Königen von Thracien, Macedonien und Ägypten; es ſchloß ein univerſales Intereſſe ein, ob Demetrius Athen überwältigen werde oder nicht. Auch ihm kam aber das Übermaß der Demokratie, das hier zu einer Art von Tyrannis führte, zu ſtatten. Indem ſich Athen in einer wilden inneren Spaltung zerrüttete, entwickelte Demetrius ſeine Seemacht ſo glücklich, daß ihm ein herbeikommendes ägyptiſches Geſchwader nichts anhaben konnte; er wußte dann der Stadt ihre Zufuhr abzuſchneiden, ſo daß ſie ſich, von innerem Hader zerfleiſcht und von Hunger gepeinigt, ihm unterwerfen mußte. Jedermann kennt die Scene, wie Demetrius dann das Volk im Theater verſammelte und demſelben, welches Strafdekrete erwartete — denn es war von den Truppen des Siegers umgeben —, Verzeihung, Herſtellung ſeiner Freiheiten und ein höchſt erwünſchtes Geſchenk an Lebensmitteln ankündigte. Denn der litterariſche Ruhm der Hauptſtadt wirkte auch auf die Behandlung zurück, welche ihr zu teil wurde. Demetrius war eben ein Mann, welchen Gefühle dieſer Art beſeelten; er wollte Großmut üben und dafür gelobt ſein. Er machte dann nicht ſo viel daraus, daß er die Reſte der aſiatiſchen Beſitzungen ſeines Vaters verlor, die in die Hand ſeiner Nachbarn fielen; ſchon eröffnete ſich ihm ein neuer Schauplatz ſeiner Thätigkeit. König Kaſſander von Macedonien nämlich war um dieſe Zeit geſtorben, und unter ſeinen Söhnen war keiner, der ihn hätte erſetzen können. Der älteſte von ihnen, der ihm nachfolgte, ſtarb eines frühen Todes; deſſen Brüder aber gerieten über die Erbſchaft in offenen Kampf.

Niemals hat es eine Zeit gegeben, in welcher das Streben nach der höchſten Gewalt verbrecheriſchere Unthaten hervorgebracht hat, als dieſe. Das gräßlichſte von allen hat der ältere der noch überlebenden Söhne Kaſſanders begangen. Er hat ſeine Mutter umgebracht, weil er vermeinte, ſie gäbe dem jüngeren Bruder, Alexander, den Vorzug vor ihm. Er ſtiftete ſich ein Andenken des Abſcheus. Der jüngere, Alexander, ſchwankte zwiſchen fremden Einflüſſen hin und her, ſo daß es ſich erklären läßt, wenn die Macedonier ihr Augenmerk auf den Schwiegerſohn des alten Antipater, Demetrius, deſſen gemäßigtes Verhalten bei ihnen in guter Erinnerung geblieben war, richteten. Demetrius ließ Alexander bei einem Gaſtmahl zu Lariſſa umbringen; die macedoniſchen Truppen, die dieſen begleitet hatten, traten dann zu Demetrius über. Sie führten denſelben nach Macedonien, wo er gute Aufnahme fand, zumal da er ſeinen Sohn, zugleich den Enkel des Antipater, Antigonus Gonatas, der ſein Erbe ſein ſollte, herbeiführte. Demetrius faßte, durch dieſen Succeß ermutigt, den Gedanken, noch einmal nach Aſien vorzudringen und die Herrſchaft ſeines Vaters zu erneuern. Aber eben indem er dazu ſchreiten wollte, wurde er von den Truppen, die er in dieſer Abſicht verſammelt hatte, verlaſſen.

Sie hatten ihm wohl die Herrſchaft in Macedonien verſchafft, wobei ſie nicht viel wagten; aber ihn nach Aſien überzuführen und in die Gewalt ſeines Vaters herzuſtellen, was nicht ohne den blutigſten Kampf gegen die Truppen der anderen Fürſten, die doch auch dem macedoniſchen Kriegsheere angehörten, geſchehen konnte, lag nicht in ihrem Sinn. Es iſt das Ereignis vom Nil und von Ipſus zum drittenmal. Die Macedonier verſagten dem Führer den Dienſt, der ſie in einen gefährlichen Kampf, der auf perſönlichem Eigenwillen beruhte, verwickelt hätte.

Die Kriegsvölker ſtanden davon ab, ein alle Eroberungen Alexanders umfaſſendes einheitliches Reich zu bilden. Sie fügten ſich in die Notwendigkeit von territorialen Abſonderungen, die doch auch ſehr umfaſſend waren, aber ihrerſeits immer neue Schwierigkeiten hervorriefen. Damals hatte ſich durch Lyſimachus, wie angedeutet, das Königreich Thracien gebildet, das auch einen Teil von Kleinaſien umfaßte, und von dem vielleicht zu wünſchen geweſen wäre, daß es ſich erhalten hätte, um den benachbarten Barbaren, nicht mehr denen von ſcythiſchem, ſondern hauptſächlich denen von keltiſchem Urſprung, zu widerſtehen. Allein zu einem ſicheren Beſtand konnte es dieſes Königreich doch nicht bringen. Auf der einen Seite lag es mit Macedonien in unaufhörlichem Kampfe. Die Anfälle von dieſer Seite jedoch wehrte Lyſimachus glücklich ab. Demetrius verwickelte ſich, indem er zugleich Macedonien und Griechenland zu behaupten und Thracien zu erobern ſuchte, dann aber ſich nach Aſien wendete, immer unternehmend und rückſichtslos, wie er war, in feindſelige Verhältniſſe mit Seleukus, in deſſen Hände er geriet, ſo daß er als der Gefangene desſelben geſtorben iſt. Aber auch zwiſchen Lyſimachus und Seleukus brachen Zwiſtigkeiten aus. Gegen Antigonus und deſſen Sohn waren ſie vereinigt geweſen; als von denen nichts mehr zu fürchten war, gerieten ſie ſelbſt miteinander in Streit. Es waren die beiden letzten Gefährten des großen Alexander; ſie ſtanden bereits in hohen Jahren. Aber in dieſen zu Königen gewordenen Heerführern lebte eine niemals ruhende Eiferſucht auf den ausſchließlichen Beſitz der höchſten Gewalt, der es an einer legitimen Repräſentation gebrach, eine Eiferſucht, die ihre Familien zerrüttete und ihre gegenſeitigen Verhältniſſe immer von neuem verwirrte. Wie jener macedoniſche Fürſt ſeine Mutter, ſo hat Lyſimachus ſeinen Sohn getötet, ſobald ihm derſelbe gefährlich erſchien. Deſſen Freunde und Anhänger nahmen ihre Zuflucht zu Seleukus, worauf es zwiſchen den beiden Königen ſelbſt zum Kampfe kam. Lyſimachus erlag bei dem erſten Zuſammentreffen mit Seleukus. Seine Gewalt löſte ſich auf; ſein Königreich verſchwand. Und über den Trümmern desſelben behauptete ſich Macedonien oder wurde vielmehr neu begründet. In der Verwirrung, die man als die Zeit der Anarchie bezeichnet, erlangte Antigonus Gonatas, Sohn des Demetrius, Enkel Antipaters, im Jahre 278 den Thron von Macedonien. Die Autorität der alten Könige geriet auch hier definitiv in die Hände eines Geſchlechtes, deſſen Stifter zu den Kriegsführern Alexanders gehörte. Die Regierung des Antigonus Gonatas macht Epoche in der Geſchichte des Landes. Er behauptete das Anſehen Macedoniens in Griechenland, ohne dies doch zu beherrſchen. Er hatte die ſchwerſten Kämpfe mit den nördlichen Barbaren zu beſtehen und geriet zugleich in Berührungen mit den weſtlichen Mächten, welche um das Schickſal Italiens miteinander rangen. Wir werden dieſes Reiches ſpäter in anderem Zuſammenhange gedenken. Hier faſſen wir die Entwickelung der beiden anderen Reiche, die ſich auf den Bahnen bewegte, welche Alexander der Große eröffnet hatte, ins Auge: eine der großartigſten, welche die Weltgeſchichte kennt.

Unter den großen Berühmtheiten der Welt, wenngleich nur ein Stern zweiten Ranges, aber von hellſtem Glanze, erſcheint Seleukus Nikator. Seine Geſchichte iſt von Sagen umgeben, wie die des Cyrus und des Romulus, was wenigſtens von der Bedeutung zeugt, welche die Zeitgenoſſen ihm beilegten. Ihm hauptſächlich waren die großen militäriſchen Entſcheidungen der Epoche zuzuſchreiben. Nachdem er Vorderaſien anfangs mit Lyſimachus geteilt hatte, nahm er infolge des erwähnten Kampfes auch deſſen Anteil an ſich. Er herrſchte vom Hellespont bis zum Indus. Vornehmlich durch ihn gelangte die griechiſch-macedoniſche Macht in Aſien zu feſtem Beſtande. Die Macht des perſiſchen Reiches, welche darauf beruhte, daß ſie den unterworfenen Völkerſchaften alle Selbſtändigkeit der Bewaffnung entzog, war eine Vorbereitung für das Übergewicht der Macedonier und Griechen. Alexander hatte Recht, wenn er meinte, die aſiatiſchen Völker von dem perſiſchen Joche zu befreien; denn Widerſtand bei den Populationen hatte er nur etwa in Tyrus und endlich am Indus gefunden; doch war ſeine Herrſchaft noch nicht zur Haltbarkeit gelangt, als ſie in die Hand des Perdikkas überging. Man hätte erwarten können, daß ſie durch die Kämpfe der Heerführer untereinander geſchwächt worden wäre, aber wir bemerkten ſchon, daß dieſe doch nie ſehr blutig waren. Das macedoniſche Heer vermied, was in einer anderen Weltepoche dem in mancher Hinſicht ähnlichen Heere der Franken begegnet iſt: niemals kam es zu einem ernſtlichen Kampfe des einen Teiles gegen den anderen. Wenn dieſe Teile ſich aber ſonderten, ſo hatte das wieder den Vorteil, daß ſie ſich mehr in ſich konſolidieren konnten. Man darf die Herrſchaft des Seleukus nicht geradehin als eine Fortſetzung von der Alexanders, noch auch des perſiſchen Reiches anſehen; ſie hatte ihren eigenen Mittelpunkt in Babylon. In der That war ſie mehr eine Erneuerung des babyloniſch-aſſyriſchen Reiches, welches ſich unter der Einwirkung des macedoniſch-griechiſchen Heeres von Perſien und Medien wieder losriß. Die Magier wurden ſo zu ſagen von den Chaldäern ausgeſtoßen. Der Bel zu Babel gelangte in der Hauptſtadt des Seleukus, Seleucia, zu einer religiöſen Bedeutung für das obere Aſien, die er in den früheren Zeiten nie gehabt hatte. Nicht in Perſien, wohl aber in Medien finden ſich Anſiedelungen des neuen Herrſchers von nicht geringer Bedeutung. Der Zuſammenhang mit Indien wurde, obwohl Sandrokottus ſelbſtändig war, niemals aufgegeben, wie die Münzen griechiſchen Gepräges bezeugen, die man in jenen Regionen findet. In anderen hielt ſich, wie ſchon unter Alexander, eine gewiſſe Vermiſchung orientaliſchen und macedoniſchen Weſens. In Armenien hatte ſich ein Perſer Orontes behauptet, und ſchon in der Mitte des dritten Jahrhunderts finden wir einen neuen König: eine Münze nennt Arſames. In Kappadocien behauptete ſich Ariarathes, der ſich rühmte, von einem der erſten Vertrauten des Darius abzuſtammen, im zweiten Jahrhundert finden wir einen griechiſch gebildeten König, Ariarathes V.

Auch die Mithridate am Pontus, die von den Nachfolgern Alexanders ſchon um das Jahr 300 anerkannt wurden, bezeichnen ſich als Nachkommen eines perſiſchen Großen, Artabazus, aus Darius Hyſtaspis' Zeit. Schon früh befleißigten ſie ſich jedoch griechiſcher Bildung; einer von ihnen wird als Bewunderer Platos bezeichnet. Auf der nordweſtlichen Hochebene von Medien erhielt ſich ein Überreſt des perſiſchen Reiches. Auch nach dem Falle desſelben war Atropates dort Statthalter geblieben, deſſen Namen ſich in dem Namen der Landſchaft Jahrhunderte lang fortgepflanzt hat. Nicht ſelten wurde das Gebiet des Seleukus, von den kaspiſchen Päſſen bis Ekbatana hin, von da aus feindlich überzogen und die Verbindung zwiſchen Kaspiſchem und Schwarzem Meere, auf welche Seleukus dachte, durchbrochen.

Nur dunkel und einſilbig werden die Feindſeligkeiten zwiſchen Medien und Syrien erwähnt, von welchen Strabo ſagt, daß ſie den Anlaß zum Abfall von Baktrien und Parthien gegeben haben. Auf dem alten Kulturboden von Baktra erhielt ſich die griechiſche Herrſchaft, keineswegs jedoch immer unter der Oberherrſchaft des ſyriſchen Reiches. Schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts treten unabhängige Herrſcher griechiſcher Herkunft auf, wie Diodotus, deſſen Haus von Euthydemus verdrängt wurde, deſſen Sohn Demetrius als König der Inder erſcheint. Die Griechen hatten ſich dort eine neue feſte Stellung gegründet und breiteten von da ihre Macht nach Indien aus. Der Geſchichtsforſchung ſind dieſe Fürſten nur durch ihre Münzen bekannt, aus denen ſich ergiebt, daß ſie nicht ſelten ſich untereinander bekämpft haben. Unvergeßlich ſind ſie als die Träger griechiſcher Macht und Kultur in den entfernteſten Regionen; ſoviel man weiß, eben im Gegenſatz mit ihnen, haben ſich in dem Moment ihres Abfalls ſelbſt die Parther gegen die Seleuciden empört unter der Führung des Arſaces, den Strabo als einen geborenen Scythen bezeichnet. Es waren die Reitervölker, welche früher immer den Perſern Hülfe geleiſtet hatten, aber von den Griechen nicht in Unterthänigkeit gehalten werden konnten.

Wir ſehen, das ſyriſche Reich war weit entfernt, den ganzen Umkreis des perſiſchen zu umfaſſen; ſeine weſentliche Macht beſchränkte ſich auf Meſopotamien, Babylon, Syrien und Vorderaſien. Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf das eingentliche Syrien. Es hatte vier große Städte: zwei im Binnenlande, Antiochia, Apamea, welches der Waffenplatz der Seleuciden war, mit einer Feſtung auf einem Hügel, wo der Fürſt auch ſeine Elephantengeſtüte hatte; zwei an der Küſte, Seleucia auf einer von allen Seiten unzugänglichen Höhe der pieriſchen Berge ſtark befeſtigt, zur Zuflucht im Unglück. Wo der Felſen ſich gegen die See ſenkt, war ein Hafen gezogen, um den ſich eine Hafenſtadt bildete, jedoch ganz getrennt von der eigentlichen Stadt, zu der die Fußgänger auf ſchief anlaufenden Straßen gingen; noch ſieht man die Ruinen des Molo. Etwas ſüdlicher finden wir einen anderen feſten Platz mit beſſerem Hafen, Laodicea, durch Weinbau reich. Eine an Abwechſelung und Kultur unvergleichliche Straße führte von Laodicia nach Antiochia.

Das iſt die ſyriſche Tetrapolis. Seleukus nannte Antiochia nach ſeinem Vater, Laodicea nach ſeiner Mutter — er mochte dieſe Gründungen für die wichtigſten halten —, Apamea nach ſeiner perſiſchen Gemahlin, Seleucia nach ſeinem eigenen Namen.

Seleukus kann als einer der größten Städtegründer, die je gelebt haben, betrachtet werden. Noch Jahrhunderte ſpäter rühmt ihn Ammian als einen Mann von einer zum Ziele gelangenden kräftigen Wirkſamkeit, der aus elenden Bauernhütten mächtige und blühende Städte geſchaffen habe. Eine große Zahl von ihm gegründeter Städte reiht ſich denen an, welche das Andenken Alexanders im Orient erhalten haben. Doch läßt ſich das nicht bloß als ein perſönliches Verdienſt betrachten; es hing mit der großen Strömung des griechiſchen Kolonialgeiſtes zuſammen. Wie lange und oft hatten die Griechen in Aſien vorzudringen geſtrebt! Aber durch die Übermacht des perſiſchen Reiches waren ſie energiſch zurückgewieſen worden; nur als Mietstruppen hatten ſie Eingang gefunden. Jetzt war dieſer Bann gelöſt; aller Schranken entledigt und durch den Umſchwung der politiſchen Lage eingeladen, ſtrömten nun die Griechen in Kleinaſien, Syrien, Ägypten ein. Wir finden ſie überall; ſelbſt Judäa ſah ſich plötzlich an allen ſeinen Grenzen von griechiſchen Elementen, gleichviel ob ſie von Syrien oder von Ägypten herkamen, umfaßt und ergriffen. Die Judäer benutzten den günſtigen Augenblick, um an der Bewegung teilzunehmen, ohne doch darum ihren Zuſammenhang mit ihrem Hohenprieſter und mit Jeruſalem zu löſen. Die Könige haben ihnen Anteil an den Rechten der Gemeindeverfaſſung gegeben, durch deren Bewilligung die Griechen herbeigezogen wurden. Denn das bei weitem überwiegende blieb doch das griechiſche Element. Und welche Städte ſind es, die dieſer Völkerbewegung ihren Urſprung verdankten! Antiochien war ſchon von Antigonus gegründet, der Macedonier und beſonders Athener dahin führte. Die Rhetoren rühmen die Fruchtbarkeit des Bodens und die Anmut der Landſchaft, das gelinde Wetter im Winter, die kühlenden Winde des Sommers. Eine Straße von ungewöhnlicher Dimenſion durchzog die Stadt, drei Viertel geographiſche Meilen lang, wie in der ſpäteren Zeit ähnliche Neapel und Palermo. Eine Meile von der Stadt lag ein Hain des Apollo und der Diana, Daphne genannt, wo Kunſt und Natur ſich vereinigten, der Sitz des Genuſſes und der Schwelgerei.

Noch großartiger war die Stellung von Alexandria in Ägypten, der bedeutendſten von allen Gründungen Alexanders.

Die Ptolemäer behaupteten ein vorwaltendes Anſehen in dem Mittelmeere: Cypern wurde erobert, auch Rhodus ſchloß ſich an. Wir finden ägyptiſche Kauffahrer im Schwarzen Meere. Die enge Verbindung des ägyptiſchen und des griechiſchen Weſens, die hierdurch entſtand, zeigte ſich auch darin, daß ein Abbild des Zeus-Hades aus Sinope nach Ägypten gebracht wurde, um dort als Serapis-Oſiris der Unterwelt verehrt zu werden. Die Ptolemäer übten in den inneren Zerwürfniſſen der Griechen des Mutterlandes immer einen ſehr lebendigen politiſchen Einfluß aus, womit es zuſammenhängen mag, daß durch ſie die älteſten Mythen über die Verbindung Ägyptens mit Griechenland wieder auflebten. Was aber dem ptolemäiſchen Ägypten eine mit der alten Pharaonenzeit wetteifernde Weltbeziehung gab, war die erneuerte Schiffahrt nach Indien. Sie wurde von den Ptolemäern ihrer Stellung gemäß noch weiter ausgebildet. Wo die voneinander getrennten Kontinentalmaſſen tiefe maritime Einſchnitte darbieten, begründeten dieſelben eine Waſſerſtraße zwiſchen dem Mittelländiſchen und dem Roten Meere. Schon Necho hatte es verſucht; doch war ſein Kanal wieder verſandet. Wie ihn Ptolemäus Philadelphus herſtellte, ſo hat er bis zur Römerzeit beſtanden. Zugleich wurde das Rote Meer von den arabiſchen Seeräubern gereinigt, ſo daß der Verkehr nach Indien mit Sicherheit wieder aufgenommen werden konnte. Was aus dem fernſten Orient, aus Arabien und Äthiopien kam, wurde nach dem Hafen von Alexandria geführt, von wo es nach aller Welt ging.

Daher gelangte Ägypten zu einem Reichtum und einer Blüte, wie es noch nie gehabt hatte. So zahlreich die alten Anſiedelungen waren, ſo wurden ſie doch jetzt bei weitem überboten. Aber wir wollen die übertreibenden Angaben hier nicht wiederholen und es dahingeſtellt ſein laſſen, wie es mit den 74000 Talenten ſteht, die der ägyptiſche Schatz enthalten haben ſoll. Wenn es auch nur Kupfertalente waren, ſo iſt doch die hier zuſammenſtrömende disponible Geldmaſſe eine ſehr bedeutende geweſen. Die bewaffnete Macht wird auf 3500 Kriegsſchiffe und 240000 Mann zu Lande angegeben. Das Kriegsheer hatte, da es ſeiner Grundlage nach aus Macedoniern beſtand, immer eine gewiſſe Selbſtändigkeit. Der Fürſt beſtieg nur auf Anerkennung der Truppen den Thron. Dieſer Iſegorie ſtand eine Iſopolitie zur Seite, d. h. eine Gleichberechtigung der verſchiedenen, in den Städten vereinigten Völkerelemente, Ägypter, Griechen und in Alexandria bereits auch Juden. Wenn es bei der Weltbewegung der Zeit nicht ſo ſehr darauf ankam, ein neues Reich an die Stelle des alten zu ſetzen, als darauf, die getrennten und einander feindſeligen Völkerelemente in Verbindung zu bringen, ſo wurde dieſer Zweck vornehmlich in Ägypten erreicht. Die Religionen der Ägypter und der Griechen zogen ſich gegenſeitig an; die helleniſtiſchen Ptolemäer pflegten die alteinheimiſchen Gottesdienſte; Ptolemäus Lagi ſoll eine große Summe, 50 Talente verwendet haben, um den Apis wieder aufzufinden. Das ägyptiſche Altertum ward nach langer Verdunkelung wieder lebendig; Manetho betrachtete die alten Dynaſtien, inſoweit man ſie aus den Monumenten herausleſen konnte, als Vorläufer der Ptolemäer und dieſe als ebenbürtige Nachfolger der früheren Könige. So knüpfte Beroſus die babyloniſche Tradition an das Haus der Seleuciden an. Beinahe ehrwürdig erſcheint zwiſchen ihnen die Überſetzung des Alten Teſtamentes durch die ſogenannten ſiebzig Dolmetſcher; da iſt von keiner Beziehung auf die Gegenwart die Rede; auch in der Überſetzung ſtellt ſich das höchſte Altertum in ungeſchminkter Einfalt dar.

Von der größten Bedeutung aber für alle Zeiten iſt, daß ſich in Alexandria eine neue Metropole für die Entwickelung der griechiſchen Litteratur und Gelehrſamkeit bildete. Eine unmittelbare Veranlaſſung dazu entſprang aus dem fortdauernden Kampf der verſchiedenen großen Intereſſen und Mächte, welche Griechenland zerſetzten und beſchäftigten. Was man einſt ſchon in Macedonien geſucht hatte, bot jetzt Alexandria dar, Sicherheit und Muße für die Studien. Man darf hier nicht philoſophiſche oder poetiſche Produktionen erſten Ranges erwarten; dazu waren die veränderten Zeiten überhaupt nicht angethan, und was der griechiſche Geiſt in dieſen Zweigen zu leiſten fähig war, hat er auf dem einheimiſchen Boden geleiſtet.

Aber in Alexandria wurde eine Bibliothek zuſtande gebracht, welche alle Monumente der griechiſchen Litteratur umfaſſen ſollte. Talente für die allgemeine Gelehrſamkeit traten auf, wie ſie bisher ſich noch nicht hatten hervorthun können: Eratoſthenes vor allen, ohne Zweifel einer der größten Bibliothekare, die jemals gelebt, und zugleich der leidenſchaftlichſte bei ſeiner Arbeit; als ſeine Augen ihm den Dienſt verſagten, ſo daß er nicht mehr leſen konnte, hat er, ſo erzählt man, überhaupt nicht mehr leben wollen, ſondern ſich durch Hunger getötet. Auch ihm aber hat die großartige Weltſtellung Ägyptens neue wiſſenſchaftliche Impulſe gegeben; er hat die erſte Gradmeſſung vollzogen, wiewohl mit unvollkommenen Mitteln. Unendlich wichtig wurde die Bekanntſchaft mit der orientaliſchen Kosmologie, beſonders den Beobachtungen der Chaldäer, für die Erforſchung des Verhältniſſes der Erde zu dem Weltſyſtem, dem ſie angehört. Unmöglich aber wäre dieſe geweſen ohne die Ausbildung der mathematiſchen Wiſſenſchaft. Alledem, was der grichiſche Geiſt geleiſtet, tritt die Ausarbeitung der mathematiſchen Methode, welche Euklides in Alexandria vollendete, ebenbürtig zur Seite. Auch Archimedes hat eine Zeitlang in Alexandria ſtudiert. Die grammatiſchen Wiſſenſchaften auf der einen Seite, die mathematiſch-phyſiſchen auf der anderen, blühten in Alexandria nebeneinander auf; ſie bilden eine Grundlage für alle ſpätere Wiſſenſchaft der Welt.

Zwölftes Kapitel.

Ein Blick auf Karthago und Syrakus.

Der politiſche Zuſtand der öſtlichen Welt beruhte auf dem Gleichgewicht der drei macedoniſch-helleniſtiſchen Monarchien. Neben ihnen gab es aber noch eine Macht, die, ihnen von Grund aus entgegengeſetzt, im Weſten eine beherrſchende Stellung einnahm. Solange die griechiſche Nationalität und der griechiſche Geiſt in dem Orient noch Widerſtand fanden, waren ſie durch Handel und Waffen gegen das weſtliche Europa vorgedrungen; denn die einmal entwickelten Kräfte haben immer eine unbegrenzte Ausbreitung im Auge. Hier ſtand ihnen das ſeegewaltige Karthago entgegen. Es entſpann ſich ein Kampf zwiſchen den griechiſchen Städten, welche Sicilien eingenommen, unter denen Syrakus die vornehmſte war, und den Karthagern, welche die auf dieſer Inſel gewonnene Poſition zu behaupten und zu verſtärken unaufhörlich beſchäftigt waren. Es iſt ein Kampf, der an ſich eine gewiſſe Analogie mit dem macedoniſch-perſiſchen hat und ſich mit demſelben, wie wir ſehen werden, einmal thatſächlich berührt, der aber doch einen ganz anderen Charakter trägt. Denn nicht zwiſchen großen Königen wird er durchgefochten, ſondern zwiſchen zwei Republiken, von denen die eine ſemitiſchen Urſprungs und von oligarchiſcher Tendenz war, die andere, Syrakus, mit dem griechiſchen Mutterland eng verbunden, überwiegend demokratiſchen Formen huldigte, die aber immer wieder in die Tyrannis umſchlugen. Vergegenwärtigen wir uns mit kurzen Zügen die Lage von Karthago!

Schon Strabo bemerkt die Einheit und beinahe Geſchloſſenheit der weſtlichen Regionen des Mittelländiſchen Meeres von da an, wo die Weſtſpitze von Sicilien nur zwölf Meilen von der Nordküſte Afrikas entfernt iſt. Er bezeichnet dieſe Stelle gleichſam als eine Durchfahrt. Eben dort nun, in Kleinafrika, hat die tyriſche Kolonie, Karthago, ein eigenes maritimes Reich gegründet. Vergeblich ſuchten die Griechen in älteſter Zeit in Korſika und in Sardinien feſten Fuß zu faſſen; ſie mußten von dort zurückweichen. Cagliari iſt eine puniſche, d. h. karthagiſche Stiftung. Die Inſel Malta (Melite) bekam von puniſchen Seefahrern ihren Namen, welcher „Zufluchtsort“ bedeutet; auch Panormus iſt eine puniſche Gründung. Aus denſelben Elementen gebildet, von den nämlichen Antrieben belebt, wie Tyrus, beſaß doch Karthago den Vorzug vor dieſer ſeiner Mutterſtadt, daß es keine mächtigen, mit einander in Konflikt ſtehenden Staaten in ſeinem Rücken hatte. Von den Griechen in Cyrene war es durch eine Wüſte geſchieden, in der die Grenzen durch ein Menſchenopfer, der Sage nach ein freiwilliges, feſtgeſetzt worden waren. Seine libyſchen Nachbarn wußten von keinen fremden Einwirkungen, ſo daß die Punier eines anſehnlichen Landgebietes vollkommen mächtig waren. Allen fremden Seefahrten nach der Meerenge hin widerſetzten ſie ſich mit unnachſichtiger Eiferſucht; ſie verſenkten die Schiffe, welche ſie auf dieſen Einbrüchen betrafen. Jenſeit der Meerenge ſelbſt haben ſie zu beiden Seiten Kolonien gegründet. Das ſüdliche Spanien war mit liby-phöniziſchen Anſiedelungen bedeckt; Tarteſſus, von wo die Griechen hatten weichen müſſen, erkannte ihre Hoheit an. Wir haben einen Bericht von ihren Seefahrten in ſüdlicher Richtung, in der ſie das Kap Bojador umſchifften. Man glaubt in ihren Nachrichten die Küſten von Senegambien wiederzufinden; ſie haben auch da Kolonien gegründet. Die Verbindung des Mittelmeeres mit dem Atlantiſchen Ocean hatten ſie ausſchließend in Händen.

Zur Behauptung dieſer Übermacht und zur Vollendung dieſes merkantilen Reiches gehörte nun aber der Beſitz von Sicilien, den ihnen die Griechen, vor allen die Syrakuſaner, beſtritten. Um die allgemeine Lage der Welt in dieſer Epoche zu faſſen, iſt es unerläßlich, wenigſtens auf die wichtigſten Momente dieſes Kampfes einen Blick zu werfen.

Wäre es den Athenern mit ihrem Angriff auf Syrakus gelungen, ſo würden ſich die Karthager ſchwerlich dauernd auf der Inſel haben behaupten können. Der unglückliche Ausgang jenes Verſuches ſchützte ſie nicht allein vor der Gefahr, er gereichte ihnen ſelbſt zum Vorteil: die von den Athenern aufgerufenen Hülfsvölker leiſteten eine Zeit lang den Karthagern die nützlichſten Dienſte. Und noch andere, zwar weniger geübte, aber um ſo zahlreichere Scharen aus Libyen, Spanien und Italien ſammelte Hannibal, der Enkel des bei Himera gefallenen Feldherrn Hamilcar, um ſich und führte ſie im Jahre 410 nach Sicilien. An der Stelle, wo er zuerſt landete, iſt ſpäter Lilybäum, ein Hauptwaffenplatz der Karthager, erbaut worden. Er nahm Selinus, das noch in den Ruinen der Mauern gegen ihn verteidigt wurde; er überwand die Himeräer. Die Gefangenen, dreitauſend an Zahl, ließ er an den Ort führen, wo einſt ſein Großvater gefallen war, und ſchlachtete ſie alle dieſem zu einem entſetzlichen Totenopfer.

Dieſer Handlung des Entſetzens gegenüber zeigte ſich das griechiſche Element doch nur ſehr ſchwach. Syrakus beſaß einen Mann, der es vermocht hätte, den Fortſchritten der Karthager Einhalt zu thun, jenen Hermokrates, der auch in dem Kampfe gegen Athen das Beſte geleiſtet hatte und dann den Lacedämoniern an der Küſte von Kleinaſien zu Hülfe gekommen war. Thucydides ſagt von ihm, er habe weder an Einſicht noch an Tapferkeit einem anderen nachgeſtanden; aber wie es in dieſen, von inneren Gärungen erfüllten Republiken der Fall war, daß häufig eben die beſten Männer verjagt wurden, ſo hatte auch Hermokrates ſich verbannt ſehen müſſen. Eine Zeit lang führte er den Krieg in Sicilien auf ſeine eigene Hand, ſtellte Selinus zum Teil wieder her, ſuchte das karthagiſche Gebiet mit Feindſeligkeiten, die nicht ohne Erfolg waren, heim und erwarb ſich allgemeine Anerkennung, nur nicht bei ſeinen politiſchen Feinden; ſie dachten nicht daran, ihn zurückzurufen, und als er es wagte, mit Hülfe einiger Freunde gewaltſam einzudringen, ward er dort auf dem Markte erſchlagen.

Denn der Zwieſpalt der Parteiung pflegt jede Rückſicht auf perſönliches Verdienſt, ſo groß dies auch ſein mag, zu erſticken.

Als nun die Karthager bald darauf von neuem in Sicilien erſchienen, fiel ſogar Agrigent, nach Syrakus die zweite Stadt der Inſel, in ihre Hände. Eben ihre Größe und Volksmenge wurden der Stadt, der es an Zufuhr mangelte, verderblich.

Das Ereignis erregte bei den ſiciliſchen Griechen allgemeinen Schrecken; ſie fürchteten, ſich gegen die Übermacht der Karthager nicht behaupten zu können. Viele flüchteten mit Weib und Kind nach Italien; ſelbſt auf Syrakus zählten ſie nicht mehr: denn, wenn die ſyrakuſaniſchen Strategen gewollt hätten, ſo würden ſie Agrigent haben verteidigen können; man meinte, ſie ſeien ſelbſt mehr auf ſeiten der Karthager, vielleicht von ihnen beſtochen. In dieſer Verwirrung, welche die Beſorgnis, von den Karthagern übermannt zu werden, hervorrief, hat ſich ein Tyrann in Syrakus erhoben. Die Agrigentiner klagten nämlich die Führer der ſyrakuſaniſchen Truppen in Syrakus an; aber bei deren Anſehen und Macht wagte niemand ſich mit ihnen zu verfeinden, bis ſich endlich einer von den alten Genoſſen des Hermokrates, Dionyſius, ein Mann von geringer Herkunft, dazu ermannte. Er hatte dabei die Unterſtützung des Hiſtorikers Philiſtus, eines begüterten Bürgers von gutem Hauſe, der ihm mit Geld beizuſtehen verſprach, wenn ſein Unternehmen ſcheitere. Aber es gelang auf das glücklichſte; denn das Volk von Syrakus war von der Wahrheit der Anklagen überzeugt; die obſchwebende Gefahr erfüllte alle Gemüter. Die alten Strategen wurden abgeſetzt; unter den neuen erſchien Dionyſius, der ohne viel Mühe nach einiger Zeit die höchſte Gewalt in ſeine Hände bekam.

Zunächſt wurde jedoch dadurch in den allgemeinen Verhältniſſen nichts geändert. Dionyſius hielt es vielmehr in der Stadt ſelbſt ſeines Anſehens wegen für erforderlich, von den Karthagern anerkannt zu werden; er ſchloß mit ihnen einen Frieden, nach welchem ſie Himera, Selinus und Agrigent behielten, allen nicht unterworfenen Griechen aber eine gegenſeitige Unabhängigkeit vorbehalten wurde, was dazu beitrug, ihre Macht vollends zu zerſplittern.

In dem älteren Dionyſius bemerkt man ein Gemiſch von Entſchloſſenheit, Liſt und Gewaltſamkeit, von Schwung und Thatkraft, das vielleicht dazu gehörte, um ſich in der ſtürmiſch gärenden demokratiſchen Gemeinde zu behaupten; eine wirkliche Tugend, welche einfach iſt, darf man hier nicht ſuchen.

Wahrſcheinlich hat ihm Philiſtus mit gutem Rat zur Seite geſtanden. Philiſtus wurde ſpäter von Dionyſius mißhandelt; er hat ihm aber dem zum Trotz in ſeiner Geſchichte mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als jemand ſonſt.

Dionyſius, ſobald er ſich einigermaßen befeſtigt glaubte, wagte es, den Krieg gegen Karthago zu erneuern, und ſehr anſehnlich waren ſeine Rüſtungen; aber an und für ſich konnte ſich doch Syrakus mit Karthago nicht meſſen.

Himilco, der demſelben Geſchlecht angehörte, wie Hannibal, erſchien mit einer bei weitem überlegenen Macht, wenn es auch nicht buchſtäblich wahr iſt, was Ephorus geſagt hat, daß ſein Heer 300000 Mann gezählt habe.

Dionyſius hatte nicht den Mut, es in den karthagiſchen Gebieten, wo er ſchon große Fortſchritte gemacht hatte, zu einer Feldſchlacht kommen zu laſſen; er zog ſich in ſeine Hauptſtadt zurück. Bald aber ſah er ſich hier zugleich zu Lande und zur See von einem ſiegreichen und rachſüchtigen Feinde angegriffen. Der Demetertempel der Syrakuſaner, faſt ihr vornehmſtes Heiligtum, wurde geplündert.

Da die Vorſtadt von Achradina genommen war, die Belagerung auf das ernſteſte fortſchritt und die Feinde des Dionyſius innerhalb der Stadt ſich regten, ſo ließ ſich nichts als Unheil erwarten; auch diesmal aber, wie bei dem Angriff der Athener, kam den Syrakuſanern die Lage und das für alle Fremde verderbliche Klima von Syrakus zu ſtatten. Nachtfröſte, abwechſelnd mit einer unerträglichen Hitze am Tage, die Ausdünſtungen der ſumpfigen Landſchaft brachten unter den Karthagern eine anſteckende Krankheit hervor. Es war eine wirkliche Peſt, welche in einer Weiſe um ſich griff, daß Hamilco ſich zum Rückzug entſchließen mußte. Nur infolge einer Geldzahlung wurde ihnen die Heimkehr von Dionyſius geſtattet.

Schon hatte das Volk von Karthago von dem Unglück gehört und wartete, ſchmerzlich aufgeregt, am Hafen. Lautes Jammern erhob ſich, als die Wenigen, die übrig geblieben waren, ans Land ſtiegen, endlich auch der Führer ſelbſt, ungegürtet, in Knechteskleid. Vor allem ſprach er ſein Leidweſen darüber aus, daß er nicht auch umgekommen ſei. Wehklagend geht er durch die Stadt, von der Menge begleitet, nach ſeinem Hauſe. Dort entläßt er dieſelbe und verſchließt die Thür; auch nicht einmal den Sohn läßt er vor ſich. Hier hat er ſich ſelbſt getötet.

Die Karthager traten nach dieſem Mißgeſchick Tauromenium ab und ließen ſich den Halykus als Grenze gefallen; obwohl ſie mächtig blieben, ſo behielt doch auch Syrakus ſeine Unabhängigkeit und Bedeutung. Man kann dem älteren Dionyſius nicht beſtreiten, daß er ſeine Kräfte gewaltig regte. Er beſiegte illyriſche und ſardiniſche Seeräuber, die italiſchen Griechen, und führte eine glänzende Regierung bis zum Jahr 367, in welchem er geſtorben iſt.

Sein Sohn war jedoch nicht fähig, ihn fortzuſetzen. Innere Stürme brachen in Syrakus aus, in denen der ariſtokratiſch geſinnte, ihm ebenfalls nahe verwandte Dio, der mit Plato ſo eng verbunden war, und eine demokratiſche Partei mit einander kämpften. Infolge dieſer Entzweiung gewannen nun die Karthager das Übergewicht, ſo daß die Syrakuſer in dem zwiefachen Gedränge innerer Kämpfe und äußeren Krieges endlich die Hülfe ihrer Mutterſtadt Korinth aufs neue in Anſpruch nahmen. Sie wurde ihnen von Timoleon gebracht, einem der entſchiedenſten Anhänger der demokratiſchen Grundſätze, zugleich aber einem Feldherrn erſten Ranges. Er gehörte zu der Schule des

Iphikrates und Chabrias und wurde durch die kriegsmänniſche Ausbildung der Hellenen jener Zeit, die ſich auch in den Mietsvölkern repräſentierte, kräftig unterſtützt; er verſtand, dieſe zu führen. Mit 12000 Mann ſchlug er ein Heer der Karthager von 70000 Mann am Krimiſſus aus dem Felde. Zwei Jahre ſpäter iſt Timoleon geſtorben.

Es war immer die griechiſche Demokratie, die erſt unter den Tyrannen und ſodann unter den Tyranniciden (ein ſolcher war Timoleon) die Unabhängigkeit Siciliens von Karthago verteidigte. Ein bedeutungsvoller Anblick, dieſe beiden durchaus verſchieden gearteten und von Natur feindſeligen Gemeinweſen: das rege, in alle geiſtigen, politiſchen und kommerziellen Beziehungen der Griechen verflochtene Syrakus, die Vorderſtadt der Griechen in den weſtlichen Regionen, in immer erneuertem Kampfe mit der Vorderſtadt der Phönizier, dem ſeegewaltigen, dunklen, autonomen Karthago.

Von den Perſerkriegen wurde Karthago berührt, aber doch nicht betroffen: der Untergang von Tyrus machte ſeinen politiſchen Beziehungen, wahrſcheinlich auch den kommerziellen, zu Phönizien ein Ende. Es ſtand im vollen Gegenſatz zu Alexander, von dem man, wie geſagt, vorausſetzte, er habe einen Angriff auf Karthago bereits vorbereitet. Wer will ſagen, wenn ein ſolcher Angriff wirklich unternommen worden wäre, welche Erfolge er gehabt hätte? Die Nachfolger Alexanders gerieten in einen inneren Kampf, der es ihnen zunächſt unmöglich machte, ihre Augen nach dem Weſten zu richten. Da geſchah es, daß in Syrakus eine Gewalt entſtand, die den Krieg mit Karthago auf eine Weiſe wieder aufnahm, durch welche dieſes mit plötzlichem Verderben bedroht wurde.

Zu denen, die durch Timoleons Einfluß das Bürgerrecht in Syrakus erlangten, gehörte ein Einwohner von Rhegium, deſſen Sohn, nachdem er anfangs, wie ſein Vater, das Töpferhandwerk, d. h. doch wahrſcheinlich ein Geſchäft mit den kunſtreichen Vaſen und Urnen, welche damals für die Begräbnisſtätten in Italien und Etrurien viel geſucht wurden, getrieben hatte, im Kriegsdienſt emporkam, des Namens Agathokles. Es war ein junger Menſch, in dem ſich außerordentliche Körperkraft mit Schönheit, entſchloſſenſte Verwegenheit mit liſtiger Umſicht paarten.

Durch ſeine Vermählung mit der Witwe eines reichen und hochangeſehenen Bürgers kam er in ein nahes Verhältnis zu den ariſtokratiſchen Geſchlechtern, die ihn aber deshalb doch nicht begünſtigten. Als Anführer einer Truppenſchar den Krotoniaten zu Hülfe geſchickt, erwarb er ſich einen gegründeten Anſpruch auf den Preis der Tapferkeit; dieſer aber wurde ihm durch die Oligarchen von Syrakus verſagt. Was könnte einen emporſtrebenden jungen Mann tiefer kränken, als die parteiiſche Verſagung einer Ehre, nach welcher ſeine Seele dürſtet? In den inneren Zerwürfniſſen der Bürgerſchaft trat nun Agathokles auf die Seite des Volkes. Er wurde verbannt, zurückberufen, nochmals verbannt. Die Ariſtokratie verfolgte ihn, das Volk konnte ihn nicht ſchützen; nur durch die verſchlagene Vorkehrung, daß er einen anderen in ſeine Kleider ſteckte, entging er ſelbſt dem Tode. Sein armer Partner wurde dann wirklich erſchlagen, Er aber gelangte nun erſt außerhalb der Mauern der Stadt zu einer ſelbſtändigen Poſition. In Unteritalien und in Sicilien herrſchte noch all das Unweſen der zugleich inneren und äußeren Kämpfe, dem in Hellas ſelbſt das Landfriedensgebot König Philipps Maß gegeben hatte. Überall gab es Scharen von Verbannten, die ſich mit den Städten, aus denen ſie hatten weichen müſſen, in fortwährender Fehde befanden. An der Spitze ſolcher Exilierten hat Agathokles ſich ſeinen Ruf erworben; nachdem er aufs neue aus Syrakus hatte flüchten müſſen, ſammelte ſich eine heimatloſe, freibeuteriſche Truppe um ihn, die in ihm ihren Führer mit unbeſchränkter Gewalt verehrte und den Syrakuſanern ſehr läſtig fiel. So weit können wir den biographiſchen Berichten folgen, welche Diodor in ſein Werk aufgenommen hat. Er läßt auch die folgenden Ereigniſſe faſt ausſchließlich aus den Parteikämpfen der Stadt hervorgehen. Aber noch einen anderen Bericht haben wir übrig in dem Auszuge, den Juſtin aus Trogus Pompejus gemacht hat, bei dem das Verhältnis zu Karthago, ohne Zweifel das wichtigſte, das vorlag, in den Vordergrund tritt. Demzufolge riefen die Syrakuſaner, die damals mit den Karthagern in freundſchaftlichem Vernehmen ſtanden, die Hülfe derſelben gegen Agathokles an. Einer von den Führern der karthagiſchen Truppen, des Namens Hamilcar, erſchien, um ihnen eine ſolche zu leiſten. Allein zuverläſſige Freunde von Syrakus waren doch die Karthager niemals; Hamilcar brachte zwar eine Ausſöhnung des Agothokles mit der Bürgerſchaft zu ſtande, und dieſer wurde mit ſeinen Scharen wieder in dieſelbe aufgenommen. Aber er war bereits ein Condottiere auf eigene Hand. Das Einrücken und die Aufnahme ſeiner Truppen in die Stadt konnte nicht ohne gewaltſame Rückwirkung bleiben, welche dann Diodor hauptſächlich ſchildert. Der Unterſchied zwiſchen den beiden Autoren iſt ſehr bezeichnend. Diodor läßt den Verbannten wieder aufnehmen gegen das eidliche Verſprechen, das er giebt, nichts gegen die demokratiſche Verfaſſung der Stadt zu unternehmen; die Streitigkeit iſt lediglich eine innere. Juſtin dagegen erzählt, Hamilcar habe Agathokles mit fünftauſend ſeiner wilden Afrikaner unterſtützt gegen das eidliche Verſprechen, daß derſelbe fortan die Oberherrlichkeit Karthagos anerkennen wolle. Die beiden Autoren laſſen ihn ſchwören, jeder aber auf ein Verſprechen, von dem der andere nichts weiß. Man könnte verſucht ſein, beide Verpflichtungen als geſchehen anzuſehen, nur daß keiner der beiden Teile etwas von dem erfahren hätte, was dem anderen zugeſagt war. Sie wurden aber beide getäuſcht. In Syrakus erfolgte eine der gräßlichſten Gewaltthaten, die je in den helleniſchen Städten vorgekommen ſind, ein zweitägiges Blutbad, welches zugleich über die Ariſtokratie und die Angeſehenſten aus dem Volke verhängt wurde. Man zählt Viertauſend, welche getötet wurden, Sechstauſend, denen es gelang, zu fliehen. Agathokles ließ dann ſich ſelbſt die höchſte Gewalt übertragen, die, man möchte ſagen, eine ſoldatiſche war. Es wäre kaum zu erklären, daß Hamilcar dem hätte zuſehen ſollen, wenn er nicht mit Agathokles einverſtanden geweſen wäre, in der Erwartung, daß derſelbe ſich unterwürfig gegen Karthago bezeigen werde. Aber Agathokles, der die Unabhängigkeit der benachbarten Städte wiederherzuſtellen ſuchte, trug auch kein Bedenken, Bundesgenoſſen der Karthager feindſelig zu behandeln. Dieſe wendeten ſich deshalb nach Karthago und machten Hamilcar den Vorwurf, daß er durch ſeine Begünſtigung einen Mann an die Spitze von Syrakus gebracht habe, von dem ſich nichts erwarten laſſe, als eine immer wachſende Feindſeligkeit gegen Karthago ſelbſt. Ohne Zweifel hatte Hamilcar nach eigenem Gutdünken gehandelt, was man in Karthago immer dann als Verbrechen anſah, wenn es keine erwünſchten Folgen nach ſich zog. Hamilcar wurde in Karthago durch geheime Abſtimmung zum Tode verurteilt. Eine Verantwortung wurde dem Verurteilten nicht geſtattet. Man hat es damals für eine Gunſt der Götter erklärt, daß er eines natürlichen Todes ſtarb, ehe das Urteil Rechtskraft gewonnen hatte. Ein ernſtlicher Krieg zwiſchen Karthago und Syrakus aber wurde nunmehr unvermeidlich; und bei weitem überlegen war das Heer, welches die Karthager unter einem anderen Hamilcar, Gisgos Sohne, in Sicilien aufſtellten, dem ſyrakuſaniſchen.

Agathokles war demſelben nicht gewachſen. Bei Himera erlitt er eine Niederlage, beſonders durch die Schleuderer von den baleariſchen Inſeln, welche ungeheuere Steine warfen, worin ſie von Jugend auf geübt wurden. Hamilcar wandte ſich, ohne ſich bei Gela, welche Stadt Agathokles indes ebenfalls durch die grauſamſten Mittel in ſeine Hand gebracht hatte, aufzuhalten, zur Belagerung von Syrakus.

Hierauf erhob ſich die ganze Inſel gegen Agathokles. Die Kamarinäer und Leontiner, Katanäer, Tauromenier und Meſſaner, alle fielen den Karthagern bei, und Agathokles, der von einer überlegenen Macht zu Lande und zur See, für deren Abwehr nichts vorgekehrt war, heimgeſucht wurde, glaubte ſeinen Untergang vor Augen zu ſehen. In dieſer Bedrängnis faßte Agathokles einen höchſt verwegenen und doch treffenden Gedanken, der hauptſächlich ſeiner ſpäteren Folgen wegen ihn unvergeßlich gemacht hat.

Er wußte, daß die Macht von Karthago in Afrika nur eine ſchwache ſei, und beſchloß, er, der Belagerte, die Angriffe der Karthager durch einen Angriff auf Afrika abzuwehren. Hierzu bildete er ſich ein bewaffnetes Gefolge aus, das ihm vollkommen ergeben war. Wer ihm nicht auf ſein Wort und ſein Glück folgen wollte — denn ſeine eigentliche Abſicht verſchwieg er —, konnte zurückbleiben. Aus denen, die ſich ihm unbedingt anſchloſſen, formierte er eine kompakte Truppe, in die er ſelbſt kriegstüchtige Sklaven, die er durch einen Eid an ſeine Perſon feſſelte, aufnahm. Mit dieſer Schar ſetzte er, vom guten Glück unterſtützt, ihr ſelbſt unerwartet, nach Afrika über. Es waren alles Leute vom Soldatenhandwerk, die ihm auf ſeinen Namen zu einem Unternehmen folgten, bei dem es zunächſt auf Eroberung der libyſchen Landſchaft, dann aber auf einen Angriff auf Karthago ſelbſt abgeſehen war. Agathokles ſtellte ſeinen Leuten vor: wenn ſie Karthago nähmen, würden ſie Herren von Libyen und von Sicilien ſein. Er trat nicht ſowohl im Namen der Stadt auf, wie als Condottiere im eigenen Namen. Die Schiffe, die er herüberführte, ſteckte er ſelbſt in Brand, wie er ſagte, zu Ehren der ſiciliſchen Göttinnen Demeter und Perſephone.

Sein Unternehmen war ein Akt der Verzweiflung: auch ſeine Truppen waren verloren, wenn ſie nicht ſiegten. Dieſes Gefühl aber verdoppelte ihre Kraft. Sie ſchlugen ein karthagiſches Heer, deſſen Führer, ſoviel wir vernehmen, unter ſich entzweit waren, aus dem Felde. Hierauf fiel eine Anzahl von Städten, deren Mauern die Karthager zerſtört hatten, in die Hand des Agathokles. Die Bevölkerung des Landes erhob ſich zu ſeinen Gunſten. Ein libyſcher König trat zu ihm über; Utika wurde in Beſitz genommen. Und indem die griechiſch geſchulte ſicilianiſche Soldateska die Karthager bedrängte, erhob ſich gegen dieſe noch ein anderer Feind von Cyrene her.

Cyrene war von dem Macedonier Ophellas, einem vertrauten Begleiter Alexanders des Großen, im Namen des Ptolemäus Lagi und mit deſſen Kräften eingenommen und ſo mit den griechiſch-helleniſtiſchen Reichen in Verbindung gebracht worden. Dieſer Ophellas hatte ſich dann unabhängig gemacht. Jetzt gab er dem Ehrgeiz Raum, ganz Afrika zu beherrſchen, und trat mit Agathokles in Verbindung, der ihm erklärte, er ſeinerſeits werde ſich mit Sicilien begnügen und ihm Afrika gern überlaſſen, wofern ſie Karthago gemeinſchaftlich zu überwältigen vermöchten. Und leugnen kann man nicht, daß, wenn die macedoniſchen Truppen, die Ophellas führte, und für welche er auf eine Verſtärkung von Athen zählen durfte, mit den Truppen des Agathokles gemeinſchaftlich gegen Karthago vorſchritten, dieſe große Metropole in die dringendſten Gefahren geraten wäre. Die Angreifenden durften ſelbſt erwarten, daß ein karthagiſcher Führer, Bomilcar, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen würde. Es war denn doch die helleniſche Kriegsmacht, mit welcher Karthago um ſeine Exiſtenz ringen mußte.

Die Abſicht, die man Alexander zuſchrieb, ſchien nun, etwa dreizehn Jahre nach ſeinem Tode, ins Werk geſetzt werden zu ſollen. Der Kampf der griechiſchen Götter gegen die orientaliſchen, der von Alexander in Tyrus ausgefochten worden war, verſetzte ſich nun auf dieſen Boden. Die Weltherrſchaft des griechiſch-macedomiſchen Elementes, über den Orient hin ſoeben unerſchütterlich befeſtigt, nahm den Anlauf, ſich über den Occident hin auszubreiten.

Waren doch bereits in dieſer Eoche, worauf wir bald zurückkommen werden, von Epirus aus Verſuche gemacht worden, die griechiſche Herrſchaft in Italien feſtzuſetzen. Die Unternehmung des Agathokles kann nicht als ein bloßes Abenteuer angeſehen werden. Wie ſie ſo plötzlich zu gelingen ſchien, bildet ſie einen Moment in der Geſchichte des nach der Weltherrſchaft ſtrebenden griechiſchen Geiſtes. Dem gegenüber erwachte in den Karthagern die altſemitiſche Religioſität in ihrer vollen Stärke; ſie erinnerten ſich der Dinge, die ſie jemals gegen ihre Religion gethan haben mochten, der dem Herkules Melkart in Tyrus nicht vollſtändig dargebrachten Zehnten, vor allem aber der dem Kronos Moloch nach ihrem gräßlichen Brauch nicht geopferten Erſtgeburten. Man hatte fremde Kinder aufgekauft, insgeheim erzogen und ſtatt der einheimiſchen geopfert. Für dieſe Übertretungen und Verſäumniſſe in ihrem Götterdienſte glaubten ſie jetzt geſtraft zu werden und beſchloſſen, ihre Kinder wieder den abwärts gebeugten, umgekehrten Händen ihres ehernen Kronos aufzulegen, von denen dieſelben in einen mit Feuer erfüllten Abgrund ſtürzten. Zweihundert Kinder aus den vornehmſten Familien wurden ausgeſucht und öffentlich geopfert; viele, die ſich einer ähnlichen Schuld verdächtig ſahen, ſtellten ſich ſelber dar oder vielmehr ihre Kinder.

Die Schiffe waren mit Schwarz bedeckt. An den Heerführern wurde jeder Fehler, jeder Verdacht mit dem Tode beſtraft. Das düſtere Karthago nahm nun aber zugleich noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammen, um die Angriffe, die ihm in Libyen ſelbſt drohten, abzuwehren.

Und auf der anderen Seite: den Griechen war es nun einmal nicht gegeben, ohne eine herrſchende Autorität zu einem großen Unternehmen zuſammenzuwirken. Ophellas, der 20000 Mann herbeiführte, wurde von Agathokles hinterliſtig umgebracht. Das cyreniſche Heer vereinigte ſich nun zwar mit dem ſiciliſchen, ſo daß für den großen Kampf gegen Karthago damit anfangs ſogar etwas gewonnen zu ſein ſchien. Allein wie hätte Agathokles auf die Treue der Truppen rechnen dürfen, nicht allein der ſeinen, ſondern auch der zu ihm übergetretenen cyreniſchen? Es gab, wie berührt, einen Parteigänger in Karthago, der auf ſeine Seite zu treten geſonnen war; aber dieſer wurde im letzten Augenblicke durch die Unruhe erſchreckt, die in der griechiſchen Soldateska ausbrach.

Überdies aber: Agothokles ſelbſt wurde durch die Unruhen, die während ſeiner Abweſenheit in Sicilien ausbrachen, dahin zurückgerufen. Sein Heer in Afrika vertraute er der Führung ſeines Sohnes Archagathos an. Wohl erlangte er ſelbſt infolge des Rufes, der ihm vorausging, in Sicilien wieder die Oberhand. Aber indeſſen entwickelten die Karthager einen nachdrücklichen Widerſtand. Sie ſtellten drei anſehnliche Heere ins Feld. Zwiſchen Archagathos dagegen und ſeinen Truppen brachen Mißhelligkeiten wegen des Soldes aus, deſſen Zahlung der Sohn bis auf die Rückkehr des Vaters verſchieben zu müſſen angab. Wirklich kehrte bald darauf Agathokles nach Afrika zurück; und von Bedeutung iſt es, wenn er dem Heere vorſtellte, daß es zu ihm nicht eigentlich im Verhältnis des Söldnerdienſtes ſtehe, ſondern daß vielmehr die Beute des Sieges zwiſchen ihnen geteilt werden ſolle; ſie möchten ihren Sold ſich in Karthago holen. Ein Handſtreich hätte vielleicht im erſten Moment gelingen können; einen Feldzug im vollen Sinne des Wortes zu führen, war Agathokles nicht im ſtande. So viel bewirkte er, daß ihm die Truppen noch einmal gegen den Feind folgten. Da ihm aber hiebei das Glück nicht günſtig war, ſo brach in ſeinem Lager eine Empörung aus, die ihn nötigte, vor ſeinen eigenen Truppen die Flucht zu ergreifen. Sein Sohn wurde von dem Kriegsvolk getötet; er ſelbſt rettete ſich. Das ganze Unternehmen zerrann, wie ein raſch vorüberziehendes Meteor. Reale Bedeutung gewinnt es erſt dadurch, daß es der Macht, welche Karthago zu bewältigen beſtimmt war, den Weg gezeigt hat. Wohl gelangte Agathokles hierauf in Syrakus zu einer befeſtigteren Stellung. Er nahm, wie die macedoniſchen Heerführer, den Titel „König“ an. Das Altertum war einſtimmig darüber, und ausdrücklich verſichert es Polybius, daß er, nachdem er einmal ſeine Macht auf das gewaltſamſte feſtgeſetzt, ſie auf das glimpflichſte gehandhabt habe. Von einem Unternehmen auf Afrika konnte jedoch nicht weiter die Rede ſein. Agathokles ſah ſich genötigt, einen Frieden mit den Karthagern zu ſchließen, durch welchen denſelben das ganze Gebiet zurückgegeben wurde, das ſie früher in Sicilien beſeſſen hatten.

Daran knüpft ſich überhaupt eine neue Erhebung der puniſchen Macht. Wenn im Orient der Geiſt und die Macht der Griechen vollkommen die Oberhand behielt, ſo behaupteten ſich die Karthager im Occident denſelben gegenüber in ungeſchwächter Größe. Zwiſchen beiden Elementen, dem griechiſchen und dem puniſchen, würde die occidentaliſche Welt geteilt geblieben ſein, wären nicht die Römer in ihrer Mitte aufgetreten.

II.

Die römiſche Republik und ihre Weltherrſchaft.

Erſtes Kapitel.

Traditionelle Geſchichte Roms bis in das 4. Jahrhundert römiſcher Zeitrechnung.

Der Oſten der Erde bis nach Hochaſien und der Süden, das nördliche Afrika, waren in den Kreis der Geſchichte gezogen, noch nicht das weſtliche, das eigentliche Europa. Die beiden großen Halbinſeln, die apenniniſche, wie die pyrenäiſche, lagen noch im tiefen Dunkel. Der Oſten war mit hiſtoriſchem Leben erfüllt und hatte die Elemente der Kultur, auf denen die Geſchichte der Menſchheit beruht, in ſich entwickelt. Die beiden Halbinſeln aber und das kontinentale Mittelland, das ſie verbindet, waren von denſelben nur in ihren Marken berührt, noch nicht eigentlich ergriffen. Die daſelbſt einheimiſchen Völkerſchaften lebten in ihren beſonderen Geſichtskreiſen in ſtetem Krieg miteinander. Wenn nun die Nationen, die an dem Kampf im Oſten entſcheidenden Anteil genommen, die Griechen und die Punier, von Afrika und von Hellas aus nach Weſten hin vordrangen, ſo ließ ſich eine durchgreifende Einwirkung von ihrer Seite doch eigentlich nicht erwarten. Die Griechen waren in der Behauptung und Ausbildung ihrer öſtlichen Eroberungen vollauf beſchäftigt. Mehr als einmal haben ſie den Verſuch gemacht, in das Innere des unteren Italien einzudringen, entweder ſelbſtändig oder in Verbindung mit den kriegeriſchen Nachbarn, denen ſie ſich überhaupt anſchloſſen, aber ohne nachhaltigen Erfolg.

Wohl noch niemand, dem es vergönnt war, die Ruinen von Päſtum zu ſehen, iſt aus dem wilden Geſtrüpp, das dieſe großartigen Überreſte der griechiſchen Religion und Kunſt umgiebt, ohne Schmerz und Bewunderung hinweggegangen; ſie ſind ein Denkmal der älteſten Einwirkungen der Griechen auf Italien. Den Griechen war es vergönnt, an dieſen Küſten ihr eigentümliches Leben zu entfalten, aber die einheimiſchen Nationen zu überwältigen vermochten ſie nicht. In der nämlichen Zeit, in welcher Alexander der Große den Orient den macedoniſch-griechiſchen Waffen unterwarf, hat der Schwager und Oheim desſelben, Alexander von Epirus, unternommen, in Italien feſten Fuß zu faſſen. Er iſt eben bei Päſtum gelandet, das damals den Lukanern in die Hände gefallen war, aber hierauf im Kampfe mit denſelben durch ihre Treuloſigkeit untergegangen. Da iſt zuerſt der Name eines Königreichs Italien gehört worden.

So hatten die Karthager die ſüdlichen Küſtenſtriche der pyrenäiſchen Halbinſel eingenommen, die dazu dienten, ihr maritimes Reich zu bilden; allein die benachbarten iberiſchen Völkerſchaften ſich zu unterwerfen, haben ſie damals nicht einmal verſucht. Überhaupt iſt es nicht der Sinn oder die Ordnung der Weltgeſchichte, daß die Kultur ſich durch eine bloße Überlieferung verpflanzt; es muß lebendige Kräfte geben, welche ſie ſelbſtändig aufnehmen, in ſich verarbeiten, eigentümlich darſtellen und mächtig genug ſind, ſie auch zu verteidigen und weiter auszubreiten.

Auf der Apenniniſchen Halbinſel gab es bereits eine Nation von uralter Kultur, die zu dem Völkerkreis gehört, welcher am frühſten aus dem Dunkel der Urwelt hervortritt. Die Etrusker haben für die Ausflüſſe des Po und des Arno eine ähnliche Sorgfalt getragen, wie die Babylonier und Ägypter für die Ausflüſſe des Nil und des Euphrat. Toskana verdankt ihnen die Bewohnbarkeit ſeiner Gefilde; mit Recht hat es ihren Namen bewahrt. Von hier aus breiteten ſie ihre Wohnſitze bis nach den Rhätiſchen Alpen hin aus. Überall finden ſich wie dort, ſo das rechte Ufer des Po entlang, Grabdenkmale mit Inſchriften, aus denen wir ihre Sprache kennen lernen, und ſonſtige Spuren ihrer Niederlaſſung. Nach dem Süden hin nahmen ſie die Küſten und die geſegneten Fluren Campaniens in Beſitz. Noch ſieht man häufig auf doppelten Anhöhen Überreſte der Mauern, die ſie errichteten, die einen für ihre Städte, die anderen für ihre Kaſtelle.

Die Völkerverwandtſchaft, der ſie angehören, iſt noch immer nicht bis zur Evidenz zu ermitteln geweſen. Die Tauſende von Inſkriptionen, welche in den Gräbern gefunden worden ſind, haben noch keine zuverläſſige Auskunft über ihre Herkunft und älteſte Geſchichte gegeben. In ihren Kunſtdenkmalen bemerkt man in verſchiedenen Epochen den Einfluß verſchiedener Völker des Altertums. Sie erinnern bald an Phöniker und Ägyptier, bald aber und zwar zumeiſt an Griechenland. Ihre Sprache, urſprünglich eigenartig, iſt doch zuletzt in der einheimiſchen lateiniſchen aufgegangen. Zur See iſt ihre Macht nicht ohne Bedeutung geweſen, aber zu einer umfaſſenden Ausbildung iſt dieſelbe doch nie gelangt. Auf der einen Seite ſind ſie von den Puniern, auf der anderen von den Griechen zurückgedrängt worden; wer will ſagen, was ſie geleiſtet hätten, wenn ihnen die Durchfahrt durch die Meerenge nach dem Atlantiſchen Meer nicht durch die Punier verwehrt worden wäre. Mit den Griechen, die das Mittelmeer nach Oſten inne hatten, wären ſie ſchon durch ihre geographiſche Poſition zu wetteifern unfähig geweſen. Glück genug, wenn ſie ſich in dem engeren Meer, das ihre Küſten unmittelbar beſpülte, dem Tyrrheniſchen, unbehelligt erhielten.

Ihr Gebiet auf der Apenniniſchen Halbinſel ſelbſt hatte keinen wahrhaften Mittelpunkt; es erſtreckte ſich über weit voneinander entfernte Regionen ſehr verſchiedenen Charakters. Die Konföderation ihrer Städte genügte doch keineswegs zu einer alle beſchützenden Gemeinſchaft, wie das auch bei den Griechen der Fall war; niemals aber ſind die etruskiſchen Städte zu einer inneren Ausbildung gelangt, wie die griechiſchen; ſie liebten die höchſte Gewalt mehr mit äußerem Prunk zu umkleiden, als in ſich ſelbſt ſtark zu machen. Eine hierarchiſch-ariſtokratiſche Stammesverfaſſung beherrſchte ihr geſamtes Daſein.

Von eigentümlichſtem Charakter iſt die Religion der Etrusker. Ihre Doktrin hat einige Züge von Tiefſinn und Größe, aber ſie ſchließt eine abergläubiſche Deifikation der Naturkräfte in ſich, welche in der Beobachtung der Blitze, des Vogelflugs und der Eingeweide der Opfertiere den Willen der Götter zu erkennen meinte. Wie wir die Etrusker vor uns ſehen, über ein weites, offenes Gebiet ausgebreitet, zur See beſchränkt, mit den territorialen Nachbarn in ſteten Feindſeligkeiten begriffen und unfähig, die eingenommenen Poſitionen gegen dieſelben zu behaupten, waren ſie nicht geeignet, ein neues lebenskräftiges Element für den Fortgang der Weltgeſchichte zu bilden. Auch die einheimiſchen Völkerſchaften von verſchiedenem Stamme, dem osciſchen und dem umbriſch-ſabelliſchen, welche wieder mannigfaltig gemiſcht in unaufhörlicher Fehde untereinander lagen und den Griechen, die von ihnen abgewehrt worden waren, doch als Söldner zu dienen anfingen, waren dies augenſcheinlich nicht.

In der Mitte zwiſchen den beiden Bevölkerungen, welche das peninſulare Italien teilten, durch Herkunft und Sprache mehr der ſüdlichen Hälfte angehörig, dehnte ſich zur Linken des Tiber das Gebiet der Latiner aus. Das rechte Ufer am mittleren und unteren Lauf des Fluſſes war von den Etruskern eingenommen. Da, wo der Tiberſtrom aus den ſabiniſchen Bergen in die latiniſche Ebene eintritt, beſpült er in ſeinem gewundenen Lauf eine Reihe von Hügeln, von denen einige ſchroff aus der Ebene hervorragen, andere die auslaufenden Anhöhen der benachbarten ſabiniſchen Bergrücken bilden.

Hier, an den Konfinien der Latiner und Sabiner, den Etruskern gegenüber, iſt Rom entſtanden, eine Bürgergemeinde von beſchränktem Gebiet, wie wir ſolche überhaupt im Vordergrund der Weltgeſchichte finden, die aber beſtimmt war, den Mittelpunkt des peninſularen Italiens und des Occidents zu bilden, die größte Werkſtätte der Macht, welche die Kultur vom Oſten in ſich aufgenommen und im Weſten unvergänglich fortgepflanzt hat.

Hiſtoriſch läßt ſich die älteſte Geſchichte von Rom nicht darſtellen. Vielleicht auf keinen Punkt der geſamten Geſchichte iſt der Wetteifer antiquariſcher Gelehrſamkeit und philologiſchen Scharfſinns eifriger gerichtet geweſen, als darauf, den Urſprung und die Grundlagen der römiſchen Republik zu enthüllen; allein zu einem ſicheren Ergebniſſe iſt die Forſchung noch nicht gelangt und wird ſie ſchwerlich jemals gelangen. Selbſt die Zeit der Gründung Roms läßt ſich nicht angeben. Wenn man von den erſten Jahrhunderten derſelben ſpricht, ſo wird doch die Zuverläſſigkeit der herkömmlichen Chronologie, welche das Werk ſpäterer Berechnung iſt, damit nicht anerkannt. Aber wo die volle hiſtoriſche Wahrheit nicht zu entdecken iſt, hat auch eine alte Überlieferung, ſo ſagenhaft ſie ſein mag, ihren Wert; eine ſo großartige und inhaltsvolle Tradition, wie die römiſche, giebt es überhaupt nicht in der Völkergeſchichte.

Sage vom Urſprung Roms und von den älteren Königen.

Wie man an den Ufern der Flüſſe gerne nach ihren Quellen hinaufſteigt, ſo dürfen wir der Anfänge der Tradition hier wohl mit einem Worte gedenken, zumal da ſie zugleich in das allgemeine Verhältnis einführt, welches für die Geſchichte Roms überhaupt maßgebend geworden iſt.

Es wirft ein eigentümliches Licht auf die alte Weltanſchauung der Griechen, wenn ſie von Herakles erzählen, er habe ſich mit einer Tochter des Königs der Hyperboreer vermählt; aus dieſer Ehe ſei Latinus entſprungen. Überhaupt tritt in den Dichtungen, mit denen ſie den größten ihrer Heroen feiern, das mittlere Italien bereits hervor.

Herodor aus Heraklea am Pontus, ein Zeitgenoſſe Herodots, der über Herakles ein beſonderes Werk verfaßt hat, ließ denſelben aus Iberien zurückkehrend in die Tiberlandſchaften gelangen. Herakles erfüllt ſeine die Kultur der Welt vorbereitende Thätigkeit auch in Latium. Er bezwingt den gewaltthätigen und verſchmitzten Räuber, der ihm ſeine Stiere entwendet, und empfängt vom Beherrſcher des Landes, der als ein Grieche gedacht wird, — Evander — den Dank dafür, daß er ihn von dieſem Unhold befreit habe.

Eine andere Reihe griechiſcher Sagen ſchließt an die Abenteuer an, von welchen die von Troja heimkehrenden Helden betroffen worden ſein ſollen.

Die älteſte Auffaſſung iſt zugleich die bedeutſamſte. Heſiod knüpft an den Aufenthalt des Odyſſeus bei der Tochter der Sonne, Circe, an und läßt aus ihren Umarmungen einen Sohn hervorgehen, Latinus, „der die berühmten Tyrrhener beherrſcht.“

Die Gedichte von der Heimkehr verflochten auch bereits den Namen Rom in den Kreis ihrer Fiktionen; Rome iſt in denſelben eine Tochter der Penelope.

Nun aber ſpielten in den fabelhaften Erzählungen auch die Schickſale der gefangenen Troer neben denen der Griechen eine Rolle. Eine von dieſen, die aus Ariſtoteles aufbehalten iſt, berichtet: die Griechen mit gefangenen Troerinnen ſeien nach Latium im Lande Opike verſchlagen worden, ſie hätten die Schiffe ans Land gezogen, um dort zu überwintern; die Troerinnen, aus Furcht, nach Achaja in die Sklaverei geführt zu werden, hätten einſt bei Nacht die Schiffe mit Feuer zerſtört, und ſo ſeien die Griechen genötigt geweſen, ſich auf immer daſelbſt niederzulaſſen. Es würde alſo eine Kolonie griechiſcher Männer und troiſcher Frauen an jenen Geſtaden gegründet worden ſein.

Von dieſer Erzählung aus war es nur noch ein Schritt zu der Sage von Äneas. Man dichtete, Odyſſeus habe den ihm vom Sohne des Achill wahrſcheinlich als Gefangenen überlaſſenen Äneas, einen Troer königlichen Geſchlechtes, Sohn des Anchiſes und der Aphrodite, mit an jene Küſten geführt; dieſer habe dort eine Stadt erbaut, die er nach dem Namen der mutigen Landsmännin, welche die übrigen angereizt hatte, die Schiffe zu verbrennen, Rome nannte; dann würde Äneas ſelbſt Rom gegründet haben.

In allen dieſen Erzählungen der griechiſchen Sage drückt ſich eine Kenntnis von Latium und den Latinern aus, welche ſogar eine gewiſſe Verwandtſchaft der beiden Populationen vorausſetzen läßt. Die Gründung von Rom wird von den ſiegreichen Griechen und den gefangenen Troern unmittelbar hergeleitet. Wenn nun die griechiſche Poeſie und Mythe Latium und das älteſte Rom in ihre Kreiſe zog, ſo iſt man dem von lateiniſcher Seite aus entgegengekommen.

Selbſt der Name Äneas ſcheint den Latinern in gottesdienſtlicher Beziehung nicht unbekannt geweſen zu ſein. — Die einheimiſche latiniſche Tradition oder Dichtung flicht ein lateiniſches Element zwiſchen Äneas und Rom ein.

Die Latiner nahmen an, daß der Retter der troiſchen Heiligtümer auch der Begründer von Lavinium geweſen ſei, wo man die latiniſchen Penaten verehrte. Aus dieſem Gedanken iſt die Äneide Virgils entſprungen, welche in ihrem Helden Tapferkeit und Frömmigkeit vereinigt feiert.

Noch auf eine andere, mehr rationelle Weiſe hat man ſich im Altertum die Verſchmelzung der Latiner mit Fremdlingen begreiflich zu machen verſucht; man meinte, durch dieſelbe ſei die Überlegenheit, welche die Latiner über ihre nächſten Nachbarn erkämpft hatten, herbeigeführt worden.

Nach einer Erzählung, die auf Cato zurückgeführt wird, erkannte Latinus beim Anblick der griechiſchen, d. h. troiſchen Waffen, daß er mit ſeinen Leuten, die nur mit Keulen und Schleudern bewaffnet waren, der Ankömmlinge niemals Meiſter werden, dagegen ſich ihrer Hülfe gegen ſeine nachbarlichen Feinde auf das vorteilhafteſte würde bedienen können. Äneas und Latinus vereinigen ſich durch die engſte Blutsverwandtſchaft, worauf denn die Latiner in dem Kampfe mit den Etruskern, der ſie ſoeben mit Verderben bedrohte, zuletzt doch die Oberhand behalten und ihre Selbſtändigkeit behaupten. Äneas verſchwindet mitten im Kriege. Man hat ihm göttliche Verehrung gewidmet, ohne Zweifel im Zuſammenhang mit einheimiſchen religiöſen Vorſtellungen und Dienſten.

Die Gründung von Albalonga wird ſeinem ſchon aus der Fremde mit herbeigekommenen Sohn Ascanius zugeſchrieben. Der Sinn der latiniſchen Sage war es jedoch nicht, dem fremden Element ein dauerndes Übergewicht zuzuerkennen. Sie nahm an, daß aus der Ehe des Äneas mit Lavinia, der

Tochter des Latinus, ein anderer Sprößling hervorgegangen ſei, der, mit beſorgter Vorſicht in den Waldungen bei den Hirten verborgen gehalten, nach dem Tode des Ascanius den Vorzug vor dem Sohne desſelben, Julus erhält, ſo daß das Königsgeſchlecht der Silvier, das damit beginnt, zugleich einheimiſcher Abkunft iſt. Der Sohn des Ascanius, Julus, wird durch prieſterliche Ehren befriedigt, die gleichſam ein zweites friedliches Königtum bilden.

Wohl dürfte man auf den Gedanken geraten, daß dieſe Tradition aus der ſpäteren Zeit, in welcher die Julier, die zuletzt die Oberherrſchaft in Rom erlangt haben, hohe prieſterliche Würden in der Republik bekleideten, in die Sage reflektiert habe. Ein originaler Zug bleibt es immer, daß man eine doppelte Beziehung zu Äneas annahm, — eine unmittelbar an die Troer anknüpfende, mehr prieſterliche, und eine andere, zugleich latiniſche, auf die Fortſetzung der Regierung bezügliche in den Silviern. Übrigens aber darf man auf die Reihenfolge der ſilviſchen Könige keinen Wert legen; ſie iſt eine Erfindung alexandriniſcher Gelehrſamkeit, um die Gründung Roms, das als eine Kolonie von Albalonga betrachtet wird, mit Äneas in Verbindung zu bringen. Es gab eine alte Sage, nach welcher Romulus der im Palaſte eines der ſilviſchen Könige geborene Sohn eines Genius und einer Sklavin ſein ſollte, den dann der König, eiferſüchtig auf ſeine Herkunft, ausgeſetzt habe; eine Wölfin nährte ihn und ſeinen Zwillingsbruder mit ihrer Milch; Vögel brachten ihnen Speiſe; endlich wurden ſie von Hirten gefunden und in Verborgenheit auferzogen. Aber die Sage genügte noch nicht, da ſie keinen genealogiſchen Zuſammenhang der ſilviſchen Könige mit den Gründern Roms nachwies. Um beides zu vereinigen, die Herkunft aus dieſem Königshauſe und die Ausſtoßung aus Alba, fingierte man einen Zwiſt zwiſchen den beiden letzten Sproſſen des ſilviſchen Königshauſes, von welchem der eine, der berechtigte König, von dem anderen gewaltſam verdrängt worden ſei. Die Tochter des erſteren, eine Veſtalin, dachte man ſich als die Mutter des Romulus und Remus infolge einer Überwältigung durch den Gott des Landes; der herrſchende König habe die Kinder aus Beſorgnis für ſich ſelber zum Tode durch Ausſetzung verdammt; die Nährung derſelben durch die Wölfin und ihre Rettung durch die Hirten nahm man aus der früheren Dichtung herüber, die dann weiter in mannigfaltigen Scenen ausgeſponnen wurde, bis die Zwillingsbrüder den berechtigten Großvater wieder einſetzen und alsdann die Ausführung der Kolonie unternehmen. Es iſt die altbekannte Erzählung, die in Jedermanns Gedächtnis iſt. Uralt aber war ſie nicht. Wir wiſſen, daß der älteſte römiſche Dichter, Ennius, Ilia als die Mutter des Romulus bezeichnete, ſie alſo als die Tochter des Äneas betrachtete; er knüpfte die drei Hauptgeſtalten unmittelbar aneinander. Und noch eine Sage hat es gegeben, welche man vielleicht überhaupt als die älteſte anſehen kann; ſie wußte ſo wenig von Rhea Silvia als von Äneas und nannte den Begründer der Stadt Romus, Sohn des Jupiter. Das Konſtante in allen iſt, daß der

Gründer der Stadt als ein unmittelbar von den Göttern ſtammender Heros betrachtet wird. Er gehört dem Geſchlechte der Dämonen an, das auch in der griechiſchen Mythologie eine ſo große Rolle ſpielt. Die Exiſtenz derſelben wurde von den Späteren geleugnet, aber früher bei allem, was ſich lebensfähig erwies, vorausgeſetzt. Um die urſprüngliche Vorſtellung gruppierten ſich dann andere auf lokalem oder ethnographiſchem oder religiöſem Grunde und verſchmolzem zu einem Ganzen, das ſich nun nicht wieder auflöſen läßt. Man kann nur verſuchen, das Weſentliche von dem Unweſentlichen zu ſcheiden; wie bei dem Urſprung und der Herkunft des Romulus, ſo auch bei den Handlungen, die ihm zugeſchrieben werden.

Wir werden in die Zeiten verſetzt, in welchen die Natur nach gewaltſamen Geburten ſich bereits zu milden Hervorbringungen, die dem Menſchen gemäß ſind, herabgelaſſen hatte. Eichenhaine bedeckten die Gipfel der Höhen; von der ſtärkſten Eiche Äsculus hat der Esquilin ſeinen Namen empfangen. Die Abhänge derſelben waren mit Buchen und Weidengebüſch erfüllt, da entſprangen Quellen aus dem Tuff; wo der Strom zurückgetreten war, entſtanden Moräſte und ſtehende Waſſer, ſo daß man auf Nachen zwiſchen den Hügeln hin und her fuhr. Lange Zeit mögen die Hirten ihr Vieh geweidet, in den Hainen die Götter des Waldes Picus und Faunus, in den Tiefen, an den Quellen Juturna und Egeria in ländlichen Feſten verehrt haben.

Jede Örtlichkeit hat gleichſam eine eigene Mythe. Da erſcheint nun Romulus; von einer jener Anhöhen an dem Tiber, die durch die Augurien geheiligt iſt, dem Aventin, wirft er ſeinen Speer über die Teiche hin nach dem Palatin, um ihn in Beſitz zu nehmen. Hier begann die erſte ſtädtiſche Gründung.

Man dachte ſich den Stifter, wie er, mit der Toga nach gabiniſchem Ritus über den Kopf geworfen, den Stier und die Kuh vor den Pflug ſchirrte, den einen nach außen, um die Streitbarkeit gegen Fremde, die andere nach innen, um die Fruchtbarkeit zu bezeichnen, und die Linie der Grundmauern zog; der Pflug ward an den drei Stellen, wo die Thore ſein ſollten, emporgehoben. Joch und Pflug wurden in der Mitte des Palatin mit den Erſtlingen der Früchte niedergelegt. Die Unverletzlichkeit der den neuen Anbau umſchließenden Mauern wird durch das Schickſal des Remus bezeichnet, den die Sage mit dem Werkzeug der Gründung erſchlagen läßt, weil er die Mauern überſprungen hat. Denn des Zwillingsbruders bedarf die Sage nicht weiter; ſie gedenkt nur noch eines einzigen Mannes, der alles leitet und die Wildnis in eine bewohnte Stadt umwandelt.

In der Vertiefung zwiſchen den beiden Gipfeln des kapitoliniſchen Berges fand ſich ein naturwüchſiger Hain mit einem Tempel des Vejovis, eines verderblichen Jupiter, mit Geſchoſſen in ſeiner Hand, welcher jedem Tod und Untergang drohte, der ſich nähere. Man erzählt, daß Romulus jenen Hain als ein Aſyl eröffnet habe, um die Stadt mit Menſchen zu füllen. Und, wie nun noch in ſpäteſten Zeiten das Mädchen gleichſam geraubt werden mußte, um ſich zu vermählen, ſo wird in dieſe Anfänge ein Raub ſabiniſcher Jungfrauen geſetzt. Damit hängt es dann wieder zuſammen, daß die Sage das Eindringen eines ſabiniſchen Königs annimmt, der die Herrſchaft mit Romulus teilt. Der Populus Romanus Quiritium erwächſt aus beiden Elementen. Dieſe Zwieſpältigkeit aber thut doch der Macht und dem Anſehen des Romulus keinen Eintrag; er bleibt das Haupt von allem.

Wir dürfen die Differenzen in den Überlieferungen über den Urſprung Roms, wie ſie uns in den beiden vornehmſten Hiſtorikern, Dionyſius von Halicarnaß und Livius, vorliegen, nicht ganz übergehen. Sie ſchließen beide an die albaniſche Sage an. Die eine Überlieferung hat mehr einen republikaniſchen Charakter, ſodaß die aus Alba deduzierte Kolonie ſelbſt darüber in Beratung tritt, ob man überhaupt einen König in Rom haben wolle, wie einſt in Alba; nachdem das beſchloſſen, hat zwar der König das Recht, das Volk in Tribus und Kurien zu verteilen; aus dieſen geht dann auf ſeine Anordnung, aber durch ihre eigene Wahl ein Senat hervor, der ihn beſchränkt, und neben welchem die Volksverſammlung immer beſteht. Die andere hat dagegen eine monarchiſche Farbe. Alles geht von Romulus aus: er ſtiftet den Senat nach eigenem Ermeſſen; er bezwingt die Nachbarn und bringt dem Jupiter Feretrius die erſten Spolia opima, d. h. die Waffen des von ihm ſelbſt erlegten feindlichen Führers, dar: er nimmt die Inſignien der Gewalt, um ſich ein größeres äußeres Anſehen zu verſchaffen, eigenmächtig von den Etruskern herüber. Dieſen Verſchiedenheiten zum Trotz enthält doch die Sage einen gemeinſamen Grundzug. Die eigentümlichſten Inſtitute des römiſchen Staatsweſens werden, obwohl in ſehr verſchiedener Auffaſſung, auf Romulus zurückgeführt, namentlich auch der Senat, vor allem die Auſpicien, ohne deren günſtigen Ausfall die höchſte Gewalt gar nicht zuſtande gekommen wäre. Sie wird durch den Blitz beſtätigt, der, von der rechten nach der linken fahrend, den Stammheros umleuchtet. In der Annahme der Fulguraldoktrin und der Auſpicien der Etrusker darf man die Einwirkung dieſes Volkes auf das werdende Rom erblicken.

Der Kern der Überlieferung liegt aber doch darin, daß in der Mitte der einander berührenden und eigentlich feindſelig gegenüberſtehenden Nationalitäten eine neue unabhängige Gewalt erſteht, die mit allen zuſammenhängt, aber keiner ausſchließend angehört. Die Tradition ſetzt nicht ein Volkskönigtum voraus, dem alle gleicherweiſe unterthan zu ſein ſchuldig geweſen wären; verſchiedene Elemente ſind vereinigt, unter denen die Superiorität doch nicht unbedingt den Latinern zugehört, ſondern ſogar einmal den Sabinern zufällt. Die neue Stiftung hängt alſo auch nicht von einer Stammesgenoſſenſchaft ab, die doch maßgebend hätte eingreifen müſſen. Noch weniger iſt von einer Kommune die Rede, welche, aus urſprünglich homogenen Elementen beſtehend, im Laufe der Zeit die königliche oder eine oligarchiſche oder eine demokratiſche Verfaſſung dem jeweiligen Vorwalten der einen oder der anderen Tendenz gemäß hätte entwickeln müſſen. Die Anſchauung ſetzt eine urſprüngliche Verſchiedenheit der Beſtandteile voraus, welche durch den Willen einer höchſten, von den Göttern gebilligten Autorität zuſammengehalten werden. Auf dieſer Idee einer höchſten Gewalt, ohne ein Prinzip der Erblichkeit, aber mit den umfaſſenden Rechten der Herrſchaft, von denen alles zurückgeführt wird, was der Staat war und bedeutete, beruhen die Erzählungen von Romulus. — Nachdem er die Stadt gegründet und ihr inneren und äußeren Beſtand gegeben, wird er zu den Göttern emporgehoben. Der Dämon, der ihm von Anfang beigegeben war, führt ihn, ſo ſoll er ſelbſt geſagt haben, nachdem ſeine Laufbahn beendigt iſt, zu denſelben zurück.

Aber mit dem Tode des Stifters konnte die höchſte Gewalt ſich doch nicht wieder auflöſen. Es giebt eine Tradition, nach welcher Romulus in der Mitte der Senatoren getötet, und die Stücke ſeines Leibes von dieſen nach Hauſe fortgetragen ſein ſollten. Die Erzählung iſt ſo gräßlich original, daß ſie keiner ſpäteren Pragmatiſierung zugeſchrieben werden dürfte. Aber ſogleich wird hinzugefügt, daß es dabei ſein Verbleiben nicht haben konnte. Der eigentliche Nachfolger des Romulus iſt der aus der Fremde, dem ſabiniſchen Cures herbeigerufene friedliche und religiöſe Numa.

Perſönlich hat Numa keinen göttlichen Urſprung, wie Romulus, aber er erſcheint als Gemahl der Egeria, einer einheimiſchen Nymphe oder Camöne.

Um die Stellung, die ihm zugeſchrieben wird, zu begreifen, muß man ſich erinnern, daß die Superſtition, die Gottheit durch Menſchenopfer zu gewinnen oder zu verſöhnen, die ja in Karthago in aller ihrer Unmenſchlichkeit erſchien, auch in Italien eingedrungen war. Das erſte, was die Sage von Numa erzählt, iſt die Bekämpfung dieſes Wahnes.

Man erzählt, daß Numa mit dem Rat der Egeria die einheimiſchen Waldgötter Picus und Faunus überwältigt und auf deren Weiſung den Jupiter ſelbſt dahin gebracht habe, ihm Rede zu ſtehen; der Gott begnügte ſich endlich mit einem Symbol des Menſchenopfers. Eigentlich doch das Nämliche, was bei den Hebräern von Abraham, bei den Griechen von Dionyſos erzählt wurde. Drei Momente, welche, wiewohl in ſich ſelbſt verſchieden, doch darin verwandt ſind, daß ſie die Oppoſition der Humanität gegen den Baalsdienſt im Oſten und Weſten zum Ausdruck bringen. Der zürnenden und ſtrafenden Gottheit gegenüber wurde ein anderes Mittel gefunden, welches den Menſchen auf ewig vom Opfertiere ſchied.

Das alte Rom hat geglaubt, daß Numa der Schüler des Pythagoras geweſen ſei, was, obgleich unvereinbar mit der angenommenen Chronologie, doch an ſich inſofern einen zutreffenden Sinn hat, da auch Pythagoras als der Mann betrachtet wurde, der ſich den wilden Abſchweifungen der griechiſchen Naturreligion widerſetzt hat. Bei allem Aberglauben befindet man ſich doch nicht mehr in dem Kreiſe der älteſten Vorſtellungen von den göttlichen Dingen. — Den gelehrten Griechen, die ſpäter in Rom einwanderten, fiel nichts ſo ſehr auf, als daß die Religion der Römer ſich von dem Anthropomorphiſieren der Naturkräfte, welches dahin führte, daß den Göttern die wildeſten Verbrechen beigemeſſen wurden, frei hielt. Sie hatte von Anfang an einen ſtärkeren ſittlichen Grundzug, was um ſo mehr zu bedeuten hatte, als das ganze Leben in Haus, Geſchlecht und Magiſtratur mit religiöſen Funktionen verbunden war. Übrigens aber entwickelte ſich in Rom ein in den feſteſten Formen ausgeprägter, auf einheimiſchen Bräuchen beruhender Götterdienſt. Dem König Numa werden die Einrichtungen desſelben vornehmlich zugeſchrieben. Flamines, Pontifices, Salier und andere religiöſe Genoſſenſchaften ſollen von ihm geſtiftet ſein. Er ſelbſt war König, aber zugleich der oberſte Prieſter. Als Flamen Dialis erſcheint er auf einer der älteſten Hermen, ehrwürdig und großartig in pontifikalem Schmuck, nicht ſo, das verſteht ſich, wie er war, ſondern wie man ihn ſich vorſtellte. Er hielt aber die beiden Attributionen nicht für vereinbar auf alle Zeit und ordnete für die Folge einen beſonderen Flamen Dialis an, den er mit hohen Auszeichnungen bedachte. Wenn der Grund darin geſucht wird, daß der König häufig abweſend ſein müſſe, der Dienſt des höchſten Gottes aber keinen Augenblick unterbrochen werden dürfe, ſo kommt hiebei doch eine durchgreifende Scheidung der Befugniſſe und Obliegenheiten der höchſten Gewalt auch in dem älteſten Rom zu Tage.

Eine Parallele bietet auch hier die alte Geſchichte von Jsrael dar. Dabei findet jedoch ein prinzipieller Unterſchied ſtatt: der hohe Prieſter von Jsrael beſaß zugleich ſelbſt die höchſte Autorität; nur durch eine Art von Abfall wird das Königtum gegründet, es erſcheint dort ausdrücklich als Nachahmung der Form, in welcher andere Nationen leben; bei den Römern aber tritt das Imperium als göttliches Inſtitut auf, deſſen Macht dazu dient, den Gottesdienſt mit ſeinem Ceremoniell einzuführen. Auch dieſer jedoch hat ſeine Unabhängigkeit. Numa, der die Fulguralgottheiten zur Menſchlichkeit nötigt, vollzieht eine eigene Miſſion, die wieder unmittelbar an das Göttliche anknüpft. Romulus iſt der Stifter des Imperiums, Numa des Pontifikats. Hier hängt das Imperium nicht von dem Pontifikat ab, aber dieſes iſt auch nicht ein Ausfluß des Imperiums. In Romulus ſtellt ſich die Idee der Macht und der Waffen, in Numa das religiöſe Geſetz und deſſen Heiligkeit dar.

So erſcheinen in unbeſtimmter Vorzeit die beiden großen Geſtalten, der politiſche und militäriſche Geſetzgeber auf der einen, der Begründer der hierarchiſchen Gebräuche auf der anderen Seite.

Ob jemals ein paar Menſchen gelebt haben, die dieſem Inhalt der Überlieferung entſprachen, kann keine Unterſuchung mit einiger Sicherheit ermitteln. Das iſt der Charakter der alten römiſchen Tradition überhaupt. Sie iſt kein Werk der Poeſie, obwohl ſie einzelne poetiſche Momente enthält; ſie iſt eine Miſchung alter Erinnerung und politiſcher Anſchauung. Die Einrichtungen der Inſtitute unvordenklichen Urſprungs, unter denen man lebte, werden von den Heroen abgeleitet, welche das Gemeinweſen geſtiftet haben.

Romulus und Numa ſind die beiden großen Schildhalter des römiſchen Gemeinweſens; von dem einen rührt die Stellung nach außen, die zugleich den Krieg umfaßt, her; von dem anderen die Gerechtigkeit, welche das göttliche Recht und die Scheidung von Mein und Dein in ſich ſchließt. Sie ſind beide mehr göttliche als menſchliche Geſtalten, Romulus noch entſchiedener als Numa. Wenn die Späteren einzelne Inſtitute auf den einen oder anderen zurückführen, ſo iſt das doch nur inſofern wahr, als eine Geſamtheit der höchſten Gewalt exiſtiert, die von den beiden Heroen, dem einen nach dem anderen, repräſentiert wird. In dieſer Geſamtanſchauung ſind ſie aufzufaſſen.

Ganz anders die in der Sage folgenden Könige, deren Thätigkeit vorzugsweiſe von territorialer Natur iſt. Die Geſchichte des erſten, Tullus Hoſtilius, bewegt ſich ſehr in der Nähe an dem cluiliſchen Graben, fünf römiſche Meilen von Rom entfernt; ſeine Handlung iſt die Überwältigung von Albalonga. An den Zweikampf der Horatier und Curiatier, der das Übergewicht von Rom entſcheidet, ſchließt ſich ein Krieg an, welcher die Einverleibung der Albaner zur Folge hat. Von dieſem beſchränkten Schauplatz, den nächſten Umgebungen Roms, führt uns die Geſchichte des Ancus Marcius, welchem die Begründung der Hafenſtadt Oſtia am Ausfluß des Tiber zugeſchrieben wird, an die Küſten, wo die ſeebeherrſchenden Nationen einander begegnen, was dann zu einer Verflechtung führt, durch welche die mächtigſten Nachbarn, die Etrusker, in unmittelbare Beziehungen zu Rom geraten.

In den Tarquiniern, die nunmehr als Könige auftreten, erſcheinen in den Fabeln der Überlieferung doch bereits unzweifelhaft hiſtoriſche Momente. Daß die Tarquinier Etrusker waren, läßt ſich ſchon deshalb nicht in Abrede ſtellen, weil die Namen des Tarquinius ſowohl, wie der Tanaquil, ſeiner Gemahlin, in etruskiſchen Grabdenkmälern vorkommen. In Cäre gab es ein tarquiniſches Geſchlecht, welches mit dem gleichnamigen Königshauſe in Rom verwandt zu ſein behauptete. Die Tarquinier nun haben in Rom ein ihrer etruskiſchen Herkunft würdiges Denkmal zurückgelaſſen. Wie das Arnothal, ſo haben unter Tarquinius etruskiſche Hände auch die zwiſchen den ſieben Hügeln mitten inne liegenden Niederungen erſt bewohnbar gemacht. Die primitiven Teiche und ſtehenden Waſſer mußten verſchwinden, wenn es eine Stadt Rom geben ſollte. Dazu aber gehörten die unterirdiſchen Bauten, die man dem älteren Tarquinius zuſchreibt. Die Quellen ergoſſen ſich in die Abzugsgräben, die man unter dem Namen Cloaca maxima begreift; die Stadt ſchwebt über ihnen, ſagt Plinius, und man ſchifft unter ihr dahin.

Drei über einander ruhende Gewölbe, alle aus Tuffſteinquadern ohne Mörtel zuſammengefügt, an deren felſenfeſtem Bau drittehalb Jahrtauſend keinen Stein erſchüttert haben, nehmen die Quellen auf und führen die Grundwaſſer dem Fluſſe zu. Nun erſt wurden die Thalgründe, welche Berg von Berg geſchieden hatten, für bürgerlichen Anbau brauchbar.

Zwiſchen Palatin und Aventin und am Fuße des kapitoliniſchen Berges konnten großartige ſtädtiſche Anlagen wie der Circus Maximus und vor allem das Forum romanum entſtehen, ohne welches die ſpätere Geſchichte Roms nicht zu denken wäre.

Die Burgen und Berge wurden zu einer Stadt vereinigt und konnten bald darauf mit einer Mauer umzogen werden, deren Spuren man noch heute in fortlaufenden Erhöhungen und eigenem Mauerwerk zu bemerken glaubt.

Unter Tarquinius Priscus gewann Rom überhaupt eine viel bedeutendere Stellung als bisher gegen alle Nachbarn. Die Latiner ſuchen ihre Rettung vor ihm in einer engen Allianz mit Sabinern und Etruskern; aber in einer großen Schlacht werden die drei Völker beſiegt und auseinander geworfen. Tarquinius ſetzt den Krieg nach allen Seiten hin ſiegreich fort. Man rühmt an ihm zugleich geſchickte Führung der Truppen und milde Behandlung der Überwundenen. Endlich ſehen ſich die Etrusker genötigt, dieſem Fürſten, der aus ihrer Mitte hervorgegangen iſt, ihre Unterwerfung anzubieten. Tarquinius verſpricht ihnen Schonung des beſtehenden Zuſtandes und Erhaltung ihres Beſitzes, wogegen ſie dann ihm Oberherrlichkeit über ihre Konföderation zugeſtehen, und ihm die Inſignien derſelben überbringen: eine goldene Krone, einen elfenbeinernen Stuhl, ein Scepter mit dem Adler auf der Spitze, ein goldverbrämtes Unterkleid und ein purpurnes Oberkleid; die zwölf Liktoren ſollen die Herrſchaft über die zwölf Städte bedeuten.

Wenn man ſich dieſes Zuſammenhanges erinnert, ſo läßt ſich eher verſtehen, daß ſich dem Fragment eines tusciſchen Geſchichtſchreibers zufolge, deſſen Kenntnis wir dem Kaiſer Claudius verdanken, eine etruskiſche Freiſchar erhob, an deren Spitze Cäles Vibenna ſtand, der aber endlich geſchlagen und vertrieben wurde. Der vornehmſte ſeiner Kampfgenoſſen jedoch, des Namens Maſtarna, wandte ſich gegen Rom, das er überwältigte. Dafür iſt nichts merkwürdiger, als das Wandgemälde in einem Grabe zu Vulci, wo Maſtarna als Befreier ſeines Führers, der in Gefangenſchaft geraten war, dargeſtellt iſt. Er durchſchneidet die Bande, mit denen Cäles gefeſſelt war: denn ſchon ſind deſſen Wächter niedergeſtoßen; er erhebt ſein Schwert gegen den vierten derſelben, der mit den Worten Tarchunies Rumach als der römiſche König bezeichnet wird. Den Annalen zufolge ſoll nun Maſtarna König von Rom geworden ſein. Es war derſelbe, den die Römer Servius Tullius nennen, ohne daß ihnen über die Identität mit einem ausländiſchen Führer auch nur eine leiſe Ahnung übrig geblieben wäre.

In der unvermiſcht römiſchen Tradition iſt Servius Tullius wieder eine große originale Geſtalt von univerſaler Bedeutung.

Neben Imperium und Pontifikat giebt es in dem inneren Leben von Rom noch ein drittes, das populäre Element.

Wie in Romulus und Numa die beiden erſten, ſo kommt das dritte in Servius Tullius, welcher nach der römiſchen Sage von dem Gott des Herdes erzeugt und in ſeiner Kindheit durch eine göttliche Flamme, die ſein Haupt umleuchtet, als ein halbgöttliches Weſen ausgezeichnet wird, zur Erſcheinung. Wie jenen die großen Inſtitute der weltlichen und der geiſtlichen Gewalt zugeſchrieben werden, ſo gelangen die politiſchen Rechte der Plebs durch Servius Tullius zu einer gleichſam göttlichen Sanktion. Worauf beruht nun aber die römiſche Plebs, die als eine dritte Gewalt im römiſchen Gemeinweſen erſcheint? Nach der republikaniſchen Tradition, die bei Dionyſius von Halikarnaß aufbewahrt iſt, bildeten die infolge der Siege des Romulus und der Altbürger in den Bezirk der Stadt gezogenen und daſelbſt aufgenommenen Einwohner der unterworfenen Städte, denen gegen die Gewohnheiten der alten Welt ihre Freiheit geſichert worden war, dte Grundlage derſelben. Von Romulus waren ſie nach der Hand vernachläſſigt worden; als Numa nach Rom kam, fand er den Patriciern und ihren Klienten zur Seite eben dieſe Klaſſe noch ohne Eigentum und Herd und nahm ſich ihrer an. Seitdem waren ſie durch die folgenden Kriege beſonders unter dem Vorgänger des Tarquinius, der viele Latiner nach Rom führte, ſehr verſtärkt worden und überaus zahlreich. — Servius gab ihnen eine wirkliche Organiſation, wie er auch der Tradition zufolge ihnen hauptſächlich die Krone verdankt. In Servius erſcheint die Zuneigung zu den niederen Volksklaſſen, welche der höchſten Gewalt natürlich innewohnt. Die plebejiſchen Anſprüche, die ſich in der ſpäteren römiſchen Geſchichte unaufhörlich wiederholen: auf Ermäßigung des Schuldrechts und Anteil an dem öffentlichen Land, liebte man auf Zugeſtändniſſe dieſes alten Königs zurückzuführen. Ich denke, man darf darin nicht eine willkürliche Erfindung ſehen. Es iſt eine urſprüngliche, dem Volke innewohnende, in dem Gange der römiſchen Geſchichte begründete Tradition, in welcher freilich die ſpäteren Zuſtände unaufhörlich reflektieren.

Für die Auffaſſung des plebejiſchen Heros iſt es weſentlich, daß ihm auch die Einteilung der Stadt in ihre vier großen Regionen zugeſchrieben wird, auf der dann die innere Organiſation der geſamten Bevölkerung, beſonders aber der Plebs hauptſächlich beruht. Man glaubt darin das allmähliche Anwachſen der Stadt zu erkennen. Auch die Bezirke, welche durch die an den bedrohteſten Stellen zur Ergänzung der Mauern aufgeführte Umwallung des Servius herbeigezogen wurden, waren in dieſelbe einbegriffen. In dieſem Sinne hat man auch die ländlichen Tribus, die Servius gegründet haben ſoll, verſtanden; ſie waren zugleich zur Verteidigung der wichtigſten äußeren Poſitionen beſtimmt. Alles trägt dieſen militäriſch-adminiſtrativen Charakter, beſonders auch die Einteilung der Bürger nach ihrem Cenſus und die Errichtung der Centurienverfaſſung. Die erſte Klaſſe, die aus den Meiſtbegüterten beſtand, war die beſtbewaffnete und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß ſie dem feindlichen Angriff, dem ſie ſich zuerſt ausſetzte, zu widerſtehen vermochte. Claſſis bedeutet das Heer, eine Bezeichnung, die vor allem der erſten Klaſſe zukommt. Damit verbanden ſich dann politiſche Rechte, ohne welche eine bewaffnete Volksgemeinde ſich nicht denken läßt. Die näheren Beſtimmungen, wie ſie in der Überlieferung vorkommen, gehören einer anderen Epoche an, aber augenſcheinlich iſt doch, daß ein abſoluter Unterſchied der Stände überhaupt nicht neben einer Kriegsordnung beſtehen konnte, die allein auf dem Unterſchied des Vermögens beruhte. Denn der Dienſt in den Waffen war keineswegs eine bloße Pflicht, ſondern ein hochbedeutendes Recht.

Man könnte ſich verſucht fühlen, die Angabe der etruskiſchen Annalen mit der römiſchen Überlieferung zu kombinieren. Rom mußte den Etruskern widerwärtig ſein und zwar doppelt, nachdem es durch einen ihnen urſprünglich angehörigen König zu Konſiſtenz und Macht gelangt war. Tarquinius würde den Ruhm behalten, durch ſeine Kriegshandlungen die Etrusker zur Unterordnung unter Rom genötigt zu haben. Man könnte annehmen, daß in Etrurien eine dieſem Erfolge entgegengeſetzte Bewegung eingetreten wäre, in welcher der Führer einer Freibeuterſchar ſich Roms ſelbſt bemächtigt habe. Dieſer aber bedurfte, wenn er ſich halten wollte, nicht allein feſter Mauern, wie ſie Tarquinius begonnen, die er nur vervollſtändigte, ſondern einer inneren Organiſation der angewachſenen Menge. Er würde hierauf den Plebejern eine Verfaſſung von militäriſcher und populärer Tendenz gegeben haben, deren Inſtitutionen auf die folgende Zeit übergingen. Der etruskiſche Häuptling würde Rom widerſtandsfähig gegen alle Angriffe gemacht und dabei der Population neue Rechte verliehen haben.

Jedoch Vermutungen dieſer Art überſchreiten die Grenzen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft. Uns liegt es nur ob, den weſentlichen Inhalt der römiſchen Tradition zu vergegenwärtigen. Man kann in Frage ſtellen, ob die Reihe der Könige, welche dieſelbe verzeichnet, hiſtoriſch iſt oder nicht. So im allgemeinen müßte die Antwort verneinend ausfallen. Daß es aber in alter Zeit Könige in Rom gegeben habe, iſt die Vorausſetzung der ganzen ſpäteren römiſchen Geſchichte; die Überlieferung iſt nicht ungerecht gegen das Andenken der Könige. Die großen Inſtitutionen, auf deren unbeſtrittenem Beſtand das ganze innere Leben beruht, werden von ihnen hergeleitet. Wie mit ihnen ſich zuerſt der Geſchlechterſtaat der Patricier und ihrer Klienten gebildet hatte, war dieſem zur Seite die Gründung der Plebs auch urſprünglich von dem Königtum ausgegangen, aus freien Männern; ſie hatte eine eigentümlich berechtigte Stellung gewonnen. Die höchſte Gewalt konnte ohne die Beiſtimmung der einen oder der anderen nicht beſtehen. Indem das Königtum zwiſchen ihnen ſchwankte, wurde es geſtürzt. Die beiden Stände traten einander ſelbſtändig gegenüber, nicht allein jedoch, um einander zu bekämpfen, ſondern auch, um im Kampfe zuſammenzuwirken; aus ihrem Widerſtreit und ihrer vereinigten Kraft iſt die Größe von Rom hervorgegangen. Es iſt von großer Bedeutung, wie die Tradition den Übergang des Königtums zur Republik motiviert. Eben an Servius knüpft die Erzählung hierüber an.

Regifugium.

Von dem alten Tarquinius, dem Servius durch volkstümliche Unterſtützung nachgefolgt war, lebte noch ein Sohn desſelben Namens, der es müde war, als der Mündel des Servius angeſehen zu werden. Bei herannahendem Alter wird Servius von den Anſprüchen ſeines Mündels, des jungen Tarquinius, auf die Succeſſion unterrichtet und wendet ſich deshalb an das Volk; er klagt darüber, daß der junge Tarquinius nicht allein die Verlaſſenſchaft ſeines Vaters von ihm fordere, ſondern auch die Herrſchaft über Rom, die einen Teil der Erbſchaft ausmache; er halte das Volk nicht für berechtigt, einem anderen das zu übertragen, was ihm nicht gehöre. Die in dieſe Zeiten zurückverlegte Frage iſt alſo von vornherein, ob die höchſte Autorität in dem Gemeinweſen als ein Teil der Hinterlaſſenſchaft angeſehen werden könne. Entrüſtet über den Anſpruch des jungen Mannes auf ein erbliches Recht, beſtätigt das Volk den alten König, den es ſelbſt gewählt hatte, in ſeiner Stellung; es fordert ihn auf, vor keinem anderen zu weichen. Indes hat Tarquinius, obwohl der Schwiegerſohn des Servius, den Gedanken gefaßt, ſich eigenmächtig in den Beſitz der Krone zu ſetzen. Mit den Inſignien der königlichen Gewalt geſchmückt, erſcheint er in dem Senat, deſſen Mitglieder großenteils mit ihm einverſtanden ſind. Hiervon benachrichtigt, begiebt ſich auch Servius in den Senat, und ſchickt ſich an, Tarquinius von dem königlichen Stuhl zu entfernen. Der junge Mann iſt aber ſtärker als der bereits gealterte Servius; er ergreift ihn und wirft ihn die Stufen hinunter, die zu der Kurie führen. Da erſcheint dann ſeine Gemahlin, die dunkelſte Geſtalt in dieſer Verwickelung der Anſprüche und der Rechte, Tochter des Servius; aber von dem Anreize der unmittelbaren Gewalt fortgeriſſen, hat ſie ihren Gemahl ſelbſt zu ſeinen Unternehmungen gegen den Vater aufgereizt. Sie begrüßt ihn jetzt als König; doch giebt ſie ihm zugleich den Rat, den Vater umzubringen: dieſer würde ſonſt unverweilt das Volk berufen, bei dem er alles vermöge. Hierauf ſchickt Tarquinius Diener, die den Servius töten. Die neue Königin, die im Wagen daher fährt, treibt ihren Wagenlenker an, ohne Scheu geradezu über die Leiche des ermordeten Vaters hinweg zu fahren.

Die Erzählung zeugt von dem Abſcheu, mit welchem die folgenden Zeiten das Andenken an die Thronbeſteigung des letzten Königs fortgepflanzt haben; eine Straße in Rom trug davon ihren Namen. In dem Ereignis an ſich kommt der volle Sieg des Anſpruchs der Geburt über die Berechtigung der Wahl, welche bei den meiſten früheren Königen ſtattgefunden haben ſoll, zu Tage. Auch die Auſpicien, die doch als eine Vorbedingung der geſetzlichen Amtsverrichtungen betrachtet wurden, fehlten dem Tarquinius. Er tritt ohne alle Wahlhandlung oder religiöſe Feierlichkeit an die Stelle ſeines Vaters. Wie zu dem älteren, ſo ſteht Etrurien auch zu dem jüngeren Tarquinius, dem man den Beinamen Superbus gab, in einem Verhältnis der Unterordnung. Einige Mühe koſtet es dieſem, ſich der Latiner zu verſichern. Von den Oberhäuptern derſelben, die eine gewiſſe Unabhängigkeit beſaßen, wußte er den einen durch Verwandtſchaft an ſich zu ketten, den andern durch eine verräteriſche Anklage, zu der er ſich trügeriſche Beweiſe verſchafft hatte, zu vernichten. Seinem Bündniſſe mit den Latinern ſchließen ſich auch Volsker und Herniker an. Für alle dieſe Völker wurde die jährliche Feier auf dem Mons Albanus angeſtellt, die eine Zeit des allgemeinen

Gottesfriedens derſelben unter ſich bedeutete. Die Römer hatten den Vorrang beim Opfer, was zugleich das Zeichen ihrer Hoheit war. Wie Piſiſtratus in Athen, ſo vereinigten die Tarquinier in Rom mit der unbedingten Herrſchaft über die Hauptſtadt eine ſehr ausgedehnte Macht nach außen. Ein Denkmal dieſer Macht iſt die Errichtung des kapitoliniſchen Heiligtums, die von dem erſten Tarquinius vorbereitet war und vom zweiten ins Werk geſetzt wurde. Es war der Trias von Göttern gewidmet, Jupiter, Juno und Minerva, die zugleich von Sabinern und Etruskern verehrt wurde und von dieſen faſt noch mehr, als von den Römern ſelbſt.

Das Heiligtum war ein Werk etruskiſcher Kunſtfertigkeit, der die einheimiſchen Römer nun dienſtbar waren.

Welche Bedeutung man daran knüpfte, ergiebt ſich vor allem aus der Sage von dem bei dem Bau aufgefundenen, abgeſchlagenen, aber noch friſchen Menſchenhaupte, woraus man zuerſt die Idee, daß Rom das Haupt von Italien, ſpäter, daß es das Oberhaupt der Welt ſein werde, herleitete.

Bei den Vorausſagungen künftiger Größe, die in dieſe Zeiten verlegt wurden, fehlen auch die Griechen nicht. Von Cunae kamen die ſibylliniſchen Bücher herüber, welche die Geheimniſſe der Zukunft enthalten ſollten; ſie wurden in einer ſteinernen Kiſte in dem Heiligtum verwahrt und nur unter Beobachtung unverbrüchlichen Geheimniſſes zu Rate gezogen.

Aber auch ſchon in jener Zeit beſaßen die Tarquinier eine ausgebreitete Herrſchaft; gerade durch dieſe wurden ſie in den beiden Ständen unerträglich. Die Patricier, durch deren Hülfe Tarquinius emporgekommen war, wurden von der Beratung der öffentlichen Geſchäfte ausgeſchloſſen und mit gewaltſamen Gerichtsſprüchen heimgeſucht; der Senat hatte alle Bedeutung verloren. Das Volk dagegen, das ſich der Freiheiten erfreut hatte, die mit ſeiner Teilnahme an Miliz und Krieg verbunden waren, ſah ſich zu harten Fronarbeiten verdammt, um Abzugsgräben oder auch gottesdienſtliche Gebäude auszuführen. Die Überlieferung iſt: die Plebs habe an der Erniedrigung der alten Geſchlechter ihre Freude gehabt, dieſe dagegen an dem Joche, welches den Plebejern auferlegt wurde. Um ſo weniger hätten die beiden Stände gegen das Königtum zuſammenwirken können, zumal da dies noch eine beſondere Stütze in der Unterthänigkeit der umliegenden Landſchaften beſaß.

Nicht jedoch ſo ſehr aus der Widerſetzlichkeit der beiden Stände leitet die Sage den Widerſtand her, den Tarquinius fand, als aus einer Entzweiung der herrſchenden Dynaſtie in ſich ſelbſt. Dieſe ſpaltete ſich in eine engere und eine weitere Familie; die erſte beſtand aus Tarquinius und ſeinen Söhnen Sextus, Titus und Aruns; die zweite aus den Söhnen einer Schweſter des Königs, zu denen Brutus, und den Nachkommen des älteren Bruders des erſten Tarquinius, zu denen Collatinus gehörte, der mit Lucretia, der Tochter eines der vornehmſten der römiſchen Großen, vermählt war.

Es ereignete ſich nun, daß der König und ſeine Söhne dieſe ihre nächſten Blutsverwandten durch Grauſamkeit und Wolluſt zu ihren Feinden machten.

Der ältere Bruder des Brutus war getötet worden; dieſer ſelbſt entging dem gleichen Schickſal nur, indem er ſich blödſinnig ſtellte; er flößte ſo wenig Beſorgnis ein, daß ihm der König eine hohe militäriſche Würde anvertraute. Aber in ſeiner Seele kochte Ehrgeiz und Rachſucht.

Da erfuhr ein anderes Mitglied der Familie, Collatinus, die abſcheulichſte Ungebühr; ſeine züchtige und keuſche Gemahlin wurde von einem der Söhne des Königs geſchändet. Ähnliches mag auch anderweit vorgekommen ſein; das echt Römiſche iſt, und es bildet den Kern der Sage, daß ſich Lucretia hierauf ſelbſt tötet. Bei dem Meſſer, mit dem ſie ſich umbrachte, ſchwuren nun Brutus, mit ihm Collatinus und Lucretius, die Unthat zu rächen und ein königliches Haus, wie dieſes war, nicht länger über ſich zu dulden.

Es würde überflüſſig ſein, die Variationen der Erzählung zu wiederholen und die Wahrſcheinlichkeit der Thatſachen zu prüfen. Notwendig aber iſt, die Ideen hervorzuheben, welche die ſpätere Republik an das Ereignis anknüpft. Der mindeſt wahrſcheinlichen, wie ſie bei Dionyſius vorliegt, gebührt in dieſer Beziehung ſogar der Vorzug; denn nicht allein auf die Entfernung der regierenden Tarquinier, ſondern auf die Grundlegung der republikaniſchen Verfaſſung kommt es an. Bedeutungsvoll für den ganzen Lauf der Geſchichte, aber ſehr auffallend iſt es, daß die vorwaltende Abſicht nicht dahin gerichtet iſt, das Inſtitut des Königtums abzuſchaffen, ſondern nur, es zu modifizieren.

Dem Lucius Junius Brutus wird eine Rede in der Mitte der Patricier in den Mund gelegt, in welcher er eine durchgreifende Änderung der Verfaſſung überhaupt widerrät. In ruhigen Zeiten, ſagt er, könne man überlegen, ob man eine beſſere Ordnung der öffentlichen Dinge einführen ſolle, wenn es überhaupt eine beſſere gebe als die von Romulus, Numa und den anderen Königen eingerichtete und überlieferte; denn bei dieſer Verfaſſnng ſei Rom emporgekommen; den Beſchwerden aber, die mit der Monarchie verbunden ſeien, ſo daß ſie zur wilden Tyrannei ausarte, müſſe man abhelfen, und dafür ſorgen, daß ſie in Zukunft nicht wieder vorkommen können. Vor allem möge man den Namen der höchſten Gewalt ändern, weil derſelbe zu vielen verwerflichen Handlungen verleite; das ratſamſte werde ſein, die königliche Gewalt an zwei Männer zu übertragen; wenn ihrer zwei ſeien, ſo werde ihr Vorrecht weniger beſchwerlich fallen; ſie würden ſich voreinander ſcheuen, zugleich in einem Wetteifer leben, welcher nützlich werden müſſe. Nicht alle Inſignien des bisherigen Königtums ſollen ſie gebrauchen, nicht die goldene Krone, noch Scepter, noch das goldgeſtickte Gewand, aber wohl den elfenbeinernen Stuhl, die Toga praetexta und die Liktoren. Auch dieſer neue Magiſtrat dürfe nicht auf Lebenszeit beſtehen, weil dies tyranniſche Gelüſte erwecke.

Das charakteriſtiſche der römiſchen Verfaſſung, Annuität der oberſten Gewalt und ihre Kollegialität, was der Titel Konſuln urſprünglich bedeutet, ſind alſo die Grundgedanken der neuen Einrichtung, welche jedoch die Macht und einen Teil der Würde des Königtums repräſentieren ſoll.

Das weſentliche der Überlieferung iſt, daß die Idee der ſpäteren Verfaſſung gleich im Moment des Abfalls der vornehmen Geſchlechter von den Tarquiniern gefaßt wird. Die neuen Magiſtrate ſollen den Senat berufen, wie die alten Könige, und nichts ohne den Senat thun. Die gefaßten Beſchlüſſe ſollen dem Volke vorgelegt werden, was ihm bereits früher zugeſtanden worden war. Alles hochbedeutend für die innere Geſchichte, die ſich immer in der Vorausſetzung einer höchſten Gewalt bewegt, welche ſtark iſt und herrſcht, aber doch niemals ein Königtum werden ſoll. Sie wird nicht durch Übereinkunft der beiden Stände geſchaffen, ſondern ſie wird als vorhanden und unverletzlich angenommen. Aber die Magiſtraturen, von denen ſie ausgeübt wird, werden von den beiden Ständen gewählt und eingeſetzt, und ſind auf deren Mitwirkung angewieſen.

Brutus leitet aus ſeiner militäriſchen Stellung die Befugnis ab, das Volk zu verſammeln und die neuen Magiſtrate vorzuſchlagen; dieſe ſollen dann in den Centuriatkomitien gewählt werden, der populärſten Inſtitution, die dem Königtum zugeſchrieben wird. In Begleitung der Patricier erſcheint hierauf Brutus auf dem Forum und fordert das Volk auf, der Knechtſchaft, welche der Tyrann Jahre lang auferlegt hatte, ein Ende zu machen. Das Volk zeigt ſich hiezu auf der Stelle bereit und fordert die Waffen. Brutus iſt ſehr erfreut, macht aber die Bedingung, daß zuerſt der Senatsbeſchluß beſtätigt ſein müſſe, welcher dahin gehe, daß die Tarquinier auf immer verbannt ſein ſollen, worauf das Volk nach Kurien auseinander tritt und einſtimmig das Exil der Tyrannen beſchließt.

Ein zweiter Vorſchlag, den die Kurien ebenfalls annehmen, betrifft die Errichtung der beiden neuen Magiſtrate. Brutus und Collatinus treten als die erſten Konſuln auf.

Für alle dieſe Vorgänge iſt es eine Grundbedingung, daß Tarquinius mit dem Heere vor Ardea lagert. Bei der erſten Nachricht von der aufrühreriſchen Bewegung begiebt er ſich nach Rom, aber ſchon iſt dieſelbe ſo mächtig geworden, daß ihm der Eintritt in die Stadt verweigert wird. Er eilt nach dem Feldlager zurück, aber hier hat indeſſen das Vorbild von Rom Nachfolge gefunden: denn das Heer und das Volk ſind ja in Wahrheit identiſch. Auf förmlichen Beſchluß der Centuriatkomitien wird Tarquinius auch von dem Kriegslager ausgeſchloſſen; er wendet ſich zu ſeinen Freunden nach Etrurien, durch deren Hülfe er wiederhergeſtellt zu werden hofft. Das Heer, das der Belagerung Ardeas längſt müde geworden, ſchließt eigenmächtig einen Waffenſtillſtand mit dem Platz und zieht dann nach Rom. Hierauf berufen die Konſuln eine allgemeine Verſammlung, die aufs feierlichſte eingeleitet wird. Luſtrationen werden vorgenommen, Eidſchwüre geleiſtet, Opfertiere geſchlachtet. Bei den Opferſtücken ſtehend, ſchwören zuerſt die Konſuln, und auf ihre Aufforderung alle Anweſenden, daß weder Tarquinius noch deſſen Söhne und weitere Nachkommen in die Stadt jemals zurückkehren ſollen, ferner aber, daß ſie weder ſelbſt einen König in Rom aufſtellen, noch auch anderen beiſtimmen wollen, die einen ſolchen aufzuſtellen verſuchen würden.

Die Unwahrſcheinlichkeit, daß ein mächtiger König ſich ohne allen ernſtlichen Widerſtand habe verjagen laſſen, liegt auf der Hand. Darauf kommt es aber der Tradition wenig an; ſie beſchäftigt ſich am meiſten mit den Schwierigkeiten, die mit der Entfernung der Könige aus Rom verbunden waren.

Dieſe entſprangen hauptſächlich aus dem inneren Zerwürfnis des königlichen Hauſes. Die den Herrſchern perſönlich feindſelige Fraktion desſelben hatte doch alles veranlaßt, alles feſtgeſetzt. Sollte nun aber eine vollſtändige Entfremdung der Römer von ihren Königen ſtattgefunden haben, ſollten nicht die Tarquinier auch im Senat, durch den ſie emporgekommen, nochmals Anhänger finden können? Zu einer definitiven Feſtſetzung der Republik gehörte es, daß dieſe Möglichkeiten ausgeſchloſſen wurden.

In der That wird nun der Tradition zufolge in kurzem eine Verſchwörung junger Patricier zu Gunſten des Königtums, deſſen ſie für ihre perſönlichen Stellungen nicht entbehren zu können glauben, entdeckt. Bei der Beſtrafung derſelben legt dann Collatinus ſoviel Schonung der Schuldigen an den Tag, daß er der allgemeinen Stimmung gegenüber ſich nicht zu behaupten vermag; er ſieht ſich genötigt, die Stadt zu verlaſſen. Um ſo freier von aller Rückſicht erſcheint der andere Konſul, Brutus; er läßt ſeine eigenen Söhne, die an jener Verſchwörung teilgenommen, unverwandten Blickes hinrichten.

Die Handlung weicht von dem natürlichen Gefühl der Menſchen ſoweit ab, daß der griechiſche Autor, der ſie erzählt, faſt daran verzweifelt, bei ſeinen Landsleuten Glauben zu finden; aber ebenſo durch und durch römiſch iſt ſie. Der Stifter der Republik mußte mit dem Blute ſeiner Nachkommen beweiſen, daß er kein Tarquinier mehr war. Die republikaniſche Idee erhebt ſich ſtolz und ausſchließend über jedes andere menſchliche Gefühl, das ſie vielmehr vernichtet. Brutus iſt die erſte greifbare Geſtalt in der römiſchen Geſchichte. Man kann von dem eigentlich Mirakuloſen, das die Sage enthält, abſtrahieren. Das Weſen der Erzählung iſt, daß ein naher Verwandter des königlichen Hauſes, durch die Gewaltſamkeiten, die der König gegen ſeinen Vater und ſeinen Bruder ausgeübt hat, in tiefſter Seele beleidigt, dennoch an ſich hält, ſeinen Ingrimm in ſich verſchließt, bis der Augenblick kommt, in welchem die Unerträglichkeit dieſer Herrſchaft in einer abſcheulichen Frevelthat zu Tage tritt. Dann aber ſinnt er nicht etwa auf perſönliche Rache, ſondern er faßt den Gedanken der Republik, der jedoch nicht ſowohl auf Umſturz der hergebrachten Verfaſſung geht, ſondern auf eine Umbildung derſelben, bei der ihr Weſen gerettet wird. Die Konſervation der höchſten Gewalt, wie ſie beſtand, nur unter Formen, die ihren Mißbrauch unmöglich machen, iſt die Handlung des Brutus, die ſeinen Nachruhm ausmacht. Ein geborner Tarquinier, ſteht er doch an der Spitze der Republik, deren Rettung von den nächſten Gefahren er noch mit ſeinem Tod beſiegelt. Der verjagte König hat, wie er hoffte, mit Hülfe ſeiner Freunde in Etrurien eine anſehnliche Kriegsmacht zuſammen zu bringen gewußt, mit der er ſeine Wiederherſtellung in Rom zu erzwingen gedenkt. Aber Brutus, der ſich die Pflege der Kriegszucht in Rom beſonders hat angelegen ſein laſſen, iſt ſtark genug, ihm entgegenzugehen.

Es kommt zur Schlacht am Walde Arſia, in welcher der kräftigſte Sohn des Tarquinius, Aruns, mit Brutus im Zweikampfe zuſammentrifft, und jedweder von ihnen, vom anderen getroffen, todwund vom Pferde ſtürzt. Das Ereignis iſt eben, daß das königliche Geſchlecht, zu dem ja auch Brutus gehört, ſich in ſich ſelbſt vernichtet. Aber damit wird der eigentliche Kampf mit Etrurien, dem Rom in gewiſſer Hinſicht ſelbſt angehörte, erſt eröffnet.

Der vornehmſte Fürſt dieſes Landes, Lars Porſenna von Cluſium, führt ein ſtattliches Heer zu Gunſten der Verjagten ins Feld, dem die Römer nicht widerſtehen können. Man findet Spuren einer Überlieferung, nach welcher Porſenna das Kapitol inne gehabt und die Römer zu einem Frieden genötigt haben ſoll, in welchem ſie auf den Gebrauch eiſerner Waffen Verzicht leiſteten. Ohne ſo weit zu gehen, nimmt doch der ausführliche traditionelle Bericht, der auf uns gekommen iſt, die Überlegenheit des etruskiſchen Königs an. Nicht ſo ſehr die Waffen, als die republikaniſchen Tugenden werden demſelben entgegengeſetzt. Die Tradition läßt ſich beſonders angelegen ſein, die Handlungen ſtandhaften Mutes, den die Römer in dieſem Augenblick bewieſen haben, zu verherrlichen. Eine der vornehmſten iſt die Verteidigung der Brücke, die zu dem Janiculus führt, wenigſtens ſo lange, bis ſie hinter dem beſten Verteidiger, Horatius Cocles, abgebrochen iſt, der ſich dann in den Strom wirft und ſich glücklich rettet. Wenn ein Römer ſich in das Lager des etruskiſchen Königs in der Abſicht ihn zu ermorden einſchleicht, ſo geſchieht das deshalb, weil die Römer ſonſt in Gefahr ſind, dem Hungertode zu erliegen: denn an dem Schwur, den verjagten König nicht wieder aufzunehmen, halten ſie auch unter dieſen Umſtänden unerſchütterlich feſt. Auch den Frauen wird ihr Anteil an dem Ruhme dieſer Tage vindiziert. Die als Geiſeln zu einer vorläufigen Vereinigung überlieferten Jungfrauen retten ſich; unter Führung der entſchloſſenſten von ihnen, Cloelia, ſchwimmen ſie durch den Fluß. Damit aber verbindet die Sage einen Umſchlag in der Politik des Feindes: durch eine Verletzung der Geiſeln und Geſandten, welche ſich die Tarquinier zu ſchulden kommen laſſen, wird Porſenna bewogen, auf die Seite der Römer zu treten. Er wird durch ihre geſinnungsvolle Haltung zwar erſchreckt, aber auch für ſie gewonnen. Bei einem endlichen Vertrag giebt er die Gefangenen ohne Löſegeld heraus und überläßt den darbenden Römern die Vorräte ſeines Lagers, wogegen ſie ihm die Inſignien der Hegemonie zurückſtellen, welche die Etrusker dem älteren Tarquinius übergeben hatten.

So kommt es zu einer gütlichen Auseinanderſetzung; die neue Republik giebt die Herrſchaft auf, welche die Könige zuletzt beſeſſen hatten; die Etrusker dagegen erkennen das Beſtehen der Republik und ihre volle Unabhängigkeit an. Einen ſtarken Rückhalt hatte Tarquinius auch dann noch an den Latinern, die durch die Verbindung Porſennas mit Rom, das ſie ihrerſeits von dem latiniſchen Namen ausſchloſſen, ſich beleidigt fühlten. Sie luden die Römer zu ihren Verſammlungen am ferentiniſchen Haine nicht mehr ein; ſelbſt die Familienverbindungen zwiſchen Römern und Latinern wurden aufgelöſt. Überdies aber kam dem Tarquinius noch eine innere Gärung zu ſtatten. Die Oberhäupter, die eben auch durch enge Familienbande zuſammengehalten wurden, fürchteten in Latium eine der römiſchen ähnliche Bewegung zum Ausbruch kommen zu ſehen. Wir befinden uns hier ſchon in einer vollkommen gebildeten, politiſch angeregten Welt. Die Vertreibung der Tyrannen, die in Griechenland an der Tagesordnung war, konnte nicht anders, als auf Italien zurückwirken. Der verjagte Tarquinius erſchien in dieſem Licht und gewann die Führer der Latiner durch die Beſorgnis, daß ihnen ein ähnliches Schickſal bevorſtehe. Mit deren Hülfe und begleitet von Römern, die ſeiner Sache treu geblieben waren, griff Tarquinius die neue Republik zum dritten Male an. Aber zum dritten Male ward er in einer offenen Schlacht zurückgewieſen. Ungefähr vierzehn Miglien von Rom, unfern der alten Straße nach Präneſte, findet ſich ein kleiner Teich voll Schilf und Binſen, von Wällen baſaltiſcher Lava umgeben; dies iſt nach der Meinung der römiſchen Antiquare der Lacus Regillus, bei dem die Schlacht vorfiel.

Es gab eine Tradition, nach welcher Tarquinius, bereits im höchſten Alter, doch noch einmal hoch zu Roß in der Mitte der Kämpfenden erſchien und verwundet wurde.

Aber das größte Gewicht legt die Erzählung auf den Angriff der ausgewanderten Römer, welche um ſo gefährlicher waren, da ſie in den römiſchen Schlachtreihen ſelbſt Freunde zu finden erwarten konnten. Der Diktator Poſtumius weiß dem nur dadurch vorzubeugen, daß er die Fliehenden niederzuſtoßen befiehlt. Dadurch gelingt es ihm denn, das Feld zu behaupten; Exuln und Latiner werden mit einander beſiegt. Tarquinius ſieht ſich infolge der Schlacht genötigt, Latium ſelbſt zu verlaſſen und ſich nach dem griechiſchen Cumae, das damals unter einem Tyrannen ſtand, zu begeben, wo er kurz darauf verſtarb.

Ich erlaube mir, dieſe Tradition ins Gedächtnis zurückzurufen, obwohl es ja einleuchtet, daß ſie mit ſagenhaften Elementen allenthalben durchwachſen iſt. Aber das iſt eben der Charakter der Tradition: ſie iſt kein Gedicht, auch keine Geſchichte, ſondern eine an hiſtoriſche Ereigniſſe anknüpfende, politiſch ausgeſtaltete Erinnerung. Wollte man, abgeſehen hiervon, einen hiſtoriſchen Boden für die Überlieferung gewinnen, ſo dürfte man vielleicht an den etruskiſchen Maſtarna anknüpfen. Man dürfte annehmen, daß die Hegemonie des älteren Tarquinius durch Maſtarna unterbrochen, dann aber durch den jüngeren Tarquinius wiederhergeſtellt ſei, gegen welchen ſich nun das von Servius-Maſtarna zu einem höheren Grade von Freiheit gelangte und bewaffnete Volk unter dem Vortritt der Patricier wieder erhoben hätte; die Stadt hätte ſich behauptet, aber die Hegemonie über Etrurien verloren. Durch dieſe Annahme würde auch jener ſo unerwartet erhaltene Vertrag mit Karthago, der in das erſte Jahr der Republik geſetzt wird, einigermaßen verſtändlich werden. Demzufolge betrachtet ſich Rom als berechtigte Gebieterin über die Seeküſte von Antium bis Terracina. Aber das latiniſche Gebiet war übrigens in voller Gärung. Der Vertrag war nun, daß Karthago die römiſche Herrſchaft an der Seeküſte aufrecht erhalten und den Römern zur Niederhaltung der Latiner beiſtehen ſolle, wohlverſtanden, ohne jemals auf dem italieniſchen Boden Fuß faſſen zu können. Mit den Etruskern und Griechen in dem angedeuteten Gegenſatz, wünſchte Karthago in der Mitte derſelben eine befreundete Macht an den Latinern, die als untergeordnete Bundesgenoſſen von Rom gedacht werden, zu behaupten.

Der römiſchen Tradition ſind dieſe Momente von umfaſſenden Weltverbindungen abhanden gekommen. Es iſt ihr genug, die Herſtellung des Bündniſſes mit Latium zu betonen, welches dauern ſoll, ſo lange Erde und Himmel auf ihrer Stelle bleiben. Ihr Augenmerk iſt zunächſt ausſchließend auf die inneren Angelegenheiten gerichtet.

Wachſende Selbſtändigkeit der Plebs.

Wie dunkel die Vorgänge der Epoche noch ſind, kann man unter anderem aus der eben gebrauchten Bezeichnung eines oberſten Anführers als Diktator abnehmen. Überlieferungen und Annalen ſchweigen über die Einführung der Diktatur, ihre Zeit und die näheren Umſtände; die Berichte ſind zweifelhaft darüber, ob ſie mehr um äußerer Gefahren oder um innerer Unordnungen willen eingeführt worden iſt. Das hängt nun wohl beides ſehr genau zuſammen: denn die äußere Gefahr konnte niemals abgewehrt werden, wenn nicht die inneren Entzweiungen gedämpft wurden; dieſe aber waren bei dem Verhältnis der beiden Stände und Stämme gleichſam unvermeidlich. Auf die Patricier war doch das Recht, die höchſte Gewalt auszuüben, im allgemeinen übergegangen; ſie beſaßen gottesdienſtliche, rechtliche, adminiſtrative Vorrechte. Die Plebejer ſind, wie oben berührt, nicht aus einer Klaſſe, die den Patriciern urſprünglich untergeordnet geweſen wäre, hervorgegangen. In keiner alten Völkergenoſſenſchaft findet ſich ein ähnliches Verhältnis; denn bei anderen Völkern, auch den Griechen, wurden die beſiegten Feinde vollkommen vernichtet und zu Sklaven gemacht; in dem alten, ſelbſt dem romuliſchen Rom war das nicht der Fall. Die Einwohner der benachbarten Städte wurden in Rom aufgenommen, ohne jedoch an den Rechten der Altbürger teilzunehmen. Eben nach dieſen aber ſtrebten ſie. Es war ein Verhältnis, wie wenn Spartiaten und Lacedämonier zu einer einzigen Gemeinde vereinigt geweſen wären. Die Plebejer waren urſprünglich freie Männer, die aber durch die Pflicht, die ſie erfüllten, die Geſamtheit zugleich mit ihren Waffen zu verteidigen, Anſpruch auf größere Zugeſtändniſſe erwarben, als die waren, die man ihnen machte. Daß ſie zu der Entfernung des Königtums, die nicht von ihnen ausging, doch ſehr weſentlich beitrugen, war der Titel, auf welchen ſie ihre Anſprüche gründeten.

Wie ſie nun dieſelben zur Geltung brachten, darin liegt das konſtitutionelle Intereſſe, welches immer die Aufmerkſamkeit auf die ältere römiſche Geſchichte geheftet hat. Die Beſchaffenheit der Nachrichten, die uns vorliegen, macht es unmöglich, den Gang dieſes Kampfes mit Sicherheit zu vergegenwärtigen; ſie ſind noch immer traditioneller Natur: aber ſie laſſen doch eine Stufenfolge der Errungenſchaften erkennen, die wir hier an der Hand der am meiſten zuſammenhängenden Darſtellung, die auf uns gekommen iſt, aufzufaſſen und vorzulegen verſuchen wollen.

Unter den Patriciern gab es zwei verſchiedene Direktionen; ein paar der vornehmſten Geſchlechter, namentlich die Valerier und Horatier, die ſchon bei der Vertreibung der Könige namhaft geworden waren, neigten ſich auf die Seite der Plebs, durch deren Teilnahme alles vollendet worden war. Gleich darauf aber war eines der mächtigſten ſabiniſchen Geſchlechter, das der Claudier, mit Tauſenden von Klienten in Rom eingewandert; es nahm im Senat, in den es eintrat, die der Plebs entgegengeſetzte Partei mit ebenſoviel Heftigkeit wie Konſequenz. Dem Valerius Poplicola, der nach dem Tode des Brutus das Konſulat allein verwaltete, werden die erſten Geſetze zugeſchrieben, durch welche die Plebs als Geſamtheit dem Patriciat gegenüber in ein geſichertes Verhältnis tritt. Hauptſächlich dadurch wird die Verwickelung zwiſchen den beiden Ständen herbeigeführt, daß es neben dem öffentlichen auch einen privatrechtlichen Streitpunkt zwiſchen ihnen giebt. Die Patricier tragen kein Bedenken, die in dem Altertum überhaupt herkömmliche Schuldhaft gegen die Plebejer in Anwendung zu bringen. Man wird dabei an die ſoloniſchen Geſetze erinnert; doch gewinnt in Rom alles dadurch ein anderes Anſehen, daß eine privatrechtliche Mancipation gegen Männer ſtattfindet, welche die Schulden, um deren willen ſie Knechte werden ſollen, eben im Kriegsdienſte gegen die auswärtigen Feinde gemacht haben.

Gewiß ein Widerſpruch in ſich, der notwendig Zwietracht hervorrufen mußte, wenn nur das Privatrecht, nicht mehr die demſelben entgegenſtehende öffentliche Pflicht in Betracht kam. Einer Aushebung, die für den Krieg gegen die Sabiner vorgenommen wurde, fügt ſich die Plebs nur darum, weil ihr die Abſchaffung der Geſetze, welche der individuellen Freiheit entgegenlaufen, verſprochen wird. Obwohl damals in ihren Erwartungen getäuſcht, erfüllen die Plebejer doch ihre Kriegspflicht im nächſten Jahre aufs neue, da ſich ein Valerier, der zum Diktator ernannt wird, an ihre Spitze ſtellt; ſie erfechten den Sieg, aber auch Valerius vermag das nochmals gegebene Verſprechen nicht durchzuführen. Indem er die Diktatur niederlegt, bringt er dem Senate die Gefahr in Erinnerung, die aus der Verweigerung des Zugeſagten entſpringen werde. Und auf der Stelle tritt dieſe ein. Ohne auf die Konſuln zu achten, ſtellt ſich die ausgehobene Truppe, die ſich der Kriegszeichen bemächtigt, auf dem Mons Sacer, einer der vorragenden Anhöhen der am rechten Ufer des Anio ſich hinziehenden Hügelkette, eigenmächtig auf. Auch das Volk in der Stadt kann nur mit Gewalt in Ordnung gehalten werden. Den populären Gärungen auf der einen Seite tritt eine Bewegung unter den Patriciern entgegen, in deren Genoſſenſchaften der Gedanke aufgeworfen wird, ob es nicht möglich ſei, die Stadt mit den Klienten allein zu verteidigen. Der Führer dieſer Partei iſt Appius Claudius, der das für ſehr möglich hält, da die ausgetretene Plebs nur den ſiebenten Teil der waffenfähigen Mannſchaft Roms ausmache. Ihm geſellt ſich die patriciſche Jugend bei; die Klienten, welche ihnen gehorchen, erſcheinen beinahe als ihr Kriegsgefolge. Und, wie die Plebejer als halbe Fremde angeſehen werden, ſo betrachten ſie ſich auch ſelbſt. In ihrer Mitte wird die Meinung ausführlich vorgetragen: die Plebs habe in Rom keine Heimat, keinen feſten Grundbeſitz, vor allem keine gemeinſamen Heiligtümer. Auch die Plebejer waren geneigt, ſich von der Stadtgemeinde loszureißen und anderswo anzuſiedeln.

Genug, die urſprüngliche Verſchiedenheit des Patriciats und der Plebs trat aufs neue ſo ſtark als möglich hervor. Ein Bruch in aller Form wird nur vermieden, indem man doch wieder erwägt, welche Gefahren für jeden Teil ein ſolcher haben würde.

Aus dieſem Grunde ordnet der Senat einige ſeiner Mitglieder an das Volk ab, eben dieſelben Männer, die ſich in ſeinem Schoße dem Appius Claudius entgegengeſetzt haben. Und dieſen gelang es auch, eine Verſtändigung herbeizuführen. Das große Verdienſt dabei haben Manius Valerius und Menenius Agrippa, der bei dieſem Anlaß die wohlbekannte Parabel von der Uneinigkeit der Glieder Eines Leibes, die doch untrennbar zuſammengehören, vorgetragen haben ſoll. Eine Abkunft wird getroffen, in welcher dem Konſulat, in dem ſich die Macht der Patricier repräſentiert, zur Seite auch der Plebs ein Magiſtrat gewährt wird, das Volkstribunat, welches das Recht und die Pflicht hat, jeder Vergewaltigung der Plebejer durch die Patricier entgegenzutreten. Der Vertrag wird durch Fetialen geſchloſſen, wie bei einem Bündnis zwiſchen verſchiedenen Völkern; Opfertiere werden geſchlachtet. Beide Teile ſprechen einen Fluch über ſich und ihre Nachkommen aus, wenn ſie den Vertrag brechen.

Über den Verlauf der Begebenheit, die man die erſte Seceſſion nennt, finden ſich verſchiedene Auffaſſungen; doch darin ſtimmen ſie überein, daß auf dieſe Weiſe die Plebs als eine Genoſſenſchaft in der Stadt anerkannt wurde, mit eigentümlichen Rechten, deren Handhabung einem beſonderen Magiſtrat oblag. Aber dieſe Rechte waren noch keineswegs feſt begründet; und die

Frage entſtand, wie die beiden einander gegenüberſtehenden Körperſchaften, die ſoeben im Begriff geweſen waren ſich von einander zu trennen, zu einem Gemeinweſen vereinigt bleiben würden.

Das Verhalten des Cajus Marcius, ſpäter genannt Coriolanus, iſt für die innere Geſchichte hauptſächlich deshalb bedeutend, weil dabei dieſe Frage zu einer offenen Kriſe führte.

Marcius, ein hochſtrebender, zu Gewaltſamkeiten neigender Führer der patriciſchen Jugend, den zahlreiche Klienten umgeben, faßt die Abſicht, die Verlegenheiten einer Hungersnot zur Auflöſung des neuen Verhältniſſes zu benutzen; er will die auf öffentliche Unkoſten, aber um einen mäßigen Preis herbeigeſchafften Lebensmittel nur dann unter die Plebs verteilen, wenn ſie auf die ihr bei der Seceſſion zugeſtandenen Rechte Verzicht leiſtet. Darin aber ſieht die Plebs eine Beleidigung, welche ſie kraft einer ausdrücklichen Beſtimmung des valeriſchen Geſetzes, die hier als richtig vorausgeſetzt wird, vor ihr Gericht zu ziehen und zu beſtrafen das Recht zu haben meint. Sie würde den jungen Mann von dem tarpejiſchen Felſen geſtürzt haben, wenn ſie nicht Rückſicht auf den Senat, die Fasces der Konſuln genommen hätte; ſie zog ein regelmäßiges Verfahren vor. Ein ſolches konnte aber der republikaniſchen Tradition zufolge ohne vorausgegangene Einwilligung des Senats vermöge jener alten Feſtſetzungen, die man von der Gründung der Republik herleitete, nicht ſtattfinden: denn einer Beſchlußfaſſung der Plebs mußte immer ein dieſelbe autoriſierendes Senatskonſult vorausgehen. Dieſer Grundſatz aber wurde jetzt von doppeltem Gewicht, weil ſich ohne denſelben das Gemeinweſen in zwei feindſelige Hälften aufgelöſt hätte. Es gehört ſchon etwas dazu, daß die Plebs ſich entſchließt, den Senat um ſeine Autoriſation zu einem gerichtlichen Verfahren gegen Marcius zu erſuchen. Sie macht dabei zur Bedingung, daß das Volk, in Tribus verſammelt, ſich als Gericht konſtituieren und der Tribun, durch den es vertreten wird, im Senate ſprechen dürfe. Darin, daß dies gewährt wird, ſieht der alte Autor, dem unſer Gewährsmann hiebei folgt, die Einheit des Gemeinweſens überhaupt. Die Rede, die dem Tribun bei Dionyſius im Senat in den Mund gelegt wird, unterſcheidet ſich von den nichtsſagenden Demegorien, die wir ſonſt bei demſelben leſen, durch Inhalt und treffende Gedanken. Er überzeugt den Senat, ſo daß das Volksgericht in aller Form ſtattfinden kann, in welchem dann Marcius durch die Mehrheit der Tribus zu ewigem Exil verdammt wird. So wird der Streit, welcher alles aufzulöſen drohte, durch eine Vereinbarung des Senates und des Volkes im Sinne des letzten gehoben, und das Gemeinweſen ſteht nun dem Verbannten einmütig gegenüber.

Dieſer nimmt ſeine Zuflucht zu den Volskern. Die Erzählung über das Exil des Coriolan beſteht aus zwei Momenten, von denen das eine eigentlich nur eine Wiederholung des bei Admet Hülfe ſuchenden Themiſtokles, das andere aber durch und durch römiſch iſt.

Nachdem alle anderen Geſandtſchaften vergeblich geweſen ſind, wird

Marcius durch die Bitten ſeiner Mutter und Gemahlin zum Rückzug bewogen. „Mutter,“ ſagt er, „Du bezwingſt mich, aber Du machſt mich unglücklich!“ Als er nach Antium kam, wurde er getötet. Der Sinn der Sage liegt eben darin, daß eine Mutter darauf Verzicht leiſtet, ihren Sohn als Sieger durch Feindesmacht in Rom einziehen zu ſehen.

War nun auf ſolche Weiſe eine Trennung der beiden Stände vermieden und eine Verfaſſung begründet, welche ſie unter einander auf immer verband, ſo konnte es doch auch auf dieſer Grundlage an Entzweiungen nicht fehlen. Die vornehmſte entſprang aus den Anſprüchen, welche das Volk auf einen Anteil an der Kriegsbeute oder vielmehr die gemeinſchaftlich gemachten Landerwerbungen erhob.

Spurius Caſſius, der erſte Magiſter Equitum, der Begründer des Bundesverhältniſſes mit den Latinern, zu welchem er auch noch die Herniker herbeigezogen hat, tritt mit dem Vorſchlag auf, das eroberte Land nicht zum öffentlichen zu erklären, ſondern wenigſtens zum Teil unter die Plebs und die Bundesgenoſſen zu verteilen. Er geht mit dieſem Vorſchlag beinahe aus den Grenzen des römiſchen Bürgertums heraus; es iſt, als wolle er eine Bundesgenoſſenſchaft gründen, die den Charakter einer erobernden Macht tragen und an deren Spitze er ſelber ſtehen würde. Und ſchon in dieſem Augenblick iſt er ſo ſtark, daß der Senat der ihm widerwärtigen Rogation keinen entſchiedenen Widerſtand entgegenſetzt.

Ein Senatskonſult wird abgefaßt, welches dieſe Bewilligung in Ausſicht ſtellte. Die zehn älteſten Konſulare ſollen die Grenzen des öffentlichen Landes feſtſetzen und beſtimmen, wieviel davon zu verpachten ſei, um zum öffentlichen Dienſt verwandt zu werden; das übrige werde man an das Volk austeilen. Nicht allein ſollen die nächſten Konſuln mit der Ausführung dieſes Beſchluſſes betraut werden, ſondern es wird ſogar feſtgeſetzt, wenn man noch mehr Land erobere, ſo ſolle ein Teil davon den Verbündeten nach Maßgabe der Anſtrengung, mit der ſie zum Erfolge beigetragen haben, überlaſſen werden. Die Stellung, welche der Urheber des Geſetzes, wenn es wirklich in Ausführung gekommen wäre, gewonnen haben würde, wäre eine höchſt außerordentliche geweſen; er würde an die Spitze der Plebs getreten ſein und die Intereſſen der Bundesgenoſſen an ſeine Perſon geknüpft haben. Aber gerade dies Weitausſehende ſeiner Entwürfe und das Gelingen derſelben bis auf einen Grad, den Spätere unglaublich gefunden haben, wurde ihm verderblich. Er geriet dadurch in den böſeſten Verdacht, der in Rom gegen jemand geſchöpft werden konnte. Man traute ihm die Abſicht zu, die höchſte Gewalt in ſeine Hände zu bringen.

Nach der allgemein angenommenen Sage war das patriotiſche Gefühl in dem Vater des Caſſius ſo ſtark, daß er den Sohn kraft ſeiner väterlichen Gewalt in ſeinem Hauſe hingerichtet hat. Der Patriotismus der Mutter Coriolans wird durch den Vater des Caſſius nicht allein erreicht, ſondern weit überboten.

Neben dieſer Erzählung beſteht aber noch eine andere, die den Tod des Caſſius von einem Beſchluß der Plebs herleitet, deren Intereſſe er ſcheinbar verfocht: denn auch dieſe wurde überzeugt, daß Caſſius nach der höchſten Gewalt ſtrebe. Es findet ſich noch eine dritte Faſſung, welche die beiden anderen vereinigt, indem ſie dem Vater ein Zeugnis zuſchreibt, durch welches das Volk veranlaßt wird, das Todesurteil auszuſprechen. Dem Übereinkommen gemäß, daß jeder, der die Monarchie wieder herſtellen wolle, einen ſolchen Verſuch mit dem Tod büßen müſſe, wird Caſſius verurteilt.

Die beiden Stände wetteifern um die Ehre, den Mann beſeitigt zu haben, der nach der Wiederherſtellung des Königtums ſtrebte.

Caſſius war umgekommen; aber er hatte der Plebs einen Anſpruch, wenn nicht ein Recht, hinterlaſſen, der ſie in ſteter Gärung erhielt. Der Senat zögerte, ſeinen auf die Aufteilung des Landes gerichteten Beſchluß in Ausführung zu bringen; die Kommiſſion, die er hiezu in Ausſicht geſtellt hatte, kam nie zu ſtande. Es geſchah dann, was gar nicht ausbleiben konnte: der Hader der beiden Stände, der jetzt einen greifbaren Gegenſtand gewonnen hatte, regte ſich ſo ſtark als jemals und zog die widerwärtigſten Folgen nach ſich. Zuweilen wird darüber die Konſulwahl zweifelhaft, indem der Vorſchlag des Senats bei den Komitien nicht durchzubringen iſt; der Senat iſt genötigt, einen anderen Vorſchlag zu machen, der dann durchgeht. Der innere Friede der Republik beruht eine Zeitlang auf gegenſeitiger Nachgiebigkeit. Wir ſehen Konſuln aus Familien verſchiedener Tendenz neben einander, die einen von hochariſtokratiſcher, die anderen von mehr volksfreundlicher Geſinnung. Auch das Tribunat hält eine Linie der Mäßigung inne, freilich nur durch ein ſchreckliches Ereignis dazu bewogen. Der plötzlich eingetretene Tod des Tribunen Genucius wurde dem Parteihaß der Patricier zugeſchrieben, ſo daß die übrigen fürchten, durch heftiges Vorgehen ein ähnliches Schickſal über ſich hereinzuziehen. Aber eine ſolche Lage, in welcher anerkannte Rechte doch nicht zu voller Geltung gelangen und ein Stand von dem anderen durch indirekten Druck oder offene Gewaltſamkeit niedergehalten wird, kann auf die Länge nicht dauern.

Da die Verſuche, die Aushebung zu hindern, ohne Erfolg bleiben, ſo erlebt man endlich das Unerhörte, daß ein Konſul, der in der Schlacht bereits die Oberhand gewonnen hat, von den plebejiſchen Truppen, die für einen Mann ſeiner Art keinen Sieg erfechten wollen, verlaſſen wird. Hierüber aber verdoppelt ſich die Heftigkeit des Streites; und auf ſeiten der Plebs faßt man den Gedanken, die Tribunenwahl allem anderweiten Einfluß dadurch zu entziehen, daß dieſelbe in den Tributkomitien vorgenommen werden ſoll, und zwar ohne die gewohnten religiöſen Gebräuche, denn mit dieſen hingen die patriciſchen Einwirkungen zuſammen; die Tribunen ſollen ausſchließend im Intereſſe der Plebs gewählt werden. Um jedoch die Geſetze nicht zu verletzen, bedarf die Plebs auch hiezu eines vorgängigen Senatsbeſchluſſes, worauf nun einmal die Erhaltung der Staatseinheit beruht; es bildet gleichſam den Schlußſtein, der das ganze Gebäude zuſammenhält. Die Vorkämpfer der Patricier ſind jedoch nicht geneigt, eine ſo durchgreifende Neuerung einzuräumen. Der zweite Appius Claudius macht es den Plebejern zum ſchwerſten Vorwurf, daß ſie die Fahne des Konſuls verlaſſen haben: ganz in Widerſpruch mit dem Eide, der von ihnen bei der Vertreibung der Könige geſchworen worden ſei, das Land, das ſie bewohnen, — denn ſo formuliert er dieſen Eid, er vermeidet das Wort Vaterland — mit den Waffen zu verteidigen. Wie einſt der Vater, ſo betrachtet auch der Sohn die Plebejer als Fremde: von ihrer Seite ſei der Gedanke gefaßt worden, das Konſulat abzuſchaffen; man müßte aber vielmehr dem Tribunat ein Ende machen: er ſchwört, nicht leben zu wollen, wenn ihm das nicht gelänge. Der Wortführer der Plebejer, Lätorius, ſchwört dagegen, ſterben zu wollen, wenn er das Senatskonſult nicht erlange, das er gefordert hatte. Diesmal trägt der Plebejer den Sieg davon. Der Senat wird wirklich dahin gebracht, das Senatskonſult auszuſtellen, doch geſchieht es nicht ohne wilde Ausbrüche des Parteikampfes. Appius Claudius tötet ſich ſelbſt. Die Plebejer ihrerſeits ſchreiten dann wirklich zu Tribusverſammlungen, in denen ſie ohne pontifikale Ceremonien, von aller fremdartiger Einwirkung befreit, Wahlen und Beſchlüſſe nach ihrem Ermeſſen faſſen. Da nun hiedurch die Plebs zu einer Geſchloſſenheit gelangt, in der ſie ſich den Einflüſſen der Patricier entzieht, ſo erfolgt, daß das Gemeinweſen ſich in dieſe beiden gegenüberſtehenden, in ſich ſelbſt verfeindeten Körperſchaften trennt.

Die Lage der Republik wurde dadurch unhaltbar. Die Konſuln, welche die Ariſtokratie repräſentieren, haben den Oberbefehl im Kriege und finden Gehorſam, ſo lange derſelbe dauert; denn nur eine Ausnahme iſt es, wenn es einmal nicht geſchehen war; nach außen hin halten die Römer immer zuſammen. Kaum aber iſt der Feldzug beendet, ſo beginnt der innere Hader. Das Volk hat die Befugnis, auch den Konſul, wenn ſein Amtsjahr vorüber iſt, vor ſein Gericht zu ziehen, ſo gut wie alle Patricier, von denen es bedrängt wird. In Rom beſteht ein Recht, in deſſen Beſitz und Kenntnis ſich aber allein die Patricier erhalten, und dem die Plebejer, die es nicht einmal kennen, nicht weiter unterworfen ſein wollen. Das noch immer zum großen Teil völkerrechtliche Verhältnis zweier Populationen, die in einer Stadt vereinigt ſind, ruft das Bedürfnis und gleichſam mit Notwendigkeit den Gedanken einer gemeinſamen Geſetzgebung hervor, an welcher, wie die urſprüngliche Motivierung lautet, die Plebejer auch ſelbſt Anteil zu nehmen verlangen. Aber ſo gegründet dieſer Anſpruch auch ihrerſeits iſt, ſo erregt er doch das Selbſtgefühl der Patricier zu ungeſtümer Aufwallung. Der Plebs, ſagen ſie, ſtehe dieſe Befugnis nicht zu, für ſich ſelbſt Geſetze zu geben; welche Anmaßung ſei es, daß ſie auch für andere Geſetze geben wolle?

Wenn der Geſetzesvorſchlag dahin zielte, den Gegenſatz, in welchem ſich die beiden Stände noch einander gegenüber befanden, zu abſorbieren, ſo war das eben nur ein Gewinn für die Plebejer, nicht für die Patricier, die ſich vielmehr mit allem ihrem Stolze und Eifer dagegen ſetzten.

Auch diesmal gehörte ein äußeres Ereignis, welches die Unentbehrlichkeit eines feſten Zuſammenhaltens zu unmittelbarer Anſchauung brachte, dazu, um eine Verſtändigung anzubahnen.

Ein Abenteurer ſabiniſcher Herkunft, Herdonius, wußte ſich an der Spitze von 4000 Mann des ſchlecht bewachten Kapitols und der nahen Burg durch einen Handſtreich zu bemächtigen; er rechnete auf den Zwieſpalt des Volkes und des Senates, durch den jede energiſche Gegenwehr verhindert werden würde. Ein dritter Claudius, Cajus, meinte ſelbſt in dieſen Augenblicken noch, man könne die Hülfe der Plebs gegen den Feind entbehren; mit den Klienten und den Bundesgenoſſen werde man ſtark genug ſein, den Herdonius zu vertreiben und alsdann die Plebs zu demütigen. Dem ſetzte ſich aber der Mitkonſul Valerius entgegen. Er ſah, daß die Plebs ſehr bereit war, zu den Waffen zu greifen, wenn man ihr nur ihrerſeits Genugthuung gebe. Valerius erſchien in der Mitte der Komitien und ſchwur, daß, wenn die Plebs Hülfe leiſte, ihre Rogation über die Geſetzgebung angenommen werden ſolle.

Herdonius hatte die wichtigſten Poſitionen in Beſitz genommen, ſo daß die Vertreibung desſelben nicht ganz leicht war. Unglücklicherweiſe aber verlor Valerius dabei ſein Leben, der Mann, der ſein Wort für die Erfüllung der plebejiſchen Forderung gegeben hatte. Der überlebende Konſul glaubte an deſſen Verſprechungen nicht gebunden zu ſein. Der Senat war ferne davon, das Wort des Gebliebenen ausführen zu wollen. Hierdurch aber traten ähnliche Mißverhältniſſe ein, wie die der Seceſſion vorangegangenen; ſie erſchienen um ſo gefährlicher, da das Volk noch in Waffen war. Wer wollte ſagen, wie weit es unter der Anführung des nun befeſtigten Tribunats, welches ein gutes Recht in den Händen zu haben glaubte, fortgeriſſen werden könne!

Neben den Männern, welche Partei ergreifen und die ergriffene rückſichtslos feſthalten, erſcheinen aber in der römiſchen Geſchichte auch ſolche, die nur das Gemeinweſen im Auge haben und die öffentliche Gewalt mit verſtändiger Mäßigung zum Zwecke des Friedens handhaben. Ein ſolcher war Quinctius Cincinnatus, der damals, wegen eines Vergehens ſeines Sohnes von der Plebs in Strafe genommen, auf ſeiner Hufe, dem einzigen Beſitz, der ihm übrig geblieben war und den er ſelbſt bearbeitete, in tiefer Zurückgezogenheit lebte. Wer kennt nicht die ſinnvolle Tradition, in welcher die Übertragung der höchſten Würde auf einen Mann, der eben das Land mit ſeinen Ochſen pflügt, vergegenwärtigt wird. Die Überlieferung ſchwankt darüber, ob es die Übertragung des Konſulats oder der Diktatur, wie bei weitem die meiſten annehmen, und welche von den verſchiedenen Diktaturen, die Cincinnatus bekleidet hat, es geweſen ſei, bei deren Übertragung die Scene vorfiel. Hiſtoriſch bewährt iſt ſie wohl überhaupt nicht, aber aus der römiſchen Geſchichte könnte man ſie doch nicht etwa verweiſen. Sie iſt charakteriſtiſch für den Unterſchied der Lebenszuſtände, welcher aus der Beſchäftigung mit dem einfachen Landbau, dem ſich auch noch die Patricier widmeten, und dem Übergang aus demſelben zu der höchſten politiſchen Würde entſpringt. Nach der Tradition, der wir folgen, ging Cincinnatus, nur um die Mitte des Leibes umgürtet, übrigens unbekleidet, hinter ſeinen das Land pflügenden Ochſen daher, als eine Botſchaft bei ihm anlangt, die ihn auffordert ſich erſt anzukleiden, ehe ſie ihren Auftrag ihm ausſprechen könne. Er geht nach ſeinem Wohnhaus zurück, und vernimmt dann, als er mit der Toga bekleidet wiederkommt, daß er zum Konſul erkoren ſei. Er bedauert nur, daß er ſein Grundſtück für dies Jahr nicht bauen und darüber in Ungelegenheit geraten werde, folgt dann aber dem Rufe in die Stadt, die er in größter Aufregung findet.

Hier macht er nun vor allem die Befugnis des Konſulats in vollem Umfange geltend. Er erklärt zuerſt den Tribunen und dann dem verſammelten Volke, daß noch jedermann durch den dem Konſul geleiſteten Eid verpflichtet ſei; er werde die Ruhe dadurch herſtellen, daß er einen Krieg gegen die Volsker unternehme und ſie unverzüglich in das feindliche Gebiet abführe. Schon läßt er aus den Tempeln die Feldzeichen herbeibringen, unter denen er die Truppen, welche zugleich die Bürger ſind, die ganze Zeit ſeiner Amtsdauer zu halten gedenke, es wäre denn, daß man ihm vergönne, ſeine geſetzlichen Befugniſſe innerhalb der Stadt ungeſtört zu vollziehen. Vor dieſem autoritativen Auftreten der konſularen Gewalt wichen nun die Tribunen zurück. Und bald wurde man inne, daß der neue Konſul nicht der Vertreter der Partei ſein wolle; er nahm vielmehr die jurisdiktionellen Befugniſſe ſeines Amtes mit Unparteilichkeit wahr. Tage lang ſaß er im Tribunal und entſchied die Streitſachen, die man ihm vorlegte, mit unparteiiſcher Gerechtigkeit. So kam nun beides zuſammen: ſtrenge Handhabung der konſularen Befugnis und zugleich eine Anwendung der Geſetze, mit welcher das Volk ſich begnügen konnte. Die tribuniciſche Gewalt hatte keinen rechten Gegenſtand mehr, da kein Unrecht geſchah, gegen welches ihr Auxilium erforderlich geweſen wäre. Die Auskunft war nun aber von ſehr vorübergehender Natur. Unter den folgenden Konſulaten erneuerten ſich die alten Zwiſtigkeiten, und mehr als einmal ſchien es, als ob die Aushebungen gehindert und die feindlichen Angriffe das Übergewicht erlangen würden. Der Waffendienſt der Plebejer konnte ſo wenig entbehrt werden, daß ſie zu immer neuen Konzeſſionen gelangten; der Aventinus iſt ihnen damals eingeräumt und die Vermehrung der Zahl der Tribunen von fünf auf zehn zugeſtanden worden. Mit alledem aber wurden die alten Beſchwerden nicht gehoben. Die Rechte, welche die Plebs unabhängig in den Tribusverſammlungen ausübte, fielen den Patriciern und den Konſuln ſelbſt ſehr beſchwerlich. Um ſo mehr war die Plebs entſchloſſen, daran feſtzuhalten; doch beobachtet ſie ein gewiſſes Maß. Auf den Rat eines plebejiſchen Veteranen, des Lucius Siccius Dentatus, der das Anſehen beſaß, welches ruhmvolle Waffenthaten hervorzubringen pflegen, und der kein Unrecht, das ſeinen Standesgenoſſen geſchah, dulden wollte, aber doch Bedenken trug, in das Bereich der oberſten Gewalt einzugreifen, faßten die Plebejer den Beſchluß, die Konſuln, welches auch ihre Vergehungen gegen die Plebs ſein möchten, nicht anzutaſten, ſo lange ſie im Amte wären: denn ihre Autorität könne nun einmal nicht entbehrt werden; dagegen unverweilt alle anderen vor ihr Gericht zu ziehen, durch welche die Rechte und Ordnungen des Volkes, namentlich auch bei den Tribusverſammlungen ſelbſt, beeinträchtigt würden. Man beſchwerte ſich beſonders über die Mitglieder einiger vornehmen Geſchlechter: Poſtumier, Sempronier, Cloelier.

Gegen dieſe alſo wurde nun auch die Anklage gerichtet; ſie wurden verurteilt, weil ſie die geheiligte Gewalt der Tribunen angegriffen hätten; ihre Güter ſollen der Ceres geweiht werden. Der Senat ſetzt ſich nicht unmittelbar entgegen; er ſoll es vielmehr gern geſehen haben, wenn der Unmut des Volkes, der ſonſt gegen alle ſich richten werde, ſich gegen einzelne abwüte; aber er nahm ſich dann doch der Verurteilten an. Die Güter derſelben, welche eingezogen und um einen gewiſſen Preis an die Plebejer veräußert worden waren, kauft der Senat dieſen um den nämlichen Preis ab und giebt ſie den verurteilten Geſchlechtern zurück.

Und keineswegs waren die Konſuln eines nachträglichen Verfahrens gegen ſie ſelbſt überhoben. Siccius Dentatus, welcher ſo viel Rückſicht gegen den fungierenden Konſul Romilius bewieſen hatte, griff ihn doch, ſobald er das Amt nicht mehr bekleidete, auf das heftigſte an, als einen Mann, der das römiſche Volk ſchwer beleidigt habe. Alle Einreden und Beſchwichtigungsverſuche der Patricier waren vergebens; vielmehr wurden aus ihrem Stande ſelbſt Zeugen gegen Romilius aufgeführt, durch welche die Beſchuldigung als erwieſen erſchien und ihm die ſchwere Strafe einer Zahlung von 10 000 Aſſen auferlegt wurde. Die Lage der Dinge iſt eine für ein Staatsweſen höchſt außerordentliche. Zwei Stände, die noch immer zugleich Stämme ſind, ſtehen einander gegenüber: der eine iſt im Beſitz der pontifikalen Autorität, welche ſelbſt dazu gehört die bürgerliche zu begründen, der Legislation und der Kriegsführung; der andere hat ſich jedoch in das Verhältnis einer abhängigen Menge niemals zurückdrängen laſſen; er hat ſich für ſich ſelbſt organiſiert; er erkennt die oberſte Magiſtratur an, nicht jedoch ohne ſich den Überſchreitungen, welche ſeinen angeſtammten und erworbenen Rechten zuwiderlaufen, unaufhörlich zu widerſetzen. Sein Anſehen beruht beſonders darauf, daß er die Waffen führt und ihre Überlegenheit über die vordringenden gefährlichen Feinde im letzten Augenblick immer behauptet. Der erſte Stand und Stamm wurde durch die Konſuln repräſentiert, der andere durch die Tribunen. Zwiſchen Konſuln und Tribunen herrſcht ein Widerſtreit, welcher den inneren Frieden jeden Augenblick gefährdet und häufig unterbricht. Niemand wußte, wo eigentlich der Sitz der Autorität und des Rechtes ſei. Um dieſem Zuſtand ein Ende zu machen, iſt nun eine für beide Teile gleichmäßige Geſetzgebung in Vorſchlag gebracht worden. Die darauf gerichtete Forderung war im Augenblick des Kampfes gegen Herdonius zur Annahme gelangt, jedoch wieder in Vergeſſenheit geraten. Aber eine Ausgleichung wurde alle Tage dringender, das Bedürfnis einer ſolchen machte ſich auch auf der anderen Seite geltend. Das Konſulat, welches bisher die Vorrechte des Senates und der Patricier verteidigt hat, wird doch ſelbſt inne, daß es ſein Anſehen unter dieſen Umſtänden nicht weiter behaupten kann. Nachdem Romilius von dem Volke in Strafe genommen iſt, ziehen die neu eintretenden Konſuln in Betracht, daß ſie in ähnlichen Fällen keine Unterſtützung vom Senat erwarten dürfen. Wenn ſie nun zunächſt nachgeben, daß allen Magiſtraten der Republik freiſtehen ſolle, denjenigen zu beſtrafen, von dem ſie auf eine ungeſetzliche Weiſe verletzt werden würden, was denn auch den Tribunen zu gute kommen mußte, ſo wird dadurch der große Gegenſatz eher verſchärft, als vermindert. Konſuln und Tribunen ſtehen einander mit gleichen Rechten, aber in verſchiedener Direktion gegenüber. Was jenen als ein unzweifelhaftes wohlbegründetes Recht erſcheint, halten dieſe für eine Anmaßung, welche nicht geduldet werden dürfe. Die Rechtsſphären greifen ineinander. Und, wenn bisher die Plebejer allein davon gelitten hatten, ſo geraten jetzt auch die Patricier in Nachteil. Den erneuerten Antrag der Tribunen auf eine gleichmäßige Feſtſetzung des Rechtes weiſen ſie nicht mehr zurück; ſie ziehen ihn in den Verſammlungen des Senates ernſtlich in Beratung. Dabei war dann das entſcheidende, daß Titus Romilius, der zuletzt von der Plebs in Strafe genommen war, und von dem man erwartete, er würde gegen dieſelbe ſprechen, ſich vielmehr zu deren Gunſten erklärte. Er ſagt gerade heraus: er habe zu der patriciſchen Partei geſtanden, ſo lange er dieſe für die mächtigere gehalten, aber er ſei jetzt eines anderen belehrt; es komme nur darauf an, zu verhüten, daß nicht anderen begegne, was ihm geſchehen ſei; der Senat möge nicht auch die jetzigen Konſuln in eine offenbare Gefahr ſtürzen und ſie mitten in derſelben verlaſſen. Titus Romilius verdient eine Erwähnung in der römiſchen Geſchichte: denn durch ihn wurde dem Senat zum Bewußtſein gebracht, daß beide Teile einer allgemeinen Legislation bedürfen, um nicht einer von dem anderen kraft der einem jeden beſonders zuſtehenden Rechte angegriffen und in Strafe genommen zu werden.

Der Verſuch einer allgemeinen Legislation hat eine univerſale Bedeutung in Bezug auf das Recht ſelbſt. Denn das Recht, welches die Altbürger immer für das ausſchließlich gültige erklärt hatten, muß eine ſolche Erweiterung erfahren, daß dabei auch der andere Stand ſeine natürlichen Anſprüche befriedigt erachten konnte; der Rechtsbegriff, der dem altrömiſchen Weſen innewohnte, aber noch in beſtimmten ſtändiſchen Schranken, muß ſoweit entwickelt werden, daß er die Grundlage eines allgemeinen Rechtes bilden kann. Die Geſetzgebung, welche die beiden geſonderten Stände von Rom vereinigt, iſt als der Anfang einer auf allgemeinen Prinzipien beruhenden Legislation, als die Grundlage des römiſchen Rechtes überhaupt zu betrachten.

Decemvirat.

Sehr auffallend iſt es, daß die Römer, um ſich über fremde Geſetzgebungen zu unterrichten, eine Geſandtſchaft nach Griechenland abgeordnet haben — denn das läßt ſich nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen, die uns vorliegen, nicht ableugnen —, und daß dann doch die römiſche Geſetzgebung ihre volle Originalität behauptet. Man möchte auf den Gedanken geraten, daß durch dieſe Geſandtſchaft den Römern hauptächlich in Erinnerung gebracht worden ſei, wie allenthalben in den griechiſchen, namentlich auch den großgriechiſchen Städten die Geſetzgebung von einer unbedingten Autorität, die dem Geſetzgeber verliehen wurde, ausgegangen war. Dies nun ſchien auch in Rom erforderlich, ſchon wegen des Gegenſatzes zwiſchen Konſulat und Tribunat, der keine einheitliche Aktion erwarten ließ. Man entſchloß ſich, zehn Legislatoren, die zu dieſem Behufe ernannt wurden, zugleich die höchſte Gewalt zu übertragen: die beiden eben ernannten Konſuln dankten ab und bekamen dafür die erſte Stelle unter den Zehn Männern. Auch alle die übrigen waren Patricier. Erſt in dem zweiten Jahre des Decemvirats ſind Plebejer hinzugetreten. Während ihrer Amtsführung hörte das Tribunat auf. In den Decemvirn erſchien eine Gewalt, welche die Befugniſſe des Konſulats und des Tribunats vereinigen ſollte. — In der Mitte dieſer Zehn Männer tritt nun abermals ein Appius Claudius auf, der aber, weit entfernt, den ſchroffen Geiſt des Patriciats, den ſeine Vorfahren manifeſtiert hatten, zu vertreten, vielmehr eine den Plebejern ſehr genehme Haltung annahm, ſodaß ſie bei der Erneuerung im zweiten Jahre vor allen anderen die Aufnahme des Appius unter die Decemvirn forderten. Nur zögernd und ſich ſträubend nahm Appius die neue Stellung an. Die Vorausſetzung iſt, daß der Senat das alles ruhig habe geſchehen laſſen, in der Hoffnung, ſich dabei der Inſtitution des Tribunats auf immer zu entledigen. Aber er ſah ſich bald von Appius mit einer ganz anderen Gefahr bedroht. Man verſichert, die Decemvirn hätten ſich durch einen feierlichen Eid untereinander vereinigt, zuſammenzuhalten, um die höchſte Gewalt möglichſt frei ſowohl von Plebisciten als Senatuskonſulten auszuüben.

An den Iden des Mai des Jahres 304 erſchienen die Decemvirn weit anders als früher. Die Inſignien der oberſten Magiſtratur, welche hier nochmals als die königliche bezeichnet wird, gingen nicht mehr von einem zum anderen über, ſondern einem jeden wurden zwölf Fasces vorangetragen; Gebräuche wurden erneuert, die ſeit der Verjagung der Könige unterblieben waren. Wie ſehr aber wurde hierdurch die allgemeine Situation verändert. Die zur Durchführung einer gleichmäßigen Geſetzgebung eingeſetzte Autorität ſtellte ſich als eine ſelbſtändige Gewalt auf, die das Königtum in kollegialiſcher Form, aber unter Führung eines mächtigen Oberhauptes erneuern zu wollen ſchien.

Wir können nicht entſcheiden, ob die bewußte Abſicht dahin ging; ob der Vorwand, den man auf der einen Seite nahm, bloßer Vorwand, und der Verdacht, den man auf der anderen Seite ſchöpfte, eben bloß ein Verdacht geweſen iſt. Aber unleugbar iſt, daß die Errichtung einer Autorität, wie der Decemvirn, welche konſulare und tribuniciſche Gewalt in ſich vereinigte, zwiſchen den verſchiedenen Faktionen den Frieden erhielt und an die Stelle der Parteiung die allgemeine Notwendigkeit ſetzte, eine der größten Anomalien war, welche in der römiſchen Geſchichte überhaupt vorgekommen ſind. Eine Gewalt dieſer Art hat ihr Schwergewicht in ſich ſelbſt; in ihrer Natur liegt es, ſich immer feſter zu ſetzen und immer mehr auszudehnen. Wäre es den Decemvirn gelungen, ſo würde die ſpätere Geſchichte eine andere Geſtalt bekommen haben; aber fügen wir hinzu: hätte ſie gelingen ſollen, ſo müßte auch die vorhergegangene Geſchichte eine andere geweſen ſein. Wie die Gedanken und die Formen ſich entwickelt hatten, ſo konnte das Vorhaben der Decemvirn, wenn man dasſelbe auch nur vermutete, doch nicht anders, als alle eigentlich republikaniſchen Gefühle aufwecken. Schon waren die Decemvirn ſtark genug, nun ohne neue Wahl ihre Amtsführung auch über das zweite Jahr hinaus fortzuſetzen. Auch dies ließ man ruhig geſchehen. Bald darauf aber trat eine Verflechtung der Dinge ein, welche, und zwar zuerſt im Senat, die lauteſte Oppoſition hervorrief. Die Äquer hatten den Algidus eingenommen, die Sabiner waren bis Eretum vorgedrungen. Und an ſich konnte es nicht zweifelhaft ſein, daß Rom dieſe Angriffe mit aller ſeiner Macht zurückweiſen müſſe. Dagegen aber erhob ſich ein, weniger auf dieſe Angriffe, als auf die allgemeine Situation der Republik gegründetes Bedenken; man fürchtete, daß die Decemvirn auf dieſe Weiſe auch die bewaffnete Macht in ihre Hände bekommen und dadurch vollkommen Herren in der Republik werden würden. In der Senatsverſammlung, die darüber zu entſcheiden hatte, ob man den Krieg als wirklich ausgebrochen anſehen und eine Aushebung anordnen ſolle, wurde die Beſorgnis ausgeſprochen, die Decemvirn möchten die ihnen anvertraute Macht zur Unterdrückung des Senats ſelbſt anwenden. Noch einmal erwachte der politiſche Gegenſatz der Geſchlechter. Valerius Potitus, ein Sohn des Valerius, der bei dem Anlauf gegen Herdonius gefallen war, Enkel des Poplicola, und ein Mitglied des zweiten populären Hauſes, Horatius Barbatus, erhoben ſich, um die Rechtmäßigkeit des Decemvirats, deſſen legale Amtsdauer abgelaufen ſei, zu beſtreiten: man dürfe den Decemvirn nicht geſtatten, gleichſam an die Stelle des verjagten Tarquinius zu treten; man müſſe das Volk befragen und die Tribunen wiederherſtellen. Die Decemvirn gerieten in Aufregung: denn ihre Prätenſion war, die tribuniciſche Gewalt ſelbſt zu beſitzen; ſie drohten, ihre Gegner dem Rechte des Volkes gemäß, vom tarpejiſchen Felſen zu ſtürzen. Die Sitzung iſt die erſte, von der wir über eine darin vorgekommene Debatte und ihre Schwankungen von verſchiedenen Seiten ziemlich übereinſtimmende Nachrichten erhalten. Der Angriff, den die Decemvirn erfuhren, war ſtürmiſch und gefährlich; aber ihre Gewalt ging aus dem Streite, trotz der Erſchütterung, die ſie erfuhr, doch noch ſtärker hervor, als ſie bisher geweſen war. Auch über die Hauptfrage, ob der Krieg anzunehmen ſei oder nicht, war die Meinung geteilt. Die älteren Mitglieder erklärten ſich dagegen, die jüngeren dafür; und zuletzt konnte Appius das Reſultat ausſprechen, daß die Mehrheit den Krieg beſchloſſen, d. h. die Aushebung genehmigt habe. Unter der Direktion der Decemvirn rückten zwei Heerhaufen ins Feld, um die Landesgrenzen zu beſchützen; ein dritter blieb in der Stadt zurück. Das Weſentliche der Tradition liegt nun darin, daß der Widerſtand gegen die herrſchende Gewalt nicht vom Senate, von dem er vergeblich verſucht worden war, ſondern von Volk und Heer ausgegangen ſei — in der Hauptſache von der in den beiden Kriegslagern vereinigten Heeresmacht, auf welche die Decemvirn ſich zu ſtützen vermeint hatten, — aber hervorgerufen durch einen Vorgang in der Stadt. Wie durch die Schändung und den Selbſtmord der Lucretia die Patricier einſt zur Verjagung der Tarquinier entflammt worden waren, ſo führt jetzt die Bedrohung einer plebejiſchen Jungfrau und deren Ermordung durch den eigenen Vater zu einer allgemeinen Bewegung gegen die Decemvirn.

Ein Klient des Appius Claudius nämlich giebt vor, daß die eben blühend heranwachſende Tochter eines angeſehenen Plebejers, der gegen die Äquer zu Felde liegt, gar nicht von ihm ſtamme, ſondern deſſen Frau untergeſchoben, in ſeinem eigenen Hauſe von einer Sklavin geboren ſei und ihm, dem Herrn derſelben, alſo gehöre.

Die Jungfrau hatte die Begierden des Appius gereizt, in deſſen Auftrag der Klient ſeine vermeinte Sklavin zurückforderte. Die nächſten Verwandten des Hauſes ſtellten ſich dieſer Behauptung mit einleuchtender Darlegung des wirklichen Sachverhalts entgegen; überdies aber beſtanden ſie auf dem Grundſatz, der auch durch die eben erlaſſenen Geſetzestafeln beſtätigt ſei, daß, wenn eine doppelte Vindikation vorkomme, die eine zur Freiheit, die andere zur Sklaverei, die erſte immer den Vorzug haben müſſe, Es war ein der plebejiſchen Freiheit günſtiger Grundſatz der neuen Geſetzgebung. Um dies Motiv noch eindringlicher zu machen, führte man dem Appius auch von der anderen Seite zu Gemüte, daß er nicht nur die konſulare Gewalt inne habe, ſondern zugleich die tribuniciſche; durch die letzte ſei er verpflichtet, die bedrängten Plebejer in ſeinen Schutz zu nehmen. Darin möchte man den Kernpunkt der politiſchen Frage ſehen. Aber eben in dieſem Falle ſollte ſich zeigen, daß die Verbindung der beiden Gewalten in denſelben Perſönlichkeiten ein Ding der Unmöglichkeit war. Nur ſoviel läßt ſich der Decemvir abgewinnen, daß er ſeinen Rechtsſpruch auf den nächſten Tag aufſchiebt. Was kaum erwartet werden konnte, Virginius, der Vater der Jungfrau, macht es möglich, den anderen Tag wirklich vor dem Tribunal zu erſcheinen. Appius leugnet, daß es ſich hier um den ausgeſprochenen Grundſatz handle: von Freiheit und Sklaverei ſei im vorliegenden Falle nicht eigentlich die Rede; der Streit betreffe die Rechte des die Jungfrau als ſein Eigentum in Anſpruch nehmenden Klienten und die des vermeinten Vaters; die Jungfrau bleibe unfrei, wem von beiden er ſie auch zuſpreche. Er fällt das Urteil, daß die Jungfrau ſeinem Klienten gehöre. Es wirft ein grelles Licht auf die vorwaltende Stimmung, daß dieſer Uteilsſpruch zwar von der einen Seite von dem Wehklagen der Beteiligten, auf der anderen aber von dem beifälligen Zujauchzen der Jugend meiſt patriciſcher Herkunft aufgenommen wird. Appius fühlt nur noch, daß er Konſul iſt; er gebietet dem lärmenden Volke zurückzuweichen, denn auf dem Kapitol habe man Waffen, nicht allein gegen den äußeren Feind, ſondern auch gegen den inneren. Die bisherige Vorausſetzung, daß eine Verſöhnung der beiden Stände durch eine aus beiden Teilen gemiſchte Magiſtratur zu ſtande gekommen ſei, verſchwindet mit einemmale. Die Handlung des Virginius, die dann folgt, iſt der großartigſte Ausdruck des wieder hervorbrechenden Konflikts. In dem Augenblicke, daß er von ſeiner Tochter Abſchied nimmt, indem beide Thränen vergießen, reißt er das Meſſer von einer nahen Schlächterbank hinweg und bringt ihr damit eine tödliche Wunde bei. Der populäre Tumult, der hierüber ausbricht, hat nun zunächſt die Wirkung, daß die beiden Senatoren, die in der erwähnten Sitzung Appius entgegengetreten waren und ſich aus Furcht vor den Gewaltſamkeiten desſelben in ihre Häuſer zurückgezogen hatten, auf dem Forum erſcheinen und die Behauptung, daß die Macht der Decemvirn eine ungeſetzliche ſei, allem Volk verkündigen. Aber bei weitem wichtiger als dieſer Tumult in der Stadt iſt es, daß die Bewegung ſich in das Heer verſetzt. Indem die den Decemvirn ergebenen Anführer des auf dem Algidus lagernden Heeres eben im Begriff ſind, dasſelbe gegen den Feind zu führen, erſcheint Virginius mit ſeinem blutigen Meſſer in der Hand unter den Truppen und fordert ſie auf, dieſem Befehle nicht zu gehorchen; er ſtellt ihnen vor, daß man gegen einen auswärtigen Feind nicht ſchlagen dürfe, wenn man den gefährlichſten in ſeinem Hauſe habe; in der Stadt, wo die Altäre der Götter ſeien, herrſche jetzt das Decemvirat mit einer Autorität, die ihm nicht gebühre und die es zu den ſchlimmſten Gewaltthaten mißbrauche. Die größte Zahl der Centurionen tritt ihm bei, und ſtatt gegen den Feind vorzurücken, wenden ſie die Fahnen nach der Stadt zurück; ſie verletzen alſo ihren Eidſchwur, was ſie damit entſchuldigen, daß der Eid einer ungeſetzlichen Gewalt geleiſtet worden ſei, womit ſie virtuell die Abſetzung der Decemvirn ausſprechen. Sie begeben ſich aus dem Lager eigenmächtig nach der Stadt zurück, wo ſich ihnen das auch ſeinerſeits durch Gewaltthaten aufgeregte Heer, das gegen die Sabiner lagert, anſchließt. Die ganze bewaffnete Macht vereinigt ſich, ſei es nun auf dem Aventin oder ſogleich wieder auf dem heiligen Berge — denn darüber ſchwanken die Angaben —, wo ſie die höheren militäriſchen Anführer wählen und einem oder zweien auftragen, im Namen aller ihre gemeinſchaftliche Sache zu führen. So erheben ſich die Truppen, die das bewaffnete Volk ſind, zu offenem Widerſtande gegen die Decemvirn. Das unbewaffnete Volk in der Stadt iſt auf ihrer Seite, wenigſtens zum größten Teile, ſodaß die Decemvirn keinen Gehorſam finden. Und nur eine ſehr ſchwache Unterſtützung bietet der Senat, in welchem jetzt die den Decemvirn entgegengeſetzte Partei mit dopelter Stärke auftritt, um die Herſtellung des Tribunats und zugleich die Abſetzung der Decemvirn zu fordern. Das eine bedingt das andere:

denn wenn die Decemvirn, wie ſich im Prozeß der Virginia herausgeſtellt hatte, weit entfernt davon blieben, die Rechte des Volkes zu verteidigen, und eigentlich in die Stellung der konſularen Gewalt zurückkehrten, ſo erfüllten ſie ihren Beruf nicht mehr, und es wurde notwendig, das Auxilium der Tribunen dem Volke zurückzugeben. Lange ſträubten ſich die Decemvirn; wenn die alten Verhältniſſe ſich erneuern, ſo ſind ſie in Gefahr, vor das Gericht des Volkes gezogen zu werden und der Rache desſelben zum Opfer zu fallen; ſie unterwerfen ſich erſt, als man ihnen zuſichert, daß dies nicht geſchehen ſolle. Hierauf unternehmen die Führer der Minderheit, die Eintracht zwiſchen Volk und Senat herzuſtellen. Valerius und Horatius begeben ſich ins Lager, wo es ihnen nicht ſchwer wird, eine Abkunft zu ſtande zu bringen, denn ſie können die Abſchaffung des Decemvirats und die Wiederherſtellung der Tribunen, eben die vornehmſten Forderungen der Plebs, derſelben anbieten. Nur eine Bedingung machen ſie; daß das Volk von einer weiteren Beſtrafung der Decemvirn abſehe, wogegen der Verletzung des militäriſchen Eides, deren ſich die Centurionen ſchuldig gemacht haben, keine weitere Erwähnung geſchieht.

So wird dieſer große Zwiſchenfall der hiſtoriſchen Entwickelung von Rom zu einem glücklichen Ausgang geführt. Der Verſuch, eine Gewalt zu gründen, durch welche die Anſprüche beider Stände ausgeglichen werden ſollten, war daran geſcheitert, daß der ihnen innewohnende Widerſtreit in einer der gefährlichſten Kriſen wieder zum Ausbruch kam. Die Gewaltſamkeit eines aus den vornehmſten ariſtokratiſchen Geſchlechtern ſtammenden Decemvirs ſetzte die Notwendigkeit, dem Volke ſeine Tribunen zurückzugeben, in Evidenz, die Tribunen werden wieder gewählt, aber nicht mehr ganz auf die zuletzt üblich gewordene Art, ſondern unter religiöſen Ceremonien, wie vor Errichtung der Tributkomitien. Auch der Senat konnte ihrer nach den gemachten Erfahrungen nicht mehr entbehren. Ebenſo werden auch die Konſuln in der altherkömmlichen Weiſe wiedergewählt. Der Gegenſatz iſt nicht ſo diametral wie früher, da die neue Geſetzgebung, die beſtehen bleibt, dazu beiträgt, daß die beiden Stämme und Stände nach und nach zu einem ſie gleichmäßig umfaſſenden Gemeinweſen verwachſen können. Nachdem der innere Friede wieder hergeſtellt worden iſt, wird der äußere Krieg mit großem Erfolg aufgenommen.

Abſichtlich übergehe ich die Geſetze, welche in dieſer Verwickelung der Ereigniſſe durchgegangen ſein ſollen, da ſie früher oder ſpäter wieder erſcheinen, und es hier nur darauf ankam, das weſentliche der Tradition zuſammenzufaſſen.

Horatius Barbatus griff die Sabiner erſt an, als er durch den einſtimmigen Zuruf des Volkes der Schlachtbegier desſelben gewiß geworden war. Er erfocht dann einen entſcheidenden Sieg, durch welchen das römiſche Gebiet auf mehr als ein Jahrhundert vor den Raubzügen der Sabiner geſichert wurde. Indes ſchlug Valerius die Äquer und verheerte ihr Gebiet.

So die hiſtoriſche Überlieferung, gegen deren exakte Wahrheit ſich mancherlei Bedenken erheben laſſen, wie das in dem ganzen Laufe der Begebenheiten, die wir als traditionelle Geſchichte bezeichnen, der Fall iſt.

Daß dieſe Tradition in der Geſtalt, wie ſie vorliegt, in dem Volke ſelbſt entſtanden ſei, läßt ſich nicht behaupten. Überall findet man die Spuren gelehrter litterariſcher Arbeit. Die Sage, welche die latiniſchen Penaten mit den troiſchen vereinigt, ſetzt die Kenntnis nicht allein der homeriſchen Gedichte, ſondern auch der weit ausgeſponnenen Poëme über die Rückkehr voraus. Wenn man dann an den Fall von Troja ſelbſt in chronologiſcher Hinſicht anknüpft, ſo iſt dabei der Einfluß der alexandriniſchen Gelehrſamkeit maßgebend geweſen. Ferner aber: die ausführliche Sage von Romulus wäre ohne die Erzählung Herodots über Herkunft und Jugend des Cyrus ſchwerlich jemals zuſtande gekommen; die ſpäteren Schriftſteller haben ſie dann immer weiter ausgeſponnen. Den Zuſammenhang der Ereigniſſe bei der Verjagung der Könige kann man nicht leſen, ohne an die Geſchichte von Athen erinnert zu werden: Servius wird zu einer Art von Solon; Tarquinius Superbus und deſſen Söhne erinnern an Piſiſtratus und Hipparch. Die Wunder der Schlacht am Regilliſchen See ſind aus der Geſchichte der Krotoniaten und Lokrer geradezu herübergenommen. So bemerkt man auch bei den folgenden Ereigniſſen mancherlei Anklänge, die keine unwillkürlichen ſein können, z. B. bei Marcius Coriolanus, deſſen Flucht zu den Volskern eine Nachbildung der Flucht des Themiſtokles zum König der Moloſſer iſt.

Man muß dabei aber noch weiter gehen. Die decemvirale Uſurpation nach abgelaufenem Amtsjahr erinnert mit ihrem Vorwand, daß die Geſetzgebung noch nicht vollendet ſei, ſo augenſcheinlich an die dreißig Tyrannen in Athen unter Kritias, daß man verſucht wird, die römiſche Erzählung als eine Nachbildung der griechiſchen zu betrachten.

Wenn aber dem ſo iſt, wird man fragen, warum man ſich denn überhaupt mit dieſer älteſten Geſchichte, die ſo vieles fabelhafte und fremdartige enthält, angelegentlich beſchäftigt?

Die Antwort iſt: das weſentliche, der Kern der Tradition iſt doch durch und durch römiſch und unentbehrlich zum Verſtändnis der römiſchen Geſchichte, die wieder in der Weltgeſchichte unter allen Nationalgeſchichten die bedeutendſte Stelle einnimt.

Voran gehen die großen Geſtalten des Romulus und des Numa, welche die Idee der unentbehrlichen Attributionen einer höchſten Gewalt repräſentieren. Dann folgt Servius Tullius, in dem Elemente zu Tage treten, welche die Herrſchaft des Imperiums hinwiederum beſchränken, — von dem man nicht weiß, ob er mehr Etrusker oder Römer, mehr Volkshaupt oder berechtigter König geweſen iſt, — an deſſen Andenken aber die militäriſchen und populären Inſtitutionen anknüpfen, welche Rom zu dem gemacht haben, was es geworden iſt. In den beiden Tarquinius, beſonders dem zweiten, tritt ein Vorgefühl der kommenden Oberherrſchaft über Italien und die Welt zutage. Dem Mißbrauch der Gewalt der Könige macht ihr heroiſcher Gegner Brutus ein Ende, der als ein Vorbild der republikaniſchen Größe von Rom erſcheint. Daran ſchließen ſich die patriotiſchen Geſtalten in dem Kampf gegen Porſenna, die römiſchen Tugenden in der Mutter Coriolans, dem Vater des Caſſius, dem Geſchlechte der Fabier, das den Krieg der Römer mit den mächtigſten Nachbarn, den Vejentern, allein über ſich nimmt und dabei zu Grunde geht, dem Quinctius Cincinnatus, gleichviel ob man ſich denſelben als Konſul in der Stadt oder als Diktator auf dem Schlachtfeld denkt. Das ſind Dichtungen, die kein litterariſches Talent erfunden hat, ſie gehören dem Geiſte des Volkes an. Da erſcheinen auch die alten Geſchlechter in ihrer Familienpolitik, die durch eine ihnen eigen angehörige Tradition in Erinnerung gehalten worden iſt. Man kann die Geſchichte der Claudier in ihrer Reihenfolge und beſonders die der Valerier, die in verſchiedenen Generationen gleichartig auftreten, nicht leſen, ohne ſich zu erinnern, daß die Geſchichte der Geſchlechter ſich in Laudatonien bei ihren Begräbniſſen feſtſetzte, woraus dann die Hiſtoriker wiederum ſchöpften.

Manche von ihnen gehörten ſelbſt zu dieſen Geſchlechtern; von andern iſt es augenſcheinlich, daß ſie den Überlieferungen des einen oder des anderen folgten. Gewiß haben die politiſchen Anſichten der ſpäteren Zeit auf die Auffaſſung der früheren eingewirkt. Die vornehmſten Thatſachen bleiben dennoch unzweifelhaft; ſie werden durch eine Serie annaliſtiſcher Aufzeichnungen, die als urkundlich betrachtet werden müſſen, zu einem Ganzen verbunden. Anders aber kann es gar nicht ſein, als daß ſich hiebei mancherlei Unwahrſcheinlichkeiten, Widerſprüche, Inkongruenzen herausſtellen. Namhafte Autoren haben deshalb den hiſtoriſchen Charakter der älteren römiſchen Geſchichte überhaupt abgeleugnet. Die deutſche Gelehrſamkeit iſt befliſſen geweſen, die Dichtung von der Wahrheit zu ſondern. Aber auch die Dichtung ſelbſt hat ihre Wahrheit, inwiefern ſie eine alte Tradition darſtellt. Solche Zeiträume giebt es, in denen Tradition und Geſchichte ſich untrennbar ineinander verſchlingen. Es war wohl der Mühe wert, dieſe traditionelle Wahrheit zur Anſchauung zu bringen. Namentlich lud der Inhalt der großen Epoche von der erſten Seceſſion, durch welche die Tribunen geſchaffen, bis zu der zweiten, durch welche die Decemvirn geſtürzt wurden, hiezu ein; ſie hat etwas vorbildliches für alle Zeiten.

Den Patriciern und ihren Magiſtraten, welche geiſtliche und weltliche Gewalt in ſich vereinigen, tritt eine kriegsbereite Genoſſenſchaft freier Männer gegenüber, deren jene nicht entbehren können, um auch ihrerſeits an der höchſten Gewalt den ihnen gebührenden Anteil zu erwerben, ohne jedoch dieſe ſelbſt ſtürzen zu wollen. Im Zuſammengreifen und im Ineinanderwirken beider Elemente liegt das Geheimnis der Größe von Rom. Und iſt das nicht der vornehmſte Gegenſtand der politiſchen Kämpfe aller Zeiten?

Zweites Kapitel.

Grundlegung der italieniſchen Nationalität durch die römiſchen Waffen.

Camillus und die Abwehr der Gallier.

In alle den mannigfaltigen inneren und äußeren Kämpfen, deren die Tradition gedenkt, war Rom auf ſeine urſprüngliche Stellung beſchränkt geblieben. Schon genug, daß es, unaufhörlich in ſich zerſetzt, immer wieder vereinigt, ſeine Selbſtändigkeit unangetaſtet behauptet hatte. Auch in den erſten Jahrzehnten nach den Decimviralunruhen iſt es doch darüber nicht hinausgekommen. Die inneren Zerwürfniſſe waren durch den Ausgang derſelben keineswegs beſeitigt, wie ſich das unter anderm darin zeigt, daß die Anſprüche, welche die Plebs auf das Konſulat machte, zwar nicht ganz zurückgewieſen werden konnten, aber auch nicht vollſtändig durchdrangen. Man vereinigte ſich vielmehr, Militärtribunen mit konſularer Gewalt zu ernennen, anfangs drei oder vier, ſpäter ſechs oder acht, wahrſcheinlich je nach dem Bedürfnis der Feldzüge in den verſchiedenen Zeiten. Doch erſcheinen auch noch immer Konſuln, und wenn die Gefahr dringend wurde, ernannte man einen Diktator.

Der Diktator Aulus Poſtumius Tubertus erfocht im Jahre 323 einen großen Sieg über die Äquer, bei dem die Strenge ſeiner Mannszucht mit einer glücklichen ſtrategiſchen Kombination zuſammenwirkte. Aber die Unterwerfung der Äquer, die das zur Folge hatte, war damals nur der Beginn einer ſolchen; es dauerte noch eine geraume Zeit, ehe die Römer bis an den Lacus Fucinus vordrangen.

Den Volskern wurden die jetzt mit Latinern und Hernikern verbündeten Römer nach und nach überlegen, ſo daß das linke Ufer des Tiber ſo gut wie in ihren Händen war. Aus dieſen Siegen hätte noch niemand den Römern ein Übergewicht in der Welt weiſſagen können. Will man ſich vergegenwärtigen, wie die Grundlage zu einem ſolchen geſchaffen worden iſt, ſo lag der vornehmſte Moment dafür in der Entwickelung eines großen Weltverhältniſſes, welches zunächſt die Etrusker gefährdete, aber das ganze peninſulare Italien zu verſchlingen drohte.

Die Celten waren damals im Beſitz einer vorwaltenden Macht unter den europäiſchen Nationen. Jahrhunderte mögen vergangen ſein von dem Hin- und Widerwogen mächtiger Völkerſtürme erfüllt, von denen nur die einheimiſche Sage und Poeſie einen Nachhall erhalten haben wird, der dann völlig verſchwunden iſt. In dem großen Lande zwiſchen dem Atlantiſchen und dem Mittelmeer, das immer ihren Namen getragen hat, — denn zwiſchen Celten und Galatern oder, wie Cato zuerſt ſagt, Galliern läßt ſich kein Unterſchied annehmen — war ihre eigentliche Heimat: die Celten hatten das centrale Gallien im Beſitz. Von da aus waren ſie nicht allein zu einer überwiegenden Stellung in dem geſamten Gallien gelangt; durch ihre Auswanderungen wurden ſie die große Weltmacht des Occidents. Sie hatten ſich der Rheinlande und des Gebiets an der oberen Donau bemeiſtert. Jenſeit des Oceans hatten ſie Britannien inne, jenſeit der Pyrenäen einen großen Teil von Iberien. Das nördliche Spanien war in ihrem Beſitz; bis tief in den Süden erſtreckte ſich ihr Einfluß über die einheimiſchen Nationen. So war nun auch die Padusebene, hauptſächlich doch im Kampfe mit den Etruskern, die dort überall Spuren ihrer Herrſchaft zurückgelaſſen haben, größtenteils in ihre Hände gefallen.

Die Etrusker zeigten ſich unfähig, der großen Völkerflutung zu widerſtehen; ihre Exiſtenz geriet in Bedrängnis und Gefahr. In dieſen Kampf nun, welcher die Zukunft des peninſularen Italiens betraf, wurden die Römer verwickelt.

Zunächſt gereichte ihnen derſelbe zum Vorteil, freilich ohne daß ihnen davon die mindeſte Ahnung gekommen wäre. Neben den Völkerſchaften, welche Rom unaufhörlich in Angriff, Abwehr, Gegenangriff beſchäftigten, hatte es auch eine Stadt an ſeiner Seite, welche der Ausdehnung ſeiner Macht die größten Hinderniſſe entgegenſetzte. In geringer Entfernung von Rom erhebt ſich das Land in einer, zwar immer durch Klüfte zerſpaltenen, aber im ganzen in gleicher und bedeutender Elevation fortlaufenden Hochebene. In der Mitte dieſer Ebene, die ganze Senkung des Landes von dem ciminiſchen Wald her beherrſchend, lag Veji. Das vejentiſche Gebiet berührte das römiſche ſchon am oberen Tiber und erſtreckte ſich bis zur Mündung des Fluſſes. Am linken Tiberufer hatte es an Fidenae einen fortwährenden Verbündeten. Veji lag auf einem Gebiet, das man noch heute als Inſel bezeichnet, durch tiefe Klüfte im ganzen Umkreis außer auf einem Punkt von dem übrigen Land geſondert. In einer tiefen Einſenkung an den mauerartigen Felſenwänden rieſelt die Cremera dahin, die durch die Niederlage der Fabier oder vielmehr die Tradition über dieſelbe unſterblich geworden iſt. Dem Bach iſt ein Bett unter dem Felſen gegraben, welcher nun die großartigſte Brücke bildet; auch ein Felſenthor zeigt die Spuren einſichtsvoller Arbeit. Es iſt ein Boden, den die Etrusker, zu deren Konföderation Veji gehörte, bewohnbar gemacht haben. — Das Bundesverhältnis gab der Stadt einen Rückhalt, durch welchen ſie den Römern allezeit furchtbar blieb. Dieſes Rückhaltes aber war Veji durch das Vordringen der Gallier gegen die Etrusker beraubt, als es um das Jahr 350 von den Römern zum erſtenmal ernſtlich angegriffen wurde.

Bei der Belagerung von Veji erſcheint die römiſche Überlieferung noch einmal in ihrer dichteriſchen und zugleich gelehrten Färbung; ſie ſieht darin eine Art von trojaniſchem Krieg.

Man weiß viel von den Wechſelfällen einer zehnjährigen Belagerung zu erzählen, von der vorrückenden Umwallung, den Schirmdächern, den in Brand geſteckten Belagerungsvorrichtungen. Ohne die Einzelheiten anzunehmen, darf man doch der Thatſache im ganzen ihre hiſtoriſche Bedeutung nicht abſprechen. Schon an ſich bezeichnet eine über eine Reihe von Jahren ausgedehnte Belagerung einen Fortſchritt in der römiſchen Kriegskunſt und Kriegsverfaſſung. Man fing damals an, die Truppen aus dem Gemeindevermögen zu beſolden, da der regelmäßige Dienſt mit den ländlichen Beſchäftigungen nicht mehr zu vereinbaren war. Indem ſich die Römer hierdurch von den Gewohnheiten der Bürgermilizen, über deren nur auf einige Monate beſchränkte Anweſenheit im Felde ſich noch Demoſthenes beklagt, entfernten, nahmen ſie doch einige bei den Griechen gebräuchlich gewordene Kriegswerkzeuge von denſelben herüber. Sie boten alle ihre Kraft und kriegeriſche Bildung bei dieſer Belagerung auf. Die Stadt wurde zuletzt durch einen Stollen, der in den vornehmſten Tempel der Vejenter mündete, überraſcht und eingenommen. Wenn man erzählt, die Juno der Vejenter habe eingewilligt, nach Rom verpflanzt zu werden, ſo heißt das doch: die Unabhängigkeit, eigentlich die Exiſtenz von Veji hörte auf. Die Göttin, die das Land bedeutete, wurde erobert, wie dieſes ſelbſt. In Veji bewieſen die Römer die Schonung nicht, welche ihnen ſonſt nachgerühmt wird; ſie vertilgten recht eigentlich die alten Feinde. Man ermißt den Wert dieſer Eroberung, wenn man ſich der früheren Zeiten erinnert, in denen Rom einmal ſelbſt die Hegemonie über Etrurien ausgeübt hat, aber unter Königen etruriſchen Urſprungs, bis es bei Errichtung der Republik dieſe Verbindung abbrach, nicht ohne den heftigſten Kampf mit etruriſchen Häuptlingen; Porſenna war nahe daran geweſen, Rom zu vernichten. Wie ganz anders jetzt!

In Porſenna erſchien die Geſamtmacht von Etrurien auf dem Kampfplatz, und er hatte die Latiner auf ſeiner Seite. Von dieſen aber wurden jetzt die Römer kräftig unterſtützt, die Geſamtmacht Etruriens war in ſich gebrochen. So gelang es den Römern, eine der mächtigſten Vorderſtädte von Etrurien zu erobern und zu vernichten.

Rom litt damals wieder an einer inneren Entzweiung. Marcus Furius Camillus, der die Eroberung von Veji vollbracht hatte, ein Patricier durch und durch, war durch ſeinen Kriegsruhm zu einer Stellung gelangt, durch die er den Plebejern verhaßt wurde. Infolge eines Haders, der aus der Verteilung der vejentiſchen Beute entſprang, ward er vor das Volksgericht gezogen, deſſen Ausſpruch er nicht erwarten wollte; er ging freiwillig ins Exil nach Ardea. Das Volk verdammte ihn zu einer noch ſchwereren Geldſtrafe, als einſt den Romilius; ſchlimmere Folgen als von jener Verdammung befürchtete es auch von dieſer nicht. Da geſchah nun aber, daß es eben in Abweſenheit des Camillus von einem Anfall betroffen wurde, wie es noch keinen beſtanden hatte. Rom wurde in die allgemeine Verwickelung gezogen, welche das Vordringen der Gallier in Italien hervorrief.

Von Cluſium, der alten Hauptſtadt des Porſenna, das jetzt von den Galliern angegriffen und umlagert war, um ein Bündnis angegangen, ſchickten die

Römer eine Geſandtſchaft dahin ab, die ſich der Bedrohten annehmen ſollte. Bezeichnend iſt die Anwort, welche die Gallier den römiſchen Geſandten auf die Frage, wie ſie dazu kämen, den Etruskern ein Stück ihres Gebietes zu entreißen, erteilten: die Erde gehöre dem Schwert des Tapferen. Das war der Anſpruch, der ſie von Land zu Land führte.

Aber eben dieſem Anſpruch mußte Rom ſchon in ſeiner damaligen Lage entgegentreten. Nach der Eroberung von Veji war es über die beſchränkten territorialen Geſichtspunkte, die ſeit der Verjagung der Könige ſeine Thätigkeit beſtimmt hatten, hinausgehoben worden. Es mußte die Sache des peninſularen Italiens gegen die Gallier führen, was aber nicht ohne die eigene größte Gefahr und Bedrängnis geſchehen konnte.

Wir verweilen nicht bei der hier nochmals ſehr ausgebildeten Tradition, welche in verſchiedenen Faſſungen übrig und beſonders von Livius in einer unnachahmlichen Darſtellung, die ganz das Gepräge der altrömiſchen Religioſität trägt, der Nachwelt hinterlaſſen worden iſt. In der unbefugten Einmiſchung der römiſchen Geſandten in ein Gefecht zwiſchen Cluſinern und Galliern ſehen die Römer ſelbſt ein Verbrechen, welches die Rache der Götter über die Stadt hervorruft, ſodaß dieſe den Waffen der Feinde preisgegeben wird. Die ehrwürdigen Oberhäupter von Rom, die alten Magiſtrate, fielen ſelbſt zum Opfer.

Die Thatſache iſt doch ſehr einfach. Feſte Plätze zu erobern, dazu waren die Gallier in ihrer nur auf offene Schlacht eingerichteten Bewaffnung eben nicht geeignet. Von Cluſium, das ihnen Widerſtand leiſtete, wendeten ſie ſich gegen die Römer und brachten ihnen an der Allia eine Niederlage bei, welche immer die ſchreckenvollſte geblieben iſt, deren die römiſchen Annalen gedacht haben. Die Gallier waren Meiſter des offenen Landes, wie überall. Sie nahmen ſelbſt die Stadt Rom, die nicht eben zur Abwehr eines unmittelbaren Angriffs geeignet war, in Beſitz; aber ſie fanden Widerſtand an der Burg, die zur äußerſten Gegenwehr in den Stand geſetzt worden war. So dachten ſie auch nicht daran, die Mauern von Veji, wohin ſich ein großer Teil der Römer zurückgezogen hatte, zu überwältigen. Dort aber bildete ſich gleichſam ein zweites Rom, wo man nun wieder des verjagten Camillus gedachte, an deſſen Führung der Sieg gebannt geweſen war.

Die Tradition iſt ſehr geſchäftig, die Zurückberufung des Camillus, zu der auch der in Rom in der Burg vereinigte Senat ſein Wort geben muß, zu motivieren. Und dieſer brachte nun ſeinerſeits wieder eine ſtattliche Macht zuſtande, die ſich zur Rettung von Rom anſchickte. Das geſchah eben in einem Augenblick, als die Gallier, durch eine Völkerbewegung im oberen Italien gefährdet, auf ihren Rückzug dachten. Ehe ſie gingen, wollten ſie noch von den in der Burg eingeſchloſſenen Römern eine ſtarke Brandſchatzung erheben. Der Sieger übte dabei alle Ungebühr aus, die dem Beſiegten angethan werden kann. Das berühmte oder vielmehr berüchtigte Wort: vae victis, „Für Beſiegte giebt es kein Recht“, ſoll der galliſche Führer damals ausgeſprochen haben. Jedoch ich halte inne; denn unwillkürlich wird man von dem Sagenhaften, welches ſymboliſch geworden iſt, fortgeriſſen. Unleugbar ſcheint mir, daß Camillus, der als der zweite Erbauer von Rom bezeichnet wird und in den annaliſtiſchen Aufzeichnungen als Diktator erſcheint, einen großen Anteil daran gehabt hat, daß die Ehre von Rom gerettet wurde. Noch zur rechten Zeit kam er herbei, um die Burg zu erhalten; dann aber eilte er den Abziehenden nach und brachte mit ſeinem Volk ihnen eine Niederlage bei, in deren Folge er ihnen einen Teil ihrer zuſammengeraubten Schätze wieder entriß. Camillus iſt der Held dieſer Sage. Seine Handlung iſt, daß er den bisher im offnen Felde unüberwindlich gebliebenen Feinden einen Widerſtand entgegenſetzte, durch welche das mittlere Italien vor ihren Raubzügen ſichergeſtellt wurde.

Indem Rom ſeine Macht wiederherſtellte, trat es zugleich für Italien ein; es wurde eine politiſch-militäriſche Macht, deren Beſtehen und Emporkommen eine univerſalhiſtoriſche Bedeutung gewann.

Auch nach dem erſten Sturm bedrohten noch dann und wann die Gallier das Land am Tiber, oder ſetzten es durch ihre Züge in Unruhe. Wir hören von märchenhaften Zweikämpfen, in denen die galliſchen Rieſen entweder durch römiſche Geſchicklichkeit oder durch unmittelbare Hülfe der Götter bezwungen werden. Von hiſtoriſchem Gewicht iſt jedoch nur das, was von den militäriſchen Einrichtungen des Camillus erzählt wird.

Die Gallier führten ihren Krieg auf Barbarenweiſe. Im Gefechte ſuchten ſie den gegenüberſtehenden Feind, den ſie an Leibeslänge meiſt überragten, von oben herab zuſammen zu hauen, wo möglich zu ſpalten. Um dem zu begegnen, hatte nun Camillus eiſerne Helme eingeführt, glatt von allen Seiten, und die Speere in einer Weiſe brauchen gelehrt, daß dadurch die Schläge der feindlichen Schwerter gehemmt und gebrochen wurden. Die Schilde der Römer, bei weitem kleiner als die galliſchen, aber mit einem Rande von Erz, leiſteten im Einzelkampf die beſten Dienſte. Es war alſo ein Kampf der beſſeren und beſſer gehandhabten Trutzwaffen gegen die rohe Angriffsweiſe der Gallier, wodurch die Römer die Oberhand gewannen. In dieſer Zeit haben ſich die taktiſchen Einrichtungen, die der römiſchen Schlachtordnung ihren beſondern Charakter verliehen, gebildet; namentlich die drei Treffen der Haſtati, Principes und Triarii. Sie wurden ſo aufgeſtellt, daß, wenn die erſten nicht ſtark genug waren, ſie in die Intervalle der Manipeln der Principes eintraten und, wenn ſie beide nicht zu ihrem Ziele gelangten, ſich zuſammen auf die Triarier zurückzogen und mit dieſen vereinigt wieder zu dem entſcheidenden Kampfe vorrückten: denn dem Anſtürmen der Gallier mußten immer friſche Kräfte entgegengeſetzt werden. Dazu kam dann, daß auch die leichten Truppen beſſer geführt wurden und, in kleinen Rotten in die noch ungeordneten Scharen der Gallier eindringend, deren Aufſtellung zu einer regelmäßigen Schlacht verhinderten. Bei den Römern zeigt ſich bereits Nachahmung der bei den Griechen entwickelten Mittel und Bewegungen des

Kampfes, jetzt auch im Feld wie früher bei der Belagerung, verſtärkt durch den ihnen eingebornen Heldenmut.

So konnte es gelingen, nicht allein die Gallier zurückzutreiben, ſondern auch die Nachbarn, die ſich bei dem Einfall derſelben von Rom losgeriſſen hatten, in die frühere Abhängigkeit zurückzuführen. In dieſe Jahre wird eine Niederlage geſetzt, die Camillus den Volskern beibrachte. Der Name der Volsker verſchwindet allmählich, ſowie der der Äquer, in den römiſchen Annalen.

Wenn nun aber Rom hierdurch eine Stellung im mittleren Italien gewann, von der aus eine weitere Befeſtigung und Ausdehnung der Macht der Republik ſich erwarten ließ, ſo gehörte noch dazu die Löſung der inneren Mißverhältniſſe, durch welche die beiden Stände auch in der letzten Zeit auseinander gehalten worden waren. Die beiden alten Anliegen, die aus der Schuldhaft und dem Anſpruch der Plebs auf die öffentlichen Ländereien entſprangen, dauerten noch immer fort; aber es war gefährlich, ſie zu erneuern. Marcus Manlius hat dadurch das Schickſal des Spurius Caſſius über ſich hereingezogen. Er wurde der Abſicht beſchuldigt, ſich der höchſten Gewalt bemächtigen zu wollen, und, wie dieſer, von der Plebs, deren Sache er führte, zum Tode verurteilt. Es hat in allen folgenden Epochen Eindruck gemacht, daß Manlius, der bei der Verteidigung des Kapitols, wie die Sage rühmte, ſich das größte Verdienſt erworben hatte, ſo daß man ſeinen Beinamen Capitolinus daherleitete, vom tarpejiſchen Felſen geſtürzt worden iſt.

Außer den beiden erwähnten Anliegen gab es nun aber noch ein drittes, welches weniger die ärmeren und bedürftigeren Klaſſen betraf, als die vornehmſten Mitglieder des Standes der Plebejer. Durch das Verbot des Connubiums zwiſchen Patriciern und Plebejern waren doch Miſchungen dieſer Art nicht verhindert worden. Sie waren immer vorgekommen: aber die Kinder aus ſolchen Verbindungen wurden nicht als den alten Geſchlechtern ebenbürtig betrachtet; denn die ariſtokratiſche Vorausſetzung war, daß das Vorrecht der gottesdienſtlichen Verrichtungen an das rein patriciſche Blut gebunden und den alten Geſchlechtern gleichſam durch die Götter verliehen worden ſei. Gegen den Vorſchlag des Tribunen Canulejus, dieſe Satzung aufzuheben, hatte man die Einwendung gemacht, daß dadurch nicht allein die menſchlichen Dinge, ſondern auch der Dienſt der Götter in Verwirrung geraten würde. Dennoch hatte die Aufhebung vorlängſt nachgegeben werden müſſen. Aber die Abſicht, die dabei vorgewaltet hatte, daß das Konſulat auch den Plebejern zu Teil werden könne, war doch nicht erreicht worden: denn das Vorurteil erhält ſich, wenn auch die Geſetze, die es ausſprechen, verändert worden ſind. Das Konſulat blieb immer in den Händen der Patricier. Alle Tage empfanden die vornehmſten plebejiſchen Geſchlechter mehr dieſe Zurückſetzung, am meiſten die, welche den Patriciern in jeder anderen Beziehung nahe ſtanden, wie das reiche Haus der Licinier.

In der fortdauernden Ausſchließung der Plebejer von der konſularen Gewalt lag jetzt der empfindlichſte Moment des ſtändiſchen Gegenſatzes, gleichſam ſeine ſchneidige Schärfe.

Die Erzählung, daß es die auffahrende Überraſchung der Tochter eines Patriciers von hohem Rang, die mit einem Plebejer verheiratet war, bei dem plötzlichen Lärm, den die Liktoren in dem Hauſe ihrer Schweſter veranlaßten, deren Gemahl, ein Patricier, als Konſulartribun konſulare Ehren genoß, geweſen ſei, was die Anregung zu dem erneuerten Ankämpfen der Plebejer gegen die Vorrechte der Patricier gegeben habe, mag erdichtet ſein, wie ſo manche ähnliche, aber ſie trifft doch recht eigentlich in die Mitte der Frage. Die Erzählung fährt weiter fort — und an ſich hat das nichts unglaubliches —, daß der Vater der beiden, in verſchiedene Stände verheirateten Töchter, Marcus Fabius Ambuſtus, ſelbſt den Gedanken, den in das Familienleben eingreifenden politiſchen Unterſchieden ein Ende zu machen, gefaßt und ſich hiezu mit einem der vornehmſten Plebejer, Lucius Sextius, verbunden habe. Dieſer Sextius und der plebejiſche Schwiegerſohn des Fabius, Cajus Licinius Stolo, der die Zurückſetzung ſeiner Gemahlin mitempfand, waren nun die Tribunen, welche die Rogation einbrachten, daß in Zukunft nicht mehr Militärtribunen mit konſulariſcher Gewalt gewählt werden ſollten, ſondern, wie vor alters, zwei Konſuln, von denen der eine aber Plebejer ſein müſſe.

Darauf kam eigentlich alles an. Denn wenn ein Konſul aus der Plebs nicht allein gewählt werden konnte, ſondern gewählt werden mußte, ſo wurden damit die Einwendungen, welche man aus der Unfähigkeit der Plebejer, gottesdienſtliche Handlungen zu vollziehen, wie ſie dem Konſul oblagen, herleitete, geſetzlich für null und nichtig erklärt. Es war das letzte Ziel der alten plebejiſchen Anſtrengungen. Mit dieſer Rogation, welche doch nur für die angeſehenſten unter den Plebejern Wert hatte, brachten die beiden Tribunen die anderen populären, ſchon von Manlius Capitolinus warm befürworteten, das Schuldrecht und das öffentliche Land betreffend, in Verbindung. So nahe dieſelben das Eigentum berührten, ſo wären doch die Patricier eher geneigt geweſen ſie zuzugeben, als die erſte, und die Maſſe des plebejiſchen Volkes hätte ſich damit begnügt; aber die Vorkämpfer erklärten die Rogationen für ſolidariſch und untrennbar; wenn ihnen das Konſulat nicht zugeſtanden wurde, ſo lag ihnen ſoviel nicht an der materiellen Erleichterung der Plebs, daß ſie dieſelbe nicht ebenfalls aufgegeben hätten. Hierdurch nun bekam der alte Antagonismus der beiden Stände einen neuen Impuls. Dem Andrängen der Vorkämpfer der Plebs ſetzten die Vorkämpfer der Patricier, unter denen wieder ein Appius Claudius erſcheint, den nachdrücklichſten Widerſpruch entgegen. Einige Jahre hindurch wußten die Patricier den beiden vornehmſten Opponenten im Tribunat Kollegen zu geben, welche nicht mit ihnen übereinſtimmten. Dieſer Einwirkung auf das Tribunat, die jedoch von Jahr zu Jahr ſchwächer wurde, ſetzten die Plebejer, denen ein Anteil an der Beſetzung der kuruliſchen Würden zuſtand, ihrerſeits Verzögerungen und Weigerungen entgegen, wodurch die Faſten der Republik in Unordnung geraten ſein ſollen. Der Zwieſpalt dauerte immer fort: aber er war, wie ſonſt, ſo auch jetzt nicht gefährlich, ſo lange man keinen mächtigen Feind in der Nachbarſchaft zu bekämpfen hatte. Züge gegen Velitrae, wie ſie vorkamen, wollten nicht viel bedeuten; und wenn um deren willen ein Diktator ernannt wurde, ſo wußte man doch eine Einwirkung desſelben auf den inneren Streit zu verhindern. Die Plebejer drohten wohl, einem ſolchen bei ſeinem Wiederaustritt aus dem Amt die ſchwerſte Geldſtrafe aufzulegen. Endlich aber kam es zu äußeren Feindſeligkeiten, welche nicht ohne große gemeinſchaftliche Anſtrengungen zurückgewieſen werden konnten. Galliſche Scharen erſchienen in der Nachbarſchaft, nicht ſo zahlreich, aber noch gewaltſamer als die früheren. In Erinnerung an dieſe übertrug man dem Marcus Furius Camillus nochmals die Diktatur, die jetzt nicht mehr verhindert, noch verzögert werden konnte. Alles Volk ſtellte ſich unter ſeine Fahnen; man begegnete dem barbariſchen Feind auch äußerlich bei weitem beſſer ausgerüſtet als früher, und wies ihn glücklich und ſiegreich zurück. Nach ihrer Heimkehr aus dem Felde erneuerten nun die Plebejer ihre Forderungen mit verſtärktem Selbſtgefühl. Das ließ ſich nicht anders erwarten. Welche Wirkung aber konnte es haben, wenn der ſchroffe Gegenſatz feſtgehalten wurde. Da hat nun der alte Vorkämpfer der Patricier, der eben abtretende Diktator Camillus, es über ſich gewonnen, ſeiner politiſchen Antipathie zu entſagen. Was ihn dazu bewog, war die kriegsmänniſche Tüchtigkeit der Plebs, die ihm ſeine Siege erfechten half, ohne deren freudige Teilnahme nichts weiter zu erreichen geweſen wäre.

Bei einem Tumult auf dem Forum, der eine Richtung gegen ihn ſelbſt nahm, vermied er demſelben entgegenzutreten, was ja auch wahrſcheinlich zu nichts geführt hätte; er entſchloß ſich, in dem Senat die Annahme der plebejiſchen Forderungen ſelbſt zu beantragen. Indem er an dieſes ſchwere Werk ging, ſoll er, nach dem Kapitol gewandt, gelobt haben, wenn es ihm mit ſeinem Vorhaben gelinge, einen Tempel der Concordia aufzurichten. In dem Senat fand er noch vielen Widerſtand; aber der alte Held, an deſſen patriciſcher und zugleich patriotiſcher Geſinnung kein Menſch zweifeln konnte, trug den Sieg davon. Die Rogationen in ihrer Geſamtheit wurden in der That genehmigt.

In den Annalen von Rom iſt das Jahr 387, in welchem das vorfiel, eines der bemerkenswerteſten.

Bei den beiden anderen Geſetzen braucht man fürs erſte nicht ſtehen zu bleiben; die Zeit ſollte noch kommen, in welcher neue Gärungen aus denſelben, namentlich dem agrariſchen, entſprangen, damals aber traten ſie zurück.

Dagegen war die Teilnahme der Plebejer am Konſulat von höchſter Wichtigkeit für die Gegenwart und für die Zukunft. Die beiden Stände, welche die bürgerliche Gemeinde bildeten, wurden erſt dadurch ebenbürtig, was dann immer weiterwirkend nach und nach alle Verhältniſſe umgeſtaltet hat.

Camillus iſt bald darauf im höchſten Alter einer Peſt erlegen. Wenn man verſichert, unter alle den Tauſenden, welche die Peſt hingerafft, ſei niemand allgemeiner und tiefer betrauert worden, als eben Camillus, ſo gründet ſich das doch wohl nicht allein auf deſſen große Siege im Feld, ſondern zugleich auch auf das Verſöhnungswerk, das er, ſeine eigene Meinung vor der allgemeinen Notwendigkeit beugend, zuletzt vollzogen hatte. Auf beiden, den Waffen und der Eintracht, beruht die Befeſtigung und der Fortgang der römiſchen Macht.

Unverzüglich wurde der Krieg gegen die Etrusker mit doppelter Energie unternommen. Noch hatten dieſe dann und wann das Übergewicht, das ſie aufs grauſamſte benutzten. Von den gefangenen Römern haben ſie mehr als dreihundert auf einmal getötet. Zuweilen ſind ihre Prieſter mit brennenden Fackeln in die römiſchen Schlachtreihen gedrungen. Bald darauf finden wir die Tarquinienſer bis an den Tiber ſtreifend. Hier aber wurden ſie von dem Diktator, dem erſten von plebejiſcher Herkunft, Marcius Rutilus, geſchlagen und an ihren Gefangenen eine ſchonungsloſe Vergeltung ausgeübt. Dies geſchah im Jahre 398. Hierauf folgt ein vierzigjähriger Waffenſtillſtand.

Von dieſer Seite geſichert, konnten die Römer ſich in eine Angelegenheit miſchen, die ihnen an ſich eine fremde war, was dann wieder den Anfang neuer und großer Verwickelungen bildet.

Samnitiſch-latiniſcher Krieg.

Nach allem, was wir erfahren, waren die Gallier, welche zuletzt von den Römern beſiegt wurden, dazu beſtimmt geweſen, nach Campanien zu gehen, in einer oder der anderen Beziehung zu den dort miteinander kämpfenden Kriegsgenoſſenſchaften und ſtreitbaren kleinen Völkern. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn eben aus den Regionen, welche durch die Römer vor dem Eindringen der Gallier geſichert wurden, nun auch ein Ruf an Rom zum Schutz gegen die Macht einheimiſcher Feinde erging. Capua, urſprünglich eine oskiſche Niederlaſſung, das zuerſt von den Etruskern, nicht ohne die Beihülfe der Samniten, in Abhängigkeit gehalten, von dieſen ſelbſt aber den Etruskern wieder entriſſen worden war, geriet mit Samnium in offene Feindſeligkeit.

Capua bildete einen Sammelplatz für die freien Kriegsſcharen, welche damals im ſüdlichen Italien und Sicilien um Sold dienten, ſo daß es erklärlich iſt, wenn die benachbarte Völkerſchaft der Sidiciner bei den Campanern Schutz gegen die Angriffe ſuchte, die ſie von den Samniten erfuhr. Dieſe wandten dann ihre Waffen gegen Capua ſelbſt, welches nun, unfähig ſich gegen die krieggeübten Nachbarn zu ſchützen, die Hülfe von Rom anrief.

Für die Römer war es eine Sache von unmittelbarſtem Intereſſe, die benachbarte kleine, aber ſehr wohl angebaute Landſchaft Campanien vor Verwüſtung zu ſchützen. Doch trugen ſie Bedenken, mit den waffenkundigen Samniten, mit denen ſie ein altes Bündnis hatten, in Feindſeligkeiten zu geraten, deren Ausgang zweifelhaft ſein mußte. Da verwandelten nun die Capuaner ihre Bitte um Unterſtützung in den Antrag einer Unterwerfung unter Rom. Ihre Geſandten erklärten, daß ſie ausdrücklich beauftragt ſeien, ihre Stadt der Botmäßigkeit der Römer zu unterwerfen: das Volk und die Stadt, das Land und die Tempel der Götter. Es war ſeit den Zeiten des älteren Tarquinius das erſte Beiſpiel einer Unterwerfung, um geſchützt zu werden. Die Römer nahmen die Dedition an. Aber die Samniten waren weit entfernt, die Verwendung der Römer, die nun erfolgte, zu berückſichtigen. Vor den Augen der römiſchen Geſandten ſchritten ſie zu neuen Verwüſtungen des Landes, ſo daß zwiſchen den beiden Völkern ein Kampf darüber ausbrach, welchem von beiden das bereits in den allgemeinen Weltverkehr gezogene, zum Teil gräciſierte reiche Capua gehören ſolle. Gleich der erſte Feldzug war entſcheidend. Die Erzählung legt Wert darauf, daß ein Mann von populärem Namen, Marcus Valerius, die Römer anführte, der mit den Soldaten als Kamerad lebt, keine Spiele verſchmäht, ſich einem jeden gleichſtellt und dabei im Zweikampf mit einem Gallier das Anſehen eines wunderbaren Heroismus gewonnen hat. Lange iſt die Schlacht zweifelhaft; die Samniten ſind in Nachteil, halten ſich aber; erſt am Abend nach erneuerter Anſtrengung werden ſie geworfen. Der vorliegende Bericht beſagt, daß die Wut des Anlaufs der Römer, die in ihren Augen, ihren Mienen wie Wahnſinn erſchienen ſei, jene zum Rückzug vermocht habe.

Man hält den Gaurus, wo die Schlacht vorfiel, für einen damals fruchtbaren, jetzt öden Berg über Cumä, wo das Heer, zwiſchen dem Meer und dem tiefen Volturnus, abgeſchnitten von Capua, verloren geweſen wäre, hätte es nicht den Sieg errungen. Die Latiner nahmen an dem Feldzug Teil und trugen zu dem glücklichen Ausgang einer Schlacht mit den Samniten bei Sueſſula weſentlich bei.

Die Samniten, die jetzt nicht mehr hoffen durften, Capua zu bewältigen, bedachten ſich nicht länger, einen Frieden mit Rom zu ſchließen, der ſelbſt wie eine Art von Bündnis erſchien: denn, wenn ſie davon abſtanden, die Römer aus Campanien zu vertreiben, ſo wurden dieſe dagegen vermocht, ihnen die Sidiciner zu überlaſſen, um derenwillen der Krieg zwiſchen Samnium und Capua ausgebrochen war. Hieraus aber ſollte nun für Rom erſt eine wahre Gefahr hervorgehen. Von den Römern aufgegeben, ſuchten die Sidiciner Schutz bei den Latinern; dieſe, denen nichts erwünſchter ſein konnte, als eine territoriale Verbindung mit Teanum, der Hauptſtadt dieſer Völkerſchaft, faßten den Entſchluß, denſelben ihren Schutz zu gewähren. Was die Römer verweigert, das unternahmen die Latiner. Die Differenz iſt von hiſtoriſcher Wichtigkeit: denn, wenn die Verbindung zwiſchen Rom und Latium aufgelöſt wurde, ſo zerfiel damit die ſoeben emporkommende Bedeutung des latiniſch-römiſchen Namens. Auch hatten es die Latiner nicht auf eine Trennung von Rom abgeſehen: aber ſie verlangten eine Gleichberechtigung, ungefähr wie ſie eben den Plebejern in der Stadt zugeſtanden worden war; ſie machten den

Anſpruch, daß der eine der Konſuln aus ihrer Mitte genommen, der Senat durch ſie verdoppelt werde. Hierüber aber entbrannte das ſtolze Selbſtgefühl der Römer, welches zugleich eine Art von municipaler Religion in ſich ſchloß. Sie ſchreiben es dem Jupiter Romanus zu, daß er dem Abgeordneten der Latiner, der dieſe Anträge machte, ſeinen Unwillen habe fühlen laſſen: die Stufen des Kapitols herunterſtürzend, ſei er entſeelt niedergefallen.

„Es giebt“, ruft einer der berühmteſten ihrer Helden und Führer, Manlius Torquatus, aus, „eine Gottheit im Himmel; wir werden die Legionen der Latiner niederwerfen.“

Auch hier brachte der erſte Feldzug die Entſcheidung. Die Konſuln ſahen, daß, wenn jemals, ſo jetzt gegen ein ſo nahverwandtes und verbündetes Volk die ſtrengſte Disciplin und Unterordnung notwendig ſei. Sie ward durch ein furchtbares Beiſpiel beſtätigt. Der Sohn des Konſuls Manlius Torquatus, herausgefordert von einem Latiner, beſteht ihn im Zweikampf und kehrt mit den Spolien des Getöteten ſiegesfreudig zu dem Prätorium zurück. In den galliſchen Kriegen, wo es darauf ankam, alle perſönliche Furchtſamkeit abzuſtreifen, mochten Zweikämpfe an der Stelle ſein, nicht hier, wo man durch Zuſammenhalten und Gehorſam ſiegen konnte. Der Vater verſagt dem zurückkehrenden Sohn den Siegeskranz nicht, den er verdient hat; aber zugleich läßt er das Heer zuſammenrufen: entweder, ſo lautete ſeine Erklärung, müſſe er der Republik oder ſeiner Familie vergeſſen; er werde ein Beiſpiel geben, ſchmerzlich, aber heilſam; er befahl hierauf, den Sohn hinzurichten. Der Sohn des Konſuls fiel dem Imperium consulare, der Majestas patria, zum Opfer. Erſt als das Haupt des Unglücklichen fällt, das Blut aus dem Nacken hervorſpritzt, wagt das von Erſtaunen gefeſſelte Heer ſeine Teilnahme kundzugeben. Manlius ward hierauf für alle Zeiten verrufen und geflohen, aber er erreichte ſeinen Zweck: das Heer war unbedingt gehorſam.

In dieſem Kriege erfolgte aber auch noch eine andere Art von Opfer, eine eigentliche Selbſtaufopferung.

Die Römer, wie die Latiner, waren nach Campanien gegangen; in dem eroberten Gebiet ſollte ihr Streit über Vorrang oder Gleichheit ausgefochten werden: in der Nähe des Veſuv, am Veſeris, trafen ſie zuſammen. Die Schlacht war zweifelhaft; ſchon wichen auf dem linken Flügel die Haſtati der Römer auf die Principes zurück. Hierauf beſchloß der Anführer des Heeres, Publius Decius, von Herkunft ein Plebejer, ſich den Göttern zu opfern: denn eine nächtliche Erſcheinung hatte den beiden Konſuln angekündigt, daß von dem einen Teile der Anführer, von dem anderen das Heer den Manen und der Mutter Erde gehöre. Mit der Toga Praetexta das Haupt verhüllt, die Hand an das Kinn gelegt, über einem Speer ſtehend, ruft er nach den Worten, die der Pontifex ihm vorſpricht, die Götter an, die Gewalt haben über Römer und Latiner; mit ſich ſelbſt weiht er die Legionen der Feinde den Manen und der Unterwelt. Nie ward ein wilder Aberglaube politiſch und militäriſch großartiger gefaßt. Denn widmet nicht ein jeder, der in die Schlacht geht, ſich ſelbſt und ſeine Feinde dem Tode? Daß es der Konſul mit dem ſtärkſten Bewußtſein und nach den gottesdienſtlichen Formeln thut, läßt ihn den beiden Schlachtordnungen um ſo erhabener von Geſtalt erſcheinen, gleich als habe er alle Ungunſt der Götter über die Römer auf ſich ſelbſt genommen und trage nun das unausweichliche Verderben in die Reihe der Feinde. Als er unter der Menge der Geſchoſſe erliegt, fliehen die Latiner, wo er niederſinkt. Der Konſul Manlius hatte die Beſonnenheit, die Triarier bis zu dem Augenblicke aufzuſparen, wo die Feinde völlig ermüdet waren: dann ſiegt er vollkommen. Auch die in der Ferne drohend ſich zeigenden Samniten, denen jedoch kein Anteil an der Schlacht zugeſchrieben wird, bewirken, daß die Latiner nach Minturnae zurückweichen; ihr Lager fällt in die Hand der Römer.

Ein bald nachher tumultuariſch und unter falſchen Vorſpiegelungen zuſammengebrachter Haufen von Latinern ward leicht auseinander getrieben.

Hierauf wagten die Latiner nicht mehr im offenen Felde zu widerſtehen; ſie trafen unter ſich die Verabredung, die Angriffe der Römer zu erwarten, aber jeder angegriffenen Stadt gemeinſchaftliche Hülfe zu leiſten. Zu gleicher Zeit wurde Pedum von dem einen und Antium von dem anderen der römiſchen Konſuln angegriffen; für beide Städte erſchienen befreundete Scharen im Feld, aber nicht ſtark genug, um ſie zu entſetzen. Ungehindert durchzogen dann die Römer das latiniſche Gebiet und eroberten eine Stadt nach der anderen.

Infolge dieſer Ereigniſſe ward eine Einrichtung feſtgeſetzt, welche der Selbſtändigkeit der Latiner für immer ein Ende machte. Allgemeine Verſammlungen hörten auf; die ſtaatsbürgerliche Gleichheit und Genoſſenſchaft, die bisher zwiſchen ihnen beſtanden, ward aufgehoben. Die einzelnen Städte wurden jede in ein beſonderes Verhältnis zu Rom geſetzt. Einige bekamen das volle Bürgerrecht, andere municipale Rechte ohne Suffragium; Tibur und Praeneſte verloren einen Teil ihres Gebietes; Veliträe wurde beſonders hart behandelt, ſeine Mauern wurden geſchleift; die Antiaten verloren ihre Kriegsſchiffe; die Stadt wurde eine römiſche Seekolonie.

Dies Verhältnis zu Latium kann man als eine der vornehmſten Grundlagen der römiſchen Macht, die ſich dann über die Welt ausbreitete, betrachten. In dieſer Zeit iſt das Kolonialſyſtem der Römer zwar nicht entſprungen, denn man kennt ſchon frühere Spuren desſelben, aber doch zu voller Wirkſamkeit gelangt, und Camillus nahm es zuerſt mit Konſequenz in die Hand. An dem Beiſpiel von Capua lernt man es kennen; dem Volke, wie der Stadt, welche ſich den Latinern angeſchloſſen hatte, wurde ein Teil ſeiner Beſitzungen entriſſen und den römiſchen Truppen zugewieſen, die dann zugleich als Beſatzung dienten und die Unterwürfigkeit aufrecht erhielten. Auf dieſer Anſiedelung von Römern in den unterworfenen Gebieten, die jedoch zugleich zwei Dritteile ihrer Feldmark behielten, beruht das Syſtem der römiſchen Militärkolonien; es iſt auf Behauptung der Herrſchaft und Verteidigung gegen die Nachbarn, die dadurch auch ſelbſt bedroht werden, berechnet. So wurde damals zur Sicherung der Falerner Landſchaft Cales mit einer Kolonie beſetzt. Nachdem hierauf auch das altvolskiſche Privernum unterworfen, aber verhältnismäßig — denn die Einwohner ließen vernehmen, daß ſie nur durch günſtige Bedingungen zum Gehorſam verpflichtet werden würden — ſehr mild behandelt und zur Iſopolitie erhoben worden, gründete man bei dem Übergang über den Liris an der Straße, die über Teanum nach Capua führt, die Kolonie Fregellae. Der Platz war den Volskern von den Samniten entriſſen, dann aber geſchleift worden. Mit befremdetem Mißvergnügen nahmen dieſe wahr, daß eine für ſie wichtige Poſition von den Römern eingenommen wurde, ſie ſahen darin eine indirekte Feindſeligkeit.

Samnitiſch-etruskiſcher Krieg.

Die Politik der Römer, welche zugleich Strategie war, beſtand eben darin, die von den Samniten eingenommenen oder bedrohten Orte von denſelben frei zu machen und gleichſam zu annektieren; wie ihnen dies auch mit einer urſprünglich griechiſchen Stadt, dem damaligen Neapel, unerwartet gelang. Palaeopolis und Neapolis, eine von den Griechen aus Cumae angelegte Doppelſtadt, hatte ſamnitiſche Beſatzung aufnehmen müſſen. Im Einverſtändnis mit Rom wußten jetzt zwei unternehmende Volksführer, kühn und glücklich, die ſamnitiſche Beſatzung zu entfernen, wogegen ſie eine römiſche aufnahmen, — ungefähr dasſelbe Verhältnis, wie früher bei Capua.

Die Römer erſchienen zugleich als Befreier der einheimiſchen Völkerſchaften und der alten Anſiedelungen von der eingedrungenen ſamnitiſchen Oberherrſchaft. Dieſe aber war nicht von neuem Datum; die Kantone der Gebirge, welche unter dem Namen Samnium begriffen werden, hatten zwar nicht eigentlich eine zuſammenhaltende Organiſation, aber doch ein gemeinſchaftliches Intereſſe, welches nun überall mit dem römiſchen zuſammenſtieß und vor demſelben zurückwich. Man begreift, daß ſie nicht gemeint waren, dem Anwachſen der römiſchen Übermacht ruhig zuzuſehen. Die ſtädtiſchen Gemeinweſen in der Nähe Neapels, unter denen wir auch Pompeji und Herculanum genannt finden, gerieten unverzüglich in Gefahr, in die Verbindung Neapels mit Rom gezogen zu werden. Die Samniten, welche Italien, wie man es damals begriff, auszumachen meinten und die Kraft desſelben in der That ausmachten, konnten ſich nicht verhehlen, daß ihre ganze Stellung bedroht war. Man hat das Wort von ihnen gehört: zwiſchen Capua und Sueſſula müſſe es ſich entſcheiden, wer von beiden Herr von Italien ſein ſolle: Samniten oder Römer. Es galt eben alles Ernſtes die Übermacht des einen oder des anderen Teiles in dem ſüdlichen Italien. Die Wichtigkeit des neuen Kampfes, der nun ausbrach, und der eigenartige Verlauf der Begebenheiten wird es entſchuldigen, wenn wir die charakteriſtiſchen Züge, welche die Überlieferung darüber aufbehalten hat, mit einem Worte wiederholen. Die beiden Völker, ziemlich gleich an Kräften, trafen mit anfangs zurückgehaltener, dann wetteifernder Kampfbegier auf einander.

Durch eine unerwartete Bewegung der Samniten, in deren Folge die Römer weder vorrücken noch zurückgehen konnten, ſah ſich deren Führer, der Diktator Cornelius Coſſus, faſt wider ſeinen Willen genötigt, das Zeichen zur Schlacht zu geben. Man ſtritt von der dritten bis zur achten Stunde des Tages; nach dem erſten Schlachtruf wurde kein anderer gehört; die Fahnen gingen weder vorwärts noch zurück, mit den Schilden gegeneinander andrängend fochten beide Teile, ohne auszuruhen, ohne ſich umzuſehen. Die Entſcheidung lag zuletzt darin, daß ſamnitiſche Reiter ſich auf das römiſche Gepäck warfen, was dem Diktator, der ſich um den Verluſt nicht bekümmerte, Gelegenheit gab, ſie in dieſer Unordnung anzugreifen, zu zerſprengen, mit den ſiegreichen Reitern das feindliche Fußvolk anzugreifen und zum Rückzug zu zwingen.

Dieſem zweikampfähnlichen Anfang entſpricht nun die Folge der Begebenheit.

Der unglückliche Ausgang der Schlacht erweckt in den Samniten die Meinung, daß ſie ſich durch ihre letzte Schilderhebung, mit der ſie den beſtehenden Frieden gebrochen, an den Göttern verſündigt haben. Der Mann, der ihnen hauptſächlich dazu geraten hat, Mitglied des vornehmſten Landesadels, Brutulus Papius, kann ſich nur durch freiwilligen Tod der Auslieferung entziehen; aber auch ſeine Leiche wird nach Rom überliefert, zugleich mit den Gefangenen und aller gemachten Beute. Die Samniten erklärten ſich bereit, alles zurückzugeben, was nach dem Ausſpruch der Fetialen rechtlich gefordert werde. Politik und Krieg ſind hier immer mit der Religion vermiſcht. Daß die Römer nicht auf dieſe Anträge eingehen, erfüllt die Samniten mit dem Bewußtſein, daß ſie nunmehr in ihrem Rechte ſeien, und um ſo beherzter greifen ſie zu den Waffen.

Und da kommt ihnen nun die Natur ihres Gebirgslandes, das die Römer zu durchziehen genötigt ſind, auf das trefflichſte zu ſtatten.

In den Zweigen des Apennin, von denen die Gewäſſer, die daſelbſt entſpringen, von Süden her nach dem Liris fließen, finden ſich an vielen Stellen, von mächtigen Bergen umgeben, tiefe Thäler. In eines dieſer Thäler ließen ſich die Römer, die damals bereits in Apulien feſten Fuß gefaßt hatten, durch die falſche Nachricht verlocken, daß ihre Anweſenheit daſelbſt notwendig ſei, indem ſie auf dem kürzeſten Wege dahin vorzurücken ſuchten. Sie konnten die ſchroffen Anhöhen der Furculae Caudinae — eines Engpaſſes, den man elf Miglien von Benevent bei Arpaja zu finden meint, — dem mannhaften Feinde nicht wieder abgewinnen. Der Moment erhält dadurch eine beſondere Bedeutung, weil er den Samniten Gelegenheit gab, entweder durch Vernichtung des Heeres, das in ihren Händen war, den Römern einen Verluſt ohne gleichen beizubringen oder, wenn ſie dasſelbe vollkommen freigaben, ſie zu einem Wettſtreit der Großmut zu veranlaſſen. Der Vater des ſamnitiſchen

Imperators fordert ihn auf, entweder das eine oder das andere zu thun; aber dieſer ſelbſt hält den Augenblick für gekommen, um die vorliegende politiſche Frage zu erledigen; er nötigt die anweſenden Führer der Römer, eine Abkunft zu ſchließen, nach welcher Rom gehalten ſein ſoll, die vorgeſchobenen Kolonien zurückzuziehen und mit den Samniten wieder in ein Bundesverhältnis mit gleicher Berechtigung beider Teile zu treten. Die Römer durften zwar hierauf aus dem verderblichen Engpaß abziehen, aber nicht ohne den Schimpf zu erleben, daß ſie unter dem Joch durchziehen mußten. In tiefſter Niedergeſchlagenheit kehrten die Konſuln mit ihrem Heer nach Rom zurück, wo man die Bedingungen, zu denen ſie ſich hatten verpflichten laſſen, nichts weniger als gutheißen konnte. Aber die Zurückkehrenden ſelbſt forderten den Senat auf, den Vertrag, der ohne den völkerrechtlichen Ritus, ohne Fetialen, geſchloſſen worden, nicht zu ratifizieren.

Obwohl die Samniten eine große Anzahl von Geiſeln zurückbehalten hatten, erklärte der Senat den Vertrag für null und nichtig und nur diejenigen, welche ihn geſchloſſen, als perſönlich verpflichtet, nicht die Republik, in deren Namen ſie gehandelt hatten. Darin liegt eben die Sinnesweiſe der Epoche, daß das Daſein der Einzelnen dem Rechte und dem Willen der Geſamtheit gegenüber nicht in Betracht kommt.

Die Konſuln wurden den Samniten ausgeliefert, von dieſen aber, denen nur an der Ausführung der Bedingungen gelegen ſein konnte, nicht angenommen; der Kampf brach dann mit verdoppelter Heftigkeit wieder aus. Zwiſchen den Römern und Samniten galt derſelbe beſonders der Kriegsehre. Die Römer ruhten nicht, bis auch die Samniten unter dem Joch weggegangen waren. Aber die Entſcheidung lag doch in einem anderen Momente. Luceria fiel in die Hände der Römer; Lukaner und Frentaner konnten ſich nicht behaupten. Die Samniten wurden eigentlich in ihren Nachbarn geſchlagen. Das Syſtem der römiſchen Militärkolonien war in der That erſchüttert, aber nach einigen unentſchiedenen oder vielleicht nachteiligen Kämpfen feſtgehalten worden. Die Städte, welche gewagt hatten zu widerſtehen, wurden auf das grauſamſte gezüchtigt.

Fregellae ward neu befeſtigt, zum erſten Mal auch Nola beſetzt, Saticula mit einer römiſchen Kolonie geſichert; Sora ward wieder gewonnen. Die ſamnitiſche Nation ſelbſt war noch eigentlich nicht überwunden, und als ſich die Römer anſchickten, in das Gebirge von Samnium einzudringen, fanden die Samniten eine unerwartete Hülfe. Die Etrusker, welche in ihrem Machtbereich römiſche Militärkolonien ebenſo ungern ſahen, wie die Samniten in dem ihrigen, hatten ſich gegen Sutrium erhoben, das gleichſam als die Pforte des Landes betrachtet wurde und vorlängſt von den Römern als Militärkolonie eingerichtet worden war. Die Römer ſäumten nicht, den Angriff mit Gewalt der Waffen abzuwehren, ſo daß ſich der unterbrochene Krieg mit Etrurien erneuerte. Die centrale Lage Roms in dem peninſularen Italien bewirkte, daß es ſich nach verſchiedenen Seiten hin ausbreiten konnte, dann aber auch von verſchiedenen Seiten angegriffen wurde. Die Feindſchaft gegen Rom machte die Nachbarn ihre Zwietracht unter einander vergeſſen. Man könnte verſucht ſein, in dieſen Annäherungen der Samniten und Etrusker die erſte Idee einer Vereinigung von Italien wahrnehmen zu wollen. Noch ſtärker aber trat ſie in den Römern ſelbſt auf, welche nach beiden Seiten den Kampf zu führen unternahmen. Man fragt dabei unwillkürlich, wodurch es den Römern möglich wurde, alle dieſe Feindſeligkeiten zugleich zu beſtehen. Das wichtigſte Moment dafür lag in dem fortdauernden, ohne Zweifel durch die Zucht und Sitte des Familienlebens geförderten Anwachſen der Bevölkerung, die durch municipalen Patriotismus und Kriegseifer zuſammengehalten wurde. Die Römer hatten die Strenge der militäriſchen Disciplin zu einem Syſtem ausgebildet, dem ſich niemand entziehen konnte; es war mit Leben und Religion unzertrennlich verbunden. Der Cenſus vom Jahre 435, nach welchem Rom 130000 waffenfähige Bürger zählte, macht es begreiflich, daß es ſo viele Kolonien ausführen und dabei unaufhörlich blutige Kämpfe beſtehen konnte. Die Römer entriſſen den Etruskern nicht allein Sutrium, ſondern ſie trafen, gereizt durch einen Angriff, Anſtalt, in das Innere von Etrurien einzudringen. Bisher war der ciminiſche Wald wie eine unüberſteigliche Naturbefeſtigung von Etrurien erſchienen. Wenn man die ciminiſchen Berge überblickt, von denen einige noch mit Wald bedeckt ſind, andere eine treffliche Landkultur darbieten, kleinere Städte und eine Anzahl von Dörfern, ſo erſtaunt man, daß die Gegend jemals den Römern als eine ſchreckende Wildnis erſchienen ſein ſoll. Die Vorſtellung beruhte auf Unkenntnis und nachbarlicher Fabel.

Vorſichtig zugleich und entſchloſſen durchzog der Konſul Quintus Fabius Rullianus, deſſen Legionen den caudiniſchen ähnliche Päſſe fürchteten, die mit Wald bedeckten Anhöhen zwiſchen den beiden Seen zu ſeiner Seite. Durch Verbindung mit einer benachbarten umbriſchen Völkerſchaft, den Camertern, war die Zufuhr geſichert. Dennoch trugen die Römer Bedenken, dem Fabius, obwohl ſich derſelbe ſchon vielfach hervorgethan hatte, die Ausführung eines entſcheidenden Feldzuges gegen die Etrusker und ihre Verbündeten allein zu überlaſſen. Sie hielten für notwendig, zur Teilnahme daran den Mann herbeizuziehen, der den größten militäriſchen Ruf beſaß, Papirius Curſor, der fünfmal Konſul, zweimal Diktator geweſen iſt; als Diktator hatte er im Krieg gegen die Samniten ein Beiſpiel militäriſcher Disciplin gegeben, das noch in aller Gedächtnis lebte, und zwar gegen Fabius ſelbſt. Durch ungünſtige Auſpicien veranlaßt, war Papirius Curſor nach Rom gegangen, aber nicht, ohne ſeinen Magiſter Equitum, der eben Quintus Fabius war, anzuweiſen, er möge ſich in ſeiner Abweſenheit ruhig verhalten; dennoch griff Fabius die Samniten an und beſiegte ſie. Papirius begab ſich auf dieſe Nachricht wieder zum Heere, um ihn zu ſtrafen, trotz ſeines Sieges. Vergeblich bat das ganze Heer für ihn. Fabius eilte nach Rom; aber auch hier erſchien der Diktator. Keine Einrede vermochte etwas über ihn, weder die des Senats, noch die des alten Vaters, der an das Volk provozierte, auch nicht die der

Tribunen. Papirius geſtand dieſen zu, daß ſie unverletzlich ſeien; aber in demſelben Grade, ſagte er, ſei es der Diktator. Auf dieſer beiderſeitigen Unverletzlichkeit beruht einerſeits die Macht, andererſeits die Freiheit. Endlich hört man auf, mit ihm zu rechten; man bittet nur; hierauf erläßt er dem Ungehorſamen alle Strafe; denn die Majeſtät der höchſten Gewalt und die militäriſche Unterordnung iſt gerettet. Dieſer Fabius war es, der jetzt den ciminiſchen Wald, ebenfalls ohne ausdrückliche Anweiſung dazu, durchbrochen hatte, und dem nun — denn ſo wollte es das geſetzliche Herkommen — zugemutet wurde, die Ernennung des Papirius Curſor zum Diktator, durch welche er die erſte Stelle verlor, in dem Lager auszuſprechen.

Man wußte wohl, was es ihm koſten würde; einige Konſularen wurden mit dem Senatuskonſult zu ihm geſchickt, um ihn perſönlich dafür zu ſtimmen. Er gab ihnen keine Antwort: ſchweigend mit geſenktem Blick verließ er ſie: dann in der Nacht ſprach er die Ernennung des Diktators aus; als ihm die Konſularen dankten, vermied er, die Sache mit einem Worte zu berühren. Man ſah ihn, wie Livius ſagt, einen tiefen Schmerz mit mächtiger Anſtrengung in ſich erdrücken.

In dieſer unbedingten Unterordnung der republikaniſchen Gleichheit zum Trotz, liegt das Geheimnis der römiſchen Siege. Sie iſt nicht perſönlicher Art, wenigſtens war ſie es damals nicht; ſie gilt bloß der Idee des Gemeinweſens, welches eine unbedingte Hingebung erfordert. Die moraliſche Kraft, ſich ſelbſt zu überwinden, ſchreiben die Annalen dem Konſul zu; dafür laſſen ſie ihn auch den erſten Sieg erfechten.

Die Etrusker rüſteten ſich nach ihren heiligen Geſetzen ſtärker als je. Die Erprobteſten, von den Oberhäuptern oder Privaten zuerſt aufgerufen, geſellten ſich durch Wahl die tapferſten Genoſſen aus dem Lande zu. Am vadimoniſchen See (Lago di Bolſena) kam es zu einer Schlacht, welche eben wie die latiniſche und ſamnitiſche geſchildert wird. Man ſchlägt den ganzen Tag; die vorderſten Reihen fallen, die folgenden treten an ihre Stelle; erſt der Abend bringt die Entſcheidung; indem die Reiter von den Pferden abſitzen und über Leichen und Waffen herbeikommend ſich mit friſcher Kraft in die Kämpfenden miſchen, erringen ſie den Sieg.

Rom war bisher den Völkerbündniſſen ſeiner Nachbarn nur eben an Macht gleichartig und keinem von ihnen geradehin überlegen geweſen. Durch die drei großen Schlachten aber, durch welche zuerſt die Latiner, dann die Samniten, endlich die Etrusker niedergeworfen wurden, gelangte es zum Übergewicht über jede einzelne und eigentlich alle zuſammen. Eine der vornehmſten Urſachen davon war, daß die nachbarlichen Eidgenoſſenſchaften keine Fühlung mit einander hatten. Die verſchiedenen Kriege waren Einzelkämpfe und wurden als ſolche begonnen und ausgefochten.

In dieſem Augenblick aber erwachte ein Gemeingefühl unter ihnen; doch es kam zu keiner nachhaltigen Vereinigung. Die Samniten, die in ihren glänzendſten Rüſtungen den Etruskern zu Hülfe kamen, wurden von der Reiterei des Diktators zerſprengt und ihr Waffenſchmuck im Triumphe aufgeführt.

Die Umbrer verſöhnten ſich unter dieſen Umſtänden mit den Etruskern und geſellten ſich ihnen bei; ſie ſollen gemeint haben, wahrſcheinlich doch im Vertrauen auf die Bundesgenoſſen, die ſie erwarten durften, Rom ſelbſt zu erobern. Aber die Römer waren bereits ſtark genug, um ein Lager in ihrem Gebiete aufzuſchlagen, und nur mit Mühe konnten die einzelnen Bevölkerungen dieſem gegenüber im Felde feſtgehalten werden. Als ſie endlich einen Angriff auf das römiſche Lager machten, wurden ſie durch einen Ausfall der Römer auseinandergeſprengt und überwunden.

Nochmals erhoben ſich die alten, ſchon längſt pacifizierten, aber immer feindſelig geſinnten Herniker und Äquer gegen Rom. Aber von ihren Kriegsthaten hört man diesmal nichts: die Äquer verließen ihr Lager, ohne auch nur geſchlagen zu haben. Über allen lag bereits das Gefühl der Überlegenheit der Römer. Sie mußten ſich zuletzt in Bedingungen fügen, die ihre Intereſſen ſpalteten, wie einſt die latiniſchen geſpalten worden. Die allein, welche an der Erhebung keinen Anteil genommen hatten, behielten ihre einheimiſchen Rechte, die ſie den römiſchen vorzogen.

Die Marſer hatten nur geſchwankt; aber die Römer hielten ſich ſchon dadurch für berechtigt, eine Kolonie in ihrem Gebiete anzulegen, welcher die Völkerſchaft vergeblich widerſtrebte.

Schon beherrſchten die Römer die ganze Küſte Italiens am Adriatiſchen Meer. Mit den Picenten ward ein Bund geſchloſſen, Marruciner und Veſtiner zeigten ſich getreu, in Apulien war Luceria eine römiſche Kolonie.

Und als nun die Samniten aufs neue die Lukaner angriffen, zögerten die Römer, von dieſen um Hülfe erſucht, keinen Augenblick, mit ihnen ein Bündnis einzugehen, in deſſen Folge zwei konſulare Heere in Samnium eindrangen, ohne erheblichen Widerſtand zu finden. Man zählte fünfundvierzig Städte, wo Decius mit dem einen, ſechsundachtzig, wo Fabius mit dem anderen ſein Lager aufgeſchlagen hatte. Das ſamnitiſche Heer wurde inne, daß es nicht länger wiederſtehen könne; um ſich doch nicht zu unterwerfen, zog es vor, nach Etrurien zu ziehen. Oder war es weniger Verzweiflung, als diesmal doch ein großer umfaſſender Plan? Sehr wahrſcheinlich, daß ein ſolcher von den unteritaliſchen Griechen, namentlich den Tarentinern, die ſich bereits in ihrer Seeherrſchaft gefährdet ſahen, an die Hand gegeben worden iſt. Nicht allein aber von Etruskern und Samniten, die bereits beide geſchlagen wurden, ließ ſich die Herſtellung des alten Zuſtandes von Italien erwarten. Man hoffte, daß ſie von den cisalpiniſchen Galliern nicht nur unterſtützt, ſondern zu einem entſcheidenden Anfall gegen Rom verſtärkt werden würden.

Die Römer gerieten bei den Gerüchten von dieſer Gefahr in nicht geringe Bewegung. Sie ließen einen Stillſtand aller Geſchäfte eintreten, bildeten Cohorten der Senioren, nahmen Freigelaſſene in die Centurien auf und ernannten Quintus Fabius Rullianus, denſelben, deſſen Verhältnis zu Papirius Curſor wir oben berührten und der ſich ſeitdem einen alle anderen übertreffenden Namen gemacht hatte — er hat durch ſeine Verdienſte den Namen Maximus in die Familie gebracht —, zum Konſul, der ſich den Publius Decius zum Kollegen ausbat: denn, ſagte er, mit dieſem vereinigt werde er nie zu wenig Truppen, noch zu viel Feinde haben.

Es iſt eine Schlacht von univerſaler Bedeutung, welche nun die Konſuln bei Sentinum in Umbrien, nahe dem Lande der Senonen, der verbündeten Macht der Etrusker, Umbrer, Samniten und Gallier lieferten. Die beiden letzten darf man ſich wohl mehr als die Söldner der Etrusker denken: ihnen hauptſächlich war der Kampf anvertraut. Den Samniten ſtand Fabius gegenüber: er ließ ſie ruhig kommen; denn er wußte aus Erfahrung, daß ihr Schlachteifer allmählich ſich abkühlte, und wollte ſeine Kräfte ſparen bis zur entſcheidenden Stunde. Decius dagegen hatte den Ehrgeiz, ſeine Reiterei, welche ungewöhnlich ſtark war, mit der galliſchen ſo bald als möglich zu meſſen. Schon war er im Vorteil, als die Streitwagen der Gallier hervorbrachen, deren Gebrauch dieſelben auf ihren Zügen, die ſie an die Donau führten, gelernt haben mögen. Dieſen Anblick hatten die Römer noch nie gehabt; ſeine Furchtbarkeit und Neuheit reichte hin, ihre Reiter auseinanderzuſprengen: deren Schrecken und Unordnung teilten ſich der Legion mit. In dieſer Gefahr, welche zugleich eine allgemeine war, erinnerte ſich Decius ſeines Vaters und der Wirkung, welche deſſen Hingebung am Veſeris gehabt hatte.

Publius Decius iſt der Mann, welcher, auf dieſes Beiſpiel geſtützt, einige Jahre früher den letzten religiöſen Vorrang, den die Patricier noch beſaßen, ihnen entriſſen und der Plebs einen Anteil an der pontifikalen Gewalt errungen hatte. Das ogulniſche Geſetz, das dies verfügte, wurde hauptſächlich durch ihn durchgeführt: denn habe nicht der Ausgang jener Schlacht bewieſen, daß die Aufopferung eines Plebejers den Göttern ebenſo angenehm ſei, wie die eines Patriciers? An ihn ſelbſt kam jetzt die Reihe, eine gleiche Devotion zu beweiſen.

Er meinte, das Schickſal ſeiner Familie erfüllen zu müſſen. — Auch er hatte den Pontifex bei ſich, der ihn eben ſo weihte, wie der Vater geweiht worden war: „der Zorn der himmliſchen und unterirdiſchen Götter möge vor ihm hergehen; mit todbringendem Fluche möge er Wehr und Waffen, die Fahnen der Feinde berühren; wo er falle, da möge das Verderben Gallier und Samniten erreichen“. Seelengröße und Heldenmut durchdrangen ſich mit volkstümlichem Aberglauben. Man hielt dafür, daß der ſo gefallene Anführer mit ſich ſelbſt die Scharen der Feinde zu der Unterwelt hinabziehe. — Der Tod des Decius brachte Schrecken in die Feinde und Haltung unter die Römer. Indeſſen kam die Zeit, welche Fabius erwartete; ſein Anfall jagte die bereits ermüdeten Samniten in die Flucht, ein Reiteranfall im Rücken der Gallier entſchied die Schlacht, die ſich jetzt in eine Metzelei verwandelte; die Römer behielten den Sieg, der ihnen freilich viel Blut gekoſtet hat. — Die unausbleibliche Folge der großen Entſcheidungsſchlacht war, daß Etrurien nun in die Hand der Römer fiel; die Samniten gingen, noch fünftauſend Mann ſtark, nach ihrem Vaterlande zurück, und dahin verſetzte ſich die Wut des Kampfes.

Auch die Samniten riefen gottesdienſtliche Gebräuche zu Hülfe. Denn der Krieg der Nationen war, wie einſt dort am Nil und am Jordan, gleichſam ein Krieg der Götter. Wie von alters in entſcheidenden Momenten, ſo vollzog jetzt in der Mitte des Lagers, in einer mit Linnen bedeckten, nach allen Seiten geſchloſſenen Umzäunung ein greiſer Prieſter vom höchſten Adel des Landes, Ovius Paccius das Opfer nach dem alten Ritus; dazu ließ der oberſte Befehlshaber die Edelſten der Nation hineinrufen. In der Mitte der geſchlachteten Opfertiere, vor den Altären, von den Centurionen mit gegürtetem Schwerte umgeben, mußten ſie einen wilden Fluch gegen ſich ſelbſt, ihr Haus und ihre Familie ausſprechen, wennn ſie jemals vor dem Feinde fliehen oder auch nur einen Fliehenden nicht ſogleich töten ſollten. Es weihten ſich ihrer ſechzehntauſend, wie bei den Etruskern einer von dem andern gewählt, alle durch beſonderen Waffenſchmuck ausgezeichnet. In der nächſten Schlacht erfolgte, daß die Samniten nicht flohen; aber mit der alten Freudigkeit fochten ſie doch nicht mehr. Lange ließen ſie ſich von den Römern hinwürgen, bis dieſe, ohnehin ſchon im Vorteil, einen Zuzug von Reiterei empfingen; dann warfen ſie ſich trotz ihres Schwures doch in die Flucht. Der Sohn des Papirius Curſor hielt einen Triumph wie ſein Vater. Er weihte den Tempel des Quirinus, den der Vater gelobt hatte.

Im Jahre 464 ward zum viertenmale mit den Samniten Friede geſchloſſen, fünfzig Jahre, nachdem der Krieg begonnen hatte, ein Friede, der ihre Unterwerfung beſiegelte.

Man kann dieſe Ereigniſſe nicht ohne eine ſchmerzliche Sympathie mit den Überwundenen betrachten. Das alte, in den mannigfaltigſten Geſtaltungen lebensvolle Italien ging damit auf immer zu Grunde. Aber für Zuſtände dieſer Art war nun kein Raum mehr in der Welt; entweder mußten die Gallier Herren des peninſularen Italiens werden, oder die Römer. Auch nach jener Schlacht haben die Gallier noch mehr als einmal Einbrüche in Etrurien verſucht; ſie wollten Rache nehmen für die erlittene Niederlage und ſprachen dabei allem völkerrechtlichen Herkommen Hohn. Nicht ohne erneuerte große Anſtrengung gelang es den Römern, ſie zurückzuweiſen. Sie legten dann in dem galliſchen Gebiete zwiſchen den Thälern des Äſis und Metaurus die Kolonie Sena an, welche ihre Herrſchaft über das Adriatiſche Meer angebahnt hat.

Dieſe Abwehr der Gallier bildete die Grundlage der Selbſtändigkeit von Italien und, man kann ſagen, ſeiner Einheit. Was im Gegenſatz gegen Rom verſucht worden, wurde nun durch die Römer ins Werk geſetzt.

Noch aber war die Vereinigung des peninſularen Italiens nicht vollſtändig durchgeführt. Die im Süden des Landes angeſiedelten Griechen ſetzten ihr Widerſtand entgegen. Nicht als ob die Römer mit den Griechen von vornherein in Gegenſatz geſtanden hätten. Wir berührten, daß ſie Neapel von den Samniten befreiten. Die Stadt Thurii trat unter ihren Schutz, wie einſt Capua. Aber gerade dies erweckte den Widerſtand der mächtigſten unter den griechiſchen Städten, die nicht allein ſelbſtändig ſein und bleiben wollte, ſondern eine Art von Hegemonie über die übrigen in Anſpruch nahm. Es war Tarent, welches in Induſtrie ſowohl wie im Handel ſich mit Syrakus und mit Rhodus meſſen konnte, durch das Umſichgreifen der Römer aber in dem Kreiſe zugleich ſeiner maritimen Thätigkeit und ſeiner Beziehungen zu den übrigen Küſtenſtädten weſentlich beeinträchtigt wurde. Sehr ungern ſahen die Tarentiner, daß die Römer ſich der Oſtabhänge des Apennin nach dem Adriatiſchen Meere hin bemächtigten, die für ihr Handelsſyſtem, welches das Adriatiſche Meer einſchloß, unentbehrlich waren. Sie thaten, ſo viel ſie konnten, dagegen. Von der Niederlage bei Sentinum wurden ſie gleichſam mit betroffen. Daß nun aber die Römer eine Kolonie in das Gebiet der Senonen führten, war ihnen unerträglich. Eine Verbindung des Handels am Tyrrheniſchen Meer mit dem am Adriatiſchen durch die Römer und ihre Freunde bedrohte ſie mit empfindlichem Nachteil. Ihr Widerwille kam ſogleich bei der nächſten Gelegenheit zum vollen Ausbruch.

Als die erſten römiſchen Schiffe auf ihrer Fahrt vom Tyrrheniſchen nach dem Adriatiſchen Meere in den tarentiniſchen Hafen, den die Natur eben zu dieſer Vermittelung angelegt zu haben ſchien, einfuhren, ließen ſich die Einwohner von Tarent ſo weit fortreißen, im Widerſpruch mit allen Verträgen die römiſche Flotte niederzuſegeln, wie ſie denn auch gleich darauf die Römer aus Thurii vertrieben. Tarent wollte die Römer weder in dieſen Landſchaften noch in dieſen Gewäſſern dulden. Dem demokratiſchen Ungeſtüm, welches hiebei vorwaltete, begegneten die Römer, bei denen ſich jetzt eine plebejiſche Ariſtokratie herausbildete, beſonnen und würdig.

Als die Römer eine Geſandtſchaft abordneten, um den Frieden herzuſtellen, wurde dieſe von der unbotmäßigen tarentiniſchen Demokratie, welche gleichſam die Kehrſeite der griechiſchen Kultur in populären Exceſſen darſtellte, beleidigt und verhöhnt. Verunehrungen kamen vor, welche nach der Sinnesweiſe der Römer nichts anderes, als einen blutigen Krieg erwarten ließen. Wie aber konnten die Tarentiner wagen, einen ſolchen zu beſtehen: denn daß ſie gemeint hätten, den römiſchen Streitkräften gewachſen zu ſein, läßt ſich doch nicht denken. Auch durften ſie ſich nicht etwa an das ſeegewaltige Karthago wenden, das mit den Römern damals in gutem Vernehmen ſtand; der vornehmſte Gegenſatz, der ſich über das Mittelmeer hin erſtreckte, beſtand eben zwiſchen den Griechen und den Puniern, und war damals in Sicilien auf das heftigſte entbrannt. Dagegen konnten ſie an den helleniſtiſchen Mächten einen ſicheren Rückhalt zu finden erwarten: denn dieſen wurde durch das Vordringen der Römer im ſüdlichen Italien die Machtſphäre, die ſie beſaßen oder in Anſpruch nahmen, erheblich beſchränkt. Keiner aber wurde davon mehr berührt, als ihr Nachbar, der König Pyrrhus von Epirus, der nichts mehr wünſchte, als Unteritalien und Sicilien mit ſeinem kleinen Reiche zu vereinigen. Den riefen ſie zu Hülfe, und er nahm dieſe Einladung an, im allgemeinen einverſtanden mit den übrigen helleniſtiſchen Fürſten, die den Orient unter ſich teilten.

Dadurch aber geſchah es dann, daß die Römer, indem ſie die bereits gemachten Eroberungen zu vollenden und des unteren Italiens Meiſter zu werden gedachten, mit dem großen welthiſtoriſchen Element zuſammenſtießen, das den Orient und Griechenland umfaßte. Ob Tarent und die Südküſte von Italien den Römern unterthänig ſein ſollte, wurde die vornehmſte politiſche Frage der Welt.

Drittes Kapitel.

Die helleniſtiſchen Reiche in der Zeit der galliſchen Einbrüche. Die letzte Epoche der Philoſophie und politiſchen Unabhängigkeit der Griechen.

Pyrrhus in Italien.

Während die Römer Italien ihrer Oberherrlichkeit unterwarfen, waren Griechenland und der Orient von Grund aus umgewandelt worden. Erwähnen wir mit einem Worte die Gleichzeitigkeit dieſer großen Ereigniſſe, die doch in ihrem weſentlichen Verlauf keinen Zuſammenhang miteinander hatten. Das Emporkommen der Römer in Italien und die Begründung der helleniſtiſchen Reiche gehören ein und derſelben Epoche an, ohne einander zu berühren oder gar zu bedingen; die Schlacht am Veſeris, durch welche die Latiner den Römern unterworfen wurden, iſt ungefähr gleichzeitig mit der Schlacht von Chäronea, durch welche Macedonien die Herrſchaft über Griechenland erwarb, worauf es dann beruhte, daß Alexander der Große ſeinen orientaliſchen Zug unternehmen konnte. Gleichſam im Wetteifer mit ihm drang ſein Schwager Alexander von Epirus in Unteritalien ein, aber er erlag dem Widerſtand der Eingeborenen. Nicht ſo glücklich waren dieſe jedoch im Kampf mit den Römern, der nun ernſtlich ausbrach. Den Römern gelang es, ſie niederzuwerfen und ihre Herrſchaft über Unteritalien auszudehnen. Während dann die Römer immer weiter ſchreitend Etrurien bezwangen und

Samnium vollends niederwarfen, zerfiel die von Alexander begründete Herrſchaft im Orient; die helleniſtiſchen Reiche erhoben ſich, die zwar die Idee der Geſamtmacht aufrecht erhielten, aber einander ihren Anteil an derſelben ſtreitig machten und in unaufhörlichen Kriegen ſich gegenſeitig ſchwächten und zerrütteten.

In derſelben Zeit, in welcher Rom die einheimiſchen Völker, die ſich mit den Galliern verbündet hatten, durch die Schlacht von Sentinum niederwarf und ſeine Herrſchaft definitiv begründete, waren die helleniſtiſchen Gewalthaber in der heftigſten Zwietracht miteinander begriffen. Eben damals eroberte Demetrius Poliorcetes Athen im Gegenſatz mit den Königen von Ägypten, Thracien, Macedonien, und eröffnete dann den Kampf um die macedoniſche Krone. Demetrius nahm ſie auf den Grund der mütterlichen Anſprüche ſeines Sohnes Antigonus Gonatas in Beſitz. Alles aber wurde dadurch zweifelhaft, daß er ſich in weitere ehrgeizige Unternehmungen ſtürzte, bei denen er in die Gefangenſchaft des Seleukus geriet, in der er umkam. Noch einmal ſcheint Seleukus die Abſicht gefaßt zu haben, das Reich Alexanders im ganzen und großen wieder herzuſtellen. Er beherrſchte die zweiundſiebzig Satrapien von Aſien; ſein Sieg über Lyſimachus eröffnete ihm nicht allein Thracien, ſondern auch Macedonien, von wo dieſer den Antigonus Gonatas vertrieben hatte. In ſeinem Gefolge war der ältere der Söhne des Ptolemäus Lagi, Ptolemäus Ceraunus, der aber, durch den Willen des Vaters von dem Throne ausgeſchloſſen, welcher dem jüngeren, Ptolemäus Philadelphus zufiel, ſeine Zuflucht zu Seleukus genommen hatte, der ihm verſprach, ihn nach Ägypten zurückzuführen; dann wäre der glorreiche Seleukus Herr und Meiſter des geſamten Reiches geworden. Er hielt es für ein göttliches Geſchick, daß er, der älteſte von den Gefährten Alexanders, alle anderen überlebt und der Beſieger der Sieger geworden ſei. Das war ihm nun aber nicht beſtimmt. Als er, mit dieſen Plänen beſchäftigt, über den Hellespont ging, iſt er, am Altar ſtehend, plötzlich meuchlings ermordet worden; ſein Mörder war Ptolemäus Ceraunus, den er in Schutz genommen hatte. Eine Handlung recht im Geiſte dieſer Epoche und dieſer Machthaber. Der wilden Begier zu herrſchen ſchien jede Gewaltthat an Freunden und Verwandten erlaubt. Und dem Ptolemäus Ceraunus gelang es wirklich, in Macedonien und Thracien anerkannt zu werden. Mit ſeinem Bruder, den er ſeinerſeits nunmehr ebenfalls anerkannte, ſchloß er Freundſchaft, ſo daß dieſer ihm ſeine Seemacht zu Hülfe ſchickte, durch welche die Flotte des Antigonus Gonatas überwältigt wurde. Antigonus ward auf eine Stellung in Böotien beſchränkt; auf Macedonien konnte er keinen Einfluß gewinnen. Das Übergewicht neigte ſich auf die Seite der Ptolemäer.

Dieſe Ereigniſſe gehören derſelben Zeit an, in welcher der Krieg zwiſchen den Römern und Tarentinern zum Ausbruch kam und dieſe ſich an König Pyrrhus wandten, der als Verbündeter der Ptolemäer überhaupt betrachtet werden muß. Von den Feldherren, welche Könige geworden, unterſchied ſich

Pyrrhus dadurch, daß er ein geborener König war. Doch hatte er ſein Erbe nur unter mannigfaltigen Wechſelfällen ſehr außerordentlicher Art behaupten können. Im Altertum war die Flucht berühmt, durch welche er noch in früher Kindheit vor ſeinen Verfolgern, die ihm nach Thron und Leben ſtanden, gerettet wurde. Seine Begleiter fanden ein Hindernis an einem unerwartet angeſchwollenen Strom. Wohl zeigten ſich an dem anderen Ufer Menſchen; aber dieſe mußten erſt verſtändigt werden, wer es eigentlich ſei, den ſie über das Waſſer herüberretten ſollten. Dies geſchah dadurch, daß der Name des Kindes auf eine Baumrinde eingeritzt und dieſe um einen Stein gewunden hinüber geworfen wurde. Hierauf zögerten ſie nicht, Beiſtand zu leiſten. Der Knabe wurde gerettet und in Illyrien aufgezogen.

Sein politiſches Leben bewegt ſich in zwei verſchiedenen Richtungen. Zuerſt ſchloß er ſich an Demetrius und deſſen Vater Antigonus an. In dieſem Verhältnis hat er das Waffenhandwerk gelernt. Antigonus ſoll ihm eine große Zukunft geweisſagt haben. Dann aber als Geiſel nach Ägypten geſchickt, gewann er Ptolemäus Soter für ſich, mit deſſen Stieftochter er ſich vermählte, ſo daß er mit ägyptiſcher Hülfe nach Epirus zurückgeführt wurde. Ptolemäus hat ihn immer als Sohn behandelt, ſo wie Pyrrhus ſich als Glied der ägyptiſchen Familie betrachtete. Seine Thätigkeit wurde dann durch nichts ſo ſehr beſtimmt, wie durch ſein Verhältnis zu Macedonien und die Thronſtreitigkeiten, die daſelbſt ausbrachen. Indem er ſich mit einem der Prätendenten, Alexander, verband, erwarb er von dieſem die Landſchaften Ambracien, Amphilochien und Akarnanien; Demetrius, der durch die Ermordung dieſes Alexander ſich Macedoniens bemeiſterte, wurde dadurch ſein mächtigſter Gegner. Pyrrhus hat mit Demetrius und dem Sohn desſelben, Antigonus Gonatas, ſein ganzes Leben hindurch gekämpft; er war dabei mit Lyſimachus ſowohl, wie mit den Ägyptern verbunden; einſt wurde ihm ſelbſt der Thron von Macedonien zu teil; aber zu behaupten vermochte er denſelben nur auf kurze Zeit, und ſeine Stellung würde eine ſehr zweifelhafte geworden ſein, wenn etwa Seleukus nach ſeinem Siege perſönlich nach Macedonien vorgedrungen wäre. Da war es nun auch für ihn ein unbeſchreiblicher Vorteil, daß Ptolemäus Ceraunus an Stelle des Seleukus ſich der Herrſchaft in Thracien und Macedonien bemächtigte; denn von dieſem hatte er nichts zu fürchten. Unabläſſig, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, in Krieg verwickelt, hatte ſich Pyrrhus großen Ruf erworben. Er wurde als der beſte Kriegsmann der Zeit betrachtet: denn er verband perſönlichen Heldenmut mit kriegeriſcher Einſicht, die auf guten Studien beruhte, im Kampfe Tapferkeit mit milder Geſinnung gegen die Beſiegten. Vor allem verſtand er es, ſeine Truppen vollkommen an ſich zu feſſeln. Sie haben ihn einſt als Adler begrüßt; er antwortete ihnen: ihre Waffen ſeien ſeine Schwingen. Gerade in ihm meinte man einen echten Fortſetzer Alexanders zu erkennen.

Es iſt begreiflich, daß die Tarentiner, von den Römern mit Krieg bedroht, dieſen mächtigen und kriegberühmten Führer zu Hülfe riefen, und ebenſo ſehr, daß er die Einladung annahm. Er hatte in Macedonien und Griechenland, wo Antigonus und Ptolemäus Ceraunus einander die Wage hielten, nichts mehr zu thun. Anderweite Verbindungen dagen riefen ihn nach dem Weſten. Aus ſeiner ſpäteren Vermählung mit einer Tochter des Agathokles war ihm ein Sohn entſprungen, dem ein Recht auf die Nachfolge in Syrakus zuſtand. Welch ein Reich hätte er gegründet, wenn es ihm gelungen wäre, Sicilien und das untere Italien mit Epirus, wie es damals war, zu einem Ganzen zu verbinden!

Man hat oft davon geredet, daß er von den in Streit miteinander begriffenen Machthabern Antiochus, dem Sohne des Seleukus, Antigonus und Ptolemäus Ceraunus, deshalb unterſtützt worden ſei, weil ſie ihn aus ihrer Nähe loszuwerden wünſchten. Und möglich, daß dies der Sinn des Antigonus geweſen iſt, der nichts zu erwarten hatte, als eine Unterſtützung des neuen macedoniſchen Königs durch Pyrrhus. Der eigentliche Verbündete des Pyrrhus auch bei dem neuen Unternehmen war eben Ptolemäus Ceraunus; er ſagte ihm eine Uuterſtützung mit einigen Tauſend Phalangiten, einer Schar von Reitern und einer Anzahl Elephanten zu. Es war der ganze Apparat der helleniſtiſch-macedoniſchen Kriegführung. So geſchah es, daß Rom mit der macedoniſch-helleniſtiſchen Weltmacht, wie ſie ſich in einem ihrer vornehmſten Führer repräſentierte, ohne daß es mit derſelben vorher in nahe Beziehungen getreten wäre, plötzlich in Kampf geriet. Beide Syſteme — das römiſche, das in der Überwältigung von Italien begriffen war, und das griechiſch-macedoniſche, das von jeher nach Weſten vorzudringen geſtrebt hatte, — ſtießen jetzt aufeinander. Nicht als Söldner ging Pyrrhus nach Italien über, ſondern als ein großer Fürſt, der einen Krieg in eigenem Intereſſe und in einem allgemeinen unternahm. Sein erſtes Geſchäft war, Tarent zu einem Waffenplatz zu machen und der Stadt eine militäriſche Organiſation zu geben. Dann aber ſetzte er ſeine Streitkräfte den Römern entgegen, deren bisher auf Italien beſchränkter Krieg dadurch eine ſehr veränderte Geſtalt erhielt. Wie vor kurzem mit dem galliſchen Sichelwagen, ſo hatte jetzt die Legion mit der orientaliſchen Kampfesart, der Phalanx und den Elephanten, um den Preis des Sieges zu ringen.

Das erſte Zuſammentreffen der beiden Schlachtordnungen geſchah bei Heraklea am Siris, wo Pyrrhus eine Stellung genommen hatte, durch welche er Tarent deckte. Sieben mal griffen die Legionen dieſe Stellung an, aber immer vergeblich; die Phalanx leiſtete was ſie ſollte, Widerſtand. Die Legionen ſiegten nicht, wurden aber auch nicht geſchlagen. So bei dem Fußvolk; die Reiterei dagegen, hauptſächlich theſſaliſchen Urſprungs, von dem König ſelbſt angeführt und von einigen Elephanten unterſtützt, erwies ſich der römiſchen überlegen und warf ſie über den Haufen. Der König erfocht den Sieg, der zwar teuer erkauft war, durch welchen aber die Römer nicht allein ſchweren Nachteil erlitten, ſondern ſelbſt in Gefahr gerieten. Infolge dieſer

Schlacht traten die griechiſchen Städte, ſowie die Lukaner, Bruttier, Apulier, ein Teil der Samniten auf die Seite des Königs. Ihn ſelbſt finden wir in kurzem in Campanien; Capua nahm er nicht ein, aber er wagte einen Streifzug gegen Rom, eroberte Fregellae und bemächtigte ſich der Burg von Praeneſte. Er gelangte bis auf den fünften Millienſtein vor Rom. Aber die Römer hatten ihrerſeits nicht geſäumt, ihre Heere aus Etrurien gegen Pyrrhus heranzuziehen. Bald darauf finden wir Pyrrhus doch wieder in Tarent. Wer will ſagen, ob es nicht wirklich ſeine Abſicht geweſen ſei, Rom einzunehmen. Aber die Nachwirkungen ſeines Sieges, die Vorbereitungen, welche Rom ſelbſt traf, machten es unmöglich. Rom erſcheint als der hiſtoriſche Felſen, an welchem die Fluten der Völkerbewegung ſich brechen; inmitten derſelben bleibt er intakt. Pyrrhus faßte einen ganz anderen Gedanken. Er hat durch ſeinen Vertrauten Cineas Verhandlungen mit den Römern angeknüpft, bei denen er nicht ſowohl auf Frieden, als auf Bundesgenoſſenſchaft antrug. In dieſelbe ſollten die Tarentiner aufgenommen werden, die übrigen Griechen in Italien autonom bleiben und die Italiker im unteren Italien alles zurückerhalten, was ihnen entriſſen worden war. Eben darin lag die Stärke der Römer, daß ſie ihre Politik niemals veränderten; ſie hätten es für ein öffentliches Unglück angeſehen, wenn ſie mit den Tarentinern, von denen ſie beleidigt waren, in Bundesgenoſſenſchaft hätten treten müſſen; ſie ſchlugen dem König mit dürren Worten jede Verbindung ab, ſo lange er ſich auf dem Boden von Italien befinde: denn dahin hatte ſich nun die Politik der Römer im vollen Bewußtſein entwickelt, ſie wollten Italien für ſich ſelbſt behaupten. Dabei kam ihnen nichts mehr zu ſtatten, als daß Pyrrhus ſeine Abſichten zugleich auf Sicilien gerichtet hatte. Pyrrhus konnte als Schwiegerſohn des Agathokles im Namen ſeines Sohnes, der deſſen Enkel war, Anſprüche auf die Herrſchaft in Syrakus machen, welches eben einen neuen Angriff von den Karthagern zu beſtehen hatte. Er wurde von den Syrakuſanern zu Hülfe gerufen. Und hätte er denſelben mit Erfolg beigeſtanden, ſo wäre es für die Karthager eine nicht geringe Gefahr geweſen, wenn Pyrrhus mit den Römern Friede gemacht und dann, wie er beabſichtigte, im Einverſtändnis mit ihnen ſein ſiegreiches Heer nach Sicilien geführt hätte. Daran aber war nicht zu denken. Die Römer ſetzten ihren Krieg mit gewohnter Anſtrengung fort. Bei Asculum haben ſie nochmals mit Pyrrhus geſchlagen. Ihre Anſtrengungen, die epirotiſche Phalanx zu durchbrechen, waren jedoch auch diesmal vergeblich, und die Verwendung der Elephanten nötigte zuletzt die Römer zurückzuweichen. Sie waren noch weit entfernt, den Gegner überwunden zu haben, als dieſer ſelbſt ſich anſchickte, nach Sicilien hinüberzugehen, was die Römer gern geſchehen ließen. Als Pyrrhus, Meiſter von Tarent und dem unteren Italien, in dem Glanze ſeiner Siege nach Sicilien hinüberkam, wurde er daſelbſt mit Bewunderung und Jubel empfangen.

Die Katanäer und Leontiner und beſonders die Syrakuſaner ſelbſt ſchloſſen ſich ihm an. Soſtratus, einer von den dortigen Parteiführern, trat mit ſeinen

10000 Mann und mit dreißig Städten, denen er gebot, unter Pyrrhus. Bald hatte dieſer eine Flotte von mehr als 200 Schiffen, mit denen er die See behauptete, und ein Heer, dem die Punier weder im Felde noch hinter den Mauern widerſtehen konnten. Agrigent ward befreit, Eryx, Panormus erobert. Man hat Münzen von Pyrrhus, welche den Kopf des dodonäiſchen Zeus mit dem Bilde der ſiciliſchen Demeter vereinigen. Aber Sicilien von den Karthagern ganz zu befreien gelang ihm doch nicht. Bei ſeiner Unternehmung gegen Lilybäum, den wichtigſten Waffenplatz der Karthager, den ſie wohl befeſtigt hatten und von ihren Küſten aus wegen ſeiner Nähe leicht verteidigen konnten, fand er einen unüberwindlichen Widerſtand.

Mitten in der Kriſis der Ereigniſſe dürfen wir inne halten, um uns ihre Tragweite zu vergegenwärtigen. So weit war es trotz aller inneren Zerwürfniſſe der helleniſtiſchen Reiche doch gekommen, daß der Repräſentant ihrer Macht, alſo dieſe ſelbſt, in Italien und Sicilien ſiegreich eingedrungen war. Pyrrhus hatte Tarent vor den Römern, Syrakus vor den Karthagern beſchützt. Er war in zwei Schlachten gegen die Römer Sieger geblieben, und hatte den Mut, den wichtigſten der karthagiſchen Waffenplätze mit aller ſeiner Macht zu beſtürmen. Der urſprüngliche Gedanke, die Griechen in Italien und Sicilien gegen die Karthager und Römer zu ſichern, war nahezu durchgeführt. Ein Gefühl dieſer Lage regte ſich dem König gegenüber in den beiden großen Republiken. Sie haben damals ihr altes Bündnis miteinander erneuert und demſelben eine ſehr bezeichnende Klauſel hinzugefügt: wenn es zu einem Bündnis zwiſchen Pyrrhus und dem einen oder dem anderen Volk, Karthagern oder Römern, komme, ſo ſolle in demſelben vorgeſehen werden, daß die beiden Völker einander Hülfe leiſten können, wenn das eine oder andere von ihnen in ſeinem Gebiete angegriffen werde, — jeder Staat auf ſeine eigenen Koſten —; die Karthager aber ſollten verpflichtet ſein, die nötigen Schiffe zu ſtellen. Man ſieht wohl, daß ein Einfall des Pyrrhus entweder in Libyen oder in Latium beſorgt wurde, gegen welchen jede der beiden Republiken die Hülfe der anderen bedurfte. In Italien wollte jedoch Rom die Karthager auch unter dieſen Umſtänden nicht dulden. Eine karthaginienſiſche Flotte, die bei Oſtia erſchien, wurde davon abgemahnt, die Truppen, die ſie an Bord hatte, auszuſchiffen.

Pyrrhus wird in der Weltgeſchichte niemals vergeſſen werden können, weil er das Prinzip der macedoniſch-helleniſtiſchen Macht ſoweit entwickelte, daß die beiden Mächte im Occident ſich die eine wie die andere von ihr gefährdet glaubten. Allein zu einem entſcheidenden Unternehmen dieſer Art kam es überhaupt nicht. Die Geſchicke der Welt nahmen in denſelben Jahren, in welchen Pyrrhus in Sicilien kämpfte, eine andere Wendung von entſcheidendem Gewicht. Die Gallier brachen in Macedonien und Griechenland ein, ſo daß Pyrrhus nicht allein keine Hülfe bekam, ſondern infolge der damit verbundenen Erſchütterungen des allgemeinen Zuſtandes ſogar auf ſeine Rückkehr Bedacht nehmen mußte.

Der Hiſtoriker gerät in Verlegenheit, wenn er Ereigniſſe kombiniert, von deren Aufeinanderwirken die Zeitgenoſſen ſchweigen. Wir werden über den Einbruch der Gallier ſogleich in ſeinem beſonderen Verlauf berichten. Aber unmöglich kann man ſich denken, daß die Niederlage der Macedonier unter Ptolemäus Ceraunus nicht mit dem Rückgange der Unternehmungen des Pyrrhus zuſammengehangen habe. Indem das Präſtigium der macedoniſch-helleniſtiſchen Kriegsmacht überhaupt zerſtört wurde, vermochte Pyrrhus die Sicilianer nicht mehr zu den Anſtrengungen fortzureißen, welche notwendig geweſen wären, um Karthago mit Ausſicht auf Erfolg zu bekämpfen. In Italien machten die Römer entſcheidende Fortſchritte. Die Triumphalfaſten verzeichnen Siege über Lukaner, Bruttier, Samniten. Als Pyrrhus wieder in Italien erſchien, zeigte er ſich den Römern nicht gewachſen. Zu den vier entſcheidenden Schlachten über Latiner, Sabiner, Etrusker, Gallier, welche die Herrſchaft Roms in Italien begründeten, kam noch eine fünfte hinzu, eben bei Benevent gegen die macedoniſche Phalanx und die Elephanten. Pyrrhus traf daſelbſt mit dem Konſul Manius Curius Dentatus zuſammen. Man wollte bemerken, ſeine ſtrategiſchen Bewegungen ſeien nicht mehr ſo wohl erfunden und ausgeführt, als früher. Aber die Hauptſache, die Römer hatten ſich vorbereitet, ſeine Elephanten zu bekämpfen. Von den Verſchanzungen des römiſchen Lagers, denen die Tiere ſich genähert, wurden ſie mit Brandfackeln und anderen wohlerſonnenen Vorrichtungen zurückgewieſen. Dentatus führte eines der Tiere im Triumphe auf.

Wenn aber Pyrrhus nicht ſiegte, ſo konnte er auch auf die mit ihm verbundenen Bevölkerungen nicht zählen. In ſeinem Rückzug kann man ein Moment der allgemeinen Geſchichte inſofern ſehen, als dadurch die Beſtrebungen der Diadochen, den Weſten zu unterwerfen, rückgängig und auf immer abgebrochen wurden.

Rom und Karthago waren gegen dieſe Weltmacht verbündet. Durch die Entfernung des epirotiſchen Königs wurden die einen Meiſter in Italien, die anderen zur See. Bei der Unterwerfung von Tarent wirkten ſie, wiewohl nicht eben einträchtig, zuſammen; das Volk, das des epirotiſchen Phrurarchen. der die Akropolis inne hatte, müde war, rief eine in der Nähe ſtationierte karthagiſche Flotte zu Hülfe, worauf der Phrurarch es vorzog, die Burg den Römern zu übergeben, deren Kriegsheer unter Fabricius ſich ebenfalls in der Nähe befand. Die Karthager trugen doch Bedenken, Tarent gegen die Römer in Schutz zu nehmen; die Bürger überlieferten ebenfalls den Römern die Stadt, wo wir bald darauf eine römiſche Beſatzung finden. Die Römer nahmen dann die Hauptſtadt der Sallentiner, Brunduſium in Beſitz, auf der anderen Seite Rhegium. Sie waren jetzt Herrſcher in dem ganzen peninſularen Italien; Italien, das bisher nur den Ehrgeiz fremder Nationen auf ſich gezogen hatte, trat unter der Führung von Rom unter die Mächte der Welt ſelbſtändig ein. Noch beſaßen die Römer weder die Padusebene, durch welche das Apenninenland mit dem kontinentalen Europa in Verbindung ſteht, noch die nahe Inſel, welche gleichſam einen getrennten Teil von Italien bildet. Aber das peninſulare Italien geſtaltete ſich unter ihnen ſchon zu einer gewiſſen Einheit. Dazu trugen hauptſächlich zwei Momente bei: die Einrichtung von Kolonien, die ſich von dem oberen nach dem unteren Italien erſtreckten, von Luceria bis Sena, und die Förderationen, in welche die Römer mit bedeutenden Städten und auch mit den nicht ſtädtiſch organiſierten Völkerſchaften getreten waren. Den Bundesgenoſſen wurde für ihr inneres Verhältnis eine gewiſſe Selbſtändigkeit vorbehalten; aber ſie machten ſich anheiſchig, die Majeſtät des römiſchen Volkes anzuerkennen; ſie waren verpflichtet, der leitenden Stadt mit ihren Hülfstruppen Dienſte zu leiſten. Die Erhebung Italiens zu politiſcher und militäriſcher Macht hatte um ſo mehr zu bedeuten, da die griechiſch-macedoniſche Macht durch den Einfall der Gallier gebrochen war.

Die Gallier in Macedonien, Griechenland und Syrien.

Mit der Erzählung über den Einbruch der celtiſchen Völker in Italien verbindet ſich eine andere Sage, nach welcher dieſelben unter Führung heiliger Vögel zugleich einen Zug nach den Donauländern unternommen haben. Eine Anzahl von Städtenamen, unter anderen der alte Name von Belgrad, Singidunum, eine Menge von Gräbern, aus denen Schwerter mit den eigentümlich celtiſchen Formen und viele andere Waffen, hauptſächlich auch Schmuckſachen hervorgezogen worden ſind, zeugen nicht ſowohl von den Wanderungen der Celten durch dieſe Lande, als vielmehr von einem andauernden Beſitz derſelben. Beſonders merkwürdig möchten die Münzen ſein: Nachahmungen der Tetradrachmen Philipps, die überhaupt in Europa eine weite Verbreitung fanden, aber freilich Nachahmungen, welche einen Mangel an aller Kultur beweiſen, denn die Schriftzüge hat man, ohne ſie zu leſen, als bloße Verzierungen nachgemacht: alles Überreſte einer Zeit, deren Grenzen niemand feſtzuſetzen, deren Gedächtnis niemand zu erneuern vermöchte.

An der unteren Donau wird vielfach der Kriege zwiſchen Triballern und Scordiskern gedacht. Die Scordisker waren celtiſchen Urſprungs; ihre Feindſchaft gegen Triballer und Illyrier vermittelte ihre freundſchaftlichen Beziehungen zu Alexander dem Großen, deren wir oben gedachten.

In der Haltung, die Alexander gegen ſie nahm, indem er ſie abhielt, auf der Balkanhalbinſel weiter vorzudringen, liegt eine gewiſſe Verwandtſchaft mit den ſiegreichen Kämpfen der Römer gegen die galliſchen Invaſionen in Italien. Die Römer wieſen ſie in einem langdauernden Kriege auf Leben und Tod zurück; auf der Balkanhalbinſel hielten die Gallier angeſichts der Kriegsthaten Alexanders, welche den macedoniſchen Waffen den Ruf der Unüberwindlichkeit verſchafften, inne.

Auch die Lage des macedoniſchen Reiches nach dem Tode Alexanders des Großen war geeignet, ihnen Einhalt zu thun. Den Begründer des thraciſchen Reiches, Lyſimachus, finden wir bisweilen mit Zügen gegen die Illyrier beſchäftigt. Die Ausdehnung des lyſimachiſchen Reiches über Macedonien verſtärkte noch ſeine Widerſtandskraft. Inſofern war der Untergang des Lyſimachus ein Verluſt für die macedoniſch-griechiſche Geſamtheit. Von Seleukus läßt ſich nicht anders erwarten, als daß er, zumal da er ſich der Anfänge der Kriege Alexanders des Großen erinnerte, die Übermacht in den illyriſchen Gebieten behauptet haben würde. Ein großes Unglück war auch in dieſer Beziehung ſeine Ermordung. Ptolemäus Ceraunus, der Macedonien und Thracien in Beſitz nahm, hatte doch keinen Sinn für die Gefahr, die ihm von Norden drohte; er würde ſonſt den König von Epirus nimmermehr bei ſeinem Zuge nach Italien unterſtützt haben. Ptolemäus Ceraunus, der ſich in ſeiner inneren Regierung wilde Gewaltſamkeiten zu Schulden kommen ließ, meinte durch die Ergebenheit der Truppen, die ihn anerkannt hatten, gegen alle Gefahren auch nach außen hin geſichert zu ſein. Da aber ſtieß er nun mit den Galliern zuſammen, die jenen Niederlagen in Italien zum Trotz ihren Welteroberungseifer nicht abgelegt hatten. In der Balkanhalbinſel machten ſie ſich ſo furchtbar, daß man ihnen den Frieden von allen Seiten mit Geld abzukaufen genötigt war. Eine ähnliche Anmutung ließen ſie nun auch an Ptolemäus Ceraunus ergehen. Der aber war ein junger Fürſt von ſtolzem Selbſtgefühl, der ſich für unüberwindlich hielt, weil das Heer, das den Oſten bezwungen, unter ihm diene. In der Forderung der Gallier ſah er eine Beleidigung, und verlangte ſeinerſeits Entwaffnung und, um des Friedens ſicher zu ſein, Einſtellung ihrer Oberhäupter als Geiſeln von ihnen; d. h. er nahm den Krieg an, mit dem ſie ihm drohten. Sie antworteten, bald werde ſich zeigen, ob ihr Friedensanerbieten zu ſeinem oder ihrem Beſten gereicht habe. Ptolemäus Ceraunus hatte eine ihm von ſeinen Nachbarn angebotene Unterſtützung abgelehnt; denn für die Truppen, die den Orient erobert, bedürfe es keiner Hülfe zur Verteidigung ihrer eigenen Grenze. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß das Heer, welches Pyrrhus nach Italien hinüberführte, hier hätte zur Stelle ſein müſſen. Während Pyrrhus in dem ehrgeizigen Unternehmen begriffen war, den Machtbereich der helleniſtiſchen Monarchie über Italien und Sicilien auszubreiten, wurden dieſe in ihrem Mittelpunkt von einem überlegenen Feind angegriffen.

Wie Pyrrhus das macedoniſch-helleniſtiſche Kriegsheer zuverſichtlich gegen die Römer führte, ſo meinte Ptolemäus Ceraunus in dieſer Kriegsmacht ein unüberwindliches Bollwerk gegen die Einbrüche der Gallier zu beſitzen. Aber weder die Schlachtordnung der Phalanx, noch der Schrecken der orientaliſchen Elephanten ſollte ihn retten. Die Macedonier verloren die Schlacht; einer der galliſchen Sieger ſteckte nach einheimiſcher Sitte den Kopf des gefallenen Königs auf ſeinen Spieß. Die durch die Gallier erlittene Niederlage war der härteſte Schlag, der die helleniſtiſche Weltmacht bisher getroffen hatte. Vergebens riefen die Macedonier die Namen ihrer großen Könige Philipp und Alexander an; die Zeiten waren nun einmal verändert. Nur in den feſten Plätzen fanden die Gallier einigen Widerſtand. Und, wenn ein weſentliches

Moment der macedoniſchen Macht, gleichſam ihr Beruf, darin beſtand, die Hellenen vor dem Einbruch der nördlichen Barbaren zu ſchützen, ſo folgte eben auf ihre Niederlage, daß die Gallier Griechenland überfluteten. Sie hatten es da beſonders auf die Tempel der Götter abgeſehen, welche ihren Reichtum, deſſen ſie nicht bedürften, den Menſchen abtreten ſollten. Wir wiederholen die Übertreibungen nicht, mit denen die Griechen, Herodot nachahmend, gleich als ſei der Anführer der Gallier, den ſie Brennus nennen, ein zweiter Xerxes geweſen, dieſen Zug und ſeine Abwehr ausmalen. Sie verſichern, Delphi ſei durch die unmittelbare Hülfe der Götter, durch die Geſchoſſe des Apollo und der Artemis gerettet worden. Man erinnerte ſich der alten Sage, daß einſt hyperboreiſche Jungfrauen, Hyperoche und Laodike, Opfer nach Delphi gebracht hätten. Daran knüpfte die gelehrte Dichtung die Erzählung, daß jetzt Heroen des gleichen Namens, Hyperochus und Laodikus, aus der Erde geſtiegen, Flammen aus dem Boden gefahren, Felsſtücke vom Gipfel des Parnaß herabgerollt ſeien.

Inmitten aller dieſer Erzeugniſſe der fortdauernden Mythologie werden doch aber auch Regungen des Widerſtandes gemeldet, namentlich von ſeiten der Ätoler und der Athener, die doch einen gewiſſen Grad von Selbſtändigkeit und Kriegsbereitſchaft verraten. Und der Sinn der Gallier war es nicht, in dem erſchöpften Griechenland weiter vorzudringen. Der vornehmſte Impuls, dem ſie folgten, ging nach den großen Königsſitzen, von deren Schätzen ihnen Kunde zugekommen war. Sie haben nochmals mit den Triballern kämpfen müſſen und ſich dann in Thracien feſtgeſetzt, wo ſie die Einwohner vertrieben und in Tyle eine Königsburg gründeten, von der aus ſie das reiche Byzanz bedrängten und brandſchatzten.

Unverzüglich gingen ſie auch ſchon nach Aſien über. Sie bemächtigten ſich einiger Schiffe, die herbeigeſchickt waren, um ſie zu beobachten; ihr Anführer Leutarius nahm Ilium ein und machte es zu ſeiner Burg.

So hatten ſie Macedonien und Thracien inne und drangen in Aſien vor.

Welchen Rat erſannen nun in dieſer großen Gefahr die kriegeriſchen und klugen macedoniſch-griechiſchen Feldherren und Könige? Sie thaten, was Ptolemäus verweigert hatte, zahlten ihnen Geld und bedienten ſich ihrer, um ihre Streitigkeiten untereinander auszufechten. Durch galliſche Söldner hauptſächlich, bemächtigte ſich Antigonus Gonatas der Krone von Macedonien wieder, das erſt dadurch einer Anarchie entging.

Nikomedes von Bithynien nahm 20000 galliſche Kriegsleute in Sold, mit der Verpflichtung, ihm und ſeinen Nachfolgern treue Dienſte zu leiſten. Die Stadt Byzanz, die anfangs gegen den Übergang geweſen war, wurde dadurch gewonnen, daß ſie auch ſelbſt in den Vertrag mit Nikomedes aufgenommen ward und die Gallier als Freunde anſehen durfte.

Die Gallier hatten nun in dieſen Regionen das volle Übergewicht; ſie ſtreiften bis Epheſus und Milet und bis an die kariſche Grenze. Einige

Teile des bithyniſchen Landes und der phrygiſchen nach dem Halys zu nahmen ſie geradezu in Beſitz, ohne ſich jedoch anzuſiedeln.

Die ganze Energie des ſyriſchen Reiches gehörte dazu, um ſich von ihnen nicht über den Haufen werfen zu laſſen. Antiochus I. lieferte ihnen eine Schlacht, in der er den Platz behielt. Sie iſt merkwürdig, weil die Reiterei und Schlachtordnung des entfernten Weſtens hier allein durch die indiſchen Elephanten bezwungen wurde. „Ich ſchäme mich, daß wir dieſen ſechzehn Tieren unſere Rettung verdanken“, ſagte Antiochus. Auf den Münzen, die zum Andenken an den Sieg geprägt wurden, ſieht man einen Elephanten. So wichtig erſchien der Sieg in Kleinaſien, daß der Beiname des Antiochus, der Retter (Soter), eben daher abgeleitet wird. Die Schlacht muß bald nach der Verbindung des Nikomedes mit den Galliern, die eben gegen Antiochus gerichtet war, vorgefallen ſein. Die ſeleucidiſche Macht wurde durch dieſen Sieg nicht fähig, die Raubzüge der Gallier abzuwehren; ſie fochten in den inneren Entzweiungen des ſyriſchen Reiches mit; ſie waren die allezeit fertigen Söldner der Zeit, wir finden ſie in Ägypten; endlich nehmen ſie feſte Sitze in Galatien; aber auch von dort, ſowie von ihren thraciſchen Anſiedelungen aus, erhielten ſie alle aus den Eroberungen Alexanders hervorgegangenen Gebiete in fortwährender Unruhe und Beſorgnis. Einzeln ſind dieſe Ereigniſſe nicht ſehr bedeutend, im ganzen haben ſie doch eine große Wichtigkeit für die allgemeinen Angelegenheiten im öſtlichen Europa und weſtlichen Aſien. Die macedoniſche Militärmacht, welche den Orient niedergeworfen hatte, wurde in Macedonien, Thracien, Kleinaſien überwunden. Die einmal gegründeten helleniſchen Reiche behaupteten ſich. Aber ihr Verhältnis zu der übrigen Welt und untereinander wurde doch weſentlich verändert. Syrien geriet in Verfall, Ägypten kam empor.

Ohne Zweifel vor allem infolge der Verluſte, welche das ſyriſche Reich durch den Einbruch der Gallier, der eine große Anzahl bisher unterthäniger Fürſten anreizte, ſich unabhängig zu erklären, erlitten hatte, unternahm einige Jahrzehnte ſpäter Ptolemaeus Euergetes, der Sohn des Philadelphus, einen Zug gegen Syrien, der ihn in den entfernteſten Oſten führte, ſo daß er die einſt von den Perſern, namentlich nach jenem Zug des Artaxerxes Ochus, weggeführten Denkmale ägyptiſcher Kunſt und Religion wieder nach dem Nillande zurückbringen konnte; denn in dieſem ſah er ſeine eigentliche Heimat.

Der Gedanke eines Königs von Ägypten konnte nicht ſein, den Orient mit Gewalt niederzuhalten. Für Ptolemäus war es genug, ſich in Beſitz der Küſten von Syrien und Kleinaſien, ſelbſt von Thracien, ſowie der Inſeln und altberühmten griechiſchen Kolonien zu ſetzen. In Epheſus reſidierte ein Baſtard des ägyptiſchen Königs.

Griechiſche Zerwürfniſſe.

Es könnte ſcheinen, als ob ſich in Griechenland unter dieſen Umſtänden eine kompakte Macht hätte vereinigen können. Auch iſt das verſucht worden von Pyrrhus und Antigonus, Aratus und Kleomenes. Zu einer haltbaren Macht aber iſt keiner von ihnen gelangt.

Als Pyrrhus aus Italien zurückkam, war ſein bisheriger Verbündeter Ptolemäus Ceraunus untergegangen; ſeinen alten Gegner Antigonus Gonatas fand er im Beſitz von Macedonien. Noch in Sicilien ſoll Pyrrhus gedroht haben, er werde ſich den Machtzuwachs, den er, ohne Hülfe gelaſſen, im Weſten vergeblich geſucht habe, im Oſten zu verſchaffen wiſſen. Das konnte eben nur im Gegenſatz gegen Antigonus geſchehen. Noch einmal kam ihm dabei der Ruf ſeiner kriegsmänniſchen Tüchtigkeit und die Erinnerung an ſeine Herkunft zuſtatten. Bei dem erſten Zuſammentreffen an den Engpäſſen der Aous hat er bereits einen Vorteil über Antigonus davon getragen. Doch hielt ſich deſſen Phalanx noch ungebrochen im Felde.

Es war ganz im Sinne der alten macedoniſchen Kriegsmannſchaften, daß ſie, als Pyrrhus vor ihrer Front erſchien und ſeine rechte Hand ausſtreckte, indem er zugleich die Anführer beim Namen aufrief, nicht mit ihm ſchlagen wollten, ſondern zu ihm übertraten und ihn zum König ausriefen.

Die Phalanx ſah den Repräſentanten ihrer Königsgeſchlechter in ihm. Antigonus wurde nach einer entfernten Seeſtadt zurückdrängt.

Das geſamte Griechenland warf ſich ehrerbietig zu den Füßen des Pyrrhus nieder. Nur in Sparta herrſchte eine ihm widerwärtige Faktion vor, welche ſich um den Namen des Areus ſcharte, der bei der letzten Vakanz eines königlichen Stuhles durch die Unterſtützung der Ephoren in Beſitz desſelben gelangt war. Sein hierdurch beleidigter Kompetent Kleonymus, der an der Spitze herumſchweifender Kriegsſcharen, wie vor kurzem Archidamus, den Ruf eines guten Kondottiere erworben hatte, ſuchte die Hülfe des neuen Königs von Macedonien nach, und dieſer unternahm, ihn nach Sparta zurückzuführen. Er würde dadurch Meiſter von Griechenland geworden ſein. Sehr möglich, daß er den Spartanern geſagt hat, er wünſche ſeine Söhne in ihrer Zucht erziehen zu laſſen, weil ſie alsdann alle andern Könige übertreffen würden. Die Spartaner wurden hiedurch nicht gewonnen, noch befriedigt. „Biſt du ein Gott“, ſagten ſie, „ſo wirſt du uns nichts zu leide thun, weil wir nicht unrecht thun; biſt du ein Menſch, ſo wird ſich noch ein ſtärkerer finden.“ Sehr berühmt war im Altertum nun der Widerſtand, den die Spartaner beſonders mit Hülfe der Frauen, ſelbſt der Jungfrauen, leiſteten. Er iſt beinahe romantiſch ausgeſchmückt. Pyrrhus hatte des Abends bei ſeinem Gaſtfreund Kleonymus, den er zum König zu machen gedachte, zu ſpeiſen gehofft. Sie wurden aber beide enttäuſcht: Areus, der in einem Kriegszuge in Kreta beſchäftigt geweſen, kehrte zurück, und einige Hülfe ſchickte Antigonus herbei. Der eigene Sohn des Pyrrhus, ſchon ein ausgezeichneter Kämpe im Felde, kam um. Pyrrhus wurde zurückgewieſen.

Pyrrhus ſpottete wohl über Antigonus, daß er den Purpur der Könige trage, während er nichts als den Philoſophenmantel verdiene. Aber ohne ſich mit Pyrrhus als Soldat oder Feldherr meſſen zu können, verſtand es Antigonus doch beſſer, geheime Wege, die zum Ziele führen konnten, einzuſchlagen. Er hatte ergebene Freunde und Anhänger, wie in Sparta, ſo auch in Argos.

Als nun Pyrrhus ſich darauf gegen Argos wandte, wo ebenfalls zwei Parteien miteinander kämpften, war auch Antigonus mit einem großenteils aus Galliern zuſammengeſetzten Heere herbeigekommen. Pyrrhus ſuchte ſich auch dann noch der Stadt zu bemächtigen; da iſt er aber vor den Mauern, von einem Stein getroffen, umgekommen.

Eine andere Tradition läßt ihn in die Stadt eindringen, wo ihn eine Frau von dem Dache her mit einem Steine, den ſie mit beiden Händen erhob und auf ihn ſchleuderte, getötet hat.

Pyrrhus erlag trotz allen ſeinen Anſtrengungen und heldenmütigen Kriegsthaten dem umſichtigen Antigonus Gonatas, der auf den Tadel desſelben geantwortet haben ſoll: bei ſeiner Strategie komme es nicht ſowohl auf Waffen, als auf Zeit und Umſtände an. Antigonus Gonatas gelangte noch keineswegs zur eigentlichen Oberherrſchaft. Nach dem Tode des Pyrrhus kam eine Vereinigung zwiſchen Ätolien und Epirus zuſtande, welche ihm gewaltig die Widerpart hielt. Einen anderen Gegenſatz bildete der Einfluß von Ägypten, damals noch unter Ptolemäus Philadelphus. In Griechenland war ein Zuſtand fortwährenden Kampfes, der jedoch merkwürdigerweiſe nicht hinderte, daß nicht der griechiſche Geiſt noch eine eigentümliche Frucht hervorgebracht hätte.

Unſer Blick fällt zuerſt auf Athen, deſſen Geſchichte in dieſer Epoche ſonſt nicht mit Unrecht übel berüchtigt iſt. Von den miteinander ringenden Kräften der Diadochen bedrängt und niedergeworfen, hat es zwiſchen demokratiſchen und mehr ariſtokratiſchen Verfaſſungsformen geſchwankt nach dem Wechſel der Ereigniſſe, die immer zu Verbannungen und Wiederherſtellungen führten. Von dem Gefühl der Knechtſchaft unter der eben vorherrſchenden Macht erdrückt, erhob es ſich bei dem Fall derſelben zu überſchwenglicher Hingebung an den nächſten Gewalthaber, bis auch dieſer unbeliebt wurde. Man erſtaunt über die nahezu göttliche Verehrung, welche die Athener dem Demetrius Poliorcetes widmeten, als er ſie von den Beſatzungen ihrer Hafenplätze befreit hatte; dann aber haben ſie doch auch dieſem Demetrius die Rückkehr nach Athen verſagt. Das Volk wurde von demagogiſchen Rednern bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin fortgeriſſen; und wenn dann ein einheimiſcher Gewalthaber emporkam, wie Demetrius Phalereus, ſo hat ſich auch dieſer, obwohl gebildet und geiſtreich, doch dem Hange zu Vergnügungen und ſelbſt Ausſchweifungen hingegeben, die ihm einen böſen Namen gemacht haben. Die Stadt war dennoch nicht ohne politiſches Anſehen. Bei dem Einbruch der Gallier, bei dem ſich Sparta und der Peloponnes neutral verhielten, wurde Athen von den übrigen Griechen mit einer Art von Hegemonie betraut und erwarb ſich wenigſtens das Verdienſt, die Unglücklichen, welche von der Wut des galliſchen Schwertes heimgeſucht wurden, durch ſeine Schiffe nach Euböa zu retten.

Es iſt faſt unthunlich, die einzelnen Begebenheiten der damaligen Geſchichte Athens aus den fragmentariſchen Notizen, die ſich darüber auffinden laſſen, zuſammenzuſtellen. Auch iſt es vielleicht nicht nötig, da Athen doch nur eine untergeordnete Rolle ſpielte. Allein mitten in den Fluktuationen der Begebenheiten zeitigte der fortlebende litterariſche Geiſt von Athen doch noch eine Hervorbringung, die von hoher Bedeutung für die Nachwelt geworden iſt. Athen war noch die Metropole der Philoſophie. Die beiden von den philoſophiſchen Heroen gegründeten Schulen beſtanden unter regelmäßig einander ſuccedierenden Nachfolgern. Allein von der platoniſchen ließ ſich bemerken, daß ſie mehr zu theoſophiſchen, von der ariſtoteliſchen, daß ſie zu naturaliſtiſchen Anſichten hinneige. Ihrer innern Bewegung und ihrem Widerſtreit trat dann eine dritte Schule gegenüber, die ſkeptiſche, die wenn wir nicht irren, einen eigentümlichen, gewiſſermaſſen hiſtoriſchen Urſprung hatte. Ihr Begründer iſt Pyrrhon von Elis, der die Feldzüge Alexanders des Großen mitgemacht hatte. Eigentlich bei ihm begegnen wir der erſten durchgreifenden Rückwirkung der Bekanntſchaft mit Indien. Auf einen denkenden Mann mußte es Eindruck machen, dem in Griechenland herrſchenden Syſtem gegenüber in der Fremde auf Anſchauungen zu ſtoßen, die ſich aus ganz andern Begriffen als den helleniſchen herleiteten. Was iſt gerecht oder ungerecht, was iſt gut oder böſe? Beruht nicht alles mehr auf Satzungen und Gebräuchen, als auf einer feſten philoſophiſchen Doktrin? Es wurde zweifelhaft, ob die objektive Wahrheit von dem Menſchen überhaupt zu erkennen ſei; und die Frage entſtand, wie ſich dann der Menſch zu verhalten habe, um die Ruhe ſeiner Seele zu bewahren. Man folgerte, daß das nur möglich ſei, wenn der Weiſe ſich jeden Urteils enthalte. In Athen wurde dieſe Lehre beſonders durch Timon von Phlius feſtgehalten, der ſich in fortwährendem Kampfe gegen die Philoſophenſchulen gefiel. Und ſchon erlebte man, daß dieſe Richtung auf den Führer der Platoniker, Arkeſilaus, der als der Begründer der mittleren Akademie betrachtet wird, — denn noch immer verſammelten ſich die Schüler an der Stätte, an der Plato gelehrt hatte, — Einfluß gewann. Arkeſilaus' vornehmſtes Talent beſtand in der Widerlegung fremder Meinungen. Jene unerſchütterliche Gemütsruhe, welche die Skeptiker zu erlangen ſuchten, erſchien ihm nicht als ein erſtrebungswürdiges Ziel. Von einer Abtötung wollte er überhaupt nichts hören. Bei den ſtreitigen Meinungen zwiſchen Gut und Böſe, ſo lehrte er, müſſe man, wenn das unbedingt Wahre nicht feſtzuſtellen ſei, dem Wahrſcheinlichen folgen. Unter dieſem Vorbehalt behauptete er die platoniſchen Anſchauungen, aus denen ſich ja ohnehin ein ſtrenges Syſtem nicht zuſammenſetzen ließ. Zu dem inneren Leben von Athen gehören dieſe Gegenſätze, welche alle Geiſter beſchäftigen. Es war gleichſam ein geſellſchaftliches Erfordernis, an ihnen Teil zu nehmen.

Da ſind nun zwei Schulen, oder ſagen wir Sekten, aufgekommen, welche den natürlichen Gegenſätzen des menſchlichen Lebens entſprechen und auf alle Zeiten fortgewirkt haben; die eine iſt von Epikur in ſeinem Garten, die andere von Zeno in der vielfarbigen Stoa, wo derſelbe ſeine Lehre vortrug, gebildet worden. In den Verwirrungen der Kriege und der politiſchen Händel kann man es auf die Länge nicht entbehren, die Aufmerkſamkeit auf die allgemeinen Fragen des Daſeins zu richten, welche den menſchlichen Geiſt alle Zeit beſchäftigt haben.

Wenn man die Nachrichten über Epikur durchgeht, welche Diogenes von Laërte aus den mannigfaltigen Schriftwerken, die ihm vorlagen, zuſammengeſtellt hat, ſo erſchrickt man faſt über den Widerſpruch der Angaben, der darin obwaltet. Von der einen Seite werden Stellen aus angeblichen Briefen Epikurs mitgeteilt, in denen ſich eine unverhüllte Freude an der nackten Wolluſt ohne Unterſchied der Geſchlechter ausdrückt; dagegen erſcheint er in anderen unzweifelhaft glaubwürdigen Mitteilungen als ein durch und durch wohlwollender, einfacher, geſitteter Mann. Dieſen zufolge war Epikur ſorgſam für ſeine Familie, ſeine Sklaven ſelbſt, und ein von ſeinen Schülern mit einer Art von Inbrunſt verehrter Lehrer. In ſeinen Gärten, wo er ſeine Freunde aufnahm, ging es doch ſehr ſparſam her. Man trank nur ausnahmsweiſe Wein, und nur für beſondere Gelegenheiten waren reichlichere Mahlzeiten beſtimmt. Denn die Natur, ſo heißt es in einem Gedicht, das ſeinen Sinn auszudrücken ſcheint, iſt mit wenigem zufrieden. Trotz der ſtürmiſchen Unruhen, von denen Athen betroffen wurde, konnte ſich Epikur von dieſer Stadt nicht trennen; nur ein paarmal hatte er kleine Reiſen nach Jonien unternommen. Doch hielt er ſich von allen öffentlichen Geſchäften fern, wie man ihm nachrühmt, aus Beſcheidenheit. Aber ohnedies kann man begreifen, daß eine Geſellſchaft philoſophierender Freunde, während alles um ſie her in einer atemloſen und unfruchtbaren politiſchen Bewegung begriffen war, ſich mit philoſophiſchen Geſprächen ergötzte, ohne darum eine abgeſchloſſene Verbindung zu bilden, was Epikur ſelbſt nicht wollte; denn die wahre Freundſchaft bedürfe keiner ausdrücklichen Verpflichtung. Für Epikur hatte die Philoſophie nur den einen Zweck, methodiſch zu einem glücklichen Leben zu führen. Phyſik, meint er, muß nur darum getrieben werden, um den Menſchen von falſchen Befürchtungen zu befreien, die ſeine Glückſeligkeit verhindern. Dieſe Glückſeligkeit aber iſt nun mit dem gleichartig, was man Vergnügen nennt: vorausgeſetzt, daß dies nur ſoweit genoſſen werde, als das Streben nach Glückſeligkeit es zuläßt. Inſofern iſt die Tugend für ein angenehmes Leben unentbehrlich, obwohl ſie nicht als ein Gut an ſich angeſehen werden darf. Dem Philoſophen ſteht das geiſtige Vergnügen, welches zugleich das Vergangene und Zukünftige umfaßt, höher als das körperliche, das nur dem Gegenwärtigen dient. Er hat geſagt: es ſei beſſer, mit Vernunft unglücklich, als ohne Vernunft glücklich zu ſein; das beſtändige Vergnügen liege in der unerſchütterlichen Gemütsruhe des Weiſen, der deshalb auch den Wunſch, öffentlich geehrt zu werden, gar nicht hegen dürfe.

Der Sinn Epikurs konnte nicht dahin gehen, Männer von Energie, geeignet zur Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, zu erziehen, wozu die damaligen Zuſtände ohnehin nicht einluden. Sein Geſichtspunkt iſt vielmehr, ein glückliches Privatleben hervorzubringen.

Den Skeptikern und den Epikureern iſt die Idee gemeinſchaftlich, die menſchliche Seele von den Beunruhigungen des Lebens frei zu machen, was ſie mit dem Wort Atarachie bezeichnen. Die einen heben den Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe, Gerecht und Ungerecht auf; die andern ſetzen die Glückſeligkeit in den einfachen Genuß des Lebens, ohne an den öffentlichen Angelegenheiten Teil zu nehmen.

Ganz anders treten nun die Stoiker auf. Dem Stifter derſelben, Zeno, haben die Athenienſer eine goldene Krone gewidmet, weil er junge Leute, die ſich um ihn ſammelten, zur Tugend und zum vernünftigen Leben anweiſe. Er war eine einfache, ſtolze Natur, die ſich des allgemeinen Beifalls der Vornehmen und Geringen erfreute. Zeno ſetzt ſich dem Zweifel an der Wahrheit und dem Begriff des Lebensgenuſſes durch die bloße Empfindung entgegen. Sein Prinzip iſt, daß man der Natur in ihren großen Intentionen folgen ſolle; durch die Natur aber ſei allem Lebendigen ein Trieb eingepflanzt worden, der ihm ſeine Impulſe gebe; der Trieb des Menſchen gehe auf das vernünftige Leben; inſofern ſei das höchſte Gut mit der Natur identiſch, Glückſeligkeit nichts anderes, als der ungehemmte Fluß des Lebens, die Thätigkeit ſelbſt; Vergnügen ohne Thätigkeit ein Übel. Zur Glückſeligkeit reiche die Tugend allein hin; ſie beruhe in der Übereinſtimmung des perſönlichen Lebens mit dem allgemeinen göttlichen Willen; ſie beſtehe in einem durch das Denken geregelten, gerechten und beſonnenen Verhalten. Tapferkeit wird als ein Beſtandteil der Tugend betrachtet. Der äußeren Güter, ſelbſt die Geſundheit zu entbehren, hebt die Glückſeligkeit des Weiſen nicht auf. Die Aufgabe des Lebens ſetzt Zeno darin, dem eingepflanzten Triebe gemäß allenthalben die Vernunft zur Herrſchaft zu bringen. Der Weiſe iſt nicht ohne Teilnahme, aber ohne Leidenſchaft; er allein iſt frei. Er ſteht keinem Vernunftweſen nach, auch nicht dem oberſten der Götter. Er darf ſeinem Leben, wenn er es ſo für das Beſte hält, ſelbſt ein Ende machen.

Das eigentümliche der Lehre beſteht in der Verbindung praktiſcher Thätigkeit mit der Philoſophie. Die Idee, die bei der erſten vorwaltet, iſt ſo ſtark und groß, daß ſie die Seele vollkommen frei und zur Meiſterin über ſtch ſelbſt macht.

Zeno verdiente ſich den goldenen Kranz, welchen Epikur verachtete. Der Gegenſatz der beiden Lehren, von denen die eine das perſönliche Wohlbefinden, die andere die lebendigſte Thätigkeit zu ihrem Prinzip hat, iſt maßgebend für alle folgenden Zeiten. Denn in den öffentlichen Bedrängniſſen mußte es ja immer zu der Frage kommen, ob der Menſch nicht glücklicher wäre, wenn er ſich von den ſtürmiſchen Bewegungen der öffentlichen Angelegenheiten unabhängig ſtelle, oder aber, ob er in lebendiger Teilnahme an denſelben wirklich zu der moraliſchen Vollendung, der er naturgemäß nachſtrebt, gelangen könne.

Eine politiſche Macht konnte Athen nicht mehr ſein; aber in dem Zuſtande fortwährender Gefahren und Beängſtigungen, in die es geriet, brachte es die beiden Schulen hervor, in denen ſich die Ethik mit der Politik auf eine andere Art auseinanderſetzte, als früher geſchehen war, deren Doktrinen der Perſönlichkeit dem Staat gegenüber ihr beſonderes Recht vindizierten: Schulen, die ſelbſt in ihren abweichenden Anſichten eine große Hinterlaſſenſchaft für die Welt gebildet haben. So war es fortan immer: die Perſönlichkeit ſetzt ſich zu dem Gemeinweſen in ein ihr ſelber angemeſſenes Verhältnis.

Während die litterariſche philoſophiſche Bewegung die allgemeine Aufmerkſamkeit beſchäftigte, iſt der Krieg, welchen Athen in dieſer Epoche gegen Antigonus führte, beinahe unbekannt geblieben; es iſt der ſogenannte Chremonideïſche Krieg; ſelbſt den Namen desſelben wieder zu erkennen, iſt erſt dem Scharfſinn eines deutſchen Gelehrten des 19. Jahrhunderts gelungen. Man weiß nur, daß Sparta mit Ägypten dem bedrängten Athen zu Hülfe kam, ohne es jedoch retten zu können. Athen wurde wieder gezwungen, eine macedoniſche Beſatzung aufzunehmen, und zwar nicht allein in Piräeus und Munychia, ſondern in der erſten Zeit auch in der Stadt ſelbſt. Aber Antigonus befreundete ſich mit den Athenern. Der litterariſche Ruhm verſchaffte der Stadt auch in dieſem Unglück eine gewiſſe Bedeutung.

Einen andern, in alter Weiſe zugleich politiſchen und militäriſchen Namen erwarben in dieſer Epoche die Ätoler. Die Ätoler erfreuten ſich ihrer urſprünglichen Selbſtändigkeit. Wie ſie Thucydides ſchilderte, der in ihnen ein Bild der alten Zeiten ſah, roh und kriegeriſch, das Schwert an der Seite, ſo hatten ſie ſeitdem weiter gelebt. Dem Widerſtand, den ſie in dem lamiſchen Kriege dem Antipater leiſteten, verdankten ſie zuerſt allgemeines Anſehen. Die Diadochen ſollen daran gedacht haben, faſt in altaſſyriſcher Weiſe die Ätoler nach Aſien zu verpflanzen: ein flüchtiger, unausführbarer Gedanke. Eben den macedoniſchen Feldherren gegenüber gewannen die Ätoler Raum für ſich ſelbſt. Indem ſie ſich dem orientaliſchen Syſtem widerſetzten, in welchem ſich die Kultur der Welt repräſentierte, aber zugleich die allgemeine Unterwerfung, hatten ſie auch an dem Widerſtand, der den Barbaren, welche Italien und Griechenland zu verderben drohten, entgegengeſetzt wurde, einen Anteil, deſſen man nicht vergeſſen darf. Man könnte ſie mit den Römern vergleichen. Aber die ätoliſche Bundesverſammlung zu Thermon, zu der ſich die Berufenen aus den verſchiedenen zugehörigen Ortſchaften vereinigten, hat ſich doch nie zu jener kommunalen Einheit erhoben, aus welcher die Größe von Rom hervorgegangen iſt. In den Verwickelungen des damaligen Griechenlands ſpielten die Ätoler eine Rolle; ſie retteten Phocis vor dem Angriff von Lacedämon und unterſtützten die Elier, um ſich von einem Tyrannen, der zugleich dem macedoniſchen Intereſſe diente, zu befreien.

Einen nicht geringen Machtzuwachs erhielten ſie dadurch, daß ſie den Sohn des Pyrrhus, Alexander, vermochten, Akarnanien mit ihnen zu teilen. Da Alexander fortwährend in der ererbten Feindſeligkeit gegen Antigonus verharrte, ſo bildeten die verbündeten Ätoler und Epiroten, wie berührt, ein natürliches Gegengewicht gegen das zunehmende Anſehen des Antigonus Gonatas. Ein unerwarteter und nachhaltiger Widerſtand erhob ſich gegen die macedoniſche Macht auch noch in einer anderen ihr bisher ergebenen Landſchaft, in Achaja.

Unter den Einwirkungen der Ptolemäer war bereits einige Jahre früher der achäiſche Bund zwar nicht gegründet, aber hergeſtellt und zu einer gewiſſen politiſchen Bedeutung erhoben worden.

Die achäiſchen Städte hatten ſämtlich macedoniſche Beſatzungen, ermannten ſich aber, da ſie die Möglichkeit einer Emancipation vor ſich ſahen, dieſelben zu verjagen. Zuerſt geſchah das in Paträ, dann in Dyme, hierauf auch in anderen Städten, die ſich alle zu gegenſeitiger Hülfeleiſtung miteinander verbanden. Daß auch Ägium dasſelbe that, welches nach dem Untergang von Helike unter allen das größte Anſehen hatte, — dort war der Tempel des Zeus und der Demeter, der als ihr Mittelpunkt betrachtet wurde, — gab der Vereinigung eine gewiſſe Konſiſtenz. Der Tyrann von Keryneia, Iſeas, fühlte ſich der allgemeinen Bewegung, welche um ſich griff, nicht gewachſen; er leiſtete ſelbſt auf ſeine Stellung Verzicht und vereinigte ſeine Stadt mit dem achäiſchen Bunde.

Einen gewiſſen Einfluß, deſſen man nicht vergeſſen darf, haben die atheniſchen Philoſophen auf dieſe Ereigniſſe ausgeübt.

Die Frage war damals viel in den Schulen beſprochen, ob die monarchiſche oder die republikaniſche Verfaſſung vorteilhafter ſei; beſonders die mittlere Akademie, an deren Spitze Arkeſilaus ſtand, verteidigte den Vorzug der Republik. Es waren zwei ſeiner Schüler, Ekdemos und Demophanes, die in ihrem republikaniſchen Eifer ſoweit gingen, den Tyrannen von Megalopolis, ſonſt einen tadelfreien Mann, zu ſtürzen und zu töten.

Zu allgemeinerem politiſchem Anſehen gelangte der republikaniſche Bundesſtaat der Achäer durch den Beitritt Sicyons. Es war das Werk eines jungen Mannes aus einem der vornehmſten Geſchlechter dieſer Stadt, Aratus, der nur durch die Fürſorge der Schweſter eines dortigen Tyrannen, die gleichſam eine göttliche Fügung darin ſah, daß der Knabe ſeine Zuflucht zu ihr nahm, vor dem Tode gerettet und dann bei den Gaſtfreunden der Familie in Argos erzogen worden war. In den Geſichtszügen des Aratus wollte man eine Spur davon bemerken, daß er hauptſächlich ein Mann der

Paläſtra war; aber zugleich verriet er von Jugend auf die Begierde, etwas großes zu unternehmen. Dem handfeſten und kühnen jungen Mann, an welchem vorbereitende Umſicht ein charakteriſtiſcher Grundzug war, gelang es nun im zweiten Jahre der einhundertundzweiunddreißigſten Olympiade an der Spitze der übrigen Verbannten, die ihn als ihr Oberhaupt anſahen, in Sicyon einzudringen. Er machte die Leibwache des Tyrannen zu Gefangenen, dann rief er die Einwohner zur Freiheit auf; die Republik wurde hergeſtellt. Um für die neue Ordnung der Dinge eine Anlehnung zu finden, bewirkte Aratus, daß Sicyon dem achäiſchen Bunde beitrat.

Der Bund beſtand damals aus zehn Städten, die an dem Prinzip vollkommener Gleichberechtigung feſthielten, behufs der gemeinſchaftlichen Geſchäfte aber alle Jahre zweimal zu Ägium Landesverſammlung hielten. Die größte Neuerung gegen das frühere Bündnis lag darin, daß ein Strateg an die Spitze geſtellt wurde. Zu dieſer Stellung gelangte Aratus, noch ehe er dreißig Jahre alt war. Mit aller Energie ſeiner Seele ließ er ſich dann die Erweiterung des Bundes angelegen ſein.

Er überraſchte die Burg von Korinth, wie er ſieben Jahre früher Sicyon überraſcht hatte, durch nächtlichen Überfall. Auf ſeinen Speer geſtützt, bleich und erſchöpft, gab er den Bürgern die Schlüſſel zurück, die ſo lange in macedoniſchem Gewahrſam geweſen waren; er forderte ſie nur auf, in den achäiſchen Bund einzutreten. Megara wurde auf eine ähnliche Weiſe herbeigebracht; dann folgten Trözene und Epidaurus.

So bildete ſich in wenigen Jahren eine autonome Macht von echt griechiſcher Konſtruktion; der republikaniſche Gedanke altgriechiſcher Kommunen, dem hier gleichſam die Legitimität zukam, gelangte zu unerwarteter Geltung und griff immer weiter um ſich.

Die macedoniſch geſinnten Tyrannen im Peloponnes wurden durch Drohungen erſchreckt oder durch Verſprechungen gewonnen; ſie gaben ihre Stellungen auf. Aratus kam in den Stand, die Hafenſtädte von Athen von den macedoniſchen Beſatzungen zu befreien und Athen ſelbſt auf ſeine Seite zu ziehen.

Für den Beſtand und Fortgang dieſer Macht war nun nichts wichtiger, als das Verhältnis zu Sparta, wo ein junger Heraklide, Agis IV., König geworden war, der den Ehrgeiz empfand, ſich ebenfalls der macedoniſchen Oberherrlichkeit zu widerſetzen, und inſofern ſehr bereit zu ſein ſchien, mit Aratus in Verbindung zu treten. Zugleich aber war Agis in Bezug auf die Verfaſſung in einem der umfaſſendſten Unternehmen, das je ein ſpartaniſcher König in die Hand genommen hat, begriffen.

Noch immer beſtand die ſpartaniſche Oligarchie in voller Wirkſamkeit, noch immer wurden die Könige durch die Ephoren in die engſten Schranken gebannt. Aber niemals hatte der öffentliche Zuſtand zu größeren Beſchwerden Anlaß gegeben. Durch das Abſterben der ſpartaniſchen Geſchlechter war der Grundbeſitz in wenige Hände gelangt; die Ärmeren wurden durch Schulden gedrückt: das Land hatte ſein politiſches Anſehen im Laufe der Zeit verloren; wer die Waffen tragen wollte, mußte ſich dem Söldnerdienſt widmen, an ſeiner Heimat fand er keinen Rückhalt. Da faßte Agis den Plan, zugleich die Schulden zu tilgen, das Land neu zu verteilen und zwar dergeſtalt, daß auf den Beſitz eine ſtreitfähige bewaffnete Macht gegründet würde. Patriotiſche Entwürfe, in denen die populäre Abſicht ſich mit einer monarchiſchen Tendenz durchdrang. Der junge Agis, ein Enthuſiaſt von reiner Geſinnung, mit anderen verbunden, deren ideales Beſtreben durch perſönliche Intereſſen doch wieder eine egoiſtiſche Färbung erhielt, ſchritt zu Gewaltſamkeiten, durch welche der Begriff des Eigentums aufgehoben wurde, ſo daß die Gegenwirkung der Oligarchie ſich zu einer berechtigten Abwehr ſteigerte. Der König mußte ſein Unternehmen mit einer ſchrecklichen Hinrichtung büßen, welche die Ephoren über ihn verhängten. Das alte Regiment wurde wiederhergeſtellt; aber ſo ſtark war nun die Bewegung im Innern und die Schwäche nach außen, daß Aratus den Gedanken faſſen konnte, Sparta zu übermannen und den Peloponnes, wonach er immer geſtrebt hatte, unter ſeiner Obmacht zu einem Ganzen zu vereinigen. Allein in dieſer Erwartung täuſchte er ſich vollkommen. Fünf Jahre nach dem Tode des Agis gelangte Kleomenes III. zum Königtum von Sparta; er nahm die Ideen der inneren Reform mit einem durch die letzten Ereigniſſe verdoppelten Eifer auf.

Die Erinnerung an Agis ward ihm durch deſſen Witwe, Agiatis, mit der er ſich vermählte, gegenwärtig erhalten. Deſſen Tod erſchien ihm als eine unerträgliche Schmach für das königliche Geſchlecht, der letzte Akt der Übermacht der Ephoren. Dieſe Ephoren ſelbſt aber, wer waren ſie? Der geborene Heraklide war der Meinung, daß ihre Autorität ſich keineswegs über das dem Königtum zuſtehende Recht erſtrecke. Wir bemerken hier eine neue Phaſe der politiſchen Theorie. Um Kleomenes waren Männer, welche die monarchiſche Gewalt und ihre Befugniſſe verteidigten, die Zöglinge der Stoa, auch in dieſer Beziehung Gegner der Akademie. Ein Stoiker, des Namens Sphärus, ein Schüler des Zeno, hatte Anteil an der Erziehung des Kleomenes genommen und ſoll die hochſtrebenden Gedanken, die dieſem von Natur inne wohnten, groß gezogen haben. Sphärus ſuchte überhaupt unter den jungen Leuten, mit denen er verkehrte, die Strenge der altſpartaniſchen Zucht wiederherzuſtellen.

Schon früh erweckte Kleomenes große Hoffnungen. Man hat Aratus geſagt, wenn er etwas gegen Lacedämon vorhabe, ſo möge er ſich damit beeilen, bevor dieſem jungen Hahn die Sporen gewachſen ſeien: denn ſo ſtand es bereits nicht mehr, daß eine Vereinigung zwiſchen Lacedämon und Achaja möglich erſchienen wäre; Kleomenes zeigte ſich als ein Gegner der Achäer.

Anfangs ſchien ſich Aratus darum nicht zu kümmern; er ließ es geſchehen, daß ein achäiſches Heer, welches den Eleern zu Hülfe gezogen war, auf dem Rückzuge von Kleomenes angegriffen und geſchlagen wurde. Aber dieſen Augenblick ſelbſt ergriff er, um ſich Mantineas, welches damals von

Lacedämon abhängig war, zu bemächtigen. Wenn man erwartete, die ſpartaniſche Regierung würde ſich dem mit Gewalt entgegenſetzen, ſo wurde dieſelbe hievon durch die Betrachtung zurückgehalten, daß Kleomenes in einem zu dieſem Zweck unternommenen Kriege ſtark genug werden dürfte, die Feſſeln zu ſprengen, in die man ihn einengte. Von Tag zu Tage wurde dem König ſeine Lage unerträglicher. Seine ganze Seele arbeitete an dem Entwurf, die Kräfte des Landes auf dem von Agis eingeſchlagenen Wege um ſich zu vereinigen und Sparta in ſich ſelbſt ſtark zu machen. Dazu ſchritt er, nachdem er wenige Freunde gewonnen hatte, mit einer vor keinem Mittel zurückſchreckenden Entſchloſſenheit. Die Lacedämonier, die ihn auf dem Feldzuge in Arkadien begleiteten, ſtellte er als Beſatzung der Poſitionen, die er eingenommen hatte, auf: ganz anders als Agis, der die Eingeborenen zu Hauſe zurückließ, während er im Felde beſchäftigt war, ſo daß ſie ihm dort Oppoſition machten. Kleomenes begab ſich dagegen mit den Söldnern, die ihn umgaben, nach Sparta. Hier ſchritt er nun zu den äußerſten Gewaltthätigkeiten. In das Verſammlungshaus der Ephoren, das einem königlichen Botſchafter, der neue Nachrichten bringen zu wollen vorgab, geöffnet wurde, drangen, noch während dieſer ſprach, die Leute des Kleomenes ein; zwei Heloten, mit denen der König erzogen worden, waren die Anführer. Vier der Ephoren wurden erſchlagen, einer entkam. Auch achtzig von denen fielen, welche den Ephoren hatten zu Hülfe kommen wollen; die Angeſehenſten verbannte Kleomenes, er ſelbſt ſetzte ſich auf einen der Stühle der Ephoren.

Dergeſtalt zu unbeſchränkter Gewalt gekommen, ging er nun an die Durchführung jener Reformen, welche ſchon Agis verſucht hatte; das Land wurde in neue Loſe verteilt, an denen er auch den Lacedämoniern und Periöken, die er mit dem Bürgerrecht ausſtattete, einen Anteil verlieh; demgemäß wurden neue militäriſche Einrichtungen durchgeführt, und dem Volk die Aufhebung der Schuldenlaſt gewährt. Alles das geſchah mit einer Energie, die zum Ziele führte. Kleomenes gab das eigene große Beſitztum des königlichen Hauſes dazu her.

Aratus hatte wohl gemeint, die Unordnung, die ein Unternehmen dieſer Art herbeiführen müſſe, werde ihm den Weg gegen Sparta bahnen; aber er erlebte das Gegenteil. Kleomenes erſchien mit einem wohlgeordneten und vollkommen gehorſamen Heere; denn das liegt ja in der Natur der Sache, daß alle die, welche infolge der neuen Einrichtungen den Staat bildeten, ſich an den jungen König, dem ſie das verdankten, mit verdoppeltem Eifer anſchloſſen. Das war nun das Schickſal Griechenlands. Noch einmal erhoben ſich auf den eigenſten Grundlagen des helleniſchen Weſens zwei Autoritäten, welche verbündet eine Macht von Bedeutung konſtituiert hätten, in Männern von Thatkraft und Geiſt; aber, ſtatt ſich miteinander zu verſtändigen, gerieten ſie in eine unverſöhnliche Feindſeligkeit gegen einander. In dem achäiſchen Bunde brach eine innere Bewegung zum Nachteil des Aratus aus. Die Maßregeln des Kleomenes fanden auch in Achaja Beifall. Aratus war ein

Republikaner im alten Stil, er wollte von keiner Tyrannis hören; die inneren Ordnungen der Städte, die auf dem Übergewicht der großen Familien in denſelben beruhten, ließ er unangetaſtet; ſie gewährten ihm die Mittel zu dem Kriege, den er führte. Kleomenes brachte ein anderes Prinzip zur Geltung; er war ein König von Geburt, aber ſeine Maßregeln atmeten den Geiſt einer Alleinherrſchaft, welche die höheren Klaſſen zurückdrängt und die niedrigen durch Erleichterungen und Wohlthaten an ſich knüpft. Das Beiſpiel, das er gab, wirkte nun auch auf die niederen Klaſſen, die den Demos in den achäiſchen Städten bildeten, zurück; ſie wünſchten ebenfalls eine Hebung der Schulden und eine Verteilung des Landes, wie ſie Kleomenes in Sparta vorgenommen. Aratus wird als ein würdiger, weiſer und vorſichtiger Mann geſchildert. Seine Erfolge beruhten auf inneren Parteiungen und Überraſchungen; eine Feldſchlacht zu liefern trug er immer Bedenken; man traute ihm die zur Ausführung einer ſolchen erforderlichen Eigenſchaften nicht einmal zu. Kleomenes dagegen erſchien am liebſten im offenen Felde; gewagte Stellungen, die keine rechte Sicherheit gegen den Feind darboten, waren ihm eben recht; er liebte es Eindruck zu machen, und alles ging ihm jetzt von ſtatten, da er ſowohl Zurückgezogenheit wie Pomp vermied und die Einfachheit der alten Spartiaten, nicht ihren Übermut wieder zur Erſcheinung brachte.

Sein Sinn ging nicht dahin, Achaja zu erobern; wohl aber dachte er den Strategen zu ſtürzen und die Hegemonie des Bundes an ſich zu bringen. Aratus ſah ſich durch den jungen aufſtrebenden Fürſten in ſeiner Nähe wirklich bedroht und zwar nicht allein, weil das Volk in den Städten für denſelben war; er mußte empfinden, daß ſeine bisherigen Freunde ſeiner Leitung überdrüſſig wurden. Zugleich regten ſich ſeine alten Feinde, die Ätoler, wieder; er fürchtete nicht ohne Grund, ſie würden ſich an Kleomenes anſchließen, was ſeine ganze Stellung unhaltbar machen mußte. In dieſer Verlegenheit nun hat Aratus einen Entſchluß gefaßt, der verhängnisvoll für Griechenland wurde. Das ganze Daſein des achäiſchen Bundes, deſſen Führung in ſeiner Hand lag, beruhte auf dem Widerſtand gegen die militäriſche Überlegenheit und den politiſchen Einfluß von Macedonien. Eben dieſer Macht aber beſchloß Aratus jetzt ſich zu unterwerfen. Er wandte ſich an den Vormund des minderjährigen Königs Philipp, Antigonus Doſon; der aber forderte dagegen den Beſitz von Akrokorinth. Nun war es gerade die Verjagung der macedoniſchen Beſatzung aus der Burg von Korinth, was das Anſehen des Aratus am meiſten begründet hatte; dennoch willigte er ein. Es gehört zu den betrübendſten Momenten im Leben bedeutender Staatsmänner, die gleichwohl nicht ſelten vorkommen, daß ſie die Reſultate ihrer gelungenſten Unternehmungen doch zuletzt den veränderten allgemeinen Verhältniſſen gegenüber nicht behaupten können. Wäre Aratus nur Hellene geweſen, ſo hätte er ſich widerſetzen müſſen; aber er war zugleich Bundeshaupt und Führer einer Partei, welche durch eine allgemeine gleichſam ſociale Bewegung, die jetzt von Sparta ausging, in Gefahr geriet; ſelbſt in Argos und dann in Korinth wurde Kleomenes Herr. Es ſchien ſehr möglich, daß er ſich auf dieſem Wege zum Meiſter von ganz Hellas machen könne; Aratus aber wollte ihm nicht weichen. Er machte Antigonus ſelbſt darauf aufmerkſam, wie ſehr die Macht von Macedonien durch Kleomenes gefährdet werde. Ihm war die Herrſchaft des Antigonus lieber als der Fortſchritt des Kleomenes; denn dieſer brachte die ariſtokratiſche Partei, an deren Spitze Aratus noch ſtand, und die beſtehenden Zuſtände überhaupt in Gefahr. So wurden die Macedonier von eben denen zu Hülfe gerufen, welche bisher ihre größten Feinde geweſen waren. Antigonus kam mit ſeinen Phalangen nicht allein, ſondern mit illyriſchen und galliſchen Mietsvölkern herbei, um Achaja gegen Kleomenes zu ſchützen.

Zuerſt glaubte ihn Kleomenes an den oneiſchen Bergen, wo er eine verſchanzte Stellung nahm, zurückweiſen zu können; und eine Zeit lang war er im Vorteil. Wenn er dieſen in kurzem verlor, ſo war das doch wieder die Nachwirkung ſeiner inneren Politik. Argos hatte ſich ihm in der Erwartung einer Schuldenaufhebung angeſchloſſen, Kleomenes aber von einer ſolchen Maßregel zunächſt Abſtand genommen, weil man ihm verſicherte, er werde dieſer Stadt auch ohnedies Meiſter bleiben. Allein er täuſchte ſich darin: das Volk von Argos, das ſich in ſeinen Erwartungen betrogen ſah, wurde von ihm wieder abtrünnig; die Achäer kehrten dahin zurück; und an dem Verſuche, Argos wieder einzunehmen, ſcheiterte Kleomenes. Er ſah ſich genötigt, nach Lakonien zurückzuweichen; mit einem Schlage verlor er alle ſeine Eroberungen: Antigonus rückte ſiegreich in den Peloponnes ein. Er führte ein Heer herbei von ebenſo großer Stärke und Tapferkeit, wie die früheren, denen die Griechen unterlegen waren. Kleomenes, jetzt allein gelaſſen und ohne die nötigen Mittel, den einheimiſchen Truppen Unterhalt, den fremden ihren Sold zu gewähren, verlor auch in dieſer höchſt gefährlichen Lage die Zuverſicht zu ſeiner Sache nicht. Bei dem Paß von Sellaſia widerſetzte er ſich gewandt und herzhaft, wie er war, dem vordringenden Feind; aber er erlag der Übermacht. Seine letzte Zuverſicht war ein Bündnis mit Ptolemäus Euergetes geweſen, der früher mit den Achäern einverſtanden, ſo lange ſie nämlich den Macedoniern widerſtrebten, jetzt, nachdem ſie mit dieſen in Verbindung getreten waren, mit den Lacedämoniern und dem Könige Kleomenes, der ſich beiden widerſetzte, eine Allianz abſchloß. Noch vor der Schlacht ſchickte Kleomenes ſeine Mutter und ſeine Kinder — ſeine Gemahlin war ihm ſoeben geſtorben — nach Ägypten, nicht allein um ſie ſicher zu ſtellen, ſondern auch, um dem Ptolemäer als Geiſeln für ſeine Treue zu dienen. Man erwartete von Anfang an keinen guten Erfolg von dieſer Politik. Die Mutter zeigte ſich würdig des heraklidiſchen Stammes, dem ſie Erben gegeben; ſie ſagte ihrem Sohne beim Abſchied, niemals ſolle man eine Thräne in ihrem Auge ſehen, denn man müſſe das Schickſal annehmen, wie es die Gottheit gebe; ſie verriet auch einen Anflug der ſtoiſchen Lehren. Nachdem die Schlacht verloren war, forderte Kleomenes bei ſeiner Rückkehr die Bürger auf, dem ſiegreichen Feinde keinen Widerſtand zu leiſten; indem man ihm in ſeinem Hauſe eine Erfriſchung brachte, die er ablehnte, ſtand er einen Augenblick, ſich an eine Säule lehnend, den Kopf auf den Ellbogen geſtützt, in ſchmerzlichem Nachdenken. Aber er hatte keine Wahl mehr; in voller Rüſtung eilte er von dannen nach dem Hafenplatze, um ſich nach Ägypten zu begeben. „Wohin fliehen wir?“ ſagte einer der Gefährten, „der Tod erwartet uns dort wie hier. Wäre es nicht beſſer, uns gleich ſelbſt zu töten?“ Kleomenes antwortete, es würde eine Feigheit ſein, ſich ſelbſt durch den Tod retten zu wollen, ohne etwas für das gemeine Weſen zu thun. Er begab ſich zu Ptolemäus Euergetes, der ihm Hoffnung machte, ihn bald zurückzuführen und alsdann nochmals als König zu begrüßen. Allein bald darauf ſtarb Euergetes; von ſeinem Nachfolger — es iſt Ptolemäus IV. Philopator — wurden Gedanken dieſer Art nicht gefaßt. Ein Moment trat ein, in welchem Kleomenes gegründete Hoffnung hegen durfte, ſein Glück wiederherzuſtellen, wenn er nach Griechenland zurückkehre. Aber er ſelbſt wurde dem neuen Hofe verdächtig und in dem großen Gebäude, das man ihm zur Wohnung angewieſen, ſo bewacht, wie Gefangene bewacht zu werden pflegten. Noch gab er nicht alles verloren; es gelang ihm, mit den beſten Freunden aus dem Gewahrſam zu entkommen, und er ſchickte ſich an, die Mietstruppen, unter denen viele Spartaner waren, und ſelbſt die Bevölkerung für ſich und ihre eigene Freiheit aufzurufen. Aber ſeine Worte verhallten, jedermann wandte ſich von ihm ab. Da dergeſtalt alles verloren war, ſo beſchloß er zugleich mit ſeinen Gefährten den letzten Schritt zu thun. Sie fielen in ihre eigenen Schwerter. Einer von ihnen ſah noch nach, ob die übrigen wirklich umgekommen ſeien; da er in Kleomenes noch einige Spur des Lebens fand, ſo umfaßte er ihn, bis auch dieſe verſchwunden war; dann tötete er ſich ſelbſt.

Das war das Ende des alten Königtums in Sparta, nicht unwürdig des Nationalheros, von dem es ſich herleitete. Für Abkömmlinge der Heroen war kein Platz mehr in der Welt. Der nächſte, der von den Ephoren zum König erhoben wurde, ohne daß einer ſeiner Väter König geweſen wäre, hat dafür jedem derſelben Ein Talent gezahlt: denn das Schlechte iſt, wie Polybius ſagt, überall wohlfeil. Aratus, der das herakldiſche Königtum mit Hülfe der Macedonier zu Boden geworfen hatte und dann eine Zeit lang in hohem Anſehen an jenem Hofe ſtand, endigte doch unglückſelig; er iſt in der Überzeugung geſtorben, von dem jungen König Philipp, der ihm auch in ſeiner Familie einen Schimpf anthat, vergiftet worden zu ſein.

Die Macedonier beſaßen hierauf ein überwiegendes Anſehen. Allein wie lange konnte das dauern. Neben ihnen waren indes die Römer in ihrer unmittelbaren Nachbarſchaft zu einer Macht gelangt, mit der ſie notwendig in Kampf geraten mußten. Es iſt Zeit, daß wir der Ereigniſſe, die dahin führten, in ihrem Zuſammenhange gedenken; ſie ſchließen eine Umgeſtaltung aller Weltverhältniſſe ein.

Viertes Kapitel.

Grundlegung der römiſchen Macht im Occident im Kampf mit Karthago.

Die erſte Eroberung von Sicilien.

Das Unternehmen des Königs Pyrrhus, an der Spitze einer helleniſtiſchen Kriegsmacht die Römer aus Unteritalien, die Karthager aus Sicilien zu vertreiben und dieſe Landſchaften mit den nordgriechiſchen in enge Verbindung zu bringen, war geſcheitert. Wir berührten, wie ſein Mißerfolg von Lilybäum und ſeine Niederlage bei Benevent mit den durch den Einbruch der Gallier in Macedonien herbeigeführten Verwirrungen zuſammengriffen, ſo daß er genötigt wurde, in ſeine Heimat zurückzukehren. Ehe nun aber die Verwickelungen, die hieraus im Orient und in Griechenland entſprangen, ſo weit führten, wie wir ſoeben berichtet haben, waren auf dem Mittelmeer, daran anknüpfend, Begebenheiten von der größten Tragweite eingetreten. Die beiden großen Republiken hatten das vordringende helleniſtiſche Königtum zurückgeworfen, die Karthager in Sicilien die Oberhand behalten, die Römer das ſüdliche Italien vollends unterworfen; ſie waren, wie ſchon früher, ſo auch hiebei Verbündete geweſen. Nachdem aber der gemeinſchaftliche Feind bezwungen war, wie ſollten ſie ſich ſelbſt zu einander verhalten? Man erzählt, ſchon Pyrrhus habe bemerkt: er hinterlaſſe in Sicilien einen prächtigen Schauplatz für den Kampf zwiſchen den beiden Republiken. Die erſte und vornehmſte Frage in der damaligen Situation war es, ob die in den Beſitz von Unteritalien gelangten Römer und die Karthager, die jetzt in Sicilien vorwalteten, friedlich nebeneinander beſtehen würden. Der bisherige Gang der allgemeinen Geſchichte ließ das kaum erwarten. Karthago gehörte dem orientaliſchen Syſtem, das ſonſt zertrümmert worden war, an; Rom hatte zwar keine Gemeinſchaft mit den helleniſtiſchen Reichen, aber es ſtand mit der griechiſchen Welt in engſter altnationaler und religiöſer Verbindung; es holte ſich Rats bei dem Orakel in Delphi. Erinnern wir uns nun, daß ſeit den älteſten Zeiten Griechen und Punier über den Beſitz von Sicilien gerungen hatten, ſo konnte der Natur der Dinge nach die mit dem griechiſchen Weſen verbündete Republik es nicht ruhig geſchehen laſſen, daß Sicilien von der anderen, die das orientaliſche Syſtem repräſentierte, in vollkommene Unterwürfigkeit gebracht würde. Indem Rom ſich zum Rang einer vorwaltenden Macht erhob, konnte und mußte es zwar den helleniſtiſchen König, durch den es ſelbſt bedroht wurde, zurückweiſen; aber Sicilien unter die Oberherrlichkeit der Karthager geraten zu laſſen, würde ſeinen Beziehungen zu der griechiſchen Nation widerſprochen und mit ſeiner Weltſtellung nicht im Einklang geſtanden haben. Verlieren wir uns jedoch nicht in das Abſtrakte, das immer in der Tiefe wirkſam iſt, aber nicht unmittelbar eingreift.

Sicilien, welches, wie der Zug der Gebirge und ihre Geſteine zeigen, nur durch das Naturereignis eines Flutendurchbruches — die Alten ſagen, durch den Dreizack des Poſeidon — von Italien abgeſpaltet worden iſt, von demſelben politiſch loszureißen, iſt überhaupt niemals auf die Dauer möglich geweſen; im Lauf der mittleren Jahrhunderte und ſelbſt in unſerem iſt es vergeblich verſucht worden; in dem Altertum war es vollends unausführbar. Die großgriechiſche und die in Sicilien vorwaltende Bevölkerung waren eben identiſch; ſie konnten nicht zwei prinzipiell entgegengeſetzten Mächten angehören. Für Rom aber war es noch aus einem anderen Grunde nicht möglich, die Herrſchaft der Punier in Sicilien zur Feſtigkeit gelangen zu laſſen. Die karthagiſche Marine beherrſchte das weſtliche Becken des Mittelmeeres, auch die Küſten des peninſularen Italiens, das die Römer mit Eiferſucht bewachten. Sie waren dieſes Beſitzes nicht ſicher, ſo lange es den Karthagern freiſtand, ſie von Sicilien aus zu beunruhigen. Die Allianz der beiden großen Republiken, vor der Pyrrhus zurückgewichen war, verwandelte ſich durch die Natur der Sache in die entſchiedenſte Feindſeligkeit zwiſchen denſelben. Kaum jemals hat das Motiv von Feindſeligkeiten die Unhaltbarkeit der Lage, in der man ſich bei dem friedlichen Syſtem befand, treffender zum Ausdruck gebracht, als der Anlaß und Ausbruch des Krieges, den man als den erſten puniſchen bezeichnet.

In der Mitte der griechiſchen und karthagiſchen Söldnertruppen in Sicilien hatte ſich eine urſprünglich italiotiſche, nach der oskiſchen Form des Mars Mamertiner genannte Söldnerſchar, die das Kriegshandwerk noch unter Agathokles gelernt hatte, der Stadt Meſſana bemächtigt. Aber die Syrakuſaner unter Hiero, der daſelbſt in den Verwirrungen nach Agathokles zur Würde eines Strategen und dann zu königlichen Ehren gelangte, wollten die Fremden im Beſitz eines ſo wichtigen Platzes nicht dulden, und ſie ſchienen nahe daran zu ſein, dieſelben in Verbindung mit Karthago zur Unterwerfung zu nötigen. In dieſer Gefahr ſuchten die Mamertiner die Hülfe der Römer nach, die, eben mit der Befeſtigung ihrer Macht im ſüdlichen Italien beſchäftigt, mit ihnen bereits in Verbindung getreten waren. Nicht ohne ihren Beiſtand hatten ſie Rhegium, das durch den Abfall einer daſelbſt eingedrungenen campaniſch-römiſchen Legion ihnen entfremdet worden war, ſo daß ſie von daher Feindſeligkeiten erfuhren, wieder unterworfen.

In Rom konnte es nicht unbemerkt bleiben, daß ein Widerſpruch darin liege, wenn ſie die Mamertiner, die ſich Meſſanas auf eine nicht minder gewaltſame Weiſe, als die ſoeben bezwungenen Empörer Rhegiums bemeiſtert hatten, in ihren Schutz nahmen. Aber dieſe Rückſicht politiſcher Moral verſchwand bei Erwägung des Vorteils, der mit der Hülfeleiſtung verbunden ſein würde. Einmal wurde dadurch eine italieniſche ſtammverwandte Bevölkerung in Sicilien aufrecht erhalten, wie das die Mamertiner ſelbſt betonten; hauptſächlich aber: die Karthager hatten indes eine Truppenſchar nach Meſſana geworfen. Die Römer konnten unmöglich die Stadt, welche die

Meerenge beherrſcht, in die Hände der Karthager geraten laſſen: denn dadurch wurde ihre Oberherrſchaft in dem ſoeben unterworfenen ſüdlichen Italien unſicher und gefährdet. Ihrerſeits aber meinten die Punier den Römern nicht geſtatten zu dürfen, in Sicilien ein Schutzverhältnis zu gründen oder gar feſten Fuß zu faſſen. Vornehmlich war auch ihr Blick auf das Meer gerichtet; ſie nahmen mit Eiferſucht wahr, daß Rom ſeine Arme über die Meerenge ausſtrecke; wie einer ihrer Anführer ſagte: ſie wollten den Römern nicht geſtatten, auch nur in Seewaſſer ihre Hände zu waſchen. Mit einem Worte: Rom wollte die Karthager nicht in Meſſana dulden, was denſelben die Meerenge vollends unterworfen haben würde; aber auch die Karthager wollten die Römer nicht nach Meſſana gelangen laſſen, wodurch ihre eigene Stellung auf der Inſel und die Herrſchaft über die benachbarte See zweifelhaft geworden wäre.

Es war Olympiade 129, 1, im Jahre 490 der Stadt, 264 vor unſerer Ära, daß die Römer unter dem Konſul Appius Claudius, von der Seeſtrömung begünſtigt, nach Sicilien übergingen, die karthagiſche Beſatzung ohne weiteres aus der Burg von Meſſana vertrieben und von dieſer Stadt, als deren Befreier ſie erſcheinen wollten, Beſitz ergriffen.

Die Karthager ſäumten nicht, mit den Syrakuſanern gegen die Stadt heranzurücken. Der Aufforderung des römiſchen Konſuls, den Mamertinern Frieden zu gewähren, ſchenkten ſie kein Gehör. Da griff dieſer ſie an. Er ſchlug zuerſt die Syrakuſaner aus dem Felde, die dann, ohnehin mißtrauiſch gegen die Karthager, nach Hauſe gingen. Den anderen Tag mit dem früheſten wendete ſich der Konſul gegen die Karthager ſelbſt; er wußte ſie aus ihrer feſten Stellung zu locken und warf ſie dann auseinander.

Dies erſte Zuſammentreffen zwiſchen Römern und Karthagern, an ſich nicht eben von großem Belang, hatte doch nach beiden Seiten hin Folgen von unendlicher Bedeutung.

Die erſchreckten Punier wendeten ihre Wut gegen die Italiker in ihrem Dienſt, ſie brachten ſie alle um; zwiſchen dieſen Elementen gab es dann keine Verſöhnung mehr. Dagegen ſchlugen ſich die Sikelioten auf die Seite der Römer, welche jetzt alle Italiker vertraten; der alte Haß zwiſchen Karthagern und Syrakuſanern brach wieder aus. Römer und Griechen ſchloſſen ſich aneinander, und ſogleich leiſteten die Römer den ſiciliſchen Griechen beſſere Dienſte, als einſt ihre korinthiſchen demokratiſchen Stammesgenoſſen unter Timoleon oder die Epiroten unter ihrem König. Unterſtützt von Hiero, welcher die nötigen Lebensmittel herbeiſchaffte, ſtellten ſich die römiſchen Mannſchaften vor Agrigent auf, welches den Mittelpunkt der karthagiſchen Herrſchaft bildete. Die Karthager ſchickten ein ſtattliches Heer zum Entſatz von Agrigent herüber, nicht ohne eine Anzahl libyſcher Elephanten. Aber die Römer hatten bereits im Kampf gegen Pyrrhus gelernt, die Thierkoloſſe zu beſtehen, und die Streifereien der leichten numidiſchen Reiterei konnten keine Entſcheidung herbeiführen: alles kam auf den Kampf der Fußvölker an.

Da waren nun die krieggeübten römiſchen Bürger, die ſelbſt ins Feld gingen, bei weitem im Übergewicht über die karthagiſchen Mietsvölker; ſie erfochten einen Sieg, infolgedeſſen Agrigent in ihre Hände überging. Das hatte nun wohl, wie früher ſchon ſo oft, die Wirkung, daß der größte Teil der ſiciliſchen Städte den Siegern beitrat. Dabei jedoch ſtellte ſich heraus, daß die Überlegenheit zu Lande allein den großen Krieg nicht zu entſcheiden vermochte; die binnenländiſchen Städte von Sicilien ſchloſſen ſich an die Römer an, aber nicht ſo die an der Küſte der Inſel belegenen Plätze, welche die das Meer und alle Geſtade beherrſchende Kriegsmarine der Karthager fürchten mußten: denn vor allem Seemacht war Karthago. Wollten nun die Römer Sicilien unterwerfen, was zur Behauptung von Italien notwendig erſchien, ſo mußten ſie ſich entſchließen, ſelbſt eine Seemacht zu werden. Hiernach bekam das Unternehmen eine neue große Dimenſion und der Kampf mit Karthago einen neuen Charakter. Durch ihre Geſamtlage waren die Römer dazu genötigt und, wenn wir nicht irren, auch dazu vorbereitet.

Unzählige Male iſt geſchildert worden, wie die Römer die zuſammengebrachten Ruderknechte ſchon zu Lande eingeübt, wie ſie in kurzem hundert Fünfruderer nach dem Muſter eines karthaginienſiſchen, der in ihre Hände fiel, fertig geſtellt haben, ſo daß ſie nach Verlauf von kaum zwei Monaten in See gehen konnten.

Wer wollte die Energie in Zweifel ziehen, mit welcher die Römer einen einmal gefaßten Entſchluß ins Werk zu ſetzen wußten: doch hat die Sache auch noch eine andere Seite. Wir gedachten oben des Widerſtreites der etruskiſchen und griechiſchen Seefahrer mit den karthagiſchen; ſie waren vor den karthagiſchen zurückgewichen, ſo lange die Römer, welche das Land beherrſchten, mit den Karthagern Freundſchaft hielten; als aber die beiden Mächte in Krieg miteinander gerieten, lebten alle Kräfte der italiſchen Bundesgenoſſen und der ſiciliſchen Griechen wieder auf; ſie bildeten die eigentliche Baſis der römiſchen Seerüſtung, wahrſcheinlich ſelbſt in ihrer techniſchen Form. Auch die Fünfruderer waren doch eigentlich eine Erfindung der Syrakuſaner, nicht der Punier. Es kam nur darauf an, den maritimen Kräften eine einheitliche Leitung zu geben und zugleich eine für den unmittelbar bevorſtehenden Kampf geeignete Ausrüſtung zu bewerkſtelligen. Der Gedanke wurde gefaßt, die Zahl der Kriegsmannſchaften, die an Bord genommen wurden, zu verſtärken und ihnen dadurch eine entſcheidende Wirkſamkeit zu verſchaffen, daß man die neugebauten Fahrzeuge mit Enterbrücken verſah, durch welche die feindlichen Schiffe feſtgehalten und die Römer in ſtand geſetzt wurden, den Einzelkampf, in welchem es ihnen niemand gleichthat, auf die See zu verpflanzen. Die römiſche Flotte, welche im Frühjahr 494 an der Küſte von Italien daher fuhr und dann bei Meſſana erſchien, war ſchwerfällig und ungelenk, ſie erregte faſt den Spott der Punier. Aber ſie erfocht dennoch bei dem erſten ernſtlichen Zuſammentreffen bei Mylae in der Nähe von Meſſana hauptſächlich durch jene den Puniern unbekannte Vorrichtung, die deren Fahrzeuge mitten in ihrem

Lauf aufhielt und zum Einzelkampfe, für den ſie nicht vorbereitet waren, nötigte, einen unzweifelhaften Sieg.

Der puniſche Admiral floh auf einem Nachen. Hierauf wurde Egeſta, das die Punier hart bedrängten, von den Römern entſetzt.

Die große Umwandlung der Machtverhältniſſe, die hierin lag, iſt den Römern durch eine Säule, in deren Inſchrift der Sieg, den der Konſul Duilius auf hohem Meer über die puniſche Flotte davon getragen habe, gefeiert wurde, in unvergänglicher Erinnerung erhalten worden. Es war der erſte Schritt zur Herrſchaft auf dem Mittelmeer, welche einen der Grundpfeiler der römiſchen Größe bildete.

Durch ihren Sieg ermutigt, faßten die Römer den Gedanken, durch einen Angriff auf Libyen dem Krieg ein Ende zu machen. Daß ihnen hiebei das Unternehmen des Agathokles zum Vorbild gedient habe, läßt ſich nicht bezweifeln. Auch gelang es ihnen, durch eine zweite Seeſchlacht bei Ecnomus den Widerſtand zu brechen, den die Karthager ihrem Vorhaben entgegenſetzten, und bald darauf in Afrika zu landen. Weit und breit verwüſteten ſie das Land. Die Karthager waren nicht unvorbereitet, aber bei einem Verſuch, die Römer aus den gewonnenen Poſitionen zurückzuwerfen, wurden ſie ihren Elephanten und Reitern zum Trotz von den römiſchen Fußvölkern abermals geſchlagen. Regulus hat, wie wir glaubwürdig verſichert werden, nach Rom geſchrieben: er halte die Thore von Karthago durch den Schrecken der römiſchen Waffen verſchloſſen, wie mit ſeinem Siegelring. Seine Leute und die Römer ſelbſt waren überzeugt davon, daß die Punier in dieſer Lage alles bewilligen würden, was man fordere. Auf eine Anfrage derſelben ſetzte ihnen Regulus Bedingungen, welche ihrer politiſchen Selbſtändigkeit auf immer ein Ende gemacht haben würden, und, als ſie Einwendungen dagegen erhoben, hat er geſagt: im Kampfe müſſe ein Braver entweder ſiegen oder ſich dem Sieger unterwerfen. Damit aber erweckte er in den Karthagern das volle Selbſtgefühl ihrer Machtſtellung, die ſie mit aller Energie zu behaupten gedachten.

Die Karthager wandten ſich nicht zu den Grauſamkeiten ihres Götzendienſtes zurück, wie zur Zeit des Agathokles. Keine Anſtrengung ihrer Kräfte in der bisherigen Art und Weiſe hätte ſie vor der Übermacht der Römer retten können; ſie faßten einen Entſchluß, der auf das tiefſte in ihr inneres Leben eingriff: wie Rom eine Seemacht geworden war, ſo mußte Karthago eine Landmacht werden, die ſich wenigſtens ſelbſt verteidigen konnte. Dazu aber gehörte eine Reform ihres Militärweſens im Sinne der vorgeſchrittenen helleniſchen Kriegskunſt. Ein griechiſcher Söldnerführer, des Namens Xanthippus, der in vollkommenem Beſitz der helleniſchen Taktik und Strategie war, fand bei ihnen gegen alle Gewohnheit eine gute Aufnahme; ſeine Ratſchläge wurden gehört und führten zu einem durchgreifenden Erfolg.

Die Karthager beſaßen alle Beſtandteile der Heere, wie ſie ſich durch die griechiſchen Eroberungen im Orient gebildet hatten: zahlreiche Elephanten, kriegsgeübte Mietstruppen, und beſonders eine vortreffliche Reiterei. Wenn ſie dennoch den Römern gegenüber fortwährend im Nachteil blieben, ſo kam das daher, daß ſie ihre Waffen mit der Natur des Terrains nicht in Einklang brachten und die Römer in Regionen aufſuchten, wo deren Fußvolk alles entſchied. Xanthippus machte ſie auf dieſe Fehler aufmerkſam; er übernahm die Einübung ihrer Truppen nach dem Muſter des griechiſchen Dienſtes; hauptſächlich aber verſtand er es, den Gebrauch der Elephanten, die Bewegungen des Fußvolkes und beſonders die Anwendung der zahlreichen Reiterei, welche den Karthagern zu Gebote ſtand, zu einem zuſammengreifenden Ganzen zu verbinden. Wohl ließen ihn die Karthager hiebei nicht unabhängig ſchalten und walten. Sie unterſtellten ihn einem Oberanführer von reinſtem puniſchen Geblüt, der ſeinen Anweiſungen folgte und Raum für ſie machte. Es war Hamilcar, der Vater Hannibals. Dem neu organiſierten und beſſer geführten karthagiſchen Heere gelang es bei dem erſten abermaligen Zuſammentreffen, die Römer zu überwältigen. Regulus ſelbſt geriet dabei in Gefangenſchaft; die Römer mußten Afrika wieder verlaſſen.

So ſtellten ſich die beiden Republiken einander gewaltig gegenüber. Karthago hatte weder Sicilien noch auch die Herrſchaft zur See behaupten können, aber in Afrika konnte es nicht bezwungen werden. Dort war die griechiſche Marine den Römern zu Hülfe gekommen; hier wurden die Karthager durch die helleniſtiſche Kriegskunſt widerſtandsfähig gemacht. Das iſt eigentlich das Intereſſe des erſten Krieges zwiſchen Rom und Karthago, der ſich nun noch eine Reihe von Jahren unentſchieden hinzieht. Wie oft mußten die Römer die Unerfahrenheit in den Seefahrten, die nur durch lange Übung gehoben werden kann, mit ihrem Schaden büßen.

Der Kampf verſetzte ſich dann wieder nach Sicilien; den Römern gelang es, einen Anfall der Karthager auf Panormus, der mit Anſtrengung aller Kräfte, namentlich einer Schar von Elephanten, welche alles zertreten zu müſſen ſchien, unternommen wurde, glücklich zurückzuweiſen. Dagegen behaupteten die Karthager Lilybäum gegen die Römer, nicht viel anders als einſt gegen Pyrrhus. In der dringendſten Gefahr kamen ihnen die Ratſchläge zu ſtatten, die ihnen die Führer der griechiſchen Mietstruppen gaben. Adherbal, der ſich in Drepanum hielt, Hamilcar Barcas, der von Panormus aus die italieniſchen Küſten unſicher machte, verdunkelten die Namen der römiſchen Konſuln.

Eine Zeit des Gleichgewichts trat ein, in welcher die Karthager zu einem guten Frieden, wenigſtens zunächſt zu einer gleichmäßigen Auswechſelung der Gefangenen gelangen zu können meinten. Das iſt nun wieder ein Moment, das die römiſche Tradition feſtgehalten, das einer der großen Poeten, Horatius Flaccus, in einer herrlichen patriotiſchen Ode gefeiert hat. Regulus war der karthagiſchen Geſandtſchaft beigegeben, welche auf die Auswechſelung der Gefangenen antragen ſollte; er war einer von denen, welche infolge der Auswechſelung nach Rom zurückkehren ſollten. Aber er ſelbſt erklärte ſich im verſammelten Senat dagegen; denn, wie ihn der Dichter ſagen läßt: an den aus der Gefangenſchaft Zurückkehrenden ſei nichts gelegen, es wäre ein ſchlechtes

Beiſpiel, das man durch ihre Auswechſelung künftigen Jahrhunderten gäbe; wer einmal dem Feinde erlegen ſei, werde ſich niemals wieder gut ſchlagen. Nach der hiſtoriſchen Tradition hat er geſagt, daß an ihm, einem alten gebrechlichen Manne, ſeinem Vaterlande nichts liegen könne; wohl aber den Karthagern an denen, welche ſie gegen ihn wieder zurückerhalten würden: denn das ſeien jüngere, lebenskräftigere Männer. Es iſt eines der gefeiertſten Beiſpiele der patriotiſchen Hingebung, welche die Römer als charakteriſch für ihr Gemeinweſen betrachten. Regulus ſtellt ſich den beiden Deciern zur Seite. Und von großem Gewicht war es ohne Zweifel, daß Rom die Gefangenen ihrem Schickſal überließ; weder auf Schonung und Rückſicht, noch vollends auf Befreiung ſollten die jemals zählen können, welche in die Hände der Feinde gerieten. Zur Vollendung der Erzählung gehört es, daß Regulus ſelbſt dem qualvollſten Tode, der ſich denken läßt, entgegenging. Wie die Römer den Karthagern, ſo haben dieſe und ihre Freunde den Römern eine ſchlechte Behandlung der Gefangenen zum Vorwurf gemacht. Von beiden Seiten iſt das ſehr glaublich. Jeder Verſuch der Annäherung zwiſchen ihnen brachte eine heftigere Feindſeligkeit hervor. Und da es nun den Römern einleuchtete, daß ſie ſich in Sicilien nicht behaupten würden, ohne die Seeherrſchaft im weſtlichen Meere den Karthagern wirklich entriſſen zu haben, ſo verdoppelten ſie ihre maritimen Anſtrengungen, was bei der Erſchöpfung der Hülfsquellen der Stadt viel Schwierigkeit hatte: aber die vornehmſten Geſchlechter, welche an der Spitze der Republik ſtanden, boten dazu ihre Mittel dar, obwohl ihnen das Gemeinweſen nur dann einen Erſatz verſprach, wenn die Sache glücklich gehe. Es war wie ein Anlehen zu einem beſtimmten Zweck, welches verloren iſt, ſobald dieſer nicht erreicht wird. Die Schiffe wurden von kunſtverſtändigſten Meiſtern gebaut, noch ſtärkere Ruderer ausgewählt als früher, und ein Konſul an die Spitze geſtellt, der eben nur das vorgeſteckte Ziel im Auge hatte, Lutatius Catulus. Die Karthager ſäumten nicht, auch ihrerſeits eine anſehnliche Flotte in See zu bringen, welche, ſoviel man weiß, zunächſt dazu beſtimmt wurde, den Garniſonen in Sicilien die Vorräte zuzuführen, deren ſie bedurften, zugleich aber Truppen an Bord zu nehmen, kriegsgeübt genug, um die Römer im offenen Kampf zu beſtehen. Noch auf der Hinfahrt aber wurde die karthagiſche Flotte von Lutatius Catulus, der an den ägatiſchen Inſeln vor Anker gegangen war, aufgeſucht, angegriffen und vollkommen geſchlagen. Von ihren Schiffen wurden fünfzig verſenkt, ſiebzig gerieten in die Hände der Römer. Es war am 10. März 512 d. St., 242 vor unſerer Aera.

Bei dem Kampfe der beiden Mächte hat man an das Ringen zweier Athleten erinnert, von denen der die Oberhand behalte, deſſen Körper am beſten in ſtand gehalten ſei. So hatten die Römer jetzt alle ihre Kräfte, mit Einſchluß des Privatvermögens, zur entſcheidenden Schlacht zuſammengenommen. Die Karthager waren nicht imſtande, eine neue Flotte in See zu ſchicken; ſie faßten den Entſchluß, in einem Augenblicke Frieden zu machen, als ſie noch einen Preis für denſelben zu bieten hatten. Dieſer beſtand in dem Überreſt ihrer Beſitzungen in Sicilien. Hamilcar Barcas entſchloß ſich, dieſelben aufzugeben und noch eine ſehr bedeutende Kriegsentſchädigung zu bewilligen. Mit den Bedingungen, welche die Konſuln angenommen hatten, war die römiſche Plebs anfangs nicht ganz zufrieden. Sie hatte ſich bei der erſten Nachricht von dem Siege die Hoffnung gemacht, Karthago in dieſem Augenblick ganz niederzukämpfen. Die näheren Nachrichten über die Lage der Dinge, welche man einzog, bewieſen jedoch, daß dies nicht möglich ſein werde. Auf dem Forum wurden die Bedingungen noch verſchärft, dann aber angenommen. Ein unermeßlicher Vorteil für Rom, daß es, im Beſitz von Italien, nun auch noch den von Sicilien hinzufügte und beide durch eine kräftige und ſiegreiche Marine ſchützte.

Antagonismus der Römer und Karthager.

Die Griechen ſind bei dieſem Kriege ſtark beteiligt geweſen. Den griechiſchen Mietstruppen kann man den Widerſtand zuſchreiben, den die Karthager, geleitet von Xanthippus, den Römern in Afrika leiſteten. Ebenſo aber hatten die ſicilianiſchen und italiſchen Griechen einen großen Anteil an der Begründung der römiſchen Seemacht, vor der die Karthager zuletzt doch zurückwichen. Das allgemeine Verhältnis beſtand eben darin, daß Rom den Kampf aufnahm, den die griechiſch-macedoniſche Welt, den Spuren Alexanders des Großen folgend, gegen Karthago bereits angefangen hatte. So ward Sicilien den Karthagern entriſſen.

Der weſentliche Unterſchied der beiden Republiken lag darin, daß Rom ſeine Kriege mit einer zahlreichen, militäriſch eingerichteten und geſchulten Bürgerſchaft, ſowie mit Bundesgenoſſen, die es durch ihr eigenes Intereſſe an ſich feſſelte, zu führen vermochte; Karthago dagegen, reich und machtvoll, wie es war, doch für den äußern Krieg auf die Treue der Mietstruppen, die es in Dienſt nahm, angewieſen blieb. Welcher Nachteil für Karthago aus dieſem Verhältnis entſprang, zeigte ſich ſogleich nach dem Frieden. Als die in Sicilien unter Hamilcar eingeübten Mietstruppen nach Afrika zurückkamen, ohne daß man in Karthago die Rückſtände ihres Soldes zahlen oder ihre anderen Forderungen befriedigen konnte, ſchritten ſie zu offener Empörung. Sie ernannten drei Oberanführer, von denen der eine ein Afrikaner, der andere ein aus Rom geflüchteter Sklave, der dritte ein Gallier war. Und dieſe fanden nun Anhang in der einheimiſchen Bevölkerung, die unter dem bisherigen Kriegsdruck viel gelitten hatte. Die Karthager boten alle ihre Kräfte auf, um ſie zu überwältigen; aber ſie erlitten dabei ſchwere Verluſte. Selbſt der tapferſte ihrer Feldherren, den ſie trotz mancher Streitigkeiten mit den vornehmen Geſchlechtern an ihre Spitze ſtellten, hatte einen ſehr ſchweren Stand mit ihnen. Sehr natürlich iſt es nun, daß ſich dieſe aufrühreriſche Bewegung auch in den unterworfenen Gebieten fortſetzte. Die Söldner, durch welche die Karthager Sardinien beherrſchten, empörten ſich gegen ſie; noch einmal bezwang ſie Karthago durch andere Söldner, aber dieſe empörten ſich ebenfalls. Der karthagiſche Feldherr wurde mit allen Puniern, die ihn begleiteten, ermordet.

In dieſer Verwirrung haben nun die Römer zwei ganz verſchiedene Linien der Politik eingeſchlagen. Mit den Mietsvölkern in Afrika wollten ſie nichts zu ſchaffen haben; ſie wichen jeder Annäherung derſelben aus und haben Karthago ſelbſt im Kampfe unterſtützt. Ganz anders in Sardinien. Sie trugen kein Bedenken, die Inſel, die ihnen gleichſam wie ein herrenloſes Land erſchien, in Beſitz zu nehmen. Was ſie dazu vermochte, liegt auf der Hand. Karthago zu zerſtören, Afrika zu unterwerfen, war ihnen fern. Was hätte ihnen daran liegen können, daß ſich dort an der Stelle einer Republik, mit der ſie doch oft verbündet geweſen waren, eine wilde Soldatenherrſchaft gebildet hätte. Dagegen war es für ſie von größter Wichtigkeit, die Karthager von Sardinien auszuſchließen, wo dieſelben auch nach dem Verluſt von Sicilien für ihre Seemacht eine große Station inne hatten, welche ihnen in den Meeren und an den Küſten einen unberechenbaren Einfluß ſicherte. Die Römer nahmen hiebei auf den bisherigen Beſitzſtand keine weitere Rückſicht; ſoweit ging ihr Rechtsgefühl nicht.

Als die Mietstruppen in Libyen durch das Verdienſt Hamilcars niedergeworfen waren, richteten die Karthager ihr Augenmerk wieder auf die Inſeln des Mittelmeers; ſie meinten auch in dieſen Regionen ihre alte Herrſchaft wiederherzuſtellen. Unter ihrer Einwirkung erhoben ſich die Eingeborenen in Sardinien und Korſika; auch in Ligurien glaubten die Römer feindſelige Anregungen von ihrer Seite zu erkennen. Im Jahre 233 vor unſerer Aera haben die Römer drei verſchiedene Heere nach Ligurien, Sardinien und Korſika abgeſchickt, die auf den größten Widerſtand ſtießen, aber die Bevölkerungen wieder zu ihrem Gehorſam zurückbrachten. Dabei iſt in Korſika ein ähnliches Verfahren vorgekommen, wie einſt bei den caudiniſchen Päſſen. Ein römiſcher Führer, Claudius Glicia, hatte mit den Korſen einen Vertrag geſchloſſen; der Konſul Licinius Varus verwarf denſelben, lieferte den eigenmächtigen Unterfeldherrn aus und ſetzte den Krieg ſo lange fort, bis Korſika bezwungen war. Schon in dieſe Zeiten wird die Erzählung geſetzt, daß die Römer einen Wurfſpieß und einen Heroldsſtab nach Karthago geſchickt hätten mit der Aufforderung, zwiſchen beiden zu wählen. Soweit kam es jedoch nicht. Die Verträge wurden erneuert, die Karthager ſogar genötigt, zur Befeſtigung derſelben neue Geldzahlungen zu übernehmen; ſie wurden inne, daß ſie weder in Sardinien noch in Korſika gegen die Römer etwas ausrichten würden.

Eben unter dieſen Umſtänden nahm ihr Unternehmungsgeiſt eine andere Richtung. Derſelbe Hamilcar Barcas, der die Kriegsführung im Sinne der Zeit von Xanthippus gelernt, Regulus beſtanden, Sicilien eine lange Zeit behauptet und von dort aus Italien geſchreckt, nun aber durch die Dämpfung der Mietstruppen ſich noch größeres Verdienſt um ſeine Vaterſtadt erworben hatte, führte ein karthagiſches Heer über die Meerenge. Wir wiſſen, was

Spanien für Karthago bedeutete. Karthago herrſchte über das nordweſtliche Afrika und die ſüdlichen Bezirke der Pyrenäiſchen Halbinſel, die Pforten des Atlantiſchen Meeres hielt es in ungeſtörtem Beſitz. In dieſen Gewäſſern übte es eine ausſchließende Herrſchaft aus, es beſaß dort ein kleines Reich. Aber einige eingeborene Völkerſchaften ſträubten ſich gegen ſeine Oberherrſchaft. Hamilcar unternahm, ſie zu unterwerfen; er führte ein Heer dahin, das er in den letzten afrikaniſchen Unruhen um ſich geſammelt hatte. Wir finden, daß er mit einem oder dem anderen numidiſchen Großen in ein nahes perſönliches Verhältnis getreten war.

Hamilcar, der ein natürliches Talent zur Organiſation beſaß, war in der Armee, die er anführte, gleichſam ſelbſtändig geworden. Die krieggewohnten Mietsvölker waren nicht allein durch das Geld zuſammenzuhalten: ſie hatten Sinn für perſönliche Tapferkeit und Energie, ſie bedurften eines Mannes und einer militäriſchen Autorität, an welche ſie ſich anſchließen konnten. Von Hamilcar erfahren wir, daß er ſein Heer ohne eigentliches Geheiß des Senats oder des Volkes von Karthago nach Spanien geführt und dann acht Jahre hindurch von den iberiſchen Stämmen einen nach dem andern unterworfen hat. Er brauchte hiezu pekuniäre Hülfe von Karthago nicht in Anſpruch zu nehmen; der Krieg nährte ſich nicht allein ſelbſt, ſondern warf noch ſoviel Überſchuß ab, daß Hamilcar reiche Geldſendungen an die Republik ſowohl, wie an ſeine Freunde abgehen laſſen konnte. Ihm hatten ſeine Thaten den Beinamen Barcas, der Blitz, eingetragen, welchen damals auch ägyptiſche und ſyriſche Fürſten geführt haben; man nannte ſeine Partei nach ihm die Barciniſche. Nach Halmicars Tod wurde ſein Schwiegerſohn Hasdrubal, der ihm in den inneren Streitigkeiten die beſten Dienſte geleiſtet hatte, zu ſeinem Nachfolger ernannt: der fügte der Gewalt der Waffen noch die Gabe, ſich Einfluß auf die Gemüter zu verſchaffen, hinzu: viele Eingeborene traten in das Heer ein. Hasdrubal nahm eine Gemahlin aus einem angeſehenen iberiſchen Hauſe — ſie ſtammte aus den Bergwerksdiſtrikten von Caſtulo —; hauptſächlich ihm wird das Gedeihen von Karthagena zugeſchrieben, einer ſtarken Seefeſte, in deren Nähe Silbergruben entdeckt wurden; was ſchon die Phönizier begonnen und die Karthager dann weiter entwickelt hatten, das ſetzte Hasdrubal mit einer unwiderſtehlichen Verbindung von Gewalt und Klugheit ins Werk. Er bildete ein karthagiſch-iberiſches Heer, das ihm unbedingt gehorchte. Das karthagiſche Reich in Spanien dehnte ſich bis an den Ebro hin aus. Dieſer Erfolg beruhte eben auf dem zuſammenhaltenden wohlorganiſierten Heere, das Hamilcar Barcas ins Feld geführt hatte.

Man darf ſich nicht wundern, daß die Römer das alles ſo ruhig geſchehen ließen. Sie waren ſoeben in einem Unternehmen begriffen, das ihre ungeteilte Aufmerkſamkeit und alle ihre Anſtrengungen erforderte: der Unterwerfung des kontinentalen Italiens. Den Anlaß gab der an die Errichtung der Kolonie von Ariminum anknüpfende Beſchluß, das Land der ſenoniſchen Gallier bis über Picenum hinaus zu verteilen. Wie die Beſitznahme von

Meſſana, ſo ward auch dieſer Beſchluß von dem römiſchen Volk eigentlich im Gegenſatz mit dem Senate gefaßt; der Tribun Flaminius ſetzte ihn durch. Aber das Unternehmen hatte ſogleich den gefährlichſten Krieg zur Folge.

Die anwohnenden Bojer wurden in die größte Aufregung verſetzt; ſie glaubten mit Händen zu greifen, daß es dem römiſchen Volke nicht um eine bloße Oberherrlichkeit, bei der untergeordnete Selbſtändigkeiten beſtehen könnten, zu thun ſei, ſondern daß es mit der vollſtändigen Überwältigung und Ausrottung der galliſchen Nationalität in Oberitalien umgehe, und hauptſächlich: ſie fürchteten, daß ſich demnächſt in ihren Gebieten wiederholen werde, was ſoeben in den ſenoniſchen geſchehen war. Sie meinten, weder allein noch mit den nächſtgeſeſſenen Stämmen widerſtehen zu können, und riefen ein transalpiniſches Volk herbei, die Gaeſaten, die ihre Sitze in den Gebirgen an dem oberen Laufe der Rhone hatten und gewohnt waren, in fremde Dienſte zu gehen. Den Gaeſaten ſchloſſen ſich Inſubrer, Bojer und andere cisalpiniſche Völker an. In Erinnerung an die alte galliſche Eroberung nahmen ſie ihren Zug gradezu gegen die römiſchen Gebiete. Auch in Rom erneuerte ſich der galliſche Schrecken, als ſie in Etrurien plündernd eindrangen. Hier aber begegneten ihnen die römiſchen Legionen. Der Konſul Ämilius Papus rückte, von Ariminum auf weitem Umweg kommend, dahin vor. Indeſſen langte auch Cajus Atilius, der von Sardinien abberufen worden war, an der Küſte von Piſa an. Die beiden konſularen Heere nahmen faſt mehr zufällig, als nach vorbedachtem Plane, in der Gegend von Populonia die Gallier in die Mitte. Die Gallier hatten ihre zuſammengeraffte Beute auf den Hügeln in Sicherheit gebracht. Als die römiſchen Heere erſchienen, waren ſie gezwungen, nach beiden Seiten hin Front zu machen: die Gaeſaten und Inſubrer gegen Ämilius, die Bojer gegen Atilius. Niemals war ihr Schlachtgeſchrei gewaltiger erſchollen — Berg und Thal, Wald und Feld, ſo erzählte man, erdröhnte davon —, niemals ihre Kriegswut heftiger aufgetreten. In den erſten Reihen ſtürmten die Gaeſaten heran, ohne Schutzwaffen, nur mit Abzeichen des Ranges und alterfochtener Ehren glänzend ausgeſtattet. Aber die Römer hatten indes gelernt, ſich ihrer Wurfſpieße und Bogen ſicherer zu bedienen, als früher. Ungeduldig über die erlittenen Verletzungen warfen ſich die Gallier auf die römiſchen Schlachtreihen. Auf das tapferſte fochten Inſubrer und Bojer, aber ſie erlagen. Wie ganz anders als einſt in Macedonien! Auch bei Populonia haben die Gallier den Konſul Atilius getötet und ſeinen Kopf auf einen Spieß geſteckt, wie dort den des Ptolemaeus Ceraunus; allein die römiſchen Reiter hielten Stand und rächten den Tod ihres Führers, und, was die Hauptſache iſt: dort war die Phalanx durchbrochen worden, hier behielt die Legion den Platz.

Man darf behaupten, daß dieſe Schlacht es war, durch welche das Übergewicht der Römer in dem cisalpiniſchen Gallien begründet worden iſt. Die Bojer, zugleich von ihren Nachbarn bedrängt, wurden genötigt ſich zu unterwerfen. Im Jahre 223 vor unſerer Ära brachte derſelbe Flaminius, der den

Krieg veranlaßt hatte, trotzdem daß ſeine Vorkehrungen einiges zu wünſchen übrig ließen, den Inſubrern eine entſcheidende Niederlage ſei. Aus dem Jahre 222 wird noch ein Zweikampf des Konſuls Marcus Claudius Marcellus mit dem galliſchen Heerführer Virdomar berichtet. Marcellus weihte zum dritten Mal ſeit Coſſus und Romulus dem Jupiter Feretrius die Spolia opima; er flehte ihn an, den Römern auch fortan ähnliches Glück zu gewähren: denn dieſe Eroberer glaubten an ihre Götter. Bald darauf iſt Mailand von den Römern mit Gewalt eingenommen worden. An den beiden Ufern des Po wurden römiſche Kolonien wie Placentia und Cremona gegründet, was dann erſt die Vereinigung des geſamten Italiens ermöglichte.

Meiſter der apenniniſchen Halbinſel, bekamen die Römer die Hände frei, um ihr Augenmerk auch auf die pyrenäiſche zu werfen.

Von einem allgemeinen Standpunkt aus könnte man ſagen, daß Karthager und Römer eine gemeinſchaftliche Sache führten: ſie waren beide im Kampfe gegen die Unabhängigkeit der weſtlichen Nationen begriffen. Die Macht des celtiſchen Stammes, die ſich über die Welt ausbreitete, erlitt im Thale des Po einen Verluſt, wie ſie einen ähnlichen noch nie erfahren hatte. Dem entſprach es nun, wenn auch die Macht der Celtiberer immer höher in das nördliche Spanien gedrängt wurde. Dabei trat aber der Gegenſatz zwiſchen Römern und Karthagern noch ganz anders zu Tage, als in Sicilien; er umfaßte das Schickſal des Occidents.

Polybius hat behauptet, von Anfang an ſei es bei dem Fortſchreiten der Karthager auf einen Krieg gegen Rom abgeſehen geweſen: Hamilcar Barcas habe den Verluſt von Sicilien und von Sardinien nie verwinden können; nur in dieſem Gedanken, Rache an Rom zu nehmen, habe er gelebt und in dieſem Sinne ſeinen Sohn Hannibal auferzogen; ſo jung dieſer auch war, habe er denſelben einen Eidſchwur leiſten laſſen, daß er nie der Freund von Rom ſein wolle; von dieſer Abſicht ſei das Unternehmen Hamilcars in Iberien ausgegangen; ihm vor allem müſſe man den Wiederausbruch des Krieges zwiſchen Rom und Karthago zuſchreiben, obwohl er zehn Jahre vor demſelben umkam. Das iſt nun wohl mehr eine geiſtvolle Kombination der Thatſachen, als eine hiſtoriſch begründete Überlieferung. Die älteren, gleichzeitigen Römer hatten eine andere Auffaſſung von der Sache; ſie ſuchten den Urſprung des Krieges in dem inneren Hader der mächtigen Häuſer von Karthago: Hasdrubal, der Schwiegerſohn Hamilcars, habe ſelbſt nach der höchſten Gewalt in Karthago getrachtet, dabei aber ſei er an dem Widerſtand der Vornehmſten der Republik geſcheitert; dagegen habe er in Spanien ſich ſo betragen, als wäre er ein unabhängiger Herr; bei ſeinem Tode ſei ſeine Partei in Gefahr geraten, der entgegengeſetzten Faktion zu unterliegen. Durch das Heer ſelbſt ſei der Sohn Hamilcars, Hannibal, der an allen Schritten Hasdrubals lebendigen Anteil genommen, obwohl noch immer ſehr jung, von dem Heere zum Anführer ausgerufen worden, und habe nun alle Rückſicht gegen Rom beſonders auch deshalb aus den Augen geſetzt, weil der Krieg für ihn die Bedingung geweſen ſei, ſich zu behaupten. Übrigens abweichend ſtimmen dieſe Meinungen doch darin überein, daß ſie dem karthagiſchen Heere eine große Selbſtändigkeit zuſchreiben.

Einige andere Momente fügt eine dritte Tradition hinzu, die ſich in den Fragmenten des Dio und den Auszügen aus Dio bei Zonaras findet.

Danach war der Friede zwiſchen Karthago und Rom ſchon längſt gefährdet, nicht ſowohl wegen der Einnahme von Sardinien, welche ſich die Karthager hatten gefallen laſſen, als wegen der wiederholten Verſuche der Karthager, Sardinien und Korſika zum Aufſtand gegen die Römer zu veranlaſſen. Rom war damals vor allem damit beſchäftigt, das peninſulare Italien zu behaupten und jede Feindſeligkeit der Nachbarn auszuſchließen; es wußte Sicilien in einer Bundesgenoſſenſchaft zu befeſtigen, die eine Art von Unterthänigkeit wurde; es bekämpfte die illyriſchen Seeräuber mit entſcheidendem Erfolg. Zu ſeiner Sicherheit gehörte es, keine karthagiſchen Schiffe in Sardinien und Corſika zu dulden, von wo dieſe ſich mit Oberitalien in Verbindung ſetzten, womit dann wieder der Kampf gegen die Bojer, die aus dem Verkauf von Kriegsgefangenen ein gewinnbringendes Geſchäft machten, zuſammenhing. Da konnten nun die Römer unmöglich dulden, daß die Karthager ſich der Ausflüſſe des Ebro bemächtigten. Sie ſchloſſen einen Vertrag mit Hasdrubal, durch welchen dieſer ſich verpflichtete, nicht über den Ebro zu gehen, ſo daß den Karthagern Iberien jenſeit des Ebro überlaſſen wurde, ausgenommen jedoch Sagunt, das mit den Römern in Bundesgenoſſenſchaft ſtand. Es ließe ſich noch immer denken, daß Rom Oberitalien koloniſiert, Karthago den größten Teil von Spanien mediatiſiert hätte und die beiden Republiken in freundſchaftlichen Beziehungen zu einander geblieben wären. Dahin ſcheint die Politik des Hasdrubal gegangen zu ſein; er würde den Ebro nicht überſchritten haben. Da trat nun Hannibal auf: einer von der jungen Löwenbrut, welche Hamilcar in ſeinen Söhnen zum Kampfe gegen Rom aufzog, und von dem Vater ganz beſonders zu dauernder Feindſeligkeit gegen Rom verpflichtet. Hannibal wurde nicht von den Karthagern zum Nachfolger des Hasdrubal ernannt, ſondern von dem Heere, welches in ihm den Vater, durch den es doch begründet war, verehrte und ihn zugleich als guten Soldaten bewunderte. In Karthago wurde er beſtätigt, aber nicht, wie man wohl geſagt hat, durch eine demokratiſche Bewegung im Volk, ſondern durch die Magiſtrate, die er zu gewinnen wußte. Unter dieſen gab es immer zwei einander entgegenſtehende Parteien, von denen die eine auf die beſtehenden freundſchaftlichen Beziehungen zu Rom Rückſicht nahm, die andere aber nicht; dieſe, die man die Barciniſche nannte, erlangte infolge der Siege der Feldherrn, die ihr angehörten, die Oberhand.

Zwiſchen Sagunt und den benachbarten Völkerſtämmen gab es unaufhörlich Streitigkeiten. In Sagunt ſelbſt ſtanden einander zwei Faktionen gegenüber, von denen die eine römiſch, die andere karthagiſch geſinnt war. Hannibal beſchloß nun, durch das eine veranlaßt, durch das andere ermuntert, Sagunt anzugreifen; er konnte auch ſeinerſeits einen indirekten Einfluß der Römer auf ſeinem Gebiete nicht wohl zulaſſen. Und, wenn er ſich nicht verhehlte, daß die Römer ſich ihrer Bundesgenoſſen, der Saguntiner, annehmen würden, ſo wollte er es doch darauf wagen. Die Römer ſäumten nicht, auf die Nachricht von dieſem Unternehmen Hannibals, ihn von demſelben abzumahnen, wobei ihm angekündigt werden ſollte, wenn er ſich weigere, ſo würden ſie ihn in Karthago anklagen; ſie hielten es für möglich, daß Karthago ſelbſt vor einem Kriege mit Rom zurückſchrecken und den Feldherrn zu einem friedlichen Verhalten nötigen werde. Hannibal hat den Geſandten, die ihn in ſeinem Feldlager aufſuchten, gar kein Gehör gegeben. Man ſoll dieſen geſagt haben, er ſei nicht an Ort und Stelle; in das Lager möchten ſie nicht kommen, weil ſie in Abweſenheit des gebietenden Befehlshabers ihres Lebens ſelbſt nicht ſicher ſeien. Die Geſandten begaben ſich alſo unmittelbar nach Karthago. Eine Überlieferung iſt, Hannibal habe durch geheime Sendung Stimmung für ſich zu machen gewußt; aber ohnedies hatte er, wie angedeutet, eine ihm ergebene Partei, welche auch ihrerſeits einen Krieg mit Rom gern ſah. Und mit den perſönlichen Antrieben haben ſich andere, aus der allgemeinen Lage der Republik hervorgehende Beweggründe verſchmolzen. Die einen behaupteten, daß der Zuſtand, in welchem man ſich ſeit dem letzten Frieden mit Rom befinde, unſelbſtändig und demütigend ſei; man müſſe aus demſelben herauskommen, was dadurch geſchehen werde, wenn man Hannibal freie Hand laſſe. Dagegen warnten andere die Karthager davor, den Frieden mit Rom zu brechen; man müſſe vielmehr die, welche Schuld an den Entzweiungen hätten, auch die Laſt derſelben tragen laſſen. Es waren eben die beiden Möglichkeiten, die hier vorlagen, entweder ſich Hannibals zu entäußern, oder ſeine Sache zur Sache der Republik zu machen. Wir vernehmen, daß die älteren Leute, die ſich des vorigen Krieges erinnerten, der erſten, die übrigen aber, die auf Hannibal vertrauten, der anderen Meinung beipflichteten. Aber die Geſandten bekamen keine entſchiedene Antwort, und auch für die Römer war der Moment einer letzten Entſcheidung noch nicht gekommen.

Dieſer trat erſt ein, als Sagunt in die Hände Hannibals fiel, die Stadt ſelbſt durch geſchickte Anwendung von Belagerungswerkzeugen, die Burg unter heftiger und verzweifelter Gegenwehr. Dann kam die Sache auch in Rom zu definitiver Beratung. Lucius Cornelius Lentulus riet zu unverzüglichem Kriege gegen Karthago; von den beiden Konſuln müſſe der eine nach Afrika, der andere nach Spanien gehen, damit von den beiden Ländern keines dem anderen Hülfe leiſten könne. Bis dahin ſchien die Sache noch nicht unbedingt gekommen zu ſein. Quintus Fabius Maximus warnte die Römer, den Krieg zu beginnen, ehe man alle Mittel der Verſtändigung mit Karthago erſchöpft habe. Der Beſchluß wurde gefaßt, ſich zwar zum Kriege unmittelbar zu rüſten, aber doch eine Geſandtſchaft nach Karthago zu ſchicken und die Rechtsfrage zur Sprache zu bringen; je nachdem dort die Antwort ausfalle, entweder auf die Auslieferung Hannibals zu dringen oder, wenn dieſe verweigert werde, den Krieg anzukündigen. Die Entſcheidung über Krieg und Frieden lag demnach darin, ob man in Karthago das eigenmächtige Verhalten Hannibals nach der Hand billigen oder, wie die Römer verlangten, mißbilligen werde. — Darüber iſt es nun in Karthago zu einer ſehr eingehenden Verhandlung gekommen. Die Römer forderten das Einſchreiten der republikaniſchen Gewalten, weil der mit dem Vorgänger Hannibals abgeſchloſſene Vertrag das mit ſich bringe. Die Karthager wandten ein, durch dieſen Vertrag ſeien ſie nicht eigentlich gebunden, wie ja auch Rom ſich bei dem letzten Frieden mit den bereits vereinbarten Bedingungen nicht beruhigt, ſondern ſie verändert habe. Die Römer erinnerten daran, daß in dem mit Lutatius Catulus abgeſchloſſenen Vertrag die Genehmigung des römiſchen Volkes ausdrücklich vorbehalten geweſen ſei. Die Karthager blieben dabei ſtehen, daß die mit Hasdrubal getroffene Abkunft ſie nicht binde, weil ſie in der Hauptſtadt niemals ratifiziert worden ſei. So verhielt es ſich wohl auch; nicht für alles und jedes, was in Spanien geſchah, konnte die Republik verantwortlich gemacht werden. Von römiſcher Seite aber wurde noch eine andere Differenz hervorgekehrt; ſie behaupteten, daß der Angriff auf Sagunt auch ſchon deshalb als unrechtmäßig angeſehen werden müſſe, weil in dem letzten Frieden die Bundesgenoſſen eines jeden Teils vor den Feindſeligkeiten des anderen geſichert ſeien! Auch darauf aber hatten die Karthager eine Antwort; ſie ſagten: das habe von den damaligen Bundesgenoſſen gegolten, nicht von denen, welche ſpäter in die römiſche Bundesgenoſſenſchaft gezogen worden; in dieſem Falle ſei Sagunt. Die Römer entgegneten, daß der Vertrag keinen Unterſchied zwiſchen dermaligen Bundesgenoſſen und ſpäteren mache, in Sagunt alſo immer Verbündete der Römer gegen den Wortlaut des Friedens angegriffen worden ſeien. Man darf wohl dieſe Beſonderheiten der Verhandlungen nicht übergehen, wenn man die Sache ſelbſt verſtehen will. Die Frage war, ob ſich Karthago von dem Verfahren Hannibals losſagen, oder ob es dasſelbe gutheißen würde.

Rede und Gegenrede führten zu keinem Ziel. Da aber die Karthager ſich von Hannibal nicht losſagten, ſein Verfahren nicht als ungeſetzlich verwarfen, ſo ließ ſich die Forderung, deren Verweigerung die Kriegsankündigung nach ſich ziehen ſollte, gar nicht ſtellen. Da iſt dann jene Scene vorgefallen, welche alle Welt kennt. Der Wortführer der römiſchen Geſandten, Marcus Fabius, machte einen Bauſch in ſeiner herabwallenden Toga und ſagte: hier habe er Krieg und Frieden; ſie möchten wählen, welches von beiden ſie wollten. Sie antworteten, er ſelber möge die Entſcheidung ausſprechen; der Geſandte verſetzte: dann gebe er den Krieg, und ließ ſeine Toga herabwallen.

Von unſeren Gewährsmännern erzählen die einen, dieſe Entſcheidung ſei von den Karthagern mit Freudengeſchrei empfangen worden, die anderen wiſſen davon nichts. Und faſt möchte man dieſen beiſtimmen. Wenigſtens laſſen die vorangegangenen Verhandlungen nicht darauf ſchließen, daß der Krieg mit allgemeinem Enthuſiasmus gewünſcht worden ſei. War es aber nicht anders, ſo nahm man ihn an.

Vergegenwärtigen wir uns, ohne auf die Stimmungen beider Teile entſcheidenden Wert zu legen, die Streitfrage in ihren politiſchen Beziehungen, ſo kommt zuletzt alles auf das Verhältnis von Sagunt zu den Römern an. Die Karthager wollten in dem ihnen anheimgefallenen Teile von Iberien den Einfluß der Römer, welchen Sagunt vermittelte, nicht dulden. Die Lage der Stadt nahe dem Meer und unfern dem Ausfluß des Ebro machte es für die Karthager höchſt wünſchenswürdig, ſich dieſes Platzes zu bemächtigen.

Gerade dieſe Beziehungen mußten die Römer antreiben, Sagunt in Schutz zu nehmen. Ein römiſcher Konſul dieſer Zeit hat behauptet: die Römer hätten mit Sagunt auf Bitten der Einwohner ſo verfahren müſſen, wie einſt in Meſſana auf Bitten der Mamertiner; ſie unterließen dies, weil ſie anderweit beſchäftigt waren und in Spanien eine ſo raſche Entſcheidung nicht erwarteten. Als eine ſolche nun dennoch erfolgt war, trat eine allgemeine Verwickelung der Verhältniſſe von Rom und Karthago zu Tage. Wir berührten ſoeben die vornehmſte Streitfrage. Wenn man aber auch annahm, daß Karthago für den Bruch des mit Hasdrubal abgeſchloſſenen Vertrages nicht verantwortlich gemacht werden könne, ſo fiel es doch umſomehr ins Gewicht, daß der Nachfolger Hasdrubals ſich einen ſolchen eigenmächtig erlaubt hatte; welche Sicherheit blieb den Römern dafür übrig, daß Hannibal nicht den Ebro überſchreiten und ganz Spanien in Beſitz nehmen würde? Es war wie eine natürliche Folge des von ihnen ſelbſt in ähnlichen Fällen eingehaltenen Verfahrens, wenn ſie die Auslieferung des Heerführers, der, wie ſie vorausſetzten, gegen die Abſicht der Republik den Frieden gebrochen hatte, zu fordern beſchloſſen. Darüber aber weckten ſie in dieſem die äußerſte perſönliche Feindſeligkeit. Es bedarf nicht einmal jenes Schwures, den Hannibal noch als Knabe ſeinem Vater geleiſtet haben ſoll, niemals ein Freund der Römer zu ſein: dieſe Feindſeligkeit liegt in der Sache. Denn wenn die Karthager den Anmutungen der Römer Raum gaben, vielleicht ſelbſt ohne ihn auszuliefern, ſo war er verloren; die Bedingung ſeiner Exiſtenz war der Wiederausbruch des Krieges: nur dadurch kam er in den Stand, ſich ſelbſt zu behaupten. Und auch für die Karthager war es gleichſam geboten, ihn nicht fallen zu laſſen: den Kriegsmann, der ſich als ein junger Held zeigte und eine tapfere Armee, die nur unter ihm zu dienen wünſchte, befehligte. Mochten ſie auch jetzt nicht beabſichtigen, mit Rom den Frieden zu brechen, ſo lag ihnen auch, da ſie den Römern ein ſo mächtiges und ſiegreiches Heer entgegenzuſtellen im ſtande waren, nichts daran, denſelben aufrecht zu halten. Wie wäre es ihnen möglich geweſen, ſich Hannibals zu entäußern? Die Politik der Republik und die Aktion des Heeres der Barcas in Spanien waren zwei nicht durchaus identiſche Größen; aber ſie hingen doch auf das genaueſte zuſammen. Gerade dadurch, daß die Römer das Verfahren Hannibals für einen Bruch des Friedens erklärten und die Losſagung der Republik von demſelben als Bedingung der Fortdauer der bisherigen Verhältniſſe aufſtellten, wurde bewirkt, daß die Republik ſich für ſolidariſch mit dem Heerführer erklärte, der ihr doch wieder den vornehmſten Rückhalt gegen Rom verlieh. Die perſönliche Stellung Hannibals iſt gleich bei dieſem Beginn ſehr außerordentlicher Natur. Die Feindſeligkeit zwiſchen Karthago und Rom brach deshalb aus, weil Rom ihn nicht dulden, Karthago ihn nicht miſſen wollte.

Hannibaliſcher Krieg.

War nun der Krieg erklärt, ſo begannen auf beiden Seiten die Vorbereitungen, um denſelben zu beſtehen. In Rom bemerken wir dabei nicht den ſonſtigen Eifer der Plebejer; dieſe hatten den erſten Krieg gegen Karthago mit Freuden unternommen und den Abſchluß des Friedens, als er notwendig wurde, noch erſchwert. An dem zweiten hat der Senat und die politiſche Erwägung größeren Anteil. Aber man rüſtete doch mit aller Kraft. Zwei konſulare Heere wurden aufgebracht, von denen das eine unter Publius Scipio den Krieg in Spanien aufnehmen, das andere unter Sempronius Longus ſich in Sicilien aufſtellen und den Verſuch machen ſollte, von da nach Afrika überzugehen, was nicht allzu ſchwer zu ſein ſchien, da die Römer noch das Übergewicht zur See beſaßen. Ihrerſeits ſetzten ſich auch die Karthager zur See und zu Land in Verfaſſung, um ihre Küſten zu ſichern und jeden Angriff abzuwehren. Hannibal verſäumte nicht, gute Vorkehrungen in Spanien wie in Libyen zu dieſem Zwecke zu treffen. Eine Anzahl iberiſcher Truppen ließ er nach Mauretanien und Libyen übergehen, eine nicht geringere libyſcher oder libophöniziſcher Mannſchaften nahm er nach Spanien herüber. Den Gehorſam der unterworfenen iberiſchen Landſchaften ſicherte er durch Geiſeln, die er nach der feſten Burg von Sagunt brachte. Seinen Bruder Hasdrubal betraute er mit der allgemeinen Fürſorge über das Land.

Die beſte Verteidigung aber liegt, wie man weiß, in rechtzeitigem Angriff. Hannibal konnte nicht, wie ſein Vater einſt vorgehabt, Italien von der See aus beunruhigen. Und nur in der Landmacht beſtand ſeine Stärke. Für deren Verwendung boten ihm die Vorgänge in Oberitalien einen Anlaß von welthiſtoriſcher Tragweite dar. Die Römer hatten die cisalpiniſchen Völker unterworfen; aber dieſe waren nicht gemeint, die neue Herrſchaft zu ertragen; wie vor kurzem die Gaeſaten, ſo riefen ſie jetzt Hannibal zu Hülfe. Daß er mit ihnen in Verbindung ſtand, iſt außer Zweifel; die Römer ſelbſt hatten bereits davon gehört. Aber wie ſollte es bei dem damaligen Zuſtand der Welt möglich ſein, eine Heeresmacht von Bedeutung über weite Landſtrecken und zwei Gebirge, die eine Grenzſcheide der Nationen zu bilden ſchienen, nach Oberitalien zu führen? Daß Hannibal das unternahm, iſt ſeine große Handlung in der Geſchichte. Bei den Abgeordneten der bedrängten cisalpiniſchen Stämme, die ihn aufſuchten, hat er ſich erkundigt, ob er die Alpen werde überſchreiten können; man ſagte ihm, es ſei ſchwer, aber nicht unmöglich. Ehe Hannibal aufbrach, hat er noch dem Heiligtum des tyriſchen Herkules in Gades einen Beſuch gemacht, die alten Gelübde gelöſt und ſich zu neuen Darbringungen verpflichtet, wenn es ihm mit dem Vorhaben gelinge. Der tyriſche Herkules, deſſen Dienſt Alexander der Große im Oſten zerſtört hatte, ſollte den Punier nach dem entfernteſten Weſten führen. Aus ſeinem kriegsgeübten Heere nahm er, ſoviel wir erfahren, 50 000 Mann zu Fuß mit ſich, überdies 9000 Mann der beſten leichten Reiterei, die es damals in der Welt gab, die Numidier, und eine Anzahl Elephanten, die in Afrika wie im Orient zu den weſentlichen Erforderniſſen einer großen Kriegsmacht gerechnet wurden. Die Tierkoloſſe, welche von den Griechen einſt am Indus und Hydaspis hatten bekämpft werden müſſen, wurden, wie ſchon von Pyrrhus, ſo jetzt von Hannibal gegen Italien herangeführt.

Unaufhaltſam rückte Hannibal auf einer uralten Straße, die man als die des Herkules bezeichnete, über die Pyrenäen durch Gallien vor. Er wußte den Widerſtand der Völkerſchaften, wo ein ſolcher ſich etwa zeigte, durch Geſchenke zu brechen oder durch Schrecken zu lähmen. Noch hatten die Römer von dem Unternehmen, das ſie bedrohte, keine Vorſtellung. Als Publius Cornelius Scipio in Maſſilia anlangte, vernahm er mit Erſtaunen, daß der Feind, den er in Spanien aufſuchen wollte, die Ebene zwiſchen den Pyrenäen und Alpen bereits durchzogen und im Begriff war, über die Rhone zu gehen; er vermochte nicht, ihn daran zu hindern. Der Übergang geſchah an einer Örtlichkeit, die ſpäter dazu gebraucht wurde und wohl auch früher dazu gedient hatte. Das Außerordentliche war dennoch, daß Hannibal einen ſolchen mit einer anſehnlichen Heeresmacht, Reiterei und Elephanten im Angeſicht aufgeregter und drohender galliſcher Völkerſchaften bewerkſtelligte. Es gelang ihm hauptſächlich dadurch, daß er eine Abteilung ſeines Heeres unter einem anderen zuverläſſigen Führer, wahrſcheinlich ſeinem Bruder Mago, an einer anderen Stelle, wo es durch die Lokalität erleichtert wurde, übergehen ließ. Wir leſen, mitten auf dem Fluß habe er demſelben das Zeichen gegeben, nun von ſeiner Seite her anzugreifen; der unerwartete Anfall Magos trieb die Gallier auseinander. — Als Hannibal den Übergang ausgeführt hatte, trafen die Botſchafter der Bojer und Inſubrer bei ihm ein, mit dem Erbieten, ihm den Weg über die Berge zu weiſen; jenſeit der Berge werde er nicht allein Reichtümer finden, ſondern auch Männer.

Den Zug über die Alpen, den Hannibal nunmehr unternahm und ausführte, hat man ſchon in den alten Zeiten als eine wundervolle und gleichſam übermenſchliche Handlung aufgefaßt und dargeſtellt. Hauptſächlich darauf auch wird ſich der Traum, von dem man erzählt, beziehen, nach welchem Hannibal auf den Rat der Götter unter dem Geleit eines ihm beigegebenen göttlichen Wegweiſers ſeinen Zug unternommen habe.

Polybius bemerkt hiergegen einmal, daß der große Feldherr nicht ſo ganz ohne alle Vorſicht geweſen ſein könne, um ſich auf Wege zu wagen, die er gar nicht kannte; überdies aber ſeien ja die Alpen von der Rhone her ſchon von anderen bewaffneten Haufen überſchritten worden. Die Alpen bieten überall Stromthäler, Thalſchluchten und andere natürliche Verbindungswege dar. Unzweifelhaft hat ein kommerzieller Verkehr von jenſeits nach diesſeits ſchon von älteſter Zeit her ſtattgefunden. Wie kommt es nun aber, ſo kann man fragen, daß doch das Unternehmen Hannibals in allen Jahrhunderten die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt und gefeſſelt hat? Auch abgeſehen von den Umſtänden, die es unmittelbar veranlaßten, hat es einen welthiſtoriſchen Charakter. Das hohe Gebirge, dem die Flüſſe entſtrömen, welche die Länder, die zu ſeinen Füßen ſich ausbreiten, mit Leben erfüllen, bildet, 180 Meilen lang, 60 Meilen breit, zwiſchen ihnen dahingeſtreckt, zugleich das vornehmſte Hindernis der Kommunikation derſelben untereinander. Wollte man ſich denken, daß es dabei ſein Verbleiben gehabt hätte, ſo würde das occidentale Europa, welches auf der Verbindung der verſchiedenen Völker und dem Fortſchritt der Kultur derſelben beruht, niemals zu ſtande gekommen ſein. Hannibal nun durchbrach zuerſt dieſe gewaltige Grenzſcheide; der puniſche Semit eröffnete der europäiſchen Kultur ihren Weg. Nicht der Übergang über das hohe Gebirge allein war die Handlung, die man bewunderte, ſondern noch mehr, daß derſelbe in einem allgemeinen Intereſſe und mit einer großen in Libyen und Spanien ausgerüſteten Armee vollzogen wurde. Hannibals Unternehmen ging von einem Konflikte zwei großer Mächte über die Herrſchaft im Mittelmeer aus und zog die Völker diesſeit und jenſeit der von den Alpen gebildeten Grenzſcheide in denſelben hinein: denn auch Iberien trat durch ſeinen Zug in ein anderes Weltverhältnis als das bisherige. Was er von der galliſchen Seite ins Werk ſetzte, das mußten bald nachher die Römer von ihrer Seite her verſuchen. Sie haben es in vollem Umfang gethan; die weitere Eröffnung der Alpenpäſſe bildet einen weſentlichen Teil ihrer Geſchichte. Polybius ſelbſt hat die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die Hannibal dabei beſtehen mußte. Bei dem Hinanrücken hatte er mit alpiniſchen Völkerſchaften, die ihn entweder von der Höhe her bedrohten oder ihn auf Abwege führten, wo er leicht hätte zu Grunde gehen können, zu kämpfen; auf der Höhe wußte er ſeine Truppen durch die Vorſtellung zu ermutigen, daß nun das Schlimmſte überwunden ſei; aber bei dem Hinabſteigen erfuhr er erſt die vollen Widerwärtigkeiten des Klimas und die Gefahren des Weges, den er nahm: denn die Straße geht nach der italiſchen Seite jäher hinab. Alles dies erhellt aus der Schilderung des Polybius: nähere geographiſche Beſtimmungen, aus denen man den Weg, den Hannibal wirklich gezogen, mit Sicherheit abnehmen könnte, teilt er nicht mit. Und, da ſich die Zuſätze, welche Livius in dieſe Erzählung eingeflochten hat, mit derſelben nicht eigentlich vertragen, ſo findet die Forſchung, wenn ich mir ein Urteil erlauben darf, noch immer nicht Anhalt genug, um feſtzuſetzen, welchen von beiden Wegen, die hier in Frage kommen können, Hannibal genommen hat: den über die graiſchen oder den über die cottiſchen Alpen, über den kleinen St. Bernhard, oder über die Durance und den Mont Genèvre. Hannibal erlitt auf ſeinem Wege ungeheure Verluſte; er ſelbſt ſoll geſagt haben, er habe auf dem Marſch 36 000 Mann verloren. Als er am Fuß des Gebirgs anlangte, hatte er nur noch 20 000 Mann zu Fuß, 6000 zu Pferd und eine kleine Anzahl Elephanten bei ſich. Hannibal wurde von Männern empfangen, wie man ihm geſagt hatte, aber nicht von ſolchen, die ihn hätten unterſtützen, ſondern von ſolchen, die mit ihm ſchlagen wollten.

Der Konſul Scipio war auf jene Nachricht mit dem beſten Teil ſeiner Truppen auf der Stelle nach Etrurien zurückgeſegelt und ſtand bereits am Po.

Es kam zu einem Zuſammentreffen am Ticinus, eigentlich doch nur der Reiterei beider Teile, in welchem Scipio unterlag und ſelbſt verwundet und kaum gerettet wurde; er war genötigt, über den Po zurückzugehen. Es war kein entſcheidender Vorteil, aber er brachte ſchon eine große Wirkung hervor. Ein Teil der Gallier, die unter den Römern gedient hatten, ging zu Hannibal über, der ſie mit Freuden aufnahm und ſie nach den Bezirken ihrer Heimat ſchickte, um dieſe in Bewegung zu ſetzen. Unverzüglich rückte nun das andere Konſularheer, das nach Afrika beſtimmt geweſen, aber zurückberufen war, heran. Der Konſul Tiberius Sempronius war von der Überlegenheit ſeiner Truppen, die auch an Zahl die ſtärkeren waren, ſo vollkommen überzeugt, daß er, indem er in die Nähe des Feindes kam, ſeine Völker den Fluß, der ihn von demſelben trennte, die Trebia, geradezu durchwaten ließ, um ihn ſofort anzugreifen. Die ungeſtüme Schlachtbegier der Römer aber gereichte den Puniern zum Vorteil. Bei ihrem Wachtfeuer gelagert aßen ſie und ſalbten ſich; ſie waren friſch und im Beſitz aller ihrer Kräfte, die Römer dagegen von Hunger, Kälte und Näſſe erſchöpft, als die beiden Heere zuſammenſtießen. Die Römer erlitten eine zweite Niederlage. Nur ein Teil derſelben ſchlug ſich nach Placentia durch.

Als einer der größten ſtrategiſchen Erfolge, die jemals vorgekommen ſind, muß es angeſehen werden, daß die beiden konſularen Heere, die zum Anfall auf Spanien und Afrika beſtimmt waren, zum Rückmarſch an den Fuß der Alpen genötigt und hier das eine nach dem andern geſchlagen wurde.

Die Wirkung war eine zwiefache. Mit der Frage über den Ausgang des Kampfes zwiſchen Hannibal und den römiſchen Legionen und Kolonien verband ſich eine andere, vielleicht noch wichtigere, über die Herrſchaft zur See. Karthago war von einer imminenten Gefahr befreit; es hatte keinen Angriff der Römer von Sicilien her mehr zu befürchten. In der alten Metropole des Handels und der Herrſchaft über das weſtliche Meer bekam nun der Gedanke, der ſchon bei dem Frieden vorgewaltet hatte, daß man ſich des Übergewichts von Rom auf immer entledigen könne, die Oberhand.

Die bereits begonnenen Rüſtungen machten es möglich, eine ſtattliche Flotte in See zu bringen, die nicht allein nach Sardinien gehen, ſondern nach der etruriſchen Küſte ſegeln ſollte, um ſich mit Hannibal zu vereinigen. Was hätte daraus werden müſſen, wenn dies Vorhaben den Karthaginienſern gelungen und Rom zugleich zur See und zu Lande angegriffen worden wäre?

Hannibal war in dem kontinentalen Italien nicht weiter vorgerückt. Die Überreſte der römiſchen Fußvölker, die noch eine große Anzahl befeſtigter Ortſchaften beſetzt hielten, machten es ihm ſelbſt ſchwer, die für ſein Heer erforderlichen Lebensmittel zuſammenzubringen. Die cisalpiniſchen Gallier ſchloſſen ſich ihm keineswegs mit der einmütigen Entſchloſſenheit, die er erwartete, an. Ein Verſuch, den er auf die vornehmſte Militärkolonie Placentia machte, wurde zurückgeſchlagen. Aber es gelang ihm, nach Ligurien vorzudringen, wo die Karthager von jeher Freunde und Verbündete hatten, — wie denn liguriſche Haufen unter ihren Truppen in Spanien erſcheinen —, und hier nun faßte er Fuß. Es iſt wohl ſoweit gekommen, daß in einigen Städten die anweſenden Römer von den Einwohnern angegriffen und niedergemacht wurden; allein in anderen behauptete ſich das römiſche Übergewicht. Alles geriet in heftige Agitation, wie eine ſolche überall einzutreten pflegt, wenn eine große Entſcheidung zwiſchen zwei Parteien, welche die Gemüter teilen, bevorſteht. Von Hannibal ſelbſt wird erzählt, er habe ſich nach der Weiſe orientaliſcher Herrſcher durch Wechſel der Kleidung und ſelbſt falſche Haare unkenntlich gemacht, unter die Menſchen gemiſcht und Rede und Antwort mit ihnen gepflogen — denn er war verſchiedener Sprachen mächtig —, um über ihre Geſinnung nicht getäuſcht zu werden. Er erwartete die karthagiſche Flotte, worauf alles auf die eine oder die andere Weiſe zu einem großen Ausſchlag führen mußte.

Allein auch die Römer hatten nicht verſäumt, ſich mit aller Anſtrengung zur See zu rüſten. An der Mündung des Tiber ſtellten ſie eine Flotte auf, die an ſeetüchtigen Kriegsſchiffen der karthagiſchen beinahe um die Hälfte überlegen war. Mit ihren ſiebzig Kriegsſchiffen konnten die Karthager ſich nicht mit den hundert und zwanzig römiſchen, die ihnen gegenüberſtanden, meſſen.

Nur einige puniſche Fahrzeuge ſind bis an die Küſte von Piſa gelangt; allein von einer Vereinigung der maritimen Streitkräfte mit einer ſiegreichen Landmacht konnte nicht die Rede ſein; die karthagiſche Flotte wich nach Sardinien, dann nach Libyen zurück.

So ſcheiterte der urſprüngliche, Land und See umfaſſende Kriegsplan, und Hannibal geriet dort an den Konfinien von Gallien, Ligurien und Etrurien in eine iſolierte und ſelbſt gefahrvolle Lage. Die Römer brachten aufs neue zwei konſulare Heere ins Feld, von denen das eine unter Servilius ſich in Ariminum aufſtellte zum Angriff auf das cisalpiniſche Gallien, das andere unter Flaminius bei Aretium, um Etrurien zu ſchützen. Hannibal mußte untergehen oder mit ihnen ſchlagen. Hatte er aber die Wahl, nach welcher Seite er ſich wenden ſollte, ſo konnte er nicht lange ſchwanken, denn im oberen Italien war er der Gallier nicht ſo ſicher, um auf eine nachhaltige Unterſtützung zählen zu können; ſie wünſchten vielmehr, ihn aus ihrem Lande abziehen zu ſehen. Auch in Etrurien, dem mittleren Italien überhaupt, hatte er wenig zu hoffen: denn die Anmutungen, die er durch die in den beiden Schlachten gefangenen römiſchen Bundesgenoſſen den Städten, aus denen ſie ſtammten, zugehen ließ, ſich ihm zuzugeſellen, hatten keinen Anklang gefunden. Aber die Gallier, die müde waren, daß der Krieg in ihrem Lande geführt wurde, machten den Abzug zur Bedingung ihrer Hülfe. Wie einſt die Gaeſaten, ſo unternahm auch Hannibal, nach Etrurien vorzurücken. Indem er dies auf dem kürzeſten Wege that — denn ſein Wunſch war, mit den Römern ſobald wie möglich zu ſchlagen, — geriet er in Sumpflandſchaften — denn nicht das ganze Land hatten die Etrusker bereits bewohnbar gemacht —, die ihm nicht viel geringere Schwierigkeiten entgegenſetzten, als das hohe Gebirge. Er erlitt dabei die größten Verluſte; wir vernehmen, daß viele Gallier ihn verließen. Allein aufzuhalten war er dadurch nicht, ſelbſt nicht durch die körperlichen Beſchädigungen, die er ſich zuzog: er ſoll ein Auge verloren haben. Ihm lag nur daran, das römiſche Heer, das in Etrurien zuſammen war, raſch und unerwartet zu erreichen.

An der Spitze der Römer ſtand der populäre Konſul Flaminius, derſelbe Mann, der die Verteilung des galliſchen Gebietes eingeleitet hatte, woraus alle dieſe gefährlichen Verwickelungen entſprungen waren, und der vor Begierde brannte, den Punier in offener Schlacht niederzuwerfen; er ſoll ſich ſogar die Hoffnung gemacht haben, ihn gefangen in Rom einzubringen. Aber an militäriſchem Talente konnte er ſich nicht mit Hannibal meſſen. In Flaminius lebte dieſelbe heftige, unbedachtſame Ungeduld, mit welcher die Römer an der Trebia gefochten hatten; er zog ſich eben dadurch den Untergang zu. Gerade in der Benutzung der Terrainverhältniſſe war Hannibal unübertrefflich. Der feurige Konſul ging in die Falle, welche ihm der verſchlagene Punier am traſimeniſchen See gelegt hatte; er ſelbſt kam um, ſein Heer wurde ſo gut wie vernichtet. Hannibal rückte auf der großen Straße vor, die nach Rom führt. Die Feuerſäulen und der Rauch der in Brand geſteckten Ortſchaften, die ſeinen Marſch bezeichneten, erregten in den Römern die Beſorgnis, daß er jetzt auf die Stadt ſelbſt losgehen werde. Aber wie hätte Hannibal die Hoffnung faſſen können, mit ſeinen ohne alle Belagerungswerkzeuge vorrückendenden Truppen ſich der wohlbefeſtigten Kapitale, in deren Mauern die ſtreitbarſten Kriegsleute der Welt zahlreich beiſammen waren, bemächtigen zu können.

Nicht einmal Spoleto konnte er in ſeine Hand bringen. Indem die Römer in der That einiges vorkehrten, um gegen einen Handſtreich ſicher zu ſein, die Brücken abbrachen, die er hätte paſſieren müſſen, Mauern ausbeſſerten, vernahmen ſie, daß ſich Hannibal nach Picenum gewendet hatte, wo er die Mittel fand, ſein durch mannigfaltige Verluſte geſchwächtes Heer wieder in kriegsfähigen Stand zu ſetzen. Seine Kriegszüge ſind immer rätſelhaft erſchienen: denn auf eine bloße Verwüſtung des Landes konnte es Hannibal doch nicht abgeſehen haben; wir finden ihre Erklärung darin, daß er, wie ſchon Polybius andeutet, an die See gelangen wollte, wo ihm die Römer die Verbindung mit Karthago nicht unmöglich machen konnten; überdies zeigte ſich in Macedonien ſchon damals eine Hinneigung zu der Sache der Karthager. Mit ſeinem verſtärkten und gekräftigten Heere nahm Hannibal ſeinen Weg nach Apulien und von da nach Campanien. Wie Hannibal von der iſolierten Stellung in Ligurien ſich nach Unteritalien durchſchlug, wo er wieder feſten Grund und Boden gewann, iſt, wie ſein Zug über die Alpen, eine bewunderungswürdige Handlung erſten Ranges.

Hier trat er wieder in Verbindung mit ſeiner Vaterſtadt. In der Nähe von Sicilien, wo dieſe ſo lange vorgewaltet, an der Südküſte der Halbinſel, wo ihre Flotten ſo oft erſchienen waren, fand er eine Stellung, die ſich behaupten ließ und in der er noch ſehr gefährlich werden konnte. Er durfte die Hoffnung faſſen, daß, wenn ihm noch einmal ein glücklicher Schlag gelinge, die Völkerſchaften, die immer in den großen Konflikten der Mächte betroffen und erregt worden waren, ſich an ſeine Seite ſtellen würden.

Eben einen offenen Kampf aber verſagten ihm zunächſt die Römer. In ihrer Natur und Sinnesart hätte es gelegen, das puniſche Heer unverzüglich aufzuſuchen, um es aus Italien zu verjagen; aber die ſchlechten Erfahrungen der beiden vorangegangenen Feldzüge und der Schrecken, der ſich an den Namen Hannibals knüpfte, hielten ſie davon zurück. Sie ſtellten ihm den beſonnenſten, weiſeſten Mann, der überhaupt den Krieg lieber vermieden geſehen hätte, Quintus Fabius Maximus, als Diktator entgegen, einen Mann, deſſen Verdienſt der alte Ennius mit den Worten bezeichnet: er habe nur immer das allgemeine Beſte vor Augen gehabt und das vielzüngige Geſchwätz der Menge verachtet. Man hat ihm den Beinamen Cunctator gegeben, weil er Bedenken trug, die große Entſcheidung ſogleich auf die Spitze des Schwertes zu ſtellen. Er faßte die Abſicht, vor allem ein weiteres Umſichgreifen Hannibals zu verhindern und ihn auf Campanien zu beſchränken, wo er, noch ohne Bundesgenoſſen und von Karthago nicht hinreichend unterſtützt, um ſo ſicherer zu Grunde gehen müſſe, je länger er ſich daſelbſt aufhalte und ſeine Bedürfniſſe mit Gewalt zuſammenbringe. Das entſprach aber, wie ſich denken läßt, nicht den Erwartungen des römiſchen Volkes; es wollte den Feind nicht in ſeiner Nähe dulden und hielt die Macht, die ins Feld geſtellt wurde, für anſehnlich genug, um den Kampf ungeſäumt aufzunehmen. Es ſtimmte dem Magiſter Equitum Minucius Rufus bei, der ſich über die Zögerungen des Fabius, welcher die günſtigſten Gelegenheiten, den Feind niederzuwerfen, unbenutzt vorübergehen laſſe, laut beklagte, und ließ ſich dahin bringen, allem Herkommen entgegen demſelben eine dem Diktator gleiche Autorität zu votieren. Fabius bewies eine innerlich befeſtigte, moraliſche Haltung, indem er ſich dies ohne direkten Widerſpruch gefallen ließ und nur dafür ſorgte, dem Minucius nicht einen Wechſel in der oberſten Führung, auf den derſelbe antrug, zuzugeſtehen. Aber er überließ ihm die Anführung eines abgeſonderten Truppenkörpers auf ſeine eigene Hand.

In der Lage, in der man ſich befand, wo ein in Strategemen unerſchöpflicher Feind auf einem an ſich beſchränkten Terrain unaufhörlich bald auf der einen oder auf der anderen Seite vordrang, bald wieder zurückwich, zeigte ſich das undienlich. Durch eine Kriegsliſt Hannibals zu ungeſtümem Vordringen auf eine Anhöhe verlockt und dann aus einem Hinterhalt, der in Felſenhöhlen verſteckt war, angegriffen, geriet Minucius in ſchwere Gefahr, in der er zu Grunde gegangen wäre, hätte ihn nicht Fabius zur rechten Stunde gerettet. Minucius ſelbſt gab die Vorrechte auf, die ihm durch Plebiscit zuerkannt waren, und unterwarf ſich wieder dem Gebot des Diktators. Unter der perſönlichen und ungeteilten Leitung des Fabius gewannen die Römer wieder Vertrauen zu ihrer Sache. Bei der Diktatur aber, ſo förderlich ſie ſich auch erwies, konnte es doch ſein Verbleiben nicht haben. Die Gewalt des Diktators durfte niemals über das Amtsjahr, in welchem er ernannt worden war, — ſie bildete gleichſam eine Art der Kooptation des Konſulats — verlängert werden; für das folgende Jahr mußte man immer auf die gewohnten Formen der Republik zurückkommen. Aus der für Krieg und Waffenthaten ſonſt ſehr geeigneten römiſchen Verfaſſung ging eine doppelte Schwierigkeit hervor, namentlich für den Fall, der hier vorlag, daß ein Feind, wie Hannibal einer war, bekämpft werden mußte. Die eine beſtand darin, daß zwei Konſuln an der Spitze der vereinigten Armee ſtanden, die dann in der Führung mit einander abwechſelten. Wie kann aber ein großes Heer unter zwei Führern mit Erfolg operieren, da doch gewiß eine einheitliche Führung nirgends notwendiger iſt, als in der unmittelbaren Nähe des Feindes. Damit hing die andere zuſammen, daß die beiden Konſuln den verſchiedenen Ständen angehörten, in welche die Republik zerfiel, und zuweilen deren einander entgegenlaufende Geſinnungen repräſentierten. In der Plebs hatte ſich die Meinung ausgebildet, daß es den Patriciern und der Nobilität überhaupt mehr darum zu thun ſei, den Krieg in die Länge zu ziehen, da ihnen doch immer der Oberbefehl zufalle, als ihn zu raſcher Entſcheidung zu bringen. Einer der Verfechter dieſer Meinung, der ſelbſt nicht zu der plebejiſchen Nobilität zählte, Terentius Varro, wurde durch die Beeiferung der Volkstribunen zum Konſul gewählt. Der andere Konſul, Ämilius Paullus, aus einem der älteſten Geſchlechter entſproſſen, gehörte dagegen voll und ganz den Meinungen an, die im Senate vorwalteten. Der eine war ungeſtüm und erfüllt von Ehrgeiz, durch eine Schlacht, an deren glücklichem Ausgang er nicht zweifelte, dem Begehren der Plebs Genüge zu leiſten. Ämilius Paullus wünſchte eine ſolche ſo lange als möglich zu vermeiden, um ſo mehr, da das Kriegstheater, auf dem man ſich befand, doch nur ein Schlachtfeld darbot, das für die Reiterei, welche die Stärke des Feindes ausmachte, geeigneter war, als für die Römer, deren eigentliche Kraft im Fußvolk beſtand. Die Römer hatten acht Legionen größtenteils aus ihren Bürgern ins Feld geſtellt. Ämilius wollte dieſe Truppen, welche den Kern der römiſchen Kriegsmacht bildeten, nicht an einer für ſie ungeeigneten Stelle ins Gefecht bringen. Terentius nahm darauf keine Rückſicht und führte an dem Tag, wo er zu befehlen hatte, die Truppen aus ihrer guten Poſition in eine bei weitem minder geſicherte, aus der ſie dann Ämilius an dem Tag, wo er zu gebieten hatte, nicht wieder in die alte zurückziehen laſſen konnte. So lautet die glaubwürdigſte vorliegende Überlieferung. In einer anderen, die ebenfalls gute Gewährsmänner für ſich hat, wird die Abwechſelung des Oberbefehls nicht erwähnt; aber dagegen hebt ſie die allgemeine Meinungsverſchiedenheit hervor, über die in einem Kriegsrat der Oberſten der Armee Beſchluß gefaßt worden ſei; die Mehrheit habe ſich für Terentius ausgeſprochen: die Sympathien und Antipathien des Forums verſetzten ſich gleichſam in das Kriegslager. Ämilius Paullus war ein gebildeter Mann von den Sitten der guten Geſellſchaft; er entſchloß ſich nachzugeben. Aber dadurch geſchah es dann doch, daß die Römer in eine nachteilige Stellung gerieten, in welcher die vornehmſte Waffe — das Fußvolk — ſeine Stärke nicht entwickeln konnte, in vollſter Weiſe dagegen Hannibals Reiterei die ihrige. Dadurch wurde bei Cannä gegen die Römer entſchieden. Aus der durchdachteſten Schilderung der Schlacht entnimmt man, daß die römiſchen Fußvölker, in größerer Tiefe als Breite aufgeſtellt, anfangs glücklich vordrangen, dann aber durch die libyſch-afrikaniſchen Scharen Hannibals, welche ſich erbeuteter römiſcher Waffen bedienten, von beiden Seiten eingeengt und in demſelben Augenblick von der puniſchen Reiterei, die indeſſen geſiegt hatte, in die Mitte genommen, in ihrem Rücken auch von dieſer angegriffen und niedergehauen wurden. Man fügt hinzu: der liſtige Punier habe zugleich den Zug des Windes gleichſam wie ein Seefahrer zu benutzen verſtanden, überdies aber die Römer durch Mannſchaften, die zu ihnen übergehen zu wollen ſchienen und ſie dann angriffen, in die äußerſte Verwirrung gebracht. Das römiſche Heer wurde nicht ſowohl geſchlagen, als gleichſam vernichtet.

Allgemeiner Krieg.

Das erſte Gerücht von der Schlacht bei Cannä fand in Rom keinen Glauben. Als es ſich beſtätigte, war alles nicht allein von dem Schmerz über die erlittene Niederlage erfüllt, ſondern zugleich von dem drückenden Gefühl, daß man das Unglück ſelbſt verſchuldet habe. Gleichſam von ſelbſt ergab ſich, daß der alte Diktator Quintus Fabius, der Führer der entgegengeſetzten Politik und Strategie, zu einem für das Gemeinweſen maßgebenden Einfluß gelangte. Er hatte bisher für zaghaft gegolten; jetzt aber forderte er, lebhaft zugleich und beſonnen, mehr als ein anderer zu energiſchem Widerſtand auf. Neue Legionen wurden gebildet, in welche man auch ſolche aufnahm, die entweder wegen ihrer Jugend oder ihrer bereits vorgerückten Jahre ſonſt als dienſtunfähig betrachtet worden waren; man ſprach Scharen von Sklaven frei und ſtellte ſie unter die Waffen, ſelbſt Verbrecher wurden begnadigt und in die Legionen eingereiht. Unter den Flüchtlingen, die ſich nach Canuſium gerettet hatten, war der Gedanke einer weiteren Flucht, ſelbſt in fremde Gebiete hinaus, einen Augenblick aufgetaucht, aber ſogleich niedergeſchlagen worden: es war ſchon ein Verdienſt, nicht zu verzweifeln. Man erzählt, der jüngere Scipio habe bei den höchſten Göttern geſchworen, ſich nicht allein ſelbſt von dem Vaterlande nicht zu trennen, ſondern auch nicht zu dulden, daß ein anderer das thue; er habe ſein Schwert über die Häupter geſchwungen und ſich dem ewigen Verderben geweiht, wenn er anders geſonnen ſei.

Neben Fabius und Scipio erſcheint Claudius Marcellus in erſter Reihe. Es iſt derſelbe, der ſich in dem galliſchen Kriege einen romuliſchen Ruhm erworben hatte. Jetzt war er beſtimmt, nach Sicilien abzugehen, wohin ſpäter ſein Glück ihn rufen ſollte. Damals eilte er, einen Teil ſeiner Truppen den in Canuſium vereinigten zuzuführen; den anderen ſchickte er nach Rom zurück, wo nun alles zur Wiederaufnahme des Krieges in Stand geſetzt wurde. Als Terentius Varro, deſſen unvorſichtiger Haltung die öffentliche Meinung die Niederlage hauptſächlich zuſchrieb, nach Rom zurückkam, wurde er dem zum Trotz gut aufgenommen; man wußte ihm Dank, daß er an der öffentlichen Sache nach erlittener Niederlage nicht verzagt hatte. Auch an den Geſchäften nahm er noch einigen Anteil. Die eigentliche Führung wurde in die Hand eines neuen Diktators gelegt, der dann die vom Senat gefaßten Beſchlüſſe kräftig ins Werk ſetzte. Man berichtet noch von einem anderen Beweis, den die Römer eben damals von ihrer unerſchütterten Geſinnung gegeben haben; Hannibal ſchien milder geworden zu ſein: den gefangenen Römern gab er ganz gegen ſeine frühere Gewohnheit die Erlaubnis, ſich ein Löſegeld aus Rom zu verſchaffen. Was aber der Sieger anbot, das wieſen die Geſchlagenen eben deshalb zurück; ſie weigerten ſich, die in Gefangenſchaft Geratenen wieder bei ſich aufzunehmen, weil ihr tapferer Mut doch einmal gebrochen ſei, was auf ihre Kommilitonen nur verderblich wirken könne. Das Geld, mit dem ſie gefangene Mitbürger hätten aus der Gefangenſchaft befreien können, wandten ſie lieber auf, um die Sklaven, welche ſie unter die Waffen ſtellten, von ihren Herren loszukaufen, Menſchen von ſtarker Körperkraft und ungebrochenem Mut. In kurzem brachte der neue Diktator Marcus Junius 25 000 Mann ins Feld.

Da die beiden Heerführer, denen die Niederlagen am Traſimeniſchen See und bei Cannä zur Laſt gelegt wurden, in dem Rufe ſtanden, ſich über die Auſpicien und die gottesdienſtlichen Gebräuche hinweggeſetzt zu haben, ſo wurden dieſe nach dem erlittenen Unglück mit um ſo größerem Eifer beobachtet. Sie arteten ſogleich wieder in ein Extrem aus, das kaum noch möglich ſchien. Man hat damals einen Gallier und eine Gallierin, einen Griechen und eine Griechin auf dem Forum Boarium lebendig begraben. Wollte man damit den Laren und Penaten der Stadt ein Opfer bringen? Die Überlieferung iſt, ein Spruch der ſibylliniſchen Bücher habe angekündigt, Rom werde einſt von Galliern und Griechen in Beſitz genommen werden; um das unvermeidliche Geſchick im voraus zu erfüllen und dem Spruch ſeine Spitze abzubrechen, habe man jene gewaltſame Opferung vollzogen. Wir erfahren, daß auch in den folgenden Zeiten an dieſen Stellen Ceremonien in Gebrauch geblieben ſeien, von denen Griechen und Gallier nichts erfahren durften. Schon in einer früheren Kriſis waren die Griechen als Verbündete der Gallier betrachtet worden: das Gefühl dieſer nationalen Gegenſätze brach in jenem Augenblick, als ein Hannibal Rom in ſeiner Exiſtenz bedrohte, in dem wildeſten, den Römern an ſich ungewohnten Aberglauben hervor. Sie waren entſchloſſen, den Kampf, in welchem ſie bisher unglücklich geweſen waren, mit der äußerſten Anſtrengung ihrer Kräfte fortzuſetzen. Ein entſprechender Entſchluß war im Gegenſatz mit den Römern auch in Karthago durchgedrungen.

Wir wiſſen, Hannibal hatte ſich von Karthago niemals geſondert: er war mit ſeiner Vaterſtadt wieder in direkte Verbindung getreten, worauf ja ſeine Anweſenheit in Unteritalien beruhte. Allein die Küſten waren beinahe noch allenthalben in den Händen der Römer. Eigentliche Hülfeleiſtung war ihm nicht zugegangen. Er ſchickte jetzt ſeinen Bruder Mago nach Karthago, um von dem letzten großen Siege Nachricht zu geben. Als Beweis der von den Römern erlittenen Niederlage brachte Mago die Ringe mit, die von den Fingern der in der Schlacht gefallenen Römer abgezogen worden waren. Ganze Gefäße waren davon gefüllt; in Karthago wußte man wohl, daß nur die vornehmeren Römer Ringe trugen. Hannibal ließ zugleich Unterſtützung an Truppen und Geld fordern. Noch einmal hat ſich dann in Karthago der Streit erneuert, der bei dem Friedensbruch eingetreten war. Die antibarciniſche Partei hatte noch immer keine Neigung, den Krieg mit voller Energie aufzunehmen; ſie fand aber unter dem Rauſche der allgemeinen Freude vollends kein Gehör. Der Beſchluß wurde gefaßt, dem kühnen und vom Glück begünſtigten Feldherrn ausgiebige Unterſtützung zukommen zu laſſen. Erſt in dieſem Augenblick adoptierte Karthago die Politik und Kriegführung Hannibals vollſtändig. Dem hatte indes ſein Sieg die Früchte getragen, die er hauptſächlich erwartete. Auch die öſtliche Welt trat mit ihm in ein Bündnis. Durch den Einfluß des aus Illyrien geflüchteten Demetrius von Pharus wurde Philipp von Macedonien, der damals im Zenith ſeiner Macht ſtand, bewogen, mit den Puniern ein Bündnis zu ſchließen, welches ihm den Beſitz der Küſtenplätze, die ihn zum Meiſter des Adriatiſchen Meeres gemacht haben würden, in Ausſicht ſtellte. Wir werden an einer anderen Stelle mehr hievon zu handeln haben. Zunächſt bemerken wir nur, daß die Machtſyſteme, das helleniſtiſche und puniſche, die bisher miteinander gerungen hatten, jetzt gegen Rom zuſammenhielten. Unter allen Kriegen, welche Rom jemals beſtanden hat, gebührt dem zweiten puniſchen der Vorrang. Weder das Altertum, noch ſelbſt die neuere Zeit kennt einen Kampf von gleich univerſaler Bedeutung: denn ſein Ausgang mußte über das Schickſal des Oſtens und Weſtens entſcheiden. Die Weltſtellung Hannibals kulminiert eben darin, daß er die Kräfte des Occidents für Karthago gegen Rom heranführte und auch die orientaliſchen mit denſelben in Verbindung brachte. Er iſt der größte Antagoniſt gegen die emporkommende Römerherrſchaft, welcher überhaupt gelebt hat. Wenn er, man braucht nicht zu ſagen die Oberhand gewann, ſondern nur das Gleichgewicht herſtellte, ſo war damit das alte Völkerſyſtem in ſeinen beſonderen nationalen Bildungen gerettet; ſtellte ſich doch in Karthago ſelbſt die ältere, erſt durch die Perſer, dann durch die Griechen geſtörte Weltverbindung vor Augen. Wenn dagegen Hannibal unterlag, ſo wurde der tyriſche Herkules, ſozuſagen, nochmals niedergeworfen, Karthago in ſeinem Daſein gefährdet: und ſehr wahrſcheinlich, daß Rom von den jetzt eingeleiteten Verhältniſſen Anlaß nahm, ſeine Macht auch gegen den Oſten zu wenden.

Wir unternehmen nicht, die Kriegsereigniſſe, die nun eintraten, in ihrer vollen Ausdehnung zu ſchildern, aber wir dürfen nicht verſäumen, ihre wichtigſten Momente zu vergegenwärtigen.

Zunächſt mußten die Römer noch neue Mißerfolge erleiden. Dem Diktator Marcus Junius, der es ſo weit brachte, ein ſtattliches Heer gegen Hannibal ins Feld zu führen, gelang es doch nicht, trotz der Vorſicht, die er brauchte, den vielgewandten Punier zu beſtehen: er wurde durch Liſt überwältigt. Und ein Feldzug, den die Römer in Oberitalien gegen die cisalpiniſchen Gallier, auf welche das Ereignis von Cannä aufregend eingewirkt hatte, unternahmen, fiel ſehr unglücklich aus: der deſignierte Konſul Poſtumius Albinus wurde in einer Waldregion, durch die ihn ſein Zug führte, von den Bojern überfallen und niedergeworfen; ſie haben aus ſeinem Schädel, den ſie mit Gold einfaßten, eine Trinkſchale gemacht, aus der ſie ihren Göttern Libationen darbrachten.

So wurden freilich auch ihrerſeits die Karthager von einem Anfall auf Sardinien zurückgeſchlagen. Aber auf einzelne Kriegshandlungen kömmt es hiebei überhaupt nicht an, ſondern vielmehr darauf, welche von den beiden Republiken den meiſten Einfluß auf die noch immer einer ſelbſtändigen Beſchlußnahme nicht beraubten völkerſchaftlichen und ſtädtiſchen Verbindungen gewinnen, welcher von beiden dieſe beitreten würden.

Da hing nun wieder alles davon ab, ob die ſtädtiſchen Populationen vornehmlich griechiſchen Urſprungs in Italien und Sicilien, die durch die Erfolge der letzten Kriege der römiſchen Macht beizutreten genötigt worden waren, bei derſelben ausharren, oder ob ſie für Karthago gewonnen werden würden. In Unteritalien brachte das Ereignis von Cannä den Erfolg hervor, den Hannibal davon erwartete. Vor allem die Stadt, deren Verbindung mit Rom den Grundſtein zu der Macht desſelben gelegt hatte, Capua, ging zu den Feinden Roms über. Die vornehmſten capuaniſchen Geſchlechter hatten ſich mit den römiſchen verſchwägert, aber die Regierung der Stadt ſtand damals bei der Volksgemeinde. Dieſe überredete ſich, daß mit der Schlacht ein vollkommener Umſchwung der Verhältniſſe eingetreten ſei und daß das Übergewicht fortan in den Händen der Karthager bleiben werde: Hannibal werde ſpäter nach Libyen zurückgehen; an der Spitze der Verbündeten Karthagos in Italien werde Capua die große Rolle ſpielen. Vermöge eines beſonderen

Vertrags meinten ſie jeden Eingriff Karthagos in ihre eigenen Angelegenheiten verhüten zu können.

Der Übertritt von Capua hatte nun zwei ſehr verſchiedene Wirkungen: die den Römern unterworfenen Völkerſchaften, Samniten, Lucaner, Bruttier, traten auf die Seite Hannibals; in allen griechiſchen Städten regte ſich die demokratiſche Partei zu Gunſten der Punier. Indem Hannibal aber ſeine Anhänger unterſtützte und mit ihrer Hülfe ihre Widerſacher, welche zugleich die ſeinen waren, ausſtieß, erweckte er auch ſtädtiſche Feindſeligkeiten gegen ſich ſelbſt. So geſchah es zu Nola. Auch hier gab es zwei Parteien, von denen die eine mit Hannibal in Verbindung trat. Die Grauſamkeiten aber, welche bei der Eroberung von Nuceria, wo Hannibal nicht allein die Senatoren in ihren Badegemächern umbringen ließ, ſondern auch die Population mißhandelte, begangen worden waren, bewirkten, daß Nola ſich an Marcellus, der in der Nähe ſtand, wendete, und dieſer dann den Ort mit ſeinen Truppen beſetzte. Es machte einen großen Eindruck, daß Hannibal bei einem Angriff auf Nola zurückgeworfen wurde. Marcellus zeigte, wie man ihm nachrühmte, zuerſt, daß Hannibal auch beſiegt werden könne. Indeſſen war auch Fabius, jetzt Konſul, wieder in dieſen Landſchaften erſchienen. Und hauptſächlich darauf war, wie nicht anders ſein konnte, ſeine Abſicht gerichtet, die Bundesgenoſſen, denen jetzt die Römer wieder Unterſtützungen an Geld und Getreide zukommen ließen, in ihrer Treue zu befeſtigen und die abgefallenen herbeizubringen. Durch die Vorkehrungen, welche Fabius und Marcellus trafen, bildete ſich ein Kern des Widerſtandes gegen die Fortſchritte der Punier. Zugleich aber waren dieſe durch die Rückwirkungen ihrer Succeſſe ſelbſt geſchwächt worden. Die allgemeine Überlieferung iſt, daß den tapferen und wilden Kriegsleuten, welche die Siege Hannibals unter unſäglichen Mühſeligkeiten erfochten hatten, nichts nachteiliger geweſen ſei, als ihr Aufenthalt in einer Stadt von verderbten Sitten, die nur am Genußleben Behagen fand, wie Capua; durch die Schwelgereien, denen ſie ſich ergaben, ſei ihre Kraft gebrochen worden: da hätten ſie gelernt, beſiegt zu werden. Zum guten Glück langten Verſtärkungen aus Afrika an. Aber die Römer waren auch dieſen überlegen; unfern der Küſte wurde ein karthagiſches Heer geſchlagen. Ein großes Element des Krieges iſt doch immer der ungebrochene Mannesmut, verbunden mit dem vaterländiſchen Gedanken.

In Unteritalien allein aber konnte der Kampf nicht entſchieden werden. Hannibal hatte indeſſen jenſeit der Meerenge Verbindungen angeknüpft, die ihm einen ſtarken Rückhalt gaben und zugleich ſeiner Republik die Ausſicht eröffneten, die wichtigſte der ihr verloren gegangenen Provinzen wieder an ſich zu bringen.

Eben die Bedeutung Siciliens im allgemeinen Kampfe wird es entſchuldigen, wenn wir die dortigen Wechſelfälle näher erörtern. Die beiden Mächte begegneten einander in entgegengeſetzten Einwirkungen, wie ſie für uns nirgends ſo deutlich hervortreten.

In Syrakus, damals doch wohl der reichſten und blühendſten aller griechiſchen Städte, der alten Metropole des Widerſtandes gegen die Herrſchaft der Punier in Sicilien, war eine Staatsveränderung eingetreten, welche eine der bisherigen entgegengeſetzte Politik hervorrief. König Hiero, der im Bunde mit Rom eine feſte Macht, welche ſich des größten Anſehens erfreute, gewonnen hatte, war geſtorben, im höchſten Alter, aber doch wohl zur rechten Zeit: denn daß die Veränderung der Weltverhältniſſe, die aus der Schlacht von Cannä entſprang, ſpurlos an ihm vorübergegangen ſein würde, läßt ſich kaum annehmen. Sein Enkel und Nachfolger, Hieronymus, ward von derſelben unmittelbar ergriffen.

Er war ein junger Menſch von fünfzehn Jahren, einem Alter, das ihn noch nicht fähig machte ſelbſt zu regieren, aber wohl, Eindrücke zu empfangen und Gedanken zu faſſen, welche nicht unbeachtet bleiben konnten. Und leicht zu begreifen iſt es, wenn die Einwendungen, die man gegen das Syſtem Hieros machte, daß er nämlich den Römern die größten Dienſte geleiſtet, ſeine Schätze für ſie aufgewendet habe und dann doch in Abhängigkeit gehalten worden ſei, auf die neue Regierung, die im Namen des Hieronymus hauptſächlich von den älteren Verwandten des Hauſes geführt wurde, beſtimmend einwirkten. Bei der erneuerten Kriſis der allgemeinen Lage hat man an dem Hofe den Gedanken gefaßt, in der Mitte zwiſchen den beiden Potenzen zu der endlichen Herrſchaft über Sicilien zu gelangen. In dieſer Stimmung war man in Syrakus, als Hannibal zwei ſeiner vertrauten Gefährten, deren Vorfahren einſt von dort vertrieben nach Karthago gekommen waren, ſo daß ſie ſowohl Syrakuſaner als Karthager waren, dahin abgehen ließ. Dieſe aber gaben dann dem jungen Fürſten, dem ſie von den Großthaten Hannibals und den wiederholten Verluſten der Römer erzählten, indem ſie zugleich ſeine Neugier befriedigten und ſeinen Ehrgeiz anſtachelten, eine entſcheidende Richtung. Die Verhandlungen, welche mit Hannibal begonnen wurden, verſetzten ſich nach Karthago, wo man von allen Erfolgen Hannibals keinen mit größerer Freude begrüßte, als den, daß ſich die Ausſicht eröffnete, die alte Überlegenheit über Sicilien wiederherzuſtellen. Zuerſt erklärte Hieronymus ſich damit zufrieden, daß die Inſel zwiſchen Karthago und Syrakus geteilt werden ſolle. Später machte er den Anſpruch, Sicilien ganz zu behalten, wogegen er die Karthager in ihren Unternehmungen in Italien unterſtützen wolle. In Karthago nahm man an dieſer Steigerung des Ehrgeizes und der Bedingungen nicht viel Anſtoß; in der Lage, in der man war, erſchien es als ein unberechenbarer Gewinn, mit Syrakus vereinigt Sicilien von den Römern loszureißen und wieder Fuß auf der Inſel zu faſſen, wozu dann ſogleich die erforderlichen Vorkehrungen getroffen wurden. Für die Machthaber von Syrakus mochte es bei ihrem Wechſel des Syſtems mitbeſtimmend ſein, daß Philipp von Macedonien auf die Seite von Karthago getreten war. Hieronymus hatte aber noch eine andere Feindſeligkeit zu bekämpfen. Die republikaniſchen Ideen regten ſich wieder in Syrakus, und wenn auch die Gewaltſamkeiten, die man dem jungen Fürſten zuſchreibt, nach der Bemerkung des glaubwürdigſten Geſchichtſchreibers nicht ſo entſetzlich geweſen ſein mögen, wie man ſie ſchilderte, ſo reichte ſein perſönliches Verhalten doch hin, den alten Haß gegen die Tyrannis wachzurufen. Mit der großen Frage über die auswärtige Politik hatte dieſer innere Gegenſatz an ſich nichts zu ſchaffen; er brach eben aufs mächtigſte aus, als Hieronymus bei einem Unternehmen in Leontium von einer Verſchwörung, die ſich im ſtillen ſeit lange gegen ihn gebildet hatte, überraſcht wurde und den Tod fand. In Syrakus entſtand eine Bewegung zu Gunſten der Verſchwörung, welche zu einer Exploſion der republikaniſchen Geſinnung führte, in der dem Hauſe Hieros ein gräßliches Ende gemacht wurde. Man hätte nun wohl erwarten ſollen, daß die republikaniſche Partei, die dadurch die Oberhand bekam, ſich auf die Seite der Römer ſchlagen würde, von denen Hieronymus abgefallen war; aber ſo weit kam es doch nicht. Die Emiſſare Hannibals, Epicydes und Hippokrates, welche den größten Einfluß auf die Mietstruppen hatten, unter denen ſich viele Überläufer befanden, wurden von der Volksverſammlung unter die Strategen aufgenommen, obwohl ſie Günſtlinge des Hieronymus geweſen waren. In Syrakus fehlte es nicht an Männern, welche die Meinung hegten und vortrugen, daß auch unter dieſen Umſtänden Syrakus eine große Zukunft habe, wofern es nur einträchtig bleibe.

Aber gerade dies war in dem Kampfe der beiden großen Weltmächte, welcher alle Sympathien und perſönlichen Wünſche zerſetzte, unmöglich. Wohl trat die republikaniſche Partei mit den Römern, die indes mit einer anſehnlichen Macht zu Lande und zur See in der Nähe erſchienen waren, in Verhandlungen, welche für Syrakus ſehr nützlich zu werden verſprachen; aber die Gegner wollten von keiner Annäherung an Rom hören, und dieſe bekamen durch eine unerwartete Wendung der Dinge vollkommen die Oberhand. Die Stadt Leontium hatte um Schutz gegen die Römer gebeten, und in der That war ihr ein Zuzug bewilligt worden, durch welchen die gemäßigten Republikaner ſich der hieronymiſtiſchen Partei zu entledigen gedachten. Da die Römer dennoch in Leontium eindrangen und hiebei nicht allein die Einwohner der Stadt, ſondern auch die ſyrakuſaniſchen Hülfsvölker bekämpften und niederwarfen, ſo geſchah, daß die Antipathie gegen die Römer in Syrakus verſtärkt wurde. Die Meinung verbreitete ſich infolge angeblich aufgefangener, aber doch in der That erdichteter Briefe: die Römer ſeien geſonnen, in Syrakus ebenſo zu verfahren, wie in Leontium. Die Hieronymiten, die zugleich Demokraten waren, gewannen hierdurch in Syrakus das Übergewicht über die ariſtokratiſchen Republikaner, die ſich an Rom hielten. Die erſteren brachten eine tumultuariſche Bewegung hervor, welche die anderen nicht mehr zu dämpfen vermochten. Die Thore wurden erbrochen, durch welche die Mietsvölker von Leontium her ihren Einzug hielten. Nichts konnte ihnen widerſtehen. Die römiſch geſinnten Optimaten wurden niedergemacht, die demokratiſch-karthagiſche Partei gelangte zu vollem Übergewicht, ungefähr wie in Capua, jedoch mit dem Unterſchied, daß die Optimaten in Capua nach vergeblichem Widerſtreben nachgaben und auch fortan Autorität in der Stadt behielten; in Syrakus aber wurden ſie vollkommen überwältigt. Die öffentliche Autorität kam an die Führer der Mietsvölker, vor allem die Emiſſare Hannibals, die die Regierung in die Hand nahmen. Durch den Abbruch der begonnenen Verhandlungen beleidigt, hielten die Römer für notwendig, zu einem unmittelbaren Angriff auf Syrakus zu ſchreiten. An ihrer Spitze ſtand Claudius Marcellus, der durch ſeine Kriegsthaten, wie früher im oberen Italien, ſo ſpäter im unteren einen hervorleuchtenden Namen erworben hatte: man hat ihn wohl das Schwert der Römer genannt. In dieſem Augenblick unternahm Marcellus, Syrakus mit ſtürmender Hand zu erobern: ſein Verſuch mißlang, aber er iſt in unvergänglichem Andenken geblieben eben durch die Abwehr, die er erfuhr. Sicilien wetteiferte in Bezug auf Kultur und Wiſſenſchaft mit Ägypten. In Syrakus lebte damals ein Mathematiker erſten Ranges, Archimedes, der Begründer der Statik und Mechanik: denn ſeine Lehren liegen prinzipiell auch der neueren Wiſſenſchaft zu Grunde. Auf Hiero, zu deſſen Verwandtſchaft Archimedes gehörte, hatten ſeine Theorien ſoviel Eindruck gemacht, daß er den Erfinder anging, ſie praktiſch anzuwenden und in das Leben einzuführen. Dazu fand ſich nun bei jenem Sturm die beſte Gelegenheit von allen, die ſich darbieten konnten. Es kam darauf an, den techniſch ausgebildeten Belagerungswerkzeugen der Römer, beſonders der Sambuca, durch welche das Erſteigen feindlicher Mauern erleichtert wurde, ein anderes Syſtem entgegenzuſetzen, der Naturkraft, will man es ſo ausdrücken, die Kunſt, dem Andrang einer maſſenhaften Gewalt die Kraft der Bewegung, die denſelben unwirkſam machte. Die eiſernen Hände, eine Erfindung des Archimedes, mit welchen Belagerungswerkzeuge, Mannſchaften im vollen Harniſch, Schiffe ſelbſt emporgehoben und dann zu Boden geworfen wurden, hinterließen bei den Römern das Andenken zugleich des Schreckens und der Bewunderung. Für Archimedes war die Verteidigung gleichſam ein Experiment der Theorie; die Römer wurden mit der fortgeſchrittenen Wiſſenſchaft, die ſie ſich dann anzueignen verſucht haben, erſt mitten im Kampfe bekannt. Der Widerſtand, auf den ſie ſtießen, veranlaßte ſie, die eigentliche Belagerung aufzugeben und ſich mit der Umlagerung zu begnügen. Dadurch kamen ſie zugleich in den Stand, dem Fortſchritt der Hinneigung zu Karthago auf der Inſel entgegenzutreten. Marcellus ſuchte überall in Sicilien, wie Fabius in Campanien, die Schwankenden feſtzuhalten, die Widerſtrebenden niederzuwerfen. Der größte Widerſtand, auf den er hiebei ſtieß, lag in der politiſchen Meinung: denn die Demokratie war überall karthagiſch geſinnt. — Zuweilen iſt es zwiſchen den Bevölkerungen, welche ein gutes Recht zu haben glaubten, die Schlüſſel ihrer Thore in ihren Händen zu haben und den römiſchen Beſatzungen, die ihnen ein ſolches ſchlechterdings nicht zugeſtehen wollten, zu gräuelvollen Scenen der wohlvorbereiteten und dann erbarmungsloſen Überwältigung von ſeiten der Römer gekommen. Im allgemeinen ſtanden die

Sachen doch ſo, daß ſich die Karthager auf die Eroberung von ganz Sicilien Hoffnung machten. Sie nahmen Heraklea und Agrigent in Beſitz. Ein puniſcher Führer, Himilco, durchſtreifte allenthalben die Inſel und erweckte die Antipathien gegen die Römer. Die Umlagerung von Syrakus förderte die römiſche Sache wenig, da die Syrakuſaner dadurch nicht gehindert wurden, ſich ihre Bedürfniſſe von der Seeſeite her zu verſchaffen. Um ſo mehr fiel es ins Gewicht, daß es den Römern gelang, die Verbindung zwiſchen Syrakus und den übrigen Städten zu hemmen. Zu den guten Erfolgen des Marcellus gehört es, daß er den Verſuch der Syrakuſaner, ſich mit den Streifparteien der Karthager zu vereinigen, durch einen glücklichen Schlag, den er in der unmittelbaren Nähe der Stadt gegen ſie ausführte, verhinderte. Es war ein Succeß, durch welchen dem Abfall der Inſulaner von Rom Einhalt gethan wurde. Das Schickſal Siciliens und vielleicht die Entſcheidung des Krieges überhaupt hing noch davon ab, ob die Römer doch nicht imſtande ſein würden, ſich der Hauptſtadt in der That zu bemächtigen. Zwei Jahre nach dem Scheitern des erſten Verſuches ſchritt Marcellus zu einem zweiten Angriff. Den nächſten Anlaß dazu gab eine feſtliche Bewirtung der Bürger, welche Epicydes veranſtaltet hatte. Infolge der Sorgloſigkeit, die dabei eintrat, gelang es den Römern, eine der Vorſtädte von Syrakus einzunehmen. Man erzählt, Marcellus ſei bei dem Angriff auf den vornehmſten Teil der Stadt, die Achradina, in Thränen ausgebrochen, in Erinnerung an all das Große, was daſelbſt geſchehen ſei, und das unvermeidliche Unglück, das jetzt bevorſtehe. In der That aber war ſeine eigene Lage auch nach dem erſten Succeß eine der ſchwierigſten, in die jemals ein Belagerer geraten iſt. Denn von alters her war Syrakus in verſchiedene Quartiere geteilt, von denen jedes ſeine eigene Selbſtändigkeit hatte. Es gab feſte Poſitionen, welche eingenommen werden konnten, ohne daß dadurch über die Geſamtlage entſchieden worden wäre. Eine ſolche brachte Marcellus in ſeine Hand, aber er mußte dabei dem Führer freien Abzug zu Epicydes geſtatten. Wohl wurde nun ſo viel erreicht, daß die beiden Stadtteile Neapolis und Tyche ſeine Gnade anflehten. Aber auch das war doch nur ein ſehr partieller Erfolg. Die erſten Anerbietungen oder Aufforderungen, die er an die Achradina ergehen ließ, wurden mit Feindſeligkeiten beantwortet; in der Mitte der eingenommenen Stadtteile mußte er ſein Lager aufſchlagen; er war aber dabei unaufhörlich bedroht. Selbſt zu Lande erſchienen karthagiſche Hülfstruppen, die ihn in die ſchwerſte Bedrängnis gebracht haben würden, wenn die karthagiſche Seemacht ſie mit Nachdruck unterſtützt hätte. Schon einmal war dieſe in den Hafen eingedrungen; aber Bomilcar hatte ſich überzeugt, daß er mit ſeinen Fahrzeugen den römiſchen nicht gewachſen ſei, und war nach Karthago zurückgeeilt, um die erforderliche Verſtärkung herbeizuführen: er ſoll den Karthagern vorgeſtellt haben, daß es in ihrer Macht ſtehe, Marcellus gefangen zu nehmen. Und in der That wurde Bomilcar in kurzer Friſt in den Stand geſetzt, mit neuen Streitkräften zurückzukehren. Am Vorgebirge Pachynum angekommen, wurde er aber durch widrige Winde abgehalten, in den großen Hafen einzulaufen. Nun läßt ſich ja wohl ermeſſen, welche Bewegung hierüber in der Stadt entſtehen mußte, da die beiden Weltmächte eben in ihrer Nähe aneinader gerieten. Marcellus würde verloren geweſen ſein, wenn Bomilcar die römiſche Flotte überwältigt hätte. Epicydes, der in Achradina befehligte, verfügte ſich zu ihm, um ihn zu einem unverzüglichen Angriff auf dieſelbe zu vermögen. Allein dazu konnte ſich Bomilcar doch nicht entſchließen; wahrſcheinlich war ſein Auftrag, auch jetzt nicht das äußerſte zu wagen, da eine Niederlage die Geſamtſtellung von Karthago in Gefahr gebracht haben würde. Als Bomilcar die Römer in einer guten Haltung, in der ſie ihm widerſtehen konnten und ſelbſt furchtbar wurden, gegen ſich heranſegeln ſah, richtete er, allen unerwartet, ſeinen Lauf nach der offenen See und alsdann nach Tarent. Als das wirkſamſte Moment darf man anſehen, daß die Stärke und gute Ordnung der römiſchen Seemacht den Karthagern imponierte: Karthago wich vor Rom zur See zurück. Dadurch aber wurde über Syrakus entſchieden. Epicydes ging nicht dahin zurück, ſondern nach Agrigent; die Verteidigung der Achradina war allein den Mietsvölkern und der Schar der Überläufer, die ſich von den Römern keinerlei Gnade verſprechen durften, überlaſſen. Ob ſie aber dazu fähig ſein würden, wurde auch dadurch zweifelhaft, daß der erſte der Emiſſare Hannibals ſich entfernt hatte, der zweite, Hippokrates, einer peſtartigen Krankheit, die damals in einem Teile der Stadt um ſich griff, erlag. Aus der Abfahrt des Bomilcar ſchloß man, daß Karthago den Beſitz von Sicilien den Römern gar nicht mehr ſtreitig machen werde. In der Aufregung der Gemüter, welche durch die vor Augen liegende Kriſis aller Zuſtände entſtand, hat ein Heerhaufe verbündeter Sicilianer, der in der Nähe der Stadt lagerte, die Initiative der Vermittlung ergriffen: denn ſie konnten nicht anders erwarten, als daß das Schickſal von Syrakus auch das ihre beſtimmen werde. In der Beſorgnis, die hieraus für ſie entſprang, traten ſie mit Marcellus in Verbindung, der mit ihnen die Abkunft ſchloß, daß die Römer ſich mit dem, was den Königen (Hiero und Hieronymus) gehört habe, begnügen würden, den Einwohnern aber ihre Beſitztümer, Freiheiten und Geſetze vorbehalten bleiben ſollten. Mit dieſer Feſtſetzung zufrieden, begaben ſich die Abgeordneten des Heeres in die Stadt, um die Syrakuſaner zur Annahme derſelben zu vermögen. Schon dieſer Antrag aber verſetzte die Mietstruppen in Wut; ſie überfielen die eben erſt eingeſetzten Obrigkeiten, brachten ſie um und bemächtigten ſich der Gewaltherrſchaft in der Stadt.

Hierauf kam es nur noch darauf an, jene Truppen, welche die Stadt terroriſierten, aus den Punkten, die ſie inne hatten, zu entfernen. Und gewiß kann man Marcellus keinen Vorwurf machen, daß er in Verbindung mit den ſicilianiſchen Geſandten eine Verhandlung mit einem der vornehmſten Führer derſelben, der aus Spanien ſtammte, angeknüpft hat. Er brachte ihn um ſo leichter auf ſeine Seite, da in dieſem Moment die Angelegenheiten der Römer in Spanien zu ihren Gunſten ſtanden. Es wurden Veranſtaltungen getroffen, in deren Folge die Römer die Hauptbefeſtigungen in Beſitz nahmen. Die Einwohner ſahen ſich vollkommen in der Gewalt der Römer; ihre Geſandten, die bei Marcellus anlangten, baten nur noch um Sicherheit des Lebens für ſich ſelbſt und ihre Kinder. Marcellus trug Sorge, die königlichen Schätze für ſeine Republik zu ſichern; die Stadt überließ er der Plünderung der Soldaten. In dem Getümmel dieſer Einnahme iſt auch Archimedes getötet worden. Er war diesmal nicht bei der Verteidigung beteiligt, ſondern mit ſeiner mathematiſchen Theorie vollauf beſchäftigt; er habe, ſo ſagt man, eine ſoeben entworfene mathematiſche Figur, die ihm zu einem Beweiſe dienen ſollte, nicht zerſtören laſſen wollen. „Meinen Kopf,“ habe er ausgerufen, „aber nicht meine Linien“: da ſei er erſchlagen worden. Die Einnahme von Syrakus war die erſte der Städteeroberungen, die zugleich Exekutionen waren, welche die Gründung der römiſchen Weltherrſchaft bezeichnen; die Zerſtörung der altgriechiſchen und zugleich altnationalen Welt begann damit. War das nicht der Sinn des Traumes des Hannibal, der, von dem Wegweiſer den Blick hinter ſich wendend, ein Ungeheuer wahrnahm, welches alles zu Grunde richtete?

Die ſchönſten Monumente des griechiſchen Geiſtes, der hier ſeine Werkſtätte gehabt hatte, wurden nach Rom abgeführt. In ſich ſelbſt hochbedeutend, hatte nun die Eroberung von Syrakus auch die weitreichendſten Folgen. Nach und nach fielen auch die übrigen griechiſchen Städte in Sicilien in die Hände der Römer. Agrigent wurde behandelt wie Syrakus. Überdies aber: nun erſt wurde es ihnen möglich, die große Poſition anzugreifen, welche Hannibal im ſüdlichen Italien eingenommen hatte. Namentlich die Verbindung, in welche Capua mit den Puniern getreten war, erwies ſich unerträglich: ſie wirkte auf alle ihre Bundesgenoſſen in Mittelitalien zurück. Im Jahre nach der Eroberung von Syrakus bekamen die nach Campanien vorrückenden Prokonſuln, Quintus Fulvius Flaccus und Appius Claudius Pulcher, den Befehl, Capua anzugreifen und nicht von der Stelle zu weichen, ehe es erobert ſei. Dort waren ein paar puniſche Befehlshaber, die, da ſie ſich das Übergewicht der Römer nicht verhehlen konnten, ihren Oberanführer zu Hülfe riefen. Sehr unerwünſcht kam dieſem die Aufforderung. Er folgte ihr mit allen Reitern und Elephanten, aber bald wurde er inne, daß er den Römern gegenüber nicht ſtark genug ſei. Und da iſt er denn zu einem Stratagem geſchritten, welches ſeinem Andenken in Italien ein beſonderes, faſt abenteuerliches Gepräge aufgedrückt hat. Er meinte, Capua dadurch von der Belagerung zu befreien, daß er Rom mit einer ſolchen bedrohe. Indem er die Wachtfeuer in ſeinem Lager brennen ließ, wandte er ſich nach der Via latina, auf der er in die unmittelbare Nähe von Rom vordrang; er überſchritt den Anio, wie einſt die Gallier.

Es konnte nicht anders ſein, als daß bei dem plötzlichen Anlauf eines für weit entfernt gehaltenen Feindes die Stadt mit Schrecken erfüllt wurde. Die Matronen ſtürzten ſich in die Tempel und kehrten mit aufgelöſten Haaren die Altäre, Greiſe legten die Waffen an, um die Mauern zu verteidigen. Aber auch kriegstüchtige, zur Bildung neuer Legionen in Rom anweſende Mannſchaften ſtellten ſich unter die Waffen. Eine alte Traditon iſt, Hannibal habe ſich gegen die Mauern herangewagt, die Unruhe der Einwohner bemerkt, aber dennoch den Angriff nicht unternommen. Die Stadt zu erobern, konnte er ſich auch jetzt keine Hoffnung machen, wenn ſie nur einigermaßen verteidigt wurde. Seine Abſicht ging lediglich dahin, das römiſche Heer vor Capua zu einer raſchen Heimkehr zu nötigen. Er hatte die Tage berechnet, in welchen man dort von ſeinem Unternehmen hören und die Belagerung aufheben werde. Als er Rom widerſtandsfähig ſah und vernahm, die Belagerung von Capua werde dennoch fortgeſetzt, entſchloß er ſich zum Abzug, den er dann raſch und mit fortdauerndem Succeß gegen die Verfolgenden ausführte. Aber Capua zu retten gab er auf.

Nach einiger Zeit mußte ſich die Stadt, der es an aller Zufuhr fehlte, auf Gnade und Ungnade ergeben. Bei Livius findet man eine ſehr ausführliche, zugleich Verehrung für Rom und Mitgefühl für die Beſiegten atmende Erzählung von dem Unglück der Capuaner. Die vornehmſten Mitglieder des dortigen Senats, ſiebenundzwanzig an Zahl, haben noch einmal ihren Mißmut durch die Freuden der Tafel unterdrückt, dann ſich ſelbſt vergiftet. Wegen der übrigen, welche man nach Teanum und Cales brachte, war man zweifelhaft, ob man ſie nach Rom führen, wo man ſie weiter verhören und ihren Verbindungen mit anderen Munizipalſtädten nachſpüren könne, oder ob man ſie auf der Stelle umbringen ſolle. Der letzteren Meinung war Fulvius Flaccus. Er ließ ſich nicht dadurch irre machen, daß man in Rom einer anderen Anſicht ſein konnte. Soeben waren auf ſeinen Befehl in Cales fünfundzwanzig vornehme Gefangene an den Pfahl gebunden worden, als ein Schreiben von Rom eintraf; er legte es in ſeinen Schoß und hieß die Hinrichtung vollziehen. Dann erſt öffnete er das Schreiben: es war für die Abführung nach Rom. Nicht aus Grauſamkeit war er zu jener Exekution geſchritten, ſondern weil er nicht zulaſſen wollte, daß in dieſer Unterſuchung etwa in den latiniſchen Städten den Mitſchuldigen nachgefragt würde, was zu Enthüllungen führen konnte, die eine allgemeine Gärung veranlaßt hätten. In Capua blieben nur die Gewerbtreibenden. Die Einwohner wurden ihres Landes beraubt; ſie hatten ſeitdem keine ſtädtiſche Verfaſſung mehr. Welch eine unglückſchwangere Eroberung iſt aber dieſer campaniſche Landbeſitz ſpäter geworden! Nach einiger Zeit kam auch Tarent in die Hände der Römer zurück. Es geſchah durch den Verrat eines Befehlshabers der Bruttier, der die Römer einließ, worauf ſie dann die zur Abwehr herbeiſtrömenden Griechen und Karthager überwältigten. Für die Weltſtellung von Karthago ein ſehr empfindlicher Verluſt, da hierdurch ſeine Verbindung mit den Küſten des Adriatiſchen Meeres und Macedonien unterbrochen wurde. Die Römer machten in Tarent beinahe noch größere Beute, als in Syrakus, aber ſie ließen den Tarentinern ihre Götterbilder, was ſie doch in Syrakus nicht gethan hatten. Wurde nun auf dieſe Weiſe zwar noch nicht die Herrſchaft der Römer vollkommen hergeſtellt — denn an den ſüdlichen Küſten von Italien wußte ſich Hannibal noch immer zu behaupten —, aber doch ihr Übergewicht über die Punier und Griechen ſamt ihren italiotiſchen Verbündeten entſchieden: ſo konnte ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit umſomehr auf die Pyrenäiſche Halbinſel wenden, von wo dieſer Krieg eigentlich ausgegangen, und wo er bereits unter mancherlei Wechſel von Glück und Unglück fortgeführt worden war.

Zuerſt hatte Cnäus Cornelius Scipio, der Bruder des nach Italien zurückgegangenen Konſuls Publius, mit dem größten Teile des Heeres, das er als deſſen Legat nach Spanien führte, ſich das Verdienſt erworben, einen Angriff der Punier von Karthagena her zurückzuweiſen. Im folgenden Sommer war auch Publius mit einer anſehnlichen Verſtärkung herübergekommen. Die beiden Brüder hatten das Glück, daß ihnen bei einer Belagerung von Sagunt die Geiſeln vieler ſpaniſchen Völkerſchaften ausgeliefert wurden, die Hannibal daſelbſt in Gewahrſam zurückgelaſſen hatte. Durch den Eindruck, den die Zurückſendung derſelben auf die verſchiedenen Völkerſchaften machte, gelangten die Römer zunächſt zu einer Überlegenheit über die Karthager in Spanien. Einige Hülfsvölkerſcharen, die auf dem Wege Hannibals nach Italien gehen ſollten, wurden von ihnen angegriffen und vernichtet. Auch Sagunt fiel in ihre Hand. Um ihrem Vordringen ein Ziel zu ſetzen, ſtellten die Karthager, denen an Spanien doch wohl noch mehr gelegen war als an Unteritalien und Sicilien, drei wohlgerüſtete Heere ins Feld, bei denen ſich nicht allein Numidier, ſondern auch angeſehene iberiſche Fürſten befanden. Noch kam das meiſte auf die Teilnahme der einheimiſchen Nationen an. Die beiden Scipionen hatten celtiberiſche Truppen an ſich gezogen. Auf dieſe aber gewannen die Karthager Einfluß; im entſcheidenden Moment wurden die Römer von ihnen verlaſſen. Die beiden Brüder wurden erſchlagen, ihr Heer ſo gut wie vernichtet.

An ihre Stelle ſchickten die Römer hierauf den Sohn des Publius, Neffen des Cnaeus, Publius Cornelius Scipio, nach Spanien. Er war ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, und ſie erſchraken beinahe ſelbſt, als ſie in Betracht zogen, daß er noch unerfahren ſei und ſein Name nicht eben eine glückliche Vorbedeutung in ſich ſchließe. Die römiſche Religion, welche durch die Unglücksfälle der mindergläubigen Konſuln, die ſich um Auſpicien und Götterdienſt weniger gekümmert hatten, zu neuem Anſehen gekommen war, gelangte in Scipio, der ſich der Idee des Gemeinweſens in ſeiner Verbindung mit den gottesdienſtlichen Gebräuchen der Altvorderen vollkommen hingab, zu einer Art von ſubjektiver Wahrheit. Er war einer jener Menſchen, von denen man nicht weiß, ob ihre Gedanken durch Überlegung oder aus einer inneren Inſpiration hervorgehen: man glaubte, er rede mit den Göttern, deren Wille ihm durch nächtliche Geſichter kund werde. Von den beiden Autoren, die über ihn berichten, hebt der eine mehr die religiöſe, der andere mehr die nationale Seite hervor. Eben darin, daß ſich die eine mit der anderen durchdrang, liegt die eigentümliche Sinnesweiſe Scipios. Vor allem aber beſaß er den Geiſt des großen Strategen, der das beherrſchende Moment in den Situationen ergreift und feſthält. In einem Schreiben an König Philipp von Macedonien hat er die Gründe auseinandergeſetzt, welche ihn zu einem Unternehmen auf Neu-Karthago bewogen. Es war das Wichtigſte, was er thun konnte; dieſe Stadt hatte den beſten Hafen, den nächſten Zuſammenhang mit Afrika: da waren die Waffenmagazine und Kaſſen, da wurden die Geiſeln aus dem übrigen Spanien feſtgehalten. Überdies aber, es hatte keine große Schwierigkeit. Wohl befanden ſich drei karthagiſche Heere auf der Halbinſel, aber ſie waren getrennt von einander und eben mit anderen Dingen beſchäftigt; wäre Scipio mit ſeinem Heere mitten in das Land vorgerückt, ſo würden ſie ſich vereinigt haben, und es hätte ihm gehen können, wie ſeinem Vater und ſeinem Oheim. Dagegen hatte Neu-Karthago, für das man nicht fürchtete, eine geringe Beſatzung; es ward durch keine Flotte beſchützt. Wir lernen Scipio hier kennen, wie er war.

Raſch und unerwartet überſchritt er den Iberus und rückte, von der römiſchen Flotte unter Anführung ſeines Freundes Laelius begleitet, die Küſte entlang vorwärts.

Sowie er angelangt war — denn zögern durfte er nicht —, ſchritt er zum Angriff. An den hohen Mauern, die von Mago verteidigt wurden, fand er einen unüberwindlichen Widerſtand. Aber er hatte ſeinen Truppen geſagt, der Gott des Meeres werde ihm zu Hülfe kommen. Eben trat die Ebbe ein und zwar infolge eines günſtigen Windes ſo ſtark, daß die Mauern an der See, an ſich niedriger und weniger berückſichtigt, mit den Mitteln des Landkrieges erreicht werden konnten. „Jetzt iſt es Zeit“, rief er aus, „jetzt iſt der Gott da, der uns hilft: das Meer weicht zurück, ich werde Euch führen.“ Er ergriff ſelbſt eine Leiter; doch ließ man nicht zu, daß der Feldherr ſich perſönlich in dieſe augenſcheinliche Gefahr begab. Dem doppelten Angriff erlag die Stadt. Mago zog ſich in die Burg zurück und mußte in kurzem auch dieſe überliefern.

Von allem, was Scipio in ſeine Gewalt bekam, hatte nichts mehr Wert für ihn, als die zahlreichen Geiſeln eingeborener Stämme. Auf eine ähnliche Weiſe, wie bei der Seeſtadt, wurde bald darauf in einer Feldſchlacht in der Mitte des Landes die Oberhand über den Feind gewonnen. Scipio ſah ſich in eine unvorteilhafte Stellung gedrängt, glaubte aber an die Auſpicien, die ihm den Sieg verhießen. Da er mit ſeinem erſten Anlauf nichts ausrichtete, ſprang er von ſeinem Pferd und ergriff den Schild: ſo warf er ſich auf den Feind. Es bedurfte nichts als des Rufes: „Römer! helft Euerm Scipio“, um die Truppen mit einem Feuer zu erfüllen, das ihnen den Sieg verſchaffte. Auſpicien und Heldenmut wirkten nochmals zuſammen, wie in der alten römiſchen Geſchichte. Mit ſeinen übrigen Eigenſchaften verband Scipio eine Leutſeligkeit, welche jedermann für ihn gewann. Eine Anzahl vornehmer junger Mädchen, die von den Karthagern nicht mit der Rückſicht, welche ihrem Geſchlecht und Stande gebührte, behandelt worden waren und die nun in ſeine Hand fielen, übergab er zuverläſſigen Leuten zur Bedienung, mit der Verſicherung, es ſolle für ſie geſorgt werden wie für ſeine eigenen Verwandten. Er war von Natur nicht unempfindlich für ſchöne Frauen. Als ihm eine der ſchönſten Jungfrauen von den Leuten, von welchen ſie gefangen worden war, als Geſchenk zugeführt wurde, wies er ſie von ſich; denn als Feldherr dürfe er ein Geſchenk dieſer Art nicht annehmen: er bezog ſich auf ſeine Verpflichtung gegen die Republik, welche jedes andere Verlangen in ihm erſticke. Von dieſem Verhalten und ſeiner Erſcheinung, die eine große Perſönlichkeit ankündigte, betroffen, begrüßten ihn einige angeſehene Führer der Spanier als König. Scipio achtete nicht darauf, bis die Menge der von den Karthagern Übergetretenen ihn einmütig als König ausrief. Trotz ſeiner Jugend wurde Scipio weder von ſeinen Erfolgen, noch von Huldigungen berauſcht. Er erklärte den Verſammelten: ein königliches Gemüt wolle er ihnen zeigen; aber nicht als König, als ihren Feldherrn, Imperator, möchten ſie ihn anſehen. Liegt darin nicht der intellektuelle Urſprung des römiſchen Imperium?

Gleich unter den damaligen Umſtänden mußten ſich die karthagiſchen Feldherrn eingeſtehen, daß ſie die vornehmſte Provinz, auf der ihre Macht beruhte, eigentlich verloren hatten: daß das neue Karthago an die Römer übergegangen war, brachte das alte in Gefahr. Da haben ſie denn einen Beſchluß gefaßt, von deſſen gelungener Ausführung ſie noch einmal eine Herſtellung des Glückes zu ihren Gunſten hätten erwarten dürfen. Während Spanien unterlag, erwies ſich Hannibal in Apulien unüberwindlich. In dieſen Zeiten gelang es ihm noch einmal, zwei konſulare Heere in Regionen zu verlocken, wo er ſie durch ſeine numidiſchen Reiter, die plötzlich aus ihrem Verſteck hervorbrachen, überwand. Dabei iſt der Eroberer von Syrakus, Marcellus, damals zum fünften Mal Konſul, in einen Hinterhalt geraten und von einem numidiſchen Reiter getötet worden: die Römer haben immer beklagt, daß er ſeines Ruhmes ſo unwürdig umgekommen ſei. Aber man ſieht: die Sache Hannibals war mit nichten verloren; ſein kriegsmänniſcher Ruf mußte durch Erfolge, wie dieſer, ſich erfriſchen und vermehren.

Die drei karthagiſchen Führer in Spanien faßten den Plan, daß die Verteidigung der Überreſte ihres zertrümmerten Reiches zwei von ihnen überlaſſen bleiben, der dritte aber, Hasdrubal, Hannibals Bruder, auf dem von dieſem eingeſchlagenen Wege nach Italien gehen, Cisalpinien in Bewegung ſetzen und dann von Norden her gegen Rom vordringen ſolle, während Hannibal ſich von Süden gegen die werdende Hauptſtadt der Welt erheben würde. Es war ein dem Sinn, in welchem dieſer Krieg geführt wurde, entſprechender Plan; nur durch einen Angriff auf Italien glaubte man die Macht von Rom niederhalten zu können.

Unverzüglich machte ſich Hasdrubal auf den Weg, ohne daß ihn Scipio gehindert hätte.

In Gallien wurde ihm noch eine beſſere Aufnahme als ſeinem Bruder zu Teil. Arverner und andere Gallier, ſelbſt alpiniſche Völkerſchaften folgten ihm auf ſeinem Zug. Er fand beim Überſchreiten des Gebirges keine Schwierigkeit. Um die cisalpiniſchen Völker wollte er ſich das Verdienſt erwerben, ſie von den römiſchen Kolonien zu befreien, was ihm nun freilich mißlang.

Die Römer wurden nicht überraſcht; ſie hatten mit aller Anſtrengung gerüſtet; dem vordringenden Hasdrubal ſtellten ſie den einen ihrer Konſuln, Livius Salinator, der nach langer Zurückſetzung wieder hervorgezogen wurde, dem alten Feinde Hannibal in Apulien den anderen, Claudius Nero, entgegen.

In Apulien kam es zu nichts, als zu tumultuariſchen Kämpfen, in welchen Hannibal von Bruttium nach Lucanien, von Lucanien nach Apulien zog, nach Metapont zurückwich, nach Apulien wieder vorſchritt. Es mußte ihm genügen, das Feld zu halten und die Römer zu beſchäftigen, bis ſein Bruder, von dem er keine genaue Nachricht hatte, in die Nähe gelangen und ihm eine ſolche zukommen laſſen würde.

Endlich ſchickte Hasdrubal ein paar Numidier an ſeinen Bruder, um dieſen von ſeinem Marſch in Kenntnis zu ſetzen; er hoffte ſich mit demſelben in Umbrien zu vereinigen. Der Zufall wollte, daß dieſe Briefe den Römern in die Hände fielen.

In der Beſorgnis, daß Livius Salinator dem Anfall Hasdrubals doch nicht ganz gewachſen ſein würde, faßte Claudius den bei der Nähe Hannibals verwegenen Entſchluß, mit einer Auswahl ſeiner beſten Truppen dem Kollegen zu Hülfe zu ziehen. Alles ward ſo geheimnisvoll und ſo raſch wie möglich ins Werk geſetzt. Er ſagte den Leuten, ſie würden durch ihre Ankunft dem anderen Heere das Übergewicht verſchaffen; ſchon die Nachricht, daß er da ſei, werde den Feinden ihren Mut nehmen; im Kriege entſcheide der Ruf und das Gerücht.

Als nun Hasdrubal den Metaurus überſchritt, um mit Salinator zu kämpfen, vernahm er, ſo ſehr man es ihm auch zu verheimlichen ſuchte, daß zwei Konſuln in dem römiſchen Lager ſeien.

Beide mit einander dort an Ort und Stelle zu beſtehen, hielt er ſich nicht für ſtark genug; er verſuchte über den Metaurus zurückzukommen; ehe er dies aber ins Werk geſetzt hatte, wurde er wider ſeinen Willen zur Schlacht genötigt. Keinen Augenblick wollte Claudius zögern; er wollte ſchlagen, ehe Hannibal ſeine Abweſenheit bemerkt habe.

In der Schlacht fochten beſonders die Spanier und Iberer, welche ſo viele Kämpfe mit den Römern beſtanden hatten, und die Ligurer überaus tapfer; minder die Gallier. Hasdrubal ſelbſt kam um; bei 50000 von ſeinem Heere mit ihm. Die Zahl der Gefangenen giebt man auf 5000 an. Hannibal, der von der Entfernung des Claudius nichts bemerkt hatte, erhielt von dem, was vorgefallen, erſt dadurch Kunde, daß man ihm den Kopf ſeines erſchlagenen Bruders brachte, den die Römer vor die Vorpoſten ſeines Lagers geworfen hatten. „Ich erkenne“, ſagte er, „das Geſchick von Karthago.“ In Rom aber glaubte man erſt jetzt aller Gefahr entledigt zu ſein. Drei Tage lang ſah man die Matronen in Feierkleidern mit ihren Kindern die Tempel beſuchen; der bürgerliche Verkehr begann wieder, als wäre man bereits im Frieden.

Wie ſehr alles zuſammenhing und aufeinander wirkte, nimmt man unter anderem daraus ab, daß bei dem karthagiſchen Heer in Spanien Bruttier, Lucaner, vielleicht Samniten dienten, ſowie von der andern Seite her Luſitaner. Ein ſeltenes Triumvirat bildeten die Söhne des Hamilcar Barcas: Hannibal, Hasdrubal und Mago. Mago, der, nachdem Hasdrubal umgekommen war, noch einen Verſuch machte, Spanien zu verteidigen, ward doch von Scipio ohne große Anſtrengung beſiegt. Scipio ſchlug ihn, indem er mit ſeinen beſten Truppen die ſchlechteſten des Feindes überwältigte, die dann alle anderen in ihre Flucht fortzogen. Bäcula, wo dieſe Schlacht vorfiel, hält man für Baylen; zweimal, freilich zwei Jahrtauſende auseinander, würde dann dieſe Örtlichkeit der Schauplatz von Schlachten geworden ſein, die über das Schickſal Spaniens definitiv entſchieden.

Am Übergang über den Bätis verhindert, wußte Mago ſeinen Weg längs des Fluſſes nach Gades hin zu nehmen, was nicht ohne ſchwere Verluſte geſchah.

Magos Niederlage in Bätica war das Gegenſtück der Niederlage ſeines Bruders Hasdrubal am Metaurus. Die Karthager hielten ſich nur noch an den äußerſten Küſten. Schon durchzog Scipio Spanien als Herr des Landes. Er brauchte ſiebzig Tage, um nach Tarraco zu kommen. Überall wandte er den einheimiſchen Verhältniſſen Aufmerkſamkeit zu und beſtrafte oder richtete das Land ein.

Scipio verließ Spanien nicht eher, als bis auch Mago vertrieben und Gades in römiſche Hände übergegangen war. Dieſe Stadt, wo Hannibal zuletzt ſein Gelübde dem tyriſchen Herkules dargebracht hatte und wo wir den altſemitiſchen Magiſtrat der Suffeten finden, war doch nicht geneigt geweſen, Mago nach ſeiner Niederlage bei ſich aufzunehmen, und ſchickte die Suffeten heraus, um dies zu entſchuldigen. Mago ließ ſie dafür züchtigen und ans Kreuz ſchlagen: die letzte Handlung der Punier am atlantiſchen Ocean. Die Stadt ergab ſich hierauf an die Römer und wurde von dieſen in die Reihe ihrer Bundesgenoſſen aufgenommen.

Mago kam von Gades über die baleariſchen Inſeln mit ſeinem Geſchwader an die liguriſche Küſte und rief die Gallier auf, den Krieg zu erneuern; dieſe antworteten, die römiſchen Legionen ſeien ihnen zu nahe, um das zu wagen.

Man kann etwa das Jahr 550 der Stadt, 204 vor unſerer Ära als die Epoche bezeichnen, in welcher die Punier, die Orientalen, aus dem Occident von Europa vertrieben wurden und das Übergewicht in der weſtlichen Welt auf die Römer überging.

Aber der Krieg zwiſchen den beiden Potenzen war damit keineswegs beendigt, nicht einmal zu voller Entſcheidung gebracht. Noch behauptete ſich Hannibal unbeſiegt auf ſeinem beſchränkten Kriegstheater: und der Schrecken ſeines Namens laſtete fortwährend auf Italien. Auf der anderen Seite hatte Scipio mit den eingeborenen afrikaniſchen Fürſten Verſtändniſſe angeknüpft, die nicht verborgen blieben und Karthago auf ſeiner Hut zu ſein erinnerten. Nach der Unterwerfung Spaniens war in ihm der Gedanke erwacht, nach Afrika überzugehen; er hatte bereits die nötigen Vorkehrungen dazu getroffen; nur auf dieſe Weiſe meinte er Italien vollends zu befreien und dem großen Krieg ein Ende zu machen. Und wer will ſagen, ob das nicht das beſte geweſen wäre: denn der erfochtene Sieg hat eine Kraft, welche den Weg zu neuen Unternehmungen bahnt. Aber in Rom wollte man es nicht. Wir vernehmen, daß der Senat Nachfolger für Scipio in Spanien ernannte, ſo daß dieſer nun von dort unmittelbar nach Rom zurückging. Ein Triumph wurde ihm aus formellen Gründen verſagt; aber er erlangte das Konſulat, obgleich ſich auch dagegen einiges einwenden ließ, durch den einſtimmigen Zuruf aller Centurien. Und niemals waren die Comitien zahlreicher beſucht geweſen; alles ſtrömte zuſammen, um den jungen Helden mit eigenen Augen zu ſehen. Ihn umgab die Glorie, welche unerwartete und entſcheidende Kriegserfolge zu begleiten pflegt. Eine nationale Feſtlichkeit war es in der That, als er aufs Kapitol ſtieg, um dem oberſten der Götter, dem vorangegangenen Gelübde gemäß, eine große Hekatombe darzubringen. Man konnte es als einen Sieg des römiſchen Jupiter über die Götter von Karthago und Tyrus anſehen, daß Spanien der Gewalt Karthagos entriſſen worden war; die populäre Meinung griff um ſich, daß Scipio unter unmittelbarer göttlicher Einwirkung handle, gleichſam eines Dämoniums, das ihn leite. Im Volke zweifelte man nicht, daß ihm ein Unternehmen gegen Afrika ſelbſt, wie er es wünſchte, auf das glücklichſte gelingen würde. Aber der Senat hatte doch große Bedenken, ihn dazu ſofort zu ermächtigen. Quintus Fabius wandte dagegen ein, daß man erſt Herr im eigenen Lande ſein müſſe, ehe man ein fremdes angreife: daß man Italien von Hannibal befreien würde, indem man nach Afrika übergehe, wollte ihm nicht einleuchten. Er erinnerte an die unglücklichen Folgen des Unternehmens des Regulus in Afrika: was ſolle daraus werden, wenn, indem Scipio dahingehe, Hannibal ſich in Italien durch einen Umſchlag des Glückes wieder gegen Rom erheben ſollte. Manchen Senator mag es gegeben haben, der an dem Emporkommen des jungen Mannes zu einem überwiegenden populären Anſehen Anſtoß nahm. Aber anerkennen muß man doch auch, daß die Erwägungen, die man dagegen vortrug, inneres Gewicht hatten. Nur darum ſprach der Senat ſeine Mißbilligung des Vorhabens nicht unbedingt aus, weil er fürchtete, Scipio möchte ſich alsdann an das Volk wenden und durch ein Plebiscit die Ermächtigung erlangen, die ihm der Senat verweigerte. Eine ſolche Entzweiung aber wollte Scipio nicht veranlaſſen: er erklärte nach einigem Bedenken ausdrücklich, daß er dem Senat die Sache anheimſtelle.

Aber auch dieſer wich bereits wegen der öffentlichen Meinung einen Schritt zurück; dem Publius Cornelius Scipio wurde die Provinz Sicilien zugeſprochen, mit der Erlaubnis, nach Afrika überzugehen, wenn der Vorteil der Republik es zu erheiſchen ſcheine. Der drohende Zwieſpalt zwiſchen Plebs und Senat wurde dadurch vermieden; aber die Macht zu Lande und zur See, die man dem abgehenden Konſul bewilligte, war doch keineswegs genügend, um eine Unternehmung von ſolcher Tragweite zu wagen. Indem Scipio, der nun nach Sicilien ging, ſich dennoch dazu vorbereitete, hatte er das Glück, einen großen Schlag gegen Hannibal ſelbſt auszuführen. In Lokri, auf welches ſich die Streitfähigkeit Hannibals beſonders begründete, regte ſich die Bevölkerung gegen die Gewaltſamkeiten, welche ſie von der puniſchen Beſatzung erfuhr, umſomehr, da Hannibal ihren Klagen kein Gehör ſchenkte. Das Volk wandte ſich jetzt auf die Seite der Römer; Scipio wußte von der Inſel her ſich Eingang in die Stadt zu verſchaffen und ſie wieder mit ſeinen Römern zu unterwerfen. Eine Annäherung Hannibals wurde von Scipio zurückgewieſen. Er gewann nun hierdurch verdoppeltes Anſehen in Rom; man berichtet, daß ihm eine Vermehrung ſeiner Truppenmacht zugeſtanden worden ſei. Hauptſächlich aber geſellten ſich ihm freiwillige Scharen zu, darunter auch Kriegsleute, die noch bei Cannae mitgefochten hatten und vor Eifer brannten, Rache an den Puniern zu nehmen; viele andere, die das Glück Scipios teilen wollten. Dem dringenden Geldbedürfniſſe wurde durch private Beiſteuern abgeholfen; Sicilien, jetzt eine römiſche Provinz, erfüllte ſich mit kriegeriſchem Geräuſch.

Ihrerſeits ſäumten die Karthager nicht, ſich hiegegen in Stand zu ſetzen. Vor allem zogen ſie den einheimiſchen Fürſten, der mit Scipio in Verbindung ſtand, wieder auf ihre Seite, ſo daß dieſer, ſtatt denſelben einzuladen, eine Abmahnung an ihn ergehen ließ. Sie ließen es ſich viel Geld koſten, den König Philipp von Macedonien zu einem Angriff auf Italien oder Sicilien zu vermögen; ſie verſtärkten Mago, und forderten ihn auf, ſo weit wie möglich in Italien vorzudringen. Hannibal ſelbſt unterſtützten ſie mit Truppen und Geld, reichlicher als jemals: alles in der Abſicht, Scipio von der Überfahrt abzuhalten. In alledem ſah nun aber Scipio nur eine Aufforderung, ſein Unternehmen unverzüglich ins Werk zu ſetzen; was ihn hindern ſollte, trieb ihn an. Er hatte keinen ausdrücklichen Befehl dazu, aber der Augenblick ſchien ihm gekommen zu ſein, in welchem die eventuelle Ermächtigung des Senats in Kraft trete. Seine Soldaten waren jetzt mit Waffen und Pferden, woran es ihnen bisher gefehlt hatte, verſehen: auch dieſe Fürſorge hatte ſie ihm perſönlich verpflichtet. Die nötigen Transportſchiffe waren bei Lilybäum, von wo er abzuſegeln gedachte, beiſammen. Als alles ſo weit war, brachte er den Göttern des Meeres und der Erde ſeine Opfer dar, indem er ſie anflehte, das, was er gethan, thue und thun werde, dem römiſchen Volke, dem latiniſchen Namen und allen, die ihm folgten, zum Heile gereichen zu laſſen. Darin beſteht ſein Charakter, daß er die Autonomie des Feldherrn mit der Hingebung an das Vaterland und beide mit einem religiöſen Anflug verbindet.

Nur ſehr mäßig war die Macht, die ihn begleitete; ſie mag etwa 12000 Mann betragen haben. Ohne Widerſtand zu finden, landete er nordweſtlich von der Mündung des Bagradas, der dort in den früheſten Zeiten ein Delta bildete, unfern von Utika. Die Karthager waren nicht unvorbereitet, ihm zu begegnen; ſie hatten ein ſtattliches Heer, zahlreiche Elephanten, die neu eingebracht und gezähmt waren, im Felde; ihre Befeſtigungen waren in gutem Zuſtande. Eine oder die andere nahm Scipio ein: Utika aber wußte ihn abzuwehren.

Wäre Karthago ſeiner afrikaniſchen Nachbarn mächtig geweſen, ſo würde Scipio einen unüberwindlichen Widerſtand gefunden haben. Aber ſchon bei der Empörung der Söldner gegen Karthago hatte man erlebt, daß das nicht der Fall ſei. Zwar waren die Eingeborenen und ihre Fürſten damals von Hamilcar beſiegt worden; ſie regten ſich aber wieder, als die Römer das ſüdliche Spanien bezwangen. Es ſind doch eigentlich dieſelben Stämme, welche durch Karthago dem Orient unterworfen, durch Rom dieſem Einfluß entriſſen, in ſpäteren Jahrhunderten wieder einer verwandten Oberherrlichkeit anheimgefallen ſind. Zu ihren vornehmſten Oberhäuptern gehörte Syphax, Fürſt der Maſſäſylier, von dem Scipio die Verſicherung erhalten hatte, auf ſeine Seite zu treten, wenn er nach Afrika komme. Aber die Karthager hatten ihn dadurch zu gewinnen gewußt, daß ſie ihm eine ſchöne junge Karthagerin, deren ganze Seele mit Haß gegen Rom erfüllt war, die Tochter von Hasdrubal, Gisgos Sohn, Sophonisbe, zur Gemahlin gaben. Damit aber entfremdeten ſie ſich den anderen, nicht weniger mächtigen ihrer Nachbarn, den Häuptling der Maſſylier im öſtlichen Numidien, Maſiniſſa, der in Karthago ſelbſt erzogen war und dem man Hoffnung auf eine Vermählung mit Sophonisbe gemacht hatte. Die Karthager meinten, ihn mit Hülfe des Syphax in einem untergeordnetem Verhältnis niederhalten zu können. Hasdrubal und Syphax, nahe verbunden, griffen Maſiniſſa in ſeinem Gebiete an und nahmen einen großen Theil desſelben in Beſitz. Aber dadurch bewirkten ſie nur, daß Scipio, indem er Syphax verlor, dagegen an Maſiniſſa einen unſchätzbaren Verbündeten erhielt. Maſiniſſa hatte die numidiſche Kriegsart, welche darin beſtand, daß eine behende Reiterei angriff, floh und dann wieder angriff, ſich ganz zu eigen gemacht und faſt ſyſtematiſch ausgebildet. Er war allenthalben und nirgends; er erwartete nie einen Angriff; er ſelber griff allezeit an. Und da die Gegner immer mit großem Gepäck, deſſen ſie nicht entbehren konnten, daherzogen, ſo fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, Beute zu machen, die dann wieder die Kriegstüchtigen unter den Numidiern mehr an ihn heranzog, als der Sold, den die Karthager zahlen konnten.

Syphax, der in dem beginnenden großen Kampf eine Gefahr für ſich ſelbſt erblickte, machte noch einen Verſuch, den Frieden zu vermitteln: ſein Vorſchlag war, daß die Römer Sicilien und Spanien behalten, aber Libyen wieder verlaſſen müßten, wogegen die Karthager aus Italien weichen würden; wer dieſe Abkunft verletze, gegen den werde er, Syphax, ſich erklären. Er hoffte, Maſiniſſa für dieſen Plan zu gewinnen, aber wie hätte ihm dies bei dem Nebenbuhler gelingen können, deſſen ganze Exiſtenz auf der Anweſenheit der Römer auf afrikaniſchem Boden beruhte? Wohl möglich, daß Anträge dieſer Art bei Quintus Fabius und dem römiſchen Senat Anklang gefunden hätten; nimmermehr aber bei Scipio, der in dem Kriege eine Art von höherer Miſſion erblickte und jetzt auf die Unterſtützung eines mächtigen eingeborenen Fürſten zählen konnte.

Syphax und Hasdrubal entſchloſſen ſich zu einem Anfall auf das Lager der Römer bei Utika, jeder von ihnen in ſeiner beſonderen Stellung. Auch auf der See ſammelte ſich eine ſtarke karthagiſche Flotte der römiſchen gegenüber. Die Abſicht war, Scipio zugleich von allen drei Seiten anzugreifen. Scipio, von dem Vorhaben unterrichtet und zugleich überzeugt, daß nur Verwegenheit ihn retten könne, beſchloß, ſeine Waffen gegen Hasdrubal zu wenden, auf dem alles beruhte, und zwar in einem nächtlichen Überfall, der denn auch gelang. Das Lager wurde in Brand geſteckt, die Karthager erlitten die ſchwerſten Verluſte. Scipio opferte den Göttern der Kühnheit und der Furcht.

Sein Sieg hatte für beide Gegner entſcheidende Folgen; der eine derſelben, Hasdrubal, wurde ſeiner Niederlage halber in Karthago zum Tode verurteilt, ſammelte aber Truppen um ſich her, mit welchen er auf ſeine eigene Hand Krieg führte, jedoch ebenſowohl gegen die Karthager ſelbſt, als gegen die Römer. Syphax zieht zugleich in dem Streite zwiſchen den beiden Häuptlingen, der nun erſt recht ausbrach, die Augen auf ſich. Er ging nach Maſſäſylien zurück. Maſiniſſa eilte ihm nach, in Begleitung einiger Römer, was ihm eine taktiſche Überlegenheit verſchaffte. Syphax ward geſchlagen und ſelbſt gefangen. Seine Hauptſtadt Cirta wurde von Maſiniſſa eingenommen. Hiebei fiel auch die ſchöne und ſtolze Karthagerin Sophonisbe, in welcher die Römer ihre geſchworene Feindin ſahen, in ſeine Hand; ſie ergab ſich an Maſiniſſa unter der Bedingung, ſie nicht in die Hände der Römer geraten zu laſſen; noch an demſelben Tage ward ihre Vermählung vollzogen.

Wie es hauptſächlich ihr zuzuſchreiben iſt, daß Syphax eine feindſelige Stellung gegen die Römer genommen hatte, ſo möchte man beinahe ihr zutrauen, daß ſie ſo raſch zu Maſiniſſa überging, weil ſie auch dieſen gegen Rom fortzuziehen gedachte. Eben das aber beſorgten die Römer. Scipio wollte nicht Maſiniſſa verlieren, wie er einſt Syphax verloren, und forderte ihn auf, den Römern die von ihm gemachte Beute, zu der auch Sophonisbe gehörte, auszuliefern. Maſiniſſa, der das nicht verweigern konnte, aber auch nicht zu thun gemeint war, eilte zu Sophonisbe und ließ ihr die Wahl, ob ſie das Gift, das er ihr mitgebracht, trinken, oder in die Gewalt der Römer geraten wolle. Sie trug kein Bedenken, das erſtere zu wählen; indem ihr neuer Gemahl wieder fortgeritten, nahm ſie das Gift und tötete ſich ſelbſt. Eben in hochgeſtellten Frauen pflegt der nationale Haß, den die politiſchen Umſtände hervorbringen, am lebendigſten und unverholenſten zur Erſcheinung zu kommen.

Scipio lobte Maſiniſſa und bekränzte ihn.

Das tragiſche Ende einer Frau bezeichnet zugleich die Kataſtrophe in dem Schickſal von Karthago, die nunmehr eintrat.

Wenn in den letzten Konflikten eigentlich die Frage war, welche von den beiden der miteinander um die Herrſchaft ringenden Republiken die andere in ihrem Mittelpunkt am meiſten gefährden würde, ſo war ſie zum Nachteil von Karthago entſchieden. Jene Anſtrengungen Magos, Hannibals, des Königs Philipp zerfielen in nichts; der letztere ſchloß eben damals ſeinen Frieden mit Rom. Die Römer beherrſchten die See; es war ihnen gelungen, in Sicilien und Spanien die Sympathien eines großen Teils der Bevölkerung für ſich zu gewinnen, die Antipathien der anderen durch Gewalt niederzuſchlagen. Karthago dagegen mußte erleben, daß ſich unter den afrikaniſchen Stämmen, von denen es umgeben war, eine ihm ſyſtematiſch entgegengeſetzte Macht hervorthat: es hatte weder einen Feldherrn, noch ein Kriegsheer, um den ſiegreichen Römern und Numidiern Widerſtand zu leiſten.

In dieſer Lage der Verhältniſſe ſind nun auf beiden Seiten Beſchlüſſe, die derſelben entſprachen, gefaßt worden. In Rom waren die Einwendungen gegen das Unternehmen Scipios verſtummt; man feierte ſeine Succeſſe mit öffentlicher Supplikation und beſtätigte ihm den Oberbefehl, bis er den Krieg mit Karthago glücklich beendigt haben werde. Dagegegen drangen in Karthago zwei Beſchlüſſe von ſcheinbar widerſprechender Tendenz durch: der eine, um Frieden zu bitten; der andere, den Mann zurückzurufen, deſſen Name den Krieg bedeutete. Es mag ſein, daß dies ein Kompromiß zwiſchen den beiden Parteien, die einander immer bekämpft hatten, von denen die eine mehr für den Frieden, die andere mehr für den Krieg war, geweſen iſt; von puniſcher Treuloſigkeit könnte man auch dann noch nicht reden. Aber in der That ſtanden die beiden Beſchlüſſe nicht in Widerſpruch mit einander. Man kam den Römern dadurch entgegen, daß man Italien aufgab; um aber die Metropole zu behaupten, bedurfte man der Erneuerung einer in Afrika ſelbſt aufzuſtellenden Kriegsmacht und eines Führers von Ruf und Autorität. Unverzüglich ſchickten die Karthager unter dem Schutz eines Waffenſtillſtandes, den ihnen Scipio bewilligte, eine Geſandtſchaft nach Rom, um dort die Friedensbitte zu wiederholen. Die Römer gaben keine definitive Antwort; ſie ſtellten die Verhandlungen dem Scipio anheim unter dem Beirat eines Ausſchuſſes, den ſie ihm zuſchickten. Die Unterhandlung verſetzte ſich alſo in das Lager des Scipio, der nun Bedingungen vorlegte, die zwar ſehr ſchwer waren, aber Karthago noch lebensfähig erhalten haben würden: Abſtehen von allen Werbungen in Ligurien; Reduktion der puniſchen Flotte auf dreißig Kriegsſchiffe; Beſchränkung der puniſchen Grenzen auf den ſogenannten libyſchen Graben; Anerkennung Maſiniſſas in ſeinen alten Beſitzungen nicht allein, ſondern auch in dem, was er von dem Gebiete des Syphax erobern könnte; endlich Zahlung von 1600 Talenten. Die Karthager wieſen das nicht geradezu von ſich. Es erhellt nicht deutlich, wie weit man in den Unterhandlungen bereits gediehen war, aber man glaubte auf das Gelingen derſelben hoffen zu dürfen, als Hannibal eintraf. Da iſt nun in den genau ausgearbeiteten Geſchichtswerken des Altertums ſoviel von den ſchmerzlichen Gefühlen, mit denen Hannibal Italien verlaſſen, von den Bewegungen, die ſeine Ankunft in Karthago hervorgerufen habe, endlich von ſeiner Unterhandlung mit Scipio, mit dem er eine Zuſammenkunft hielt, die Rede, daß man den Gang der Ereigniſſe faſt aus den Augen verliert. Nur das erhellt, daß die Ankunft Hannibals, ſeine Rüſtungen und ſeine Nähe die unbotmäßige Menge der Hauptſtadt zu Ausſchreitungen veranlaßte, durch welche der Waffenſtillſtand gebrochen wurde. Die römiſchen Geſandten wurden verhöhnt, es konnte kein Zweifel ſein, daß der Krieg wieder angehen mußte. Ehe das geſchah, hat aber Hannibal ſich ſelbſt ſoweit überwunden, daß er Scipio um eine Zuſammenkunft bat, die ihm dieſer gewährte. Nehmen wir Abſtand von den Reden, die ihm in den Mund gelegt werden, die aber mehr ein allgemeines Intereſſe, als das beſondere vorliegende betreffen. Was war es, was Hannibal eigentlich von Scipio verlangte? Es waren Ermäßigungen der von demſelben im Namen von Rom geſetzten Bedingungen. Hannibal, der für die Behauptung von Spanien die Waffen ergriffen und dann den Gedanken gefaßt hatte, Sicilien für Karthago zurückzuerobern, war ſoweit gebracht, daß er eine Verzichtleiſtung auf Spanien, Sicilien und die anderen ſtreitigen Inſeln anbot. Wenn wir ihn recht verſtehen, ſo wollte er jedoch von den anderen Beſchränkungen, welche Rom den Puniern aufzuerlegen meinte, nichts hören. Vor allem forderte er eine Herabſetzung der Kriegskontribution, deren hoher Betrag es eben ſei, was das Volk von Karthago in Aufregung verſetze. Darauf aber wollte und konnte Scipio nicht eingehen. Die mit den römiſchen Senatoren vereinbarten Bedingungen, in welche die Karthager eingewilligt hatten, konnte er nicht deshalb aufgeben, weil ihm jetzt Hannibal mit einem gerüſteten Heere gegenüberſtand. Zwiſchen dieſem und dem römiſchen, zwiſchen den beiden Feldherrn mußte es noch einmal zu einem Waffengange kommen. In der Kriegsgeſchichte iſt es nicht ſo häufig, wie man meinen ſollte, daß große und ebenbürtige ſtrategiſche Talente einander gegenüberſtehen: hier trafen die beiden großen Feldherrn, deren Ruhm alle Gemüter erfüllte, unmittelbar aufeinander. Der eine hatte die Differenzen, die zwiſchen Rom und Karthago obwalteten, zu einem Kriege geſteigert, der das Schickſal der Welt umfaßte; er hatte an der Spitze einer kampfgeübten Söldnerſchar die Völkerſchaften celtiberiſcher und celtiſcher Nationalität um ſich vereinigt, allen Schwierigkeiten der Natur in den Alpen und dann in den Apenninen Trotz geboten, das eine ſeiner Augen hatte er dabei eingebüßt; den bis dahin unbeſiegten römiſchen Legionen hatte er die afrikaniſchen

Kriegsmittel und Kriegsart entgegengeſetzt und ſie in vier großen Schlachten überwunden; mehr als einmal war er in der Nähe Roms erſchienen und hatte wenigſtens einen Moment erlebt, in welchem die ſüdliche Welt wieder das Übergewicht von Karthago anerkannte. Niemals hat ein Kriegsoberhaupt Truppen verſchiedener Herkunft und Sprache ſo gut zuſammenzuhalten gewußt, wie Hannibal: er konnte in den verſchiedenen Idiomen mit ihnen reden. So hat auch wohl niemals ein Heerführer den Kriegsſchauplatz auf fremder Erde beſſer zu benutzen verſtanden. Unbarmherzig gegen die eigentlichen Feinde, verſäumte er doch nichts, um die Verbündeten von ihnen abtrünnig zu machen. Er war verſchlagen, wachſam, erfinderiſch und, wo er ſelbſt erſchien, in der Regel unüberwindlich. Ihm gegenüber war dann Scipio emporgekommen, der von einem defenſiven Gedanken ausging. Die Unerſchütterlichkeit, mit welcher Rom auch in den bedrängteſten Umſtänden jede Annäherung abwies, erſchien in ihm zugleich mit einem Schwunge gepaart, der ihn hauptſächlich zu großen Erfolgen führte. Indem er den Untergang ſeines Vaters und ſeines Oheims in Spanien zu rächen unternahm, unterwarf er das große Land und führte deſſen Einwohner von den karthagiſchen zu den römiſchen Göttern über. Er beſaß einen Anflug griechiſcher Kultur und beſonders eine Erhebung der Seele, die ihm an jeder Stelle Bewunderung und Ehrfurcht verſchaffte; er hat etwas vom großen Alexander, deſſen Kampf gegen die orientaliſchen Syſteme er im Abendlande eigentlich vollendet hat: in ihm ſchlug ſchon eine monarchiſche Ader. Aber inmitten der ausgebildeten Republik und ihrer ſtrengen und mächtigen Oberhäupter hätte er einem ſolchen Gelüſte, wenn es in ihm war, keinen Raum geben können; in den republikaniſchen Formen wußte er doch ſeine Gedanken zur Ausführung zu bringen. Der Übergang nach Afrika war ſein eigenſtes Werk; Agathokles und Regulus brauchten ihn nicht zu ſchrecken, da er in den Eingeborenen kriegsfähige Verbündete fand. Jetzt waren, ſozuſagen, die Rollen gewechſelt. Hannibal war in die Defenſive gedrängt, Scipio wurde durch das Mißlingen ſeiner Friedensverhandlungen zur Offenſive genötigt. So kam es zwiſchen den beiden Heeren und Heerführern zur Schlacht bei Zama. Dem glaubwürdigſten Bericht zufolge wurde die Schlacht dadurch veranlaßt, daß Scipio dem Feinde in der Beſetzung einer Höhe zuvorkam, ſo daß Hannibal gezwungen wurde, die Nacht in der Ebene zuzubringen, an einer Stelle, wo es ihm ſelbſt an Waſſer gebrach. Ein Teil ſeiner Truppen, wahrſcheinlich in Erinnerung an den Überfall bei Utika, blieb bis an den Morgen in Waffen. In dieſer Erſchöpfung beſchloß Scipio ſie anzugreifen.

Hannibal konnte die Schlacht nicht verweigern, da ein Rückzug die ſchlimmſten Folgen hätte nach ſich ziehen können. Er hatte alle Elemente beiſammen, die dazu gehörten, um eine Schlacht in der altgewohnten karthagiſchen Weiſe zu liefern: wohleingeübte Elephanten, an Zahl achtig, Mietsvölker aus Gallien, Ligurien, den baleariſchen Inſeln, die Italiker, mit denen er ſeine letzten Kämpfe bei Lokri beſtanden hatte. Er ſtellte das Heer in drei Treffen auf, von denen das erſte die Elephanten und die Mietsvölker umfaßte, das zweite von Karthagern ſelbſt gebildet wurde, das dritte von den Italioten, auf welche er vornehmlich zählte. Indem Scipio auf dieſe den Römern an Zahl bei weitem überlegene Heeresmacht anging, hat er nach echt römiſcher Weiſe, die noch beſonders die ſeine war, die Götter angerufen, den Bundesbruch an denen zu rächen, die ihn begangen haben: auf der erlittenen Unbill beruht ſeine Siegeszuverſicht. Wir haben wohl die Pflicht, die vornehmſten Momente dieſes entſcheidenden Zuſammentreffens, ſoweit ſie in den alten Nachrichten überliefert ſind, zu vergegenwärtigen. Wenigſtens ſoviel ſieht man daraus, welche Streitkräfte hier miteinander rangen.

Den erſten Kampf hatten die Römer mit den Elephanten, welche die Vorhut der Karthager ausmachten, zu beſtehen. Sie wurden derſelben dadurch Meiſter, daß die leichten Truppen, die das römiſche Vordertreffen bildeten, beim Anrücken der Elephanten auseinanderwichen, ſo daß dieſe in das Bereich der Geſchoſſe der römiſchen Schlachtordnung gerieten, die darauf vorbereitet war, ſie auf eine Weiſe zu empfangen, der die Tiere nicht widerſtehen konnten. Scipio wird als der Urheber der dazu erforderlichen Vorkehrungen bezeichnet. Indem aber die Elephanten nach beiden Seiten hin auszuweichen genötigt waren, brachten ſie die Reiterei, welche die karthagiſchen Flügel deckte, in Verwirrung. Die römiſch-numidiſche Reiterei behielt das Übergewicht.

Nun erſt begann die eigentliche Schlacht. Die römiſchen Legionen ſtießen mit den Mietstruppen der Karthager zuſammen, die aus verſchiedenen Nationalitäten gemiſcht, eine Zeit lang ſtandhielten, endlich aber vor der unwiderſtehlich vordringenden Schlachtordnung der Römer, in welcher jetzt Haſtati, Principes, Triarii eine einzige Linie formierten, zurückwichen; ſie warfen ſich auf die eigentlich karthagiſchen Truppen, welche von ihnen gedeckt zu werden meinten. In der Verwirrung, welche hierüber entſtand, wurden die karthagiſch-libyſchen Schlachtreihen zugleich von der ſiegreichen Reiterei von beiden Seiten angegriffen; jeder geordnete Widerſtand hörte auf. In der Hoffnung, die Römer würden beim Vorrücken in Unordnung geraten, führte nun Hannibal ſeine Italioten heran. Die Römer aber ſtellten bei dem Anblick derſelben ihre Schlachtreihen unverzüglich wieder her, und es kam zwiſchen beiden zu dem härteſten Kampfe, in welchem endlich die Römer obſiegten.

Man fügt hinzu, Hannibal ſei zuletzt noch zu einer Schar von Galliern geritten, um dieſelben herbeizuführen; aber ſeine Entfernung ſei von den Numidiern als ein Zeichen betrachtet worden, daß er das Treffen aufgebe; auch ſie hätten ſich dann zerſtreut.

So ungefähr iſt die Schlacht von Zama verlaufen. In der Hauptſache ſtimmen die Überlieferungen über dieſelbe zuſammen. Der Sieg wird dem ſtrategiſchen Talente des Scipio und der taktiſchen Überlegenheit ſeines Heeres zugeſchrieben. Zu dieſem Erfolg hat nun aber auch ein großes Naturereignis beigetragen: am Tage der Schlacht trat eine Sonnenfinſternis ein, welche den Mut der Karthager brach; der Sonnengott, den ſie anbeteten, verſagte ihnen ſein Licht: ſie haben die Treuloſigkeit der Götter angeklagt, von denen ſie verlaſſen ſeien.

Hierauf hatte Karthago keine Wahl mehr; es mußte um Frieden bitten. Nach der Schlacht fuhren einige der vornehmſten Karthager in einem Nachen, auf deſſen Vorderteil ein großer Heroldsſtab, wahrſcheinlich doch mit den beiden Schlangen, angebracht war, an die Römer heran. Der geſchehene Bruch des Waffenſtillſtandes wurde von den Geſandten dem aller Führung ſpottenden Volke zugeſchrieben und um Vergebung desſelben gebeten.

Es wäre unnütz, zu wiederholen, was ſie geſagt, welche Antworten ſie empfangen haben ſollen. Nachdem Scipio mit ſeinen Römern Rückſprache genommen, legte er ihnen Bedingungen vor, welche die früher vereinbarten, wie nicht anders zu erwarten war, um vieles verſchärften.

Nach den früheren ſollten die Karthager dreißig Kriegsſchiffe behalten, jetzt nur noch zehn; ſie ſollten alle ihre Elephanten ausliefern und keine Mietstruppen mehr anwerben und ſich ausdrücklich verpflichten, die Bundesgenoſſen der Römer, vor allen Maſiniſſa, nicht anzugreifen. Die Kriegskontribution wurde auf 10000 Talente erhöht, die in einem Zeitraum von fünfzig Jahren gezahlt werden ſollten.

In Karthago wurden dieſe Bedingungen auch wirklich angenommen. Selbſt Hannibal, der in die Stadt zurückgekommen war, erklärte ſich für ihre Annahme. Aber auch jetzt widerſtrebte das Volk noch einen Augenblick: es meinte damals noch einen an den Küſten zuſammengebrachten Vorrat von Lebensmitteln in die Stadt zu ſchaffen und dadurch widerſtandsfähig zu bleiben; aber die Laſtſchiffe wurden von einem Sturm zerſtreut und zerſchellt. Auch darin ſah das Volk eine unverdiente Ungnade der Götter, an die es fortfuhr, zu glauben: es fügte ſich in die harte Notwendigkeit, in der es ſich befand. Eine neue Geſandtſchaft wurde dann nach Rom geſchickt, welche die Bereitwilligkeit der Karthager ausſprach, den Frieden, wie er vorlag, anzunehmen.

In Rom ſelbſt war es keineswegs außer Frage, ob der Friede beſtätigt werden würde oder nicht: Viele hätten eine Fortſetzung des Krieges bis zur völligen Vernichtung Karthagos lieber geſehen, und der für das nächſte Jahr ernannte Konſul wünſchte die Ehre zu erwerben, welche aus der vollkommenen Vernichtung der feindlichen Hauptſtadt entſpringen würde. Dagegen aber machten andere geltend, daß es nicht im Sinne der Römer ſei, Feindſeligkeiten und ſelbſt Bundesbruch durch Vertilgung zu rächen: bei dem Grundſatze, die Beſiegten doch auch wieder zu ſchonen, ſei die römiſche Republik zu ihrer Größe gelangt. Scipio ſelbſt hatte Senat und Volk von Rom aufgefordert, den von ihm geſchloſſenen Frieden unverzüglich anzunehmen; wenn man zaudere, ſo würde er auf ſeine eigene Hand — denn dazu ermächtigte ihn der ihm gewordene Auftrag — den Krieg zu Ende führen. In Rom wurde hierauf der Friede angenommen. Auffallend iſt die Erſcheinung, daß die beiden einander entgegengeſetzten Heerführer jetzt den Frieden forderten: Hannibal in Karthago, Scipio in Rom. Scipio hatte die Entſcheidung herbeigeführt, Hannibal nahm ſie an. Scipio iſt der Mann, welcher das Übergewicht von Rom in dem weſtlichen Europa und Afrika feſtgeſetzt hat. Man ſah damals den Ausgang des Kampfes gleichſam als eine Entſcheidung der Götter an. Scipio galt als der Liebling und Vertraute der römiſchen Götter. Einſt hatten Römer und Karthager ihre Bündniſſe bei dem römiſchen Kriegsgott und den einheimiſchen Göttern der Karthager beſchworen; der römiſche Mars Gradivus behielt jetzt die Oberhand über den Herkules von Tyrus.

Kommen wir nun auf die Friedensbedingungen, die in vier verſchiedenen Faſſungen vorliegen. Dem Charakter eines Friedensſchluſſes entſpricht die Form, in der er bei Polybius erſcheint, am meiſten. Den Karthagern werden Zugeſtändniſſe gemacht, ihr Beſitz innerhalb der alten Grenzen mit aller öffentlichen und privaten Habe wird ihnen ſicher geſtellt, ſie werden von der Anmutung, ihnen eine römiſche Beſatzung aufzulegen, im voraus befreit. Man darf ſich nicht wundern, daß ſie den während des Bruches der Waffenruhe den Römern zugefügten Schaden erſetzen ſollten. Dann aber folgen Beſchränkungen ihrer Exiſtenz als freier Staat. Sie ſollten keine Elephanten halten, noch eine größere Zahl von Kriegsſchiffen, als man ihnen bewilligen werde. Außerhalb Libyens ſollen ſie überhaupt keinen Krieg anfangen, innerhalb Libyens nur dann, wenn Rom damit einverſtanden iſt. Darin lag die Sicherheit für Maſiniſſa, dem ſein Beſitz hergeſtellt werden ſollte. Von einer eigentlichen Bundesgenoſſenſchaft Karthagos mit Rom oder mit Maſiniſſa, die anderwärts erwähnt wird, findet ſich in dieſen Artikeln nichts. Aber die Beſtimmung, daß auch innerhalb Libyens kein Krieg geführt werden ſolle ohne Beiſtimmung der Römer, kam ohne Zweifel Maſiniſſa zugute. Was mußte es Hannibal koſten, der ſein Leben der Wiedererringung der puniſchen Selbſtändigkeit gewidmet hatte, wenn er ſich nun genötigt ſah, das Fortbeſtehen Karthagos durch demütigende Bedingungen zu erkaufen. Er hat geſagt: der Friede ſei milder, als man ihn nach allem Vorgefallenen habe erwarten können; man müſſe ihn annehmen. Daß er nun aber Karthago habe verpflichten wollen, in dieſem untergeordneten Verhältnis gegen Rom auf alle Zeit zu verharren, darf man doch ſchwerlich vorausſetzen. Andere Zeiten konnten eintreten, in denen ſich andere Bedingungen feſtſetzen ließen. Auch im römiſchen Senat war man in dieſer Angelegenheit nicht ſogleich einmütig entſchloſſen. Allein eine Betrachtung ſtellte ſich heraus, welche jedem Bedenken ein Ende machen mußte. Sie betraf die Verhältniſſe zu Macedonien, auf welche wir ſogleich zurückkommen werden. Zwei Kriege ließen ſich auf einmal nicht führen. Im Senat wechſelte man noch Worte, Anträge, Entwürfe; die Tribunen brachten endlich die Frage vor das Volk. Dies entſchied einſtimmig, daß der Friede mit Karthago angenommen, Scipio mit dem formellen Abſchluß desſelben beauftragt und alsdann ſein Heer von Afrika heimgeführt werden ſolle. Glänzender konnte Scipio nicht zurückkommen: er hatte ſein Wort, die Anfälle auf Italien durch einen Angriff auf Karthago abwenden zu wollen, nicht allein gelöſt, ſondern die rivaliſierende Republik war ſoweit herabgedrückt, daß ſie ohne die Zugeſtändniſſe, die man ihr machte, nicht würde haben beſtehen können. In kurzem ſchritt man zur Ausführung der vereinbarten Bedingungen. Die große Flotte, welche Karthago bisher allenthalben furchtbar gemacht hatte, 500 große und kleine Fahrzeuge, wurde den Flammen überliefert. Den Puniern ward dabei zu Mute, als werde Karthago ſelbſt in Brand geſteckt.

Noch heute hegen namhafte Geiſter die lebendigſten Sympathien für Hannibal. Ausgezeichnete Zeitgenoſſen — aus politiſchen ſowohl wie aus militäriſchen Kreiſen —, welche im Gedränge des Tages die großen Männer der Vergangenheit nicht aus den Augen verloren haben, erklären Hannibal ſelbſt in intimem Geſpräch für den größten aller Feldherrn, die je gelebt haben. Und gewiß: niemals hat es einen Kriegsführer gegeben, der eben dies in ſo hohem Grade war, wie Hannibal. Sein Emporkommen beruhte auf der Armee, die von ſeinem Vater und ſeinem Schwager auf ihre eigene Hand aus verſchiedenen Völkerſtämmen gebildet worden war, und die ihn ſelbſt ſeiner Kriegstüchtigkeit wegen zum Oberhaupt erkor. Er wurde nicht von ſeiner Republik beauftragt, er riß ſie ſelbſt zu ſeinem großen Unternehmen fort. Indem er dann die bereits beſiegte Provinz durch Geiſeln in Gehorſam hielt, durchzog er unbezwungene und nicht einmal verbündete Länder und überſchritt die hohen Gebirge, die jeden anderen zurückgeſchreckt hätten, mit ebenſoviel Energie wie Gewandtheit. Von Ligurien her drang er dann an das Adriatiſche Meer vor, bedrohte Rom, das nun von allen Seiten angegriffen wurde, von Unteritalien aus, wenn nicht mit Untergang, ſo doch mit einem immerwährenden Krieg. Wer könnte ihm ſeine Bewunderung verſagen! Aber auch Scipio hat ein der Lage, in der er ſich befand, allezeit entſprechendes, den Punkt, auf welchen alles ankam, mit ſicherem Takte unterſcheidendes Talent gezeigt. Der Wettſtreit zwiſchen den beiden Feldherrn war zugleich ein Streit der Weltkräfte untereinander. Wenn Hannibal obſiegte, ſo würde, wie ſchon angedeutet, die Unabhängigkeit der celtiſchen und iberiſchen Nationalitäten, wie ſie bisher beſtand, aufrecht erhalten, die Unabhängigkeit der italieniſchen Völkerſchaften wahrſcheinlich wiederhergeſtellt worden ſein; aber zu eigentlicher Macht, die auf ſelbſtändiger Autonomie beruht, wären weder die einen noch die anderen gelangt; über allen hätte die Überlegenheit des karthagiſchen Handels oder vielmehr des karthagiſchen Geldes, dem ſie als Söldner dienten, und zugleich die Einwirkung des karthagiſchen Götterdienſtes gewaltet.

An eine italieniſche Nationalität wäre nimmermehr zu denken geweſen. Dieſe aber war es, welche die Römer begründet hatten und zu verteidigen gedachten, als ſie den erſten Krieg unternahmen. Ein Sieg der Karthager würde die Gallier zu Herren von Italien gemacht haben, wie ſie in dieſer Epoche Griechenland und einen Teil vom Orient beherrſchten. Der Sieg der

Römer beruhte auf der eigenſten Machtentwickelung einer aus ſich ſelbſt erwachſenen kriegeriſchen Kommune. Von da aus iſt dann die Kultur des Occidents ausgegangen. Es iſt das Verdienſt Scipios, daß er Spanien und Afrika überwand und dadurch den Römern das Übergewicht im Abendland verſchaffte.

Aber der Friede zwiſchen Rom und Karthago war noch keineswegs ein allgemeiner, wie ſchon das oben erwähnte Zerwürfnis zwiſchen den Römern und dem König von Macedonien zeigte. Der Blick wendet ſich nach den helleniſtiſchen Reichen im Orient. Selbſt Scipio und Hannibal ſollten da noch einmal einander begegnen.

Fünftes Kapitel.

Begründung der römiſchen Oberherrſchaft im Orient.

Während des großen Krieges der Römer mit den Karthagern waren in der helleniſtiſchen Welt andere Kämpfe, welche jenen dann und wann berührten, aber doch wieder auf ihrem eigenen Grund und Boden eigenartig erwuchſen, vollzogen worden.

Für den Beſtand und das Gedeihen der helleniſtiſchen Reiche war es vielleicht ein Nachteil, daß ſie ſich von der Gemeinſchaft ihres Urſprunges nicht loszureißen vermochten. Wenn ſie ſich nach den verſchiedenen Mittelpunkten der Autorität ſonderten, ſo lag das in der Natur der Dinge. Aber daß ihre Grenzen und ihre Rechtsverhältniſſe unter einander unbeſtimmt blieben, verhinderte ſie doch wieder an einer vollkommenen ſelbſtändigen Entwickelung. Man darf die inneren Kräfte dieſer Reiche, welche ſich von den durch den Einbruch der Gallier veranlaßten Erſchütterungen wiederherzuſtellen wußten, und ihre damaligen Beherrſcher nicht zu gering anſchlagen. Zuſammen bildeten ſie noch immer eine weltbeherrſchende Geſamtmacht, die noch nach allen Seiten um ſich griff: die ſyriſche im Oſten, die ägyptiſche im Süden, die macedoniſche nach dem Weſten hin. Aber der Impuls, den ſie in ſich trugen, ein Ganzes auszumachen, ſtörte dann auch ihren Frieden untereinander; ſie waren in unaufhörlichem Wetteifer und Krieg mit einander begriffen.

In den Zeiten des erſten puniſchen Krieges nahm Ptolemäus III. Euergetes von Ägypten, deſſen wir zuweilen gedachten, die erſte Stelle ein. Man hat Ruinen eines von ihm errichteten Tempels gefunden, auf denen er, in der Weiſe der Pharaonen, die Gefangenen, die er machte, abbilden, die Provinzen, die er eroberte, hat verzeichnen laſſen. Man lieſt die Namen von Perſien und Armenien, aber auch Macedonien und Thracien. Die Meinung der Ptolemäer war es überhaupt, ihre innere Autorität durch eine weitere Ausbreitung ihrer Macht nach außen zu ſichern. Euergetes warf Syrien nieder und behielt Seleucia in ſeiner Hand. Seine Flotten beherrſchten Cypern und Karien nicht allein, ſondern das Ägäiſche Meer: die Küſten von Kleinaſien und Thracien wurden von ſeinen Statthaltern regiert. In Äthiopien legte er eine Kolonie an, der er den Namen ſeiner Gemahlin gab. Eben unter ihm wurde Alexandria der vornehmſte Sitz naturwiſſenſchaftlicher Studien, der Kunde der Erde und des Himmels. Ptolemäus Euergetes aber war der letzte der ſelbſtherrſchenden Ptolemäer. Nach ſeinem Tode im Jahre 221 vor unſerer Aera verſetzte ſich das Schwergewicht der helleniſtiſchen Macht nach Syrien.

Antiochus III., Urenkel des Antiochus Soter, der die Gallier zurückſchlug, unternahm noch ſehr jung unter der Führung des ihm von ſeinem Vorgänger hinterlaſſenen vornehmſten Ratgebers Hermeias, der bei der Bezwingung einer großen Empörung die beſten Dienſte leiſtete, die Macht ſeines Hauſes in den Regionen, die unter die Herrſchaft der Ägypter geraten waren, wiederherzuſtellen. Da der Tod des Euergetes die Bande gelockert hatte, welche die Mietstruppen an den ägyptiſchen Hof knüpften, ſo gelang es dem Antiochus wirklich, Seleucia wieder zu erobern und, durch den Abfall eines griechiſchen Truppenführers unterſtützt, in Cöleſyrien vorzudringen; er brachte Ptolemais in ſeine Hände und bedrohte das Nilland. Hier aber hatte ſich dem Ptolemäus Philopator, dem Sohne des Euergetes, zur Seite doch eine Regierung gebildet, die, von der feſten Hand des Soſibius geleitet, den Kleomenes auch deshalb von ſich ausgeſtoßen hatte, weil ſie das Land nicht in entfernte Händel verwickeln laſſen wollte, und die nun die Verteidigung des Landes mit aller Energie unternahm. Zuerſt wurden Unterhandlungen angeknüpft, bei denen merkwürdigerweiſe jeder Teil ſeine Rechte aus den Zeiten der Vorväter, namentlich der Verbindung des Seleukus mit Ptolemäus Lagi herleitete. Aber zugleich war doch ihr Sinn auf die Entſcheidung durch Waffen gerichtet. Der ägyptiſche Hof zog alte Kriegsführer heran, die noch unter dem erſten Antigonus und Demetrius Poliorcetes gedient hatten, und die nun, durch einige jüngere Leute verſtärkt, ihr Hauptgeſchäft ſein ließen, die militäriſche Übung der ägyptiſchen Truppen wieder nach guten und feſten Prinzipien zu regeln. Es waren hauptſächlich die beiden Theſſalier Echekrates und Phoxidas. Das Land der Pharaonen erfüllte ſich nochmals mit kriegeriſchen Exercitien im Sinne der erſten Macedonier und der erfahrenſten Griechen. Dem ſtellte nun Antiochus III. eine Rüſtung entgegen, wie ſie ſeiner Lage entſprach. Sein Heer war hauptſächlich ebenfalls aus Griechen zuſammengeſetzt; doch überdies waren agrianiſche und perſiſche Bogenſchützen, Thracier und Meder, Kreter und Neokreter, lydiſche Speerwerfer, ſelbſt Araber dabei.

In demſelben Jahre nun, in welchem Hannibal von Ligurien her Etrurien durchzog und Rom in ſeiner unmittelbaren Nähe gefährdete, führte Antiochus ſein von aſiatiſchen Elementen erfülltes großes Heer heran, um die Ägypter, die, wie von alters her, vornehmlich durch die Griechen verſtärkt waren, anzugreifen. Es kam zu einer großen Feldſchlacht in dem Gebiete zwiſchen Gaza und der Wüſte bei Raphia. Wo die indiſchen Elephanten des Antiochus auf die libyſchen, welche die Ägypter herbeigebracht hatten, ſtießen, war das Übergewicht unbezweifelt auf der Seite der Syrer; an anderen Stellen aber behaupteten ſich die Ägypter; auf dem einen Flügel waren dieſe, auf dem anderen die Syrer im Vorteil, als nun die beiden phalangitiſchen Heermaſſen einander begegneten. Man kann nicht anders urteilen, als daß die griechiſchen Führer und Zuchtmeiſter, die nach Ägypten gekommen waren, die Phalanx beſſer einzuüben verſtanden hatten, als die ſyriſchen die ihre. Antiochus wurde geſchlagen und mußte nicht allein auf den Gedanken, in Ägypten vorzudringen, Verzicht leiſten, ſondern auch Paläſtina und Cöleſyrien räumen.

Es iſt doch nicht ohne Bedeutung, daß, wie in Italien nach den ſchwerſten Kämpfen endlich die römiſche Disciplin die Oberhand behielt, ſo bei Raphia die altgriechiſche über die aſiatiſchen Elemente des ſyriſchen Heeres. Antiochus behauptete ſich jedoch im Beſitz von Seleucia und wandte nun, nachdem er ſich des Hermeias, der ihm läſtig wurde, gewaltſam entledigt hatte, alle ſeine Kraft mit eigenem Entſchluß nach ſeinen anderen Gebieten zurück, die allenthalben in Gärung waren: er wurde nun der große Mann der Epoche.

Die einmal verlorenen Landſchaften, Bithynien, Pergamus, Galatien, hatte er nicht wieder reuniert; was ihm demnach den Beinamen des Großen erwarb, war die Herſtellung der Autorität in den vorwiegenden Provinzen ſeines Reiches. Überall ſahen die Truppen, in denen ſich noch immer das griechiſch-macedoniſche Heer fortſetzte, das den Orient überwunden hatte, ihr geborenes Oberhaupt in ihm; ſie verließen andere Führer, um ſich ihm anzuſchließen. Einer der Verwandten des ſeleucidiſchen Hauſes, Achäus, der ſich im Kriege gegen das bereits unabhängige Pergamus hervorgethan und Kleinaſien wieder für das ſyriſche Reich gerettet hatte, wurde ſpäter von dem Gelüſte, eine ähnliche Herrſchaft wie Pergamus für ſich ſelbſt zu gründen, ergriffen und ſtellte ſich in Lydien, Phrygien und Piſidien als Herrſcher auf. Allein ſo viel Kräfte hatte er nicht, um ſich gegen Antiochus zu behaupten; er erlebte einen allgemeinen Abfall des Heeres und der Städte von ſeiner Sache; nur Sardes hielt ſich eine lange Zeit; endlich aber geriet Achäus, als er flüchten wollte, in die Hand des Antiochus. Dieſer weinte, als er ihn erblickte, denn es war ſein Verwandter, ließ ihn aber noch an demſelben Morgen enthaupten. So hatte ſich ſchon das empörte Medien und Atropatene vor Antiochus beugen müſſen; mit beſonderer Energie wandte er ſeine Kriegsmacht nach dem oberen Aſien. So viel auch ſeine Vorfahren von den alten perſiſchen Schätzen aus Ekbatana weggeführt hatten, ſo fand er doch noch in einem Tempel goldbelegte Säulen, goldene und ſilberne Ziegeln; er ließ davon Münzen mit ſeinem Bildnis ſchlagen, deren Betrag auf viertauſend Talente angegeben wird. Er drang bis Hekatompylos, jenſeit der kaspiſchen Pforte, vor, durchzog Hyrkanien und nötigte den Partherkönig Arſaces III., ihm Hülfe gegen Baktra zu verſprechen. Auch in dem Kriege gegen Euthydemos von Baktra trug er den Sieg davon; dieſem ließ er jedoch ebenfalls, was er inne hatte; er erkannte, worauf ihn Euthydemos aufmerkſam machte, daß durch ihren Krieg die benachbarten Nomaden in das Land gerufen und dieſe Gebiete wieder in die alte Barbarei zurückfallen würden. Bis jenſeit des indiſchen Kaukaſus machte er noch einmal ſein Anſehen geltend, ohne jedoch ſeine unmittelbare Herrſchaft daſelbſt herzuſtellen. Dann trat er mit einhundertundfünfzig indiſchen Elephanten ſeinen Rückweg durch Arachoſien, Drangiana und Caramanien an; er befeſtigte dadurch ſein Anſehen auch diesſeit des Taurus wieder.

Bei dieſem Unternehmen hat Antiochus, wer könnte daran zweifeln, ſeine Weltſtellung richtig erkannt. Man darf vielleicht hinzufügen, daß er ſeine Geſamtkraft nach dem oberen Aſien hätte richten müſſen, um ſie zu behaupten; die helleniſtiſche Macht würde dann ihre orientaliſche Miſſion weiter haben entwickeln können. Aber in Antiochus lebte noch ein anderer dynaſtiſcher Ehrgeiz. Er nahm die Entwürfe ſeines Ahnherrn Seleukus Nikator wieder auf, obwohl dieſer dabei untergegangen war. Er richtete ſeine Anſtrengungen, wie dieſer, nach Weſten hin in der zwiefachen Abſicht: das von Seleukus eroberte thraciſche Reich wieder einzunehmen und zugleich den alten Streit ſeines Hauſes mit den Ptolemäern auszufechten.

Er war in Babylon mit dieſen Gedanken beſchäftigt, als in ihm der Tod des Ptolemäus Philopator, deſſen Nachfolger ein fünfjähriger Knabe war, Ptolemäus V. Epiphanes, die Hoffnung erweckte, unter einer ſchwachen Regierung ſich der läſtigen Nachbarſchaft der Ptolemäer überhaupt zu entledigen. Dabei aber fand er einen Verbündeten in König Philipp von Macedonien, der an anderen Seiten, wie wir ſogleich berühren werden, zurückgedrängt, vor Begierde brannte, ſeine Herrſchaft über die Küſten und Inſeln des Ägäiſchen Meeres auszudehnen. Eben da aber ſtießen die beiden Könige auf den hartnäckigſten Widerſtand. Als ein geborener Gegner des ſyriſchen Königs erſcheint Attalus I. von Pergamus. Pergamus gehörte zu den Mächten zweiten Ranges, die ſich infolge der Kämpfe zwiſchen Lyſimachus und den Seleuciden, bald mit dem einen, bald mit dem anderen verbündet, zu einer gewiſſen Selbſtändigkeit erhoben hatten. Der Begründer dieſer Herrſchaft war nicht gerade ein Kriegsmann, aber er beſaß Geſchicklichkeit, die dazu gehörte, um ſich, nachdem er einmal in dem feſten Pergamum Fuß gefaßt hatte, gegen die mächtigeren, aber untereinander entzweiten benachbarten Potenzen zu behaupten. Was er begonnen, vollendete der Sohn ſeines Bruders, Attalus I., der ſich den nach Aſien vordringenden Galliern entgegen warf und ſie in einer Schlacht beſiegte. Wahrſcheinlich iſt es dieſer Sieg, der durch einen prächtigen Altar gefeiert ward, auf deſſen Seiten eine Gigantomachie dargeſtellt war, d. h. ein Sieg der Götter des Lichtes über die erdgeborenen Ungeheuer, deſſen Überreſte aus den Ruinen in der neueſten Zeit wieder zu Tage gebracht ſind und jetzt der Hauptſtadt des Deutſchen Reiches zur Zierde gereichen. Sie verraten Schwung der Gedanken und ebenſoviel Talent für die Kunſt, als Sinn für den Krieg.

Attalus, der ſich nach dieſem Siege König nennen ließ, trug dann kein Bedenken, ſich wieder galliſcher Hülfsvölker zu bedienen, um in die nachbarlichen Kämpfe, die ihn umgaben, namentlich der Syrer, einzugreifen. Er kam in den Zeiten empor, in denen Euergetes ſich ſowohl in Aſien als in Europa Bahn machte; er kann als ein Verbündeter desſelben angeſehen werden. Die Gebiete, die er erwarb, regierte er mit Einſicht und Wohlwollen. An ſeinem Beiſpiel ſucht der Geſchichtſchreiber der Epoche zu beweiſen, daß der Reichtum, der häufig verderblich wirke, doch auch würdig angewendet werden könne, wenn er einem hochſtrebenden Mann zufalle.

Attalus würde durch das Unternehmen der beiden benachbarten Könige vernichtet worden ſein, wenn es gelungen wäre; er ſetzte ſich demſelben mit beſten Kräften entgegen.

In einer ähnlichen Lage befand ſich die Inſel Rhodus. Sie war nach Alexanders des Großen Tode, nachdem ſie eine macedoniſche Beſatzung vertrieben, auf die Seite der Ptolemäer getreten und hatte in Zuſammenhang mit Ägypten durch Seefahrt und Handel eine angeſehene Stellung unter den damaligen Mächten errungen. Rhodus und Pergamus thaten alſo, was den Ägyptern damals nicht möglich war: ſie leiſteten den beiden Königen energiſchen Widerſtand. Unter den Rhodiern leuchtete beſonders Theophiliskus hervor, dem es zugeſchrieben wird, daß er ſeine Vaterſtadt im rechten Augenblicke vermochte, ſich aufzuraffen, wodurch denn auch Attalus bewogen wurde, allen Zögerungen ein Ende zu machen. Es kam zu einer großen Seeſchlacht bei Chios, von welcher Polybius eine treffliche Beſchreibung hinterlaſſen hat. Er behauptet, in der That ſei Philipp geſchlagen worden, habe aber dann doch durch einen Unfall, welcher dem Attalus zuſtieß, Anlaß gefunden, ſich ſelbſt den Sieg zuzuſchreiben. Der Seekrieg wurde damit nicht beendet, aber Philipp ſetzte ſich im altägyptiſchen Karien feſt. Indeſſen ſchritt Antiochus an die Ausführung ſeines eigentlichen Vorhabens, nicht ohne mancherlei Wechſel des Kriegsglücks zu erfahren. Der vielverſuchte Skopas, mehr als einmal Strateg der Ätoler, hatte abermals griechiſche Kriegsvölker dem Ptolemäus zugeführt, an deren Spitze er einige gute Erfolge erfocht; namentlich hatte er ſich Judäas bemächtigt; zuletzt aber überwältigte ihn Antiochus in einer blutigen Schlacht unfern der Quellen des Jordan und nahm Sidon wieder ein.

So ſtritten die helleniſtiſchen Reiche in einem Kriege, der die Landſchaften mit Verwüſtung, die See mit Räubereien erfüllte, unter einander, als die Römer in die orientaliſchen Angelegenheiten einzugreifen ſich entſchloſſen.

Sie hatten dazu eine doppelte Veranlaſſung.

Die Erzählung, daß Ptolemäus Philopator noch vor ſeinem Tode die Vormundſchaft über ſeinen Sohn den Römern aufgetragen habe, beruht nicht eben auf ſicherer Überlieferung. Aber es gab ein anderes Verhältnis, welches den Römern den Schutz von Ägypten zur eigentlichſten Pflicht machte. Dies beruhte auf dem Getreidereichtum Ägyptens, der ihm von Anfang der Geſchichte an ſeine eigentümliche Stellung verſchafft hatte. Da der zweite puniſche

Krieg Italien und Sicilien, Spanien und Libyen verwüſtete, ſo war Rom ſelbſt für ſeine Verſorgung mit Lebensmitteln hauptſächlich auf Ägypten angewieſen. Die Römer konnten nicht dulden, daß es ebenfalls der feindlichen Verwüſtung preisgegeben werde.

Noch bei weitem mehr aber griffen ihre Verhältniſſe zu Macedonien ein, die bereits in den vorangegangenen Jahren einen der wichtigſten Geſichtspunkte der römiſchen Politik gebildet hatten.

Es muß uns geſtattet ſein, dabei einige Momente, deren ſchon früher hätte gedacht werden können, erſt jetzt beizubringen. Wie der tarentiniſche Krieg, ſo iſt auch der macedoniſche aus den Beſitzergreifungen der Römer am Adriatiſchen Meere hervorgegangen.

Ungeduldig darüber, daß es durch die Seeräubereien der Illyrier unſicher gemacht wurde, forderten ſie die Königin Teuta von Illyrien auf, dieſem Unweſen ein Ende zu machen. Aber Teuta regierte nicht in dem eigenen Namen, ſondern an Stelle ihres noch unmündigen Stiefſohnes. Um ſo weniger konnte ſie ſich mit den Angeſehenſten ihres Volkes entzweien. Sie erklärte: bei den Illyriern reiche die Macht des Königtums nicht ſo weit, um die einzelnen abzuhalten, auf dem Meere ihrem Vorteil nachzugehen. Der jüngere der römiſchen Geſandten erwiderte: dagegen laſſe die Gemeinde der Römer keine Unbill, die einem ihrer Bürger widerfahre, ungerochen; ſei das Herkommen der Illyrier ſo ſchlecht, ſo werde man von Rom aus die Königin nötigen, es zu beſſern.

Hierdurch aufgebracht und in ihrem Stolz beleidigt, ließ die Königin das römiſche Schiff auf ſeinem Heimweg überfallen, wobei der jüngere der Geſandten getötet wurde. Die Römer beſchloſſen, den Krieg zu unternehmen, mit dem dieſer gedroht hatte. Wir bemerken den Gegenſatz zwiſchen dem barbariſchen Königtum, welches, ſtolz nach außen, ohnmächtig im Innern, mehr eine Würde als eine Gewalt iſt, und der mächtigen Republik, die eben nichts iſt als Staat und hier wie ſo oft einen wohlbegründeten Anlaß fand, um ſich zu greifen; ſie muß der allgemeinen Unordnung ſteuern, von der ſie ſelbſt beläſtigt wird.

Nach einiger Zeit gelang es den Römern, die Königin auf eine Bergfeſte zurückzudrängen, wo ſie verſprechen mußte, daß die Illyrier fortan jenſeit Liſſus an der Mündung des Drilo niemals mit mehr als zwei Schiffen, welche nicht bewaffnet ſein dürften, erſcheinen ſollten, worin dann vor allem ein Vorteil für die an dieſen Küſten am weiteſten nach Norden vorgeſchobenen griechiſchen Kolonien lag, die eben damals von den Gewaltthätigkeiten der Illyrier viel zu leiden gehabt hatten. Eine griechiſche Flotte, die ſie gegen die Illyrier ſchützen ſollte, war von denſelben zurückgeſchlagen worden. Von aller Hülfe entblößt und unfähig den Illyriern Widerſtand zu leiſten, begaben ſich dann die griechiſchen Kolonien Apollonia und Epidamnus und die Inſel Corcyra in den Schutz der Römer, die damals eine ſtattliche Flotte in See hielten und zugleich ein Heer von 20000 Mann von Brundiſium nach Dyrrhachium überführten. Es war der Anfang der Einwirkungen der Römer auf dieſe Gebiete, die für ihre Weltherrſchaft einmal die größte Bedeutung gewinnen ſollten. Zunächſt war alles zweifelhaft. Ein illyriſcher Parteigänger, Demetrius von Pharus, der ihnen bis dahin gleichſam zum Führer gedient hatte, machte Miene, von ihnen abzufallen. Es war in derſelben Zeit, in welcher Sagunt von Hannibal bedroht wurde.

In der Geſchichte der Römer bildet es ein Moment, daß ſie damals von der Unterſtützung Sagunts abſtanden, und zunächſt den Beſitz von Illyrien zu ſichern ſuchten. Sie wußten ihre Autorität in den griechiſchen Kolonien zu behaupten und Demetrius ſelbſt zu überwältigen. Dieſer nahm ſeine Zuflucht zu König Philipp III. von Macedonien.

Das war ein junger Mann von mehr Geiſt, als Talent, und umfaſſendem Ehrgeiz. In frühen Jahren zu dem Beſitz des durch ſeinen Großvater und ſeinen Vormund in weitem Umfang wiederhergeſtellten macedoniſchen Reiches gelangt, hatte er keinen anderen Gedanken, als den, ſein Reich zu befeſtigen und zu erweitern. Er zeigte ſich anfangs milde, liebenswürdig, und genoß die allgemeine Verehrung. Durch die Vermittelung des Aratus, der ihn damals durch ſeine Ratſchläge leitete, gelang es ihm, die Achäer in ſeinem Bunde feſtzuhalten und ſelbſt den Ätolern ſo ſchwere Verluſte beizubringen, daß ſie einen Frieden mit ihm ſchloſſen, durch welchen die Griechen und Macedonier zu einem einzigen großen Ganzen verſchmolzen zu werden ſchienen. Sehr ausdrücklich faßte man dabei den Kampf zwiſchen Puniern und Römern ins Auge: denn welchem von beiden Teilen auch der Sieg zufallen möge, ſo laſſe ſich doch nichts anderes erwarten, als daß der Sieger ſeine Hände auch nach Griechenland ausſtrecken werde.

Man muß ſich dieſes Vorgangs entſinnen, um das Verhältnis zu verſtehen, in welches Philipp zu Hannibal trat, nachdem dieſer von Sagunt her in Italien eingedrungen und ſelbſt an das Adriatiſche Meer gelangt war. Allgemeinen Glauben hat die Erzählung gefunden, daß der König ſich mit Karthago zu einer gemeinſchaftlichen Überwältigung Italiens vereinigt habe: ſelbſt Livius hat ſie aufgenommen. Man darf ſie jedoch nicht wiederholen, da wir den Vertrag, wie er nicht ſowohl zwiſchen Philipp und Hannibal, als zwiſchen den beiden Mächten vereinbart wurde, in ſeinem Wortlaut beſitzen, dieſer aber einen ſehr abweichenden Inhalt darbietet. Bei allen Göttern von Karthago und den Göttern von Macedonien verſprachen ſie einander gegegenſeitige Freundſchaft und, wenn es nötig werde, Unterſtützung, bis der Friede errungen ſei. Nicht auf den Krieg ſelbſt aber, ſondern auf den Frieden bezieht ſich die vornehmſte Stipulation. Dieſe lautet dahin, daß die Römer weder Apollonia und Epidamnus, noch auch Corcyra oder Pharus behalten ſollen. Der politiſche Gedanke des Königs Philipp war auf die Sicherung ſeines Reiches und die Entfernung der Römer aus den griechiſchen Kolonien gerichtet. Zur Herbeiführung eines Friedens, in welchem es möglich geweſen wäre, den Römern dieſe Bedingungen aufzuerlegen, hat jedoch Philipp ſo gut wie nichts gethan. Aber unverzüglich ſchickte er ſich an, die Plätze in Beſitz zu nehmen, deren ihn der Friede verſichern ſollte; er erſchien vor Apollonia. Unter den damaligen Umſtänden jedoch hielten die Einwohner an dem eingegangenen Schutzverhältniſſe feſt. Indem die Römer Hannibal abwehrten und Sicilien angriffen, fanden ſie noch Mittel, von Brundiſium her über die See zu gehen mit einem Heere, welches im ſtande war, die Macedonier, die vor der Stadt lagen zu überraſchen, und den König ſelbſt, der zugegen war, zu eiliger Flucht zu nötigen. Und wahrſcheinlich war es doch eine Rückwirkung dieſer Niederlage, daß ſich die alten Gegner des Königs auch im Innern Griechenlands wieder regten. Nachdem die Römer ſich Siciliens bemächtigt hatten, erwachte in den Ätolern, die ja nur vor dem Waffenglück Philipps zurückgewichen waren, der Geiſt des Partikularismus wieder, dem die Unabhängigkeit von Philipp wichtiger erſchien als die Abwehr der Römer. Die Ätoler traten mit den Römern in ein Bündnis, das einige ungeheuerliche Bedingungen enthielt, die glücklicherweiſe nie zur Ausführung gekommen ſind; die Hauptſache iſt, daß die Ätoler verſprachen, keinen Frieden mit Philipp einzugehen, ohne denſelben zu verpflichten, weder gegen Rom noch gegen deſſen Bundesgenoſſen Feindſeligkeit auszuüben. Ich denke, daß eben dies der vornehmſte Zweck der Übereinkunft zwiſchen Römern und Ätolern war. Es iſt das Widerſpiel zu dem Vertrage zwiſchen Philipp und den Karthagern. Und ſoviel bewirkten die Angriffe der Ätoler und ihrer Freunde auf deſſen Verbündete, daß Philipp vollkommen beſchäftigt war, bis ſich endlich aus der Mitte der Griechen abmahnende Stimmen erhoben: denn dieſer Widerſtreit der beſonderen Intereſſen, die zu Rom hinführten, und der allgemeinen, welche die Einwirkungen der Römer ausſchloſſen, beſchäftigte alle Gemüter. Die Ätoler waren von den Römern wenig unterſtützt worden; ſie hielten es für gerechtfertigt, wenn ſie nun auch ihren Frieden ohne die Römer ſchloſſen. Jene Klauſel ihres Bündniſſes, welche für Rom die wichtigſte war, wurde vollkommen aus den Augen geſetzt, ſo daß die Römer auch ihrerſeits für das Beſte hielten, mit Philipp im Jahre 205 vor unſerer Ära eine Abkunft zu treffen, in welcher ſich beide Teile gegenſeitig Friede und Freundſchaft zuſicherten. Das Motiv der Römer war, daß ſie gegen Karthago freie Hand behalten wollten; das Motiv Philipps, daß er eben damals den Entſchluß faßte, mit Antiochus in jene Verbindung gegen Ägypten zu treten, deren wir oben gedachten.

Von allen Handlungen Philipps iſt der Abſchluß dieſes Friedens vielleicht die bedenklichſte: denn mit allen Griechen in einer gleichſam nationalen Bewegung gegen die Römer vereinigt, hätte er an ſeinem Vertrage mit den Karthagern um ſo mehr feſthalten müſſen, als das Übergewicht der Römer über dieſelben ſich immer mehr entwickelte. Es war in dem Moment, als Scipio nach Afrika überging.

Und wie ſo ganz veränderten ſich die Verhältniſſe durch die Schlacht bei Zama.

Es war ein beſonderes Zuſammentreffen, daß eben, als karthagenienſiſche

Geſandte ſich in Rom befanden, die um den Abſchluß des Friedens nachſuchten, Geſandte des Königs Philipp daſelbſt erſchienen, welche einige Mißverſtändniſſe, die in den Verwickelungen der Zeit zwiſchen ihnen entſtanden waren, mit beſonderer Schärfe hervorhoben. Dabei brachten ſie eine Sache zur Sprache, welche die Gemüter beſonders aufreizte. Macedoniſche Söldner hatten an dem Kriege in Afrika an Hannibals Seite teilgenommen und waren in römiſche Gefangenſchaft geraten: König Philipp forderte die Befreiung derſelben; die Römer beſtanden auf dem Kriegsrecht und fragten an, wie es denn komme, daß ein Verwandter des königlichen Hauſes jene Söldner nach Afrika geführt habe. In demſelben Augenblicke, in welchem die Römer den von Scipio eingeleiteten Frieden mit Karthago annahmen, ließen ſie ſich drohend gegen König Philipp vernehmen: wenn er Krieg wolle, ſo ſolle er ihn haben.

Dieſe beiden Momente nun, die Verbindung mit Ägypten und die ſcheinbar beſeitigte, immer aber wieder hervorbrechende Feindſeligkeit des Königs Philipp gegen die Römer, ſind es geweſen, was dieſe in den Streit der helleniſtiſchen Mächte untereinander verflocht.

Den Hof von Ägypten, den ſie für ſeine neutrale Haltung im letzten Kriege ausdrücklich dankten, ſuchten ſie in ihrem Bündnis zu befeſtigen, und den König Antiochus durch ihre Vermittelung von weiterem Vordringen gegen denſelben zurückzuhalten. Gegen Philipp fanden ſie Anlaß unmittelbar einzuſchreiten.

Die alte Hauptſtadt der griechiſchen Macht und des griechiſchen Geiſtes, Athen, wo trotz aller ſeitdem erlittenen Unfälle und eingetretenen Beeinträchtigungen ſich doch ein lebendiges Andenken an die früheren Zuſtände erhielt, ſuchte die Hülfe der Römer nach. In dem letzten Frieden zwiſchen Rom und Philipp hatte dieſer unter ſeinen Bundesgenoſſen die Akarnanen, Rom unter den ſeinen Athen genannt.

Nun aber kam es zwiſchen Athenern und Akarnanen zum Streit. Ein paar Akarnanen, die ſich bei den eleuſiniſchen Feſten eingedrängt hatten, wurden dafür von den Athenern mit dem Tode beſtraft. Die Akarnanen riefen die Hülfe Philipps an, und dieſer ſäumte nicht, eine ſolche zu leiſten. Hiergegen wandten ſich die Athener an die Römer, deren Selbſtgefühl es unmöglich dulden konnte, daß ihren Bundesgenoſſen Unrecht geſchah. Selbſt der ägyptiſche Hof ließ die Römer ſtolz und dringend dazu auffordern. Notwendig aber gab die Entzweiung der Römer mit Philipp den Feindſeligkeiten gegen denſelben eine neue Wendung. Attalus I. von Pergamus und Rhodus ergriffen den Augenblick, um auch Athen in ihren Bund zu ziehen.

Attalus, von jeher ein Freund der Römer, begab ſich zu dieſem Behufe ſelbſt nach Athen; er hatte alte Verdienſte um die Stadt und wurde aufs feierlichſte empfangen; man erwies ihm beinahe göttliche Ehre. Den Rhodiern, deren Geſandte ſich ebenfalls einfanden, wurde Iſopolitie verliehen; ihre Tapferkeit wurde mit goldenen Kränzen gefeiert.

Da waren nun auch römiſche Geſandte in Athen erſchienen. Im Geſpräche mit ihnen verſicherte ſich Attalus, daß Rom geneigt ſei, am Kriege gegen Philipp teilzunehmen, und forderte die Athener auf, mit ihm, den Römern und den Rhodiern gemeinſame Sache zu machen: denn was hätten ſie zu erwarten, wenn König Philipp die Oberhand behalte. Die Athener gingen mit Freuden darauf ein und hatten ſich unverweilt des beſten Erfolges ihres Entſchluſſes zu erfreuen. Dem Führer eines macedoniſchen Heerhaufens, der ſoeben in Attika plündernd einfiel, ließen die römiſchen Geſandten durch einen Herold eine Zuſammenkunft anbieten, und als dieſe zu ſtande kam, erſuchten ſie ihn, ſeinem König zu melden: wenn er Frieden mit Rom haben wolle, ſo dürfe er fortan keine helleniſche Stadt angreifen; über das, was gegen Attalus und die Rhodier geſchehen, möge er ſich vor einem unparteiiſchen Gericht verantworten. In dieſer Erklärung lag zweierlei: Teilnahme an der Sache der Rhodier und des Attalus, und zugleich Sicherung aller Griechen vor den weiteren Angriffen Macedoniens.

Auf einen Fürſten, wie Philipp aber, der ſich ſoeben noch mit dem Gedanken getragen hatte, Ägypten zu erobern, und große Siege erfochten zu haben meinte, konnte dieſe Botſchaft keine andere Wirkung haben, als die, ſein Ehrgefühl zu empören. Er antwortete damit, daß er eine andere Heerſchar in Attika vordringen ließ und ſich der Küſtenplätze von Thracien, die ſeine Verbindung mit Aſien, alſo auch mit Antiochus verhindern konnten, verſicherte. Er war überall ſiegreich. Nur Abydus, auf das doch das meiſte ankam, leiſtete ihm Widerſtand und zwar einen ſo energiſchen, wie ihn jemals eine Stadt einem Eroberer entgegengeſetzt hat. Indem die Abydener den letzten Kampf wagten, trafen ſie zugleich Anordnungen, wie ihre Weiber und Kinder getötet, ihre Schätze dem Feuer überliefert werden ſollten. Sie erlagen dennoch: aber ihr Untergang war der Moment, in welchem ihrem Beſieger ſein kommendes Unheil angekündigt wurde. Die römiſchen Geſandten, die auf dem Wege waren, den Frieden zwiſchen Ptolemäus und Antiochus zu vermitteln, hatten in Rhodus vom Angriff auf Abydus gehört, und ſäumten keinen Augenblick, den König dort in den Ruinen der Stadt aufzuſuchen. Angeſicht zu Angeſicht wiederholten ſie ihm die von Athen aus zugeſchickte Erklärung, daß er keine griechiſche Stadt angreifen dürfe, wenn er mit den Römern Frieden haben wolle. Sie nahmen keine Rückſicht darauf, daß er verſicherte, er ſei in dem gegenwärtigen Kriege nicht der angreifende Teil geweſen. Die Römer erwiderten: das möge mit Rhodus und Pergamus der Fall ſein, über deren Verhältniſſe zu ihm ſie nochmals ein Schiedsgericht angeboten hatten; aber ſei er auch von Cius, das er auf das grauſamſte vernichtet hatte, angegriffen worden, auch von Abydus? Philipp gab eine Antwort, in welcher er ſeine Entrüſtung blicken ließ, aber nur unter der Form perſönlicher Rückſicht. Dann fügte er hinzu: am liebſten ſei es ihm, wenn die Römer ſich innerhalb der Grenzen der zwiſchen ihnen beſtehenden Verträge hielten; wollten ſie aber im Widerſpruch mit denſelben ihn angreifen, nun bei den Göttern, ſo ſei er entſchloſſen, ſich zur Wehr zu ſetzen.

In Rom war man nicht geſonnen, dieſe Herausforderung hinzunehmen. An ſich hätte das Volk eine Zeit der Ruhe vorgezogen; aber infolge einer ausführlichen Mitteilung über die Lage der Dinge beſchloß man den Krieg gegen Philipp. Ein konſulares Heer wurde bei Apollonia aufgeſtellt, um denſelben an den illyriſch-macedoniſchen Konfinien zu beginnen.

Halten wir aber inne, um, abgeſehen von den vorliegenden Irrungen, die allgemeinen hiſtoriſchen Verhältniſſe in Erwägung zu ziehen.

Wenn man es wagen darf, die weltgeſchichtlichen Notwendigkeiten in ihrem Zuſammenhange zu erörtern, ſo liegt am Tage, daß die karthagiſche Macht vollkommen gebrochen werden mußte und ohne Schaden für die von der puniſchen Einwirkung ergriffenen occidentaliſchen Stämme gebrochen werden konnte. Anders verhielt es ſich mit den helleniſtiſchen Staaten und Macedonien ſelbſt. Die Hellenen, welche die volkstümliche Grundlage derſelben bildeten, gingen doch nicht in ihnen auf; ſie ſtanden mit den Römern ſchon in mannigfachen Verbindungen; die griechiſchen Kolonien waren von den Gewaltſamkeiten der Illyrier und der Herrſchaft der Karthager durch die Römer befreit worden. Die Religion, die ſagenhafte Vergangenheit und, wenn wir ſoweit gehen dürfen, die bevorſtehenden Geſchicke forderten eine Vereinigung der Römer mit den Griechen. Wie wäre die militäriſche Bürgergenoſſenſchaft von Rom, die zur Weltherrſchaft aufſtieg, jemals fähig geweſen, dieſen Beruf zu erfüllen, hätte ſie nicht die Elemente der Kultur, die hiezu nötig waren, von den Griechen empfangen, in ſich aufgenommen und zu einem allgemein gültigen Beſtande durchgearbeitet. Eine Verbindung mit den Griechen und ihrer Kultur war alſo eine unerläßliche Bedingung der Größe und Macht von Rom. Nun aber ſtanden die Griechen doch jetzt unter der Autorität Macedoniens. Mit einer gewiſſen Zuverſicht kann man ausſprechen: um dem Bedürfnis der Welt zu genügen, mußten die Hellenen ſelbſt von den Macedoniern losgeriſſen werden. Wenn dies ſchon bisher der Sinn der Römer geweſen war, ſo wurde es jetzt ihre entſchiedene Abſicht. Dazu aber lag in der Geſinnung der Griechen eine willkommene Handhabe.

Wenn einmal der Gedanke gefaßt worden war, das macedoniſche und das griechiſche Intereſſe zu verſchmelzen, ſo hinderte das nicht, daß nicht der alte Widerwille gegen die macedoniſche Domination, der durch Redner und Geſchichtſchreiber genährt worden war, ſich unaufhörlich geregt hätte. Die Eigenmächtigkeiten des König Philipp trugen dazu bei, dieſen Widerwillen lebendig zu erhalten. Die Römer konnten die Hoffnung faſſen, die helleniſtiſchen Gewalten und die Hellenen von einander zu trennen. Dafür fanden ſie in Titus Quinctius Flamininus ein gleichſam von Natur vorbereitetes Werkzeug. Mit Cajus Flaminius, der am traſimeniſchen See gefallen war, hat er keinen genealogiſchen Zuſammenhang, noch weniger Verwandtſchaft der Geſinnung; wenn jener durch ſeine Verachtung des gottesdienſtlichen Herkommens ſich ein unheilvolles Gedächtnis geſtiftet hatte, ſo hielt ſich Flamininus nach dem Beiſpiel des Marcellus, deſſen Genoſſe im Feld er geweſen war, mit aller Strenge an das religiöſe Herkommen.

Titus Quinctius war noch ein ſehr junger Mann; er zählte erſt dreißig Jahre, als er im Jahre 198 vor unſerer Ära, 556 der Stadt, zum Konſul erwählt wurde. Was ihn empfahl, war nicht ein in den Magiſtraturen bewährtes Verdienſt; es konnte nur die Verwaltung von Tarent ſein, die ihm anvertraut geweſen war, noch immer des wichtigſten Platzes für die Verbindung römiſcher Macht und griechiſcher Sinnesweiſe. Flaminin hatte ſich griechiſche Bildung dem unter der vornehmen römiſchen Jugend emporkommenden Beſtreben gemäß angeeignet.

Den Kreiſen, die ſich um den älteren Scipio zuſammenſchloſſen, angehörig, vermied er, wie dieſer, jede antipopuläre Tendenz: er war immer bebeliebt bei dem Volk. Man rühmt an ihm die Eigenſchaft, Wohlthaten lieber zu erweiſen, als deren zu empfangen; unbeugſam gegen die Widerſtrebenden, wurde er mild, ſobald man ihm nachgab. Er geriet leicht in Aufwallung, war aber unſchwer zu begütigen. Mit der natürlichen Liebenswürdigkeit, die ihm eigen war, vereinigte er nun planvolles Handeln und eine gewiſſe Konſequenz des Gedankens. Was er unternahm, war nach allen Seiten wohl überlegt und durchdacht, ſo daß er in der perſönlichen Diskuſſion faſt immer eine geiſtige Überlegenheit bewährte. Unter allen Schwierigkeiten, auf die er ſtieß, behielt er ſein Ziel unverrückt im Auge. Er verband kriegsmänniſche Wiſſenſchaft und Übung mit diplomatiſcher Gewandtheit, römiſche Geſinnung mit einer gleichſam natürlichen Hinneigung zum griechiſchen Weſen. Dieſer Mann trat an die Spitze des bei Apollonia verſammelten Kriegsheeres.

Schon ſeine Vorgänger hatten, und zwar eben durch die Verbindung der alten Kriegführung mit den neuen Erfahrungen, nicht unbedeutende Erfolge erzielt.

Von den Ätolern war bereits einmal in einer ihrer allgemeinen Verſammlungen in Beratung gezogen worden, ob ſie ſich an die Römer, deren Flotte auch an allen Küſten erſchien und die Gegner Philipps in Schutz nahm, anſchließen oder an dem König feſthalten ſollten. Aber man ſchrak noch davor zurück, den römiſchen Legionen den Zugang nach Griechenland zu eröffnen, durch die es bald dahin kommen werde, daß man nicht mehr in freien Verſammlungen freier Beratungen pflegen könne. Der Strateg hatte den Beſchluß durchgeſetzt, daß man erſt weitere Ereigniſſe abwarten und ihm ſelbſt nach Maßgabe derſelben überlaſſen wolle, unter Wahrung aller Formen Partei zu ergreifen. Den Athenern, die auf dieſer Verſammlung erſchienen, wird eine Klage über die Gewaltthätigkeiten Philipps, der die religiöſen und hiſtoriſchen Denkmale von Attika zerſtört habe, in den Mund gelegt: der Bund mit den Römern ſchien ihnen faſt als ein Befehl der unſterblichen Götter ſelbſt. Noch hielt man jedoch inne. Aber den Römern verſchaffte es einen nicht genug anzuſchlagenden Vorteil, daß ſie zugleich Meiſter von Illyrien waren. Dadurch kamen ſie in Verbindung mit den halbbarbariſchen Völkerſchaften, welche ſchon Alexander der Große hatte bekämpfen müſſen und die ſeit dem Einbruch der Gallier doppelt mächtig geworden waren. König Philipp geriet in jenen Regionen bereits in Nachteil; er hat ſelbſt in militäriſchen Begegnungen den Kürzeren gezogen. Dazu aber geſellte ſich noch ein anderes militäriſches Moment. Auch in den Scharmützeln mit dem römiſchen Lager erlitt er Verluſte, die an ſich nicht viel auf ſich hatten, aber dadurch bedeutend wurden, daß Macedonier und Griechen, wie man ſagt, zuerſt an Verwundungen der Zurückkommenden bemerkten, daß bei den Römern andere Waffen in Gebrauch gekommen ſeien, als die bisherigen. Ihre Kriegführung hatte im Kampfe gegen die Karthager an Stärke gewonnen. Das ſpaniſche Schwert, deſſen ſie ſich bedienten, erwies ſich als eine unwiderſtehliche Waffe und verdoppelte den Schrecken, welchen die Legionen überhaupt einflößten.

Zunächſt wurden die Ätoler dadurch bewogen, ihre Entſcheidung zu treffen; ſie ſahen, daß ſich das Übergewicht auf ſeiten der Römer neigte, worauf alle jene auf das helleniſch-macedoniſche Gemeinweſen bezüglichen Betrachtungen verſchwanden. Sie trugen kein Bedenken, zu Feindſeligkeiten gegen König Philipp zu ſchreiten.

Da war nun Flaminin in dem römiſchen Lager angekommen, mit Veteranen aus dem zweiten puniſchen Kriege, die ſchon in Afrika gegen die Macedonier ſelbſt im Felde geſtanden hatten und den Ruf unwiderſtehlicher Tapferkeit beſaßen. Philipp hatte, um das Vordringen der Römer zu hindern, eine feſte Stellung in den Engpäſſen des Aous genommen. Soviel man erfährt, beabſichtigte er, den Augenblick, in dem es noch möglich war, zu benutzen, um mit den Römern eine friedliche Abkunft zu treffen. Unter epirotiſcher Vermittelung wurde eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Konſul und dem König zu ſtande gebracht. Flaminin ſtellte die Forderung auf, welche die große Frage entſcheiden, und, mochte ſie nun gewährt werden oder nicht, die Griechen von Macedonien trennen mußte. Sie ging dahin, daß Philipp, um den Frieden herzuſtellen, ſeine Beſatzungen aus den griechiſchen Städten zurückziehen müſſe. Soweit war es, wenn wir recht unterrichtet ſind, gekommen, daß Philipp ſich nicht abgeneigt erklärte, die Plätze aufzugeben, die er ſelbſt erobert hatte. Doch wollte er alles behalten, was von ſeinen Vorfahren auf ihn gekommen war, und was doch auch die Oberherrlichkeit von Griechenland in ſich ſchloß. So aber verſtand Flamininus ſeine Forderung nicht. Unter den Plätzen, welche Philipp aufgeben müßte, nannte er zuerſt die theſſaliſchen. Aber eben auf dieſe legte Philipp am meiſten Wert; eine härtere Bedingung, meinte er, könne man ihm nicht vorſchreiben, wenn er ſchon beſiegt ſei: ſo brach er das Geſpräch ab und der ernſtliche Krieg begann. Mehr durch Geſchicklichkeit, als durch bloße Waffengewalt gelangen Flamininus die Unternehmungen, zu denen er nunmehr ſchritt. Jene Engpäſſe hätte er wohl nie überwältigt, wäre ihm nicht durch einen von ihm gewonnenen Epirotenhäuptling, Charops, ein Weg angegeben worden, auf welchem er den Macedoniern in den Rücken fallen konnte, indem er ſie von vorn angriff. Die Römer, ſagt Livius, würden die Verwegenheit ihres Anfalls gebüßt haben, wenn nicht der Schlachtruf von hinten erſchollen wäre und die darauf beginnende Schlacht die königlichen Truppen durch den plötzlichen Schrecken faſt von Sinnen gebracht hätte. Der Verluſt Philipps war nicht ſehr beträchtlich; er brachte ſeine zerſtreuten Truppen wieder zuſammen: aber der Weg nach Theſſalien war und blieb den Römern geöffnet. Indem der König ſich zurückzog, brachte der Konſul, durch Ätoler und Athamanen verſtärkt, einen feſten Platz nach dem andern in ſeine Hand. Die Verwüſtung des Landes ſchadete ihm nicht, da ſeine Laſtſchiffe indes nach dem Meerbuſen von Ambracia gekommen waren, und die Verbindung zwiſchen Ambracia und Gomphi, welches in ſeinem Beſitze war, trotz der Gebirge leicht hergeſtellt wurde. Der König nahm eine Stellung im Thal Tempe, von wo er nach allen Seiten hin, wo eine Gefahr vorhanden war, Hülfe leiſten zu können meinte.

Man hatte die Römer den Griechen als Barbaren geſchildert; der Zug des Flamininus, der mit ſtrenger Mannszucht wohlüberlegte Rückſicht und Schonung vereinigte, gewann ihnen um ſo mehr die Gemüter.

Die Hauptfrage für den Fortgang der Ereigniſſe war nun, welche Haltung der Achäiſche Bund, der ſeit Aratus enge mit Macedonien verbündet war, annehmen würde. Römer, Rhodier, Athener und der König Attalus forderten die Achäer auf, ihnen beizutreten. Entſcheidend für dieſe war ohne Zweifel, daß ſie zugleich von dem Tyrannen von Lacedämon, Nabis, angefallen waren und Philipp ſie nicht einmal gegen dieſen, geſchweige denn gegen die Römer verteidigen konnte. Jedoch wurde es ihnen ſchwer ſich zu entſchließen. In ihrer Landesverſammlung, die zu Sicyon gehalten wurde, ſchwieg anfangs jedermann. Da ergriff der Strateg Ariſtänus das Wort zu Gunſten der Römer. König Philipp, ſagte er, habe eine feſte Stellung aufgegeben und ſeine Bundesgenoſſen ſeinen Feinden überlaſſen: jetzt verlange er Hülfe, ohne etwas dagegen zu bieten; die Römer aber ſeien nahe und wie zu Land ſo zur See überaus furchtbar; eine Neutralität zwiſchen beiden wäre nicht ratſam, man hätte dann die entſchiedenſten Feindſeligkeiten von ſeiten des Siegers zu erwarten. — Doch waren dieſe Betrachtungen nicht imſtande, einen Beſchluß der Verſammlung hervorzurufen. Vom helleniſchen Intereſſe iſt wenig oder gar nicht die Rede geweſen. Auf der einen Seite erwog man nur die Übermacht der Römer, durch die man von den Gewaltthätigkeiten Philipps auf immer frei zu werden hoffte; auf der anderen aber lebten doch auch in den Angehörigen der Städte, die ſich der beſonderen Vergünſtigung des Königs zu erfreuen gehabt hatten, Sympathien für ihn. Zwiſchen den Damiurgen, dem engeren Rate, dem es oblag, den zu faſſenden Beſchluß der Landesverſammlung vorzulegen, brach ein Zwieſpalt aus. Es waren ihrer zehn, von denen fünf behaupteten, einen Entwurf dieſer Art auch nur vorzulegen, ſei durch einen Artikel des mit Philipp geſchloſſenen Vertrages ausdrücklich verboten. So ſchien es noch am dritten Tage der Verſammlung zu keinem Entſchluſſe kommen zu ſollen, bis endlich von jenen fünf macedoniſch geſinnten Damiurgen einer zu den römiſch geſinnten übertrat. Es war ein junger Mann, deſſen Vater noch lebte; dieſer hatte ihn bedroht, ihn nicht mehr als Sohn anerkennen zu wollen, wenn er an der für Achaja verderblichen Meinung feſthalte. Durch den Übertritt des jungen Mannes geſchah es nun, daß der Entwurf vorgelegt werden konnte, der dann zum Beſchluß erhoben wurde, nicht jedoch, ohne daß ein paar Städte, zu denen auch Megalopolis und Argos gehörten, durch Seceſſion ihre abweichende Meinung kundgaben. Auch in ſpäteren Zeiten hat man nicht gezweifelt, daß die Lage den Beitritt der Achäer zu dem Bündnis der Athener, Rhodier und des Attalus mit den Römern unbedingt erheiſchte. Durch dieſen Abfall und die Fortſchritte des Konſuls in Doris und Phocis bedrängt, ließ Philipp nochmals auf Unterhandlungen antragen. Eine zweite Zuſammenkunft fand am Geſtade des Maliſchen Meerbuſens bei Nicäa ſtatt. Flaminin ſtellte dreierlei Forderungen auf: Entfernung aller Beſatzungen aus Griechenland, Rückgabe der in Illyrien eingenommenen Landſtriche an die Römer, und Wiederherſtellung Ägyptens in die ihm entriſſenen Gebiete. Die Geſandten der Verbündeten fügten noch andere hinzu und erhoben gehäſſige Vorwürfe gegen den König. Er beantwortete jede Stachelrede mit einer anderen; er zeigte ſich lebhaft, witzig und ſelbſtbewußt.

Die Vorſchläge, die er nun ſeinerſeits machte, gingen ſehr ins einzelne; ſie betrafen die Anſprüche der Achäer und Ätoler, der Rhodier und des Attalus: Philipp gab an, was er an jeder Stelle aufgeben wolle und was nicht. Damit aber waren die Griechen nicht zufrieden; ſie verlangten jetzt, daß der König aus allen griechiſchen Gebieten weichen ſolle, — eine Differenz, welche keine Hoffnung auf Verſtändigung übrig ließ. Zugleich drangen ſie auf unverweilte Fortſetzung des Krieges, während Philipp auf einen Waffenſtillſtand antrug, nm den Senat zu Rom zu einem Schiedsgericht zwiſchen ihm und den Griechen aufzufordern, da doch alles, was man verabrede, der Beſtätigung des Senats bedürfen werde. Die Verhandlung verſetzte ſich nun nach Rom, wohin ſich die Geſandten aller Parteien begaben, und hier erſt gelangte ſie zu ihrer vollen Bedeutung. Die Griechen formulierten ein ſehr entſchiedenes Begehren. Philipp, ſo ſagten ſie, habe einſt geäußert, er halte Griechenland durch drei Fußſchellen in Feſſeln; das ſeien die Beſatzungen von Akrokorinth, Chalcis und Demetrias; durch die erſte werde der Peloponnes in Pflicht gehalten, durch die zweite Euböa, Lokris und Phocis, durch die dritte Theſſalien; ſie forderten den Senat auf, ſie von dieſen Beſatzungen zu befreien: denn ohnedies werde jede anderweite Abkunft unnütz ſein, es werde immer im Belieben Philipps ſtehen, ſie zu brechen. Bei dem Senat, in welchem die Freunde Flaminins vielen Einfluß beſaßen — wie es ihnen denn auch gelang, eine Verlängerung des Oberbefehls für dieſen auszuwirken, —

fanden die Erinnerungen der Griechen, welche ſehr einleuchtend lauteten, vollkommenen Beifall. Die Verhandlungen nahmen eine ganz andere Wendung, als Philipp ſie erwartet hatte. Indem ſeine Geſandten über die Anerbietungen, die der König machte, und die Einreden, welche die Griechen dagegen erheben würden, ſprechen zu können hofften, wurde ihnen die Forderung der Griechen in nackter Schroffheit vorgelegt; ſie wurden gefragt, ob ſie Auftrag hätten, darauf einzugehen oder nicht. Da ſie erklären mußten, daß das nicht der Fall ſei, ſo wurden ſie nicht weiter angehört; und ſtatt der Vermittelung hatte die Geſandtſchaft die Fortſetzung des Krieges zur Folge. An eine weitere Unterhandlung zwiſchen Philipp und Flaminin war nicht zu denken. Flaminin lehnte den Antrag auf eine nochmalige Zuſammenkunft ab; er forderte einfach die Entfernung des Königs aus allen griechiſchen Plätzen, die er innehabe, worauf dieſer nicht eingehen konnte, ohne ſeine eigene Sache aufzugeben. Nun erſt kam es zum Kampfe zwiſchen Macedoniern und Römern. Dieſen war es wirklich gelungen, die panhelleniſche Sache von der macedoniſchen zu trennen.

Mit ätoliſchen Hülfstruppen, beſonders auch theſſaliſcher Reiterei verſtärkt, rückte Flamininus ins Feld. Unter Philipp fochten außer Macedoniern auch Thracier und Illyrier. Die beiden Heere waren an Zahl einander ziemlich gleich, jedes von ihnen etwas über 20 000 Mann ſtark. Die Kraft derſelben aber beſtand auf der einen Seite in der Legion, auf der anderen in der Phalanx, die nun hier nahe den Grenzen Macedoniens den Kampf wieder aufnahmen, den ſie zuletzt in Unteritalien mit einander beſtanden hatten. Philipp rückte gegen Skotuſſa heran, um ſich der erforderlichen Zufuhr zu verſichern und alsdann ein der Beſchaffenheit ſeiner Streitkräfte angemeſſenes Schlachtfeld zu wählen. Indem er aber, durch einen ungewöhnlich ſtarken Nebel gehindert, inne hielt und ſich nur der benachbarten Höhen von Kynoskephalä zu verſichern ſuchte, ſtieß er mit den Römern zuſammen, die von Pharſalus her eben auch gegen Skotuſſa vorrückten, um es nicht in die Hände Philipps geraten zu laſſen. Es geſchah ſehr unerwartet: keiner von beiden Teilen wußte etwas von der Nähe des anderen; in dem Scharmützel, das ſich dann ſofort entſpann, waren die Macedonier die ſtärkeren; zweimal wurden die Römer zurückgeworfen. Dies anfängliche Glück aber ſollte den Macedoniern verderblich werden. König Philipp, dem man zurief, der Augenblick ſei gekommen, in welchem er die Barbaren — ſo bezeichnete man die Römer — über den Haufen werfen könne, ließ ſich verleiten, die Schlacht auf einem Terrain anzunehmen, das für ſeine Phalanx ungeeignet war. Wo die Phalanx in ihrer Ordnung auf günſtigem Boden vorrückte, war ſie unwiderſtehlich, und die Römer mußten vor ihr weichen. Aber dies geſchah nur auf dem einen Flügel; auf dem anderen hatte ſie ſich nicht bilden können; hier brachte der römiſche Anlauf alles in Unordnung. Ein Tribunus Militum erſah die Gelegenheit, die ſiegende Phalanx, die im Vorrücken begriffen war, von hinten anzugreifen; dies entſchied die Schlacht. Die Phalanx erlitt eben in den Regionen ihres Urſprungs eine vollkommene Niederlage. Die Römer waren hier am Ort bei weitem ſtärker, als in Italien; ſie hatten nicht allein beſſere Waffen, ſondern ſie führten libyſche Elephanten ins Feld. Die trefflichſten Dienſte leiſtete ihnen die griechiſche Reiterei.

Man kann die Schlacht von Kynoskephalä als das Widerſpiel der Schlacht von Chäronea betrachten. Was die eine gegründet hatte, die Herrſchaft der Macedonier über Griechenland, wurde durch die andere aufgelöſt. Philipp, ein Mann von raſchen und wechſelnden Entſchlüſſen, fügte ſich in ſein Schickſal. Er wandte ſich in ſein Erbland zurück, ließ aber dann mit Flaminin Unterhandlungen über den Frieden eröffnen, deſſen Bedingung nach allem Vorausgegangenen doch keine andere ſein konnte, als die Zurückziehung der Macedonier aus Griechenland überhaupt.

Da trat nun auf der Stelle auch die andere Seite des Ereigniſſes heraus. Der Sieg über die Macedonier war zwar mit Beihülfe der Griechen errungen worden, aber doch nicht durch ſie, wiewohl ſich die Ätoler deſſen rühmten, ſondern vor allen Dingen durch die römiſche Kriegsmacht und den römiſchen Prokonſul. Unleugbar iſt — wenigſtens wird es allgemein überliefert —, daß die Anmaßung der Ätoler, die ſich noch einen größeren Anteil an dem Siege zuſchrieben, als ſie wirklich gehabt hatten, verſtimmend auf Flaminin gewirkt habe. Doch war das nicht die Hauptſache. Die Griechen verlangten Fortſetzung des Krieges; und wer könnte ihnen verargen, daß ſie ſich der feindſeligen Macht, die ſie ſo lange bedrängt hatte, auf immer zu entledigen wünſchten? Es war eine ſehr treffende Gegenbemerkung Flaminins, daß das auf die Länge doch nicht der Vorteil der Griechen ſein dürfte, da alsdann die Gallier oder Thracier leicht über ſie herfallen könnten.

Er hatte jedoch noch einen anderen Grund, den König zu ſchonen, der aus der allgemeinen Weltlage entſprang. Die Abſichten des Königs Antiochus, der, wie wir wiſſen, eine ſehr ausgedehnte Macht im Orient beſaß, entwickelten ſich alle Tage drohender. Unmöglich durften die Römer durch einen Angriff auf Macedonien ſelbſt den König Philipp in die Notwendigkeit ſetzen, ſich zu ſeiner eigenen Rettung mit dem König von Syrien zu vereinigen. Flaminin ging auf das Friedensanerbieten Philipps ein und trug kein Bedenken, die königlichen Geſandten abermals mit den ſeinen zugleich nach Rom gehen zu laſſen. Der König hatte im voraus erklärt, er werde in alles willigen, was der Senat anordne.

In Rom war man nicht ganz einmütig in dieſer Sache; es gab eine Stimme für die Fortſetzung des Krieges; der für das nächſte Jahr ernannte Konſul Marcus Marcellus hätte nichts mehr gewünſcht, als daß ihm die Provinz Macedonien dekretiert worden wäre; er verſprach ſich von dem neuen Feldzug unvergänglichen Ruhm. Aber dagegen hatten die Nachrichten, die Flaminin von ſeinem Feldzuge gab, einen für ihn und ſeine Vorſchläge günſtigen Eindruck gemacht; ſeine Briefe waren vor Senat und Volk verleſen worden. Dieſen Eindruck verſtärkten die Abgeordneten, die er aus ſeinem

Feldlager nach Rom ſchickte, und ſeine alten Freunde. Auch die Geſandten des Königs erfreuten ſich einer günſtigen Aufnahme. Es wurde ihnen Verpflegung auf öffentliche Koſten und Gehör im Tempel der Bellona bewilligt. Im voraus verſichert, daß der König ſich fügen werde, ſprach man die Bedingungen aus, unter welchen ihm Friede bewilligt werden ſolle. Als nun unter den Einreden des Marcellus der Senat doch wieder ins Schwanken geriet, drohten die Tribunen mit ihrer Interceſſion und ſetzten es durch, daß die Frage über den Frieden von dem Volke entſchieden werden müſſe; ſie wurde einer Verſammlung auf dem Kapitol vorgelegt, welche in allen Tribus ſich für den Abſchluß des Friedens mit König Philipp entſchied.

Einſt, als die Griechen die Beſorgnis verlautbarten, der König werde den Frieden brechen, ſobald er ſich dazu im ſtande ſehe, hatte Flaminin erwidert: er werde mit demſelben einen ſolchen Frieden treffen, der ihn daran verhindern ſolle. Darauf war es nun bei den Bedingungen abgeſehen, die man dem König machte. Der König wurde verpflichtet, ohne Einwilligung des Senats keinen Krieg außerhalb Macedoniens zu führen, ſodaß ihm ſowohl nach der griechiſchen, als nach der ſyriſchen Seite hin die Hände gebunden wurden. Um deſſen aber ſicher zu ſein, nötigte man ihn zu Reduktionen der bewaffneten Macht: er ſollte nicht mehr als 5000 Mann unter den Waffen halten, überhaupt keinen Elephanten, ebenſowenig Kriegsfahrzeuge irgend welcher Art; auch eine große Kriegsentſchädigung wurde ihm auferlegt.

Man dachte nicht daran, ihn zu vernichten; was ja überhaupt nicht in der Gewohnheit der Römer lag; man wollte ihn nicht mehr als Nebenbuhler ſich gegenüber, ſondern als Bundesgenoſſen an der Seite haben. Philipp leiſtete auf die Unabhängigkeit eines ſouveränen Herrſchers Verzicht, indem er dieſen Frieden annahm.

Was nun aber ſchon in dem Frieden und gleich nach demſelben noch mehr die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, war das Verhältnis der Griechen. Philipp machte ſich anheiſchig, alle ſeine Beſatzungen aus den griechiſchen Städten herauszuziehen und dieſe den Römern auszuliefern bis zur Feier der nächſten iſthmiſchen Spiele, im Frühjahr 196 vor unſerer Ära, Olympiade 146, 1. Denn dieſe Verſammlung, zu welcher die Römer ſelbſt bereits gezogen waren, wurde dazu beſtimmt, um den Hellenen die neue Ära, in die ſie eintraten, feierlich anzukündigen. Dabei iſt nun aber zwiſchen Flaminin und den ihm zur Vollziehung der Beſchlüſſe vom Senate beigegebenen Kommiſſaren ein Mißverſtändnis entſtanden. Die Kommiſſare waren ermächtigt, alle übrigen Plätze, welche Philipp aufgebe, den Griechen zurückzuſtellen; nur über jene drei Befeſtigungen, von deren Wichtigkeit die Griechen den Römern ſelbſt Kunde gegeben hatten, Chalcis, Demetrias und Korinth, waren Zweifel übrig geblieben: der Senat geſtattete den Kommiſſaren, nach Lage der Umſtände die Überlieferung derſelben an die Griechen entweder zu bewilligen oder zu verweigern. Flaminin war der Meinung: ſie müßten den Griechen überliefert werden, wenn man dieſelben gewinnen und ihnen die

Überzeugung geben wolle, daß die Römer nicht ſowohl zu ihrem eigenen Vorteil, als zum Beſten der Griechen den Kampf mit Philipp unternommen hätten. Aber die Kommiſſare meinten, das Verhältnis zu Antiochus laſſe dieſe vollſtändige Rückgabe nicht zu. Was ſie bewog, war die allgemeine Gärung von Griechenland: wie leicht, daß die Ätoler, was auch nachmals geſchah, ſich mit Antiochus verſtändigten. Darauf ließ ſich erwidern, daß die ausnahmsloſe Überantwortung der Plätze an die Hellenen dieſe erſt recht zu einer unbedingten Vereinigung mit Rom geneigt machen würde. Dahin ging ohne Zweifel die Anſicht Flaminins. Aber die römiſchen Kommiſſare zogen das unmittelbar vorliegende Intereſſe in Betracht; ſie wollten auf jeden Fall in der Lage ſein, dem König von Syrien von Griechenland aus und in Griechenland ſelbſt Widerſtand zu leiſten.

Der Tag der iſthmiſchen Spiele kam; und die Römer zögerten nicht, den Griechen ihre Befreiung von den Macedoniern auf das feierlichſte kund zu thun. Als das Volk, um den Kampfſpielen beizuwohnen, im Stadion verſammelt war, trat an der Stelle, von wo die Ordnung der Spiele angekündigt zu werden pflegte, ein römiſcher Herold hervor, ließ durch einen Trompetenſtoß Ruhe gebieten und verlas alsdann den gefaßten Beſchluß. Im Namen des römiſchen Senats und des Oberfeldherrn, durch welche König Philipp von Macedonien beſiegt worden, wurden acht namentlich bezeichnete Völkerſchaften für frei von Macedonien erklärt, ſo daß keine Beſatzung des Königs geduldet, noch Steuern an ihn bezahlt, ſondern das alte Geſetz und die Autonomie wiederhergeſtellt werden ſollten: es waren die, welche bisher dem macedoniſchen König unterthänig geweſen waren: Phocier, Lokrer, Euböer, Achäer von Phtiotis, Magneten, Theſſaler, Perrhäber. Es bildete gleichſam einen Triumph der Römer, daß durch ſie alle Griechen der macedoniſchen Herrſchaft erledigt ſein und bleiben ſollten. Die Botſchaft kam in dem Augenblicke unerwartet. Man kann den Jubel nicht beſchreiben, welchen ſie hervorrief: die oft gehörte Sage wiederholt ſich, daß vorüberfliegende Vögel vom Geſchrei betäubt niedergefallen ſeien. Flaminin wurde von den Kränzen und anderen Zeichen der Dankbarkeit, die man ihm darbrachte, beinahe erdrückt.

Dieſe gewaltig aufflammende Begeiſterung der Hingebung und Dankbarkeit war jedoch keine nachhaltige und konnte es nicht ſein. Die Erklärung der Römer erweckte in den Griechen ein Gefühl ihrer alten Autonomie, allein mit demſelben zugleich ein Bewußtſein davon, was ihnen an dem vollen Beſitz derſelben noch fehle. So groß die Zugeſtändniſſe waren, brachten ſie doch keine volle Befriedigung hervor. Überall traten infolge der ergangenen Erklärung die Griechen an die Stelle der macedoniſchen Beſatzungen, nicht jedoch in Akrokorinth, Chalcis und Demetrias: dieſe behielten die Römer für ſich. Die Rückgabe der Stadt Korinth hatte Flaminin noch ausgewirkt, wohlverſtanden ohne die Burg. Aber die Konföderation mit Rom erſchien doch als eine ſehr ungleiche, hauptſächlich auf den Vorteil von Rom berechnete.

Einen ähnlichen Eindruck machten die Ereigniſſe, die gleich darauf im Peloponnes ſtattfanden. Der Tyrann von Sparta, Nabis, war durch den Kampf zwiſchen Philipp und den Römern noch verſtärkt worden. Dieſer hatte zugelaſſen und ſogar begünſtigt, daß Argos in die Hände desſelben fiel. Dagegen nun vereinigte Flaminin die achäiſchen und die römiſchen Streitkräfte; er griff Nabis in Sparta an. Durch die Heftigkeit ſeines Angriffs und ſeine Succeſſe brachte er es wirklich dahin, daß Nabis von Argos abſtand; aber Sparta entriſſen die Römer dem Tyrannen nicht: ſie fürchteten, er möchte ihnen mit der kriegsbegierigen Soldateska, die er um ſich hatte, noch lange Widerſtand leiſten, was ihnen im Kampfe mit Antiochus gefährlich werden konnte. Das hatte nun aber wieder eine Rückwirkung auf die Achäer. Dieſe behaupteten wohl gar, daß ihr Führer Philopömen im Kriege gegen Nabis mehr geleiſtet habe, als ihr Protektor Flaminin. Wie aus dem Kriege gegen Philipp eine Entzweiung mit den Ätolern, ſo ſchien aus dem Kriege gegen Nabis eine Entzweiung der Römer mit den Achäern zu entſpringen. Die ätoliſche Klage, daß aus dem Sturz der macedoniſchen Herrſchaft nicht die Freiheit von Griechenland, ſondern nur die Herrſchaft der Römer hervorgegangen ſei, wurde allenthalben laut, und da nun überdies bei dem Verſuche, die alten Einrichtungen durch neue zu erſetzen, mannigfaltige Streitigkeiten ausbrachen, bei denen nochmals die macedoniſche Faktion, jetzt durch die römiſche begünſtigt, die Oberhand bekam, ſo trat ein Zuſtand allgemeinen Mißbehagens ein, der den Frieden beinahe wieder zweifelhaft machte.

Wer hätte den Widerſpruch verkennen können, der darin lag, daß den Griechen volle Freiheit und Autonomie von den Römern verſprochen worden war und dieſe dann doch die wichtigſten Poſitionen, welche die Griechen in Feſſeln ſchlugen, für ſich behielten. Dabei iſt es jedoch nicht geblieben. Wenn man aber erkennen will, was die Römer bewog, eine Änderung eintreten zu laſſen, ſo muß man ſich ihre allgemeine Lage vergegenwärtigen. Ihre Aufmerkſamkeit wurde von den Vorgängen im cisalpiniſchen Gallien in Anſpruch genommen. In derſelben Zeit, in welcher Nabis, von Flamininus beſiegt, um die Beſtätigung des ihm von dieſem bewilligten Friedens in Rom nachſuchte, erfolgte eine neue Schilderhebung der cisalpiniſchen Gallier, welche zwar niedergeſchlagen wurde, aber nicht, ohne daß die fungierenden Konſuln ſich genötigt geſehen hätten, bei den beiden Kolonien am Po, Cremona und Placentia, ſtehen zu bleiben, um ſie zu beſchützen und den erlittenen Schaden wieder gut zu machen. Die unter den Bojern und Inſubrern herrſchende Gärung ließ nichts anderes erwarten, als daß man im nächſten Jahr noch größere Feindſeligkeiten zu beſtehen haben werde. Da kam es nun dem Senate ſehr erwünſcht, daß ſowohl aus Spanien, wo Marcus Porcius Cato der Celtiberer Meiſter geworden war, als auch aus Macedonien friedliche Nachrichten einliefen. Man beſchloß, im nächſten Jahre alle Kräfte nach Gallien zu wenden: den beiden Konſuln Publius Cornelius Scipio und

Tiberius Sempronius Longus ſollte Italien als Provinz beſtimmt werden. Zwar machte der erſte die Einwendung, daß man im Oſten bei den offenen Feindſeligkeiten des Antiochus und der zweifelhaften Haltung der Ätoler einen ſchweren Krieg zu gewärtigen habe. Allein der Senat nahm darauf keine Rückſicht; er beſchloß auf den Grund, daß der Krieg auf beiden Seiten, in Macedonien und Spanien, beendigt ſei, die beiden Heere nach Italien zurückzuziehen und zu entlaſſen. An ihrer Stelle ſollten alsdann neue ſtädtiſche Legionen ausgehoben werden.

Und der Senat hatte nicht Unrecht; es kam zu einer Koalition zwiſchen Bojern und Inſubrern. Unter den Bojern erhob ſich der König Bojorix mit ſeinen beiden Brüdern im Einverſtändnis mit ſeinem geſamten Volk, um dem Eintritt der Römer ins bojiſche Gebiet offenen Widerſtand entgegenzuſetzen. Der Konſul Sempronius zögerte vorzurücken, ehe er ſich mit ſeinem Kollegen Scipio vereinigt hätte: aber ſeine Zögerung machte den Bojern um ſo mehr Mut; ſie griffen das römiſche Lager unverzüglich an, wurden jedoch durch die Beſonnenheit des Konſuls und die gewohnte Taktik der römiſchen Legion in blutigem Kampfe zurückgeſchlagen, ſo daß Sempronius ſeinen Weg nach Placentia fortſetzen konnte. Scipio war indes ins Gebiet der Ligurer vorgedrungen. Dieſe Gefahr nun war es, was die Römer vermochte, ihre Legionen, wie aus Spanien, ſo auch aus Griechenland zurückzuziehen; es war die Kombination der Umſtände, der Griechenland die Hebung ſeiner Beſchwerden zu verdanken hatte; den Römern mußte mehr daran gelegen ſein, die cisalpiniſchen Gallier im Zaum zu halten, als ſich um einer eventuellen Kriegsgefahr willen griechiſcher Plätze zu verſichern. Flamininus erhielt den Auftrag, ſeine Truppen nach Italien abzuführen, was ihm eigentlich nicht unwillkommen war; nunmehr erſt konnte er ſeine Abſicht, den Griechen ihre volle Freiheit zurückzugeben, zur Ausführung bringen. Er verſammelte die Geſandten aller Städte und Völker, die zu ihm hielten, in Korinth. Vor allem entſchuldigte er ſeinen Frieden mit Nabis mit der Bemerkung, daß eine Fortſetzung des Kampfes zur Zerſtörung des hochberühmten Sparta hätte führen müſſen. Dann aber kam er auf die Sache zu ſprechen, die ihm zunächſt aufgetragen war. Er erklärte die Beſchuldigung, daß die Römer in der Herrſchaft über Griechenland nur an die Stelle der Macedonier treten wollten, für eine böswillige Erfindung der Ätoler, die freilich niemals wüßten, was ſie thun oder was ſie ſagen. Jetzt werde ſich zeigen, wem mehr zu vertrauen ſei, den Ätolern oder den Römern. Er ſprach dann aus, daß er die römiſchen Beſatzungen binnen zehn Tagen aus allen Plätzen herausziehen werde; nicht mit Unrecht ſei die Freiheit von Griechenland in die Hände der Römer gelegt worden. Noch waren die völkerſchaftlichen Deputationen beiſammen, als ſie die römiſche Beſatzung von Akrokorinth herabziehen ſahen. Während die römiſchen Legionen ihren Rückweg nach Oricum nahmen, begab ſich Flaminin nach Chalcis und von da nach Demetrias, um auch dort die Beſatzungen wegzuführen. Er ließ ſich angelegen ſein, überall die

Völkerſchaften, die nun wirklich zu einem Gefühl ihrer Freiheit kamen, zu befriedigen und in ihrer Hingebung an Rom zu beſtärken. In Theſſalien, wo dieſe Verbindung am ſchwächſten war, traf er Einrichtungen, um ſie durch feſte municipale Ordnungen zu erſetzen: er hat dabei die beſitzende Klaſſe begünſtigt. Überall ſchärfte er Mäßigung im Gebrauch der Freiheit ein und warnte vor Mißbrauch derſelben.

Eine große Genugthuung war ihm noch dadurch zu teil geworden, daß eine nicht geringe Anzahl Römer, welche Hannibal als ſeine Kriegsgefangenen in die Sklaverei verkauft hatte und zwar eben nach Griechenland, jetzt auf ſeine Bitten durch die verſchiedenen Staaten von ihren Eigentümern losgekauft und ihm bei ſeiner Rückkehr nach Italien mitgegeben wurden: denn es ſchicke ſich nicht, daß Angehörige des Volkes, durch welches die Griechen befreit worden ſeien, bei dieſen in gewöhnlicher Knechtſchaft gehalten würden.

Flamininus iſt ein Mann, der einen für die Entwickelung der Welt unentbehrlichen Gedanken mit Beſtimmtheit gefaßt und unter den mannigfaltigſten Schwierigkeiten, die ihm von beiden Seiten gemacht wurden, begünſtigt durch den Gang der allgemeinen Verhältniſſe, durchgeführt hat.

Ein Ereignis von hoher Bedeutung für Rom ſelbſt war es, daß es in unmittelbare Verbindung mit der eigentlich griechiſchen Kultur trat. Es nahm Athen, die vornehmſte Stätte der geiſtigen Schöpfungen, in Schutz; es zog Achaja, wo die griechiſche Staatsbildung in ihrer Verbindung mit dem alten republikaniſchen Sinn eine an das alte Griechenland anſchließende Geſtalt gewonnen hatte, in ſeinen Bund. Das gegenſeitige Verſtändnis wurde dadurch gefördert, daß Rom ſelbſt ein ſtädtiſches Gemeinweſen bildete: es war den griechiſchen Verfaſſungen bis zu einem gewiſſen Grade homogen, nicht argwöhniſch gegen republikaniſche Bewegungen und zugleich geeignet, ein entgegenkommendes Vertrauen zu erwecken. Das republikaniſche Element brachte auch Rom in innere Beziehung zu der griechiſchen Litteratur, deren beſte Hervorbringungen republikaniſchen Geiſt atmen.

Indem ſich dieſe für die Weltentwickelung unſchätzbare Verbindung, wir ſagen nicht vollzog, aber anbahnte, behielten die Römer, ohne daß man ſich um entgegenſtehende Einwirkungen bekümmert hätte, Zeit, die cisalpiniſchen Völkerſchaften mit voller Anſtrengung aller ihrer Kräfte zu bekämpfen: denn das war ihre Sitte von jeher, das zunächſt vorliegende in die Hand zu nehmen.

Im Jahre 561 der Stadt, 193 vor unſerer Ära wurden in dem galliſchen Kriege große Erfolge auf immer erkämpft. Die Ligurer waren in Etrurien vorgedrungen; die Bojer hatten ſich, nachdem ſie ſich eine Zeitlang ſelbſt unter den ſchwerſten Bedrängniſſen ſtille gehalten, doch zuletzt wie Ein Mann erhoben. Die beiden konſularen Heere waren vollauf beſchäftigt. Dem einen gelang es, Piſa noch in dem Augenblick, als es ſchon verloren zu ſein ſchien, zu behaupten: das andere unter Cornelius Merula warf die Bojer in einer mörderiſchen Schlacht nach längerem ſchweren Kampfe zuletzt doch nieder. Die Bojer hatten nie einen nachdrücklicheren Widerſtand geleiſtet; wir erfahren, daß ſie, durch einen Reiterangriff in Unordnung gebracht, von einer förmlichen Flucht nur dadurch abgehalten wurden, daß ihre Stammeshäupter, die Waffen in der Hand, ihnen dieſelbe unmöglich machten. Bei der Unordnung, die hierdurch entſtand, wurden ſie von den römiſchen Legionen angegriffen: dann entlud ſich das Ungewitter eines Anfalls der römiſchen Reiterei über ſie und vollendete ihre Niederlage. Vierzehntauſend Bojer ſind in der Schlacht geblieben; die Römer nahmen mehr als zweihundert ihrer Feldzeichen. Infolge dieſer Schlacht drangen die konſularen Heere, die jetzt auch von den Ligurern nicht gehindert wurden, im nächſten Jahre ohne Widerſtand im Gebiet der Bojer vor, von denen nun die, welche ihren Senat bildeten, das heißt die Angeſehenſten des Volkes, zu den Römern übergingen. Das Land konnte unterworfen, das kontinentale Italien mit den peninſularen auf das engſte verbunden werden: eine der weſentlichſten Bedingungen der Größe von Rom, das dadurch erſt in den Stand kam, ſeine Aufmerkſamkeit wieder nach Oſten zu wenden, wohin alte Mißverſtändniſſe mit König Antiochus von Syrien es riefen. Sie knüpften ſich unmittelbar an den Frieden mit König Philipp an. Antiochus hatte ſich im Laufe der letzten Jahre der ägyptiſchen Beſitzungen in Kleinaſien bemächtigt. Den Sitz ſeiner Herrſchaft ſchlug er in Epheſus auf und richtete Lyſimachia zu einem großen Waffenplatz ein. Er war der mächtigſte Monarch der Zeit: denn von dem indiſchen Kaukaſus bis nach Arabien auf der einen und dem Ägäiſchen Meere auf der andern Seite erſtreckte ſich ſeine Macht; ſie bildete ein natürliches Gegengewicht gegen die Römer.

An ſich hätte es ſcheinen können, als ob ein Zuſammenſtoß zwiſchen den beiden Potenzen, von denen die eine den Occident, die andere den Orient dominierte, zu vermeiden geweſen wäre. Allein im Laufe der Zeit kamen Gegenſätze zutage, von denen ſich nicht erwarten ließ, daß ſie friedlich geſchlichtet werden könnten. Wenn dem Frieden mit Philipp zufolge alle Griechen, ſowohl in Europa als in Aſien frei ſein ſollten, ſo wurde Antiochus von dieſer Feſtſetzung unmittelbar betroffen.

Auf einer Zuſammenkunft des Königs mit einer römiſchen Geſandtſchaft, die aus drei der dem Flaminin beigegebenen Bevollmächtigten und einem vierten, der dazu beſtimmt war, zwiſchen Antiochus und Ptolemäus zu vermitteln, beſtand, iſt es zu Erörterungen gekommen, welche von vornherein den Frieden gefährdeten.

Die Römer forderten Antiochus vor allem auf, die Landſchaften und Städte zurückzugeben, welche einſt im Beſitz ihrer Freunde, der Ägypter, geweſen waren; ſie beſchwerten ſich darüber, daß er Ortſchaften eingenommen hatte, die vor kurzem dem König Philipp angehörten, wozu er nur durch die Siege der Römer über dieſen in den Stand geſetzt worden ſei; überdies machten ſie gegen ſeine Aufſtellung in Lyſimachia Einwendungen; ſie verhehlten nicht, daß ihnen ſein Vordringen in Europa mißfalle. Hierdurch aber geriet die ganze damalige Stellung des Antiochus in Vorderaſien in Frage. Er behauptete ſein Recht auf die gemachten Beſitznahmen mit Nachdruck und verwies den Römern ihre Einmiſchung in aſiatiſche Verhältniſſe. Auch in Bezug auf die noch unabhängigen griechiſchen Städte in Aſien hatten die Römer ihn gewarnt, ſich an deren Autonomie zu vergreifen. Antiochus antwortete: dieſe Städte müßten nicht ſowohl den Römern, als ihm ihre Unabhängigkeit zu verdanken haben. Differenzen von tief eingreifender Natur, die kaum eine friedliche Löſung zuzulaſſen ſchienen. Man könnte der Meinung ſein, daß Antiochus, da Rom in dem Augenblick im ſchwerſten Kriege in Oberitalien beſchäftigt war, Griechenland hätte angreifen ſollen: dann würde vielleicht die Unabhängigkeit der Bojer gerettet und der helleniſtiſche König Herr über Griechenland geworden ſein. Er zog es vor, Geſandte nach Rom zu ſchicken, um die in Lyſimachia abgebrochenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen.

Es war hauptſächlich Titus Quinctius, mit dem ſie zu verhandeln hatten. Die Syrer beſtanden auf dem Recht ihres Königs, Thracien einzunehmen, das einſt dem Seleukus gehorcht habe; ſie hielten es für eine Ehrenſache desſelben, auch über die griechiſchen Städte längs der Küſte des Ägäiſchen Meeres zu verfügen. Es iſt bezeichnend für den Philhellenen Flaminin, wenn er äußerte, es ſei doch eine größere Ehre, die Griechen frei zu halten, als zu beherrſchen: denn nicht dazu ſeien einſt die griechiſchen Koloniſten nach Äolis und Jonien gegangen, um fremden Königen zu dienen; und was das Recht auf das thraciſche Königreich betreffe, ſo ſei dasſelbe durch die lange Unterbrechung zweifelhaft geworden. Darauf begründeten die Römer die Forderung, daß der König Thracien und die Grenzlande Europas, die er eingenommen habe, wieder verlaſſe, oder auch ihnen geſtatte, die Sache der griechiſchen Städte in Aſien in die Hand zu nehmen. Da dieſe Diskuſſionen zu keinem Ergebnis führen konnten, ſo beſchloß man in Rom, neue Bevollmächtigte, von denen einer ſchon in Lyſimachia bei dem König geweſen war, nochmals an ihn zu ſchicken, um einen definitiven Beſchluß über Krieg oder Frieden auszuwirken. Dieſe ſprachen zuerſt bei König Eumenes in Pergamus vor, von dem man behauptet, er habe mehr zum Kriege, als zum Frieden animiert. Antiochus gewährte ihnen, mit einem plötzlichen Todesfall in der Familie ſich entſchuldigend, nicht einmal perſönliche Audienz.

Durch einen ſeiner Vertrauten, Namens Minio, ließ er ihnen aber Einreden machen, die, für die Politik des Moments wenig bedeutend, die allgemeine Lage mit feindſeliger Schärfe kennzeichneten. Minio ſtellte das Verhältnis der Römer zu den Griechen in Neapel, Tarent, Syrakus als Beweis auf, daß ihnen an der Freiheit der Hellenen nichts gelegen ſei.

Darin eben lag der große Gegenſatz, um den es in der Verflechtung der Angelegenheiten ſich handelte. Antiochus machte den Römern die Autorität ſtreitig, die ſie in Griechenland, Sicilien, Unteritalien über die geborenen

Hellenen erworben hatten, und wollte ihnen die Ausdehnung derſelben nach Aſien hin ſchlechterdings nicht geſtatten. Die Römer dagegen nahmen Anſtoß daran, daß der helleniſtiſche König das thraciſche Lyſimachia beſaß, von wo er die Griechen fortwährend in der Aufregung halten konnte, welche die Unbeſtimmtheit der Suprematie über ſchwächere Landſchaften allezeit ausübt. Die Frage ließe ſich aufwerfen, ob Antiochus nicht am beſten gethan, auf dieſer Friedensbaſis zu unterhandeln. Aber er war viel zu eiferſüchtig auf ſein dynaſtiſches Anſehen, als daß er ſich die Zumutung hätte ſollen gefallen laſſen, welche ſeinem ererbten Recht — wie er es verſtand — entgegenlief. Die Streitkräfte Aſiens zu Land und die alte phöniziſche Seemacht ſtanden ihm zu Gebote. Er fühlte ſich ſtark genug, um es mit den Römern aufzunehmen, und, indem er feſten Fuß in Europa behielt, ſie von Aſien abzuhalten. Seine Stellung hatte eine Analogie mit der, welche Pyrrhus in einer früheren Zeit und noch zuletzt König Philipp eingenommen hatte. Das helleniſtiſche Königtum trat unter Antiochus noch einmal mit den Römern in die Schranken.

Auf Antiochus hatte beſonders der Akarnane Alexander Einfluß, der früher auch im Vertrauen Philipps geweſen war. Dieſer ſtellte dem König vor: er möge nicht etwa aus Europa zurückweichen, ſondern vielmehr mit aller Macht nach Hellas vordringen, da werde er an den kriegsbereiten Ätolern Bundesgenoſſen finden; ſchon ſei Nabis in Waffen, und in König Philipp koche der Unmut über das erlittene Unglück; der eine wie der andere werde ſich unbedingt anſchließen.

Aber nicht allein den macedoniſchen Krieg meinten die Syrer zu erneuern, ſondern ſelbſt den puniſchen, der noch unter der Aſche glimmte, wieder zu vollen Flammen aufzuregen. Wir finden unerwartet Hannibal im Bunde und in der Geſellſchaft des Antiochus.

Seit dem Friedensſchluß mit Rom hatte Hannibal einen wichtigen Beruf in Karthago zu erfüllen gehabt; zu den oberſten Würden der Republik emporgeſtiegen, nahm er deren Intereſſen als ſeine eigenen wahr, beſonders die finanziellen: denn für die künftige Stellung von Karthago kam alles darauf an, daß es die Kriegsentſchädigung an Rom zahlen, dabei doch auch ſelbſt in ſich geordnet und kräftig auftreten konnte. Das aber war nicht möglich, ohne daß mannigfaltige Mißbräuche abgeſtellt wurden, was denn die großen Familien, welche Nutzen von denſelben zogen, die ſchon immer ſeine Gegner geweſen waren, ihm vollends entfremdete. Sie erhoben ſelbſt Anklage in Rom gegen den alten Heerführer, der jetzt, wie es ihnen ſchien, die Republik regieren wollte, wie einſt ſein Feldlager. Sie ſtellten vor: ſein Ehrgeiz ſei nicht zu berechnen; er denke auf nichts, als auf die Erneuerung des Krieges gegen die Römer. Wohl warnte Scipio davor, in die Streitigkeiten der karthagiſchen Faktionen einzugreifen. Man hat ihm immer den Gedanken zugeſchrieben, daß es gut ſei, wenn Karthago den Römern gegenüber beſtehe: denn nur dadurch würde deren Energie ſich behaupten. Allein mit ſeiner Einrede konnte er jetzt in Rom nicht durchdringen; eine Kommiſſion wurde nach Karthago geſchickt, welche ſich den Widerſachern Hannibals anſchloß, ſodaß dieſer, zugleich von innen und von außen her bedrängt, den Augenblick ergriff, in welchem er ſich ohne Gefahr entfernen konnte. Er ritt auf ſein Landgut hinaus; auf einem dort in der Nähe insgeheim vorbereiteten Fahrzeug entfloh er zu Antiochus, der ihn mit Freuden aufnahm.

Ob nun der unverſöhnte und unverſöhnliche Hannibal nicht ſein Augenmerk, wie früher auf Philipp, ſo jetzt auf Antiochus gerichtet hatte, um mit demſelben gemeinſchaftliche Sache gegen Rom zu machen, und Karthago in dieſen Bund zu ziehen gedachte: wer will es behaupten oder leugnen? Ihn ſchreckten die letzten Unfälle der Gallier mit nichten; er wußte, wie oft dieſe Völkerſchaften ſich nach erlittenen ſchweren Verluſten wieder aufgerafft hatten. In Ligurien finden wir bald darauf bereits einen Punier, um den ſich cisalpiniſche Scharen ſammelten. Das transalpiniſche Gallien war noch unbezwungen und ſtellte den Römern eine immer wieder aufwogende Feindſeligkeit entgegen. Die iberiſchen und celtiberiſchen Städte und Landſchaften regten ſich unaufhörlich von neuem. Und wie hätte man nicht darauf rechnen können, daß auch in Karthago und dem puniſchen Afrika die alten Antipathien gegen Rom aufzuwecken geweſen wären. Als die Karthager den Römern Nachricht von der Flucht Hannibals zu Antiochus gaben, verfehlten ſie nicht zu bemerken, daß daraus leicht ein neuer Krieg zwiſchen Rom und Karthago entſtehen könne.

Einer aus Trogus Pompejus ſtammenden Nachricht zufolge wäre das die entſchiedene Abſicht Hannibals geweſen: er hätte den Plan gehabt, mit Hülfe des Antiochus, der indes in Aſien bleiben könne, den Krieg im Weſten wieder zu erneuern; würde ihm der König 100 Schiffe, 10000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter anvertrauen, ſo wolle er ein ebenſo gefährliches Kriegsfeuer in Italien anzünden, als das frühere geweſen ſei; Spanier und Punier würden auf ſeine Seite treten: gelinge es ihm auch nicht, die Römer vollkommen zu überwinden, ſo werde er ſie doch dahin bringen, billige Friedensbedingungen zu gewähren. Noch einmal ein großer Gedanke des alten Feindes von Rom. Es ſchien ihm noch möglich, der römiſchen Macht ein Gegengewicht zu ſchaffen, alſo die Autonomie aller Nationen Rom gegenüber zu retten. Antiochus würde ohne Aſien zu verlaſſen, ein ſtarkes Gewicht in die Wagſchale geworfen haben.

Nach einer anderen Überlieferung hätte Hannibal das vorliegende Unternehmen des Königs, nach Griechenland zu gehen, gebilligt; aber er hätte ſich Hülfe ausgebeten, um zugleich von Libyen her Italien mit aller Macht anzugreifen: denn niemals werde man der Römer Meiſter werden, wenn man ihnen nicht die Herrſchaft in Italien entreiße; der König möge ſich in Griechenland aufſtellen, um mit ſeinem Übergang über das Meer zu drohen, ohne einen ſolchen gerade zu vollziehen. Auf dieſen letzten Gedanken iſt nun Antiochus wirklich eingegangen; er war geneigt, dem puniſchen Heerführer ein Geſchwader anzuvertrauen, um von Libyen aus Italien anzugreifen. Dann würden die beiden großen Intereſſen, das karthagiſche und helleniſtiſche, das ſich jetzt in der Macht des Königs von Syrien darſtellte, gegen Rom vereinigt worden ſein. Entwürfe von umfaſſendſter Ausſicht, deren Ausführung aber die größten perſönlichen Schwierigkeiten darbot. Antiochus wurde aufmerkſam gemacht, daß er dann gegen Hannibal in den Hintergrund zurücktreten würde, was dem großen König nicht anſtehe; ein beſonderes Geſchwader aber dürfe er dem Punier nicht anvertrauen: denn von dem Mann, der ſich gegen ſeine Republik unbotmäßig erwieſen habe, müſſe man erwarten, daß er auch dem Könige keinen Gehorſam leiſten werde. Schon ſei Griechenland in allgemeiner Bewegung; es wünſche nichts mehr, als ihn kommen zu ſehen, um es von dem Übergewicht der Römer zu befreien. Dahin ging beſonders die Meinung der Ätoler, die in Erwartung der ſyriſchen Hülfe zwar nicht durch regelmäßigen Volksbeſchluß, aber durch ein Dekret ihres engeren Rates (der Apokleten) den Krieg gegen die Römer begonnen hatten. Sie hatten die Abſicht gefaßt, Chalcis, Sparta und Demetrias an ſich zu reißen. Bei Demetrias gelang ihnen ein unerwarteter Handſtreich; und dieſer Erfolg diente nun wieder, den König von Syrien zu einer raſchen Bewegung zu vermögen. Hannibal erhielt das von ihm verlangte Geſchwader mit nichten: mit einer Macht, die nicht viel größer war, als die von Hannibal geforderte, ging Antiochus im Spätſommer des Jahres 562 der Stadt, 192 vor unſerer Aera nach Griechenland über. Er komme eilend, ſagte er, weil man es gewünſcht habe: darum ſei er auch nicht ſtärker, aber mit dem Frühjahr werde er Griechenland mit Waffen, Männern und Volk, das Meer mit Schiffen erfüllen; er werde keine Mühe noch Gefahr ſcheuen, um den Nacken der Griechen des römiſchen Joches zu entledigen und Hellas wahrhaft frei zu machen.

Das war das große Wort der damaligen Zeit. Hätte es ſich nun wirklich ſo verhalten, daß das geſamte Griechenland nichts gewünſcht hätte, als unter Antiochus mit den Römern zu ſchlagen; hätte ſich auch Macedonien demſelben angeſchloſſen: ſo würde er wohl einen großen Erfolg haben erzielen können. Allein den Römern kam die Mäßigung zu ſtatten, die ſie zuletzt bei ihrem Abzug den Griechen bewieſen hatten. Achaja und Athen hielten an dem Bündnis feſt; König Philipp zeigte keine Neigung, ſich den Syrern anzuſchließen: wie hätte er es auch wagen können, da ſeine vornehmſten Feinde, die Ätoler, die Urheber der neuen Bewegung waren. Aber Antiochus machte doch unerwartete Fortſchritte. Aus Abneigung gegen die Achäer ſchloſſen ſich die Eleer ihm an; nachdem er Chalcis erobert hatte, trugen auch die Böoter kein Bedenken ihm beizutreten. In Koronea ward ihm eine Bildſäule errichtet.

Antiochus fühlte ſich beinahe ſicher in ſeinem Glück. Bald darauf vermählte er ſich mit einer ſchönen jungen Griechin von guter Herkunft, deren

Vater nicht einmal gern auf die Verbindung einging; er vergeudete Zeit und Geld in glänzenden Feſtlichkeiten, deren Beiſpiel auf die Truppen verderblich zurückwirkte.

Das Unternehmen des Antiochus macht weniger den Eindruck eines ernſtlichen Feldzuges, als den einer kriegeriſchen Demonſtration gegen die Römer, welche dadurch um ſo tiefer betroffen wurden, da ſie wohl wußten, daß Hannibal bei Antiochus ſei. In althergebrachter Weiſe riefen ſie ihre Götter an, denen ſie beſonders feierliche Opfer widmeten. Die Haruſpices verkündeten, daß der Ausfall derſelben eine Erweiterung ihrer Herrſchaft verheiße. Hierauf erſt ward die Rogation an das Volk gebracht und der Krieg gegen Antiochus und deſſen Verbündete beſchloſſen. Die Fetialen hielten dafür, daß den Ätolern und dem König die bisherige Freundſchaft nicht aufgekündigt zu werden brauche, da eigentlich von dieſen der Angriff geſchehen ſei, und erklärten für genügend, wenn man die Eröffnung der Feindſeligkeiten, wie ſchon gegen Philipp geſchehen war, der nächſten Beſatzung anſage. Die Römer betrachteten dieſen Krieg ausſchließend als ihre eigene Sache.

König Ptolemäus V. von Ägypten ließ ihnen eine anſehnliche Geldſumme anbieten, Karthago und Maſiniſſa bedeutende Zufuhren als Geſchenk; die Römer wieſen dieſe Geſchenke zurück: das Getreide werde man annehmen, aber bezahlen.

Der Konſul Acilius Glabrio wurde in den Stand geſetzt, mit einer ſtattlichen Heeresmacht, die aus Bürgern und Bundesgenoſſen gebildet wurde, im Mai des Jahres 191 nach Griechenland überzugehen. Ehe er anlangte, war Antiochus bereits in Nachteil geraten. Er belagerte ſoeben Lariſſa, als die römiſchen Legionen, die in Illyrien ſtationiert waren und ihren Weg durch das macedoniſche Gebiet hatten nehmen dürfen, ihm gegenüber erſchienen. Als ihre Wachtfeuer ſich am Horizont zeigten — abſichtlich in einer weit größeren Zahl als nötig geweſen wäre —, entſchloß ſich Antiochus, die Belagerung aufzuheben und nach Chalcis zurückzugehen. Überdies täuſchten die Ätoler, durch die er in den Krieg fortgeriſſen war, ſeine Erwartungen. Auf ſeinen Ruf erſchienen nur die Häupter mit ihren Anhängern; ſie beklagten ſich, daß weder Ernſt noch Güte ihr Volk zu den Waffen zu greifen vermocht habe. Indes rückte der Konſul mit ſeinem Heere in die Nähe und ſchickte ſich an, die Thermopylen anzugreifen, wo ſich Antiochus zu halten gedachte. Die Römer waren von der univerſalen Bedeutung des Kampfes, zu dem ſie vorrückten, erfüllt. Der Konſul Acilius hat, wenn anders die Worte, die ihm Livius in den Mund legt, nicht vollkommen erdichtet ſind, ſeinen Legionen geſagt: von der Einnahme dieſer Päſſe hänge nicht allein die Befreiung Griechenlands von den Ätolern und den Syrern, nicht allein die Eroberung des Lagers und die Erbeutung der neuen Zurüſtungen des Königs Antiochus ab, ſondern ſie werde Aſien und Syrien und alle die Reichtümer des Oſtens den Römern eröffnen; von Gades bis an das Erythräiſche Meer werde Rom den Ocean erreichen, der den Erdkreis umfließt, und das ganze Geſchlecht der Menſchen den römiſchen Namen verehren. Die falſche Vorſtellung, die ſie von der Erde hegten, trug dazu bei, ihren Ehrgeiz zu entflammen.

Die Stärke des Antiochus beſtand beſonders in den Macedoniern, den Nachkommen der alten Eroberer.

Von den Feinden angegriffen, verteidigten ſie den inneren Wall ihrer Verſchanzungen mit ihren Sariſſen auf das tapferſte, als man plötzlich eine von den Höhen des Kallidromos herabkommende Truppenſchar erblickte. Anfangs glaubte man, es ſeien die Ätoler; bald aber zeigte ſich, daß es die Römer waren, denen die Ätoler dort auf dem wichtigſten Punkt nur einen geringen Widerſtand entgegengeſetzt hatten. Hierüber verloren die Phalangiten den Mut und verließen ihre Stellung. Das Lager fiel den Römern in die Hand; der König wich nach Elatea und hierauf nach Chalcis. Da er aber den größten Teil ſeines Heeres eingebüßt hatte, ſo war auch hier ſeines Bleibens nicht: er kehrte nach Epheſus zurück.

Durch dieſe Schlacht geriet nun Griechenland zum zweiten Mal unter die Herrſchaft der römiſchen Waffen. Der Konſul nahm zuerſt Böotien in Beſitz, darauf Euböa mit Chalcis. Unterhandlungen, die er anknüpfte, führten nicht zum Ziele, weil die Ätoler die Rückkehr des Antiochus in jedem Augenblicke erwarteten.

Der Hauptplatz der Ätoler, Heraklea am Öta, konnte nicht ohne den heftigſten Kampf genommen werden. Als der andere, Naupaktus, in die Gefahr geriet, demſelben Schickſal zu erliegen, entſchloſſen ſich die Ätoler unter Vermittelung Flaminins zu Unterhandlungen mit Rom. Dieſe hatten noch zu keinem Verſtändnis geführt, als Glabrio einen Triumph über Antiochus und die Ätoler hielt. Indes nahm Philipp Demetrias und die Umlande ein; die Römer gaben ihm ſeinen Sohn und andere Geiſeln zurück; Macedonier und Römer erſchienen als die beſten Verbündeten. Schon war der Krieg auch zur See ausgebrochen, in welchem die beiden Teile einander eher das Gleichgewicht hielten. Im Ägäiſchen Meer erfocht die Flotte des Antiochus einen Vorteil über die feindliche, welche aus römiſchen, pergameniſchen und rhodiſchen Fahrzeugen beſtand. Es waren zwei Rhodier, die hier miteinander ſchlugen: Polyxenidas, der die königliche, und Pauſiſtratus, der die verbündete Flotte anführte. Dem erſten gelang es, ſeinen Gegner zu überliſten.

Während ſich aber hier karthagiſche Schiffe den Römern und ihren Verbündeten anſchloſſen, erſchien Hannibal jetzt zur See auf ſeiten des Antiochus. Er war nach Phönizien und Cilicien geſchickt worden, um von da eine Flotte in das Ägäiſche Meer zu führen, die, wenn ſie zur rechten Zeit ankam, das Übergewicht vollends in die Wagſchale der Syrer hätte werfen können. Man wird hiebei an die alten Kämpfe der perſiſchen Monarchie gegen die Griechen erinnert. Die Römer mit ihren griechiſchen Bundesgenoſſen nahmen jetzt eine ähnliche Stellung ein, wie die der Hellenen im deliſchen Bunde geweſen war;

wir wiſſen, wie viel damals daran lag, die phönizische Macht zurückzuwerfen. Hannibal ſegelte bereits mit einem anſehnlichen Geſchwader, nicht jedoch ohne die Genoſſenſchaft eines ſyriſchen Befehlshabers, die Küſte entlang, als ihm die Rhodier am Eurymedon, wo früher ſo oft geſchlagen worden, begegneten. Das Zuſammentreffen an dieſem Platz war auch diesmal hochbedeutend. Hannibal, der den linken Flügel der Flotte kommandierte, warf ſich dem Geſchwader des Befehlshabers der Rhodier, Eudamos, entgegen und war im Begriff, denſelben zu umzingeln, als er inne wurde, daß der rechte Flügel von den Rhodiern bereits vollkommen geſchlagen war. Die Rhodier haben damals Maſchinen angewendet, aus welchen ſie Feuer auf die feindlichen Schiffe ſchleuderten; ſie waren überhaupt die geübteſten und geſchickteſten Seeleute der Zeit. Dort an der Küſte überwältigten ſie jetzt den größeren Teil der ſyriſch-phöniziſchen Flotte; die Phönizier vermochten den Krieg in dieſen Gewäſſern nicht mehr zu beſtehen. Hannibal war Zeuge, wie der karthagiſchen Niederlage zu Lande, ſo jetzt auch der Niederlage der Phönizier, ſeiner alten Stammesgenoſſen, zur See.

Es blieb ihm nichts übrig, als ſich an die pamphyliſche Küſte zu retten. Er iſt ſeitdem nie wieder auf dem einen oder dem anderen Elemente in den Waffen erſchienen.

Da nun dieſe Flotte vernichtet war, ſo fiel das Übergewicht auf dem Ägäiſchen Meer den Römern zu. Polyxenidas wurde dann bei Myonneſus ebenfalls geſchlagen, eine Schlacht, in welcher der Anwendung des Feuers ausdrücklich gedacht wird.

Auch zur See beſiegt, war nun Antiochus in die Notwendigkeit gebracht, ſich in Aſien zu verteidigen. Die Römer waren ſo ernſtlich bei der Sache, als jemals; ſie begrüßten den Entſchluß des Publius Scipio Africanus, ſeinen Bruder Lucius, der zum Konſul ernannt war, als Legat zu begleiten, mit Freuden; auf Lucius allein hatten ſie kein feſtes Vertrauen; unbedingt ſetzten ſie ein ſolches auf Publius; ſie glaubten, noch immer ſei Hannibal bei Antiochus und leite deſſen Schritte: der Mann, der Hannibal in Afrika beſiegt habe, werde auch imſtande ſein, ihn in Aſien zu überwältigen. Die unter den beiden Brüdern vorrückenden Legionen beſorgten, bei dem Übergange nach Aſien einen ſchwer zu überwältigenden Widerſtand zu finden. So viel wir erfahren, wäre Publius Scipio bereit geweſen, in einem ſolchen Falle auf Unterhandlungen einzugehen. Aber Antiochus überhob die Römer dieſer Notwendigkeit. Er erſcheint als ein Mann von raſch wechſelnden Entſchlüſſen, je nachdem er Vertrauen oder Furcht hatte. Unter günſtigen Kombinationen der Umſtände war er nach Griechenland hinübergegangen; er hoffte gleichſam die Welt zu erobern. Als er nun aber dort geſcheitert und jetzt ſeine Seemacht gebrochen war, gab er es auf, die von ihm eingenommenen Stellungen in voller Integrität zu behaupten. Er hatte dafür noch einen anderen Beweggrund.

König Eumenes hatte in der Verwirrung der Kriegsereigniſſe einige benachbarte Städte bewogen, von Antiochus abzufallen; und nur vergeblich war der Verſuch der Syrer geweſen, dieſelben dafür zu züchtigen; der Angriff auf Pergamus war mißlungen. Beiden aber zugleich zu widerſtehen, dem benachbarten Fürſten und den vordringenden Römern, hielt Antiochus für unmöglich. Er ſcheint gemeint zu haben, die Römer durch Verzicht auf Lyſimachia, in deſſen Beſitz ſie ihn nicht dulden wollten, zu befriedigen.

Genug, er gab Lyſimachia, das er zum Preiſe des Friedens hätte machen können, freiwillig auf. Niemals war ein Übergang von Europa nach Aſien leichter, als der der Römer im damaligen Augenblick. Eumenes that ſein beſtes, um ſie mit allem erforderlichen zu unterſtützen. Von den Einwohnern zu Ilium wurden ſie als Stammverwandte begrüßt.

Dann erſchienen Geſandte von Antiochus, um Friedensunterhandlungen einzuleiten, wobei er ſich bereit erklärte, die Städte, über welche der Streit zunächſt ausgebrochen war, Smyrna, Alexandria, Troas und Lampſakus, herauszugeben. Er wandte ſich deshalb an Publius Scipio ſelbſt. Dieſer antwortete: hätte er dieſe Vorſchläge gemacht, ehe die Römer den Hellespont überſchritten hätten, ſo würde man mit ihm unterhandelt haben; aber jetzt ſei das nicht mehr möglich; dem Pferde ſei der Zügel angelegt, der Reiter ſitze bereits im Sattel. Die Römer forderten jetzt die Freiheit aller griechiſchen Städte in Jonien und Äolis, überhaupt die Abtretung Aſiens diesſeit des Taurus, welches ſeit dem Tode des alten Seleukus ein ſehr zweifelhafter Beſitz der ſyriſchen Könige geweſen und erſt von Antiochus ſelbſt wieder eingenommen worden war. Aber dieſe Forderung war ſo groß und lief ſo ſehr dem ſeleucidiſchen Ehrgeiz entgegen, daß Antiochus es vorzog, einen Waffengang zu wagen. Die Schlacht bei Magneſia am Sipylus, die dann zwiſchen den Römern und Syrern erfolgte, erinnert an die Schlacht von Raphia zwiſchen den Syrern und Gräco-Ägyptern. Das Heer des Antiochus hatte ein der doppelſeitigen Stellung des ſyriſchen Reiches entſprechendes Gepräge. Den Kern desſelben bildete die macedoniſche Phalanx, ebenſo eingerichtet, wie zu den Zeiten Philipps und Alexanders, abermals ſorgfältig eingeübt. Die Phalangiten zählten 16000 Mann; ſie waren in verſchiedene Abteilungen, die aber gut zuſammenhielten, geſondert. Dem ganzen Apparat, der zu dem Heere Alexanders des Großen gehörte, begegnen wir hier noch einmal. Aber zugleich hatte Antiochus viel aſiatiſche Elemente in ſeinem Heere. Wir finden Araber auf ihren Dromedaren, gleich geſchickt den Bogen und das lange Schwert zu führen, Daer und Myſier, elymäiſche und perſiſche Schützen, und überdies eine ſtarke Reiterei der Galater, nach ihren Stämmen geſondert. Wie einſt Darius Codomannus, ſo hatte Antiochus Sichelwagen in beſtem Zuſtand an ſeiner Front und überdies mehr als fünfzig Elephanten von indiſcher Raſſe, gegen welche die Römer die ihren von afrikaniſcher Zucht gar nicht heranzuführen wagten. Man begreift es, wenn dies ſtattliche Heer, bei 70000 Mann ſtark, in kriegeriſche Aufwallung geriet, als die Römer zur

Schlacht heranrückten. Eine Zeitlang hielt ſich Antiochus ruhig; aber endlich wich ſeine Beſonnenheit, wie ſo oft, vor der Aufregung des Moments: er rückte zur Schlacht heraus. Allein die Vereinigung orientaliſcher Rüſtungen mit den altmacedoniſchen Waffen brachte keinen Vorteil. König Eumenes griff mit ſeiner pergameniſchen und der römiſchen Reiterei und dem leichten Fußvolk die Sichelwagen, deren Anprallen er nicht erwarten mochte, vielmehr ſelber an. Die Geſchoſſe wurden gegen die Pferde gerichtet, die dann zurückwichen und die geſamte Reiterei in Unordnung brachten, ſo daß ſie nicht mehr imſtande war, die Phalanx zu verteidigen. Dieſe ſah ſich zum Rückzug genötigt, unaufhörlich umſchwärmt und beläſtigt von der leichten Reiterei der Römer, die doch nicht zu einem eigentlichen Angriff ſchritt. Die Sariſſophoren zogen ſich, trotzig und zuverſichtlich, die Römer zu größerer Annäherung herausfordernd, in ungebrochener Schlachtordnung zurück. Was ſie aber beſchützen ſollte, die Schar der Elephanten, ward ihnen verderblich. Der Elephantarch war zugleich der oberſte Führer der Phalanx.

Daß die Tiere durch die Angriffe der Römer in Wut und Verwirrung gerieten, veranlaßte hauptſächlich das Auseinanderweichen der Phalanx, worauf ſich der Rückzug in eine Flucht verwandelte. Indes war der König ſeinerſeits in das Lager der Römer mit einem Teil ſeiner Reiterei vorgedrungen, er hatte Widerſtand gefunden, glaubte aber im Vorteil zu ſein; als er ſich rückwärts wendete und dann nicht mehr das Heer, das er verlaſſen hatte, ſondern die Trümmer desſelben erblickte: die Hauptmaſſe ſeiner Reiterei zerſprengt, die Phalanx in Flucht: ward er inne, daß er eine entſcheidende Niederlage erlitten habe. Er begab ſich in eiliger Flucht über Sardes nach Apamea am Maeander, einer Gründung des Seleukus Nikator, damals einer blühenden Handelsſtadt. Er gab es auf, den Krieg weiter fortzuſetzen: er erkannte an, daß den Römern die Weltherrſchaft zugefallen ſei. So wenigſtens drückten ſich die Geſandten aus, die er nach Sardes ſchickte, um die abgebrochenen Friedensunterhandlungen zu erneuern. Sie baten die Römer nur, ihnen anzugeben, unter welchen Bedingungen König Antiochus mit ihnen Frieden ſchließen könne. Im Namen des Kriegsrats antwortete ihnen Scipio: es ſei nicht die Art der Römer, glücklichen oder unglücklichen Erfolgen Einfluß auf ihre Entſchließungen zu geſtatten; Antiochus ſolle auch nach ſeiner Niederlage den Frieden unter den Bedingungen, die ihm ſchon vor der Schlacht vorgeſchlagen waren, erhalten. Wir wiſſen: das war vor allem die Abtretung Aſiens bis an den Taurus. Dem wurden noch einige andere hinzugefügt, die ſich auf Geldentſchädigung an die Römer und an Eumenes, und Auslieferung der vornehmſten zu Antiochus geflüchteten Römerfeinde bezogen, ſowie auf die Stärke der Truppen und die Zahl der Schiffe, welche Antiochus zu halten fortan befugt ſein ſolle. Gegen dieſelben wurde von den Bevollmächtigten des Königs kein Widerſpruch erhoben. Man kam überein, Geſandte nach Rom zu ſchicken, um die Abkunft ratifizieren zu laſſen, wo ſie vom Senat und vom Volk auf dem Kapitol ohne alle weſentliche Änderung genehmigt wurde. Es war noch ein Moment im Leben Scipios, daß er dem Beherrſcher von Aſien einen ähnlichen Frieden diktieren konnte, wie einſt Karthago.

Und der aſiatiſche Friede hatte faſt noch mehr allgemeine hiſtoriſche Beziehungen, als der afrikaniſche. Wir erinnern uns, welche Verwickelungen und Ereigniſſe ſich von jeher an die Gründung der griechiſchen Kolonien in Kleinaſien geknüpft haben. Wie oft hat das alte Griechenland in der Epoche ſeiner größten Macht dieſelben von den Perſern, die ſie eingenommen, zurückgefordert. Allermeiſt aus den Verwickelungen, die ſich daher ſchrieben, entſprang die Unternehmung Alexanders des Großen. Aber die Städte waren dann doch unter den Diadochen in einem ähnlichen Verhältnis geblieben, wie unter den Perſern. Die Herrſchaft der Seleuciden hatte trotz der Vereinigung der Nationalitäten eine despotiſche Färbung. Die Städte entriſſen die Römer dem König von Syrien und vereinigten ſie mit der Geſamtheit der helleniſchen Völkerſchaften, die ſich ebenfalls von der Herrſchaft der Macedonier losgeriſſen hatten. „Ihr habt", ſagen die rhodiſchen Geſandten in einer Rede im römiſchen Senat, „den Krieg mit Philipp um der Freiheit der Griechen willen auf Euch genommen; dies und nichts anderes iſt der Kampfpreis geweſen, den Ihr aus jenem Kriege davon getragen habt. Die Befreiung von Griechenland iſt die verehrungswürdigſte von Euren Handlungen; durch Freigebung der Städte Aſiens wird ſie vollendet." Eine große Errungenſchaft fürwahr, da zugleich die weſtlichen Kolonien der Griechen unter römiſche Hoheit geraten waren. Nachdem Italien von den Römern zu einer Einheit verbunden worden, war dieſe Vereinigung mit den Griechen die zweite Erweiterung ihrer Macht und Herrſchaft: denn mit der Wiederherſtellung der griechiſchen Autonomie war doch immer die Idee der römiſchen Oberhoheit verbunden.

Ein Teil von Kleinaſien ward den Rhodiern zu Teil — Karien und Lycien —, der größere dem Eumenes.

Es hat vielleicht keine wichtigeren Jahre für die Weltgeſchichte gegeben, wenigſtens nicht ſeit Alexander, als die zwanzig Jahre von 212 bis 190 vor unſerer Ära.

Im Jahre 212 waren die süditaliſchen Landſchaften nach dem Übergang von Capua und Tarent an Hannibal ſo gut wie verloren, die Karthager unter Himilco ſiegreich in Sicilien, die beiden Scipionen in Spanien vertilgt, Philipp von Macedonien in den Waffen, Rom von allen Seiten mit dem Untergang bedroht: im Jahre 190 das untere Italien, Sicilien und Spanien in der Gewalt der Römer; die drei großen Mächte, Karthago, Macedonien und Syrien, zu Friedensſchlüſſen gezwungen, welche die politiſche Selbſtändigkeit derſelben doch ſehr beſchränkten, wenn nicht vernichteten.

Sechstes Kapitel.

Definitive Eroberungen.

Wenn man den Gang der Dinge ruhig überlegt, ſo bemerkt man mit Verwunderung, daß das Hauptmotiv der römiſchen Kriege noch immer das der Verteidigung war: wie gegen die Gallier, Samniten, Etrusker der Stadt ſelbſt, ſo Italiens gegen die großen Potenzen, welche die Herrſchaft auf dem Mittelmeer teilten, die Karthager und die helleniſtiſchen Mächte; ſelbſt Antiochus war mit dem auf einen neuen Angriff ſinnenden Hannibal verbündet. In den Kämpfen, die zum Ziele geführt hatten, waren den Römern allezeit Bundesgenoſſenſchaften zu ſtatten gekommen: wie einſt die capuaniſche gegen die Samniten, die ſaguntiſche gegen Hannibal, ſo das Schutzverhältnis zu einigen griechiſchen Seeſtädten, ſelbſt zu Athen gegen Philipp, zu Pergamum und Rhodus gegen Antiochus. Die römiſchen Waffen hatten überall den Sieg erfochten. Indem aber Rom ſeine Feinde überwand, hatte es ſie doch nicht vernichtet, ſondern nur eine Hegemonie erworben, welche beide in ſich begriff, ſowohl ihre Verbündeten, die von vornherein in ein untergeordnetes Verhältnis gegen ſie traten, ohne jedoch ihre Selbſtändigkeit ganz aufzugeben, als auch die beſiegten Potenzen, deren Macht nach außen hin durch die Bedingungen, die man ihnen auflegte, gewaltig beſchränkt, aber in ihrem Inneren unangetaſtet erhalten wurde. Es ſcheint, als ob eine Hegemonie wie dieſe, die keineswegs eine unbedingte Herrſchaft war, dem umfaſſenden, wohlwollenden Geiſte des Scipio Africanus Genüge gethan hätte: eine ruhig dominierende Republik in der Mitte von Staaten zweiten Ranges mit dem Fortgang der Kultur beſchäftigt, gerecht und groß; er meinte: die Nachbarſchaft von Mächten, die doch immer noch zum Widerſtand fähig waren, würde die Römer auf dem Wege ſteter Kraftentwickelung und doch der Mäßigung nach außen erhalten, ihrer Zucht und Sitte zu Güte kommen. Aber eine ſo gleichmäßig ruhige Entwickelung iſt der Welt nun einmal nicht beſchieden. Wie für Einzelne, ſo liegt auch für ganze Gemeinweſen in einer Übermacht, die keine Einrede zu gewärtigen hat, eine nahe Gefahr für Mäßigung und Rechtsgefühl. Für Rom entſprang eine ſolche unmittelbar aus der eben geſchilderten Situation.

Die beſiegten Mächte und die alten Bundesgenoſſen der Römer waren in unaufhörlichen Streitigkeiten begriffen. Daß Macedonien, wie es nunmehr war, mit Eumenes, Karthago mit Maſiniſſa zu gutem Verſtändnis gelangen würden, war von vornherein nicht wahrſcheinlich. Noch weniger ließ ſich das von den Ptolemäern und Antiochus erwarten. In Rom hatte man die Befugnis und die Pflicht, die entſtehenden Streitigkeiten zu entſcheiden. Der römiſche Senat bildete ein oberſtes Tribunal in den Angelegenheiten der Welt.

Welch eine Aufgabe aber. Der Rechtsbegriff ſelbſt ließ ſich auf dieſe völkerſchaftlichen Verhältniſſe nicht vollkommen anwenden. Eine Entſcheidung in denſelben konnte nicht erfolgen, ohne daß dabei politiſche Intereſſen mitgewirkt hätten. Und die Hauptſache: wie hätte ſich nicht in den unterworfenen Feinden ſowohl, wie in den ſchutzverwandten Bundesgenoſſen, die beide ihre alte Freiheit nicht aufzugeben geſonnen waren, ein natürliches Widerſtreben gegen die Oberherrlichkeit von Rom hervorthun ſollen. In ihnen wohnte ein eingeborenes Gefühl von Selbſtändigkeit und eine ſtets wache Erinnerung an die alte verlorene Größe. Natürlicher Weiſe bildeten ſich an jeder Stelle zwei verſchiedene Parteien aus, von denen die eine mit der Unterordnung unter Rom zufrieden war, die andere zu dem Verſuch, derſelben wieder ein Ende zu machen, ſich angetrieben fühlte. Wenn es dann zu einem neuen Kampfe kam, ſo mußten dem Ausgang desſelben gemäß Veränderungen erfolgen, welche der Lage der Welt eine andere Geſtalt gaben, wie das zunächſt in Macedonien geſchah.

Perſeiſcher Krieg.

Von den damaligen Reichen beſaß das macedoniſche neben Rom das größte Anſehen. König Philipp war zwar aus Griechenland vertrieben, aber in ſeinem alten Gebiet von den Römern aufrecht erhalten worden. Er hatte ſich ihnen dann im Kriege gegen Antiochus ſogar angeſchloſſen und mancherlei Vorteile davongetragen. Er that alles, um ſeine Macht im Innern herzuſtellen; er ließ die alten Bergwerke, die man nicht mehr bearbeitete, wieder erneuern, vermehrte ſeine Einkünfte durch einen Fruchtzehnten und einen Hafenzoll; er ſuchte durch Geſetze auf Vermehrung der Population zu wirken und nahm eine Menge Thracier in ſein Land auf. Mit Beſtimmtheit wird erzählt: er habe an eine Erhebung gegen Rom gedacht; ſeine Abſicht ſei geweſen, mit Hülfe der benachbarten Völkerſchaften nach Oberitalien vorzudringen; eine Reiſe auf die Höhen des Hämus, die er unternahm, bringt man mit abenteuerlichen Entwürfen in Verbindung. Und wer will ſagen, was in intimen Konverſationen zu Hauſe und auf Reiſen geſprochen worden ſein mag. Aber zuverläſſige Zeugniſſe für einen ernſtlich gefaßten Plan finden ſich nirgends.

Die Stellung Philipps war vielmehr, ſeinem Charakter entſprechend, eine intermediäre. Seine Ergebenheit gegen Rom mochte nicht unbedingt ſein; aber von eigentlicher Feindſeligkeit hielt er ſich entfernt.

Der macedoniſche Name hatte noch guten Klang in aller Welt; auch bei den Griechen fand Philipp wieder Anerkennung. Für die Befeſtigung des gemäßigten Syſtems, welches damals beſtand und für die Zukunft in Ausſicht genommen war, bildete dieſe Haltung des Königs Philipp ein weſentliches Moment. Bei dem herannahenden Alter desſelben richtete ſich die Aufmerkſamkeit darauf, ob Macedonien auch nach ſeinem Tode dieſelbe Politik befolgen werde, oder nicht.

Man hätte den König für glücklich halten können, wenn man ihn bei den Opferfeſten zwiſchen ſeinen beiden Söhnen, zwei von Natur prächtig ausgeſtatteten jungen Männern, von denen der ältere, Perſeus, 30, der andere, Demetrius, 25 Jahre zählte, daherreiten ſah. Aber zwiſchen dieſen waltete die bitterſte Feindſchaft ob. Demetrius war von dem Vater nach Rom geſchickt worden, um die Anklagen zu widerlegen, die von allen Nachbarn wegen ſeiner Übergriffe bei dem römiſchen Senat angebracht wurden.

In Rom nahm man nicht ſowohl auf die Entſchuldigungen Philipps, welche ſchriftlich eingereicht wurden, Rückſicht, als auf die allgemeinen Verſicherungen desſelben, daß er treu am Bündnis feſthalte, noch mehr aber auf den jungen Mann, der ſie überbrachte. Dieſer war ſo geartet, daß er das allgemeine Vertrauen erwarb; er trat mit vielen vornehmen Römern in Verbindung, in beſonders freundſchaftliche mit Quinctius Flamininus. Der Senat verhehlte nicht, daß er den Vater ſchone aus Rückſicht auf den Sohn. Als Demetrius zurückkam, verriet er in jedem Worte Hingebung und Bewunderung für die Römer, ſelbſt in den geſellſchaftlichen Unterhaltungen über den Zuſtand der Stadt und die Eigenſchaften der hervorragenden Männer, in denen ſich Lob und Tadel miteinander maßen. Er bildete den Mittelpunkt für alle die, welche in Friede und Freundſchaft mit Rom auch die Wohlfahrt Macedoniens erblickten. An der Spitze der entgegengeſetzten Partei, die es für möglich hielt, den Krieg gegen die Römer nochmals zu erneuern, ſtand Perſeus. Er zeigte das tiefſte Mißvergnügen über die Beſchränkungen, welche dem König Philipp immer aufs neue auferlegt wurden, und trug hauptſächlich dazu bei, ihn in aufgeregtem Widerwillen zu erhalten.

Bei dieſem Hader zwiſchen den Söhnen des Königs erinnerte man ſich, daß nur der jüngere von einer rechtmäßigen Gemahlin des Königs ſtamme, der ältere von einer Frau zweifelhaften Lebenswandels, die man als eine Buhlerin betrachtete: der jüngere ſchien einen gerechteren Anſpruch auf die Thronfolge zu haben, als der ältere, und bei dem Tode des Vaters auf die Unterſtützung der Römer rechnen zu dürfen. Um ſo heftiger entbrannte hierüber Eiferſucht und Haß des älteren. Bei einem Gelage, das zur Feier eines militäriſchen Feſtes begangen wurde, hatten die Freunde des Demetrius Einlaß in das Haus des Perſeus gefordert; da ſie aber Waffen bei ſich führten, ſo verſchloß dieſer ſein Haus. Am anderen Morgen erhob Perſeus bei ſeinem Vater die Anklage, er habe von ihnen ermordet werden ſollen. Livius hat an einer ſeiner gelungenſten Stellen die Scene geſchildert, wie der Vater zwiſchen den beiden Söhnen zu Gericht ſaß, ihre einander entgegengeſetzten Reden anhörte, ohne jedoch etwas zu entſcheiden. Aber ſeine Vorliebe für den älteren, genährt durch die alle Tage wachſende Spannung gegen Rom, war ſeitdem unverkennbar. Man meinte endlich, Demetrius gedenke das Reich zu verlaſſen und ſich nach Rom zu flüchten. Da iſt er denn von einem Freunde des älteren Bruders bei einem Opfergelag ermordet worden.

Wir begegnen der Nachricht, die an ſich ſehr glaublich wäre, König Philipp habe ſich nach der Hand von der Unſchuld des Demetrius überzeugt und daran gedacht, denſelben an Perſeus zu rächen.

Ehe das geſchehen konnte, ſtarb Philipp ſelbſt: Perſeus folgte ihm in der Herrſchaft.

Da das nun den Wünſchen der Römer entgegenlief und Perſeus immer das Oberhaupt der antirömiſchen Partei geweſen war, ſo mußte man von Anfang an einen neuen Konflikt mit Rom erwarten. Perſeus machte ſich ſeinerſeits auf einen ſolchen gefaßt. Ein illyriſcher Dynaſt wurde getötet, weil er ſich an das römiſche Volk gewendet hatte, ein anderer verjagt. Er hatte ſeine Zeughäuſer mit Waffen gefüllt; ſein Schatz reichte hin, um 10000 Mann zehn Jahre im Felde zu erhalten. In kurzem ſtellten ſich Differenzen heraus, welche nicht ohne Kampf zu beſeitigen waren.

Die Römer hatten in wiederholten Kriegszügen die Iſtrier niedergeworfen und in dem feſten Aquileja eine römiſch-latiniſche Kolonie gegründet, um das obere Italien gegen jeden Anlauf aus den benachbarten Regionen ſicher zu ſtellen. Da vernahmen ſie, daß ihre alten Verbündeten, die Dardaner, die in Möſien und Illyrien ſaßen, von Perſeus mit ihren Nachbarn, den Baſtarnern, in Krieg verwickelt worden ſeien. Die Baſtarner erſcheinen an denſelben Stellen, an welchen Alexander der Große die Triballer mit Hülfe der byzantiniſchen Seemacht niedergeworfen hatte. Wahrſcheinlich mit Recht werden ſie für ein urſprünglich germaniſches Volk gehalten; ſie waren ſchon mit Philipp in Verbindung getreten.

Man hat dem König Philipp den Plan zugeſchrieben, die Dardaner vollkommen zu vernichten, die Baſtarner in ihrem Lande anzuſiedeln und dieſe darauf zum Zuge nach Italien zu veranlaſſen; ſollte ein Unternehmen dieſer Art mißlingen, ſo würde man doch der Dardaner entledigt werden, deren Feindſeligkeiten den Macedoniern höchſt beſchwerlich fielen. Dieſer Gedanke nun ſchien in Perſeus ſich zu erneuern und unter ihm mehr Bedeutung gewinnen zu können, als unter ſeinem Vater.

Man nahm an, daß Perſeus die Baſtarner gegen die Dardaner in Waffen gebracht habe. So meldeten Geſandte der letzteren, welche die Römer gegen beide, Perſeus und die Baſtarner, um Hülfe baten. Schon waren macedoniſche Geſandte angelangt, welche jede Beteiligung ihres Königs an jener Volkszwietracht in Abrede ſtellten. Die Römer zeigten ſich nicht gerade überzeugt davon; ſie ermahnten Perſeus auf das dringendſte, das mit ihnen geſchloſſene Bündnis heilig zu halten.

Je mächtiger Macedonien war, um ſo größeren Eindruck machte es in der damaligen Welt, daß hier eine tiefgehende Entzweiung zwiſchen dem römiſchen und dem macedoniſchen Intereſſe zu Tage kam. Alles merkte auf, was noch eine Oppoſition gegen die römiſche Weltmacht für möglich und wünſchenswert hielt.

Was ſollten die Römer ſagen, als Geſandte, die von Karthago heimkehrten, die Kunde mitbrachten, eine Geſandtſchaft des Perſeus ſei in Karthago geweſen und habe im Tempel des Äskulap Gehör erlangt; ſo ſeien auch Geſandte der Karthager nach Macedonien gegangen.

Hierauf ſchickten die Römer, um über Perſeus' Verhältniſſe in Griechenland und im Orient nähere Kunde einzuziehen, eine Geſandtſchaft an ihn, der aber unter Vorwänden, welche ſie für erdichtet erklärten, der Zutritt zum König nicht bewilligt wurde. Aus allem, was ſie hörten, nahmen ſie ab, daß Perſeus damit umgehe, ihnen den Krieg zu erklären. Davon nun wurden die Römer beſonders durch die Nachrichten, die ihnen von König Eumenes II. von Pergamum zukamen, überzeugt.

König Eumenes II. hat im Altertum dadurch einen großen Ruf erlangt, daß er das immer noch kleine Gebiet, das ihm ſein Vater Attalus I. hinterließ, zu einem anſehnlichen Königreich erhoben hat, und zwar nicht durch bloße Glücksfälle, wie wohl manche ſagten, ſondern durch Verſtand und Klugheit. Beſonders hoch ſchlug man an, daß er ſeine Brüder in einer natürlichen Abhängigkeit hielt; namentlich mit dem älteren ſtand er in dem reinſten brüderlichen Verhältnis. Er wünſchte gerühmt zu werden und ließ es ſich angelegen ſein, die griechiſchen Städte, Privatleute und Gemeinden durch Wohlthaten zu gewinnen.

Da traf es ihn ſehr empfindlich, daß Perſeus bei denſelben Eingang fand. Auf das tiefſte kränkte ihn, daß ſeine Ehrendenkmale in Griechenland vernachläſſigt wurden; er empfand es gleichſam als eine perſönliche Beleidigung, daß Perſeus mit Böotien Verträge ſchloß und ſelbſt mit den Ätolern in ein gutes Verhältnis kam.

Livius iſt erſtaunt, daß die Griechen einen Mann wie Perſeus, der ſeit ſeinem Regierungsantritt ſchon viele Grauſamkeiten begangen hatte, einem ſo wohlgeſinnten Fürſten vorzogen. Der Grund iſt einleuchtend: Eumenes hing von den Römern ab, Perſeus nahm dagegen eine ſelbſtändige Aufſtellung: er war das Idol aller, welche die Oberherrſchaft von Rom ungern ertrugen.

Überdies war König Pruſias von Bithynien, mit welchem Eumenes kurz zuvor Krieg geführt hatte, mit Perſeus in verwandtſchaftliche Beziehungen getreten.

Eumenes ging ſelbſt nach Rom, um den Senat auf die Gefahr, die von Perſeus drohte, aufmerkſam zu machen. Der ohnehin aufgeregte Widerwille der Römer gegen Perſeus wurde durch die ſchwärzeſten Anſchuldigungen beſtärkt. Ein Patricier von Brundiſium, bei dem die römiſchen Legaten und Feldherrn auf der Reiſe zu übernachten pflegten, berichtete, daß Perſeus ihm ein Gift angeboten habe, mit dem man diejenigen unbemerkt umbringen könne, deren Namen er ihm angeben werde.

Auf Eumenes ward, als er bei ſeiner Rückkehr nach Delphi kam, ein Mordverſuch gemacht, den man dem Perſeus zuſchrieb.

Mit alledem war noch nicht bewieſen, daß Perſeus wirklich auf einen Krieg mit den Römern ſinne. Er verſtärkte ſich im Innern ſeiner Dynaſtie, ſchloß Bündniſſe mit den Nachbarn und machte ſeinen Einfluß in der Richtung geltend, welche ſeine Vorfahren immer verfolgt hatten: er gewann die Griechen für ſich. Nach allen Seiten erneuerte er die Autorität der macedoniſchen Krone, ohne mit den Römern eigentlich zuſammenzuſtoßen.

Aber ſchon in dieſer Haltung ſahen die Römer eine Feindſeligkeit. Wie ſich in den untergeordneten Mächten doch der Wunſch regte, in einer bedeutenden Macht für alle Fälle einen Rückhalt zu finden, ſo erhob ſich dagegen in den Römern der beſtimmte Entſchluß, es nicht ſo weit kommen zu laſſen. Sie meinten, das ganze durch die letzten Friedensſchlüſſe begründete Syſtem werde durch Perſeus gefährdet und bedroht. Da haben ſie denn keinen Anſtand genommen, ſich wenigſtens eventuell zum Kriege gegen ihn zu entſchließen.

Der römiſche Senat faßte in aller Form den Beſchluß: weil König Perſeus die Verbündeten des römiſchen Volkes mit Krieg überzogen und gegen die Stadt ſelbſt zum Krieg gerüſtet habe, den Krieg gegen ihn zu beginnen, wofern er nicht darüber Genugthuung gebe. Doch wurde dieſer Beſchluß noch geheim gehalten. Die Verhandlungen mit Perſeus wurden deshalb noch nicht abgebrochen. Die älteren Römer waren mit dieſem Verfahren nicht zufrieden, denn es ſei nicht römiſch; die jüngeren billigten es. Im Sinne dieſer Jüngeren war es auch, daß viele ſich zum Dienſte meldeten, weil ſie ſahen, daß diejenigen, welche in den letzten macedoniſchen und ſyriſchen Feldzügen gedient hatten, reich geworden waren.

Es war nicht mehr ganz die alte Politik.

So weit war es nun gekommen. Die unleugbaren Beſtrebungen des Perſeus, durch innere Rüſtung und äußere Verbindungen zu einem Widerſtand gegen die Römer fähig zu werden, haben ihm immer die Teilnahme derer gewonnen, welche an der Selbſtändigkeit der Nationen lebendigen Anteil nehmen. Wer ſollte dem nicht beiſtimmen. Die Sache, welche Perſeus verfocht, berührt das allgemeine Intereſſe der Völker. Bei den gegen die letzte Univerſalmonarchie gerichteten nationalen Beſtrebungen iſt zuweilen auch des Perſeus gedacht worden. Und wenn wir darauf eingehen, ſo finden wir in der That zwiſchen den Beſtrebungen der beiden Epochen, einer zu einer Univerſalmonarchie emporſtrebenden Macht entgegenzutreten, gewiſſe Analogien. Man könnte die Erhebung Macedoniens gegen die Römer wohl mit dem Kriege Öſterreichs gegen das franzöſiſche Kaiſertum im Jahre 1809 zuſammenſtellen. Sie waren beide iſoliert, erweckten beide den Enthuſiasmus der Nationen, aber ſie unterlagen beide der Übermacht und dem Genius ihres Gegners.

Nicht unberechtigt war die Eiferſucht der Römer gegen Perſeus. Ihre Verhältniſſe in Illyrien, ſelbſt in Iſtrien wären in Frage geſtellt worden, wenn Perſeus die Dardaner niederzuwerfen vermochte; ihre Autorität in Griechenland ging zu Grunde, wenn es der macedoniſchen wieder gelang, daſelbſt Platz zu greifen: die enge verwandtſchaftliche Verbindung, in welche

Perſeus mit dem König von Bithynien und ſelbſt den Seleuciden trat, bedrohte die Oberhoheit, die ſie in Aſien ausübten.

Schon richteten die Seleuciden ihre Macht gegen die Ptolemäer. Hätte ſich nun noch Karthago, wie es den Anſchein hatte, mit ihnen verbündet, ſo wäre die Weltſtellung der Römer allerdings gefährdet geweſen.

Noch einmal traten zwei große, einander widerſtrebende Tendenzen auf den Kampfplatz. Die eine war: der bereits gegründeten, aber noch nicht befeſtigten Allgewalt der Römer Widerſtand entgegenzuſetzen; die andere: dieſe Herrſchaft nicht allein zu behaupten, ſondern zu erweitern und für alle Zeiten unantaſtbar zu machen.

Zum allgemeinen Beſten würde es vielleicht gedient haben, wenn ſich die Oppoſition innerhalb der einmal geſetzten Schranken gehalten hätte, wie zur Zeit Philipps. Allein die Mächte, die aus innerem Impuls emporſtreben, laſſen ſich durch ſolche Bedenklichkeiten nicht zurückhalten.

Perſeus ſelbſt begann den offenen Krieg.

Es war im Jahre 583 der Stadt, 171 vor unſerer Ära, daß der König, von ſeiner Umgebung in ſeinen Entwürfen und ſeinem Haſſe beſtärkt, in Theſſalien einbrach. Den Kern ſeines Heeres bildeten die in den ſechsundzwanzig Friedensjahren herangewachſenen jungen Macedonier in verſchiedenen Waffen, zu Pferd und zu Fuß. Zugleich führte er auch eine buntgemiſchte Schar von Hülfsvölkern und Söldnern ins Feld: Päonier, Agrianen, ſelbſt Kreter und eine wiewohl nicht große Anzahl von Griechen aus allerlei Stämmen, unter anderen Lacedämonier unter einem Führer vermeintlich von königlichem Geſchlecht, mit dem er ſchon lange in geheimer Verbindung geſtanden hatte. Ein paar tauſend Gallier waren zur Stelle. Eine ſtattliche Schar von Thraciern führte der verbündete Odryſenhäuptling Cotys zu Fuß und zu Pferd herbei.

So gerüſtet, erwartete Perſeus den römiſchen Konſul, dem die Provinz Macedonien zugefallen war, Publius Licinius Craſſus, der aus Athamanien heranzog. Beſonders an Reiterei war Perſeus den Römern überlegen. Bei dem erſten Zuſammentreffen in der Gegend von Lariſſa mußte die römiſche vor der macedoniſchen zurückweichen. Aber das war das Unglück aller dieſer Könige, daß ſie, wenn ſie die Waffen erhoben, doch nicht das äußerſte zu wagen geſonnen waren. Perſeus war entſchieden im Vorteil, wiewohl er noch Widerſtand fand, als er von einem Genoſſen ſeiner Ratſchläge, dem Kreter Evander, gewarnt wurde, nicht alles auf einen Wurf zu ſetzen. Er meinte ſich ſtark genug gezeigt zu haben, um den Römern einen guten Frieden abzugewinnen, und ließ dieſelben in der Nacht ruhig über den Peneus gehen, der ihnen zur Deckung diente.

Nun bot er wirklich den Frieden an unter den Bedingungen, wie er unter König Philipp beſtanden habe. Die Römer waren ihrerſeits allezeit entſchloſſen, ihre Anſprüche, nachdem einmal das Schwert gezogen worden, ſo weit als möglich auszudehnen. Sie antworteten: Frieden könne dem Könige nur dann bewilligt werden, wenn er ſich den Beſchlüſſen, welche der Senat über ihn und ſein Reich faſſen werde, ſofort unterwerfe.

Auch unter den Griechen, welche bisher römiſch geſinnt waren, regte ſich jetzt macedoniſche Freundſchaft; die grauſamen Repreſſionen, zu denen die Römer ſchritten, entfremdeten ihnen die Gemüter noch mehr. Die Oberhäupter von Epirus gingen nur deshalb zu Perſeus über, weil ſie ähnliche Mißhandlungen fürchteten, wie die Ätoler ſoeben erfuhren. In Thracien behauptete der König durch die Hülfe des Cotys, der als tapfer und mild geſchildert wird, die Oberhand; die Römer konnten ihm weder in Theſſalien noch zur See etwas anhaben. Und nun hielt Perſeus die Zeit für gekommen, um ſein Macedonien gegen die nördlichen Barbaren auf immer ſicher zu ſtellen; er wandte ſich mit aller Macht gegen die Dardaner und brachte ihnen auch diesmal in Verbindung mit den Baſtarnern eine Niederlage bei, die wohl die größte iſt, welche ſie jemals erlitten haben. Man giebt die Zahl der Gefallenen auf 10000 Mann an. Mitten im Winter wandte ſich Perſeus nach Illyrien. Er eroberte das feſte Uscana, wo eine ſtarke römiſche Beſatzung lag, die er gefangen nahm. Der König von Illyrien, Gentius, erklärte ſich bereit, mit ihm gemeinſchaftliche Sache gegen die Römer zu machen, wenn er Geld von ihm empfange.

Macedonien bildete nun wieder eine Macht, von Verbündeten und Abhängigen allenthalben umgeben, nicht zum Angriff geeignet, wohl aber zur Defenſive. Eine ſolche mit aller Anſtrengung vorzubereiten, wurde um ſo notwendiger, da die Römer im Jahre 585 der Stadt, 169 unſerer Ära, unter dem Konſul Marcius Philippus die Gebirge, welche Macedonien von Theſſalien ſcheiden, überſchritten; nicht ohne die Gefahr, inmitten der unſäglichen Schwierigkeiten, welche der Übergang darbot, von Perſeus vernichtet zu werden, wenn dieſer die Päſſe beſetzt gehalten und im rechten Augenblick den Angriff unternommen hätte. Aber auch Marcius war nicht der Mann, die Eroberung zu vollbringen. Perſeus, anfangs entmutigt, konnte dann doch am Enipeus ein feſtes Lager aufſchlagen, welches die Römer zu überwältigen nicht das Vertrauen hatten.

Jetzt ſcheint der römiſche Konſul ſelbſt eine friedliche Abkunft noch immer für möglich gehalten und ſogar gewünſcht zu haben. Den Rhodiern, die ſich bei ihm einſtellten, um die Gerüchte über ihre Hinneigung zu Perſeus zu widerlegen, hat er geſagt: er wundere ſich, daß ihnen nicht beikomme, den Krieg, in dem man begriffen war, gütlich zu ſchlichten. Hierdurch in der Meinung, daß die Sache der Römer ſchlecht ſtehe, beſtärkt und vom Konſul gleichſam ermächtigt, entſchloſſen ſich die Rhodier, in deren Ratsverſammlungen jetzt die macedoniſch Geſinnten die Oberhand bekamen, zu einem in Betracht ihrer alten Bundesgenoſſenſchaft mit Rom höchſt außerordentlichen Schritt. Durch eine förmliche Geſandtſchaft ließen ſie in Rom vorſtellen: die Inſel Rhodus könne die Unterbrechung ihres Handels, die nun ſchon drei Jahre dauere, nicht aushalten; wie dieſelbe durch den Krieg veranlaßt worden ſei, ſo könne ſie nur durch den Frieden abgeſtellt werden; die Herſtellung des Handels, den Frieden alſo forderte jetzt Rhodus von beiden Seiten, wie bereits vorher von Perſeus, ſo jetzt von den Römern. Dem fügten ſie aber hinzu: gegen den Teil, an welchem es liege, daß der Friede nicht zu ſtande komme, würden ſie ſich erklären, oder wie ſie ſich ausdrückten: Rhodus werde in Betracht ziehen, was es gegen denſelben zu thun für ratſam finde. Eine Erklärung, welche in Rom beſonders deswegen mißfallen mußte, weil ſie beiden Teilen das gleiche Recht zuſchrieb und die gleiche Anerkennung widmete: die Römer ſahen darin eine unzweideutige Ankündigung des Abfalls der Rhodier. Statt auf deren Klagen Rückſicht zu nehmen, ſprachen ſie aus, daß die den Rhodiern nach dem ſyriſchen Kriege überlaſſenen Landſchaften, Karien und Lycien, fortan frei ſein ſollten. In demſelben Augenblick wurden die Römer von Ägypten zu Hülfe gerufen. Vor dem Senat erſchienen Geſandte der Ptolemäer in Trauerkleidern, mit dem Ölzweig; ſie brachten die Nachricht, daß der König von Syrien, der als Verbündeter des Perſeus erſchien, Alexandrien bedrohe: bald werde er den königlichen Hof verjagen. Die Römer ſchickten Geſandte ab, welche die Einſtellung der Feindſeligkeiten von beiden Königen fordern und den, der ſich dem widerſetze, ihrer Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft verluſtig erklären ſollten. Es kann kein Zweifel ſein, daß die Syrer mit Perſeus, wohl auch mit den Rhodiern einverſtanden geweſen ſind: der Krieg Philipps ſchien ſich zu erneuern. Die Römer hielten nicht allein an ihrer alten Sympathie für Ägypten feſt; in ihrem ſeit jener Zeit verſtärkten Selbſtgefühl wollten ſie das Recht behaupten, in den Irrungen der Nachbarn, von denen ſie berührt wurden, Maß zu geben. Sie hatten den Krieg gegen Perſeus bisher ohne den gewohnten Nachdruck geführt. Wenn es aber, wie es ſcheint, hochgeſtellte Männer gab, die das veranlaßten, ſo war doch der Senat im ganzen weit entfernt, einen Schritt breit zurückweichen zu wollen. Die Agitationen des Forums übten bereits bei den Beſetzungen der oberſten Magiſtrate vollen Einfluß aus. Ihnen zum Trotze aber gelang es noch einmal, einen der beſten Männer, die es in der Stadt gab, an die Spitze der Heere zu ſtellen, Ämilius Paulus, den Sohn des bei Cannae gefallenen. Er war ſchon über ſechszig Jahre alt und verband Bedachtſamkeit mit Thatkraft, Erfahrung und höherer Anſicht des Lebens.

Erſt mußte über die Lage der beiderſeitigen Heere von Geſandten, die ſie in Augenſchein genommen hatten, berichtet, und was ſie vermißt hatten, herbeigeſchafft ſein, ehe er ſich über See zu gehen anſchickte. Das Beiſpiel des alten Fabius beſtärkte ihn darin, ſich über das vielzüngige Geſchwätz in der Stadt und im Heer hinwegzuſetzen und nur das in der Sache Notwendige zu thun. Aus den erprobteſten Leuten waren die Unterbefehlshaber genommen, die Werbungen überhaupt mit vorzüglicher Sorgfalt vollzogen worden. Neben ihm ſollten Cnäus Octavius die Flotte, Lucius Anicius ein beſonderes Corps in Illyrien befehligen. Indem die Römer ſich auf dieſe Weiſe aufs beſte in den Stand ſetzten, verſäumte Perſeus, ſich der Vorteile ſeiner Lage vollkommen zu verſichern.

Perſeus war ein Mann von würdiger Erſcheinung. Sein Körper war zu jeder Thätigkeit, wie Polybius ſagt, wohl angelegt. Er vermied die Ausſchweifungen des ſinnlichen Genuſſes, die man ſeinem Vater vorgeworfen hatte, auch die langen Trinkgelage. Er zeigte ſich in allem ernſt und ſtreng. Dabei aber erſchienen doch zwei niedrige Leidenſchaften in ihm gleichſam verſchwiſtert: Grauſamkeit und Geldliebe. Beſonders die letzte wurde für ihn verderblich.

Nachdem Gentius, als er die erſten der ihm zugeſagten Summen empfangen, mit den Römern gebrochen hatte, verweigerte Perſeus, ihm den Reſt derſelben zu ſchicken. 20000 Gallier zu Pferd und zu Fuß, die damals jene Gegenden durchſtreiften, hatten ihm gegen einen allerdings anſehnlichen Sold ihre Dienſte verſprochen. Als ſie anrückten, reute ihn der Vertrag, er wollte nur 5000 aufnehmen; auch für dieſe aber zahlte er das Geld nicht aus, das vorläufig erforderlich war, worauf ſie ſich ſämtlich nach der Donau zurückzogen, um Thracien zu verwüſten. Livius bemerkt, daß ſie ihm von unbeſchreiblichem Nutzen hätten ſein können, wenn er ſie nach Theſſalien hätte gehen laſſen: ſie würden den Römern die Zufuhr abſchneiden und das römiſche Heer in deſſen Rücken haben bedrohen können. Gentius war durch Geldmangel genötigt, ſich in ſeiner Burg Scodra einzuſchließen, und als die Römer jetzt vor derſelben in einem kleinem Gefecht Sieger geblieben waren, ſich zu unterwerfen. Kaum einen Gladiatorenlohn, zehn Talente, hatte er, ein König, von einem Könige empfangen.

Dagegen erſchien Ämilius Paulus wie ein Lehrer der Kriegskunſt in ſeinem Lager. Die Veteranen wurden zu dem Geſtändnis gebracht, daß ſie erſt durch ihn erlernt hätten, worin ihr Beruf beſtehe; man ſah ſie ihren Obliegenheiten eine ganz beſondere Sorgfalt widmen. Bei dem Übergang über das Gebirge verſchaffte er ſich von den Straßen Kunde, die dem Handelsverkehr dienten, und wenn man ihm ſagte, daß ſie von den Feinden beſetzt ſeien, ſo antwortete er wohl: das Schwert der Römer werde ſich Bahn machen. Doch hütete er ſich etwas zn übereilen. Fabius Maximus und Scipio Naſica, welche Pythion, das die Straße nach Macedonien beherrſchte, eingenommen hatten, hätten es nun gern ſogleich zur Schlacht gebracht. Ämilius Paulus, in allen Dingen methodiſch und ein Mann des Herkommens und der Erfahrung, trug noch Bedenken; denn einmal dürfe man mit den vom Marſch ermüdeten Truppen nie einen ausgeruhten Feind angreifen, und ſodann: ein römiſches Heer müſſe vor allem ein Lager haben, gleichſam einen Hafen, wohin es ſich allezeit aus den Stürmen des Kampfes zurückziehen könne.

Dieſer altbewährten militäriſchen Vorſicht trat die vorgeſchrittene wiſſenſchaftliche Ausbildung unter ſeinen Offizieren auf merkwürdige Weiſe zur Seite. Am 21. Juni des Jahres 586 der Stadt, 168 vor unſerer Aera trat eine Mondfinſternis ein, welche die Macedonier als ein unglückliches Vorzeichen, das ihnen eine Niederlage verkünde, betrachteten. Auch die Römer ſchlugen an ihre Schilde, um die verſchwundene Mondſcheibe hervorzurufen, und begrüßten ſie mit Freuden, als ſie wieder ſichtbar wurde. Von Ämilius erzählt man, er habe mit dem Speer in der Hand gebetet: denn nur dem Tapferen helfe die Gottheit. Aber unter den römiſchen Offizieren gab es einen, welcher das Wunder natürlich zu erklären wußte und alle Beſorgnis vor der Erſcheinung am Himmel verſcheuchte.

Unter dieſen Stimmungen trafen am 22. Juni des Jahres 168 vor unſerer Ära die beiden Heere bei Pydna zuſammen. Das macedoniſche erſchien noch einmal mit den hochgewachſenen Thraciern, den Illyriern, den Argyraspiden, die die Ebene mit Glanz und Getöſe erfüllten. Die Römer empfanden den Eindruck dieſer mit Wildheit gemiſchten Schlachtordnung. Die Phalanx flößte ſelbſt dem Feldherrn bei der erſten Erſcheinung Beſorgnis ein. Aber nochmals wiederholte ſich, was bei Kynoskephalae geſchehen war. Die Phalanx konnte auf dem unebenen Terrain nicht in ihrer ſtreng zuſammenſchließenden Schlachtordnung gehalten werden; ſowie ſie Lücken darbot, drangen die beweglicheren Römer in dieſelben ein. Die große Schlacht verwandelte ſich in verſchiedene kleinere Treffen, in welchen die römiſche Waffentüchtigkeit und Zucht die Oberhand behielt. Die Phalanx wurde durchbrochen, das macedoniſche Heer beinahe vernichtet. Der Kampf, der wenige Stunden dauerte, bewies nur eben, daß die Macedonier den Römern, ſobald dieſe ihre Kräfte zuſammen nahmen, nicht mehr gewachſen waren. Perſeus floh nach Samothrake. Aber der allgemeine Abfall, der auf die Niederlage folgte, erreichte ihn auch hier. Indem er von da zu ſeinem bewährten Freunde Cotys zu flüchten ſich anſchickte, und zwar mit ſeinen Schätzen, durch die er ein neues Heer aufzubringen hoffen konnte, geriet er in die Hände der Römer. Perſeus, hoffärtig im Glücke, vergaß in ſeinem Unglück, was er ſeiner Würde ſchuldig war; er fiel, als er vor den Konſul geführt wurde, in orientaliſcher Weiſe auf ſein Angeſicht nieder. „Warum“, ſagte dieſer, „ſchmälerſt Du mir den Ruhm meiner Siege?“

Die moraliſche Überlegenheit war ohne Zweifel auf der Seite des Konſuls und der Römer, und dieſe vor allem entſcheidet die Siege. Man darf vielleicht ſagen, Demetrius würde der helleniſtiſchen Sache beſſer gedient haben; er hätte den Thron wenigſtens behauptet. Da mit Perſeus auch deſſen Söhne in die Hände der Römer gefallen waren, ſo gab es keinen Träger der königlichen Gewalt in Macedonien mehr. Die Römer waren entfernt davon, auf ihre Erneuerung zu denken. Indem ſie unterwarfen, trugen ſie doch den republikaniſchen Gedanken vor ſich her. Man erklärte in Rom den Macedoniern, daß man ſie nicht unterdrücken, ſondern befreien wolle. Die vornehmſten Auflagen beſchloß man aufzuheben. Publikanen, d. i. Pächter der Einkünfte, ſollten nicht aufgeſtellt werden, weil ſie mit der Freiheit unvereinbar ſeien. Mit der Hälfte der Abgaben, die der König bezog, wollte ſich Rom begnügen. Das Land ward in vier Regionen geteilt und die provinziale Gewalt in die Hand eines hohen Rates gelegt.

So ward auch den Illyriern Freiheit angekündigt, Immunität für diejenigen, die noch zur rechten Zeit zu Rom übergegangen waren, für die übrigen die Hälfte der Abgaben, die ſie dem König gezahlt hatten. Das Land wurde in drei Diſtrikte geteilt.

Dagegen erging das ſtrengſte Gericht über die, welche ſich gegen Rom wieder aufgelehnt hatten. Wir werden darauf zurückkommen, wie ſich in Griechenland überall die römiſche Partei zu Gewaltſamkeiten gegen ihre politiſchen Widerſacher erhob und dabei die Unterſtützung der Römer fand.

In Epirus wurden alle Städte, welche von den Römern abgefallen waren, der Plünderung preisgegeben, bei der ſich die Truppen dafür entſchädigen wollten, daß Ämilius ihnen verſagt hatte, die Schätze des Perſeus unter ſich zu teilen. Die Antipathien, welche die Strenge und Sparſamkeit des Ämilius erweckt hatte, fanden einen Wiederhall ſelbſt beim römiſchen Volke, ſodaß es einige Mühe koſtete, dem zurückkehrenden Sieger die Bewilligung eines Triumphes zu verſchaffen. Einen prächtigern hatte man nie geſehen. In Ketten ging Perſeus vor dem Wagen des Konſuls her, dieſem folgten ſeine beiden Söhne. Der eine iſt der jüngere Scipio, durch Adoption der Scipionen. Voll herrlichen Selbſtgefühls iſt die Rede des Ämilius Paulus: „Den Krieg, den vier Jahre hindurch vier Konſuln ſo geführt haben, daß er den Nachfolgenden immer ſchwerer wurde, den habe ich innerhalb vierzehn Tagen zum Ziele geführt.“

So wurde nun dem macedoniſchen Reiche auf immer ein Ende gemacht: ſeine große Miſſion, mit den Griechen verſchmolzen den Orient für die Kulturwelt in griechiſcher Form zu gewinnen, hatte es längſt vollzogen. Wenn dann das vornehmſte Beſtreben der macedoniſchen Könige dahin ging, die Griechen in direkter oder indirekter Unterwerfung zu halten, ſo hatte das für die Welt ein ſo großes Intereſſe nicht mehr. Ganz im Gegenteil. Die Römer bedurften des griechiſchen Elements für ihre Stellung im Occident: einen Einfluß Macedoniens auf Griechenland konnten ſie nicht ertragen.

Wenn nun aber Macedonien zu Grunde ging, ſo behauptete ſich dagegen Syrien. Die Weltſtellung der Römer vertrug ſich ſehr wohl damit, daß das ſeleucidiſche Reich ſich in Aſien ſelbſt aufrecht erhielt. Antiochus III., von welchem die Römer ſagten, er war der Große, wurde zwei Jahre nach dem Abſchluß des Friedens ermordet, als er die Schätze des Elymäiſchen Jupiter plündern wollte: wahrſcheinlich brachte ihn die Verpflichtung zu der beträchtlichen Geldzahlung, die er gegen Rom übernommen hatte, zu dieſem Verſuche, welcher die Animoſität einer gläubigen Population gegen ihn aufregen mußte.

Seleukus IV. Philopator wußte ſich nach dem Tode ſeines Vaters nicht allein in dem oberen Aſien, ſondern auch in Cöleſyrien und Paläſtina zu behaupten. Hier griff er zu ähnlichen Mitteln, ſeinen Schatz zu füllen, wie dieſer, erfuhr aber dabei das gleiche Schickſal: indem er Hand an die Tempelſchätze von Jeruſalem legte, wurde er umgebracht; die Römer verſicherten ſich der Anhängigkeit dieſer Fürſten dadurch, daß ſie ſich die nächſtverwandten Sproſſen des Hauſes als Geiſeln überliefern ließen. Seleukus hatten ſie bereits genötigt, ihnen ſeinen eigenen Sohn Demetrius nach Rom zu ſchicken, da ſie in der Anweſenheit ſeines Bruders Antiochus, des jüngeren Sohnes Antiochus des Großen, in Rom keine volle Bürgſchaft erblickten. Dieſer ging nach Aſien zurück, traf aber eben ein, als Seleukus ermordet worden war, und trat an deſſen Stelle. Es iſt Antiochus IV., der in der Geſchichte einen Namen hat, weil er den Verſuch machte, den Jehovahdienſt in Judäa zu zerſtören. Sein Sinn war zugleich, ſich Ägyptens zu bemeiſtern, wo damals zwiſchen den Söhnen Ptolemäus' V., Philometor und Euergetes, ein offener Streit ausgebrochen war. Antiochus unterſtützte den älteren und trug weſentlich dazu bei, daß derſelbe hergeſtellt wurde; aber er war damit noch nicht zufrieden: er forderte die Abtretung von Peluſium und deſſen Gebiet, ſowie der Inſel Cypern. Es läßt ſich nun wohl nicht leugnen, daß ihm ſein Vorhaben, Judäa zu gräciſieren, hätte gelingen können, wenn er Ägypten, das bisher der Unabhängigkeit Judäas günſtig geweſen war, auf dieſe Weiſe weiter zurückdrängte und zugleich als Bundesgenoſſe und Freund des römiſchen Volkes, welche Bezeichnung ihm in aller Form erteilt worden war, anerkannt wurde. Eben hiebei aber ſtieß er mit den Römern zuſammen.

Wir kennen das enge Verhältnis, in welches die Römer während des Krieges mit Philipp und Antiochus zu den Ptolemäern getreten waren. Was die Syrer in Aſien thaten, war für Rom damals noch gleichgültig; aber ſie in Ägypten vordringen zu laſſen, hätte ihnen nur Schimpf und Nachteil gebracht. Wenn ſie in den Streitigkeiten zwiſchen Ägypten und Syrien ſchon bisher das Gewicht ihrer Dazwiſchenkunft geltend gemacht hatten, ſo war dies nun von dringender Unumgänglichkeit.

In lebendigem Gedächtnis iſt Popillius Länas geblieben, der eben in der Kriſis des macedoniſchen Krieges, an dem er ſelbſt früher Anteil genommen hatte, nach Ägypten abgeordnet war, um die Zwiſtigkeiten zwiſchen den beiden Königen beizulegen. Unterwegs hatte er noch ein anderes Geſchäft in Rhodus zu vollziehen. Nirgends hatte die Entſcheidung über Macedonien einen größeren Eindruck hervorgebracht, als in der Stadtgemeinde von Rhodus. Die bisher niedergeworfene römiſche Partei atmete auf und lud die römiſche Geſandtſchaft, die in einem benachbarten Hafen Halt gemacht hatte, ein, in die Stadt zu kommen. Unter der Einwirkung des Popillius und ſeiner Genoſſen vollzog ſich dann eine durchgreifende politiſche Umwandlung. Die Anhänger des Perſeus wurden zum Tode verurteilt, einige flüchteten, andere töteten ſich ſelbſt. Die Rhodier ſchickten darauf ihre Geſandten nach Rom, die dann mit Ölzweigen in den Händen vor dem Senate niederknieten; dieſer legte ihnen dem ſchon früher gefaßten Beſchluſſe gemäß auf, auf die bebenachbarten Landſchaften von Lycien und Karien Verzicht zu leiſten und ihre Beamten von da zurückzuziehen; die Rhodier betrachteten dies noch als Glück und beſchloſſen, einen reichen und ſchweren goldenen Kranz nach Rom zu widmen.

Indes ſetzte Popillius ſeine Reiſe nach Ägypten fort, wohin ſeine eigentliche Beſtimmung ging. Er hatte ein Senatuskonſult bei ſich, welches die Anſprüche des Antiochus zurückwies. Da iſt nun die Scene vorgefallen, die den Namen des Popillius Länas in der Nachwelt erhalten hat. Antiochus kam mit einer gewiſſen Zuverſicht, da er den Geſandten in Rom kennen gelernt hatte und ihn für ſeinen Freund hielt, zu einem Geſpräch mit demſelben herbei. Schon von fern her begrüßte er den römiſchen Senator. Ohne auf dieſe Begrüßung zu achten — denn an eine perſönliche Freundſchaft mit dem König wollte er ſich nicht erinnern, ehe er nicht von deſſen Freundſchaft mit Rom verſichert ſei — hielt er demſelben das Senatuskonſult entgegen, in welchem ein Dekret enthalten war, worin die Forderung des Königs zurückgewieſen wurde. Antiochus erwiderte: er wolle ſich erſt mit ſeiner Umgebung beraten, ehe er ſeine Antwort ausſpreche. Popillius Länas wollte nicht dulden, daß er ſich nochmals entferne; er zog mit dem Stabe, den er in der Hand trug, einen Kreis um ihn, in welchen auch die Ratgeber des Königs hätten eintreten können. Er ſagte dem König: hier möge er ſeine Deliberation anſtellen; den Kreis aber dürfe er nicht überſchreiten, ehe er ſeine Antwort gegeben habe. Überraſcht und befremdet erklärte Antiochus kurz und gut: er wolle den Befehlen des Senats gehorchen. So geſchah es. Er gab Cypern zurück und verließ Ägypten. Paläſtina blieb in ſeinen Händen. Ein ewig denkwürdiges Ereignis iſt es doch, daß im nächſten Jahre in Judäa ein Aufſtand ausbrach, der die Unabhängigkeit dieſes Landes für einige Zeit wiederherſtellte und für die Geſchichte der Religion von höchſter Bedeutung geworden iſt. Ohne die Einwirkung der Römer wäre derſelbe kaum entſtanden und gewiß nicht zur Konſiſtenz gediehen. Wir werden der Maccabäer in anderem Zuſammenhang zu gedenken haben. Hier bleiben wir dabei ſtehen, um die Lage im Orient, wie ſie nunmehr wurde, im allgemeinen zu vergegenwärtigen.

Wie griff Hannibal fehl, wenn er einſt, allenthalben zurückgeſtoßen, bei Pruſias II. von Bithynien nicht allein Rückhalt, ſondern auch einen Schauplatz ehrenvoller Kriegführung zu finden gemeint hatte. Er mußte bald inne werden, daß Pruſias, um mit Rom in ein gutes Verhältnis zu kommen, kein Bedenken tragen werde, ihn auszuliefern. In dem von den Römern umſchriebenen Erdkreis war dann kein Raum mehr für Hannibal: vor dem Schimpf, der ihm drohte, rettete er ſich, indem er Gift nahm. Pruſias wurde von den Klientelfürſten von Aſien eben der unterwürfigſte. In jener Zeit erregte es Erſtaunen, wenn er, ſelbſt in Rom erſcheinend, gleich als ſei er nichts als ein freigelaſſener Sklave, dem römiſchen Senat ſeine Unterwürfigkeit erklärte: er küßte die Schwelle des Saales, in den er eintrat; er bezeichnete die Senatoren als rettende Gottheiten. Der Senat gewährte ihm dagegen einige lokale Vorteile.

Auch Eumenes II. von Pergamum, der alte Verbündete Roms, war damals nicht mehr vollkommen genehm. Es war wohl nicht ſeine ſchlechteſte

Handlung, daß er in der allgemeinen Kriſis, welche durch die erſten Vorteile des Perſeus im Orient herbeigeführt wurde, in Beziehungen zu demſelben trat. Wer hätte es ihm verargen können, daß er den Reſt der Unabhängigkeit, der ihm geblieben war, noch retten wollte. Aber in Rom kamen darüber die früher geleiſteten Dienſte in Vergeſſenheit. Er ſchickte, um ein gutes Verhältnis herzuſtellen, ſeinen Bruder Attalus nach Rom. Polybius behauptet: den Römern ſei der Gedanke gekommen, Eumenes ſeines Königreiches zu entſetzen und es an Attalus zu übertragen; auch ſei dieſer nicht abgeneigt geweſen, darauf einzugehen; Eumenes aber habe ihn durch einen Vertrauten, den er ihm nachſandte, — es war ein Arzt — aufmerkſam machen laſſen, daß er dadurch nur ſich ſelbſt ſchaden werde: denn das Königreich könne ihm ja doch nicht entgehen. Indem nun Attalus vor den Senat kam, erwartete man, er werde gegen ſeinen Bruder ſprechen und ſelbſt den Wunſch verlauten laſſen, an deſſen Stelle zu treten. Von alledem ſagte er kein Wort; er eilte gleich darauf Rom zu verlaſſen. Nach einiger Zeit erſchien Eumenes ſelbſt in Brundiſium. Die Römer fürchteten in die Verlegenheit zu geraten, ihn entweder als den alten Verbündeten, oder als einen Verdächtigen zu behandeln. Ein Senatuskonſult wurde abgefaßt, welches allen Königen verbot, nach Rom zu kommen. Indem man es dem König Eumenes zuſtellte, ließ man ihn zugleich fragen, was er begehre. Eumenes antwortete: er verlange nichts; ſo begab er ſich nach Pergamus zurück, wo dann Attalus ihm folgte, der den Römern unverbrüchliche Ergebenheit bewies. In ihrer Unterordnung zeigten ſich die Könige von Pergamum noch immer ehrenhaft.

Die Könige von Kappadocien und von Pontus, die früher mit Pergamum verbündet geweſen waren, wurden für die wahrhaften Freunde der Römer erklärt. Dem König von Pontus, Mithridates V., überließen ſie anſehnliche Gebiete, deren Übertragung freilich als zurücknehmbar betrachtet wurde, aber eben dadurch auch die Nachfolger an Rom zu feſſeln ſchien. Unter dem Einfluß der Römer wurden die Galater, fern wie ſie waren, ohne alle Verbindungen mit den galliſchen Nationalitäten, helleniſiert. Auch dieſer Feindſeligkeit entledigten ſie den Oſten.

Ob ſie aber damit den Beruf der helleniſtiſchen Reiche vollkommen erfüllten, läßt ſich doch vornherein bezweifeln. Denn ſollte Syrien, mannigfaltig geſchmälert und mit feindſeligen Nachbarn umgeben, ſtark genug dazu ſein, die Herrſchaft in Oſtaſien, welche Alexander der Große gegründet und Seleukus I. wiewohl nicht im vollen Umfange, erneuert hatte, zu behaupten? Aber an das allgemeine Weltverhältnis in Aſien konnten die Römer noch nicht denken; ſie kamen ſoeben in den Fall, ihre Waffen noch einmal im Occident zu brauchen.

Der Fall von Achaja. Der Geſchichtſchreiber Polybius.

In der Mitte beider Welten, in Griechenland, das für die Vereinigung derſelben unentbehrlich war, brach eine Differenz zwiſchen den Römern und dem achäiſchen Bunde aus, welche vor allen Dingen beſeitigt werden mußte. Sie entſprang aus der Unvereinbarkeit ſouveräner Selbſtändigkeit mit faktiſcher Abhängigkeit. In ihrer Verbindung mit Rom waren die Achäer, was ſie immer gewünſcht hatten, Meiſter des geſamten Peloponnes geworden. Sparta und Meſſenien waren mit dem Bunde vereinigt. Man erinnert ſich wohl, daß Flaminin die Achäer warnte, nicht etwa nach den benachbarten Inſeln zu ſtreben: er verglich den Bund mit einer Schildkröte, die ſich wohl befinde, ſo lange ſie in ſich zuſammengezogen ſei, aber ihre Fühlhörner dürfe ſie nicht weit ausſtrecken. Aber auch in dieſer Beſchränkung knüpften ſich doch an die Vergrößerung des Bundes neue Irrungen an, welche das Verhältnis zu Rom und zu den untergeordneten Landſchaften zugleich betrafen. Nur eben die letzteren hatte der große Strateg dieſer Zeit, Philopömen, ins Auge gefaßt. Er lebte noch in der republikaniſchen Geſinnung, welche jene ausgewanderten Akademiker, die in Megalopolis ſo viel vermochten, ihm eingeprägt hatten: ſein Beruf war das Kriegshandwerk. Er wußte ohne die Schwerfälligkeit der Paläſtra Soldaten zu bilden und verſtand es, die Phalanx, wie ſie unter den Griechen eingeführt war, taktiſch zu vervollkommnen, mehr als es ſelbſt den Macedoniern gelang.

In einer Unzahl von Schlachten hat er Heldenmut und unbezwingliche Tapferkeit bewährt. Die Niederwerfung des ſpartaniſchen Gewalthabers Machanidas in perſönlicher Begegnung wurde von den Achäern als die größte Heldenthat Philopömens betrachtet; ſie haben dieſelbe durch ein ehernes Standbild gefeiert.

Philopömen erhielt in den Achäern ein militäriſches Selbſtgefühl, welches ſich nicht recht mit der Unterordnung vertrug, die Rom im allgemeinen ihnen auferlegt hatte. Von Sparta, welches die Grundfeſte der politiſchen Größe von Hellas geweſen war, wurde eine Streitfrage angeregt, die zu ihrem Untergang führen ſollte. Es geriet mit den früher Verbannten, die, an der Küſte angeſiedelt, dem Schutze der Achäer anempfohlen waren, in ein Zerwürfnis, das zu Thatſächlichkeiten führte. Die Achäer nahmen ſich der Verbannten an und erklärten ſich gegen die Lacedämonier. Rom aber wollte dieſe nicht untergehen laſſen und ergriff ziemlich unzweideutig ihre Partei. Ohne ſich darum zu kümmern, vielmehr in der Überzeugung, daß die Unabhängigkeit des Bundes es ſo mit ſich bringe, griff nun Philopömen die Lacedämonier, welche er als Abtrünnige behandelte, mit aller ſeiner Macht an und zwar mit Unterſtützung der herbeigekommenen alten Verbannten. Ohne Mühe behauptete er die Oberhand. Eine große Anzahl der Gegner wurde umgebracht und alles vorgekehrt, was dazu gehörte, die Stadt in Unterwürfigkeit gegen den Bund zu halten: ihre Mauern wurden geſchleift, die alten

Geſetze abgeſchafft; nur achäiſche Sitten und Einrichtungen ſollten daſelbſt fortan geduldet werden. Indem Philopömen das alte Herkommen von Sparta umſtieß, ſuchte er, wenn wir ſo ſagen dürfen, den Partikularismus von Achaja den Römern gegenüber feſtzuhalten. Das eine deckt ſich eigentlich mit dem anderen. Denn gewiß iſt, daß die Unabhängigkeit des Bundes von den Römern anerkannt und ebenſo, daß die Verbannten dem Schutze der Achäer anvertraut waren. Indem nun die Achäer dieſen Schutz ſoweit ausdehnten, daß ſie die Stadt, die ihrem Bunde einverleibt war, förmlich erdrückten, meinten ſie doch in ihrem Rechte zu ſein. Die Unterdrückung Lacedämons, das in dieſem Augenblick Schutz bei den Römern fand, war zugleich die Behauptung der Unabhängigkeit des achäiſchen Bundes gegen dieſelben. In dem Bunde ſelbſt kam es hierüber zu lebhaften Diskuſſionen. Die Frage, die man erwog, war eine ſehr präciſe, die nämlich, ob man, wenn die Anordnungen und Geheiße der Römer mit den Geſetzen und den auf den Säulen verzeichneten früheren Satzungen in Widerſpruch ſeien, an dieſen feſthalten oder den Römern nachgeben ſollte. Ariſtänus, der einſt den Beſchluß der Bundesverſammlung, den Römern beizutreten, hervorgerufen hatte, war zwar ſehr der Meinung, daß man die beſonderen Rechte von Achaja behaupten müſſe; aber er machte doch bemerklich, daß man darin nicht zu weit gehen dürfe: denn man ſei nicht imſtande, den Römern die Spitze bieten oder, wie man damals ſagte, zwiſchen Lanze und Heroldsſtab wählen zu können. Philopömen verwahrte ſich dagegen, daß er einen Kampf mit Rom für möglich halte; aber er meinte, um nicht in volle Knechtſchaft zu verfallen, müſſe man ſich ſoviel als möglich entgegenſtemmen; man müſſe die Gerechtſame des Bundes zu behaupten wiſſen, wozu man die ſchönſten Argumente habe, die ſelbſt in Rom, da es doch auf Treu und Glauben halte, Eingang finden würden. Nun aber war auch Meſſenien von Achaja abgefallen, und Philopömen, zum achtenmal Strateg, hielt es für ſeine Pflicht, der empöreriſchen Bewegung ein Ende zu machen. Dabei iſt er auf eine Art umgekommen, die recht eigen beweiſt, wie erbarmungslos der nachbarliche Haß zwiſchen den Griechen noch wütete. Bei einem unvorſichtig unternommenen Streifzug wurde der letzte der Hellenen, wie man ihn nannte, in einer nachbarlichen Fehde gefangen, mißhandelt, eingekerkert und, weil man fürchtete, er möge doch noch befreit werden, gezwungen den Giftbecher zu leeren. Die Achäer haben hierauf unter Führung des Strategen Lykortas die Meſſenier bezwungen und ſtraften ſie mit gewohnter Härte für ihre Miſſethat. Der Sohn des Lykortas trug die Urne, welche die Aſche des Ermordeten enthielt, nach Megalopolis. Dieſer junge Menſch war Polybius, der ſpätere Geſchichtſchreiber. Polybius teilte die Geſinnung ſeines Vaters, der die Politik des Philopömen ſchon einmal in Rom verteidigt hatte und ſie jetzt, von einer anſehnlichen Partei unterſtützt, fortſetzte.

Auch Lykortas war davon durchdrungen, daß man den Weiſungen der

Römer, namentlich eben in Bezug auf Sparta, keine Folge leiſten dürfe: wenn man ihnen zeige, daß ihre Forderungen ohne Nachteil des achäiſchen Gemeinweſens nicht ausgeführt werden könnten, ſo laſſe ſich hoffen, daß ſie von denſelben abſtehen würden. So beſchloß nun die Bundesverſammlung und ſchickte eine Geſandtſchaft nach Rom, um die Autonomie der Achäer in der angegebenen Weiſe zu verteidigen. Auffallend aber iſt es doch, daß ſie mit dieſer Geſandtſchaft den Kallikrates betraute, einen Mann, welcher ſogleich zu der entgegengeſetzten Anſicht überzugehen fähig war, der Anſicht nämlich, daß man ſich den Römern unter keinen Umſtänden widerſetzen, vielmehr ihren Weiſungen ohne weiteres folgen ſolle. Dieſe Meinung hatte, wie man leicht erachtet, auch in Achaja Anhänger: nicht wenige gab es, die von einem Zuſammenſtoß mit Rom die unglücklichſten Folgen erwarteten, gegen welche die Aufrechterhaltung der Autonomie nicht in Betracht komme. Kallikrates ſah in einer Verbindung mit dieſer Partei ſeinen eigenen Vorteil: er hoffte durch ſie zur höchſten Gewalt in der Republik zu gelangen, ſobald die Römer ſich entſchließen würden, dieſelbe in Schutz zu nehmen. Er ſtellte in Rom vor: die am Vorrecht des Bundes feſthaltende Faktion behaupte eben dadurch das Übergewicht in Achaja, daß Rom ihren Anſichten nicht widerſpreche; würden die Römer auf der Ausführung ihrer Befehle beſtehen, ſo würde ſie ſich in Achaja nicht behaupten können. Es geſchah eben, wie er vorausgeſehen hatte. Die Römer gaben ihm entſchiedene Weiſungen, und und er ſelbſt wurde darauf im nächſten Jahre zum Strategen erhoben und ſetzte dieſelben in Lacedämon ins Werk.

In die Fluktuationen des öffentlichen Lebens, die hierüber entbrannten, traf nun der Ausbruch des perſeiſchen Krieges. Die angeſehenſten Männer traten zu einer Beratung zuſammen, in welcher Lykortas eine unbedingte Neutralität anriet: weder den einen noch den anderen Teil dürfe man verletzen, denn es laſſe ſich vorausſehen, welche Macht dem zuwachſen werde, der den Sieg erringe.

Dieſe Meinung behielt in der Verſammlung im allgemeinen die Oberhand; doch war man ſtreitig, wie man die Gegner behandeln ſolle. Die einen meinten, unter ihnen Stratios aus Trittäa: man müſſe diejenigen, die ſich bei den Römern beliebt machen wollten, von jedem Einfluß ausſchließen; die anderen erinnerten, daß man den Widerſachern dadurch Anlaß zur Anklage geben würde. Dieſe feinen Unterſcheidungen der Modifikationen der Neutralität beſchäftigten die Achäer und gewannen ſelbſt Einfluß auf die Beſetzung der höchſten Stellen, als es in dem Kriege der Römer mit dem macedoniſchen König zur Entſcheidung kommen zu müſſen ſchien.

Indem die Römer ſich anſchickten, unter dem Konſul Marcius aus Theſſalien nach Macedonien vorzurücken, kam die Frage, ob man ihnen Hülfe leiſten ſolle, in der achäiſchen Bundesverſammlung zur ernſtlichen Beratung. Durch den Einfluß des Strategen geſchah es, daß die Achäer den Beſchluß faßten, Hülfstruppen zu rüſten und den Marſch derſelben vorzubereiten. Mit dem Auftrag aber, bei dem Konſul anzufragen, wo ſich dieſe mit dem römiſchen Heere vereinigen ſollten, wurde Polybius, der damals die Würde eines Hipparchen bekleidete, beauftragt. Er traf bei dem Konſul ein, eben als derſelbe im Begriff war, jenen gefährlichen Durchzug durch das Gebirge, deſſen wir gedachten, zu vollziehen. Erſt nachdem dieſer glücklich ausgeführt war — ein Erfolg, durch welchen Perſeus ſelbſt in Verzweiflung geriet —, fand Polybius Gelegenheit, den Konſul zu ſprechen, der denn eigentlich auch ſeiner Stimmung entgegenkam. Wir wiſſen: Marcius trug ſich mit dem Gedanken einer Vermittelung und hat die Rhodier veranlaßt, eine ſolche zu ſuchen. Er gab dem Polybius die Antwort: er wolle den Achäern die Mühe und die Koſten eines ſolchen Zuges nicht zumuten, da die Entſcheidung nicht unmittelbar bevorſtehe; er fügte ſogar die Weiſung hinzu, der Anmutung des Befehlshabers in Jllyrien, welcher einen Zuzug von 5000 Achäern verlangte, keine Folge zu leiſten. Dieſe friedliche Haltung des Konſuls ſtimmte mit der Jdee der unbedingten Neutralität zu gut zuſammen, als daß man ſeine Anordnung nicht hätte befolgen ſollen: die Truppen wurden weder nach Theſſalien noch nach Macedonien geſchickt. Lykortas und Polybius hätten gewünſcht, die Streitmacht der Achäer auf ein anderes Kriegstheater zu führen: denn ſoeben wurde der Bund von den Ptolemäern aufs dringendſte erſucht, ihnen Hülfe gegen Antiochus Epiphanes zuzuſchicken. Polybius hat darüber in der Verſammlung geſprochen und die Jdee der vollkommenen Autonomie betont, nicht ohne damit einen gewiſſen Eindruck in der Verſammlung zu machen. Aber die entgegengeſetzte Partei erklärte ſich lebhaft dagegen; ihre Anſicht war: man müſſe vielmehr verſuchen, zwiſchen dem König von Ägypten und dem in Syrien einen Frieden zu ſtande zu bringen. Das war nun ohne Zweifel die Meinung der Römer ſelbſt. Als ein Schreiben von Marcius einging, in welchem ſich derſelbe in dieſem Sinne ausſprach, fiel das ganze Vorhaben zu Boden. Der Antagonismus der leitenden Männer in Achaja verhinderte jetzt jede eigentliche Teilnahme an dem Kriege, und es konnte ſcheinen, als ſei das Übergewicht im Bunde auf der Seite des Lykortas, der dazu geraten hatte, die Entſcheidung abzuwarten. Dieſe erfolgte raſch und unwiderſtehlich: alle jene Erwartungen, die ſich an die Schilderhebung des Perſeus knüpften, verſchwanden. Es verſteht ſich aber, daß damit auch die entgegengeſetzte Wirkung eintrat. Der Sieg der Römer brachte ihre Anhänger in Achaja empor; es war ein Umſchwung der allgemeinen Stimmung. Zu den Geſandtſchaften, welche aus den verſchiedenen Städten an Ämilius Paulus, um ihm Glück zu wünſchen, abgeordnet wurden, wählte man nur Männer, welche als Freunde der Römer betrachtet wurden. Dieſe ergriffen die Gelegenheit, ſich an den Widerſachern, die ihnen allenthalben entgegengeſtanden hatten, aufs empfindlichſte zu rächen. Unter denen aber war ein großer Unterſchied. Die einen hatten ſich entſchieden auf Seiten des Perſeus geſtellt, andere ihm Dienſte geleiſtet, dritte ſich neutral gehalten, um den Ausſchlag abzuwarten. Jm letzten Falle waren die Achäer. Aus den Briefſchaften, die ſich bei Perſeus gefunden hatten, konnte man ihnen nichts nachweiſen, was zu einer Anklage berechtigt hätte; ihre politiſche Haltung aber reichte hin, ſie verdächtig zu machen, ſo daß ſie in Anklageſtand geſetzt wurden. Die Achäer lehnten ab, die Unterſuchung ſelbſt vorzunehmen, was auch den Römern nicht eben erwünſcht geweſen wäre: denn ſie hätten dann die bereits feſtgenommenen Angeklagten wieder auf freien Fuß ſetzen müſſen, und in der allgemeinen Aufregung, die ſich erwarten ließ, würden ihre eigenen Freunde in Gefahr geraten ſein. Aus dieſer Rückſicht erklärt es der Senat für unthunlich, die Angeklagten wieder in ihren Heimatsort zurückgehen zu laſſen. Sie wurden ſämtlich nach Rom abgeführt, um hier zur Verantwortung gezogen zu werden. Es ſind ihrer an Zahl ungefähr Tauſend geweſen: es waren die ehrenwerteſten Männer von Achaja, unter ihnen Polybius.

Nach einiger Zeit ſoll dieſer den Wunſch geäußert haben, nach Achaja zurückkehren zu können, in einer ſeiner alten Würde entſprechenden Stellung. Cato fragte ihn, ob er zum zweitenmal in die Höhle des Polyphem zurückkehren wolle. Den Weggeführten wurde nach langem Verzug die Rückkehr geſtattet, und eine große Anzahl bediente ſich dieſer Erlaubnis. Aber ſie diente nicht dazu, den Frieden des Landes zu befeſtigen. Alle alten Gegenſätze wachten wieder auf, zumal da auch Macedonien, aus deſſen Zerwürfniſſen mit Rom alles entſprungen war, ſich wieder regte. Die Anhänglichkeit an das Herrſchergeſchlecht, die ſchon früher ein Moment der Bewegung geweſen war, flammte in Macedonien noch einmal plötzlich auf, als ein Abenteurer aus Adramytton, der viele äußere Ähnlichkeit mit Perſeus hatte, als der Sohn desſelben von einigen thraciſchen Dynaſten anerkannt, in dem Lande erſchien und hier allgemeine Anerkennung gewann. Die Macedonier fanden ſich ungern in die von Rom eingeführten republikaniſchen Einrichtungen, die doch mit der Unterwerfung unter Rom verbunden waren, und ſchloſſen ſich mit Freuden dem Pſeudo-Philipp an, — wie in einer anderen Epoche die Portugieſen dem falſchen Sebaſtian aus Widerwillen gegen die Oberherrſchaft der Spanier. Der angebliche Philipp gelangte wirklich zu einem monarchiſchen Anſehen. Im königlichen Gewande niederſitzend, ſprach er Recht. Er hat ein bedeutendes Heer zuſammengebracht. Es gelang ihm ſogar, den einen römiſchen Prätor zu beſiegen, und den anderen, Quintus Cäcilius Metellus, der ihn zuletzt niederwarf, eine Zeit lang zu beſchäftigen. Sein Unternehmen bot um ſo größere Ausſicht auf Erfolg dar, da zugleich, aufgeregt durch die Ereigniſſe in der Nachbarſchaft und den Gang der eigenen inneren Angelegenheiten, die Griechen und vor allem die Achäer in die größte Gärung gerieten. Im Peloponnes waren nochmals die Entzweiungen zwiſchen Lacedämon, das die Kriminalgerichtsbarkeit des achäiſchen Bundes nicht anerkennen wollte, und der Bundesgewalt ausgebrochen und hatten zu einer blutigen Fehde geführt. Nur vergebens ſuchte Metellus derſelben Einhalt zu thun; in einem Augenblick, in welchem man Macedoniens nicht vollkommen Meiſter war, fand man auch in Achaja keinen Gehorſam. Da meinten nun die Römer, die einſt Sparta dem Bunde überlaſſen hatten, weil derſelbe auf ihrer Seite ſtand, auch das Gegenteil anordnen zu dürfen, da der Bund eine ihnen widerwärtige Stellung annahm: dahin, daß ein ſelbſtändiges Macedonien und eine ſtarke achäiſche Bundesgewalt einander die Hand reichten, wollten ſie es nicht kommen laſſen; ſie beſchloſſen kurz und gut, den Bund in ſeine alten Grenzen einzuſchränken, vor allem Sparta von der Einigung mit demſelben loszuſprechen. Sie trugen kein Bedenken, dieſe Entſcheidung als bereits beſchloſſen und unwiderruflich auf einer Bundesverſammlung zu Korinth anzukündigen. Man begreift, daß die unerwartete Zurücknahme von Vergünſtigungen, die eigentlich die Belohnung der geleiſteten Dienſte in ſich ſchloſſen, unter den Achäern einen Ausbruch von Unwillen und Widerſetzlichkeit hervorrief. Die anweſenden Führer hörten den Beſcheid gar nicht bis zu Ende an; ſie verließen das Haus und riefen ihre Landsleute zuſammen; ein Tumult brach aus, in welchem die Spartaner, die anweſend waren, Gewaltſamkeiten erfuhren und die römiſchen Bevollmächtigten ſelbſt in ihrer Ehre gekränkt worden zu ſein ſich beklagten.

Der Sorge für die Integrität und Unabhängigkeit des Bundes trat noch ein anderes, auf die innere Verfaſſung bezügliches Motiv zur Seite. In Achaja hatte ſich das ariſtokratiſche Element in jener Bedrohung, in welche es durch Kleomenes und deſſen demokratiſche Anhänger geſetzt worden war, durch ſeine Verbindung mit Macedonien gerettet. Wie es damals war, ſo war es zu den Römern übergetreten: denn alle Ariſtokratien der Welt wurden jetzt von der römiſchen beſchützt. Dieſem Syſtem hatte nun ſchon Perſeus, der die Demokratie begünſtigte, in den griechiſchen Städten und Landſchaften Eintrag gethan. Es hatte ſich aber behauptet; jetzt brach die Demokratie auf das ſtärkſte hervor. Kritolaus, der damalige Strateg, ſtand zugleich an der Spitze der demokratiſchen Bewegung; er verfügte eine Erleichterung in Bezug auf Abzahlung der Schulden, die vollends die niederen Volksklaſſen für ihn gewann. Die Demokraten, die ſich um ihn ſcharten, ſahen in den Ariſtokraten des Landes zugleich Freunde der Römer. Im vollen Gegenſatz zu den Römern erhob ſich Kritolaus an der Spitze eines Heeres, um Heraklea am Öta zu belagern, welches infolge der letzten Kundgebungen desſelben ſich weigerte, ſeine Beiträge in die Bundeskaſſe zu zahlen. Unbedenklich rückten ſie ins Feld; ſie ſollen die Hoffnung gehegt haben, dem Aufſtande in Macedonien neue Nahrung zu geben. Aber indeſſen hatte Metellus, durch die Pergamener zur See unterſtützt und den Macedoniern in den Waffen überlegen, Pſeudo-Philipp überwältigt, der ſelbſt in die Gefangenſchaft der Römer geriet. Eigentlich wurde dadurch nun auch über Achaja entſchieden. Metellus konnte unmöglich Heraklea am Öta in die Hände der Achäer fallen laſſen. Dieſe wichen zurück, als er vorrückte. Aber er erreichte ſie bei Skarphea in Lokris und warf ſie vollkommen auseinander. Von Kritolaus hört man dann nichts weiter; wahrſcheinlich iſt er ſelbſt umgekommen. Aber er hatte einen Nachfolger in Diäus, einem Mann, welcher den Streit hauptſächlich erregt hatte und ihn noch eifriger in die Hand nahm, beſonders in ſocialer Hinſicht noch viel weiter ging, als jener. Durch ein Ausſchreiben an alle Städte ordnete er eine Aushebung von 12000 in den Privathäuſern erwachſenen Sklaven an, die ſämtlich freigelaſſen werden ſollten. Das erforderliche Geld erlangte er durch erzwungene Beiſteuern, zu denen auch die Matronen ihren Schmuck ablieferten. So brachte er ein Heer ins Feld, mit dem er ſich getraute, die Römer beſtehen zu können. Metellus hat ihm noch einmal annehmbare Bedingungen angeboten: denn dem lag es daran, den Streit in Griechenland ebenſogut zu beendigen, wie den gegen Pſeudo-Philipp, ehe ſein Nachfolger Lucius Mummius anlangte. Diäus wies alles zurück, und Mummius, bei deſſen Ankunft Metellus ſofort das Lager verließ, übernahm den Oberbefehl. Die Achäer hatten Mut genug, zum Angriff zu ſchreiten, und leiſteten, als es zur Schlacht kam, den Legionen eine Zeit lang guten Widerſtand. Aber bereits ſetzten die Römer, wie ſo oft, ihre überlegenen Reiterſcharen in Bewegung. Nachdem dieſe ihrerſeits geſiegt hatten, wurden auch die achäiſchen Fußvölker durch einen Angriff in ihrer Flanke über den Haufen geworfen. Man hat im Altertum immer geſagt: Diäus hätte ſich nach Korinth retten können, worauf dann dieſe Stadt einen ernſtlichen Widerſtand geleiſtet haben würde. Daß das nicht geſchah, verwunderte ſelbſt den neuen Konſul Mummius, der ein paar Tage innehielt, um nicht von einem Hinterhalt, den er dort vermutete, überraſcht zu werden. Aber Vorkehrungen ſolcher Art waren nicht im Geiſte dieſer Strategen: ſie ſtürmten militäriſch wie politiſch nur immer auf das nächſte Ziel los. Mummius hat Korinth ohne Widerſtand eingenommen. Diäus flüchtete nach Megalopolis, wo ſeine Gemahlin wohnte; dieſe zuerſt, welche die Schmach der Gefangenſchaft nicht erfahren ſollte, tötete er, dann ſich ſelbſt: denn beherzt und entſchloſſen waren dieſe verwegenen Kinder einer wechſelvollen Epoche: unrühmlich ſind ſie nicht gefallen. Der Name des Mummius iſt durch die Plünderung, beſonders der Kunſtſchätze von Korinth, gleichſam ſprüchwörtlich geworden. Übrigens zeigte er ſich bei dem ſchweren und widerwärtigen Geſchäft, das ihm aufgetragen war, milde und verſtändig. Das Werk war die Auflöſung der achäiſchen, d. h. in dieſem Augenblicke der griechiſchen Unabhängigkeit. Es iſt zweifelhaft, ob Achaja ſogleich damals förmlich in eine Provinz verwandelt worden iſt; die Freiheit der Städte blieb auch bei den neuen Einrichtungen gewahrt; nur kam, wie es ſich nicht anders erwarten läßt, das ariſtokratiſche Prinzip, welches ja die Freunde der Römer umfaßte, zum Übergewicht. Politiſche Bedeutung und municipale Freiheit hatten bisher immer zu einander gehört, einander gegenſeitig belebt; die erſte hörte auf, die letzte beſtand, aber unter der Herrſchaft von Rom.

Der Einwirkung der Griechen auf die Welt war damit nicht etwa ihr Ziel geſetzt: ihr eigentliches Leben kam in der litterariſchen und künſtleriſchen Produktion zu Tage; ſie hatten dieſelbe über den Orient ausgebreitet, aber ihre Beſtimmung wäre nicht erfüllt worden, wenn ſie nicht auch in den Occident vorgedrungen wäre. Einſt hatten die Hellenen auf dieſen durch Kommerz, Krieg und Kolonien Einfluß zu gewinnen geſucht; dabei waren ſie geſcheitert; ſie waren den Römern, der größten Macht, die ſich im Occident ſelbſt erhob, erlegen; aber dieſe Macht war ſchon mit der griechiſchen Kultur in enge Verbindung getreten und verſchaffte derſelben einen nicht hoch genug anzuſchlagenden Einfluß auch im Abendlande, deſſen Umfang und Bedeutung für die Zukunft niemand ahnen konnte.

Die Bedingung dazu lag in der innigen Verſchmelzung des römiſchen und des griechiſchen Weſens. Es kam vor allem darauf an, daß die Werke der griechiſchen Litteratur und Kunſt Eingang und Nachahmung in Rom fanden: Rom mußte die Hervorbringung des griechiſchen Geiſtes in ſich aufnehmen und ſie verſtehen lernen. Doch war dieſe gleichſam didaktiſche Aufnahme noch nicht genügend; das geiſtige Leben mußte ein gemeinſames ſein und in ein Moment treten, in welchem es als ſolches zu neuen Geſtaltungen fortſchritt.

In der einen und der anderen Hinſicht hat niemand eine größere Wirkſamkeit entfaltet, als der alte Hipparch der Achäer, Polybius. Man hat ihm zum Vorwurf gemacht, daß er ſich von dem Intereſſe ſeines Landes getrennt und an das römiſche angeſchloſſen habe, was dann von trefflichen Männern dadurch entſchuldigt worden iſt, daß es einem jeden ſo gehe, der ſich längere Zeit in fremden Ländern aufhalte und anderweite Anſchauungen in ſich aufnehme. Hier iſt der Fall, daß die Eindrücke, welche Polybius in Rom empfing, die allgemeinen und größeren waren und die Intereſſen ſeines Landes mitbegriffen. Er erhob ſich von dem Partikularismus, der keine Hoffnung mehr hatte, zu einem Univerſalismus, auf welchem die folgende Geſchichte beruhte.

Polybius befand ſich, wie erwähnt, unter den tauſend Achäern, welche nach Rom übergeführt wurden, weniger um ſich zu verantworten, als weil ihre dauernde Anweſenheit in Achaja der römiſch geſinnten Partei, die durch den Sieg emporgekommen war, hätte gefährlich werden können. Zu den Anhängern des Perſeus zählte Polybius überhaupt nicht; er gehörte ſelbſt nicht zu der Partei, welche die Römiſchgeſinnten auszuſchließen beabſichtigte: er hatte ſich innerhalb der geſetzlichen Schranken gehalten. Wenn er die Autonomie von Achaja verteidigte, ſo konnte ihm niemand darüber einen gegründeten Vorwurf machen, da ſie ja im allgemeinen in den Verträgen vorbehalten war. Den Römern fehlte es nicht an einer gewiſſen Sympathie dafür. Namentlich erwarb Polybius die Hochachtung des Mannes, durch deſſen römiſche Tugenden der Sieg erfochten war. Während den übrigen Griechen ein einſtweiliger Aufenthalt außerhalb Roms angewieſen wurde, bewirkte Ämilius Paulus, daß Polybius in ſeinem Hauſe bleiben durfte zur Geſellſchaft und Ausbildung ſeiner Söhne. Wer hätte dazu geeigneter ſein können, als der hochgebildete Hellene, der ſich im Krieg und im Staat hervorgethan, und der nur deshalb entfernt worden war, weil die durch den Sieg zur Herrſchaft gelangte Partei ſeine Anweſenheit nicht hätte ertragen können. Es war mehr eine Wendung des Glücks, als eine Schuld, die ihn aus ſeinem Vaterland verbannte. Auch in jeder männlichen Beſchäftigung, z. B. der Jagd, war er geeignet, den Söhnen des Ämilius zur Seite zu ſtehen, vor allem aber in den Studien. Nicht als Pädagog konnte und ſollte er leben. Für Polybius ſelbſt war es ein Glück, daß er in dieſe Familie aufgenommen wurde, mit welcher die mächtigſten und angeſehenſten Römer in Verbindung ſtanden. Die widerſtrebenden Gegenſätze, die dieſer Kreis erfuhr, trugen um ſo mehr dazu bei, den Ankömmling in das römiſche Weſen und ſeine Eigentümlichkeiten einzuführen. Aus dem Doppelverhältnis, in dem er lebte, dem griechiſchen und dem römiſchen, entſprang ihm eine Anſchauung der Welt, die er in einem großen Geſchichtswerk ausgeſprochen hat.

Niemand iſt lediglich ein Bürger des Gemeinweſens, dem er angehört: das Menſchliche erhebt ſich aus dem Nationalen und über dasſelbe. Darauf beruht alle Religion, überdies aber auch alle Teilnahme an der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechtes.

In dieſer Epoche nun vollzog ſich vor aller Augen eins der größten univerſalhiſtoriſchen Ereigniſſe, welche überhaupt vorgekommen ſind: die partikularen Völkerbildungen verſchwanden; ſie unterlagen der römiſchen Republik, in welcher ſich jetzt die Summe aller Weltbewegung konzentrierte. Der Spätnachlebende kann ſich das nicht ohne ſchmerzvolle Erregung vergegenwärtigen. Aber über den Fall der helleniſchen Freiheit muß man hier nochmals hinwegkommen, wie in den Zeiten Alexanders des Großen, — zumal da die Griechen des 2. Jahrhunderts mit denen des vierten nicht zu vergleichen waren, und die in jener Epoche begonnene Ausbreitung des helleniſchen Geiſtes, die den Orient umgeſtaltet hatte, ſich auch im Occident vollziehen mußte.

Polybius war fern davon, ſich in unnützen Klagen über den Untergang der helleniſchen Autonomie zu verlieren. Er faßte die Weltlage feſt ins Auge und legte ſich die Frage vor: wie es komme, daß die römiſche Republik alle Nachbarn und Feinde überwunden und die Oberherrſchaft erworben habe. Er ſah den Grund in der inneren Überlegenheit derſelben, hauptſächlich in ihrer wohlerwogenen Politik und ihren unwiderſtehlichen Waffen. Er hat ſich darüber eingehend vernehmen laſſen: denn er liebte Doktrin und Syſtem. Allein dieſe Anſicht nur im allgemeinen aufzuſtellen und den Vorzügen der Römer die Mängel anderer entgegenzuſetzen, würde nicht weit geführt haben. Er nahm ſich vor, die Geſchichte ſeiner Epoche ausführlich zu ſchreiben, in der er lebendig mitgewirkt hatte. Wie zuerſt vom achäiſchen, ſo ſah er ſie jetzt vom römiſchen Standpunkt aus an, ohne doch den einen oder den anderen zu reproduzieren: in der Anſchauung der Dinge, die ſich ihm bildete, verband ſich der eine mit dem anderen.

Große Epochen fordern ihre Geſchichtſchreiber. Nicht alle Zeiten aber finden geeignete Interpreten der Ereigniſſe, die ſich in ihnen vollziehen. Polybius war ein ſolcher. Aus den Konflikten des Orients und der Griechen war Herodot hervorgegangen; in den Konflikten der Griechen und der Römer hat ſich Polybius ausgebildet. Aber die Männer ſind verſchieden wie die Zeiten. Herodot hatte den Vorteil, daß er durch und durch ein Grieche bleiben konnte: denn die Griechen hatten damals den Sieg erfochten; er ſah den Orient mit Unparteilichkeit und Wißbegierde an. Polybius dagegen ſchrieb in Rom; dem damaligen Griechenland widmete er zuletzt weniger Teilnahme, als den Römern. Auch den Römern aber konnte er ſich doch nicht vollkommen anſchließen. Die Hingebung derſelben für ihre Götter, ihre Überzeugung, daß Sieg und Macht ihnen vorbeſtimmt ſei, lag ihm ferne; er ſagt vielmehr unverhohlen, daß das römiſche Religionsſyſtem von weiſen Männern aus Rückſicht für die Menge erfunden worden ſei. Er widmete ſelbſt der altrömiſchen Geſchichte keine beſondere Aufmerkſamkeit.

So ganz unterſcheidet er ſich hierin von ſeinem Landsmann Dionyſius von Halikarnaß, wenngleich er darin mit demſelben übereinſtimmt, daß auch er die moraliſchen Vorzüge der Römer über das griechiſche Herkommen hervorhebt. Aber eben dabei bleibt er ſtehen, was er vor ſich ſah. So rollt er nun das Bild der Geſchichte ſeiner Zeit vor uns auf.

Ich weiß nicht, ob man ihn in Bezug auf Darſtellung und Sprache zu den Schriftſtellern erſten Ranges rechnen kann. Er erſetzt die Intuition durch Reflexion, und dieſe tritt dann allerwärts mit doktrinärer Breite hervor. In der Auseinanderſetzung ſeiner formalen Geſichtspunkte iſt er bis zur Ermüdung weitſchweifig; aber in der Beurteilung der Thatſachen hat er ein unermeßliches Verdienſt. Beſonders beſchäftigt ihn, wie ſich verſteht, der Kampf zwiſchen Rom und Karthago. Er verwirft ſehr ausdrücklich die Darſtellungen puniſch geſinnter Geſchichtſchreiber: aber nicht minder ſetzt er ſich den Auffaſſungen der römiſchen entgegen. Sein ganzes Werk iſt mit Widerlegungen von Autoren, die ihm widerſtrebten, erfüllt. Denn eben darauf iſt ſein Bemühen gerichtet, die Thatſachen in ihrer Kauſalität ohne Vorliebe für die eine oder andere Partei aufzufaſſen. Man kann nichts unparteiiſcheres leſen, als z. B. die Darſtellung des erſten puniſchen Krieges, auf den er zurückkommt, obwohl er geraume Zeit vor ſeiner Epoche vorausliegt.

In den griechiſchen Geſchichten, an denen er ſelbſt Anteil nahm, dem Verhältnis von Achaja zu Ätolien ſowohl als zu Macedonien, iſt er nicht ſo unparteiiſch.

In vielen Beziehungen hat ſein Werk die Mängel, welche perſönlichen Denkwürdigkeiten eigen zu ſein pflegen, zugleich aber auch die Eigenſchaften, welche dieſe anziehend und belehrend machen: vollkommene Kunde des Gegenſtandes, lebendigſte Vergegenwärtigung der Ereigniſſe und präciſe Beurteilung der Perſönlichkeiten. Polybius erlebte mit vollem Bewußtſein, als gereifter Mann, ſelbſt in den Geſchäften thätig, eine vollſtändige Umgeſtaltung des politiſchen Lebens; dieſe vor allem hat er im Auge. Die partiellen Ereigniſſe, Geſchichten der verſchiedenen Republiken und Landſchaften, mit denen man ſich vorher beſchäftigt hatte, verflechten ſich in ein großes Allgemeines, dem er ſich mit Bewußtſein zuwandte.

Das Lebendige in den Arbeiten des Polybius iſt ſeine Anſchauung von Rom, den Urſachen ſeiner Überlegenheit, den Mitteln und Wegen ſeiner Welteroberung. Seine Schilderungen einiger Schlachten ſind unübertrefflich; die Erzählungen von den politiſchen Unterhandlungen der Mächte untereinander gehören zu dem Beſten, was über Transaktionen dieſer Art jemals geſchrieben worden iſt. Polybius hält an dem Urkundlichen feſt, dem er ſogar mit beſonderem Eifer nachforſcht. Die einwirkenden Umſtände, die dabei vorkommen, erörtert er einfach und unterrichtend. Er iſt ein Mann aus der Mitte des Lebens, der die Geſchichte ſchreibt, um den nachfolgenden Geſchlechtern zur Belehrung zu dienen. Weder auf Vaterland noch auf Religion legt er Wert. Beinahe entrüſtet iſt er über die Macedonier, daß ſie trotz des Vorteils der republikaniſchen Einrichtungen, welche ihnen Rom gewährte, ſich dennoch durch einen unwürdigen Menſchen wie Pſeudo-Philipp zur Empörung verleiten ließen; daß ſie durch ein vaterländiſches Gemeingefühl, durch Erinnerung an ihre alte Größe und Unabhängigkeit dazu fortgeriſſen ſein könnten, kommt ihm nicht bei; ſolche an ein Göttliches anknüpfenden Motive ſind ihm fremd. Eine Schwierigkeit machen ihm Männer, wie Scipio Africanus, dem er die vollſte Bewunderung zollt, und dem man Impulſe dieſer Art zugeſchrieben hat. Aber er weiſt dieſe Tradition als erfunden zurück und hebt nur die Überlegung und männliche Tugend ſeines Helden hervor. Polybius ſah in den Ereigniſſen einen Weltkampf des Verſtandes, der Tapferkeit, der militäriſchen Disciplin ſowohl, wie der guten Ratſchläge; alles kommt bei ihm auf Vernunft und Willen an. Bei der durch und durch rationaliſtiſchen Anſchauungsweiſe, der er huldigt, kann er ſich jedoch nicht verhehlen, daß Begebenheiten vorkommen, welche ſich aus den von ihm anerkannten Motiven nicht erklären laſſen.

Bei ſchweren Unglücksfällen, von denen einzelne oder ganze Gemeinweſen betroffen werden, etwa bei langer Dürre oder unaufhörlichen Regengüſſen, läßt er ſich wohl gefallen, daß man die göttliche Hülfe anflehe und zu erkunden ſuche, was man ſagen oder thun ſolle, um dem Übel ein Ende zu machen. Seine Ausdrücke, die ziemlich ironiſch lauten, verraten, daß er nichts davon erwartet. Ganz unzuläſſig aber findet er ein ſolches Verfahren in den Angelegenheiten des Lebens bei unglücklichen Zuſtänden, deren Urſachen man entdecken kann: da dürfe man nicht bis auf die Götter zurückgehen. Er ſteht geradezu im Gegenſatz gegen Herodot, der den Göttern einen unmittelbaren Einfluß auf die menſchlichen Dinge zuſchreibt. Auch ſchweigt er von dem Göttlichen in den menſchlichen Inſtitutionen, welches Thucydides anerkennt. Wie dieſer über die Abnahme der Frömmigkeit zu klagen, kann ihm nicht beikommen, da er ja an die Götter ſelbſt nicht eigentlich glaubt. Dennoch hat die Tyche, die er annimmt, auch einen Bezug auf das Schickſal der Welt. Er meint, daß durch die Tyche allem eine Wendung gegeben wäre, die dem Emporkommen der Römer förderlich geweſen ſei. Einmal entſchlüpft es ihm ſogar, der Tyche einen Anteil daran zuzuſchreiben, wenn das Verbrechen beſtraft wird. Der Nemeſis geſchieht bisweilen bei ihm Erwähnung, doch nur in den Reden, die er anderen in den Mund legt. Über ſeine religiöſen Überzeugungen findet ſich nichts, was man zu wiederholen verſucht ſein könnte. Schon genug, daß er bei allem Gewicht, welches er auf das perſönliche Verdienſt legt, doch auch eine über demſelben obwaltende Macht anerkennt, die er bald mit dem Namen der Gottheit, bald der Tyche bezeichnet. Für den Menſchen aber iſt ſie unzugänglich und unerbittlich: in den Kreis des menſchlichen Thuns fällt nur eben Verſtand und feſte Geſinnung. Überall tritt bei ihm ein lebendiger Sinn für das Sittlichſchöne, die höhere Moral, hervor. Er zeigt ſich darin als ein echter Grieche. Von der Pflicht, ſeine Ehre zu behaupten, hat er den ſtärkſten Begriff: er billigt nicht allein, ſondern er bezeichnet es als eine Pflicht, daß man ſich eher töten, als eine Schmach über ſich ergehen laſſen ſolle.

Man könnte ſagen, darin lag der Beruf des Polybius, daß er, indem er die Welthiſtorie einer großen Epoche ſchilderte, die griechiſchen Ideen, wie ſie ſich in ſeiner Zeit entwickelt hatten, in die Auffaſſung derſelben übertrug. Leider iſt ſein Werk nur fragmentariſch auf uns gekommen; aber es hat dadurch eine unbegrenzte Wirkung gehabt, daß es von den römiſchen Hiſtorikern in ihre Arbeiten aufgenommen wurde, wodurch es dann geſchehen iſt, daß die Anſichten des Polybius in manchen Punkten die allgemeinen geworden ſind.

Von großem Werte iſt nun aber auch die Einwirkung, welche Polybius in ſeiner Stellung unmittelbar ausgeübt hat. In der Geſellſchaft des jüngeren Lälius, des Vertrauten des Scipio Ämilianus, traf er mit Panätius, der von Athen herübergekommen war und hier die Lehren der Stoa, aber in einer für die Römer annehmbaren Form, vortrug, zuſammen. Daß zwei Griechen von größter Begabung, ein Philoſoph und ein Geſchichtſchreiber, in dem angeſehenſten Hauſe von Rom einen gemeinſchaftlichen Wirkungskreis fanden, kann als ein Ereignis betrachtet werden, durch welches die Verbindung der römiſchen Kultur mit der griechiſchen weſentlich vermittelt wurde. Von Panätius weiß man, daß er auch auf die formale Ausbildung der Rechtswiſſenſchaft Einfluß ausgeübt hat. In den philoſophiſchen Schriften Ciceros begegnet allenthalben der Name des Panätius, in den politiſchen mit hiſtoriſcher Grundlage der des Polybius. Ciceros Buch über die Pflichten mag ſich zu Panätius verhalten, wie die römiſche Geſchichte des Livius zu der hiſtoriſchen Arbeit des Polybius, wo der Grieche dem Römer vorlag. Die Schrift Ciceros über die Republik beruht auf den Anſichten, die Polybius aufgeſtellt hat; das Geſpräch wird eben in die ſcipioniſchen Kreiſe verlegt. Die Einwirkung der Griechen auf Rom, welche die Signatur der Epoche iſt und ein weſentliches Moment zur Fortbildung der Weltgeſchichte, gelangt in dieſen Männern zur perſönlichen Erſcheinung. Zugleich aber kann man nicht anders, als ihnen auch einen Anteil an den Unternehmungen zuſchreiben, welche ihr gemeinſchaftlicher Zögling, Scipio Ämilianus, ausgeführt hat. Er iſt der Eroberer von Karthago und Numantia.

Zerſtörung von Karthago.

In den orientaliſchen Verwickelungen hatten die Karthager den Römern ſogar Dienſte geleiſtet: Hannibal war untergegangen, weil er von der herrſchenden Partei in Karthago ausgeſtoßen wurde. Seitdem aber hatten die Karthager doch wieder den Verdacht der Römer erweckt; man wollte erfahren haben, daß Perſeus mit ihnen Verbindung geſucht und gefunden, daß Pſeudo-Philipp von ihnen in ſeinem Unternehmen beſtärkt worden ſei: unleugbar war ihr Einfluß auf Spanien. Der glückliche Fortgang ihres Handels und ihres Landbaues verſchaffte ihnen große Mittel und erweckte die Eiferſucht der Römer. Schon vor dem letzten Frieden hatte ſich in Rom die Abſicht geregt, mit Karthago ein Ende zu machen. Durch den älteren Scipio war dieſelbe zurückgewieſen worden; aber aufgegeben war ſie niemals. Ein Römer von altem Schrot und Korn, Marcus Portius Cato, der ſelbſt den Aufſchwung und die neue Entwickelung der puniſchen Macht und deren wachſende Stärke in Spanien wahrgenommen hatte, ſah in der Vernichtung Karthagos die Bedingung für die dauernde Größe von Rom und brachte ſie im Senat bei jeder Gelegenheit in Anregung.

Wenn man in Betracht zieht, daß der Occident bei dem fortdauernden Einfluß des wiedererſtarkten Karthago nicht hätte romaniſiert werden können, ſo möchte es ſcheinen, als habe Cato, gleichſam durch den Inſtinkt der Zukunft getrieben, nicht ſo ganz Unrecht gehabt, wenn er die Vernichtung eines den Römern allezeit feindſeligen Elements ſchroff und trocken, wie ſeine Art war, wie ein unumſtößliches Dogma unabläſſig einſchärfte. Damit wird aber die Härte nicht entſchuldigt, mit welcher die Römer verfuhren, noch auch die ſchmerzliche Empfindung erſtickt, die das Schickſal von Karthago erweckt.

Einen Anlaß zu erneuten Feindſeligkeiten boten den Römern die Verwickelungen der Punier mit Maſiniſſa dar. Noch lebte Maſiniſſa, über achtzig Jahre alt; er war ein Mann von jener unzerſtörbaren Körperkraft, welche dann und wann in heroiſchen Naturen erſcheint; er beſtieg noch immer das ungeſattelte Pferd; alle ſeine Anſprüche an das karthagiſche Gebiet, mochten ſie auch mehr auf Schein beruhen, als auf Recht, meinte er noch durchzufechten. Ihm gegenüber ſtand das unbotmäßige, immer aufgeregte, von den alten Senatoren nur mit Mühe im Zaum gehaltene Volk von Karthago, an deſſen Spitze ſich ein Volksführer ſtellte, Hasdrubal, der in Karthago eine ähnliche Rolle ſpielte, wie gleich darauf Kritolaus in Achaja. In dem Kriege gegen Maſiniſſa unterlag er, obwohl er über anſehnliche Streitkräfte gebot.

Aber was mehr bedeutet: durch dieſen Krieg war eine der vornehmſten Bedingungen des letzten Friedens, nach welcher den Karthagern jede Kriegführung außerhalb ihrer Grenzen ohne Einwilligung der Römer unterſagt war, gebrochen worden. Dies bot einen Rechtsgrund, wie er noch immer für die Beſchlüſſe des Senats erforderlich war, um die Übermacht, die Rom ohnehin beſaß, zu voller Geltung zu bringen.

Der dritte puniſche Krieg verdient kaum den Namen eines Krieges: er iſt eine Gewaltthat, die ſich ſtufenweiſe entwickelt. Daß die Karthager, auf ſich allein angewieſen, den Kampf mit Rom nicht beſtehen konnten, lag am Tage. Jede Möglichkeit der Abwehr wurde vollends dadurch abgeſchnitten, daß Utika mit ſeinem geräumigen, wohlgelegenen Hafen ſich den Römern überlieferte. Die Punier hatten keine Hoffnung, einem von dort heranziehenden römiſchen Heere die Spitze bieten zu können. In dem Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer Kräfte zu einem nachhaltigen Widerſtand ſchickten ſie, um den Krieg zu vermeiden, eine Geſandtſchaft nach Rom, mit der Vollmacht, alles zuzugeſtehen, was zur Abwendung der Kriegsgefahr erforderlich ſei, und dieſe iſt ſo weit gegangen, dem Beiſpiel von Utika folgend, den Römern die Überlieferung in Form einer Dedition auf Treu und Glauben anzutragen. Durch dieſe Formel wurden Land und Volk, die Städte und die Beſitzungen zur Verfügung der Römer geſtellt. Die Römer vernahmen das mit Genugthuung: denn ihre Abſicht ging dahin, über das afrikaniſche Gebiet auf eine ſolche Weiſe zu verfügen, daß ihnen von da niemals eine Gefahr erwachſen könnte. Ziemlich zweideutig lautete ihr erſter Beſcheid: ſie verſprachen den Karthagern Freiheit, Autonomie, den Beſitz ihres Landes mit allem öffentlichen und privaten Eigentum. Es konnte ſcheinen, als ob auf dieſe Weiſe alle Wünſche befriedigt ſeien. Jedoch war in dieſer Erklärung der Stadt nicht ausdrücklich gedacht. Und ganz unbemerkt blieb das nicht; aber da die Weigerung, den Beſcheid anzunehmen, einen unmittelbaren Krieg herbeigeführt hätte, ſo ging man in Karthago darüber hinweg und entſchloß ſich ſelbſt, die Geiſeln zu ſtellen, welche die Römer verlangten. Und als der römiſche Konſul, der hierauf nach Utika gekommen war, die Auslieferung der Waffen forderte, ſo hat man ſich auch dazu bereit gezeigt; Geſchoſſe und Katapulte wurden auf langen Wagenzügen in das Lager der Römer gebracht. Erſt nachdem dies geſchehen war, ſprachen die Römer das letzte Wort aus. Sie wollten, wie jene Erklärung lautete, ein freies und in inneren Angelegenheiten autonomes Karthago dulden, aber nicht an ber Stelle, wo es lag, nicht als Seeſtadt; ſondern achtzig Stadien entfernt von der Küſte ſollte die neue Stadt gegründet werden. In Karthago hatte man etwas ähnliches kommen ſehen; als es ausgeſprochen wurde, war niemand darauf gefaßt. Denn als Seeſtadt war Karthago gegründet worden; man hatte keinen Begriff davon, daß es anders exiſtieren könne. Die römiſche Übermacht ſchreitet daher wie ein Fatum, unabänderlich, ſchonungslos, unausweichlich. „Wenn Ihr", ſagte man den Römern, „keine Rückſicht auf die Menſchen nehmt, ſo verſchont doch die Heiligtümer der Götter, deren Ruhm über die ganze Erde gedrungen, nach deren Sprüchen dieſe alte Stadt vor Zeiten aufgerichtet worden iſt.“ Die Religionen der beiden Völker aber waren zu verſchieden, als daß dieſe Erinnerungen auf die Römer hätten Eindruck machen können: ſie blieben unerſchütterlich bei ihren Forderungen. In dieſer Kriſis aber gewannen nun die volkstümlichen Gefühle wieder das Übergewicht. Man kann es den Berichterſtattern glauben, daß die Frauen wie raſend nach ihren Söhnen ſchrien, welche jetzt als Geiſeln in Italien waren, die Männer mit Entſetzen auf ihre von allen Verteidigungswerkzeugen entblößten Wälle bickten; aber ihr Entſchluß war gefaßt, ſich bis aufs äußerſte zu wehren. Als die Römer nach einigen Wochen heranrückten, fanden ſie Karthago beſſer gerüſtet, als ſie hätten erwarten können. Zugleich empfand ihr Heer die ſchädlichen Einflüſſe des Klimas. Daß man mit Maſiniſſa nicht mehr ganz einverſtanden war, wurde an der Spärlichkeit der Zufuhr bemerkt. Die Karthager unter Himilco, Phanias und Hasdrubal behaupteten das offene Feld und machten den Belagerern viel zu ſchaffen. Der Konſul des Jahres 149 vor unſerer Ära, Manlius Nepos, hatte vollauf zu thun, ſein Lager gegen die Karthager zu ſchützen, ſich die Zufuhr zu ſichern, welche von der libyſchen Reiterei mit ihren kleinen geſchwinden, nie dürſtenden, mit Gras zu befriedigenden Pferden gefährdet war.

Dem Konſul des folgenden Jahres, Calpurnius Piſo, widerſtand beſonders Hippogreta, das einſt von Agathokles an wohlgelegener Stelle zwiſchen Utika und Karthago gegründet worden war; den ganzen Sommer über belagerte er es vergebens; gegen die Karthager geſchah nicht das mindeſte, weder gegen die Stadt, noch gegen ihr Heer im Felde. In allen libyſchen Städten ſprach man ſogar von der Feigheit der Römer.

Sehr wahrſcheinlich, daß eben hierdurch die griechiſchen Irrungen gefördert worden ſind; in Spanien, das mit Karthago noch viel näher zuſammenhing, regten ſich abermals die alten nationalen Feindſeligkeiten. Manche gab es, denen das Geſchick der Welt noch einmal zu ſchwanken ſchien.

Rom fühlte dies ganz. Und wie es den politiſchen Geiſt, der die römiſche Bevölkerung belebte, beſonders bezeichnet, daß in allen den Wahlkämpfen, die auf zufälligen Einwirkungen beruhen, doch die großen Männer noch durchdrangen, ſo ſendete man auch, wie einſt den Ämilius Paulus nach Macedonien, ſo jetzt den Sohn desſelben, der zugleich von dem Sohne des Scipio Africanus adoptiert worden war, Scipio Ämilianus, nach Afrika.

Sein Name und ſeine Herkunft, welche an die größten Siege, die man erfochten hatte, die Eroberung von Spanien und Libyen, Aſien und Macedonien erinnerten, waren dabei maßgebend. Scipio Ämilianus war eine ruhige, durch und durch gediegene Natur. Er galt in ſeiner Jugend faſt für träge, weil er ſich nicht dem Forum widmete; er hielt es für weſentlicher, durch Übung der Jagd ſeine Körperkräfte zu ſtärken, um den Anſtrengungen eines Feldzuges gewachſen zu ſein. Geiſtige Anregung kam ihm durch die

Griechen, die, wie berührt, in dem Hauſe ſeines Vaters Aufnahme gefunden hatten, den welterfahrenen, nüchternen Polybius und den Philoſophen Panätius. Dieſe hatten auch zu ſeiner moraliſchen Ausbildung beigetragen. Scipio Ämilianus zeigte Selbſtbeherrſchung und Beſonnenheit. Mit dem älteren Scipio läßt er ſich an Genialität, an Schwung des Geiſtes und Tiefe der Seele nicht vergleichen. Aber er hatte Methode und Verſtand. Seine gelehrten Studien waren entfernt davon, ſeine Thatkraft zu lähmen. Die Gewohnheit, folgerichtig zu denken, kam ihm nun auch bei ſeinen kriegeriſchen Handlungen zu ſtatten. Er vereinigte Überlegung im ganzen und großen mit Geiſtesgegenwart im Augenblick, Kühnheit im Entwurf mit Vorſicht in der Ausführung. Jedermann faßte Vertrauen zu ihm. Das Andenken an ſeine Vorfahren und ſeine eigene Natur verſchafften ihm Popularität bei der römiſchen Bürgerſchaft.

Bei ſeiner Bewerbung um die Ädilität wurde er vom Volke, was doch nicht ohne Suspenſion von geſetzlichen Beſtimmungen geſchehen konnte, zum Konſul gewählt; das Volk beſtimmte ihm, ohne die gewohnte Verloſung, die Provinz Libyen.

Wir begleiten ihn nun auf ſeinem Feldzug, der zugleich eine Belagerung war.

Vornehmlich auf der Eroberung großer Städte und Plätze beruhte das Übergewicht, das die Römer in der ſüdlichen Welt errungen hatten. Wie im Orient an die Dynaſtien, ſo knüpfte ſich im Occident der Widerſtand der Populationen an ihre Metropolen. Die Herrſchaft der Römer in Unteritalien hing von der Eroberung von Capua und der Beſetzung von Tarent ab; durch die Einnahme von Syrakus brachten ſie Sicilien an ſich; die Eroberung von Neu-Karthago war die Grundlage der Unterwerfung von Spanien. Durch die Beſitzergreifung von Korinth iſt gleich darauf die Widerſtandskraft von Achaja gebrochen worden. Wenn die großen Städte gefallen waren, ſo unterwarfen ſich die kleineren Kommunen von ſelbſt. Die Städteeroberungen gelangen den Römern hauptſächlich durch die Kombination mit ihren Siegen im Feld. Die Städte mußten erſt abgeſchnitten und aller Unterſtützung von außen beraubt werden, ehe ſie mit der ganzen Energie des römiſchen Kriegsheeres angegriffen wurden. Der dritte puniſche Krieg war eben nichts als eine große Belagerung.

Scipio erſchien gerade zur rechten Stunde, als die Römer ſich auf eine ganz unhaltbare Stellung nächſt der Mauer hatten drängen laſſen, wo ſie von ihren Schiffen abgeſchnitten waren. Abſichtlich hatte Scipio den Karthagern zu wiſſen gethan, daß er komme. Als er anlangte, wichen ſie zurück, und er nahm die Gefährdeten in ſeine Schiffe auf.

Das Lager war infolge der Beute, die man von allen Seiten zuſammentrieb, in Unordnung geraten und zu einer Art von Markt geworden; Scipio entfernte die Unbrauchbaren und wies die Übrigen auf die Arbeit der Belagerung hin, welche dem Genuß vorhergehen müſſe. So will ich, ſagte er, und das Geſetz. Er folgte darin dem Beiſpiel ſeines Vaters in Macedonien und erreichte damit ſeinen Zweck ebenſo gut wie dieſer.

In Karthago hatte Hasdrubal eine Regierung des Schreckens aufgerichtet. Einer der vornehmſten Kriegsbefehlshaber war durch ihn des Einverſtändniſſes mit Micipſa, dem Sohne des vor kurzem verſtorbenen Maſiniſſa, der in Cirta Hof hielt, beſchuldigt und aus dieſem Grund von dem Volk erſchlagen worden. An den römiſchen Gefangenen übte er auf den Mauern die abſcheulichſten, nicht wiederzuſagenden Grauſamkeiten aus, wodurch er das Volk unauflöslich an ſeine Sache zu feſſeln meinte. Einige alte Senatoren, die ſeine Grauſamkeit verdammten, hat er dafür hinrichten laſſen. Mit dem guten Rechte der Gegenwehr vermiſchte ſich der Fanatismus tyranniſcher Gewaltſamkeit. Es kam nun zu einem merkwürdigen Kampfe: auf der einen Seite methodiſcher Fortſchritt der Übermacht, auf der anderen unbeſchreibliche Thätigkeit und der Mut, den der nahende Untergang noch einmal einzugeben fähig iſt.

Vor allem ſchränkte Scipio Karthago auf die Landzunge ein, auf der es gelegen war; die Enge, durch welche dasſelbe mit dem feſten Lande verbunden war, nahm er durch Gräben, Verſchanzungen und Mauern, durch ein Lager in Beſitz, wie man noch keines geſehen hatte. Er brachte das Werk unter unaufhörlichen Angriffen der Feinde in zwanzig Tagen und Nächten zu ſtande. Dann aber unternahm er, der alten Seeſtadt ihren Hafen zu entreißen, von dem ihre Größe ausgegangen war. Er führte aus, was kein Menſch für möglich hielt; er baute einen gewaltigen Steindamm in das Meer hinaus, durch welchen er die Einfahrt beherrſchte. Die Karthager meinten die Abſicht dadurch zu vereiteln, daß ſie durch unabläſſige nächtliche Arbeiten, bei der auch Weiber und Kinder verwendet wurden, dem Hafen eine andere Mündung nach dem Meer hinaus verſchafften. Dadurch kamen ſie in den Stand, auf die vor Anker liegende römiſche Flotte noch einmal einen Angriff zu unternehmen, der dieſer ſehr beſchwerlich fiel, durch den ſie aber zuletzt doch nichts weſentliches ausrichteten. Bei der Rückfahrt hatten ſie das Unglück, ſich bei der neuen Mündung ſo zu verwirren, daß dieſe ebenfalls verſtopft wurde; ſie waren genötigt, ſich unter den Schutz eines befeſtigten Molo zurückzuziehen.

Dieſen zu erobern, war nun die Hauptaufgabe des Konſuls. Die Karthager übertrafen ſich ſelbſt in der Hartnäckigkeit der Verteidigung; ſie verſuchten die Belagerungswerkzeuge der Römer ſchwimmend zu erreichen; die Römer ſahen ſich von nackten Feinden angegriffen, die ſich nichts daraus machten, wenn ihnen die Spitzen der Lanzen oder Pfeile in Bruſt oder Gliedern ſtecken blieben. Die Römer erſchraken bei dem Anblick, ſie waren aber und blieben die ſtärkeren; es gelang ihnen, die zur Verteidigung des Molo errichteten Bollwerke in Brand zu ſtecken. Endlich bemächtigten ſie ſich des Molo ſelbſt. Es war der vornehmſte Erfolg des Scipio Ämilianus, durch welchen im Grunde alles entſchieden worden iſt.

Im Frühjahr 146 war es ſo weit gekommen, daß Hasdrubal den Hafen nicht mehr verteidigen konnte und die Gebäude der Hafenſtadt ſelbſt in Brand ſteckte.

Hierauf aber konnte auch die Stadt keinen Widerſtand weiter leiſten. Die drei großen Straßen, welche den Hafen mit der Burg verbanden, fielen in die Hände der Römer. Haus bei Haus, Stockwerk bei Stockwerk mußte genommen werden. Mitten in dem Getümmel des Todes und der Verwüſtung ſah man Scipio, von ſeinen Tribunen umgeben, in der gewohnten Ruhe ſeine Befehle erteilen; er verſicherte die Feinde, welche ſich ihm überlieferten, ihres Lebens. Hasdrubal flüchtete mit ſeinem Weib und ſeinen Kindern, ſowie mit den Überläufern nach der Burg. Die Römer ſtürmten mit der verdoppelten Heftigkeit an, die der nahe Sieg erweckt. Endlich ergriff Hasdrubal, der als der Urheber und Führer des Krieges betrachtet werden muß, den Friedenszweig und entfloh zu Scipio. Die Überläufer verfluchten ihn und zündeten das dortige Heiligtum an; ſie hätten keine Gnade erlangt; aber auch die Gemahlin Hasdrubals, welche ſie gefunden hätte, verſchmähte ſie und ſtürzte ſich ſelbſt mit ihren Kindern in die Flammen, eine echte Nachfolgerin der Sophonisbe. Sie geben eine Idee von den karthagiſchen Frauen.

Unwillkürlich wird man dabei an die Eroberung des phöniziſchen Tyrus durch Alexander den Großen erinnert. Was Alexander im Jahre 332 im öſtlichen Meere begonnen hatte, das wurde im Jahre 146 im weſtlichen von Scipio vollendet. In Tyrus wurde die Energie der phöniziſchen Seemacht gebrochen: der Fall von Karthago war für dieſelbe definitiv entſcheidend. Das phöniziſche Element, welches durch Handel, Koloniſation und zuletzt auch durch Krieg einen doch in der Hauptſache belebenden Einfluß auf den Occident ausgeübt hatte, wurde dadurch ausgeſchloſſen und vernichtet.

Die Rückwirkung des großen Ereigniſſes machte ſich in Spanien bemerkbar.

Überwältigung von Spanien. Eroberung von Numantia.

Die pyrenäiſche Halbinſel hatte ſo wenig urſprüngliche Einheit, wie die apenniniſche. Auf die primitiven Selbſtändigkeiten der eingeborenen Stämme, die wir im Weſten von Europa ebenſo finden, wie am Jordan, am Tigris, am Indus, wirkten galliſche, karthagiſche, griechiſche Einflüſſe nicht minder ein als in Italien. Aber aus dem Innern erhob ſich keine Macht, welche ſie auszuſtoßen vermocht hätte; vielmehr wurde es die Aufgabe der römiſchen, die in Italien emporgekommen war, den Kampf der Völkerelemente auch in Spanien zu entſcheiden. Das war bereits durch den zweiten puniſchen Krieg geſchehen, in welchem das orientaliſch-karthagiſche Element ausgeſchloſſen und dem occidentalen, römiſch-griechiſchen freie Bahn eröffnet wurde. Die Macht wurde auch hier die Grundlage der Kultur in der Form, in welcher dieſe fortſchritt. Die geſamte öſtliche Küſte von Spanien wurde von den Römern eingenommen, die hier eine jenſeitige, auf den Ruinen der karthagiſchen Macht erwachſene, und eine diesſeitige, nach den alten römiſchen Geſichtspunkten bis an den Ebro reichende Provinz einrichteten. Zwiſchen dieſem mächtig vordringenden Element und den Eingeborenen — gleichviel ob iberiſchen oder celtiſchen Urſprungs —, die an ihrer alten Unabhängigkeit feſthielten, kam es nun zu einem Gegenſatz, der, immer andauernd, zuweilen mit beſonderer Heftigkeit losbrach, ohne daß man ſagen könnte, welcher Teil daran immer die meiſte Schuld hatte.

Im Jahre 559 der Stadt, 195 vor unſerer Ära, ſahen ſich die Römer veranlaßt, ein ſtattliches Heer unter dem Konſul Marcus Porcius Cato in die diesſeitige Provinz zu ſchicken, dem es denn auch gelang, die Celtiberer im offenen Felde zu überwältigen. Aber Cato war mit dieſem momentanen Erfolge noch nicht zufrieden. Die Möglichkeit des immer wieder erneuerten und noch zu erwartenden Widerſtandes der Eingeborenen lag in der Wehrbarkeit befeſtigter Städte. Cato ergriff das entſcheidende Mittel, den Gehorſam auf immer zu befeſtigen; er forderte von den verſchiedenen Städten die Schleifung ihrer Mauern auf einen und denſelben Tag, in die ſie ſich, da eine jede meinte, nur ihr ſei der Befehl zugegangen, bei weitem zum größten Teil fügten. Bei ſechzig Städte verloren hierdurch ihre Ringmauern, hinter denen ſie ſich bisher ſicher gefühlt hatten. Cato, der die Benutzung der Silbergruben regelte, knüpfte dadurch die Provinz um ſo enger an Rom; ſein ganzes Leben hindurch ſtellte er ſich als Patron der Spanier auf, gegen die er keine Gewaltſamkeiten geſtatten wollte. Dieſe Verbindung der Übermacht der Waffen mit der ſchützenden Autorität ließ ſich nun einige Zeit darauf beſonders Tiberius Sempronius Gracchus angelegen ſein. Er beſiegte die Celtiberer in drei großen Schlachten und trat dann mit ihnen in ein Bündnis. Gegenſeitige Eide wurden geſchworen; die Verträge, in denen Leiſtungen und Pflichten mit Mäßigung und Gerechtigkeit beſtimmt waren, haben ſich dort alle Zeit in gutem Andenken erhalten. Kein Wunder aber, daß ſich bei ihrer Ausführung nach der Hand doch wieder Zwiſtigkeiten erhoben. Auf ihren Vertrag geſtützt, wollten die Römer nicht dulden, daß die Stadt Segeda einige benachbarte Völkerſchaften in ihr Gebiet aufnahm, ihre Mauern erweiterte und befeſtigte. Die Einwohner, nicht gemeint ſich zu unterwerfen und doch auch unfähig zu widerſtehen, flüchteten zu den Arvaken, zu deren Gebiet Numantia gehörte, deſſen Ruinen man nicht weit von den Quellen des Duero zu finden glaubt. Vereinigt leiſteten nun Arvaken und Segedaner einen tapferen und glücklichen Widerſtand. Zwei römiſche Prätoren wurden von ihnen geſchlagen. Der Krieg, der beſonders dadurch verlängert wurde, weil man in Rom ſich weigerte, eine Abkunft anzuerkennen, die nicht eine völlige Unterwerfung in ſich ſchloß, bekam nun aber durch die Erhebung der Luſitaner, die noch nicht bezwungen waren, eine die geſamte Halbinſel umfaſſende Bedeutung. Unter allen denen, welche in dieſer Epoche den Römern Widerſtand leiſteten, Pſeudo-Philipp in Macedonien, Kritolaus und Diäus in Achaja, Hasdrubal in Karthago, erſcheint der Luſitaner Viriathus als die großartigſte, eine noch durchaus naturkräftige Geſtalt.

Räuber und Hirte von Herkunft, verſtand er vor allem, den kleinen Krieg, in welchem die Einwohner der pyrenäiſchen Halbinſel ſich jederzeit hervorgethan haben, zu führen. Wir ſehen ihn mit ſeinen Reiterſcharen hin- und herziehend den Feind ermüden und aufhalten, ſodaß die von dem Gegner Bedrohten ſich retten können; in den Waldgebüſchen verbirgt er ſeinen Hinterhalt, bis die nichts argwöhnenden Römer von zwei Seiten angefallen werden; fliehend kehrt er um und ſchlägt den Feind. Er findet Zugang in umlagerte Städte; plötzlich bricht er hervor und jagt die Feinde von ihren Schanzarbeiten hinweg; von den Bergen beherrſcht er weit und breit die Ebenen, ſo daß die Beſitzer ihm für die Benutzung ihrer Felder eine Zahlung leiſten. Die Römer rühmen von ihm, daß er ebenſo viel Feſtigkeit in der geordneten Feldſchlacht an den Tag lege, wie Gewandtheit im leichten Kriege; weder Kälte noch Hitze, noch Mangel fechte ihn an; was er finde, das ſei ihm eben recht; er wiſſe immer, was er zu thun habe, und verſtehe die Gelegenheit zu benutzen; er ſtelle ſich wohl, als ſei ihm das Geheimſte bekannt und als wiſſe er das Offenbarſte nicht. Viriathus erwarb ſich den Ruf eines wirklichen Heerführers, der nicht aus Wut und Leidenſchaft die Waffen trage, ſondern um der Sache willen.

Aber dieſe ſelbſt war nicht mehr die alte, nachdem Karthago gefallen war. Die Verſuche des Viriathus, einen Frieden zu ſchließen, blieben alsdann erfolglos. Eben unter den beſten Freunden, die er hatte und die er zu dieſen Unterhandlungen gebrauchte, gab es ſolche, die ſich von dem römiſchen Konſul Quintus Servilius Cäpio zum Mord ihres Führers erkaufen ließen.

Viriathus pflegte nur wenig und auch dann nur in den Waffen zu ſchlafen. Den Augenblick des erſten Schlafes — denn die alte Vertraulichkeit erlaubte ihnen Zutritt zu jeder Stunde — nahmen ſie wahr und brachten dem Entſchlummerten in der Kehle, die von ſeinem Harniſch nicht bedeckt war, eine tödliche Wunde bei. Dann verließen ſie das Zelt, wo man erſt am anderen Tage des Mordes inne wurde.

Nach dem Tode des Viriathus löſten ſich allmählich die Banden, die ihm gefolgt waren, auf. In Luſitanien führte Junius Brutus einen Vernichtungskrieg; auch die Vaccäer wurden von Cäcilius Metellus, dem Beſieger des Pſeudo-Philipp, niedergeworfen, und bald waren nur noch die Arvaken und Numantiner im Felde. Die Numantiner machten ſich bei ihrer Verteidigung nicht minder furchtbar, als die Scharen des Viriathus geweſen waren. Es iſt ihnen gelungen, nur 4000 Mann ſtark, ein römiſches Heer von 20000 in eine ſo ungünſtige Poſition zu drängen, daß ſich der römiſche Konſul Mancinus zu einer Abkunft genötigt ſah, durch welche er das Heer rettete. Dieſe aber kam den Römern ſo ſchmachvoll vor, daß ſie dieſelbe für null und nichtig erklärten und den Konſul, der ſie geſchloſſen hatte, den Numantinern auslieferten. Dabei ſchwebte ihnen die Erinnerung an die caudiniſchen Päſſe vor; allein wie verſchieden waren Zeiten und Umſtände; von den Samniten hatten die Römer, als ſie den mit ihnen geſchloſſenen Vertrag verwarfen, noch immer einen höchſt gefährlichen Widerſtand erwarten müſſen: die Verwerfung desſelben hatte den Anſchein von Heldenmut und Tapferkeit. Die Numantiner dagegen waren bei weitem die ſchwächeren, wie in einem ähnlichen Falle einmal die Korſen. Der Beſchluß, den geſchloſſenen Vertrag nicht anzuerkennen, war nur der Wahrſpruch der Übermacht.

Um dem Krieg, der ſich durch die Schuld der Befehlshaber bis zum Jahre 134 hingezogen hatte, auf immer ein Ende zu machen, übertrugen die Römer abermals dem Scipio Ämilianus die Heerführung, der ſich dabei ſeinen Bruder Fabius Ämilianus zugeſellte.

Wahrſcheinlich durch die vor Karthago gemachten Erfahrungen bewogen, ſcheute Scipio davor zurück, mit Menſchen zu ſchlagen, die ſich wie Verzweifelte wehren mußten. Es ſchien ihm genug, wenn er, ohne es dahin kommen zu laſſen, die Stadt mit Linien umgab, welche die Eingeſchloſſenen nicht durchbrechen konnten. Endlich ſahen auch dieſe, daß alles verloren war, und beſchloſſen, ſich zu überliefern. Es ward ihnen ein Tag dazu beſtimmt; ſie baten denſelben aufzuſchieben, weil manche ſich lieber töten als ergeben wollten. Scipio gewährte ihnen zwei Tage Friſt. Viele töteten ſich ſelbſt. Die Übrigen kamen heraus: allein entſetzlich anzuſehen, nicht nur, weil ſie ſo viel gelitten, ſondern auch deshalb, weil ſie ſich zuletzt mit Menſchenfleiſch genährt hatten; man ſah in ihren wilden Blicken ein Bewußtſein dieſer Schuld. Man erſchrickt faſt, wenn man ſich erinnert, daß noch vor dem Aufbruch Hannibals dieſem, der die Entbehrungen, denen ſeine Leute ausgeſetzt ſein würden, fürchtete, die Bemerkung gemacht worden: er könne ſie im Notfall mit Menſchenfleiſch nähren. Hannibal ſoll geantwortet haben: dann könnten ſeine Soldaten darauf kommen, ſich untereinander zu erſchlagen. Auch nur die Möglichkeit ſolcher Gedanken mußte auf immer vertilgt werden. Wir hören auch von anderen mit den Römern im Krieg befindlichen Nationen, daß ſie bei den Opfern das Blut ihrer Feinde tranken. Bei alle dem Mitgefühl, das man den Völkern widmet, die den römiſchen Waffen unterlagen, kann man ſich doch auf dieſem Standpunkt des Gedankens nicht erwehren, daß das Emporkommen der Römer kein Unglück für das Menſchengeſchlecht als ſolches war: mit dem Fortgang ihrer Herrſchaft war in der That die Abſchaffung der wildeſten Barbarei verbunden — vielleicht für ſie ſelbſt, wie die Vorgänge nach der Schlacht bei Cannae vorausſetzen laſſen: aber gewiß für die occidentaliſche Welt. Darin beruht der humanitäre Wert ihrer Siege über Karthago. Sie haben den Menſchenopfern in Europa allenthalben ein Ende gemacht. So brachte es ihr eigentümlicher Religionsbegriff, den ſie auf Numa zurückführten, mit ſich.

Mit Numantia war Spanien unterworfen; noch Scipio traf im Verein mit den andern dazu beauftragten Senatoren eine provinzielle Einrichtung, durch welche das ſchon begonnene Werk der Latiniſierung der Eingeborenen fortgeſetzt werden konnte. Durch den Fortgang dieſer Eroberungen ſind die Römer zur Oberherrſchaft an den weſtlichen Küſten des Mittelmeeres gelangt. Von großem Vorteil war dafür ihre Bundesgenoſſenſchaft mit Maſſilia, welches die maritime Übermacht längs der galliſchen Küſte bis nach Ligurien hin beſaß. So breiteten ſie nach der anderen Seite ihre Herrſchaft über Iſtrien und Illyrien aus. Die feindlichen Potenzen waren von dem öſtlichen Mittelmeer ausgeſchloſſen. Die ägyptiſche Bundesgenoſſenſchaft leiſtete ihnen dort denſelben Dienſt, wie im Weſten Maſſilia. Weder an der Küſte, noch in der Nähe derſelben regten ſich unabhängige oder feindſelige Gewalten. In Rom glaubte man gleichſam am Ziele der Kriege und Eroberungen angekommen zu ſein.

Es war ein alter Brauch in Rom, die zum Kriegsdienſt verpflichteten und berechtigten Bürger aller fünf Jahre einer Muſterung zu unterwerfen, die zugleich mit einer religiöſen Luſtration verbunden war. Noch lagen hiebei die altherkömmlichen Beſtimmungen zu Grunde, die man auf den König Servius zurückführte. Die Fußvölker wurden nach den fünf Klaſſen in Reihe und Glied geſtellt. Dann verrichtete der Cenſor ein Gebet, in welchem dem Mars gleichſam gelobt wurde, nach neuen fünf Jahren wieder ein Opfer darzubringen, wie das gegenwärtige war. Die Formel des Gebetes war hiebei immer geweſen, daß es den unſterblichen Göttern gefallen möge, die Angelegenheiten des römiſchen Volkes zu verbeſſern und zu verſtärken. Als nun der Eroberer von Karthago die Cenſur verwaltete, änderte er die Formel des Gebetes — denn die Stellung der Republik ſei jetzt eine große und gute — dahin, daß es den Göttern gefallen möge, ſie in derſelben unverſehrt zu erhalten; dann zog er an der Spitze der Mannſchaften nach dem Tempel, in welchem er für das fünfjährige Luſtrum die herkömmliche Ceremonie des Nageleinſchlagens vollzog. Dieſe Veränderung iſt ſpäter beibehalten worden.

Wir befinden uns in einem der größten weltgeſchichtlichen Momente, den wir vielleicht als den erſten Teil der für die hiſtoriſche Wiſſenſchaft ergreifbaren Geſchichte der Welt betrachten dürfen. Die unabhängigen Geſtaltungen der älteſten Welt, die ſich mit ureigener Kraft, jede auf ihrem beſonderen Grund und Boden, erhoben hatten, verſchwanden: vor der römiſchen Oberherrſchaft beugten ſich alle anderen Gewalten.

Bezeichnen wir mit einem flüchtigen Rückblick die Umwandlung, die ſich vollzogen hat. In den früheren Zeiten haben ſich immer die Autonomien der verſchiedenen Stämme, Königreiche und Städte behauptet. Jede von ihnen ſetzte eine durch ihre Religion geheiligte Selbſtändigkeit, wir würden ſagen Souveränität voraus. Die Überwältigung des Orients durch Macedonier und Griechen machte dem nicht geradezu ein Ende; denn aus den Ruinen des perſiſchen erhoben ſich neue Reiche, eben nur auf Grund der dem perſiſchen ſelbſt vorangegangenen Staatsbildungen, namentlich in Babylon und Ägypten; und niemals gelangten die helleniſtiſchen Mächte ſo weit, das prinzipiell entgegengeſetzte Karthago zu unterwerfen. Die kleinen Souveränitäten erhielten ſich eben in dem Konflikt der großen, ſo daß doch immer das mannigfaltigſte öffentliche Leben ſich regen konnte und einen gewiſſen Beſtand hatte.

Als nun die Römer die Oberhand gewannen, war es ihre erſte Sorge, die großen Souveränitäten zu brechen. Die erſten Friedensſchlüſſe, die Rom den Beſiegten auferlegte, haben alle das Gemeinſchaftliche, daß ſie die politiſche Autonomie derſelben, damit aber eben die Hauptſache, ihre wirkliche und wahre Souveränität, vernichten. Die Streitigkeiten, welche das gegenſeitige Verhältnis der mittleren Potenzen und das öffentliche Recht betrafen, wurden der Entſcheidung des römiſchen Senates vorgelegt, und, wenn die beſiegten Mächte den Verſuch machten, ihre Souveränität wieder zu erlangen, ſo hatte das nur die Folge, daß ſie, wie ſoeben erzählt worden iſt, der eigentlichen Selbſtändigkeit beraubt wurden.

Rom hatte alle anderen Souveränitäten abſorbiert und war an ihre Stelle getreten. Dem Gebet des Scipio liegt das Gefühl zu Grunde, daß das große Werk der vorangegangenen Jahrhunderte eigentlich vollbracht ſei. Man rechnete darauf, daß das römiſche Gemeinweſen zunächſt keiner äußeren Gefahr mehr unterliegen oder jeden Angriff leicht zurückweiſen würde.

Faſſen wir die Folgen, man möchte ſagen die Notwendigkeiten, die ſich aus dieſer Lage ergeben, ins Auge, ſo waren ſie dreierlei. Die eine beſtand darin: die unterworfene Welt nicht ſowohl zu konſervieren, als zu größerer Einheit fortzubilden, wozu dann nichts ſo förderlich war, als die Mitwirkung der Griechen, welche den Orient durch ihre Kultur beherrſchten, dieſe aber jetzt mit der römiſchen vereinigten, ſodaß ſie eine römiſch-griechiſche wurde und nun nach dem Occident hin übertragen werden konnte. Eine zweite lag darin, daß alle fremdartigen Einflüſſe von dieſer Geſamtheit abgewehrt werden mußten. In der Mitte der Welt autonom aufgeſtellt, war doch dies neue Gemeinweſen keineswegs im vollen Beſitz einer unnahbaren Gewalt. Die occidentalen Nationen waren nur zum Teil unterworfen und hingen mit großen, unabhängigen Völkerverwandtſchaften zuſammen, die auch ihrerſeits ein unbezwingliches Daſein hatten. Wie ſich dieſe und Rom zu ihnen verhalten würden, war eine Frage für alle Zeiten. Die dritte aber, die mit den beiden anderen aufs genaueſte zuſammenhängt und vor allem die Behauptung der erworbenen Herrſchaft bedingt, lag in dem Beſtand und der Fortbildung der römiſchen Bürgerſchaft ſelbſt, welche der überwundenen und noch zu bekämpfenden Welt gegenüber eine Stellung einnahm, wie ſie weder früher noch ſpäter jemals ein Gemeinweſen inne gehabt hat, — eine Republik in ſtädtiſcher Form, welche alle die Gegenſätze noch in ſich ſchloß, deren früher gedacht worden iſt, und zugleich eine herrſchende Korporation, von deren inneren Irrungen, die auf die auswärtigen Beziehungen reagierten, die geſamte Welt, die in den Geſichtskreis der Geſchichte fällt, abhing.

(Vorbemerkung zu Kapitel 7—20.)

Innere Unruhen pflegen ſonſt die äußere Macht zu ſchwächen, zu zerrütten. Aber die römiſche Republik war von einer Naturbeſchaffenheit, daß bei ihr eben das Gegenteil eintrat. Bürgerkriege brachen aus, die zu den erregteſten, zu den heftigſten gehören, deren die Geſchichte überhaupt gedenkt. Aber ſie führten Schritt für Schritt zur Erweiterung der Macht auf dem bereits eingeſchlagenen Wege, und zwar mit definitiven Reſultaten. In der Zeit der Bürgerkriege hat ſich die Bildung der italieniſchen Nationalität unter der Hoheit von Rom vollzogen. Da iſt auch die Unterwerfung des Orients in verſchiedenen Stadien, die immer mit den inneren Bewegungen zuſammenhängen, durchgeführt worden. Nicht vollſtändig wurden die Eroberungen Alexanders in den römiſchen Erdkreis aufgenommen; nur etwa in dem Umfang, den dieſelben vor der Schlacht von Arbela erreicht hatten. Die weſtlichen Provinzen des alten perſiſchen Reiches ſchloſſen ſich dann um ſo enger an das römiſche Gemeinweſen an und wurden ein Beſtandteil desſelben. Und faſt noch mehr haben die bürgerlichen Entzweiungen zur Konſolidierung der occidentalen Herrſchaft der Römer beigetragen. Das nördliche Afrika nicht allein, ſondern auch das innere Spanien ſind durch zwei Vordermänner in den Bürgerkriegen, Marius und Pompejus, überwältigt worden; die vornehmſte Bevölkerung des Occidents, die celtiſche, unterlag demſelben Manne, der als der Begründer der monarchiſchen Gewalt in Rom betrachtet wird. Die Romaniſierung Galliens und aller Regionen, in denen der celtiſche Name das Übergewicht beſaß, wurde der Hauptgegenſtand der Sorge ſeiner Nachfolger. Aus den inneren Bewegungen gingen die Impulſe hervor, welche zu den auswärtigen Unternehmungen führten; durch dieſe gewannen die Machthaber alsdann die Kraft, um auf das Innere entſcheidenden Einfluß auszuüben. Wie alles entſprang, ſich fortentwickelte und dann zuſammengriff; auf welchem Boden ſich die großen Männer erhoben, deren Nachruhm die Welt erfüllt; welches ihre individuellen Antriebe, Handlungen und Erfolge waren, ſoll nun dargeſtellt werden. Es iſt eine der wichtigſten Epochen der Weltgeſchichte: denn ſo wurde das römiſche Reich gegründet, welches Orient und Occident in einer oder der anderen Form mehr als ein Jahrtauſend beherrſcht hat.

Siebentes Kapitel.

Gracchiſche Unruhen.

Rom war die Hauptſtadt aller Gebiete geworden, die man mit dem Wort „Erdkreis“ zuſammenfaßte, und zwar in ganz anderem Sinne, als es frühere oder ſpätere Hauptſtädte geweſen ſind. Von Ninive, Perſepolis, Babylon aus, ſpäter auch von Alexandrien her, waren Reiche anſehnlichen Umfangs regiert worden, aber nur durch das Gebot der Macht, die, übrigens abſolut, die vornehmſten Impulſe, denen ſie außerdem folgte, von der Religion hernahm. Von einer geſetzlichen Beteiligung der großen Metropolen an der Ausübung der Gewalt war nicht die Rede. Im römiſchen Reiche aber bildete die Hauptſtadt ſelbſt zugleich in ihrer republikaniſchen Form die herrſchende Autorität. Eine ähnliche Poſition hatte einſt Athen namentlich in der Zeit des deliſchen Bundes eingenommen. Allein wie hätte ſich dieſe dem Umfang nach geringfügige Macht mit dem vergleichen laſſen, was Rom geworden war. Rom beſaß die Oberherrſchaft über alle das Mittelmeer berührende Küſten und Lande; es vereinigte dieſelben nicht etwa zu einer konſtitutionellen Einheit, die auf der Spontaneität der verſchiedenen Teile beruht hätte. Es legte den unterworfenen Nationen vielmehr ſeine Geſetze auf. Indem es ihnen einen gewiſſen Grad municipaler und ſelbſt provinzieller Autonomie geſtattete, behielt es ſich die Gewalten vor, welche alles bedingen, die militäriſche, die legislative und die richterliche in höchſter Potenz, und brachte ſie allenthalben zur Geltung. Dieſe höchſte Gewalt beſaß es aber in ſeiner ſtädtiſchen Form. Selbſt die Heere trugen den Stempel der Civität. Man erſtaunte darüber, daß die ſiegreichen Armeen aus Truppen beſtanden ſowohl zu Pferd als zu Fuß, bei deren Aushebung auf den Cenſus Rückſicht genommen war. Alle Streitigkeiten aus den entfernteſten Regionen wurden der Entſcheidung des Senats vorgelegt; die Adminiſtration beruhte auf der römiſchen Magiſtratur und den Geſetzen, die das Volk genehmigte.

Wir haben ausführlich erörtert, wie ſich einſt in Rom aus den einheimiſchen großen Familien und den eingewanderten, doch dabei freigebliebenen Nachbarn das Verhältnis zwiſchen Patriciern und Plebejern herausbildete, und die letzteren allmählich zu einem gleichmäßigen Anteil an den höchſten Magiſtraturen gelangten. Dieſe Verfaſſung hatte ſich ohne ſehr weſentliche Veränderungen behauptet und war noch in lebendigem Beſtand. Sie erregte auch in ihrer Form die Aufmerkſamkeit und Anerkennung der politiſch geſchulten Griechen. Polybius hat in einem der gelungenſten Kapitel ſeiner Geſchichte das Zuſammenwirken aller Momente, die eine haltbare Verfaſſung konſtituieren, zu dieſem großen Gemeinweſen geſchildert, welches er höher ſtellt, als irgend ein griechiſches oder das karthagiſche. Es iſt eben dasſelbe, das ſich im Gegenſatz der freien Männer gegen die einheimiſchen Erbgeſeſſenen gebildet hatte; aber welch ein Unterſchied. Was damals in ſehr engen Verhältniſſen zu ſtande gekommen und in unaufhörlich wiederholtem Kampfe mit den kleinen Völkerſchaften am Tiber befeſtigt worden, das ſollte nun für ganze Nationen maßgebend werden, welche durch die Kriegserfolge ihm unterworfen worden waren. Man dürfte wohl behaupten, daß die Fortbildung der Welt darauf großenteils beruhte: denn in Rom vereinigten ſich die Motive der Kultur und ſelbſt die Religionen, die daſelbſt aufgenommen wurden und homogenen Grund und Boden fanden. Hauptſächlich aber hatte ſich in Rom eine Idee von Recht und Geſetzmäßigkeit entwickelt, welche fortan von niemand nach ſeinem Belieben vernachläſſigt werden durfte, noch konnte. Es war gleichſam ein Centrum da, welches andere ſelbſtändige Staatsbildungen aufhob oder ihnen doch keine eigene volle Entwickelung geſtattete. Rom beſaß die Rechte der Souveränität über alle beſiegten Landſchaften und Völker im vollſten Umfang; dieſe aber mußten nun in den ſtädtiſch eingelebten Formen ausgeübt werden. Wie das geſchehen ſollte, war das größte welthiſtoriſche Problem, das noch vorgekommen war.

Die ſtädtiſchen Verhältniſſe hatten doch auch wieder Umbildungen von Bedeutung erfahren. Eine durchgreifende Wirkung hatten die liciniſchen Geſetze gehabt, in deren Folge das Konſulat und nach und nach die anderen höheren Magiſtraturen den Plebejern zugänglich wurden. Da der alte patriciſche Senat ſich immer aus denen verjüngte, welche die Magiſtraturen inne gehabt hatten, ſo war er mit Elementen verſetzt worden, welche ihm und dem Gemeinweſen eine andere Geſtalt gaben. Den oberſten Rang in der Republik nahm fortan die Nobilität ein, die ſich aus denen zuſammenſetzte, welche die curuliſchen Ämter bekleidet hatten. Das waren eben dieſelben Männer, unter deren Führung die Kriege beſtanden worden ſind, in denen man die Exiſtenz der Stadt gerettet, in der That zugleich die Weltherrſchaft erobert hatte. Wir wiſſen, welchen Anteil eben die großen Häuſer der Plebejer an den Entſcheidungen in Italien nahmen. Von den vornehmſten Geſchlechtern wurden die Koſten zu den Rüſtungen beſtritten, welche die Entſcheidungen des erſten puniſchen Krieges herbeiführten. Marcellus, der Gallien bezwang und Syrakus eroberte, war ein Plebejer.

Das eigentümlichſte Produkt des römiſchen Gemeinweſens als ſolchen iſt dieſe Nobilität. Adelsdiplome, wie ſie niemals ſonſt vorgekommen ſind, waren die in Wachs geformten Abbildungen der großen Männer des Geſchlechtes, die man in den Vorhallen der Wohnhäuſer aufſtellte, mit Aufzählung der Würden, die ſie bekleidet, der Siege, die ſie erfochten hatten, ihrer Triumphe; bei jedem neuen Leichenbegängniſſe trug man ſie voran. Eine Genealogie der früheren Geſchlechter, welche die Lebenden und Künftigen zur Nacheiferung erweckte. Aber auch dieſer Amtsadel, neben dem das urſprüngliche Patriciat zurücktrat, wurde ſeinerſeits exkluſiv. Das alte Verdienſt, das als ein gemeinſchaftliches erſchien, ſetzte ſich jedem neuen Namen entgegen; die vornehmſten Geſchlechter gaben die höchſten Magiſtraturen von einer Hand in die andere. Und welch eine Bedeutung erwuchs ihnen nun aus dem Fortgang der Eroberungen. Der Senat wurde der Schiedsrichter in allen Händeln der Welt. Die orientaliſchen Könige traten in eine Art von Klientel zu den Oberhäuptern des Senats, zu den Geſchlechtern, die denſelben bildeten. Die natürlichen Vorteile, welche aus den großen Stellungen erwuchſen, Anſehn und Reichtum, wurden ihnen wie von ſelbſt zu teil. Nun aber hatte neben dem Senat auch die Volksverſammlung eine große Macht. Wenn die Nobilität nicht zu einer Ariſtokratie gewöhnlicher Art wurde, die nur immer ihre Standesberechtigungen im Auge hat, ſo war das hauptſächlich den Befugniſſen der Volksverſammlungen zu danken, ohne deren Mitwirkung die Magiſtraturen überhaupt nicht bekleidet werden konnten. Das demokratiſche Prinzip, dem übrigens durch die Aufnahme der plebejiſchen Familien in den Senat die Spitze abgebrochen war, behielt doch immer eine in die oberſte Verwaltung eben auch durch die Wahlen eingreifende Macht.

Es repräſentierte bei denſelben das Geſamtgefühl für die öffentlichen Zuſtände, den einſeitigen Parteiintereſſen gegenüber, welchen Nobilität und Senat Raum gaben. Eine Erſcheinung von größter Bedeutung. Eben durch den Einfluß der Plebs war der ältere Scipio zu ſeinem Unternehmen gegen Afrika und Karthago in den Stand geſetzt worden. Ämilius Paullus, der die wieder auflebende Macht Macedoniens in der Schlacht von Pydna niederwarf, verdankte ſeine Erhebung den Suffragien der Plebs. Deren gemeinſchaftlicher Nachkomme war dann der zweite Scipio, der alles das gut machte, was die ariſtokratiſchen Konſuln in dem Kampf gegen Karthago und Numantia verſehen hatten. In den Scipionen lag bereits ein Anflug von monarchiſcher Tendenz. Der ältere Scipio Africanus gelangte durch ſeine Siege in Europa, Afrika und Aſien — denn auch die Erfolge in dem Kriege gegen Antiochus wurden ihm zugeſchrieben — zu einem ſo hohen Anſehen, daß die Fremden in ihm beinahe den Gebieter von Rom zu ſehen meinten und dagegen im Innern eine Eiferſucht gegen ihn erwachte, die ihn veranlaßt hat, ſich in die Stille ſeines Landgutes zurückzuziehen. Die Geſchichte des Jahrhunderts iſt von dem Widerſtreit durchzogen, in welchen ſiegreiche Heerführer mit den Beſchränkungen der republikaniſchen Formen gerieten.

Indem aber der Senat dem Emporkommen einer monarchiſchen Gewalt widerſtrebte, erregte er ſelbſt gegründete Beſchwerden. Er übte die richterliche Gewalt, die ihm großenteils zugefallen war, auf eine Weiſe aus, welche mehr dem Vorteil des Richters, als dem Begriffe des Rechts entſprach. Man wußte viel von den Beſtechungen zu erzählen, durch welche das Recht gebeugt werde. Eine andere Beſchwerde, die ein allgemeines Intereſſe berührte, entſprang aus der Benutzung des öffentlichen Landes. Beinahe in Vergeſſenheit waren die Geſetze geraten, durch welche man in den alten Zeiten den Anteil an dem öffentlichen Lande, den die ſenatoriſchen Familien ſich anmaßten, in beſtimmte Schranken zu bannen und den natürlichen Anſprüchen der Plebejer gerecht zu werden geſucht hatte.

Nicht aus der Plebs ſelbſt, auch nicht dem Tribunat, das jetzt zu der Stufenleiter der Würden gehörte, durch welche man emporkam, iſt der Entwurf hervorgegangen, dieſen Mißſtänden, die ein jeder empfand, abzuhelfen; er entſprang vielmehr in den großen Kriegsführern, deren umfaſſende Stellung ihnen die Gebrechen des Gemeinweſens beſonders nahe legte und fühlbar machte. Scipio Ämilianus und deſſen Freunde haben einer ſolchen Abſicht Raum gegeben. Sie hatten lebhaft ihre Stimme gegen die Korruption der Nobilität erhoben und als Mittel, derſelben zu ſteuern und die Plebejer zu heben, neue Aſſignationen von Ländereien zu Gunſten der letzteren in Vorſchlag gebracht.

Wie weit aber erſtreckte ſich der plebejiſche Name, deſſen Anſprüche hierdurch einen neuen Rückhalt erhielten? Die römiſche Bürgerſchaft war ſchon lange nicht mehr auf Rom beſchränkt. Wir wiſſen, daß ihre Ausbreitung in den Militärkolonien einſt den vornehmſten Anlaß zu den Kriegen im mittleren und unteren Italien gegeben hat. Dieſen waren dann andere in dem nördlichen Italien zur Seite getreten.

Eine Anzahl maritimer Kolonien längs der Seeküſte ſchloß ſich ihnen an.

Daß nun dieſe ſo weit ausgedehnte Bürgerſchaft etwa durch Repräſentation zu einer politiſchen Aktion hätte geordnet werden ſollen, widerſprach ſo ſehr den Ideen des Altertums, daß vielmehr alle in die alten Tribus und Centurien eingereiht wurden.

Neben den Bürgern nahmen die Bundesgenoſſen eine beſondere, aber doch verwandte Stellung ein. Man kann in ihnen eins der ſtärkſten Bollwerke der römiſchen Macht erblicken. Das Glück und vielleicht die Erhaltung von Rom beruhte darauf, daß es Hannibal nicht gelungen war, die italieniſchen Bürgerſchaften von ihrem Bunde mit der Metropole zu trennen. Auch fortan nahmen die Bundesgenoſſen an den Kriegen den thätigſten Anteil, dann und wann in größerer Anzahl als die Römer, mit Truppen, die ſie ſelbſt beſoldeten. Aber die Frucht des Sieges wurde ihnen nicht im gleichen Maße zu teil. Bei den Triumphalgeſchenken z. B. erhielten ſie nur die Hälfte von dem, was die römiſchen Bürger empfingen. Als es nach einem Kriege in Ligurien zu Ackeraſſignationen kam, wurden den Römern zehn, den anderen nur drei Joch Landes angewieſen. Und wohl beſaßen ſie die privatrechtlichen Vorzüge des römiſchen Bürgertums, aber nicht die öffentlichen. Sie waren von den Suffragien und der Bewerbung um die Ämter ausgeſchloſſen, auch fehlte ihnen das Provokationsrecht, durch welches die römiſchen Bürger gegen die Gewaltſamkeiten der Behörden geſichert wurden. Man begreift, wie dringend ſie es wünſchten, die Rechte der Civität in jeder Beziehung zu erlangen.

Dieſer freien Bevölkerung zur Seite hatte ſich nun aber, im Laufe der Begebenheiten immer ſtärker anwachſend, eine Population anderer Art, der Unfreien oder vielmehr Sklaven, gebildet. Es war die Sitte des Altertums, Kriegsgefangene in die Sklaverei zu verkaufen. Indem dieſe nach Italien gebracht und zur Bewirtſchaftung der Ländereien herangezogen wurden, drangen gleichſam die Beſiegten in das herrſchende Land ein und drohten die Einwohnerſchaft desſelben mit fremdartigen Elementen zu überwuchern. Allerdings iſt das alles eine Folge der Siege, durch welche Rom groß geworden war. Die Macht der Nobilität, die durch Gericht und Adminiſtration im vollen Aufſchwung begriffen; der Anſpruch der Plebs, die durch ihre maßgebende Teilnahme an den Kriegen verſtärkt worden war; die Bedeutung der Italiker, die ebenfalls, unzufrieden mit dem, was man ihnen gewährte, größere Forderungen geltend machten; endlich die maſſenhafte Einführung der Sklaven auf die Latifundien der vorwaltenden Familien: alles dies in der Mitte der zwar überwundenen, aber noch immer in ſteter Gärung begriffenen Nationen an allen Küſten des Mittelmeers bis tief in das Land hinein: — ſelbſt wenn man nicht mehr an eine Erweiterung der Macht, ſondern nur an eine Behauptung derſelben dachte, war es ein Gebot der Notwendigkeit, dieſen Mißſtänden, welche doch zuletzt ſämtlich auf einer allzuweit ausgedehnten Prärogative des Senates beruhten, ein Ende zu machen.

Ein unvergängliches Andenken hat ſich nun Tiberius Sempronius Gracchus erworben, indem er eine ſolche Abhülfe herbeizuführen unternahm. Er war der Enkel des älteren, der Schwager des jüngeren Scipio. Wir finden wohl, daß er ſich bei dieſem die Mitgift ſeiner Mutter ausbat, wobei er, wie Polybius erzählt, mit einer bei den Römern ungewohnten Zuvorkommenheit behandelt wurde. Er gehörte alſo zu dem Familienkreiſe, in welchem man die Autorität des Senates nicht eben liebte. Ihm entſprang aus der Verflechtung ſeiner perſönlichen Angelegenheiten mit den öffentlichen ein beſonderer Antrieb, ſich der Plebs anzuſchließen. Gewiß war es ihm widerwärtig, daß jener Vertrag, den die Numantiner mit Mancinus abgeſchloſſen hatten, von dem römiſchen Senat verworfen wurde — denn unter ſeiner Vermittelung war er abgeſchloſſen worden —, aber dem Senat allein läßt ſich doch dieſe Verwerfung nicht zuſchreiben; die Plebs hatte dieſelbe genehmigt, jedoch mit der Beſchränkung, daß nicht, wie in früheren Fällen, auch die Quäſtoren und Kriegsbeamten, welche dabei beteiligt geweſen, mit ausgeliefert wurden. Tiberius wäre ſonſt ſelbſt von dieſem Loſe betroffen worden: aber ihm wußte man großen Dank, daß eine Schar tapferer römiſcher Bürger durch ſeine Intervention gerettet worden war. Von dieſer ſeiner engen Verbindung mit der Plebs dürfte man doch die Haltung, die er gegen den Senat annahm, nicht eigentlich herleiten. Ohne Zweifel walteten in Tiberius Gracchus Impulſe vor, die aus dem Geſamtleben der Republik entſprangen. Man hat die wohlbeglaubigte Nachricht, die von dem jüngeren Gracchus ſtammt, daß Tiberius bei ſeiner Durchreiſe durch Etrurien, um von da nach Spanien überzuſetzen, beſonders durch den Anblick der Latifundien der vornehmſten Geſchlechter der Nobilität — denn da war kein freier Mann mehr zu ſehen, die ganze Arbeit geſchah durch Sklaven — betroffen und zu dem Verſuch, dieſes Übel zu heben, veranlaßt worden ſei. Er ſah eine Gefahr in dem Anwachſen der fremden, aus den alten Kriegsgefangenen zuſammengeſetzten, ſklaviſchen Population, und zwar nicht ohne einen einleuchtenden Grund. In Sicilien war ein Sklavenkrieg ausgebrochen, in Achaja ein Heer von Sklaven im Kriege gegen Rom aufgeboten worden. Wer konnte dafür ſtehen, daß ſie ſich nicht auch in Italien erheben würden?

Auf die unfreie Bevölkerung wendete ſich die Fürſorge des Tiberius Gracchus mit nichten, ſondern er wollte für die Hebung der Freien Sorge tragen. In einer ſeiner Reden führt er aus, daß auf den Anſtrengungen der einheimiſchen freien Bevölkerung die Größe von Rom beruhe: dieſe vor allem müſſe erhalten und gepflegt werden: dann könne Rom die Herrſchaft über den Weltkreis erkämpfen; wo nicht, werde es nicht allein dieſe Hoffnung aufgeben müſſen, ſondern ſich auch nicht zu behaupten vermögen. Was ihn beſeelte, waren Gedanken zugleich der Macht nach außen und der inneren Wohlfahrt, die Idee der Weltherrſchaft, an der er feſthielt, und ihrer Verbindung mit der alten plebejiſchen Freiheit. Der militäriſchen Stellung ſuchte er eine umfaſſende bürgerliche Grundlage zu verſchaffen. Um aber zu dieſem Zweck zu gelangen, mußte man den Plebejern einen größeren Anteil an dem Landbeſitz geben, der doch großenteils infolge der Kriege, welche ſie ſelbſt geführt hatten, erworben worden war. Die Abſichten haben einen inneren Zuſammenhang: Behauptung der Weltherrſchaft, Erhaltung der freien Bevölkerung von Italien, und Erneuerung der Rechte der Plebs in Rom; hauptſächlich Abſchaffung der in der Ariſtokratie eingeriſſenen Mißbräuche. In der römiſchen Verfaſſung aber gab es nur eine Stellung, welche zu einer geſetzlichen Oppoſition befähigte, das in früheren Jahrhunderten zum Schutze der Plebs errichtete und unter mannigfaltigen Kämpfen, von denen die Jahrbücher voll waren, behauptete Tribunat. Im Jahre 621 der Stadt, 133 vor unſerer Ära, bewarb ſich Tiberius Gracchus um das Volkstribunat; der Zweig des ſemproniſchen Geſchlechtes, dem die Gracchen angehörten, war plebejiſch.

Zum Tribunen erwählt, zog er dann die Artikel des liciniſchen Geſetzes, welche die mit dem Konſulat nicht zuſammenhängenden Anliegen der Plebs betrafen und damals durchgegangen, aber doch nicht zur wirklichen Vollziehung gelangt waren, hervor. Es war vor allem das einſt von Caſſius begründete, dann wieder von Manlius befürwortete agrariſche Geſetz, das damit wieder in den Vordergrund trat. Das unglückliche Ende des Caſſius und Manlius fürchtete er nicht, weil ja die Forderung bereits geſetzlich genehmigt worden war. Er erneuerte die Artikel des liciniſchen Geſetzes, kraft deſſen niemand mehr als fünfhundert Joch des öffentlichen Landes beſitzen ſolle, indem er einige Beſtimmungen zufügte, durch welche ihre Ausführung erleichtert werden ſollte: auch den Söhnen der gegenwärtigen Beſitzer ward ein Anteil geſtattet, doch ſolle keine Familie mehr als tauſend Joch beſitzen dürfen; alles öffentliche Land, das außerdem in Privatbeſitz genommen ſei, ſolle unter die Plebejer verteilt werden. Ungefähr nach dieſen Zielen war auch die Meinung des Scipio Ämilianus gegangen. Dieſer ſelbſt ſtand davon ab, weil er ſich nicht zutraute, den Widerſtand des Senates dagegen zu brechen. Eben darin aber lag der Nerv der Unternehmung des Tiberius Gracchus, daß er ſich darum nicht kümmerte. Er machte ſeinen Vorſchlag gegen den ausdrücklichen Willen des Senates und des Standes der Ritter, die damals einen vom Kriegsdienſt unabhängigen, hauptſächlich auf Beſitz gegründeten, dem ſenatoriſchen verwandten Rang einnahmen. Niemand kann die Großartigkeit der Gedanken des Tiberius Gracchus und der Geſinnung, aus denen ſie hervorgingen, in Abrede ſtellen. Mit ſeiner Mutter, der Tochter des großen Africanus, war er wahrſcheinlich einverſtanden; denn gegen die einſeitige Herrſchaft der ſenatoriſchen Geſchlechter hatte ſchon ihr erlauchter Vater fortwährend angekämpft. Die Verbindung ihrer Tochter mit dem jüngeren Scipio that ihr nicht Genüge, da das zugleich eine unglückliche Ehe war. Sie legte wenig Wert darauf, die Schwiegermutter des zweiten Africanus zu ſein; ſie wollte die Mutter der Gracchen heißen: darin beſtand ihr Ehrgeiz. Ihre Familie war durch die Vermählung des Tiberius mit einer Tochter des Appius Claudius noch mehr in den Kreis der vornehmſten Geſchlechter getreten: das hinderte aber deſſen Vorhaben nicht. Die Sinnesweiſe der Claudier vertrug ſich ſehr wohl mit dem Verſuch, andere ſenatoriſche Familien zu beſchränken. Verſäumen wir aber nicht, noch eines anderen Motivs zu gedenken. Wir wiſſen, welchen Einfluß die Griechen durch die Überlegenheit ihrer Kultur ſich in Rom verſchafft hatten: auch die Cornelier hielten ſich zu dieſer Schule geiſtiger Ausbildung. Mit den Griechen kamen nun auch ihre politiſchen Ideen herüber, die dann ſehr geeignet waren, über die gewöhnlichen Standesintereſſen zu allgemeinen Anſchauungen zu erheben; das Principat, welches einſt Kleomenes errungen hatte, war aus der Verbindung des Vorſtehers der alten Geſchlechter — denn das war das Königtum von Sparta — mit den unteren Ständen hervorgegangen; in Rom wußte man das ſehr wohl; ein Hausgenoſſe des Scipio Ämilianus hat die Geſchichte des Kleomenes geſchrieben: es iſt allgemein überliefert und kann keinem Zweifel unterliegen, daß Tiberius Gracchus durch griechiſche Gelehrte und Philoſophen in ſeinem Unternehmen beſtärkt worden iſt. Einer ſeiner Lehrer und Freunde war der Cumaner Bloſſius, der ſich zur Schule der Stoa hielt, einer Schule, von der wir berührten, wie nahe ſie den antikonſtitutionellen Beſtrebungen des Kleomenes ſtand. Man erlebte jetzt, daß die allgemeinen Ideen des Jahrhunderts in die römiſche Republik eindrangen; es war die erſte politiſche Einwirkung ihrer Kulturverbindung mit Griechenland.

Mit der Antipathie gegen die in dem herrſchenden Stande eingeriſſenen Mißbräuche und der Erinnerung an altanerkannte Beſchränkungen desſelben verband ſich, wenn wir ſo ſagen dürfen, ein politiſcher Idealismus, der hier zum erſtenmale zu voller Wirkſamkeit gelangte, doch eigentlich im Widerſpruch mit der Verfaſſung, wie ſie damals beſtand. Wenn man nämlich fragt, worauf bei den Intereſſen, die einander auf das ſtärkſte entgegenliefen, die Einheit der Republik weſentlich beruhte, ſo war es vielleicht nicht eben das Geſetz, aber doch das unverbrüchlich gewordene Herkommen, das den Volksverſammlungen, welche entſcheidende Rechte bei der Beſchlußfaſſung beſaßen — denn was das Volk beſchließe, das ſollte die Republik überhaupt verpflichten —, kein Vorſchlag gemacht werden konnte ohne vorausgegangene Einwilligung des Senats. Das Volk ſelbſt hat in einer früheren Epoche den größten Wert auf dieſe vorgängige Genehmigung des Senats gelegt; die Tribunen haben ſich vor Zeiten eben dadurch das Recht im Senate zu ſprechen erkämpft, daß ſie denſelben von der Notwendigkeit einer ſolchen Einwilligung überzeugten. Dieſes alte Herkommen, das Recht des Senats, vor den Beratungen des Volkes um ſeine Einwillung zu denſelben angegangen zu werden, bildete gleichſam den Schlußſtein der Verfaſſung. Es iſt auch nachher das vornehmſte Moment geweſen, durch welches man demokratiſche Erſchütterungen zu vermeiden ſuchte.

Dieſes Recht aber wurde nun von Tiberius Gracchus bei ſeinen Anträgen außer Acht gelaſſen. Er brachte dieſelben ein trotz des ausdrücklichen Widerſpruchs des Senats und ſelbſt des höheren Bürgerſtandes: denn vor einer Umwälzung des Beſitzſtandes, welche dadurch gedroht wurde, ſchraken doch die Meiſten zurück. Der politiſche Idealismus machte einen Angriff auf die beſtehenden Zuſtände, die allerdings gerechten Anſtoß gaben.

Die Sache hat auch für die Nachwelt ein großes Intereſſe; denn Gegenſätze, wie die angedeuteten, giebt es immer, und was man Fortſchritt nennt, iſt mit einer ſtrengen Beobachtung der beſtehenden Gewohnheiten und Zuſtände unvereinbar. Die moderne Bewegung der Welt iſt von dieſem Idealismus großenteils ausgegangen. Aber daher ergiebt ſich auch, daß er nicht ohne die ſchwerſten Kämpfe durchgeführt werden kann. Die Gracchen werden immer die Sympathien der Nachwelt in hohem Grade erwecken, weil ſie ſich an ein Unternehmen dieſer Art in der römiſchen Republik wagten. Um den Gang der Ereigniſſe zu begreifen, darf man ſich jedoch auch nicht verbergen, was dagegen einzuwenden war, und zwar gleich gegen den erſten Schritt, zu dem ſich Tiberius entſchloß. Nicht allein in dem Senat, ſondern auch in dem Tribunat ſelbſt ſtieß Tiberius Gracchus auf Widerſpruch.

Unter den Kollegen des Tiberius gab es einen, der ſich ſeinem Vorhaben offen entgegenſetzte, Marcus Octavius. Man hat demſelben ſchon im Altertum eigennützige Motive zugeſchrieben. Doch iſt es ſehr möglich, daß ſeinem Widerſtand die ehrliche Meinung zu Grunde lag, dieſes Geſetz könne nicht ausgeführt werden ohne eine allgemeine Gefahr. Und eine andere Überlieferung iſt auf uns gekommen, nach welcher zwiſchen Octavius und Tiberius ein durchgreifender Gegenſatz in allen Angelegenheiten, die zur Sprache kamen, im Senat, in der Volksverſammlung, auf den öffentlichen Plätzen hervortrat.

Um ſich nun von dieſem Antagonismus zu befreien, faßte Tiberius Gracchus den Gedanken, die Entfernung des Octavius aus dem Tribunat bei dem Volke durchzuführen. Dadurch aber geriet er mit dem Weſen der römiſchen Verfaſſung in Konflikt.

Denn an und für ſich lief es dem republikaniſchen Herkommen entgegen, einen Magiſtrat inmitten ſeines Amtsjahres zu abrogieren. Abgeſehen von der den Tribunen zugeſtandenen Unverletzlichkeit, hatte das eben bei dieſen einen beſonderen konſtitutionellen Grund: denn auch deshalb waren mehrere Tribunen eingeſetzt, um nicht die aus dem Tribunat entſpringende populäre Gewalt in Eine Hand geraten zu laſſen.

Wenn nun Tiberius dennoch dazu ſchritt, den einzigen Mann, der ſich der Abſicht, eine Erleichterung des Volkes durchzuführen, entgegenſtellte, ſeines Amtes zu entheben, ſo erinnert das doch an Kleomenes, der ſich der Ephoren entledigte, die einer Landesverteilung, wie er ſie beabſichtigte, widerſtrebten. Gracchus war entfernt davon, Gewaltſamkeiten ausüben zu können oder auch nur zu wollen; aber er ſtellte einen Grundſatz auf, der eine Gefährdung des ganzen beſtehenden Zuſtandes in ſich ſchloß, den Grundſatz, daß niemand Tribun ſein dürfe, der ſich gegen den Vorteil des Volkes erkläre.

Dieſer Grundſatz, den Beſitz der Amtsgewalt von dem Gebrauche derſelben abhängig zu machen, konnte zu einem Umſturz aller Amtsgewalt, die doch nur eine übertragene war, führen. Aber Tiberius, noch ein junger Mann, erfüllt von einem rückſichtsloſen Gefühl der Berechtigung und Notwendigkeit ſeines Unternehmens, ſchritt entſchloſſen ans Werk. In einer Volksverſammlung, bei der noch immer die, welche ihrer Armut wegen, von denen unterſchieden werden, welche aus politiſcher Überzeugung der Neuerung beiſtimmten, beide Teile aber in höchſter Spannung waren, ordnete Tiberius die Leſung ſeiner Rogation an. Octavius legte das Veto ein, welches bisher in ähnlichen Fällen immer entſcheidend geweſen war. Noch einmal mußte Gracchus abſtehen, aber am folgenden Tage erneuerte ſich unter verdoppelter Aufregung der Gemüter die vorige Scene. Als die Leſung beginnen ſollte, wiederholte Octavius ſeinen Einſpruch, und die übrigen Tribunen ſelbſt waren untereinander uneins, ob die Verhandlung fortgehen ſolle oder nicht. Unter ihrem Gezänk darüber ward die Meinung laut, man ſolle die Entſcheidung des Senats einholen. In der Zuverſicht, daß dieſe in ſeinem Sinne ausfallen würde, hat ſich — man kann daran nicht zweifeln — Tiberius ſelbſt in den Senat begeben. In der nicht ſehr zahlreichen Verſammlung desſelben hatten ſeine Gegner das Übergewicht; er wurde mit Hohn empfangen. Hierdurch beleidigt, eilte er in die Volksverſammlung zurück, entſchloſſen, die Abſetzung des Gegners durchzutreiben. Am dritten Tage ließ er vor allem darüber abſtimmen, ob ein Tribun, der dem Volke entgegenwirke, das Tribunat behalten dürfe oder nicht. Es war die vorläufige Frage, ohne deren Erledigung die beabſichtigte Geſetzgebung nicht durchgeführt werden konnte.

Das Volk war in dieſer Beziehung geſonnen wie Gracchus. Von den fünfunddreißig Tribus hatten bereits ſiebzehn in dem Sinne des Tiberius geſtimmt; er ließ dann innehalten und verſuchte noch einmal alles, um Octavius auf eine andere Meinung zu bringen, indem er ihm vorſtellte, wie ſehr er durch ſeinen Widerſpruch das allgemeine und ſein eigenes Intereſſe ſchädige. In einem ähnlichen Falle hat ſiebzig Jahre ſpäter ein Tribun nachgegeben. Octavius blieb unerſchütterlich. Gracchus rief die Götter zu Zeugen an, daß er ungern zu dem ſchreite, was er thue. Man ſieht: er war ſich der Verantwortlichkeit, die er durch ſein Verfahren auf ſich lud, vollkommen bewußt. Hierauf gab auch die achtzehnte Tribus ihr Votum ab;

es entſchied gegen Octavius, der hierdurch des Tribunats verluſtig erklärt wurde und die Verſammlung ſtillſchweigend verließ.

Nun erſt konnte das agrariſche Geſetz zur Abſtimmung gelangen. Die Rogation wurde jetzt angenommen, wie Tiberius ſie eingebracht hatte.

Erinnert man ſich, daß dies im vollen Widerſprch mit dem Senate und zwar mit Hintanſetzung des bisherigen Herkommens, deſſen Bewilligung zu den vorzuſchlagenden Rogationen einzuholen, geſchah, ſo ermißt man, welche Tragweite das Verfahren des Tiberius in ſich ſchloß. Seine Idee war ohne Zweifel auf das allgemeine Wohl gerichtet; er konnte ſich auf ein altes Geſetz gründen, er beſaß die Gewalt, die zur Erneuerung desſelben notwendig war; zu ſeinem Unternehmen ſchritt er aber, indem er, wenn auch nicht ausdrückliche Geſetze, doch das Herkommen verletzte, das als ein Recht betrachtet wurde. Durch die vorgängigen Senatskonſulte ſowohl, wie durch die Ernennung mehrerer Tribunen, welche leicht verſchiedener Meinung ſein konnten, hatte der Senat gewaltſamen Eingriffen der Demokratie vorzubeugen geſucht. Das Unternehmen des Tiberius Gracchus aber und deſſen Erfolge entriſſen ihm das eine und das andere Bollwerk. Zwiſchen den beiden Ständen wurde dadurch eine kaum wieder auszufüllende Kluft eröffnet. Den an ſich einander widerſtrebenden Intereſſen ſtellte ſich nun noch eine ausgeſprochene konſtitutionelle Feindſchaft zur Seite. Unverzüglich wurde eine Kommiſſion aus drei Männern zur Ausführung des Ackergeſetzes ernannt.

Schon die Zuſammenſetzung derſelben aber, aus Tiberius ſelbſt, ſeinem Schwiegervater und dem noch ſehr jungen Bruder des Tiberius, gab ihr einen ſehr perſönlichen Charakter. Zunächſt kamen hiebei nur eben die Schwierigkeiten der Ausführung zum Vorſchein, deren wir noch gedenken werden. Wir bleiben hier bei der vornehmſten konſtitutionellen Frage ſtehen, die im verſtärkten Maße hervortrat, als Tiberius den Verſuch machte, ſich auch für das nächſte Jahr zum Tribun wählen zu laſſen, wodurch er dem Senat gegenüber unverletzlich geblieben ſein würde.

Darin aber lag eine abermalige Neuerung: denn wenn in früherer Zeit die Tribunen mehrere Jahr hintereinander im Amte geblieben waren, ſo hatte der Senat, veranlaßt durch die verſtärkte Macht der Oppoſition, die daher entſprang, ein Senatskonſult dagegen erlaſſen, das zwar nicht immer beobachtet, aber durch ein auf alle Magiſtraturen bezügliches Geſetz zu einer gewiſſen Geltung gebracht worden war, ſo daß es wenigſtens zweifelhaft werden konnte, ob die Wiederwahl des Tiberius geſetzlich ſei. Anfangs ſcheint man keine Rückſicht hierauf genommen zu haben. An dem Wahltage, der in die Zeit der Ernte fiel, wodurch es geſchah, daß die auf dem Lande angeſiedelte Plebs großenteils nicht erſchienen war, genehmigten doch die beiden erſten Tribus die Wahl des Gracchus. Eben dies aber erweckte den Widerſtand der Gegner. Die Meinung, daß die Wahl ungeſetzlich ſei, wurde mit ſo großem Nachdruck ausgeſprochen, daß der vorſitzende Tribun Rubrius, der durch das Los zu der Leitung der Verhandlung gelangt war, Bedenken trug, dieſelbe weiter fortgehen zu laſſen. Einen anderen Tribun aber gab es, der ſich bereit zeigte, das Geſchäft zu übernehmen; es war derſelbe, der an die Stelle des abrogierten Octavius getreten war, des Namens Mummius; und Rubrius machte keine Schwierigkeit, ihm die Leitung zu überlaſſen. Dagegen aber ſetzten ſich die übrigen Tribunen: denn wenn Rubrius das ihm durch Los zugefallene Amt nicht verwalten wolle, ſo müſſe von neuem gelost werden; er ſei nicht befugt, den Vorſitz abzutreten. In dieſer Formfrage erſchien der große politiſche Gegenſatz. Von der Wiederwahl des Gracchus hing ſeine Sicherheit und der Fortgang ſeiner Unternehmungen ab: die Mehrzahl der Tribunen erklärte ſich gegen die Verhandlung, wie ſie jetzt in Gang gebracht war. Eine allgemeine Bewegung brach aus, ſo daß ſie in der That nicht fortgeſetzt werden konnte. Tiberius Gracchus ſah darin eine verderbenbringende Wendung, ſo daß er ſich ſelbſt und ſeinen jungen Sohn, der ihn begleitete, dem Volke, für das er alles gethan habe, empfahl. Eine zahlreiche Menge begleitete ihn nach Hauſe und ſprach ihm guten Mut für den folgenden Tag ein, an welchem die Abſtimmung wieder vorgenommen werden ſollte. Wir wollen nicht unterſuchen, ob Gracchus in der That mit ſeinen Anhängern das Zeichen verabredet habe, das er ihnen geben werde, wenn es nötig wäre zur Gewalt zu ſchreiten, was der eine, noch auch, ob er wirklich durch allerlei wunderbare Anzeichen eigentlich ſich abgehalten gefühlt habe, am anderen Morgen ſich zum Volke zu begeben, welches die Area des Kapitols eingenommen hatte, was der andere unſerer Gewährsmänner berichtet. Charakteriſtiſch iſt, was dieſer erzählt: der cumaniſche Freund des Gracchus, Bloſſius, habe dieſem zugerufen, er werde ſich doch nicht durch einen Raben abhalten laſſen, zum Volke zu gehen, das ihn rufe. Der griechiſche Philoſoph verachtete Anzeichen dieſer Art. Auch vieles andere iſt zweifelhaft, was über die Vorgänge in der Volksverſammlung berichtet wird. Aber darauf kommt es auch nicht an. Die Hauptſache iſt, daß derſelbe Tribun, dem die Leitung der Wahl am vorigen Tage verſagt worden war, ſie in die Hand nahm und zur Abſtimmung ſchreiten ließ. Man darf ſich nicht wundern, daß in den Gegnern, die ebenfalls zahlreich verſammelt waren, ein Tumult ausbrach, in welchem die Anhänger des Gracchus die Oberhand behielten. Die Tribunen ſelbſt flüchteten; die Prieſter ſchloſſen die Thüren des kapitoliniſchen Heiligtums. Natürlich wirkten dieſe Vorgänge von Moment zu Moment auf den Senat zurück, der in dem nahen Tempel der Fides verſammelt war. Noch weigerte ſich der Konſul Mucius Scävola, gegen den Tumult einzuſchreiten; er ſagte: er werde niemals als gültig betrachten, was man dort beſchließe; einen ſolchen Beſchluß ſchien er aber abwarten zu wollen. Allein die Optimaten, im Tempel verſammelt, glaubten das nicht erwarten zu dürfen; einer der Vornehmſten von ihnen, Scipio Naſica, damals Pontifex maximus, rief aus: der Konſul verlaſſe die Republik; wer ſie liebe, möge ihm nachfolgen. Eine große Anzahl der Senatoren ſchloß ſich ihm an, die Mehrheit der Ritter folgte ihm, auch von der Plebs waren viele auf ſeiner Seite. Man hat dem Scipio zur Ehre gerechnet, daß er ſich der Verwandſchaft nicht erinnert habe, in der er mit Gracchus ſtand. Aber bei Parteifragen ſo tiefgreifender Art verſchwinden ſolche Rückſichten überhaupt; man ſieht auch in dem nächſten Verwandten nur den politiſchen Feind. Das bedeutende iſt, daß Scipio Naſica, ohne einen eigentlichen Beruf dazu zu haben, die Schranken der republikaniſchen Ordnung durchbrach. Unter ſeiner Führung rückte die optimatiſche Schar eigenmächtig gegen die Verſammlung des Volkes heran. Dabei kam es nun zu einem Handgemenge oder vielmehr zu einer Schlägerei, mit Knitteln und Keulen, in welcher viele von den Anhängern des Gracchus erſchlagen wurden: an den Stufen des Kapitols Tiberius ſelbſt.

Die Leiche des Tiberius ward in den Tiber geworfen, ſeine Anhänger erlagen einer unnachſichtlichen Verfolgung.

So geſchah es, daß in dem Momente, wo Numantia erobert und die Oberherrſchaft im Occident in Beſitz genommen wurde, in der großen Hauptſtadt ein Zwieſpalt ausbrach, der niemals wieder hat beſeitigt werden können.

Darf man nach dem Verlauf zweier Jahrtauſende darüber eine Meinung ausſprechen, ſo lag in dem Zuſammentreffen ſelbſt ein univerſalhiſtoriſches Ereignis. Denn daß die weltbeherrſchende Stadt eine rein ariſtokratiſche Verfaſſung ausgebildet hätte, beruhend auf Latifundien, Sklavendienſt und einer durch Kriegsgewalt aufrecht erhaltenen Autorität, würde für die Stadt und die Welt gleich unerwünſcht geweſen ſein. Wahrſcheinlich hatte Tiberius Gracchus Recht, wenn er meinte, wofern das ſo fortgehe, würde ſich weder die bürgerliche Freiheit noch die Herrſchaft behaupten laſſen. Darauf waren die Geſetze berechnet, die er vorſchlug. Nicht dieſe ſelbſt ſowohl, als die Mittel, die er ergriff, um ſie durchzuführen, veranlaßten den großen Zwieſpalt zwiſchen den beiden Ständen, welche die Republik konſtituierten.

Der Ausbruch ihres Gegenſatzes war durch limitierende Geſetze und Gewohnheiten verhütet worden. Auf der einen Seite ging nun Gracchus über dieſe Limitationen hinaus, denn ſo lange ſie beſtanden, war kein Raum für ſeine Ideen; auf der anderen Seite erhoben ſich die entſchloſſenſten unter den Senatoren, eine dieſer Limitationen, in deren Beſtehen ſie eine Sicherheit für ihre Zukunft ſahen, feſtzuhalten und ihre Beſeitigung zu verhindern, — nicht unter der Führung des Konſuls, ſondern eigenmächtig einer Verſammlung ein Ende zu machen, in welcher eben die wichtigſte jener Limitationen abrogiert werden zu ſollen ſchien. Hiebei, noch nicht eigentlich vorbereitet, aber doch auch nicht vermieden, geſchahen Handlungen der brutalen Gewalt, in denen der geſinnungsvolle, hochſtrebende Tiberius Gracchus erlag. Die ſenatoriſche Partei behielt die Oberhand. Aber damit war doch das Syſtem erſchüttert, welches die geſamte Republik zuſammenhielt.

Gracchus kam um; allein die Geſetze, die er durchgeführt hatte, beſtanden und erhielten notwendig alles in größter Aufregung.

Auch die von ihm eingerichtete agrariſche Kommiſſion blieb beſtehen und wurde alljährlich erneuert. Durch den neueintretenden, damals noch plebejiſch geſinnten, beredten, thätigen Papirius Carbo bekam ſie erſt wahres Leben. Die drei Männer erklärten, Klagen gegen unrechtmäßigen Beſitz annehmen zu wollen, die nun in großer Zahl einliefen. Und ſofort begannen die Vermeſſungen. Da ſtellte ſich aber ein neuer, überaus wichtiger Widerſpruch heraus: der Beſitzſtand nicht allein der römiſchen Ariſtokratie, ſondern auch der Bundesgenoſſen wurde unſicher. Auch denen, namentlich den Latinern, war vieles überlaſſen worden, was zu dem öffentlichen Lande gehörte; ſie kamen in Gefahr, daß dies ihnen jetzt zu Gunſten der römiſchen Plebs entzogen würde. In der Beſorgnis hierüber haben ſie ſich an Scipio Ämilianus gewendet, der von Numantia zurückgekommen war.

Die Scipionen waren immer Freunde der Bundesgenoſſen geweſen und hatten ſich auch hinwieder der Unterſtützung derſelben erfreut. Der Erbe ihrer Macht, Scipio Ämilianus, der ſich des Rufes einer gediegenen Beſonnenheit erfreute, erſchien ihnen als die geeignetſte Perſönlichkeit, ſich ihrer Sache auf dem römiſchen Forum ſelbſt anzunehmen. Man weiß, daß Scipio das Verfahren des Tiberius Gracchus mißbilligte; allein man weiß auch, daß er doch ſelbſt neue Landesaſſignationen zur Erhaltung der kriegsfähigen Plebs für notwendig gehalten hat. Welche Linie der Politik er nun aber einſchlagen, wie er die Plebs befriedigen wollte, ohne mit dem Senat zu zerfallen, und die Italiker zu entfremden, darüber könnte niemand auch nur eine begründete Vermutung äußern. Ehe er ſich noch ausgeſprochen hatte, iſt er ſeinen Zeitgenoſſen und der Welt entriſſen worden. Eines Abends war Scipio mit ſeiner Schreibtafel zu Bett gegangen, um ſich zu einer Rede über das Recht der Latiner vorzubereiten, die er am andern Tage halten wollte. Am Morgen fand man ihn tot. An ſeinem Körper nahm man keine Verwundung wahr; und ſehr möglich iſt es doch, daß ſein Tod ein natürlicher geweſen iſt. Wenn man die Fragmente einer Rede des Bruders des Verſtorbenen lieſt, die ein Zufall in unſerer Zeit wieder zum Vorſchein gebracht hat, ſo ſollte man das als erwieſen betrachten. Denn wie oft iſt es nicht vorgekommen, daß ein apoplektiſcher Schlag einer bedeutenden Thätigkeit mitten in ihrem Laufe ein Ende gemacht hat. Sehr auffallend iſt jedoch, daß in den nächſten Epochen, in welchen ein lebendiges Gedächtnis von den damaligen Zuſtänden lebte, die Meinung, Scipio ſei durch Gewalt umgekommen, eine ſo gut wie allgemein angenommene geweſen iſt. Einer der ſpäteren Machthaber hat wohl geſagt: er werde ſich gegen Gewaltthat beſſer zu ſchützen wiſſen, als Ämilianus. Licinius Craſſus hat ſeinen Gegner Papirius Carbo unumwunden als einen Mann bezeichnet, der an der Ermordung des Scipio Ämilianus ſich beteiligt habe. Und wie viele hat nicht das öffentliche Gerücht einer Mitſchuld an dieſem Verbrechen bezichtigt. Man hat es in der That für möglich gehalten, daß der Eroberer von Karthago und Numantia unmittelbar nach einer ſeiner glänzendſten Handlungen der politiſchen Leidenſchaft als Opfer gefallen ſei. Einer der empfindlichſten Mängel der hiſtoriſchen Forſchung iſt es, daß ſie zuweilen eben in den wichtigſten Momenten zu einer ſicheren Kunde nicht gelangen kann.

Bei ſeinem Leichenbegängnis ſagte ſein Bruder Fabius Maximus: die Stadt müſſe den Göttern danken, daß dieſer Mann in ihrem Schoß geboren worden; denn auf die Seite, auf welcher er geſtanden, dahin habe die Herrſchaft der Welt ſich neigen müſſen: unglücklicherweiſe aber ſei er zu einer Zeit geſtorben, wo alle, welche das Heil der Republik wünſchen, ſeines Lebens am meiſten bedurft hätten.

Bei der großen Autorität, die er beſaß, in ſeinen Jahren (er war nicht älter als ſechsundfünfzig) hätte er mit der vermittelnden Politik, die in ſeiner Stellung lag, wohl etwas ausrichten können. Cicero deutet an, daß man ihn habe zum Diktator machen wollen.

Nach ſeinem Tode gingen die einmal eingeleiteten agrariſchen Arbeiten weiter fort; aber man kann denken, mit welcher Aufregung der Italiker, deren gerechte Hoffnungen ſo gewaltſam abgeſchnitten waren.

Mitten in dieſen Bewegungen bewarb ſich nun Cajus Gracchus, der neun Jahre jüngere Bruder des Tiberius, um das Tribunat. Seit zwei Jahren bekleidete er die Quäſtur in Sardinien, und man traf Anſtalt, ihn noch ein drittes Jahr daſelbſt feſtzuhalten. So ſehr aber wurden die Gemüter von dem Übergewicht der leitenden Männer nicht mehr beherrſcht, daß man ſich ihren Abſichten gefügt hätte. Auf eigene Hand kam Cajus Gracchus zurück. Mit bewußtem Selbſtgefühl erklärte er ſich über das, was er gethan und nicht gethan habe: er ſei mit vollem Beutel gegangen und kehre mit leerem zurück; niemand werde ihm Wolluſt noch eine Veruntreuung Schuld geben können: er habe ſich überhaupt ſo verhalten, wie es dem Volke nützlich geweſen ſei.

Was er aber auch ſagen mochte, ſeine Handlung, eigenmächtig wie ſie war, verriet den Entſchluß ſeiner Seele; man hatte ihm immer zugetraut, daß er eine große Neuerung in der Republik beginnen, daß er den Tod ſeines Bruders zu rächen ſuchen würde. Es wurde erzählt, der ſei ihm einſt im Traume erſchienen, um ihm zu ſagen, ihnen ſei das gleiche Leben und der gleiche Tod vorausbeſtimmt.

Wir beſitzen Fragmente eines angeblichen Briefes der Mutter an den Sohn, worin dieſe ihn vor einem ſolchem Vorhaben warnt. Die Echtheit derſelben iſt doch wohl mit Unrecht geleugnet worden: ſie ſind eine ſehr charakteriſtiſche Reliquie für den Stand der Frage in dieſem Moment. Danach hat es die Mutter löblich gefunden, wenn er ſich an ſeinen Feinden räche, nur müſſe es ohne Umſturz der Republik geſchehen; ſie erinnert daran, daß ſie nur noch eine kurze Zeit zu leben habe; werde ihr das nicht zu Gute kommen, ſo daß ihr Sohn bei ihrem Leben ihren Wünſchen nicht entgegenhandle und die Republik ſchädige? Oder werde ihre Familie nie aufhören, das Unmögliche, Unvernünftige zu verſuchen? Er möge ſich um das Tribunat bewerben, wenn ſie tot ſei: dann werde ſie nichts davon empfinden. Beharre er bei ſeinem Vorhaben, ſo werde er ſich nie wieder eines ruhigen Tages erfreuen.

Cajus Gracchus war ein Mann von hoher geiſtiger Begabung. In der römiſchen Beredtſamkeit macht er, wie Cicero, der beſte Richter, öfter ſagt, Epoche. Er gehört zu den Bildnern der Sprache. In den wenigen Überreſten ſeiner Reden zeigt ſich moraliſcher Stolz und logiſche Schärfe. Aber Mäßigung kannte er nicht. Auch die unbeſcholtenſten Männer überhäufte er mit Schmähungen und ungerechten Vorwürfen, wenn ſie ihm entgegen traten. Er lebte der Meinung, daß das, was er wollte, das einzig richtige, jeder, der ihm widerſtrebe, ein Verwerflicher ſei. Von vornherein nun hatte er eine minder gefährdete Stellung als ſein Bruder. Die Frage, an welcher Tiberius geſcheitert war, ob derſelbe Mann das Tribunat mehrere Jahre hintereinander bekleiden dürfe, war jetzt bejahend entſchieden; worin denn für jedes neue Unternehmen eine Sicherheit lag, deren Tiberius entbehrt hatte.

Im Jahre 631 der Stadt, 123 vor unſerer Aera, wurde Cajus Gracchus wirklich Tribun des Volkes un brachte unverweilt einige in das innerſte Weſen der Republik eingreifende Geſetze in Vorſchlag. Vor allem ſetzte er durch, daß das Getreide, das in den öffentlichen Speichern aufgehäuft war, um nach dem gewohnten Marktpreis an das Volk verkauft zu werden, den Mitgliedern der Tribus ungefähr um die Hälfte des Wertes abgelaſſen wurde. Die Maßregel iſt mehr politiſcher, als ſocialer Natur: ſie iſt darauf berechnet, daß das der Gemeinde durch ihre Übermacht zuſtehende Vorrecht dem einzelnen Bürger zu Gute kommen ſolle. Die Bürger hatten bisher auch ihre Bewaffnung aus eigenen Mitteln beſtritten, wiewohl ſie ſchon ſeit lange Löhnung empfingen, von der man dann die Koſten der einem jeden gelieferten Rüſtung abzog. Dieſer Abzug wurde beſeitigt: einem jeden wurde die Ausrüſtung und namentlich Bekleidung auf Staatskoſten geliefert. Dabei aber trat die Idee des alten Kriegsweſens, welches darauf beruhte, daß ein jeder nach ſeinem Vermögen zum öffentlichen Dienſte verpflichtet war, weiter zurück. Die ſtädtiſche Gemeinde, die bisher alle Laſten getragen und alle Vorteile genoſſen, erleichterte jetzt den einzelnen die Laſten und bewilligte ihnen Vorteile, deren ſie ſich früher nicht erfreut hatten. Die ſchon früh geäußerte Meinung, daß dadurch die Plebs an die demokratiſche Tendenz der Geſetzgebung gefeſſelt werden ſollte, iſt ohne Zweifel ſehr begründet. Cajus Gracchus gewann dadurch die Stellung eines Oberhauptes, dem ein jeder ein leichteres Leben verdankt. Aber man dürfte die Rogation nicht bloß von dieſem perſönlichen Intereſſe herleiten: das natürliche Beſtreben lag ihr zu Grunde, das Lebensbedürfnis der einzelnen, die den Staat ausmachten, mit den Pflichten auszugleichen, die ihnen derſelbe auflegte. Überdies unternahm Cajus Grachus noch eine Neuerung, durch welche die Autorität des

Senats von Grund aus erſchüttert wurde. Denn dieſe beruhte, wie die Politiker jener Zeit, namentlich Polybius, ausdrücklich anerkennen, guten Teils darauf, daß das Richteramt in ſeinen Händen war. Die Einzelrichter und die Mitglieder der Kommiſſionen, welche die bürgerlichen und Kriminalprozeſſe zu entſcheiden hatten, waren Senatoren. Ihre richterliche Gewalt erſtreckte ſich auch über die Provinzen, wo dann die Ausübung derſelben zu den größten Mißbräuchen Anlaß gab. Wir hören, daß fremde Fürſten einander durch die Beſtechung römiſcher Senatoren bekämpften. Aus jenem Anſpruche, Schiedsrichter der Welt zu ſein, und deſſen anerkannter Geltung entſprangen die begründetſten Anklagen gegen die Nobilität. Cajus Gracchus beſchloß, dem Senate die richterliche Gewalt zu entreißen.

Wenn man dieſe Neuerungen zuſammenfaßt, ſo erinnert man ſich unwillkürlich an die Maßregeln, welche einſt Perikles in Athen ergriffen hatte, deſſen Syſtem auf der Erleichterung der niederen Klaſſen, welche ihm ſein Übergewicht in der Volksverſammlung verſchafften, beruhte. Die Grundlage von allem war die Entkleidung des Areopags von ſeiner Prärogative im Gerichtsweſen. Und wer wollte in Abrede ſtellen, daß Cajus Gracchus, der die ganze Bildung ſeiner Zeit beſaß, in deſſen Hauſe die gelehrten Griechen aus- und eingingen, Kenntnis davon gehabt und ſich auch in dieſer Hinſicht den großen Athener zum Muſter genommen habe? Aber hiebei zeigt ſich nun auch der Unterſchied zwiſchen beiden. Perikles und ſein Freund Ephialtes waren inſofern entſchloſſenere Demokraten als Cajus Gracchus, als ſie die Rechte des Areopags der Heliäa überwieſen, welche ſelbſt eine Art von Volksverſammlung bildete, Cajus Gracchus dagegen die Rechte des Senats auf eine andere bevorrechtete Klaſſe übertrug. Dies waren die Ritter. In der Mitte von Plebs und Senat ſtanden, wenn nicht konſtitutionell, ſo doch faktiſch die Ritter. Es war eine Klaſſe von Männern, die durch den Beſitz eines zu dem Ritterſtande erforderlichen Cenſus eine geſellſchaftliche Stellung, hinter der die der Plebs weit zurückblieb, erlangt hatten. Sie ſtanden den Senatoren nahe, wie denn die ſenatoriſchen Familien bisher in den Rittercenturien geſtimmt hatten, waren aber von denſelben durch den Pacht der Staatseinkünfte und die Geldverwaltung überhaupt, die ſie an ſich brachten, geſchieden. Den Rittern nun wurde das Recht, das bisher der Senat ausſchließend beſeſſen hatte, in die Decurien der Judices einzutreten, zugeſtanden. Cajus Gracchus ſetzte durch, daß die Richter in den Fällen, wo die Prätoren ſolche brauchten, aus den Rittern erloſt wurden.

Es liegt am Tage, daß Cajus Gracchus das Privilegium, das er dem Senate entriß, doch wieder einer anderen ebenfalls bevorzugten Klaſſe übertrug, welche überdies in den Provinzen adminiſtrative Geſchäfte verſah, die eben nicht zur Gerechtigkeit anwieſen. Der finanziellen Befugnis, die ſie ohnehin beſaß, fügte er nun die richterliche hinzu. Im Altertum hat man immer angenommen, er habe die Abſicht gehabt, den Ritterſtand, der bis dahin mit dem Senat zuſammenhielt, von demſelben zu trennen: eben auf

Schwächung des Senats, der ſeinen Bruder vernichtet hatte, war ja ſein Sinn gerichtet. Als er die Rogation durchgebracht hatte, rief er aus, mit dieſem Einen Schlage habe er die ganze Autorität des Senats zu Grunde gerichtet. Und wenigſtens ſoviel war erreicht, daß er ſelbſt eine freie Bahn vor ſich hatte.

Gracchus nahm zunächſt die öffentlichen Arbeiten in die Hand: die Anlegung der Kolonien, den Bau der Straßen, die Errichtung von Magazinen. Was auf ſeinen Vorſchlag beſchloſſen wurde, das wollte er auch ſelbſt ausführen. Man ſah ihn in der Mitte derer, denen die ſpecielle Leitung der Arbeiten aufgetragen war, von Kunſtverſtändigen aller Art, Militärperſonen, Magiſtraten, Gelehrten; man bemerkte, daß er die Würde des Amtes mit vertraulichem Eingehen auf die ihm vorgelegten Anträge zu paaren wiſſe; er war bei jeder Sache, gleich als ſei es die einzige, die er betreibe. Die größte Ehre machte ihm die Ausführung der Landſtraßen, die ſich über ein weites Gebiet ungeachtet aller Unebenheiten des Bodens ſchnurgerade dahinzogen, gleich bequem für Fuhrwerk und Reiter. Da er alles in ſeinen Händen behielt, ſo wurde ihm ein großes Patronat zu Teil; er war bereits wie ein gebietendes Oberhaupt anzuſehen.

In dieſer Lage nahm er ſich nun auch der Angelegenheiten der Bundesgenoſſen an. Er faßte die Abſicht, Latiner und Römer völlig auszugleichen, gleichſam zu verſchmelzen, und den übrigen Italikern das Stimmrecht in Rom zu verſchaffen: ein Vorhaben, das, wenn er es durchführte, ihn zum Meiſter von ganz Italien gemacht hätte.

Sehr wahrſcheinlich in der That, was berichtet wird, daß der Senat nichts unverſucht gelaſſen hat, um die Popularität, die Cajus Gracchus genoß, zu untergraben. Das vornehmſte Hindernis für deſſen Plan aber entſprang daraus, daß die Plebejer ſelbſt an demſelben Anſtoß nahmen.

Der eigentlich römiſche Bürger war gewohnt, die Italiker tief unter ſich zu ſehen; wie hätte er Gefallen daran finden können, daß das römiſche Bürgerrecht mit ſeinen alten und neuerworbenen Vorzügen den Bundesgenoſſen zu Teil werden ſollte?

Hierdurch vornehmlich geſchah es, daß Cajus Gracchus ſein Übergewicht in der Volksverſammlung verlor. Der Tribun Livius Druſus gewann das Vertrauen der Plebs, indem er die ihr von Gracchus gemachten Zugeſtändniſſe noch überbot. Überhaupt aber war die Spaltung im Tribunat dem jüngeren Gracchus nicht weniger ſchädlich, als einſt dem älteren. Diesmal ſoll ſie durch eine Eigenmächtigkeit, die Cajus ſich bei den Gladiatorenſpielen zu Gunſten der Zuſchauer aus den niederen Klaſſen erlaubte, veranlaßt worden ſein. Eine der Perſönlichkeit inhärierende Gewalt wollte man nun einmal in Rom nicht aufkommen laſſen. Es erfolgte, daß Cajus Gracchus bei ſeiner Bewerbung um das dritte Tribunat nicht durchdrang. Der Umſchlag der allgemeinen Stimmung zeigte ſich dann auch darin, daß einer ſeiner ausgeſprochenen Gegner, Lucius Opimius, zum Konſulat gelangte. Wie ſo ganz war dadurch die Lage geändert. Gracchus verlor den Schutz, der in ſeiner Unverletzlichkeit lag, und zugleich trat einer ſeiner heftigſten Feinde in den Beſitz der höchſten Würde in der Republik.

Nicht lange fehlte es dann an einem Gegenſtande des Haders. Mit der Ausführung der agrariſchen Geſetze, die immer fortging und umſomehr Schwierigkeiten haben mußte, je mehr man Rückſicht auf die Italiker nahm, hing es zuſammen, wenn in dem zweiten Tribunat des Gracchus auf ſeinen Antrieb unter Mitwirkung ſeines Freundes Fulvius Flaccus der Beſchluß gefaßt worden war, eine anſehnliche Kolonie auf das alte Gebiet von Karthago überzuführen. Wir vernehmen, daß Cajus Gracchus ſelbſt perſönlich bei der Deduktion als Triumvir Anteil nahm.

Aber man gönnte dem Volksführer die Gunſt nicht, die ihm die Gründung einer großen Kolonie verſchafft haben würde. Der Widerſpruch knüpfte ſich beſonders an die unglücklichen Vorzeichen, die bei der Umgrenzung des Gebietes für die neue Kolonie wahrgenommen worden ſeien. Auf dieſen Grund wurde, nachdem die öffentliche Gewalt verändert worden war, der Geſetzvorſchlag eingebracht, daß die Kolonie überhaupt nicht ausgeführt werden ſolle. Vielleicht iſt bemerkenswert, daß Cajus ſich ebenſo über ungünſtige Vorzeichen hinwegſetzte, wie einſt ſein Bruder; die griechiſche Philoſophie mag auf ihn dabei eingewirkt haben.

Gracchus und Fulvius beſchloſſen, ſich der Annahme dieſes Geſetzvorſchlages, für den eine Volksverſammlung auf dem Kapitol berufen war, mit ihrem geſamten Anhang zu widerſetzen. Die Leitung der Sache übernahm Fulvius Flaccus, ein Mann von militäriſchem Rufe, früher Konſul, der thätigſte Genoſſe der Politik des Cajus Gracchus. Aber ſie hatten bereits auch eine zahlreiche und aufgeregte Gegenpartei. Als Cajus Gracchus auf dem Kapitol erſchien, begegnete ihm das Unglück, daß einer ſeiner Anhänger mit einem Liktor, des Namens Antullius, der bei dem Opfer des Konſuls Dienſte leiſtete, über einige beleidigende Worte, die derſelbe vernehmen ließ, in Streit geriet und ihn niederſtieß, — oder war es, wie andere ſagen, ein Bürger, der, bei ſeinem Opfer beſchäftigt, den Gracchus an die Pflichten erinnerte, die er gegen ſein Vaterland habe. Dazu kam, daß Gracchus in ſeinem Eifer einen Tribunen in ſeiner Rede unterbrach, was gegen die in der Republik hergebrachte Ordnung und Sitte verſtieß. Hierüber löſte die Verſammlung ſich auf. Flaccus und Gracchus hatten von vornherein gefürchtet, in der Volksverſammlung könne ihnen eben das begegnen, was dem Tiberius geſchehen war; aus dieſem Grunde erſchienen ſie mit Leuten, die ſich zum Teil mit Waffen verſehen hatten. Jetzt mußten ſie inne werden, daß ſie auch ohne ein ſo gewaltſames Einſchreiten des Senats, wie das damalige, doch die ſchwächeren waren. Ihre Anhänger ſelbſt ſcheinen irre geworden zu ſein, da die Ermordung des Antullius eine allgemeine Entfremdung zur Folge hatte. Wie von ſelbſt bekam hierdurch die ſenatoriſche Partei die Oberhand. Am anderen Tage wurde im Senat bei dem Anblick der Leiche des Ermordeten der Beſchluß gefaßt, der den Konſuln erlaubte, die äußerſten Mittel der Gewalt in Anwendung zu bringen. Gracchus und Flaccus aber gaben ihre Sache noch nicht auf. Im Angeſicht der drohenden Haltung des Konſuls und des Senats verſammelten ſie ihre entſchloſſenſten Anhänger, die in der Eile bewaffnet worden waren, auf dem Aventin, wahrſcheinlich in der Erinnerung an das, was bei der Seceſſion und den Decemviralunruhen vorgefallen war; ſie ſcheinen darauf gerechnet zu haben, daß auch jetzt der Senat auf Verhandlungen mit ihnen eingehen werde, um die Eintracht der Stände nicht durch gewaltſames Blutvergießen auf immer zu zerſtören. Inſofern hat es doch eine nicht geringe Bedeutung, daß ſie einen jungen Mann, Sohn des Flaccus, mit einem Heroldsſtabe an die Gegner abſandten, um eine Unterhandlung einzuleiten, durch welche das Gleichgewicht und das Intereſſe der beiden Stände ohne Schwertſtreich hätte wiederhergeſtellt werden können. Gracchus und Flaccus wollten ſich nicht geradehin unterwerfen: aber auf Bedingungen — man kann daran nicht zweifeln — wären ſie eingegangen. Allein ganz anders war die Lage, als in jenen alten Zeiten. Konſul und Senat waren einer unzweifelhaften Überlegenheit ſicher; alle Rückſichten auf Vergangenheit und Zukunft lagen ihnen ferne; ſie forderten unbedingte Unterwerfung. Da dieſe nicht erfolgte, ſo rückte Opimius mit einem wohlgerüſteten Fußvolk und kretiſchen Bogenſchützen gegen die verſammelte Menge heran, die, obwohl bewaffnet, zu keinem Widerſtande fähig war.

Fulvius wurde, indem er ſich verbergen wollte, getötet. Gracchus floh in den Hain der Furien, wo ihm ein Sklave den einzigen Dienſt des Gehorſams erwies, der ihm noch erwieſen werden konnte: er tötete ihn. Dann brachte der Sklave ſich ſelbſt um.

Man muß, wie mir ſcheint, bei den Unternehmungen der Gracchen ihre Abſichten und Ziele von den Mitteln und Wegen, die ſie zur Erreichung derſelben einſchlugen, unterſcheiden. Die erſten ſind in der obwaltenden Verwirrung der Zuſtände wohl begründet; von den anderen läßt ſich das nicht ſagen.

Die Stellung des Cajus Gracchus iſt offenbar viel gewaltſamer, als die des Tiberius. Dieſer ward in einer an ſich nicht unberechtigten Verſammlung von einem eigenmächtigen Ariſtokratenhaufen überfallen; Cajus Gracchus hatte ſich zur Gegenwehr gerüſtet und, bereits in Nachteil geraten, an der Spitze ſeiner Fraktion eine beinahe empöreriſche Stellung eingenommen, als er von einem regelmäßigen Kriegsheer unter dem Konſul ſelbſt angegriffen und überwältigt wurde. Der erſte erlag in einem Tumulte, der zweite in einer Art von Schlacht. Noch einmal gelang es den Ariſtokraten, die legale Ordnung der Republik, aber nur durch Anwendung der Waffen zu behaupten. Eben darum unterlagen die Gracchen, weil ſie nicht ſtark genug waren. Wie aber dann, wenn an die Spitze der Partei, die ſie erweckt hatten, einmal Männer traten, welche mit demokratiſchen Ideen auch militäriſche Gewalt vereinigten? Nur allzubald ſollte das geſchehen.

Achtes Kapitel.

Militäriſche Erfolge in Numidien und in Gallien. Jugurtha und die Cimbern.

Es giebt auch in der alten Geſchichte, und zwar in den Anſchauungen der Hiſtoriker ſelbſt, eine konſervative und eine liberale Richtung. In dem Unternehmen der Gracchen ſehen von den alten Hiſtorikern die einen ein Verbrechen: ſie laſſen den perſönlichen Eigenſchaften der beiden Brüder, namentlich denen des älteren, Gerechtigkeit widerfahren: aber umſomehr empört ſie, daß Männer dieſer Art, die den vornehmſten Geſchlechtern angehörten — denn auch der Vater der Gracchen hatte ſich im Feld und zu Haus allgemein anerkannte und ſelbſt bewunderte Verdienſte erworben, und die Herkunft ihrer Mutter von dem Beſieger Hannibals gab ihnen einen genealogiſchen Nimbus —, die in der Republik hergebrachte Ordnung zu ſtören gewagt hatten. Sie meinen darin eine Abwendung von dem beſten zu dem ſchlechteſten aller Grundſätze, die Wirkung des ſchrankenloſen Ehrgeizes des einen und der wilden Rachſucht des anderen zu ſehen. Auf andere aber machten die großen perſönlichen Eigenſchaften der beiden Brüder Eindruck; ſie gaben dem Idealismus des einen, in dem er nur durch die edelſten Motive geleitet worden ſei, und dem praktiſchen Unternehmungsgeiſt des anderen ihren Beifall. In unſeren Tagen haben die Gracchen durch das, was ſie beabſichtigten, und durch ihren Untergang die allgemeine Sympathie erweckt. Suchen wir, abſehend von Lob und Tadel, nur den hiſtoriſchen Kern des Ereigniſſes zu faſſen, ſo liegt derſelbe darin, daß die Elemente, welche, urſprünglich verſchieden, doch in den letzten Jahrhunderten einträchtig zuſammengewirkt hatten, durch die Gracchen ihres alten Gegenſatzes bewußt wurden und gegen einander Stellung nahmen. Der Senat beſaß eine alles beherrſchende Autorität: auf der einen Seite ſchloß er das höchſte Verdienſt, ſelbſt wenn es ſich mit großen patriotiſchen Ideen und mit militäriſchen Erfolgen verbündete, in enge Schranken ein; auf der anderen beherrſchte er die Plebs, der ein verbürgtes Recht zuſtand, ſelbſt über den Wortlaut der Geſetze hinaus, und hielt ſie, durch die ſtädtiſchen Verhältniſſe begünſtigt, in einer Art von Unterordnung. Die Handlung der Gracchen iſt nun, daß ſie die Mittel fanden, dieſer drückenden Autorität entgegenzutreten; ſie riefen die Plebs wieder zum Bewußtſein ihrer alten Gerechtſame und Anſprüche auf. Denn, wie angedeutet, das hatte ſelbſt für die univerſale Stellung der Römer in der Welt eine hohe Bedeutung: auf der Weiterentwickelung der plebejiſchen Rechte und ihrer Ausdehnung auf die freie Bevölkerung der Bundesverwandten Italiens beruhte der Beſtand der römiſchen Macht, die Fähigkeit, dieſelbe gegen die noch barbariſchen Nationen zu behaupten und in der Behauptung weiter zu fördern. Aber auch für den Gehorſam der unterworfenen Provinzen war es ein weſentliches Erfordernis, der adminiſtrativen und richterlichen Willkür der Ariſtokratie Einhalt zu thun. Und ſogleich trat ein Fall ein, in welchem die Erhaltung der Abhängigkeit eines großen Landes, durch die vornehmen Geſchlechter gefährdet, nur durch das Eingreifen der Plebs behauptet werden konnte. Bald darauf ereignete ſich, daß nicht allein die Macht, ſondern das Daſein der römiſchen Republik von außen her gefährdet und nur durch die Anſtrengung nicht allein der Plebs, ſondern auch der Italiker erhalten wurde.

Wenn nun ſchon in früheſten Zeiten die Rechte der Plebs auf den Verdienſten beruhten, die ſie im Kriege erworben: wie hätte das nicht in einem Augenblicke wieder der Fall ſein ſollen, in welchem der ſtändiſche Hader von neuem erwacht war. Greifen wir aber dem geſchichtlichen Ereignis nicht voraus. Wir laſſen die Begebenheiten, die ohnehin von univerſalhiſtoriſcher Wichtigkeit ſind, einfach vor unſeren Blicken vorüber gehen.

Den Römern war durch den Gang der Weltereigniſſe die Befugnis zugefallen, zwiſchen den benachbarten Fürſten und Gemeinweſen in ihren Streitigkeiten in ſich ſelbſt und untereinander das ſchiedsrichterliche Amt zu verwalten. Mit dieſer Befugnis war aber auch die Pflicht verbunden, ſie in einer den großen Angelegenheiten und der Idee des Rechtes entſprechenden Weiſe auszuüben. Das war vor allem die Sache des Senates. Aber ſchon mehr als einmal hatte es ſich gezeigt, daß die mächtigeren unter den Senatoren, indem ſie das Schiedsrichteramt verwalteten, doch dabei andere perſönliche Zwecke im Auge behielten; namentlich dann, wenn es Entzweiungen betraf, die unter den Mitgliedern einer und derſelben Herrſcherfamilie ausgebrochen waren. Nirgends kam das mehr zu Tage als bei den Streitigkeiten, welche in dem Königshauſe von Numidien unter den Nachkommen jenes Maſiniſſa, mit welchem die Römer ſo eng verbunden geweſen waren, ausbrachen. Deſſen Sohn Micipſa war durch den Tod ſeiner Brüder zur Alleinherrſchaft gelangt: er hielt nach dem Fall von Karthago an der Allianz mit den Römern feſt und iſt ihnen in ihren ſpaniſchen Kriegen mit Elephanten und numidiſchen Reitern zu Hülfe gekommen. Micipſa war ein beſonderer Freund der Scipionen; er unterſtützte den Cajus Gracchus in Sardinien mit libyſchem Getreide. Bei dem Tode dieſes Fürſten nun trat eine Spaltung in Numidien ein. Neben ſeinen beiden Söhnen, Adherbal und Hiempſal, hatte Micipſa auch den natürlichen Sohn eines ſeiner verſtorbenen Brüder zum Erben eingeſetzt und dieſem — es war Jugurtha — ſelbſt die Vormundſchaft über die beiden anderen anvertraut, eine teſtamentariſche Beſtimmung, welche notwendig Unordnungen zur Folge haben mußte; denn Jugurtha, thatkräftiger und in jedem Sinne begabter als die anderen, wurde doch von dieſen, da ſeine Mutter von niederer Herkunft war, nicht für ebenbürtig gehalten und hierdurch zum Haß gegen ſie aufgereizt. In dieſem Zwieſpalt kam nun das meiſte darauf an, welche Partei die Römer in demſelben ergreifen würden. Jugurtha hatte vor Numantia mit vielen Mitgliedern der jüngeren Nobilität

Bekanntſchaft gemacht. Auf dieſe ſcheint er ſich geſtützt zu haben, während Hiempſal und Adherbal mehr die Freundſchaft mit den älteren Scipionen und den Gracchen pflegten. Jugurtha brachte den einen derſelben, Hiempſal, ums Leben und nötigte den anderen, Adherbal, ſeine Zuflucht nach Rom zu nehmen. Man betrachtete es als eine Wirkung der reichen Geſchenke, die Jugurtha angeſehenen Senatoren machte, wenn der Senat, entfernt davon, Hiempſal an Jugurtha zu rächen, vielmehr eine neue Teilung von Numidien vornahm, in der er dem Jugurtha die eine und zwar beſſere Hälfte des Landes zueignete. Die Verfügung des Senates wurde allgemein als eine ungerechte angeſehen. Durch das, was man ihm im Lager geſagt hatte, aufgemuntert, alles zu wagen, was zu ſeinem Vorteil ſei, — denn von Rom her werde er nichts zu fürchten brauchen, wenn er nur Geld habe, — und durch dieſen erſten Succeß in ſeinem ehrgeizigen Vorhaben beſtärkt, griff Jugurtha nun auch Adherbal an, überwand ihn und belagerte ihn in ſeiner Hauptſtadt Cirta. Die Römer ſchickten eine Geſandtſchaft hinüber, welche zwiſchen den feindlichen Vettern vermitteln ſollte; aber dieſe ſchritt doch nicht mit dem erforderlichen Nachdruck ein. Im Senat iſt zwar der Vorſchlag gemacht worden, dem bedrängten Adherbal mit einem Heere zu Hülfe zu kommen, allein die Freunde Jugurthas wußten einen Beſchluß dieſer Art zu verhindern. Eine neue Geſandtſchaft ward hinübergeſchickt, die aber ebenfalls unverrichteter Dinge zurückkehrte. Jugurtha wurde hierauf des Adherbal Meiſter und ließ ihn ans Kreuz ſchlagen.

Da aber griff nun dieſe Angelegenheit in die ſtändiſchen Gegenſätze der Republik, welche niedergeſchlagen, aber keineswegs beſeitigt waren, aufregend ein.

Ein der Nobilität wieder einmal feindſeliger Volkstribun, Cajus Memmius, nahm ſich der beleidigten öffentlichen Moral an.

Das Andenken an Tiberius und Cajus Gracchus erwachte wieder. In den Beſiegten kochte die Begier des Widerſtandes. Früher, ſo wurde geſagt, habe man erlebt, daß die Nobilität alles Schöne und allen Reichtum für ſich behalte, ſich die fremden Könige zinsbar mache; jetzt aber verletze ſie alle menſchlichen und göttlichen Geſetze; blutbefleckten Menſchen von unerſättlicher Habgier ſei man unterworfen.

Und ſo viel bewirkte dieſe Bewegung, daß eine neue Geſandtſchaft des Jugurtha zurückgewieſen und Krieg gegen ihn beſchloſſen wurde. Aber auch diesmal geſchah nichts ernſtliches. Selbſt der Konſul, der den Krieg führen ſollte, Calpurnius Beſtia und deſſen Begleiter Ämilius Scaurus, von allen Senatoren der angeſehenſte, waren dem Geld Jugurthas nicht unzugänglich.

Jugurtha erlangte eine vorläufige Abkunft, bei der er ſich zu einer Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade verſtand. Das Wort Dedition, deſſen er ſich bediente, ſchien für ihn übrigens keine große Bedeutung zu haben. So viel aber lag doch darin, daß er von ſeiten des Volkes aufgefordert werden konnte, perſönlich nach Rom zu kommen, wohlverſtanden unter ſicherem

Geleite. Denn nicht ſeine Perſon wollte man angreifen; man wünſchte nur ein Geſtändnis über die Verbindungen zu erlangen, in denen er mit der Nobilität geſtanden hatte, um gegen die einzelnen Mitglieder derſelben unmittelbar angehen zu können. Jugurtha verweigerte nicht zu kommen, aber durch ſein Gold fand er ſogar bei ſeinen bisherigen Gegnern Eingang: er wußte einen Tribunen zu gewinnen, welcher ihm verbot, in der Volksverſammlung zu reden.

Er ſoll geſagt haben: in Rom ſei alles käuflich; die Republik werde untergehen, wenn ſie einen Käufer finde. Noch bei ſeiner Anweſenheit in Rom aber ſollte er erfahren, daß ſich da doch nicht alles und jedes mit Geld ausrichten ließ. Noch lebte in Rom ein Enkel Maſiniſſas, des Namens Maſſiva, der nach dem Tode Adherbals nach Italien geflüchtet war. Ihm ſchien ein natürlicher Erbanſpruch auf das Reich zuzuſtehen; und in der Republik gab es noch andere perſönliche Impulſe, welche in die öffentlichen Angelegenheiten beſtimmend eingriffen. Der für das nächſte Jahr ernannte Konſul Spurius Poſtumius Albinus, dem die Provinz Numidien zugefallen war, hatte den Ehrgeiz, ſeine Amtsführung durch eine kriegeriſche Unternehmung in Afrika zu bezeichnen. Er riet dem Maſſiva, ſein Anrecht bei dem Senat zur Sprache zu bringen. Jugurtha befürchtete, daß die Abſicht des Konſuls von der Mehrheit des Senats gebilligt werden würde. Um dem auf immer zuvorzukommen, ließ er, unzugänglich für jedes Gefühl der Menſchlichkeit, wie er war, ſeinem numidiſchen Vetter insgeheim auflauern und ihn meuchelmörderiſch umbringen. Das gelang jedoch nicht, ohne daß man des Mörders habhaft geworden wäre; durch deſſen Geſtändnis wurde die Teilnahme Jugurthas an dem Morde außer allen Zweifel geſetzt. Ein ſo grobes Verbrechen, mitten in der Hauptſtadt begangen, brachte nun aber doch in den Gemütern eine Aufregung hervor, gegen welche die Geldgeſchenke Jugurthas nichts vermochten. Der Senat befahl ihm, Rom und Italien zu verlaſſen, und der Krieg, der durch jene Dedition beendigt zu ſein ſchien, brach wieder aus. Dem verſchmitzten Numidier war es gelungen, ſeinen Korruptionen auch im Kriegsheer Eingang zu verſchaffen. Der vornehmſte unter den Centurionen der dritten Legion hat den Feind an der Stelle des Lagers, die ihm ſelbſt anvertraut war, eingelaſſen. Aulus Albinus, der Bruder des Konſuls, ward in die größte Gefahr gebracht und zu einem Vertrag genötigt, wie der numantiniſche des Mancinus geweſen war; er führte aber ebenſowenig zum Ziele wie dieſer.

Im römiſchen Volk erhob ſich ein Sturm gegen alle die, welche in Verdacht waren, von Jugurtha beſtochen worden zu ſein; der Senat verwarf den Vertrag des Albinus ſo gut wie jenen numantiniſchen, und der Krieg wurde einem der erſten Führer der Zeit, Quintus Metellus, übertragen. Er bekleidete das Konſulat im Jahre 645 der Stadt, 109 vor unſerer Ära; durch die Verzögerung der Komitien geſchah es, daß er erſt ſpät im Sommer nach Afrika gelangte. Auch er war einmal wegen Beſtechung vor Gericht gezogen worden, doch ließ ſein Verhalten keinen Verdacht aufkommen. Und dieſer Mann hat ſich den Namen Numidicus erworben.

Sein erſtes Bemühen war — in dieſen Zeiten der gewöhnliche Anfang der Heerführung —, die Truppen einer ſtreng-militäriſchen Zucht zu unterwerfen. Keine Vergehung ließ er ungeſtraft. Überdies folgten ihm neugeworbene, von ihm ſelbſt ausgebildete Mannſchaften.

Jugurtha ſuchte auch ihm mit verführeriſchen Anträgen beizukommen. Man hat es dem Metellus als einen Beweis der Tugend angerechnet, daß er die Geſandten Jugurthas, ſtatt ihren Anträgen Gehör zu ſchenken, nur aufforderte, ihm dieſen lebendig oder tot in die Hände zu liefern, wofür ſie belohnt werden ſollten. Soldaten, die zu Jugurtha übergegangen waren oder ſich auch nur einer Hinneigung zu demſelben verdächtig gemacht hatten, beſtrafte er, ſelbſt wenn ſie einen höheren Rang bekleideten, ſo unnachſichtig, daß man ihm Grauſamkeit ſchuld gegeben hat.

Sobald es nun ſo weit gekommen war, daß die Römer den Krieg mit Ernſt und Nachdruck unternahmen, war, der Geſchicklichkeit, mit der ihnen Jugurtha begegnete, zum Trotz, doch an dem Ausgang desſelben kein Zweifel. Die Hauptſache wurde noch von Metellus ins Werk geſetzt; er nahm Numidien in zwei Feldzügen ein: doch brachte er die Sache nicht zu Ende, da Jugurtha den König Bocchus von Mauretanien auf ſeiner Seite hatte. Das römiſche Volk aber maß dem Heerführer ſelbſt die Schuld davon bei, der den Krieg zu beendigen zögere, um den Oberbefehl länger zu behalten.

Schon immer waren in dieſer Sache die beiden Parteien in Rom aneinander geraten. Man dürfte dabei aber nicht gerade der einen oder der anderen Recht geben. Denn auch ein Tribun hatte ſich beſtechen laſſen, und der Senat hat die Feindſeligkeit gegen Jugurtha nach einigen Schwankungen zuletzt doch wieder aufgenommen. In dieſem Augenblicke aber trat noch ein anderes, mehr militäriſches Intereſſe hervor. Neben Metellus, einem der angeſehenſten Mitglieder der Nobilität, leiſtete ein Plebejer von echtem Schrot und Korn, Cajus Marius, das beſte in dieſem Kriege. Ihm fehlte die Kultur des Lebens und das Wiſſen, welche die Nobilität auszeichneten; aber er war durch Tüchtigkeit im Dienſt, untadelhaftes Verhalten und unleugbares Talent in ſtädtiſchen und militäriſchen Würden emporgekommen. Seinem Ehrgeiz entſprach ſein Glück. Die Haruſpices ſagten: er könne alles wagen, alles würde ihm gelingen. Wonach aber konnte der Ehrgeiz eines Römers vor allen Dingen trachten: es war die Würde des Konſulats, welches die höchſte Gewalt, obwohl beſchränkt, in allen weſentlichen Dingen repräſentierte. Für dieſe Würde mangelte nun aber dem Marius das Anſehen, das aus einer vornehmen Herkunft entſpringt. Denn, wiewohl das Recht der Plebejer auf das Konſulat vorlängſt feſtgeſetzt war, ſo hatte es ſich doch eingeführt, daß es eben nur Mitgliedern der angeſehenſten Familien patriciſchen oder plebejiſchen Urſprungs, vorausgeſetzt, daß ſie die perſönlichen Eigenſchaften dazu beſaßen, zu teil wurde. Darüber nun, daß Marius den

Wunſch und die Hoffnung blicken ließ, zum Konſulat zu gelangen, brach in Afrika im Lager ein Zerwürfnis zwiſchen dem aufſtrebenden Plebejer und dem ariſtokratiſchen Metellus aus. Metellus gab einen mit Stolz und Verachtung gemiſchten Zweifel darüber kund, ob es dem Marius mit ſeinem Vorhaben gelingen werde. Doch konnte er demſelben zuletzt die Erlaubnis, zu ſeiner Bewerbung nach Rom zu gehen, nicht verweigern: er mochte es nicht einmal, da Marius, bereits beleidigt, ſeinen Dienſt nur ungern weiter verſah. Aber in Rom war indeſſen der Widerſtreit zwiſchen ihnen ein Gegenſtand der popularen Agitation geworden. Die Plebs begrüßte es als ein Glück, daß aus ihrer Mitte wieder ein Mann von großem militäriſchem Verdienſt hervorgegangen war, der ſeine Hand nach dem Konſulat ausſtrecken konnte. Die Niedrigkeit der Herkunft des Marius war ein Motiv ſeiner Erhebung; man ſah die Handwerker ihre Werkſtätten verlaſſen, um dem verdienſtvollen Emporkömmling ihre Stimmen zu geben. So geſchah es, daß Cajus Marius für das Jahr 647 der Stadt, 107 vor unſerer Ära, zum Konſul erwählt und ihm die Provinz Numidien, die der Senat dem Metellus vorzubehalten gedacht hatte, definitiv übertragen wurde. Indem nun Marius an die Stelle des Metellus trat, führte er zugleich eine Truppenſchar hinüber, die er aus den niedrigſten Klaſſen zuſammengeſetzt hatte. Das römiſche Heer bekam dadurch ein neues, den geltenden Begriffen, bei denen noch an dem Cenſus feſtgehalten, nicht mehr konformes Element, das ſich für die Art und Weiſe des Krieges, wie er nunmehr notwendig wurde, trefflich geeignet erwies.

Für die Beendigung des Krieges trat alsdann das Verhältnis zu König Bocchus in den Vordergrund. Merkwürdig iſt die Streitfrage zwiſchen Bocchus und den Römern: Bocchus behauptete, in dem Beſitz eines Gebietes geſtört worden zu ſein, das er über Jugurtha erobert habe. Die Römer erwiderten: Jugurtha habe kein Recht mehr auf dieſes Gebiet, ſeitdem er durch die gegen die Söhne des Micipſa ausgeübten Gewaltſamkeiten ein Feind der Römer geworden ſei; es ſei ein Stück Landes, das die Römer einſt dem Syphax entriſſen und dem Maſiniſſa überlaſſen hätten; das ſei aber, wie immer in ſolchen Fällen, nur unter der Bedingung geſchehen, daß der Beſitzer ein Freund der Römer bleibe; das Gebiet, das Bocchus erobert zu haben meine, ſei alſo ein Gebiet der Römer.

Man erkennt daraus, daß dieſe römiſchen Landverleihungen an fremde Könige eine Art von Lehen in ſich ſchloſſen und durch Felonie verwirkt werden konnten. Zwiſchen Bocchus, Jugurtha und Rom beſtanden, wie man ſieht, ſehr zweifelhafte Verhältniſſe, die durch die Unzuverläſſigkeit der Mauretanier noch zweifelhafter wurden. Marius war bei allem ſeinem Verdienſt der Mann nicht, der ſie hätte ordnen können; aber in ſeinem Heere diente ein junger Mann aus der Nobilität, der mit der Tapferkeit, die er als Reiterführer im Felde bewies, die Bildung der höheren Klaſſen, ihre Genußliebe, aber auch eine mit Kühnheit verbundene Gewandtheit beſaß. Ohne Gefahr war das Unternehmen nicht, das er wagte: er hätte leicht dabei ums

Leben kommen können. Bocchus ſoll in der That darüber geſchwankt haben, ob er Sulla an Jugurtha, der in der Nähe war, oder Jugurtha an Sulla ausliefern ſolle; aber der mauretaniſche König konnte doch nicht lange ſich darüber bedenken. Für ihn war die Frage ſehr einfach. Die Römer bewilligten dem König einen Teil des numidiſchen Gebietes; dieſer lieferte ihnen dagegen ihren Feind Jugurtha aus. Einen anderen Teil von Numidien verbanden die Römer mit ihrer Provinz. Nur ein Dritteil des alten Gebietes wurde den Nachkommen des Maſiniſſa zurückgegeben. Mit Unrecht würde man die Ehre dieſes Erfolges dem Marius ſtreitig machen; als er ein paar Jahre ſpäter nach Rom zurückkam, hat er Jugurtha und deſſen Kinder im Triumphe aufgeführt. Aber ebenſowenig wird der Anteil, den früher Metellus, ſpäter Sulla an der Entſcheidung nahmen, überſehen werden dürfen. Wir irren wohl nicht, wenn wir darin die Signatur des Ereigniſſes erblicken. Augenſcheinlich war das Emporkommen des Jugurtha dem Vorwalten der Nobilität zuzuſchreiben. An dem Niederkämpfen desſelben nahmen zwar einige der vornehmſten Mitglieder der Nobilität ruhmvollen Anteil; die eigentliche Entſcheidung war jedoch der Akt eines Plebejers.

Aber daß Marius nun zu einer Macht gelangte, welche die Nobilität in Schatten ſtellte, beruhte auf einer anderen großen Handlung desſelben, die ihm einen univerſalen Ruhm erwarb. Er rettete die Römer aus einer eminenten Gefahr, die aus dem Fortgang ihrer Eroberungen unerwartet, aber unvermeidlich hervorging.

Wir wenden unſeren Blick von den ſüdlichen nach den nördlichen Regionen der Küſten des Mittelmeers. Die Römer waren ſoeben damit beſchäftigt, im transalpiniſchen Gallien feſten Fuß zu faſſen, wozu ſie zunächſt durch ihre bereits erwähnte Bundesgenoſſenſchaft mit den Maſſalioten veranlaßt wurden, welche ihnen von jeher gegen die Feindſeligkeiten der liguriſchen Völker, welche zu beiden Seiten der Seealpen wohnten, ſehr zu ſtatten gekommen war. Gegen dieſe Völker riefen nun die Maſſalioten die Hülfe der Römer an. Und da die Geſandtſchaft, durch welche die Römer Maſſilia vor den Gewaltſamkeiten ſeiner Nachbarn, der Oxybier und Deciaten, ſicher zu ſtellen ſuchten, von den erſten gröblich mißbandelt wurde, ſo ſäumten die Römer, die für Beleidigungen dieſer Art beſonders empfindlich waren, nicht, die genannten Völkerſchaften mit Krieg zu überziehen. Dieſe Völker erſcheinen noch recht eigentlich barbariſch: ſie machten, ohne ſich erſt zu ſammeln, einen wilden Angriff auf die Römer, der dann ohne Mühe abgeſchlagen wurde und mit der Dedition der Deciaten in die Gewalt der Römer endigte. Ihr Gebiet wurde großenteils den Maſſalioten überlaſſen. Das aber befriedigte das eigentliche Intereſſe, welches die Römer an der Bezwingung des ſüdlichen Gallien nahmen, noch nicht. Dies beſtand darin, ſich einen Landweg durch die Bezirke zwiſchen Alpen und Pyrenäen zu ſichern. Es koſtete ihnen jahrelange Kämpfe, um die Ligurer und Celtoligurer, die dieſe Küſten beherrſchten, zu einem ſolchen Zugeſtändnis zu zwingen. Wir vernehmen, daß ihnen eine Straße zwölf Stadien breit eingeräumt worden iſt, die doch gewiß nicht allein für Reiſende beſtimmt war, ſondern einen ununterbrochenen militäriſchen Zuſammenhang zwiſchen den beiden Gebieten bezweckte. Noch einmal gab dann der Streit der Maſſalioten mit einer anderen benachbarten Völkerſchaft, den Salluviern, den Römern Gelegenheit, in dieſen Landſchaften einzugreifen.

Nach erfochtenem Sieg wurde von dem Konſul Sextius, der auf römiſche Weiſe Bäder zu ſchätzen wußte, Aquä Sextiä gegründet: es ſcheint ein bloßes Kaſtell geweſen zu ſein. Aber die Römer wendeten ihre Waffen ſogleich auch gegen die Allobrogen, Verbündete der Salluvier, deren König bei denſelben Aufnahme gefunden hatte, wodurch dann die celtiſchen Volksſtämme überhaupt in Bewegung gerieten. Die Siege, die Cnäus Domitius Ahenobarbus und Quintus Fabius Maximus im Jahre 121 vor unſerer Ära über die Allobrogen erfochten, können als die Grundlegung der transalpiniſchen Provinz betrachtet werden. Sie kam dann hauptſächlich dadurch zuſtande, daß das alte Narbo, welches mit Maſſilia in Handelsverkehr und Macht wetteiferte, in die Hände der Römer geriet. Ihr Übergewicht über die Bewohner der weſtlichen Küſten wurde dadurch vollendet.

Zugleich aber waren ſie nach den öſtlichen hin in einem verwandten Unternehmen begriffen. An der wohlgelegenſten Stelle, die ſchon von den Galliern, die von da aus nach dem Gebiete der Veneter ſtreiften, in Beſitz genommen war, hatten ſie nach deren Verjagung Aquileja gegründet, wodurch ſie zugleich das nordöſtliche Italien ſicherten und den Andrang der celtiſchen Bevölkerungen abwehrten. Denn noch waren Taurisker und Karner im Beſitze dieſer Regionen. Das war bereits vor dem perſeiſchen Krieg in Konkurrenz mit Macedonien geſchehen. Nach der Vernichtung des macedoniſchen Königreichs verfolgten die Römer auf der Balkanhalbinſel zwei verſchiedene Direktionen. In Dalmatien wurden die Völkerſtämme, welche mit ihren Räubereien die illyriſchen Beſitzungen der Römer und die See beunruhigten, bekämpft. Tief in das Gebiet der Dalmatier drang der Konſul Tuditanus ein. Er hatte anfangs Widerſtand gefunden, aber die Niederlage dann wieder durch einen Sieg gut gemacht. Noch weiter rückte zehn Jahre darauf der Bruder des numidiſchen Metellus in dieſer Richtung vor.

Bei der Spärlichkeit unſerer Nachrichten laſſen ſich die Grenzen, welche die Römer in dieſen Gebieten erreichten, nicht beſtimmen. Nachdem ſie aber Meiſter von Macedonien geworden waren, hatten ſie gleichſam den Beruf, die von daher in Gang geſetzten alten Völkerkriege aufzunehmen. Zunächſt fanden ſie den kräftigſten Widerſtand. Cajus Porcius Cato erlitt eine Niederlage von den Skordiskern, welche angeborene Tapferkeit mit der Geſchicklichkeit, ſich ihrer Wildniſſe zur Abwehr zu bedienen, vereinigten. Bald darauf wurden die Skordisker von Heeren angegriffen, denen ſie nicht widerſtehen konnten. Allmählich verſchwindet ihr Name in den Annalen. Der Beſieger der Skordisker, Livius Druſus, drang im Jahre 112 vor unſerer Ära bis an die Donau vor, die er aber nicht überſchritt.

So entlegen dieſe Fortſchritte der Eroberung von einander ſind, ſo haben ſie doch dadurch eine Beziehung zu einander, daß es hier wie dort celtiſche Nationen waren, mit denen die Römer in Kampf gerieten, und die ſie in ihren alten Sitzen beunruhigten oder überwältigten. Überhaupt beſchränkten die Römer das Gebiet, in welchem ſich die noch nicht in die geſchichtliche Verbindung gezogenen Nationalitäten bewegten. Es hat einen tiefen hiſtoriſchen Grund, wenn nun aus eben dieſen ſich die Reaktion erhob, die in dem Zuge der Cimbern und Teutonen zum Vorſchein kommt. Zuerſt erſcheinen ſie an den Ufern der Donau, an den Grenzen von Illyrien und in der Nachbarſchaft der Skordisker; dann dringen ſie in Noricum vor, wo ſie einen großen Sieg erfechten; darauf brechen ſie in Gallien ein.

Celtiſche und germaniſche Elemente laſſen ſich in ihnen nicht mit Sicherheit unterſcheiden; eine Verbindung beider Nationalitäten entſpräche der allgemeinen Lage der Verhältniſſe. Damals waren ſie zu einer einzigen ſtreitbaren Kriegsſchar verbunden. Für die Univerſalgeſchichte iſt der Gegenſatz wichtig, in welchem ſie gegen die Römerwelt auftreten. Sie ſelbſt waren bereits nicht ohne Einfluß derſelben geblieben: weit abweichend von den Galliern, die einſt gegen Rom heranzogen, ſehen wir ſie mit eiſernen Harniſchen ausgerüſtet, mit zweizackigen Speeren und großen Schwertern verſehen; ihre Helme mit hohen Federbüſchen ſtellten Tierköpfe mit offenen Rachen dar. Sie verbanden vorgeſchrittene Kriegskunſt mit barbariſchen Impulſen. Bei dem Heer waren auch die Frauen auf ihren Karren mit ihren Kindern: es war nicht viel anders, als bei der ſogenannten Völkerwanderung: Wahrſagerinnen, die barfuß daherſchritten, ihr linnenes Obergewand mit ehernem Gürtel geſchürzt. Mit gezücktem Schwert gingen ſie den Gefangenen entgegen, ſchnitten ihnen über ehernen Amphoren den Hals ab und weisſagten aus dem Niedertröpfeln ihres Blutes — eine ganz galliſche Sitte.

Daß ſie nun von vornherein gegen Rom hätten angehen wollen, darf man kaum annehmen: wenn ſie im Jahre 113 vor unſerer Ära in den noriſchen Alpen mit Carbo zuſammenſtießen, ſo rührt das nur daher, daß ſich dieſer der benachbarten illyriſchen Nationen, die er als Freunde der Römer bezeichnete, im Kampfe mit ihnen annahm. Er war im Angriff gegen die einherziehende Kriegsgenoſſenſchaft begriffen, als er mit ihr zuſammentraf und geſchlagen wurde. Doch drangen ſie von dort aus nicht gegen Italien vor.

Im Jahre 109 finden wir ſie in Gallien; hier forderten ſie Land von den Römern, dem Volke des Mars, dem ſie dagegen ihre Dienſte anboten. Von einer ſolchen Verbindung, welche doch eine Teilung der Weltherrſchaft bedeutet hätte, wollten die Römer nichts hören.

Aber ob ſie in ihrem damaligen Zuſtand, der zugleich eine innere Entzweiung in ſich ſchloß, den Sturm zu beſtehen fähig ſein würden, war doch ein paar Jahre hindurch ſehr zweifelhaft. Die Verteidigung übernahm ein

Mann vornehmſter Herkunft, deſſen Geſchlecht ſich noch von Alba Longa herleitete und in Rom eigenartig gottesdienſtliche Gebräuche feſthielt, Quintus Sevilius Cäpio, der Sohn jenes Cäpio, der den Tod des Viriathus veranlaßte, der auch ſchon ſelbſt als Überwinder der Luſitaner und benachbarter Völkerſchaften ſich einen Namen erworben hatte. Er ſtellte ſich, damals Prokonſul, den vordringenden Cimbern und Teutonen an der Rhone entgegen. Seine Haltung war jedoch zweideutiger Art. Durch die Plünderung der Tempelſchätze von Toloſa hatte er die Eingeborenen zur Empörung aufgeregt; dort an der Rhone geriet er in Zwiſtigkeiten mit dem anweſenden Konſul, Cnäus Mallius Maximus, dem er, hochfahrend wie er war, den durch die Geſetze vorgeſchriebenen Gehorſam nicht leiſtete. Nicht etwa Feigheit iſt es, was man ihm Schuld giebt, ſondern der Ehrgeiz, die große Sache allein durchzuführen: den Ruhm, die mächtigen Barbaren abgewehrt zu haben, wollte er für ſich ſelbſt gewinnen mit all den Vorteilen, die ſich daran knüpfen mußten. Eben dabei aber erlag er. Die barbariſche Kriegsgenoſſenſchaft hätte vielleicht durch ein gutes Zuſammengreifen wohl überlegter Verteidigungsmittel zurückgewieſen werden können. Da zwei mit einander hadernde römiſche Würdenträger ſelbſt in den Beratungen in einen beleidigenden Wortwechſel gerieten, behielten die Feinde die Oberhand. Das konſulare und das prokonſulare Heer wurden beide überwältigt. Der Verluſt wird auf 80 000 Mann angegeben. Hierdurch nun wurden Cimbern und Teutonen Herren und Meiſter von Gallien. Man erwartete nicht anders, als daß ſie ſich nach Italien wenden würden, wie einſt die Gäſaten und die mit Hannibal verbündeten galliſchen Nationalitäten. Man hörte, ſie wollten das einſt den Etruskern abgewonnene Gebiet, das die Römer den Celten entriſſen hatten, wieder einnehmen. In Rom erwachte noch einmal der alte galliſche Schrecken. Damit verband ſich aber die innere Parteiung, die ſoeben im Streit zwiſchen Marius und Metellus hervorgetreten war. Mit Metellus war Cäpio inſofern zu vergleichen, als ſie beide den vornehmſten Geſchlechtern angehörten: aber gegen die Amtsführung des erſten ließ ſich nichts erinnern; wenn ihn die Plebs dennoch haßte, um wieviel gewaltiger mußte dieſer Haß gegen Cäpio aufbrauſen, der eine der ſchwerſten Niederlagen erlitten hatte, von denen Rom je betroffen worden war, und zwar durch ſeine eigene Verſchuldung. Man machte ihm den Raub von Toloſa und die Unbotmäßigkeit gegen ſeinen Konſul zum Vorwurf; auf den Antrag der Tribunen wurde er ſeines Prokonſulats, was unerhört war, entſetzt. Man hat ſogar ſeine Güter eingezogen, wovon die Annalen ſeit den Tarquiniern kein Beiſpiel aufwieſen. Wenn es nun aber vor allem darauf ankam, einen tüchtigen Heerführer den Cimbern entgegenzuſetzen, auf wen konnte die Wahl fallen, als auf Cajus Marius, der ſoeben den numidiſchen Krieg' zu Ende geführt hatte und die ungeteilte Zuneigung des Volkes beſaß. Es lief gegen die Geſetze, demſelben Manne das Konſulat zweimal hintereinander zu übertragen; und die Anweſenheit des Kandidaten bei der Wahl zur höchſten Würde in Rom galt allezeit als erforderlich. Daran iſt denn auch in den Verſammlungen gemahnt worden; aber auf der anderen Seite erinnerte man, es ſei nicht das erſte Mal, daß das Geſetz der Forderung des öffentlichen Wohles weichen müſſe. Und ſo verhielt es ſich in der That. Die Verbindung der höchſten militäriſchen Autorität mit der oberſten Stelle im Staate überhaupt hatte ſchon mehr als einmal bewirkt, daß bei der Ernennung der Konſuln die erſte Rückſicht der zweiten vorangeſtellt worden war.

In dieſer Verbindung lag das Weſen der römiſchen Verfaſſung, aber auch ihre Gefährdung. Bei dem allgemeinen Widerwillen, den die Heerführung der Nobilität in den letzten Jahren herorgebracht hatte, drang der Mann des Volkes, der zugleich den Ruf eines großen Heerführers beſaß, trotz aller entgegenſtehenden Erwägungen durch. Cajus Marius wurde in ſeiner Abweſenheit zum zweitenmal zum Konſul gewählt. Und niemals hat ein anderer das Zutrauen, das man ihm in der Stadt widmete, im Felde beſſer gerechtfertigt.

Sowie er im Lager angekommen war, legte er ſein großes militäriſch-adminiſtratives Talent an den Tag. Eine ſeiner vornehmſten Sorgen war, Italien mit den Küſten von Gallien in ununterbrochener Verbindung zu erhalten; dazu ließ er die Ausflüſſe der Rhone, die bisher unbefahrbar geblieben, in beſſern Stand ſetzen; ein Kanal wurde gegraben, die Mündungen gereinigt. Die Truppen ſelbſt verwandte er hiebei zum Dienſt. Nicht ganz gern leiſteten ſie denſelben, aber er war unerläßlich. Denn nur ſo konnte das Heer mit Lebensbedürfniſſen verſorgt und der Notwendigkeit vorgebeugt werden, ſolche in dem Lande herbeizutreiben, was unmöglich geweſen wäre, ohne mit den feindlichen Scharen zuſammenzutreffen. Überhaupt aber gehörte einige Zeit dazu, um die Truppen an ihren Heerführer zu gewöhnen. Seine rauhe Stimme, der finſtere Ausdruck ſeiner Geſichtszüge, ſein drohender Blick hatten etwas abſchreckendes; aber man gewöhnte ſich daran, als man inne wurde, daß er nichts befahl, als was die Lage der Dinge erheiſchte, und keinerlei perſönlicher Vorliebe Raum gab. Einen guten Eindruck machte es, wenn er einen jungen Menſchen, welchem ſein Oberer unehrenhafte Zumutungen machte, die dieſer dadurch erwiderte, daß er denſelben niederſtieß, trotz des Bruches der militäriſchen Disciplin, der darin lag, ſogar mit einem Kranz für ſeine Tugend belohnte, obwohl der Ermordete zu der Verwandtſchaft des Konſuls gehörte. Die Nachricht davon, die nach Rom kam, verſchaffte ihm die Kontinuation ſeines Konſulats, die er eigentlich ſelbſt nicht ſuchte, noch vielleicht auch wollte; aber man ſagte ihm, er würde ſelbſt einen Verrat am Vaterlande begehen, wenn er es verſchmähe. Er kehrte nun mit verdoppelter Autorität in das Heerlager zurück. In dieſem Augenblick hatte ſich die gewaltige Kriegsgenoſſenſchaft, die über Gallien und Spanien dominierte, definitiv entſchloſſen, den Zug nach Italien zu unternehmen: wenn es heißt, ſie hätten nirgends feſte Sitze nehmen wollen, ehe ſie mit Rom geſchlagen, ſo liegt darin wohl, daß das für ſie unmöglich war, ſo lange die Römer ihre Autorität in Gallien behaupteten. In dieſer Gemeinſchaft unterſcheidet man Ambronen, die dem celtiſchen, Teutonen, die dem germaniſchen Stamme angehört zu haben ſcheinen, und Cimbern, die wahrſcheinlich aus beiden gemiſcht waren. Man ſagt: nach der Entſcheidung des Loſes hätten Teutonen und Ambronen den Weg über die Seealpen zu nehmen, die Cimbern über eine der größeren öſtlichen Alpenſtraßen einzudringen beſchloſſen. Den Cimbern ſtellten die Römer einen angeſehenen Mann der Nobilität, Lutatius Catulus, entgegen. In dem transalpiniſchen Gallien, dort an der Rhone, hatte Marius ein wohlverſchanztes Lager, welches die Straßen beherrſchte, bezogen, in welchem er den Feinden Trotz bieten konnte. Einer der großen Vorzüge der römiſchen Kriegsführung beſtand in der Anlegung verſchanzter Lagerplätze. Marius hielt ſeine Truppen, auch wenn das Lager angegriffen wurde, auf das ſtrengſte hinter ihren Wällen und Schanzen zurück; er ſagte ihnen wohl: es komme jetzt nicht darauf an, Ehrenzeichen zu erwerben, ſondern die Sturmwolke beiſeits zu treiben, die ſich über Italien zu ergießen drohe. Dazu aber erwartete er Zeit und Stunde. In dem Lager befand ſich eine ſyriſche Wahrſagerin, die ihm von ſeiner Gemahlin Julia empfohlen worden war, weil ſie bei den Gladiatorenſpielen immer richtig vorausgeſagt hatte, wer Sieger bleiben würde. Jetzt ließ ſie ſich im Lager in einer Sänfte umhertragen, recht im Gegenſatz gegen die barfuß einherſchreitenden barbariſchen Wahrſagerinnen der cimbriſch-teutoniſchen Kriegsgenoſſenſchaft. Sie erſchien bei den Opfern in tiefem, doppelt gefärbtem dunklem Purpur gekleidet, mit einer Fahne in der Hand, an welcher Bänder flatterten. Möglich, daß Marius ſich nur zum Schein auf ſie berief; möglich aber auch, daß es im Ernſte geſchah. Das römiſche Volk glaubte an das Glück des Marius. Erſt alsdann ſetzte ſich Marius in Bewegung, als die feindlichen Scharen bei ſeinem Lager vorübergezogen waren, immer vorſichtig, bei Nacht alle Zeit verſchanzt, bis er endlich bei Aquae Sextiae, indem ſich die Feinde in den Bädern gütlich thaten, den wohlvorbereiteten Angriff unternahm und die eingedrungenen Barbaren ebenſo entſchieden niederwarf, als einſt die Legionen von dieſen niedergeworfen worden waren, ſo daß die transalpiniſche Provinz und von dieſer Seite her auch Italien vollkommen geſichert waren.

Einen der großartigſten Momente, die in dem Leben eines Menſchen vorkommen können, bildet es, was berichtet wird, daß Marius nach dem Siege, nachdem der beſte und eigentlich koſtbare Teil der Beute ausgeſondert worden, um ihn nach Rom zu bringen, das übrige wenig brauchbare, Wagen und Geräte, auf einen Scheiterhaufen zuſammenhäufen ließ, um welchen das Heer, mit Kränzen geſchmückt, bereits verſammelt war: als die Nachricht eintraf, daß er zum fünftenmal zum Konſul erwählt worden ſei. Unter dem Jubel, der hierüber entſtand, zündete er mit der Fackel, die er ſchon in den Händen hielt, den Scheiterhaufen an. Er ging dann nach Rom, aber er wollte nicht triumphieren, wie man ihm antrug, ehe er die Cimbern abgewehrt habe, die indes wirklich die Alpen überſchritten hatten, wahrſcheinlich den Brenner, und in Italien eindrangen.

Der Cimbernführer Bojorix forderte zugleich Land für ſeine Brüder, die Teutonen, von deren Niederlage er noch nichts wußte. Er war einſt von einem gefangenen Römer gewarnt worden, ſich nicht nach Italien zu wagen, weil die Römer unüberwindlich ſeien; in wilder Aufregung darüber hat er denſelben niedergeſtoßen. Bei ihrem Übergang über die Alpen fanden die Cimbern wirklich keinen rechten Widerſtand. Catulus hatte die Alpenpäſſe nicht beſetzt; die Cimbern waren ſo zahlreich, daß es für ihn unmöglich war, die Etſch zu behaupten; nur mit Mühe rettete er ſein Volk hinüber; er wich ſelbſt über den Po zurück. Hier aber ſtieß jetzt Marius mit den Truppen, die in Gallien gefochten hatten, zu ihm. Wäre der Angriff in Italien früher erfolgt, als in Gallien, oder wenigſtens an beiden Stellen gleichzeitig, ſo würde Rom in die äußerſte Gefahr geraten ſein. Nun aber konnte Marius ſeine ſiegreichen Scharen mit dem Heere des Lutatius Catulus vereinigen und die Entſcheidungsſchlacht annehmen, welche Bojorix in aller Form anbot. Es war auf den raudiſchen Gefilden in der Nähe von Verona. Marius ſtellte ſeine Truppen auf, wo der abſchüſſige Boden die Heftigkeit des Angriffs der Feinde lähmte; er wußte ſie zugleich im Rücken anzugreifen. Die Hitze des Juli kam den Römern zu ſtatten: Hitze zu ertragen, hatten ſie unter Marius gelernt. Die Nordländer hielten ihre Schilde vor das Geſicht, um ſich vor der Sonne zu ſchützen: denn ſie waren nur an ſchattige und kalte Gegenden gewöhnt.

Mitten auf dem Schlachtfelde gab Marius tapferen Bundesgenoſſen das Bürgerrecht, wie er die niedrigſte Klaſſe der Bürger ſelbſt in das Feld geführt hatte. Denn wo die Nationen und Weltkräfte miteinander kämpften, konnten die bürgerlichen Geſetze des Standesunterſchiedes nicht beobachtet werden. Als er nach Rom kam, hat er aus der cimbriſch-teutoniſchen Beute den Gottheiten der Kriegsehre und Tapferkeit, Honos und Virtus, einen Tempel errichtet. Aber noch etwas anderes als Beute und Ehre brachte er aus dem Felde nach Hauſe. Er hatte dem römiſchen Kriegsweſen überhaupt eine andere Geſtalt gegeben, die dann notwendig auf die inneren Verhältniſſe zurückwirken mußte. Denn darauf beruhte die Verfaſſung von Rom, daß die militäriſchen Einrichtungen den bürgerlichen vollkommen entſprachen. Wenn in dem Verhältnis der Truppenteile eine und die andere Abweichung von dem früheren Herkommen bereits vorgenommen worden war, ſo war doch das Prinzip immer dasſelbe geblieben: die Verbindung des militäriſchen Dienſtes mit dem auf Beſitz gegründeten Bürgerrecht. Davon aber war nun Marius in dem Cimbernkriege in verſchiedenen Beziehungen abgewichen. Die Aufſtellung der Bewaffneten in Manipeln, welche den althergebrachten ſtädtiſchen Einrichtungen entſprach, zeigte ſich im Kampfe mit Kriegsheeren, welche zugleich Völker waren, nicht mehr anwendbar. Die Niederlagen, welche die Römer zuletzt an ſo vielen Stellen erlitten hatten, waren nicht allein den Fehlern der Oberanführer zuzuſchreiben: ſie entſprangen aus der Mangelhaftigkeit der bewaffneten Aufſtellung. Schon in dem Kriege gegen Jugurtha gerieten die leichten Truppen der Römer und beſonders ihre Reiterei dem raſchen unaufhörlich beweglichen Feinde gegenüber in Nachteil, und immer haben die Römer bewieſen, daß ſie von dem Feinde zu lernen verſtanden. Im zweiten puniſchen Kriege entlehnten ſie den Spaniern das kurze, zweiſchneidige, noch mehr auf den Stoß als auf den Hieb eingerichtete Schwert, welchem ſie dann ihre Erfolge im Orient verdankten. Im Kampfe mit den Cimbern erwies ſich die Manipulareinrichtung, welche auf Zurückziehung des erſten Treffens in ein zweites und endlich in ein drittes berechnet war und zu dieſem Behufe Unterbrechungen in der Linie herbeiführte, unzureichend. Die Stärke der Cimbern lag in ihrem Angriff in der Front, gegen welchen die auf andere Vorausſetzungen begründete taktiſche Einrichtung der Römer die erforderlichen Dienſte nicht leiſtete. Marius hatte ſich alſo dem Feinde gegenüber veranlaßt geſehen, die Manipulareinrichtungen aufzugeben. Aus den drei Treffen bildete er ein einziges und dies bewaffnete er mit jenem Pilum, das, in früheren Zeiten erfunden, doch nur von einem Teile der Truppen gebraucht worden war, — einem Wurfgeſchoß mit einer mehrere Fuß langen eiſernen Spitze, die, in einen Schaft von Holz eingelaſſen, jetzt durch einige techniſche Vorkehrungen ſoweit verbeſſert wurde, daß ſie für die Feinde unter allen Umſtänden verderblich werden mußte. Das Pilum ſchlug tief ein und machte ſelbſt die Schilde des Feindes unnütz. Nicht mit Unrecht iſt dasſelbe als die Waffe bezeichnet worden, welche zur Welteroberung das Meiſte beigetragen habe. Noch ein anderes Moment tritt dabei hervor, daß nämlich die Bürger, die man zum Kriegsdienſt heranziehen konnte, nicht mehr zahlreich genug waren. Man blieb für die neuen Aushebungen bei dem Begriff des römiſchen Bürgers ſtehen, ſah aber von dem Cenſus ab. Die bisher Ausgeſchloſſenen widmeten ſich dem Kriegsdienſte in einer Zahl, die dem Bedürfnis entſprach. Das Heerweſen wurde hierdurch weſentlich umgeſtaltet: denn es verſteht ſich ja, daß die Leiſtungen im Dienſt die bisherigen Diſtinktionen, die auf Vermögen oder Alter beruhten, in den Hintergrund zurückdrängten. Das Prinzip des militäriſchen Dienſtes bekam die volle Oberhand über die Begriffe der bürgerlichen Berechtigung. Hierauf nun wurde die Legion in dem Sinne gegründet, in welchem ſie ſpäter allenthalben zur Erſcheinung kommt.

Die noch immer üblichen manipularen Abzeichen verſchwanden: die Legion hatte nur ein Geſamtfeldzeichen, den römiſchen Adler, der ſeitdem, zuweilen in Silber, zuweilen in Gold, in einer Art Kapelle in dem Lager ſo lange verwahrt wurde, bis ihn der Aquilifer vorantrug. Unter dieſem Zeichen haben ſich die Legionen gebildet, eigentlich doch im Gegenſatz mit den nationalen Kriegselementen, aus deren Vermiſchung mit ihnen die ſpätere Welt hervorgegangen iſt.

Die Umgeſtaltungen im Kriegsweſen übten nun auch allezeit einen durchgreifenden Einfluß auf die inneren Verhältniſſe der kriegeriſchen römiſchen Gemeinde aus. Wahrſcheinlich hängt ſchon die große Umwandlung in den

Centuriatkomitien, durch welche ſie mit den fünfunddreißig Tribus verſchmolzen wurden, und zwar dergeſtalt, daß jede Tribus zwei Centurien enthielt, die eine der Jüngeren, die andere der Älteren, mit den in dem Kriegsweſen erforderlich gewordenen Veränderungen zuſammen: denn die alte Einteilung in Klaſſen, die auf eine beſtimmte Aufſtellung gegen den Feind berechnet war, mochte in den kleinen Kämpfen in der Nachbarſchaft gute Dienſte leiſten: ſie wurde in den ſpäteren Kriegen, wahrſcheinlich ſchon gegen Pyrrhus, noch mehr den Karthagern gegenüber unanwendbar. Dann trat im Volke die Unterſcheidung zwiſchen den unmittelbar dienſtpflichtigen jüngeren und den älteren Männern über fünfundvierzig Jahre ein. Dieſe Einteilung erſcheint in den ſiebzig Centurien, welche in den fünfunddreißig Tribus verteilt waren. Dabei war der Cenſus immer vorbehalten, das Proletariat allezeit ausgeſchloſſen geblieben.

Die militäriſchen Notwendigkeiten beherrſchen nun einmal die Welt. Die Natur des Feindes, von welchem Gefahr droht, beſtimmt die Art und Weiſe der Abwehr; und dieſe tritt dann wieder, namentlich in der Republik, in den Verhältniſſen des öffentlichen Lebens hervor. Die ununterbrochen auf einanderfolgenden Konſulate des Marius ſind der Ausdruck der Notwendigkeit, einen immer wieder herandringenden Feind mehrere Jahre hindurch in einer militäriſch folgerichtigen Abwehr zu beſtehen. In Rom war man glücklich genug, die Forderung der Dinge über das Herkommen und die Gewohnheit zu ſtellen. Männer mußten zur Heerführung berufen werden, ohne Rückſicht auf Familienintereſſe oder untergeordnete Parteibeſtrebungen, welche das Vertrauen einflößten, daß ſie den Feind beſiegen würden; ſolche mußten aber den Oberbefehl behalten, ſo lange die Kontinuität der Feldzüge es ratſam machte. War das nun einmal geſchehen, ſo erwarb ein ſolches Talent eine auf ſich ſelbſt beruhende Autorität, die mit der hergebrachten Staatsordnung ſchwer zu vereinigen war. Das militäriſche Prinzip erhob ſich ſelbſtändig: der ſiegreiche Feldherr nahm inmitten der Republik eine um ſo weniger abhängige Stellung ein, als er Freunde und Verbündete um ſich hatte; der Oberbefehlshaber wurde an und für ſich über das Verhältnis der Magiſtraturen hinaus erhoben. Was ſich bei den Scipionen ſchon herausgeſtellt hatte, trat bei Marius noch um vieles weiter ausgreifend hervor. Die Scipionen gehörten der Nobilität an, Marius war ein Plebejer. Wir dürfen ſagen: von den Wirkungen der cimbriſchen Züge war die vornehmſte, daß dabei die Autorität, durch welche ſie abgewehrt wurden, zu einer neuen kräftigeren, ſelbſtändigeren Stellung gelangte.

Neuntes Kapitel.

Das ſechste Konſulat des Marius. Bundesgenoſſenkrieg.

Nach der Rückkehr des Marius gewann es zuerſt den Anſchein, als würde die durchgreifende Veränderung, welche in dieſen Kombinationen lag, ſogleich ins Leben treten.

Marius kann nicht eigentlich als ein geborenes Parteihaupt betrachtet werden. Er war in ſeinen früheren Ämtern in der Stadt von Männern der alten Geſchlechter gefördert worden; von dem Tribunat, das er einſt bekleidete, wird gerühmt, daß er es nicht ganz einſeitig dem Begehren des Volkes gemäß verwaltet, ſondern auch entgegengeſetzten Gerechtſamen Rechnung getragen habe: erſt durch die Neuerungen, welche militäriſch notwendig waren, hat er eine ausgeſprochene politiſche Stellung gewonnen. Dieſe begründete ſich beſonders auf zwei Momente: das eine, daß die dem Cenſus gemäß vordem Ausgeſchloſſenen in großer Zahl zum Kriegsdienſt zugelaſſen; das andere, daß die Italiker mehr als jemals früher zu demſelben herbeigezogen worden waren. Beide — ſowohl die Plebejer niedrigen Standes, als die Italiker — hatten ſich die größten Verdienſte im Felde erworben. Welch ein Patronat wurde dem Marius zu teil, da die Truppen, die unter ihm gedient hatten, von ihm auch die Durchführung ihrer hierauf gegründeten bürgerlichen Anſprüche erwarteten. In einer Zeit innerer Ruhe würde das nicht ſoviel zu ſagen gehabt haben. Aber gerade damals waren die alten ſtändiſchen und ſtädtiſchen Streitigkeiten wieder erwacht.

Der Volkstribun Apulejus Saturninus hatte ein Getreidegeſetz vorgeſchlagen, das den Umſtänden nach viel weiter ging, als das erwähnte des Cajus Gracchus; dagegen aber war von ſeiten der Nobilität die Einwendung erhoben, das Ärarium könne den Ausfall der Einnahme, der daraus erwachſe, nicht ertragen: das Geſetz war zuletzt nicht durchgebracht worden.

In Servilius Glaucia, der ebenfalls Geſetze verfocht, die auf eine Minderung der Macht des Senats abgeſehen waren, hatte er einen eifrigen Bundesgenoſſen. Dieſe beiden Volksführer nun, die manchen Frevels beſchuldigt wurden, hatte Quintus Caecilius Metellus durch eine cenſoriſche Note aus dem Senat zu entfernen geſucht und ſich auch dadurch ihre unverſöhnliche Feindſchaft zugezogen. Als er ſich für das Jahr 100 um das Konſulat bewarb, ſetzten ſie ihm den heftigſten Widerſtand entgegen. Ihr Kandidat war der eben aus dem Feld zurückgekehrte Marius, der ohnehin infolge ſeiner Siege der am meiſten gefeierte Mann war und wirklich gewählt wurde, zugleich mit einem Kollegen, der ſich damit begnügte, die zweite Rolle neben ihm zu ſpielen. Es war das ſechſte Konſulat des Marius. Zu derſelben Zeit gelangte auch Glaucia zur Prätur; Saturnin bewarb ſich um das Tribunat.

Da ihm aber hiebei ein Bewerber von größerem Anſehen, des Namens Nonius, vorgezogen wurde, ſo ſchritt er zu einer Handlung, wie die Jugurthas gegen Maſſiva geweſen war: er ließ den Nebenbuhler umbringen. Man ſieht, was in Rom bereits möglich war. Durch den Eifer und die Eile, mit der Glaucia die Sache betrieb, geſchah es wirklich, daß Saturnin aufs neue zum Volkstribunen gewählt wurde. Ein plebejiſcher Konſul, neben ihm ein Volkstribun, der alles zu unternehmen den Mut hatte, und ein Prätor, der dieſen mit Liſt und Verſtand förderte, kündigten ein Jahr voll Unruhe und Gefahr an.

Darauf trotzend, daß der Konſul auf ihrer Seite ſein werde, ſchritten die beiden verbundenen Demagogen in den gegen die Nobilität gerichteten Beſtrebungen rückſichtslos weiter. Die größte Tragweite hatte das neue agrariſche Geſetz Saturnins. Die Cimbern hatten bei ihren Einbrüchen einen Teil des galliſchen Gebietes in Beſitz genommen: nach ihrer Niederlage hielt man ſich in Rom nicht für verpflichtet, die alten Eigentümer herzuſtellen: man betrachtete die Ländereien als den Römern anheimgefallen, und Saturnin machte nun den Antrag, ſie zu verteilen und zwar auf eine Weiſe, bei der die Italiker vorzüglich berückſichtigt wurden. Wir erfahren, daß es eben deshalb der römiſchen Plebs ſelbſt nicht angenehm geweſen ſei. Die Idee, welche einſt Tiberius Gracchus bei ſeinen Neuerungen in den Vordergrund ſtellte, daß nämlich der freie Bürgerſtand in Italien vor allen Dingen behauptet werden müſſe, ſchloß auch die Berückſichtigung der Italiker in ſich ein. Und da dieſe das Übergewicht, das den römiſchen Waffen überhaupt zugefallen war, zu erwerben vornehmlich beigetragen hatten, ſo iſt es erklärlich, daß ſie auch einen angemeſſenen Vorteil nach den errungenen Siegen für ſich in Anſpruch nahmen. Wir berührten, wie Scipio Ämilianus eben in dem Moment, als er gerade die Rechte der Italiker der römiſchen Plebs gegenüber zu verfechten und die beiderſeitigen Anſprüche auszugleichen unternahm, einem plötzlichen Tod erlag. Worauf beruhte doch eigentlich die Kataſtrophe von Cajus Gracchus? Ohne Zweifel darauf, daß er ſich der Italiker annahm, wodurch er die Plebs ſich entfremdete. Auch jene Kolonie, die er nach Karthago führen wollte, erregte deshalb Mißvergnügen in Rom, weil ſie zugleich für die Italiker beſtimmt war. Nun aber waren die italiſchen Bundesgenoſſen auch in den cimbriſchen Kriegen von größter Bedeutung geweſen: Marius hatte ſich, wie erwähnt, auf dem Schlachtfeld bewogen gefunden, italiſchen Kohorten, die ſich beſonders hervorthaten, das römiſche Bürgerrecht zu verleihen. Als man ihm den Vorwurf machte, daß er damit die Befugnis eines Konſuls überſchreite, hat er geantwortet: er habe unter dem Geräuſch der Waffen den Wortlaut der Geſetze nicht vernehmen können. Nichts aber lag ihm näher, als ſeinen Kampfgenoſſen nach beendigtem Krieg geſetzlich eine Stellung zu verſchaffen, wie ſie ihrem Anteil an demſelben entſprach. Darauf war nun jener Geſetzesvorſchlag Saturnins gerichtet; aber eben deshalb fand derſelbe auch Widerſpruch in dem eigentlich ſtädtiſchen Teil der Plebs, während der andere, der auf dem Lande angeſiedelt war, ſich für denſelben erklärte. Auf dem Forum ſelbſt gerieten die beiden Parteien darüber aneinander. Es kam zu einem Tumulte, bei welchem man ſich der eigentlichen Waffen noch enthielt; zuerſt hatte die ſtädtiſche, dann die ländliche Plebs die Oberhand, und da dieſe das Komitialfeld beherrſchte, ſo erfolgte ein Beſchluß, der geſetzliche Kraft haben ſollte, in ihrem Sinne den Vorſchlägen des Tribuns gemäß.

Noch war, um dem Beſchluß wirklich Geſetzeskraft zu geben, die Beſtätigung desſelben durch den Senat erforderlich. Über die Einwilligung des Senats zu einem Geſetzesvorſchlag war man jetzt hinweggekommen; der Beſtätigung eines ſchon gefaßten Beſchluſſes aber meinte man nicht entbehren zu können. In dieſer Rückſicht wurde nun dem Geſetz eine Klauſel zugefügt, welche diejenigen Senatoren, die ſich dagegen erklären würden, mit Ausſchließung von der bürgerlichen Gemeinſchaft, von Feuer und Waſſer bedrohte. Von einem Konſul, wie Marius, brauchte der Tribun keinen Widerſtand zu fürchten. Aber ein paſſives Verhalten genügte noch nicht; er ſollte jetzt poſitiv mitwirken, um die Beſtätigung des Senats in einer noch nie vorgekommenen Form zu erlangen. Hierüber kam die konſulare Autorität ſelbſt in eine zweifelhafte Lage; denn ſo ſelbſtändig war ſie nicht, daß ſie nicht an die Beſchlüſſe des Senats gebunden geweſen wäre: der aber weigerte ſich, einen ſo weit ausſehenden und gewaltſam auferlegten Eid zu leiſten.

Marius geriet in die ſchwerſte Verlegenheit. Sollte er den alten Freunden und Förderern widerſtreben, oder ſollte er den Senat drängen, einen Beſchluß ſo ungeſetzlicher Natur, wie der auf dem Forum gefaßte war, gut zu heißen und in Ausführung zu bringen? Urſprünglich erklärte er ſich dagegen; im letzten Augenblick aber, um keinen Tumult zu veranlaſſen, gab er den Rat, das Geſetz nur inſofern zu beſchwören, als es wirklich Geſetz ſei. Seine Meinung war, daß man den Tumult abtoben laſſen und dann die Ungeſetzlichkeit des gefaßten Beſchluſſes ausſprechen möge.

Die Entſcheidung der Streitfrage wurde hierdurch bis auf weiteres hinausgeſchoben. Aber die Auskunft, die der Konſul getroffen hatte, befriedigte weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin. In der ſtädtiſchen Plebs, welche das ganze Geſetz verwarf, gab ſich eine unerwartete Sympathie für die Ariſtokratie kund. Metellus, der den Schwur nicht leiſtete und lieber ins Exil ging, wurde ſogar populär in der Stadt. Auf der anderen Seite aber gerieten auch die beiden Demagogen in oppoſitionelle Aufregung. Sie faßten den Gedanken, an Stelle des unzuverläſſigen Marius einen entſchiedenen Parteimann, Glaucia ſelbſt, für das nächſte Jahr zum Konſulat zu befördern. Aber Glaucia ſtieß auf ſo viel Widerſtand, daß die Faktion zu einem noch gewaltſameren Attentate ſchritt, als das früher begangene geweſen war. Der Mitbewerber Memmius, welcher durchzudringen ſchien, wurde inmitten der Verſammlung vor aller Augen überfallen und erſchlagen. Die Verſammlung ſtob auseinander; aber die gräßliche Mordthat rief doch eine ſolche Entrüſtung in der ſtädtiſchen Plebs hervor, daß Saturnin, der als vornehmſter Urheber der Unruhen überhaupt und insbeſondere der begangenen Verbrechen betrachtet wurde, ſelbſt in Lebensgefahr geriet.

Auch der aufgeregteſte Parteikampf hat ſeine Schranken: der politiſche Antagonismus gilt für erlaubt, ſo lange er ſich in denſelben hält; geht er aber bis zu dem eigentlich verbrecheriſchen fort, ſo bekommt alles einen anderen Charakter: der politiſche Gegenſatz ſteigert ſich zum Kampf der Gewalt gegen die Gewalt.

In dem Zwieſpalt jenes Momentes wußte ſich Saturnin nur dadurch zu retten, daß er die ländliche Bevölkerung herbeirief und mit einer Schar von Bewaffneten das Kapitol beſetzte. Man könnte die Verwirrung nicht beſchreiben, die hierüber entſtand. Wir hören, daß die alten Konſularen das Bewußtſein hatten, ſich weder verteidigen, noch fliehen zu können. In dieſer Bedrängnis faßte der Senat einen Beſchluß, wie er in den äußerſten Fällen der Not gefaßt zu werden pflegte: die Konſuln ſollten, mit allen Prätoren, mit allen Tribunen — ausgenommen Glaucia und Saturnin — vereinigt, für die Erhaltung der Republik Sorge tragen.

Es war eine ähnliche Weiſung, wie die einſt an Opimius ergangene. Aber Opimius war ein Gegner der Gracchen geweſen, Marius war ein Freund des Saturnin und des Glaucia. Jedoch die in dieſem Augenblick von dem Senat gefaßten Beſchlüſſe war er als Konſul verpflichtet in Ausführung zu bringen: und ſehr eifrig unterzog er ſich dieſer Pflicht.

Mit ſeinem Kollegen verteilte er die in den öffentlichen Zeughäuſern verwahrten Waffen an das Volk, und alle die, welche in dem Heile der Republik ihr eigenes erblickten, erſchienen zur Seite der Konſuln und des Senats in ihrer Rüſtung. Man darf dieſe Haltung des Marius nicht als eine Treuloſigkeit gegen ſeine popularen Freunde bezeichnen: eine Empörung eines Prätors und eines Tribunen an der Spitze eines Teiles der römiſchen Plebs konnte er als Konſul nicht dulden; mit offenen Waffen gegen ſie anzugehen, mochte er doch Bedenken tragen. Das wußte er aber als guter Kriegsmann dadurch zu vermeiden, daß er den Befehl gab, die Waſſerleitungen, die nach dem Kapitol führten, abzuſperren. Saturnin und ſeine Anhänger ſahen ſich hierdurch gezwungen, ſich dem Konſul zu überliefern. Marius ließ die Gefangenen in die Kurie einſchließen, mit der Erklärung: er werde ſie beſtrafen, wenn ſie durch das Gericht förmlich verurteilt ſeien. So aber verſtand die andere Partei den gewonnenen Vorteil nicht; man deckte die Kurie ab, tötete mit deren Ziegeln ſelbſt die Eingeſchloſſenen, unter ihnen den Tribunen Saturnin und den Quäſtor Saufejus, welche die Abzeichen ihrer Ämter trugen. Glaucia iſt auf der Flucht ergriffen und ebenfalls ermordet worden. Dergeſtalt wurde die Abſicht des Senats auf tumultuariſche Weiſe durchgeführt. Überhaupt zeigte ſich, daß das Konſulat noch keine Stelle für ein plebejiſches Faktionshaupt darbot und Marius ein ſolches damals noch nicht war. Metellus wurde aus dem Exil zurückberufen und mit Jubel auch von der ſtädtiſchen Plebs begrüßt: er hat den Gegner, dem er im Felde nicht zu vergleichen war, in der ſtädtiſchen Bewegung überwunden. Durch die verbrecheriſche und gegen alle Grundlagen der Verfaſſung anſtrebende Haltung der beiden Demagogen war Marius in die Unmöglichkeit verſetzt worden, ihnen beizuſtehen. Dem Senat gereichte es zum Vorteil, daß er den einer Neuerung geneigten Konſul zum Werkzeug machte, eine ſolche zu hintertreiben. Marius mochte ſelbſt fühlen, daß er in Rom nicht mehr am Platze ſei; er begab ſich nach Aſien, wo ſich eben die Entzweiungen mit Mithridates regten, in denen er eine Rolle zu ſpielen erwartete.

Blickt man auf den ſtädtiſchen Kampf zurück, ſo entſprang er doch nicht ſo ſehr aus den Streitigkeiten zwiſchen Senat und Plebs, von denen in der früheren Epoche allein die Rede war und die denn auch jetzt wieder hervortraten; der eigentliche Gegenſtand des Streites war die Berückſichtigung der Bundesgenoſſen, über welche die Parteien in Rom ſich entzweiten. Eine unmittelbare Folge der Kataſtrophe Saturnins betraf eben deren Intereſſe. Man hatte bei den letzten Unruhen erlebt, daß die Italiker in die Stadt gekommen waren und das Bürgerrecht ausgeübt hatten, was ihnen doch nicht zukam; ſie miſchten ſich in die ländlichen Tribus und trugen nicht wenig zu den erwähnten tumultuariſchen Beſchlüſſen und Verwirrungen bei. Auf dieſe Weiſe aber ließen ſich ſo große Fragen nicht zur Entſcheidung bringen, und, um für die Zukunft ähnliche Tumulte abzuſchneiden, wurde im Jahre 659 der Stadt, 95 vor unſerer Ära, unter zwei Konſuln, die man in der Zeit für die weiſeſten erklärte, welche zu dieſer Stelle gelangt ſeien, ein Geſetz durchgebracht, nach welchem die Italiker darauf hingewieſen wurden, daß ſie nicht Bürger ſeien: nur dem aber, welcher Bürger ſei, komme es zu, Bürgerrechte auszuüben.

Durch ein ſolches Geſetz konnte der tiefeingreifende Gegenſatz nicht beſeitigt werden: derſelbe trat vielmehr erſt dadurch recht zu Tage. Die Begierde der Italiker, das römiſche Bürgerrecht zu erlangen, verdoppelte ſich und kam eigentlich nun zum vollen Bewußtſein. Wir können darin die Lebensfrage des Jahrhunderts erblicken: wenn die Italiker nicht auf den Mitgenuß der aus den Eroberungen entſprungenen Vorteile, namentlich bei der Verteilung von eroberten Ländereien und der Ausführung der Kolonien verzichten wollten, ſo mußten ſie wünſchen, an den hierüber entſcheidenden Verſammlungen der römiſchen Bürger gleichberechtigt teilzunehmen. Wurde ihnen dies aber gewährt, ſo trat die größte Rückwirkung auf dieſe ſelbſt, deren Beſtand dadurch die tiefſte Umwandlung erfahren mußte, in Ausſicht. Der Gedanke könnte gefaßt werden, daß eine Repräſentation der verſchiedenen Municipien eine geeignete Auskunft dargeboten hätte. Das hätte indeſſen eingeſchloſſen, daß die römiſche Bürgerſchaft auch ſelbſt auf eine ähnliche Weiſe vertreten worden wäre, was dem Weſen derſelben entgegenlief. Eine repräſentative Form war überhaupt aus tauſend Gründen nicht möglich; man dachte nicht an eine ſolche. Welches Mittel aber gab es dann, den offenen Kampf zu vermeiden?

In ſtürmiſchen Zeiten treten auch ſolche Männer auf, welche durch vernünftige, ausgleichende Maßregeln dem drohenden Bruche zwiſchen den einander widerſtrebenden Elementen zuvorkommen zu können meinen. Ein ſolcher war Marcus Livius Druſus, der im Jahre 663 der Stadt, 91 vor unſerer Ära, zum Tribunat gelangte. Er gehörte einem der vornehmſten Geſchlechter der damaligen Nobilität an, unabhängig durch ſeinen Reichtum und für ſich ſelbſt tadellos. Er hat wohl geſagt, er wünſche in einem Hauſe zu wohnen, in welchem jede Handlung, die er vornehme, geſehen werden könne, ſollte dasſelbe auch von Glas ſein. Noch bei weitem mehr Enthuſiaſt und Idealiſt, als Tiberius Gracchus, nahm er nicht allein die italiſche, ſondern auch eine andere Frage in die Hand, die damals die allgemeine Aufmerkſamkeit beſchäftigte. Sie betraf den Zuſtand der Gerichte unter dem Ritterſtand, welcher in den Provinzen zu Gewaltſamkeiten und ſelbſt zu Verdammungen unbeſcholtener Beamten, die ſich dieſem Unweſen entgegenſetzten, führte, die das öffentliche Wohl bedrohten, ſo daß der Wunſch des Senats gerechtfertigt wurde, die ihm entriſſene richterliche Gewalt wieder zu erlangen. Livius Druſus trat in derſelben allerdings auf Seite des Senats, jedoch unter Vorbehalt einer durchgreifenden Veränderung desſelben: er beabſichtigte, dem Senat dadurch eine populare Form zu geben, daß derſelbe durch dreihundert Mitglieder aus dem höheren Bürgerſtand neu ergänzt werden ſollte. Die Anſprüche der Italiker billigte Livius Druſus in ihrem vollen Umfang. Durch dieſe Mittel und Wege meinte er Italien zu befriedigen und zugleich die Wohlfahrt der Provinzen, die durch die Gewaltſamkeiten der Ritter gefährdet wurde, zu behaupten. Man ermißt den Umfang dieſer Beſtrebungen. Er wollte zugleich den Senat, welcher die höchſte Gewalt faktiſch inne hatte, durch Ergänzung aus andern Elementen, und das Volk durch die Herbeiziehung der Italiker von Grund aus reformieren und dabei doch die konſtitutionellen Grenzen inne halten. Allein durchführbar waren dieſe Beſtrebungen unter den gegebenen Umſtänden nicht. Die Korporationen, die er umzugeſtalten dachte, konnten nicht anders, als die Entwürfe des Tribunen unbedingt von ſich weiſen. Der Senat war gegen eine Ergänzung, durch welche eine neue Faktion gebildet worden wäre, und zwar eine ſo ſtarke, daß ſie die Regierung in die Hand bekommen haben würde. Die Ritter fragten, welches denn die Gewalt ſei, durch welche die neu aufzunehmenden Senatoren beſtimmt werden ſollten. Noch durchſchlagender würde die andere Veränderung geweſen ſein.

Die römiſchen Bürger betrugen nach einer einige Jahrzehnte früher vorgenommenen Zählung gegen 400 000; die Italiker, welche das Stimmrecht erhalten hätten, berechnet man ungefähr auf 500 000 Köpfe, ſo daß die Plebs um mehr als das Doppelte vermehrt worden wäre. Beide Korporationen würden eine ganz andere Geſtalt empfangen haben. Es leuchtet wohl ein, daß eine ſo durchgreifende Staatsveränderung, da ſie einen eigentlich revolutionären Charakter, einen offenen Rechtsbruch nicht an ſich trug, nur durch eine höchſte

Gewalt von unbedingter Autorität durchgeführt werden konnte. Schon der Verdacht, nach einer ſolchen zu ſtreben, konnte in Rom tödlich werden, und man darf nicht zweifeln, daß Livius Druſus das empfunden hat. Erſt in unſeren Zeiten hat man den Eid kennen gelernt, durch welchen ſich die Italiker zu zwei Dingen verpflichtet haben, einmal: Rom auch als ihr Vaterland anzuerkennen; ſodann aber: den Livius Druſus als ihren Wohlthäter zu betrachten; auf das letzte wird der größte Nachdruck gelegt. Sie wollen dieſelben Feinde und Freunde mit ihm haben und für ihn ihr eigenes Leben, ſowie das ihrer Familien wagen.

Der Volkstribun würde dann durch die italiſche Faktion, der auch der Senat nicht würde haben widerſtreben können, das Oberhaupt von Rom geworden ſein. Man braucht nicht gerade anzunehmen, daß die Abſicht des Livius Druſus dahin gegangen ſei. Aber augenſcheinlich iſt es, daß bei den zu erwartenden inneren Kämpfen die Italiker ſeine Verbündeten auf Leben und Tod geweſen ſein und in dieſem Sinne auch auf Rom zurückgewirkt haben würden. Mit großer Emphaſe werden in der Urkunde alle römiſchen Gottheiten, der kapitoliniſche Jupiter, der römiſche Herd der Veſta, Sonne und Erde, der ſeit den Altvordern von den Römern angebetete Kriegsgott, die Heroen, die die Stadt begründet ſowie zur Herrſchaft erhoben haben, als Zeugen dieſes Eides angerufen.

Seine tribuniciſchen Gerechtſame nahm Livius Druſus auf das rückſichtsloſeſte wahr; er hat einmal den Konſul, der ihn in einer Rede unterbrach, dafür ins Gefängnis führen laſſen; auf eine Einladung des Senats, ſich in der Kurie einzufinden, hat er geantwortet: der Senat möge ſich ſelbſt zu ihm bemühen; und dem iſt dann in der einen oder der anderen Weiſe Folge geleiſtet worden. Der hochſtrebende Tribun bildete jetzt die Spitze der geſamten Autorität. Wer wollte ſagen, was aus der Durchführung ſeiner Entwürfe, wenn ſie gelungen wäre, hätte entſtehen können. Aber zu Reformen dieſer Art wäre eine ſchon beſtehende unbedingte Gewalt nötig geweſen; aus dem Verſuche, ſie einzuführen, konnte eine ſolche nicht hervorgehen. Intellektuelle Überlegenheit und moraliſche Unbeſcholtenheit genügen nicht, um ſo hohe Ziele zu erreichen. In der Mitte ſeiner umfaſſenden, auf das allgemeine Wohl zielenden, aber mannigfache Intereſſen durchkreuzenden Entwürfe wurde Livius Druſus von dem Schickſal, dem Scipio Ämilianus erlegen ſein ſoll, wirklich betroffen. In der Halle ſeines Hauſes auf- und abgehend, iſt er ermordet worden.

Sterbend ſoll er den Zweifel ausgeſprochen haben, ob Rom jemals wieder einen ſo guten Bürger ſehen werde, wie er geweſen ſei. Nach ſeinem Tode fanden die Gegner Mittel, ſeine Geſetze eines Formfehlers wegen zurückzunehmen. Unter der Führung eines andern Tribuns begann eine Verfolgung aller derer, die an den Unterhandlungen mit den Italikern Anteil genommen hatten.

Der Senat blieb wie er war; die Plebs behauptete ihre Rechte; in den Italikern brach der Aufruhr aus.

Noch einmal ſpalteten ſie ſich in verſchiedene Stämme: um einer des andern ſicher zu ſein, gaben ſie einander Geiſeln.

Eben hierbei aber war es, daß ihr Vorhaben bekannt wurde. Als der Prokonſul Servilius nach Asculum eilte, um die Bewegung noch zu unterdrücken, erregten ſeine Bedrohungen den Ausbruch derſelben. Er ſelbſt, ſein Legat und alle Römer, die ſich in der Stadt befanden, wurden getötet. Die Italiker ſendeten jetzt nach Rom, um ſich zu beklagen, daß ſie, die ſo viel zur Gründung der Macht beigetragen, nicht einmal des Bürgerrechtes gewürdigt würden. Der Senat antwortete ihnen mit gewohnter Strenge; wenn es ſie reue, was ſie gethan, ſo wolle er mit ihnen unterhandeln; ſonſt möchten ſie keine weiteren Boten ſenden.

Aufs neue zurückgewieſen, ſchritten ſie zu entſchiedenem Abfall. Die Picenter machten den Anfang; dann folgten die Veſtiner, Marſer, Peligner, Marruciner, Samniten, Lucaner. Ein Teil von ihnen, wie die Marſer und Marruciner, hatte ſich den Römern ohne Widerrede angeſchloſſen, ſie waren ſchon ganz latiniſiert; andere waren ihre heftigſten Feinde geweſen, ſie redeten noch oskiſch.

Gemeinſchaftlich verſuchten ſie jetzt, ſich durch eine Bundesverfaſſung zu vereinigen, die der römiſchen nachgebildet war, inſofern das bei dem landſchaftlichen Charakter derſelben gegenüber dem bürgerſchaftlichen in Rom möglich war. Die Stadt der Peligner, Corfinium, ſollte den Namen Italika führen und der Hauptſitz des Bundes ſein. Fünfhundert Senatoren, mit unbeſchränkter Gewalt verſehen, ſollten den Bundesrat bilden. An der Spitze der Macht ſtanden zwei Konſuln und zwölf Prätoren. Wir finden Denare ganz römiſchen Gepräges mit der Inſchrift Italia; das Opfertier wird geſchlachtet; acht Männer ſtehen zu beiden Seiten umher, oder ein Stier ſtößt die niedergeworfene Wölfin.

Ihr erſtes Unternehmen war und mußte ſein, daß ſie die römiſchen Kolonien angriffen, deren Anlage ihnen ſchon ſo widerwärtig geweſen: Äſernia im Lande der Samniten, Alba im Lande der Marſer, Salernum und, was ſich ſonſt an die Römer hielt, Nola, Minturnae. Es fehlte nicht an Grauſamkeiten. Vor Pinna wurden, weil es ſich nicht anſchließen wollte, junge Leute aus der Stadt geradezu ermordet.

Überall waren die Römer im Nachteil. Beim Überſchreiten der Flüſſe werden ſie angegriffen, oder ein Wald, an den ſie ihr Lager lehnen, wird in Brand geſteckt, oder man macht ihnen die Hülfsvölker in ihrem Lager abtrünnig: man erlebte, daß die Leichen vieler ausgezeichneter Männer nach der Stadt gebracht wurden.

Wären alle italieniſchen Völkerſchaften mit der marſiſch-ſamnitiſchen Bundesgenoſſenſchaft einverſtanden geweſen, ſo würden die Römer in die äußerſte Gefahr gekommen ſein.

Sie hatten Einſicht genug, in dieſem Augenblicke nachzugeben; oder vielmehr, dieſe Gefahr gehörte dazu, um Zugeſtändniſſe zu Wege zu bringen, welche ſonſt ſchwerlich hätten erlangt werden können.

Der Konſul Lucius Julius Cäſar, der im Kriege nicht ſehr glücklich war, brachte ein Geſetz durch, welches den Latinern und den Bundesgenoſſen, die noch nicht zu den Waffen gegriffen hatten, das Bürgerrecht, das ſie verlangten, wirklich gewährte.

Dadurch geſchah, daß die Latiner an den Römern feſthielten, Tyrrhener und Umbrer abgehalten wurden, dem Bunde der süditalieniſchen Völkerſchaften beizutreten.

Schon die Alten haben bemerkt, daß ein ſolches Verſprechen auch den Eifer der Kriegführenden ſchwächte. Aber das beſte that doch das Übergewicht der römiſchen Waffen. Wie immer, wo man einen äußeren Feind zu beſtehen hatte, ſo vereinigten ſich auch diesmal die beiden miteinander ſtreitenden Parteien der Stadt. Das Glück wollte den Römern wohl, daß ſie zwei ſo ausgezeichnete Heerführer, wie Marius, der indes aus Aſien zurückgekommen war, und Sulla, den Feinden entgegenſtellen konnten.

Marius, der Plebejer, war beſonders ſtark in der Verteidigung; er ſpottete des Feindes, der ihn aufforderte, aus ſeinen feſten Stellungen hervorzukommen: daß er nicht mehr that, entſchuldigte er mit einer Krankheit, die ihn verfolgte. Doch darf man wohl vorausſetzen, daß auch ſein Herz nicht bei einem Kriege war, welcher gegen ſeine alten Kameraden geführt werden mußte. Rückſichten dieſer Art kannte Sulla, der zu den Optimaten zählte, nicht.

Er hat das Verdienſt, die Marſer in einer offenen Schlacht beſiegt zu haben. Dann ſchlug er einen der Führer der Italiker, Cluentius, in Campanien. Bei Pompeji ſtanden die beiden Heere einander eine Weile mit gleichen Kräften gegenüber, bis Sulla, anfangs wenig gefürchtet, endlich die Oberhand erlangte, den Feind aus dem Felde jagte, Nola auf das härteſte bedrängte und die Hirpiner bezwang. In Samnium einrückend, traf er mit einem der Hauptanführer der Italiker, Papius Mutilus, zuſammen. Er wußte ihn zu umgehen und zu ſchlagen; er nahm Bovianum ein, wo oft Verſammlungen der Empörten gehalten wurden.

Indes eroberte Cnäus Pompejus Strabo Picenum wieder. Wie dann Asculum, wo die Empörung zuerſt ausgebrochen, in ſeine Hände fiel, verdient wohl ein Wort der Erinnerung. Schon war hier eine Bewegung zu Gunſten der Römer in Gang geſetzt, als es einem der vornehmſten Führer der Italiker gelang, im Angeſicht des feindlichen Heeres in die Stadt zu dringen, wo er alle ſeine politiſchen Gegner niedermachte. Die Stadt vermochte er aber dennoch nicht zu verteidigen. Als er dies inne wurde, ließ er in einem Tempel einen Scheiterhaufen errichten. Neben demſelben hielt er noch einmal ein Gelag mit ſeinen Freunden; nach vielen anderen Bechern leerte er auch einen Becher Gift. Dann legte er ſich auf den Scheiterhaufen und ließ dieſen anzünden. Einen Moment des Genuſſes hat er ſich noch gewährt, aber ſein Vaterland wollte er nicht überleben. Asculum fiel in die Hand des Pompejus, der ein furchtbares Gericht über die Stadt verhängte und hierauf Veſtiner und Peligner bezwang und die Marſer vollends niederwarf. Einer ſeiner Legaten, Sulpicius, beſiegte die Marruciner.

Wollte man durchdenken, was der Erfolg geweſen wäre, wenn die Italiker in dem Kriege ſelbſt geſiegt hätten, ſo könnte man nicht anders annehmen, als daß die alten autonomen Völkerelemente des mittleren und unteren Italiens wieder belebt worden wären. Rom würde nichts mehr vermocht und die Weltherrſchaft, die es erworben, gewiß nicht haben behaupten können.

Dann würden aber auch die nichtitalieniſchen Nationen, die den Römern gehorchten, ſich wieder erhoben haben; die Welt wäre eine andere geworden.

Durch den Krieg geſchah es nun, daß die römiſche Macht in Italien zu einer noch feſteren Konſolidation gelangte. Die römiſche Plebs behielt die Oberhand über die italiſche Konföderation und zerſtörte dieſelbe. Wohl war dieſer Sieg hauptſächlich durch die Überlegenheit der Waffen errungen, aber weſentlich hatten dazu die Konzeſſionen beigetragen, die doch wieder als eine Folge der Machtentwickelung der Italiker zu betrachten waren und eben in der Abſicht gemacht wurden, einen den Römern entgegengeſetzten furchtbaren Bund zu ſprengen. Das Bürgerrecht, welches im allgemeinen verſagt worden war, wurde den einzelnen Völkerſchaften, die ſich unterwarfen, zu Teil. Auch dieſe beſchränkten Bewilligungen brachten nun aber eine durchgreifende Veränderung hervor. Die Italiker wurden in die Körperſchaft aufgenommen, welche die oberſte Gewalt in der Welt überhaupt beſaß. Bei der wirklichen Durchführung dieſes Zugeſtändniſſes erhob ſich dann ſogleich eine neue Streitfrage von dem größten Belang.

Um die Umwandlungen, welche der Eintritt der Italiker in die Tribus inſofern herbeiführen mußte, als dadurch die Majoritäten andere wurden als die bisherigen, zu vermeiden, hatte man den Gedanken gefaßt, ſie nicht geradehin in die fünfunddreißig Tribus, in denen die Kopfzahl den Ausſchlag gab, aufzunehmen, ſondern ſie beſonders zu organiſieren. Es iſt nicht außer Zweifel, wie das geſchehen ſollte. Die Angaben der alten Hiſtoriker ſind unſicher und widerſprechen einander. Von den gelehrteſten Forſchern nehmen die einen an, man habe die Italiker unter acht dazu beſonders beſtimmte Tribus verteilen wollen, wodurch zwar das Reſultat der Abſtimmung in eben dieſen verändert worden wäre, ohne jedoch das allgemeine Votum zu beherrſchen. Andere haben angenommen: die Abſicht ſei geweſen, neue Tribus zu errichten, die nach den anderen abzuſtimmen gehabt hätten, ſo daß eine kompakte Majorität der fünfunddreißig Tribus, wie man ſie bei den entgegengeſetzten Intereſſen der eingeborenen und der hinzugetretenen Bürger wohl erwarten durfte, dabei doch nicht minder entſcheidend geblieben wäre als bisher. Die Kontroverſe iſt mehr von antiquariſcher, als von politiſcher Bedeutung: denn auf die eine oder die andere Weiſe würde doch das Reſultat der Abſtimmungen in den Komitien immer dasſelbe geblieben ſein, wie das bisherige. Aber man begreift, daß den Italikern das eine und das andere gleich widerwärtig war: das ihnen gemachte Zugeſtändnis des Bürgerrechtes würde doch nur ein illuſoriſches geworden ſein; ſie wollten in den Tribus ebenſogut mitſtimmen, wie die römiſchen Bürger ſelbſt. Um zu dieſem Ziele zu gelangen, war ihnen nichts förderlicher als eine Entzweiung, die damals zwiſchen Senat und Plebs ausbrach. Den Anlaß gab die Schilderhebung des mächtigen Königs am Pontus Euxinus, welche die Autorität der Römer im Orient überhaupt zweifelhaft machte. In Italien hatte eben alles die Waffen geführt, ſiegreiche Heere hatten ſich gebildet: man zweifelte nicht, daß eine entſchloſſene Ermannung gegen Mithridates den Unternehmungen desſelben ein Ende machen würde; die Frage entſtand, durch wen das geſchehen ſolle. Schon war Sulla, der in dem letzten Kriege gewiß das beſte gethan hatte, zum Konſul erwählt und durch das Los zur Führung des Krieges in der Provinz Aſia beſtimmt worden. Dem aber ſetzte ſich nun Marius, der in dem vorangegangenen Kampf gegen die Cimbern, welcher noch in jedermanns Gedächtnis war, die Entſcheidung herbeigeführt hatte, mit angeborenem militäriſchem Ehrgeiz entgegen. Man erhob nicht allein wegen ſeines Alters Einwendungen gegen ihn: aus den Krankheitsanfällen, die er erlitten hatte, ſuchte man zu erweiſen, daß er zu einem neuen Feldzuge nicht mehr tüchtig ſei. Aber Marius, der ſich wieder wohl befand, kam nach Rom, wo er ſelbſt in der Paläſtra erſchien, um die ungebrochene Tüchtigkeit ſeiner Leibeskräfte vor aller Augen zu beweiſen; er wollte, und zwar durch die Volksverſammlung, zum Prokonſul ernannt und mit der Provinz, zu welcher Sulla bereits deſigniert war, ausgeſtattet werden: denn das, ſagten ſeine Freunde, ſei von jeher das Recht des Volkes geweſen, über die Verteilung der Provinzen den definitiven Beſchluß zu faſſen. Unter ähnlichen Umſtänden hatte einſt Marius durch Volksbeſchluß die Provinz Numidien erlangt. Indem er nun dieſen Anſpruch der Plebs für ſich aufrief, verband er damit zugleich das große Intereſſe der Italiker, die ja ſchon immer als ſeine Anhänger betrachtet worden waren und ihm ſelbſt die erſte Aufnahme in das römiſche Bürgerrecht verdankten. Hiebei fand er eine Unterſtützung in dem damaligen Volkstribun Publius Sulpicius Rufus, der aus einer der vornehmſten und reichſten Familien ſtammend und hochgebildet — wie er denn unter den Rednern der Zeit einen vorzüglichen Ruhm erwarb — zugleich von dem Ehrgeiz durchdrungen war, eine politiſche Rolle zu ſpielen. Der glaubwürdige Autor, auf den wir hauptſächlich angewieſen ſind, ſchreibt die Initiative bei dieſer Vereinbarung mit einfachen Worten dem Marius zu. Aber kein Zweifel iſt, daß Sulpicius dabei zugleich ſeine eigne Sache verfocht, nicht ſowohl gegen Sulla, als gegen den Mitkonſul desſelben. In dieſem, Quintus Pompejus Rufus, ſah er ſeinen perſönlichen Feind, obwohl er mit demſelben früher in vertraulichen Beziehungen geſtanden hatte, und vielleicht gerade eben deshalb. Er erklärte ſich nun für die Anſprüche der Italiker, d. h. deren unverkümmerte

Aufnahme in die Tribus. Die Sache der Italiker bekam hierdurch zugleich eine unmittelbare politiſche Bedeutung für die in Rom ſelbſt um das allgemeine Übergewicht kämpfenden Perſönlichkeiten.

Mit Marius verbündet, an der Spitze der die Verfügung über die Provinzen fordernden Plebs und zugleich der Italiker, nahm Sulpicius bereits eine gebietende Stellung; es ſollte ſcheinen, als habe er den Senat gar nicht mehr anerkannt. Man erzählt: er habe vielmehr aus ſeiner Partei, der er den Inbegriff aller Staatsgewalt beilegte, ſich einen Gegenſenat gebildet. Auf dem Forum war er ohne Zweifel der ſtärkere, und es ließ ſich nicht anders erwarten, als daß er bei den nächſten Volksverſammlungen die Oberhand behalten würde.

Ähnliche Unternehmungen waren auch die der Gracchen und des Saturninus geweſen. Alle zielten dahin, Volksverſammlungen unter ausſchließender Autorität des Volkstribuns zu ſtande zu bringen, um die Geſetze durchzuführen, für die man den Beiſtand des Senats nicht erlangen konnte. Der Senat hatte dieſem Vorhaben allezeit Widerſtand geleiſtet: wir wiſſen, mit unzweifelhaftem Erfolg. Die Verſammlungen, welche die Gracchen beriefen, waren zerſtreut worden, indem ſie ſich noch bildeten. Saturninus hatte wirklich eine Verſammlung zu ſtande gebracht, in welcher ſeine Vorſchläge durchgingen; allein der Senat war dann doch dieſer Partei mächtig geworden. Die Urheber der Bewegung waren in einem tumultariſchen Auflauf zu Grunde gegangen. Von Sulpicius nun, welcher zwei große Anliegen, das der römiſchen Plebs ſelbſt und der Italiker, vereinigte, ließ ſich nicht bezweifeln, daß er die Volksverſammlung mit ſich fortreißen würde. An eine Gegenwirkung, wie die frühere, konnte jetzt nicht wohl gedacht werden. Die Konſuln wußten kein anderes Mittel, als daß ſie kraft einer mit ihren religiöſen Befugniſſen zuſammenhängenden Autorität Ferien ankündigten, in denen eine Volksverſammlung nicht gehalten werden dürfe. Dadurch geſchah aber, daß ſie den Impuls der Bewegung gegen ſich ſelbſt heranzogen. Sulpicius erſchien mit einer überlegenen, ſchon mit eigentlichen Waffen verſehenen Menge auf dem Forum und forderte vor allen Dingen die Aufhebung der angeſagten Ferien. Wir erfahren, daß er die Weiſung gegeben hatte, jeden, der ſich widerſetze, niederzuſtoßen, ohne der Konſuln ſelbſt zu ſchonen. Noch niemals war die geſetzliche Autorität ſo gewaltſam angetaſtet worden. Das Anſehen des Marius, das Eindringen einer neuen zum Bürgerrecht berufenen Menge, der rückſichtsloſe Eifer eines tribuniciſchen Oberhauptes wirkten dabei zuſammen. Nicht in früheren zurückgewieſenen Anläufen, aber in dieſem, welcher durchdrang, trat eine Umwälzung der öffentlichen Gewalt ein, die man wohl mit dem Wort Revolution bezeichnen könnte.

Ein Sohn des einen der beiden Konſuln, Schwiegerſohn des anderen, wurde hiebei getötet; dem Konſul Pompejus ſelbſt gelang es, ſich durch die Flucht zu retten. Sulla wurde, wie er ſelbſt erzählt hat, in das Haus des Marius geſchleppt; er ſah ſich genötigt, von da aus auf das Forum zu gehen und die angekündigten Ferien aufzuheben; dann aber fand er Mittel, zu dem Heere bei Nola zu entkommen, das von dem vorigen Kriege her noch unter ſeinem Oberbefehl ſtand. Für Sulpicius hatte es nun, da das legale Hindernis der Komitien, freilich auf höchſt illegale Weiſe, weggeräumt war, keine Schwierigkeit mehr, ſie zu berufen und die Geſetze, die er beabſichtigte, beſonders die Aufnahme der Italiker in die fünfunddreißig Tribus durchzuführen, — und, worauf von Anfang an alles abgeſehen war: Marius wurde zum Oberbefehlshaber in dem Kriege gegen Mithridates ernannt.

Darin liegt die unmittelbare Veranlaſſung des Bürgerkrieges, welcher nicht allein aus der Zwiſtigkeit zwiſchen Senat und Plebs entſprang, ſondern zugleich aus dem Gegenſatze der Italiker gegen die beſtehenden Inſtitutionen und aus dem Ehrgeiz kriegsgewaltiger Oberhäupter.

Wenn man fragt, wieſo die Plebs, welche bisher gegen die Anſprüche der Italiker geweſen war, jetzt für dieſelben gewonnen wurde, ſo liegt der Grund darin, daß den Italikern infolge der letzten Kriege bereits ein Anteil an den bürgerlichen Rechten zugefallen war. Nicht mehr, wie ſonſt, ſtanden der Senat und die Plebs den Italikern gegenüber; ſondern die Plebs mußte es gern ſehen, wenn in ihren der Alleinherrſchaft des Senats entgegengeſetzten Verſammlungen die Partei der Oppoſition ſich entſchieden verſtärkte, und zwar auf eine Weiſe, durch welche die Geſamtbeſchlüſſe beſtimmt wurden. Dahin waren die Ideen der Gracchen von Anfang an gegangen: jetzt erſt wurden ſie durchgeführt. Aber zum Ziele gebracht war doch die Sache dadurch nicht.

Zehntes Kapitel.

Erſter Bürgerkrieg. Repreſſion des Mithridates.

Wiederholen wir noch einmal die maßgebenden Motive der Bewegung: das Ziel, das man in allen Phaſen derſelben vor Augen hat, iſt immer das nämliche. Es beſteht in der Erwerbung der geſetzgebenden Gewalt ausſchließlich für die Volksverſammlung. Die Geſetze ſind im einzelnen nicht ſo wichtig, wie die Tendenz im ganzen. Zwei Momente kommen dabei in Betracht, die an ſich verſchieden ſind, aber genau ineinandergreifen: einmal die Zuſammenſetzung der Volksverſammlung und ſodann ihr Verhältnis zum Senat. Die Volksverſammlung muß von allen Beziehungen losgeriſſen werden, durch welche ſie von den vornehmen Geſchlechtern in Unterordnung gehalten wird. Dazu hauptſächlich dienen die Geſetze, welche in der unteren Klaſſe, bei den ſogenannten „Bedürftigen", ein unmittelbares Intereſſe an den Staatsverhandlungen anregen und in Gang erhalten. Die agrariſchen, frumentariſchen, ſowie die Geſetze über die militäriſche Ausrüſtung verfolgen alle denſelben Zweck. Ihre Wirkung wird nur dadurch beſchränkt, daß ſich im Volke mehrere Klaſſen befinden, die doch nicht alle durch die Geſetze gleichmäßig befriedigt werden, ſelbſt nicht durch das agrariſche. In dieſem Kreiſe haben ſich die Gracchen bewegt. Sie gingen dadurch unter, daß das agrariſche Geſetz einen Konflikt der römiſchen Plebs in ſich ſelbſt und mit den Italikern hervorrief. Eine große Verſtärkung bekam nun aber das demokratiſche Element durch die Erweiterung des Kriegsdienſtes, die das Syſtem des Cenſus zerſprengte und auch den Proletariern Rechte gab, welchen die allgemeine Anerkennung nicht verſagt werden konnte; noch mehr aber durch die Anſprüche der Italiker, die ſich ebenfalls auf die unter den Waffen geleiſteten Dienſte gründeten. Der Bundesgenoſſenkrieg, der hierüber ausbrach, führte doch zuletzt dahin, daß die Italiker auf die eine oder die andere Weiſe in die Tribus aufgenommen werden mußten. Unter welchen Bedingungen das geſchehen ſollte, iſt vielleicht nicht von ſo großer Wichtigkeit, wie es ſcheint, — genug, es geſchah.

Das Emporkommen der Proletarier begründete hauptſächlich die Politik des Saturnin, doch vermochte er nicht, den Senat zu überwältigen. Dagegen ſtützte ſich Sulpicius zugleich auf den Eintritt der Italiker, durch deren Beiſtand er in der That ſtark genug wurde, um die Konſuln zu verjagen und in der Volksverſammlung Beſchlüſſe durchzuführen, welche ihr die Oberherrſchaft ſicherten. Die legislative Gewalt wurde der Volksverſammlung faktiſch dadurch zu Teil, daß die Bedingung eines für die Beratungen erforderlichen vorläufigen Senatskonſultes beiſeite geſchoben war und in Vergeſſenheit geriet. Nun erſt gewann der Satz: daß alles, was das Volk beſchließe, das Gemeinweſen verpflichte — volle Wahrheit. Doch hatte der Senat noch immer die Vorhand bei der Beſtimmung der militäriſchen Oberanführung. Dieſe wurde ihm dadurch entzogen, daß das Volk einen vom Senat genehmigten, an ſich ſehr befähigten Kriegsführer von der ihm ſchon zuerkannten Provinz ausſchloß und einen anderen an ſeine Stelle ſetzte. Der Grund hievon lag nicht ſo ſehr in der Sache, als im Gegenſatz der Faktionen. Sulla, der zur Heerführung beſtimmt worden, gehörte den vornehmen Geſchlechtern an. In die Hand eines ſolchen Mannes aber wollte die Volksverſammlung eine Gewalt nicht kommen laſſen, die ihm, wenn der Sieg errungen wurde, woran man nicht zweifelte, einen gebietenden Einfluß in Ausſicht ſtellte; ſie zog das demokratiſche Oberhaupt vor, den Überwinder der Cimbern, der dann, wenn er ſiegte, ſeine Macht zu ihren Gunſten anwenden würde. Die Vorausſetzung war geweſen, daß den auf dem Forum, welches jetzt die Kurie auseinanderwarf, durchgedrungenen Beſchlüſſen allenthalben Gehorſam geleiſtet werden würde. Das hatte aber — man darf es nicht verkennen — darin eine große Schwierigkeit, daß dieſe Beſchlüſſe die Oberanführung in dem unmittelbar zu unternehmenden Kriege betrafen. Der Konſul, dem dieſelbe beſtimmt war, wurde ihrer durch die Gewaltſamkeiten des Forums beraubt. Und nicht allein geſetzlich war die Armee dem Konſul Cornelius Sulla verpflichtet: eben in dem letzten Kriege hatte ſich ein enges Verhältnis der Truppen zu ihren Führern zu bilden angefangen, welches von ſehr individueller Natur war. Sollten nun — das war die Frage — die zum Kriege gegen Mithridates unter Sullas Führung beſtimmten Legionen die Beſchlüſſe einer Volksverſammlung, deren Legalität doch keineswegs am Tage lag, die Exauktoration ihres Führers, die auf ſie ſelbſt zurückfiel, ſich ruhig gefallen laſſen? Sollte ein Mann wie Sulla ſeinem politiſchen und militäriſchen Nebenbuhler, wiewohl er demſelben zuletzt eine gewiſſe Schonung zu danken hatte, ohne weiteres weichen? Darin, daß das nicht geſchah, liegt die große Wendung der Dinge.

Aus der Hauptſtadt flüchtig, wendete ſich Sulla an die um Nola her verſammelten Legionen, die ihm ſchon in dem Bundesgenoſſenkriege zur Seite geſtanden hatten und zu dem neuen Feldzuge beſtimmt waren. Denen ſtellte er vor, was in den auf dem Forum gefaßten Beſchlüſſen für ſie ſelbſt liege: Marius werde zu dem aſiatiſchen Kriege andere Truppen ausheben und dieſen der Gewinn davon zu Teil werden. Bei ſeinen Legionen fand er das bereitwilligſte Gehör. In dem Kriege ſahen ſie nicht eine Gefahr; denn des Sieges fühlten ſie ſich im voraus gewiß. Der Wetteifer des Feldherrn und der Truppen galt zugleich der Ehre und dem Gewinn, der aus einem ſiegreichen Feldzuge entſpringen mußte. Die Legionen in Nola fühlten ſich in jeder Beziehung eins mit ihrem Feldherrn: ſie ſelbſt forderten ihn auf, Mut zu faſſen und ſie nur geradezu gegen Rom zu führen. Ein Entſchluß von unberechenbarer Tragweite, gegen die Hauptſtadt zu ziehen: denn gegen die höchſte Gewalt, welche unter den Bürgern in derſelben konſtituiert wurde, waren die bürgerlichen Waffen zum Gehorſam verpflichtet: es war ein Schritt, der allen Begriffen, in denen man bisher gelebt hatte, entgegenlief. Der Feldherr wagte nicht, es auszuſprechen; die Unterbefehlshaber zogen ſich zurück, ſobald ſie davon hörten: es war der eigenſte Entſchluß der Truppen ſelbſt.

Indem ſie gegen Rom vorrückten, kam ihnen von da eine Geſandtſchaft entgegen mit der Frage: was ſie bewege, gegen ihr Vaterland zu ziehen? Sulla ſagte: er wolle Rom von den Menſchen befreien, von welchen es tyranniſiert werde. Es iſt kein Zweifel, daß es dennoch hierüber zu Verhandlungen gekommen iſt. Sulla hat ſich erboten, wenn der Senat mit Marius und Sulpicius auf dem Forum zu einer Beratung zuſammentrete, ſo werde er thun, was man infolge derſelben beſchließe. — Hierauf wurde im Namen des Senats an Sulla die Forderung geſtellt: zunächſt mit ſeinem Lager fünf römiſche Meilen von der Stadt entfernt zu bleiben, dann werde man über alle obſchwebenden Streitigkeiten einen Austrag zu finden verſuchen. Allein Sulla war kein Mann, ſich wirklich auf Maßregeln zweifelhaften Ausganges ernſtlich einzulaſſen. Und ſchon langte auch Pompejus mit ſeinen Legionen bei Sulla an. Die beiden aus der Stadt verjagten Konſuln fühlten ſich ſtark genug, um mit Gewalt in dieſelbe zurückzukehren und die Autoritäten zu ſprengen, welche ſich jetzt gebildet hatten. Sulla erblickte in Marius, Pompejus in Sulpicius ſeinen unverſöhnlichen Feind: ſie meinten, jeder Verzug werde den Gegnern dazu dienen, ſich in ihrer Stellung zu behaupten.

Den Geſandten, die bei ihm angelangt waren, gab Sulla noch die Befehle zu vernehmen, die er ſeinen Truppen zur Abſteckung eines Lagers erteilte; gleich darauf aber rückte er hinter ihnen her auf Rom los. Er ſah die Sache bloß aus dem militäriſchen Geſichtspunkte an. Daß es ſeine Vaterſtadt war, flößte ihm nicht die mindeſte Rückſicht ein. Indem die Zugänge der Stadt auf allen Seiten von den Legionen eingenommen wurden, drang er ſelbſt mit den Zuverläſſigſten, die um ihn waren, durch die Porta Collina in Rom ein. Er war nicht etwa willkommen. Man empfing ſeine Truppen mit Pfeilen und Ziegeln von den Dächern; er wußte den Widerſtand nur dadurch zu brechen, daß er Anſtalt traf, Feuer anzulegen; er ſelbſt ſoll eine Fackel in die Hand genommen haben. Marius und Sulpicius hatten indeſſen eine Truppenſchar auf dem Forum Esquilinum verſammelt, und da kam es nun mitten in der Stadt zu einer förmlichen Schlacht zwiſchen den beiden Heeren, den beiden Parteien. Marius und Sulpicius verfochten die ſoeben durchgeführten Einrichtungen: den Eintritt der Italiker in die Tribus, die Herrſchaft der demokratiſchen Volksverſammlung über den Senat; Sulla: die Autorität, die er ſelber kurz vor den letzten Ereigniſſen beſeſſen hatte, das Anſehen der Konſuln und die Geltung der von ihnen angekündigten Feiertage, ſowie bis auf einen gewiſſen Grad die Sache der Nobilität und der Ariſtokratie. Es würde nicht außer aller Ordnung geweſen ſein, wenn er durch Verſtärkung der Plebs in ſeinem Sinne eine Zurücknahme der letzten legislatoriſchen Maßregeln durchzuführen verſucht hätte; daß er aber ein zum Kriege beſtimmtes und gerichtetes Heer in die Stadt führte, um ſeine Gegner zu vernichten, das war das Neue, zwar durch den Gang der Dinge Vorbereitete, aber doch Unerhörte. Die Oberhand zu behaupten, ward ihm nicht ganz leicht; er hat ſich einmal in die vorderſten Reihen ſeiner Truppen mit einer Fahne in der Hand geſtürzt: denn die Fahne zu verlaſſen, war das größte Vergehen, deſſen ſich ein Römer ſchuldig machen konnte. So wußte er die militäriſche Disciplin auch bei dem Angriffe auf römiſche Bürger aufrecht zu erhalten; und da er neuen Zuzug erhielt, gerieten die Angegriffenen in die ſchwerſte Bedrängnis. Marius hat in dieſem Augenblicke zum Äußerſten gegriffen und die Sklaven zur Freiheit aufgerufen; einen Erfolg konnte ſein Aufruf inmitten der Kriſis jedoch nicht haben: und da er fürchten mußte, von einer andern Seite her umgangen zu werden, ſo warf ſich der alte Held, der anderen Feinden gegenüber immer vorwärts gegangen, vor dem bürgerlichen Antagoniſten in die Flucht ſamt Sulpicius und allen denen, welche als die Häupter der Partei betrachtet werden konnten. Sulla erwarb ſich das Verdienſt, ſeinen Leuten keine Plünderung zu geſtatten; es war ihm genug, alle wichtigen Punkte der Stadt mit ſeinen Truppen beſetzt zu halten.

Am andern Morgen berief er eine Volksverſammlung und machte Vorſchläge, die dem ſiegreichen Heere gegenüber niemand zurückzuweiſen wagte.

Die Hauptſache iſt, daß der Senat durch dreihundert Mitglieder verſtärkt werden, dann aber das alte Recht der Initiative bei der Geſetzgebung wieder erhalten ſollte: ohne ſeinen Vorbeſchluß ſolle nichts vor das Volk gebracht werden dürfen. In der Volksverſammlung ſelbſt ſollten die alten Formen hergeſtellt und dadurch die neu eingedrungenen demokratiſchen Elemente wieder beſeitigt werden. Der Verfaſſungsform, wie ſie zuletzt von Sulpicius ins Werk geſetzt worden war, ward hierdurch eine von Grund aus verſchiedene entgegengeſtellt; die eine ſchloß die Herrſchaft der durch die Italiker verſtärkten Tribus in ſich, gemäß den auf dem Forum früher erkämpften Vorteilen; die zweite aber trug nicht, wie früher, eine durchaus ariſtokratiſche, ſondern zugleich eine, wenn nicht monarchiſche, doch imperatoriſche Färbung. Darin lag das wichtigſte Moment, daß der Sieg eines übermächtigen Heerhaufens unter einem entſchloſſenen Führer über die bürgerliche Verfaſſung entſchieden hatte. In dieſer Form gelangte jetzt die ariſtokratiſche Partei wieder zum Übergewicht; und der ſiegreichen Faktion gab nun Sulla noch eine furchtbare Waffe in die Hand in den Proſkriptionen, die er über ſeine vornehmſten Gegner, welche er als Feinde der Republik bezeichnete, verhängte, ſo daß ſie von jedermann getötet werden könnten. Sulla iſt inſofern der Urheber der Gewaltſamkeiten, von denen die Republik bald nach ihm betroffen worden iſt. Die durchſchlagendſten Maßregeln, zu denen er ſchritt, ſind, daß er die Volksverſammlung nötigte, unter dem Schrecken der Waffen Beſchlüſſe nach ſeinem Sinne zu faſſen, und daß er die unverſöhnlichen Gegner mit Proſkriptionen heimſuchte, durch welche ſie vernichtet werden ſollten.

Ob er ſich nun der Oberherrſchaft in Rom und in Italien ſo verſichert hielt, daß er den Feldzug, zu dem er beſtimmt und gerüſtet war, unverzüglich antreten zu können meinte, dürfte man bezweifeln. Hätte es in ſeiner Hand geſtanden, ſo würde er, wenigſtens in dieſem Augenblicke, ſich wahrſcheinlich nicht entfernt haben. Aber der Feldzug ſelbſt, von deſſen Ausgang er dieſelben Erwartungen hegte, wie ſeine Truppen, mußte ihm rückwirkend dazu dienen, ſeine Macht in Italien zu verſtärken, und auf keinen Fall konnte er ihn länger verſchieben: denn höchſt gefährlich zeigte ſich der Feind, den man zu bekämpfen hatte.

Mithridates VI. von Pontus hatte ſich im Kampfe mit den benachbarten Scythen ein tapferes Heer gebildet und ſich dann von Sinope her den Durchgang durch die Propontis erzwungen. Er nahm die volle Unabhängigkeit eines aſiatiſchen Selbſtherrſchers in Anſpruch, ganz anders, als ſein Vater, der allezeit am Bündnis mit Rom feſthielt. Daß die Römer den Beſitz der Länder, die ſie dem Vater übertragen hatten, ihrem Grundſatze gemäß, dieſe Übertragungen als zurücknehmbar zu betrachten, dem Sohne anheim zu geben zögerten, brachte dieſen zu dem Entſchluß, ſich mit ſeiner ganzen Macht gegen ſie zu erheben.

Marius hatte ihm geſagt: er müſſe entweder von ſeinen Forderungen abſtehen, oder ſich auf einen Krieg auf Leben und Tod mit Rom gefaßt machen. Aber nicht eigentlich durch ſeine Streitmacht war er furchtbar: der Krieg, den er begann, nahm zugleich eine nationale Geſtalt an, wie ſie bisher noch nicht vorgekommen war. Nachdem Pergamum durch die Erbſchaft der Attaliden an Rom übergegangen, und Vorderaſien ſowie Griechenland der Verwaltung der Römer, ihren Anmaßungen und ihren Gewaltſamkeiten unterworfen war, regte ſich in der Bevölkerung ein tiefer, allgemeiner Haß gegen ſie, der zum Ausbruch gelangte, ſobald ein mächtiger einheimiſcher Fürſt ihre Herrſchaft zweifelhaft machte. Die unterworfenen Nationalitäten erhoben ſich in unerwartetem Einverſtändnis gegen die Macht der Römer. Man hat viel von der Verbindung des pontiſchen Königs mit den Italikern geſprochen, und glaubwürdig wird überliefert: von dieſen ſei der Antrag zu einem ſolchen Bündnis, durch welches Rom niedergeworfen werden würde, an ihn ergangen; der König habe geantwortet, er werde kommen, ſobald er ſich Aſien unterworfen habe. Aber dabei verfuhr er in Aſien auf eine Weiſe, bei der zwiſchen Italikern und Römern kein Unterſchied gemacht wurde.

Mithridates hat einmal die Ermordung aller, deren man habhaft werden konnte, mochten ſie Römer oder Italiker ſein, ſyſtematiſch anbefohlen. Den Sklaven war für den Verrat ihrer Herren die Freiheit verſprochen; wer ſie verbergen würde, ward mit Strafe bedroht. Ein Tag des Mordes brach an, der über die Römer für alle die Unbill, die ſie in Aſien gethan haben mochten, eine entſetzliche Rache verhängte. Sie wurden von den Bildern der Götter weggeriſſen, die ſie umfaßten, und umgebracht oder, noch ſie umklammernd, mit Pfeilen erſchoſſen. Flüchtlinge wurden in das Meer verfolgt und da getötet. Abfall und Mord breiteten ſich nach den Inſeln aus. In Rhodus fand Mithridates Widerſtand. Delos dagegen nahm ſein Feldherr Archelaus, von Herkunft ein wahrſcheinlich helleniſtiſcher Kappadocier, der ihm ſchon gegen Bithynien gute Dienſte geleiſtet hatte, in Beſitz.

Von da warf ſich die Macht des Königs von Pontus, wie einſt die ſyriſche, nach dem eigentlichen Griechenland. Achaja ſamt Böotien und Lacedämon fielen ihm bei. Von beſonderer Bedeutung war es, daß er ſich zum Meiſter von Athen machte. Er bediente ſich hiezu eines geborenen Atheners, Ariſtion, in welchem ſich die Vermiſchung politiſcher Tendenzen mit philoſophiſch-rhetoriſcher Bildung, Ehrgeiz und Genußſucht recht widerwärtig darſtellt. Man weiß nicht, ob er der epikuräiſchen oder der peripatetiſchen Schule angehörte; keine hätte die andere um ihn zu beneiden. Er wurde von Archelaus beauftragt, das heilige Geld von Delos nach Athen zu bringen. 2000 Mann, die ihn begleiteten, halfen dem Philoſophen, ſich zum Tyrannen zu machen. Die Römiſchgeſinnten wurden getötet. Es war alſo ein Krieg nicht allein gegen einen entfernten empörten König, zu welchem Sulla aufbrach: es war eine allgemeine wilde Reaktion gegen die Herrſchaft der Römer ſelbſt, der er mit ſeinem Heere Einhalt zu thun ſich anſchicken mußte. Der Krieg gegen Mithridates betraf zugleich die Autorität der Römer im Orient überhaupt.

Nicht darüber waren die Römer in Entzweiung geraten, ob dieſer Krieg unternommen werden, ſondern darüber, wer denſelben führen ſollte. Indem nun Sulla ihn in die Hände nahm, regte ſich damals in ſeinen Feinden nicht einmal der Gedanke, mit dem König in Verbindung zu treten gegen ein Oberhaupt, in welchem ſie jetzt den gemeinſchaftlichen Feind ſehen konnten. Sie hielten vielmehr daran feſt, daß das Recht, den Kampf mit Mithridates auszuführen, ihrer Partei nur durch einen Gewaltſtreich entriſſen ſei. Aber die Abweſenheit Sullas aus der Hauptſtadt und ſeine Beſchäftigung in einem Kriege, der ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch nahm, erweckten in ihnen die Abſicht, die eben in den bürgerlichen Streitigkeiten eingetretene Entſcheidung wieder rückgängig zu machen.

Die beſiegte Partei war doch in der Hauptſtadt nicht etwa vernichtet, und die Proſkriptionen hatten keineswegs den Fortgang, den Sulla erwartete: Marius wurde davon nicht erreicht.

Wie hätte nicht der Name des Mannes, der ſoeben als der dritte Erbauer von Rom begrüßt worden war, ihm eine gewiſſe Rückſicht verſchaffen ſollen? Allgemein bekannt iſt der Vorfall von Minturnä, wohin ſich Marius gerettet hatte. Die Stadt wollte ihn nicht verſchonen, aber hatte doch auch nicht den Entſchluß, ihn durch ihre eigenen Leute umbringen zu laſſen; ſie ſchickte einen Kriegsgefangenen aus dem letzten cimbriſchen Feldzuge, um das ins Werk zu ſetzen. „Menſch,“ ſagte Marius, als er ihn eintreten ſah, „Du willſt es wagen, dem Cajus Marius das Leben zu nehmen?“ Der gebieteriſche Ton der Stimme, die leuchtenden Augen des greiſen Helden machten auf den alten Kriegsgefangenen, der die Vorgänge im Feld nicht vergeſſen haben konnte, ſo großen Eindruck, daß er erklärte: den Mann vermöge er nicht zu töten. Marius und einige andere der beſten unter ſeinen Anhängern retteten ſich nach Afrika. Zugleich trat auch in Rom ſelbſt die geſtürzte populare Partei wieder hervor. Sie beſtand, wie wir wiſſen, in den Italikern, welche ihren Anſpruch, in die fünfunddreißig Tribus verteilt zu werden, nicht aufgegeben hatten; ſie hielten vielmehr die Volksverſammlung, in der derſelbe genehmigt worden war, für geſetzlich und bindend, worin dann zugleich lag, daß Marius als der durch die Geſetze beſtimmte Anführer gegen Mithridates betrachtet zu werden fortfuhr.

Der Konſul Lucius Cinna, deſſen Erhebung zu dieſer Würde Sulla nicht wohl verhindern konnte, hatte verſprechen müſſen, nichts gegen die neue

Ordnung der Dinge zu unternehmen. Nach Sullas Abreiſe aber trug er kein Bedenken, ſich an die Spitze der Italiker zu ſtellen und den Verſuch zu machen, in einer neuen allgemeinen Verſammlung ihre Forderung durchzuführen. Er fand aber dabei an dem anderen Konſul, Octavius, und deſſen Anhängern einen überlegenen Widerſtand, ſo daß er mit den ihm ergebenen Tribunen Rom verlaſſen mußte. Indem er einen Rückhalt in den bundesgenöſſiſchen Städten ſuchte, wurde er in Rom des Konſulats entſetzt und ſelbſt des Bürgerrechtes beraubt. Damit aber war er keineswegs beſeitigt. Einige Senatoren, unter denen Cajus Sertorius war, geſellten ſich zu ihm. Bald wurde Cinna durch die Unterſtützung der Italiker ſtark genug, um in Capua Truppen um ſich zu ſammeln, die zum Teil aus denen beſtanden, durch deren Stimme er einſt in Rom zum Konſulat gelangt war. Das Ereignis iſt, daß ſich der in Rom vorwaltenden ſullaniſchen Partei gegenüber ein Kriegsheer von entgegengeſetzten Intentionen ſammelte. Einſt erſchien Cinna vor dem verſammelten Heere zuerſt in ſeinem konſularen Schmuck, ließ aber dann die Rutenbündel niederlegen und erklärte: was ihm das Volk gegeben, habe ihm der Senat genommen; wenn das erlaubt ſei, werde ſich künftig niemand mehr um Volksverſammlung und Bürger bekümmern. Die Truppen erkannten ihn als ihren Konſul an und leiſteten ihm den militäriſchen Eid.

So wurde wieder ein Heer gebildet, nicht ohne einen gewiſſen Anſchein von Legalität, an welches ſich die von Sulla Proſkribierten anſchließen konnten. Dieſe hatten in Afrika weder bei dem Numiderkönig, noch in der römiſchen Provinz ein Aſyl gefunden. Der Prokonſul ließ dem Marius erklären: wenn er nicht von ſelbſt das Land verlaſſe, ſo werde er nach den Beſchlüſſen des Senats, als Feind der römiſchen Republik behandelt werden. Marius trug dem Boten auf, dem Prokonſul zu ſagen: er habe den Cajus Marius auf den Trümmern von Karthago ſitzen ſehen. Mit dieſem Gefühl der Vergangenheit, gegen welches ſich die Gegenwart wie eine ſchlechte Ironie ausnahm, wandte ſich Marius nun mit einer Schar, ſo gut er ſie eben um ſich hatte ſammeln können, nach den etruriſchen Küſten, wo er die italiſche Population zur Behauptung des ihr gebührenden Bürgerrechtes aufrief.

Cinna ſchickte ihm die Inſignien des Prokonſulats: Marius weigerte ſich, ſie anzunehmen. In der Geſtalt eines Verjagten, ohne den Schmuck eines Feierkleides, mit langem Haar, das er ſeit ſeiner Verjagung nicht abgeſchnitten, zu Fuß zog er mit ſeiner Schar daher, nun ſiebzig Jahre alt. In ſeiner Erſcheinung fand das Selbſtbewußtſein des Verdienſtes und großer Thaten, verſchmolzen mit dem Gefühl, daß er Unrecht leide, einen ſchreckenerregenden Ausdruck. Der Senat war ſoeben in Unterhandlungen mit den noch nicht unterworfenen Bundesgenoſſen begriffen, doch trug der Beauftragte Bedenken, ihnen die Bedingungen zu gewähren, die ſie verlangten. Marius bewilligte alles, was ſie wollten, und zog ſie dadurch an ſich. Cinna und

Carbo, Sertorius und Marius rückten nun gegen Rom vor, wo die Partei regierte, durch welche ſie ausgeſtoßen und verdammt worden waren. An ſich wäre Rom wohl gegen einen Anfall von außen gerüſtet geweſen. Es war ein wirkſamer Zug auf dem Brettſpiel des Krieges, daß ſich Marius Oſtias bemächtigte, wodurch er die Getreidezufuhr in ſeine Hände brachte. Der hierauf entſtehende Mangel an Lebensmitteln und die Zahl der Anhänger, welche die marianiſche Sache innerhalb der Mauern fand, nötigten den Senat, auf Unterhandlungen zu denken.

Kein Zweifel, daß die Bewegung ſchon die unterſten Schichten der Geſellſchaft erreichte. Marius führte aus Etrurien Sklaven mit ſich, die er frei gemacht hatte. Cinna verſprach jetzt den Sklaven in Rom die Freiheit. Haufenweiſe kamen ſie heraus und gingen zu ihm über.

Aber in welcher Form konnte mit dieſen Proſkribierten und Verbannten unterhandelt werden? Der Senat mußte ſich wirklich dazu verſtehen, Cinna als Konſul anzuerkennen und den für ihn eingetretenen Erſatzmann Cornelius Merula zu abrogieren, worin doch das Bekenntnis lag, daß er früher ſeine Befugnis überſchritten habe. Im Lager ſaß Cinna auf der Sella Curulis, als man ihm dies ankündigte. Die Geſandten baten ihn, nur keine Hinrichtungen zu veranlaſſen. Er ſagte: mit ſeinem Willen ſolle das nicht geſchehen; vor allem aber möge Octavius ihm nicht in den Weg kommen. Neben ſeinem Sitz ſah man Marius ſtehen. Er ſagte kein Wort, aber ſeine Haltung und ſein Antlitz verrieten die Aufwallung der Rachſucht. Als man ſich der Stadt näherte, hielt er inne und forderte, daß das Volk erſt über ſeine Rückberufung abſtimmen ſolle; die Tribunen veranlaßten, daß das unverzüglich geſchah. Alle unter Sulla verhängten Beſtrafungen wurden zurückgenommen.

Marius konnte ſich alſo als in einer nach ſeinem Begriffe legalen Form zurückberufen betrachten; wiewohl man erzählt, er habe das Reſultat, das freilich unzweifelhaft war, nicht einmal abgewartet, ſondern, als drei oder vier Tribus in ſeinem Sinne abgeſtimmt, ſich nicht länger aufhalten laſſen: ſo ſei er in die Stadt gedrungen.

Sulla hatte die Stadt erobern müſſen, um ſeine Feinde zu verjagen; ſeine wichtigſte Abſicht war hiebei die politiſche geweſen. Die des Marius war, ſich an ſeinen Feinden zu rächen und ſie für ihren Abfall zu ſtrafen. Erbarmen kannte ſeine Seele nicht.

Octavius, der es verſchmäht hatte zu fliehen, was mit ſeiner konſularen Würde unvereinbar ſei, wurde, noch mit den Abzeichen derſelben bekleidet, auf dem Janiculus ermordet, — der erſte Konſul, dem dies widerfuhr.

Dann ſchritt man zu den Übrigen fort.

Die Häupter der erſchlagenen Senatoren wurden, wie das des Konſuls, auf dem Forum an der Rednertribüne aufgeſteckt.

Craſſus tötete ſeinen Sohn, um ihn den Feinden zu entziehen; er ſelbſt fiel in ihre Hände. Von Marcus Antonius, dem Redner, ſagt man, er habe die Soldaten, die ihn umbringen ſollten, durch ſeine Beredtſamkeit erweicht; der Tribunus Militum, der dieſe führte, war genötigt, ſelbſt Hand an ihn zu legen. Die Leibwache des Marius ſoll auf den bloßen Wink desſelben zur Ermordung eines jeden geſchritten ſein. In dieſem Schrecken haben ſich viele ſelbſt umgebracht. Es war eben ein Sieg der niedergeworfenen Partei über die andere, durch welche ſie niedergeworfen und mit dem äußerſten Verderben bedroht geweſen war.

Dem Marius erfüllte ſich die Weisſagung, die er einſt erhalten hatte: er trat ſein ſiebentes Konſulat an. Es war ihm beſchieden, nach den mannigfaltigſten Fluktuationen des Schickſals, nach den tiefſten Erniedrigungen nochmals in die Höhe zu kommen.

Aber ſchon war er am Ziele ſeiner Laufbahn. Am dreizehnten Tage ſeines ſiebenten Konſulats iſt er geſtorben.

Ich will nicht wiederholen, was damals als unmittelbare Urſache ſeines Todes, von ſeiner Schlafloſigkeit, ſeiner Trunkſucht erzählt worden iſt. Die Anekdote iſt immer geſchäftig, Todesfälle großer Männer auszumalen.

Hier mag alles zuſammengewirkt haben: die Folgen der Anſtrengungen, die Gefahren der Flucht, Ermüdung von der blutigen Rache und ſelbſt das Gefühl der Unſicherheit ſeines Zuſtandes.

Etwas wahres liegt darin, was Cicero von einem Geſpräch erzählt, das Marius kurz vor ſeinem Tode mit ſeinen Freunden, in der Halle auf- und abgehend, gepflogen habe. Er habe an alle die Wechſelfälle erinnert, die ihm während ſeines Lebens begegnet ſeien, und mit der Bemerkung geſchloſſen: ein vernünftiger Mann dürfe ſich dem Glücke nicht anvertrauen — eine Reflexion, welche der Lage der Dinge in dieſem Moment entſprach.

Marius iſt eine der größten Geſtalten der römiſchen, wir können ſagen der allgemeinen Geſchichte. Denn auf ſeiner Abwehr der Cimbern und Teutonen beruhte es, daß ſich das Römertum, ungeirrt von feindſeligen Einflüſſen, noch lange Zeiträume hindurch entwickeln konnte. Die germaniſchen Überflutungen haben erſt ſtattgefunden, als das Abendland romaniſiert und das Imperium in den Gebieten, die es nun umfaßte, vollkommen begründet war. Der Sieg iſt durch die Kraft der Legionen errungen worden, die ſeitdem den Orient und den Occident beherrſchten. Der Ruhm ihrer Gründung gebührt aber dem Marius. Er ſteht gleichſam in der Mitte zweier Welten, von denen er die eine behauptet, die andere zurückweiſt.

Mit dem militäriſchen Verdienſt hängt nun aber eine innere Umwandlung in der Republik zuſammen, die zwar ſchon früher begonnen, doch durch ſeine Perſönlichkeit und die militäriſchen Einrichtungen, die er traf, ſelbſt eine neue Grundlage erhielt. Er ſtand an der Spitze einer popularen Partei, die er nicht ſchuf, an die er jedoch ſich anſchloß, wie ſie an ihn. Mit einander aber konnten ſie zunächſt nicht gehen. Das wilde und geſetzwidrige Gebahren der Demokraten nötigte Marius, der als Konſul die Beſchlüſſe des Senats auszuführen hatte, ſeine Macht gegen ſie zu wenden; er verhalf einer Partei zum Sieg, die nicht die ſeine war, und die er gleich darauf zu bekämpfen in den Fall kam. Mit dem geſchickteſten aller Demagogen vereinigt, erfocht er noch einmal einen Sieg auf dem Forum. Aber nach einiger Zeit mußte er vor dem vornehmſten ſeiner Nebenbuhler, der ein ſchlagfertiges Heer auf das Forum führte, aus Rom weichen: der dritte Erbauer Roms wurde zum Feind des Vaterlandes erklärt. Er entging dem drohenden Verderben; die gräßliche Genugthuung wurde ihm zu Teil, an ſeinen Feinden Rache zu nehmen. Die höchſte Gewalt kam in ſeine Hand, diesmal unter demokratiſchen Auſpicien. Aber der Erretter der Republik war doch keineswegs zum Meiſter derſelben geworden: ſein Nebenbuhler, der eine ſtarke Partei für ſich hatte, gelangte durch ſeine Heerführung zu größerer Macht. Marius war ohne Zweifel gewillt, mit demſelben zu ſchlagen; aber die Beſchaffenheit der Kräfte, über die er gebot, und ſeine Jahre hätten den Ausgang zweifelhaft gemacht; ehe der Kampf noch ernſtlich begonnen wurde, gerade im rechten Augenblick, iſt Marius geſtorben.

In dem Konſulat folgte ihm Valerius Flaccus, und dieſer wurde nun zu dem Kriege beſtimmt, zu dem Marius beauftragt zu werden gemeint hatte, und den ſeine Partei noch in die Hand zu nehmen gedachte.

Eben in dieſem Zeitpunkte erfocht Sulla entſcheidende Erfolge.

Unglücklicherweiſe geſchah das vornehmlich im Kampfe gegen Athen. Archelaus hatte die Stadt zu ſeinem Waffenplatz gemacht: Sulla fand einen hartnäckigen Widerſtand. Der Philoſoph-Tyrann, der unter dem Schutze fremder Waffen gewaltſam ein demokratiſches Regiment errichtet hatte, behauptete ſich, wie viel auch die Einwohner leiden mochten. Sulla mußte die Stadt mit Sturm nehmen. Ein entſetzliches Blutbad wurde verhängt. Sulla konnte den Athenern nicht verzeihen, daß ſie ſo leicht zu einem barbariſchen König übergegangen waren. Er erlaubte den Soldaten Mord und Plünderung, doch verbot er ihnen, die Gebäude in Brand zu ſtecken. Daß es ihm gelungen war, dies zu verhindern, dafür pries er ſeinen Glücksſtern.

Noch mehr glaubte er denſelben zu erkennen, als er bald darauf bei Chäronea mit dem Heere des Mithridates, das von Archelaus befehligt wurde, zum erſten Male im offenen Felde zuſammenſtieß. Das römiſche Heer zeigte eine Überlegenheit, welche die hochgeſpannten Erwartungen noch übertraf. Von 120000 Barbaren ſollen nur 10000 entkommen ſein; Sulla behauptete, er habe nur zwölf Mann verloren. Ein zweites Heer, ebenfalls anſehnlich genug, ward kurze Zeit darauf bei Orchomenos überwältigt.

Da gewannen nun die Ereigniſſe in Rom unmittelbaren Einfluß auf den orientaliſchen Krieg. Auf der einen Seite empfing Sulla Gäſte, die er nicht erwartet hatte: es waren ſeine Freunde, die vor Marius und Cinna hatten flüchten müſſen; auf der anderen Seite kamen auch die Marianer unter dem Konſul Valerius Flaccus herüber.

Flaccus war unfähig und verhaßt. Es gehörte die Thätigkeit und Umſicht eines Mannes von größerem Talent, des Cajus Flavius Fimbria, dazu, daß nicht das ganze Heer ſich auflöſte. Und nicht lange verſtanden ſich die beiden Führer: Fimbria glaubte vernachläſſigt zu ſein. Den Übergang nach Aſien bezeichnete das römiſche Heer mit einem inneren Kampfe, in welchem der Konſul von ſeinem Legaten getötet ward.

Dem zum Trotz trug dieſes Heer zur Entſcheidung des Krieges weſentlich bei. Fimbria beſiegte den Sohn des Mithridates; der König ſelbſt konnte ſich nur durch die Flucht retten; die armen Ilienſer hat er für ihre Verbindung mit Mithridates noch furchtbarer gezüchtigt, als Sulla die Athener.

Eine der außerordentlichſten Erſcheinungen; zwei untereinander feindliche Heere, in derſelben Unternehmung mit wetteifernder Tapferkeit und gleichem Glück begriffen.

Für den Krieg hatte die innere Entzweiung der Römer den König nur noch in ſchwereren Nachteil gebracht; als es aber ſoweit gekommen war, daß er auf Frieden denken mußte, gereichte ſie ihm zum Vorteil. Er unterhandelte mit Sulla ſowie mit Fimbria. Aber Sulla hatte in dem Kriege doch bei weitem das Meiſte geleiſtet, und bei ihm befanden ſich die Senatoren. Da Fimbria nicht einmal innerhalb der marianiſchen Partei eine geſetzliche Stellung einnahm, ſo konnte der König kein Bedenken tragen, auf die Unterhandlungen mit Sulla den größeren Wert zu legen.

Einer nicht unglaubwürdigen Nachricht zufolge hat Mithridates, als Sulla noch in Griechenland ſtand, dieſem den Vorſchlag gemacht, mit ihm und ſeiner ganzen Macht nach Italien zu gehen und ſeine Feinde daſelbſt zu überwältigen: ein Ungedanke, wenn es damit ernſtlich gemeint geweſen iſt.

Welchen Sinn hätte es gehabt, daß Sulla, deſſen ganzes politiſches Daſein auf dem Krieg gegen Mithridates beruhte, in eine Verbindung getreten wäre, die ſeinen Feinden zu ihrer Rechtfertigung gedient haben würde, mit einem Fürſten, der den ganzen römiſchen und italiſchen Namen zu gerechtem Haß gegen ſich aufgeregt hatte?

Jetzt überſchritt Sulla den Helleſpont, und, wie einſt zwiſchen Hannibal und Scipio, zwiſchen Flaminin und Philipp, ſo kam es auch zu einem Zwiegeſpräch zwiſchen Mithridates und Sulla auf dem Boden des alten Troas. Mithridates nahm den Frieden unter den Bedingungen an, welche Sulla ſchon in Griechenland angeboten hatte: auf der Grundlage der Herſtellung des früheren Zuſtandes. Der König verſprach, aus Aſia propria und Paphlagonien zu weichen, Bithynien und Kappadocien zurückzugeben, 70 Schiffe auszuliefern, 2000 Talente zu zahlen. Die Truppen Sullas mißbilligten offen dieſe Abkunft, bei der die von Mithridates verübten Gewaltſamkeiten ungerochen blieben: denn ſie zweifelten nicht, daß ſie über die Barbaren in einer nochmaligen Schlacht vollkommen Herren geworden ſein würden. Sulla erwiderte, er habe eine Vereinigung zwiſchen Fimbria und Mithridates fürchten müſſen, die ſchon in Unterhandlungen miteinander ſtanden. Die Verflechtung der Angelegenheiten brachte es mit ſich, daß er, indem er mit Mithridates Frieden ſchloß, freie Hand gegen Fimbria behielt. Er forderte denſelben jetzt auf, die Legionen dem rechtmäßigen Statthalter von Aſien zu übergeben, und unter den Mannſchaften Fimbrias ſelbſt fand er Beiſtimmung: auf Fimbrias Aufforderung, ihn zu verteidigen, antworteten ſeine Leute: gegen ihre Mitbürger würden ſie nicht ſchlagen. Er begab ſich nach Pergamum; aber ſchon war ſeine Lage eine verzweifelte. Er kam um, wie Cajus Gracchus, mit deſſen Sache die ſeine eine entfernte Ähnlichkeit hatte: ein treuer Sklave tötete erſt den Herrn, dann ſich ſelbſt in dem Tempel des Äskulap; ſein Heer ging zu Sulla über. Dergeſtalt erfocht Sulla noch zugleich in Aſien einen Vorteil über die politiſche Partei, mit der er um die Oberhand rang.

In Rom war indes alles, auch nach dem Tode des Marius, in den einmal angebahnten Wegen fortgegangen; im Jahre 669 der Stadt (85 vor unſerer Ära) waren Oberhäupter der marianiſchen Partei, Cinna und Carbo, zum Konſulat gelangt: ſie leiteten den Senat und geboten über zahlreiche Heere. Cnäus Papirius Carbo war der Neffe jenes Carbo, der zu der Durchführung der gracchiſchen Reformen nach dem Tode des Tiberius das Meiſte beigetragen hatte; er gehörte der plebejiſchen, Lucius Cornelius Cinna mehr der Faktion der Italiker an, zu deren Gunſten er ſich von Sulla abwendete, obwohl er dieſem das Gegenteil verſprochen hatte. Ihnen gegenüber erſchien nun der durch ſeine Siege in Griechenland und die in dem Frieden bewirkte Wiederherſtellung der römiſchen Herrſchaft in Aſien zur höchſten Stufe perſönlicher Auszeichnung gelangte Sulla; durch die gegneriſche Partei ſeiner Würde entſetzt, hatte er ſeine Erfolge erfochten.

Wenn ich ſo ſagen darf: Sulla hatte die Burg des Staates erobert, und ſchickte ſich an, die übrige Stadt, die aber noch mannhaft verteidigt wurde, einzunehmen.

In einem Schreiben an den Senat ſtellte er das, was er gethan, mit dem zuſammen, was er erlitten: die Eroberung reicher Provinzen mit der Zerſtörung ſeines Hauſes, der Verjagung ſeiner Familie; aber er werde kommen und ſeine Feinde beſtrafen; alle anderen alten und neuen Bürger ſollten nichts von ihm zu fürchten haben.

Der Senat ließ ihm ſagen; er werde ihn mit ſeinen Feinden verſöhnen und vor denſelben ſicher ſtellen; er erſuchte auch Cinna, nicht zu rüſten, ehe Sullas Antwort eintreffe.

Sulla antwortete: er fordere von dem Senat keine Sicherheit: er werde dieſe vielmehr den Senatoren gewähren, die zu ihm flüchten würden; er habe ein ihm ergebenes Heer: in dieſer Begleitung bedürfe er keiner anderweiten Sicherheit. In dieſen Worten liegt eine wenig verhüllte Kriegsankündigung: die Waffen mußten nochmals über die bürgerlichen Angelegenheiten entſcheiden.

Rom und Italien waren zu einem ernſtlichen Kampfe gegen Sulla gerüſtet. Das Heer, das auf ſeiten Cinnas und des Senates ſtand, kann auf 180000 Mann geſchätzt werden; dasjenige, welches Sulla heranführte, betrug wohl noch nicht 40000 Mann. Aber der Geiſt, der eine Armee ſtreitfähig macht, liegt nicht allein in der Partei, die ſie verficht, noch in der Truppenzahl. Hätte Marius gelebt, ſo würde Sulla einen Widerſtand gefunden haben, gegen welchen ihm ſchwer geworden wäre aufzukommen; allein dieſe für ein Heerweſen erforderliche perſönliche Autorität fehlte den Marianern. Unter ihnen hatte ſich noch nicht ein einziges militäriſches Talent gezeigt; dagegen erſchien Sulla in dem Glanze der eben erfochtenen Siege. Auch in den ihm gegenüberſtehenden Heeresmaſſen, die doch alle Römer waren, konnte er auf Anhänger zählen.

Die Abſicht war geweſen, Sulla, der ja noch mit der Acht belegt war, an der Überfahrt nach Italien zu hindern; aber bei den Vorbereitungen dazu wurde Cinna, der auch im Jahre 670 der Stadt, 84 vor unſerer Ära, das Konſulat zugleich mit Carbo bekleidete, in einem militäriſchen Tumulte umgebracht. Nachhaltigen Widerſtand hätte ſich Sulla dadurch zuziehen können, wenn er als unerſchütterlicher Widerſacher des neuen Bürgerrechts der Italiker erſchienen wäre; er hütete ſich wohl, dieſe Feindſeligkeiten aufzuwecken: er verſicherte vielmehr die neuen Bürger, wie die alten, ſeines Schutzes.

So geſchah es, daß er, als er nach Brundiſium kam, ſowohl dort, als in anderen unteritaliſchen Städten ohne Schwierigkeit aufgenommen wurde. In dem Kriegsheere, das ſich in Italien zuſammenzog, trat ein dem ſeinen verwandtes Element ſelbſtändig auf ſeine Seite. Wie bei ſeinem erſten Zuge nach Rom Quintus Pompejus, ſo geſellte ſich ihm jetzt Cnäus Pompejus bei, der ſoeben auf eine der Stellung Sullas verwandte Weiſe mächtig emporkam. Sein Vater, Cnäus Pompejus Strabo, hatte, wie oben ausgeführt worden iſt, die gefürchtetſten und tapferſten der römiſchen Bundesgenoſſen bezwungen und hiebei ein ebenfalls ihm perſönlich verpflichtetes Heer geſchaffen.

Man weiß, daß dieſes Heer, als es in Quintus Pompejus, der einer anderen Linie der pompejaniſchen Familie angehörte, einen neuen Befehlshaber erhalten ſollte, dieſen bei ſeinem erſten Opfer tötete, wahrſcheinlich mit Konnivenz des Cnäus, der dann den Oberbefehl behielt. Es iſt begreiflich, daß nach des Vaters Tode dieſes Heer mit militäriſcher Autonomie ſich dem Sohne anſchloß. Er nahm in demſelben eine Umbildung der Veteranen vor, ohne dazu vom Senat autoriſiert zu ſein. Es war in Picenum, wo er ſelbſt große väterliche Güter beſaß.

Wenn es für den jüngeren Cnäus Pompejus darauf ankam, eine Partei zu wählen, konnte er wohl zweifeln, welche das ſein ſollte? Sulla repräſentierte die perſönliche Verbindung eines Heeres mit ſeinem Feldherrn: ein Verhältnis, auf welchem auch die Macht des Pompejus beruhte. Den Marianern muß man zugeſtehen, daß ſie ſich mit der regelmäßigen Gewalt des Senats noch einigermaßen vertrugen: ſie umringten den Pompejus in drei Lagern; dieſer aber warf ſie auseinander. Geächtet vom Senat, zog er dem Geächteten zu. Als er in die Nähe Sullas kam, mit einem friſchen, aber ſchon ſiegreichen Heerhaufen, ſtieg er vom Pferde mit einer der Jugend ſo wohl anſtehenden Beſcheidenheit und begrüßte Sulla als Imperator. Sulla gab ihm dieſen Gruß zurück. Sie waren beide ſelbſtändige Herren der Armee, die ſie befehligten; vereint rückten ſie vorwärts.

Nunmehr erſt begann der eigentliche Krieg. Unter den Konſuln für das Jahr 671 der Stadt, 83 vor unſerer Ära, Cajus Norbanus und Lucius Cornelius Scipio, zogen zwei zahlreiche und wohlgerüſtete Heere den beiden Imperatoren entgegen. Zuerſt ſtieß Sulla an dem Berge Tifata mit Norbanus zuſammen. Ohne daß es zwiſchen ihnen zu einer eigentlichen Schlacht gekommen wäre, nur durch den Eifer und Ungeſtüm, der ſeine Truppen beſeelte, bezwang er Norbanus, der ſich nach Capua zurückziehen mußte. Er hat auf dieſen Vorteil immer ſelbſt den größten Wert gelegt; vor dem mannhaften Selbſtgefühl der eingedrungenen, ihrem Führer perſönlich verpflichteten Truppen konnten die konſularen Heere nicht beſtehen. Unter dieſen Umſtänden trat Scipio, was Norbanus vermieden hatte, in Verhandlungen mit Sulla. Da ſich aber aus denſelben neue Zwiſtigkeiten erhoben, ſo wurde von den konſulariſchen Truppen, wie wir auf das beſtimmteſte vernehmen, ohne ihren Heerführer eine Unterhandlung mit Sulla angeknüpft. Als Sulla auf das Lager Scipios anrückte, ging deſſen ganzes Heer zu ihm über; Scipio und ſein Sohn wurden in ihren Zelten gefangen genommen — ein Ereignis, das von vielen ſchon als ein entſcheidendes betrachtet wurde. Ein großer Teil der Nobilität verließ die Hauptſtadt und begab ſich in das Lager Sullas. Aber die Häupter der marianiſchen Partei, welche in Rom vorwalteten, meinten noch nicht geſchlagen zu ſein; ſie erklärten alle, die zu Sulla übergegangen, für Feinde der Republik. Carbo und der jüngere Marius, wahrſcheinlich ein Adoptivſohn des Cajus Marius, damals im kräftigſten Alter männlicher Jugend, erlangten das Konſulat.

Die Hauptſtadt wurde aufs neue der Schauplatz wilder Gewaltthaten: die Senatoren, welche für verdächtig galten, wurden in der Curia Hoſtilia getötet; der Pontifex Maximus, Mucius Scävola, kam um. Aber ſich zu behaupten, war die Partei nicht mehr imſtande. Als der junge Marius, der die latiniſche Straße zu beherrſchen meinte, mit dem auf derſelben vorrückenden Sulla bei Sacriportus zuſammentraf, mußte er erleben, daß fünf ſeiner Kohorten, drei zu Fuß und zwei zu Pferde, zu Sulla übergingen. Sulla konnte ohne weiteres nach Rom vorrücken. Doch war daſelbſt ſeines Bleibens nicht, da Carbo, von den Führern der Partei damals der thatkräftigſte, ſich mit einem anſehnlichen Heere bei Ariminum aufgeſtellt hatte und ſeine Truppen zuſammenzuhalten wußte. Carbo war an ſich den gegen ihn heranziehenden Truppen nicht gewachſen; aber daß er Widerſtand leiſtete, rief doch eine ernſtliche Gefahr hervor. Noch immer waren die Samniten in Waffen: das römiſche Bürgerrecht war ihnen noch nicht zu Teil geworden. Sie faßten unter ihrem Führer Pontius Teleſinus, vereinigt mit den Lukanern, den Gedanken: indem die römiſchen Heere ſich untereinander bekämpften, nach Rom vorzudringen, das ohne Beſatzung war. Es iſt die bedeutendſte Kriegsaktion im ganzen Feldzug.

Nicht mehr das Übergewicht der einen oder der anderen Partei, ſondern die Exiſtenz der römiſchen Hauptſtadt in ihrer bisherigen Form ſtand hiebei auf dem Spiel. So ſah es auch Sulla an, als er ſich, noch zur rechten Zeit angekommen, den Samniten am colliniſchen Thore entgegenwarf. Er hat in dieſem Augenblick den pythiſchen Apollo, von dem er ein kleines goldenes Idol bei ſich trug, angerufen, ihn, nachdem er ihn in die Nähe der Stadt geführt, hier nicht untergehen zu laſſen ſamt der Stadt ſelbſt. Soviel man weiß, verdankte er den Sieg hauptſächlich dem Marcus Craſſus, der den rechten Flügel befehligte. Die Schlacht vor den Thoren von Rom fand am 1. November 82 vor unſerer Ära ſtatt. Hierauf fiel auch Präneſte in die Hand des Siegers. Die gefangenen Samniten und Präneſtiner ließ Sulla töten; die Römer ſchonte er.

Carbo, durch einige nachteilige Gefechte und den Abfall der Gallier entmutigt, verließ Italien, um ſein Glück noch einmal in Afrika zu verſuchen; die von ihm zurückgelaſſenen Truppen wurden ohne Mühe auseinandergeſprengt. Sulla gebot nun über Rom und Italien.

Nun aber trat die große Aufgabe an ihn heran, in der durch das Hin- und Widerwogen der Faktionen in der Tiefe zerrütteten Republik eine haltbare Ordnung zu ſchaffen. Seine Abſicht dabei konnte dem Laufe der Begebenheiten gemäß nur dahin gerichtet ſein, die frühere Verfaſſung, die durch die popularen Bewegungen erſchüttert, beinahe zertrümmert worden war, wiederherzuſtellen. Wenn die popularen Agitationen dahin gezielt hatten, die Ausübung der höchſten Gewalt an die Volksverſammlung zu bringen, ſo war es für ihn gleichſam geboten, dieſen Beſtrebungen auf immer ein Ende zu machen, die Autorität des Senats zu erneuern und ſie ſo zu verſtärken, daß ſie ferner keine Angriffe zu beſorgen brauchte. Das ariſtokratiſche Prinzip gewann wieder die Oberhand; das demokratiſche war tief erniedrigt. Allein nicht durch einen Kampf der beiden Elemente an ſich war dies geſchehen: es war eine Entſcheidung der Waffen. Die Autorität, welche der Senat unter mannigfachen Kämpfen behauptet, aber durch Sulpicius verloren hatte, mußte ihm durch Sulla zurückgegeben werden. Die früheren Agitationen waren innerhalb der Stadt auf Befehl des Senats niedergeworfen worden: Sulla führte ein regelmäßiges Heer gegen die Partei heran, die in der Stadt im unbeſtrittenen Beſitz der Gewalt war. Schon bei ſeinem erſten Angriff von Nola her war dies geſchehen; noch entſchiedener geſchah es bei ſeiner Rückkehr aus Aſien. Er konnte auf nichts anderes denken, als die popularen Gewalten, die ihm einſt den Oberbefehl in dem jetzt glücklich durchgeführten Krieg zu entreißen geſucht hatten, niederzuhalten und ſeinem Gebote dienſtbar zu machen. In den Fluktuationen der inneren Kämpfe entſchied die militäriſche Gewalt, und zwar diesmal zu Gunſten der ariſtokratiſchen Ideen und Inſtitutionen. Aber noch war alles mit widerſtrebenden Gärungen erfüllt; in ihrer Mitte trat nun der Sieger auf das gewaltſamſte auf.

In dem Tempel der Bellona hielt Sulla eine Rede an den Senat, als plötzlich ein Geſchrei des Entſetzens und der Klage erſcholl. Sulla ſagte den erſchreckten Senatoren: ſie möchten ihn ruhig anhören, er laſſe nur einige Empörer beſtrafen. Ohne eine Miene zu verändern, brachte er ſeine Rede zu Ende. Indes hatte er unfern 6000 Gefangene niedermachen laſſen. Durch die Gewaltſamkeiten, welche ſeine Gegner an ſeinen Freunden und Anhängern verübt hatten, hielt er ſich für berechtigt, ſie noch mit größeren heimzuſuchen; er hatte kein Hehl damit, daß er von ſeinen Feinden keinen verſchonen werde, namentlich nicht von denen, die noch nach der Gefangennehmung von Scipio die Waffen gegen ihn getragen hatten.

Wie weit aber konnte dies führen? Alles geriet in Beſorgnis und Beſtürzung. Wir gedachten der Proſkriptionen, die Sulla bei ſeiner erſten Beſitznahme von Rom verhängt hatte. Er ließ jetzt umfaſſendere nachfolgen, die gleichſam noch als eine Schonung erſchienen; ſie ſollten allen denen, welche darin nicht genannt wurden, eine Art von Sicherheit gewähren. Tafeln wurden aufgeſtellt, auf welchen die dem Tode Geweihten namentlich verzeichnet waren; nach den geringſten Angaben betrafen ſie 40 Senatoren und 1600 Ritter. Auf den Kopf der Geächteten ward ein Preis geſetzt. Es war ein Kampf, wo die eine Partei die andere nicht zu überwinden, ſondern auszurotten ſuchte.

So geriet das weltbeherrſchende Rom nun ſelbſt unter einen Beherrſcher. Es war einer ſeiner eingeborenen Bürger, dem es unterlag eben durch die Verwickelung der inneren Parteiung und der äußeren Herrſchaft: der Beſieger des Mithridates war Herr und Meiſter von Rom.

Elftes Kapitel.

Sullas Diktatur. Seine Einrichtungen und deren Modifikation durch Craſſus und Pompejus.

Zwiſchen bürgerlichen Unruhen, welche durch Gewalt und ſelbſt mit Blut zu Ende gebracht werden, und bürgerlichen Kriegen iſt noch immer ein großer Unterſchied.

Die erſten beruhen in dem Aufwogen der oppoſitionellen Elemente gegen die beſtehende Ordnung der Dinge: eigentlich iſt es dieſe Linie, auf welcher Marius ſich hielt. Er hatte durch ſeine Feldzüge und popularen Einrichtungen die Oppoſition gegen Senat und Ariſtokratie verſtärkt, aber dann doch wieder dazu beigetragen, dieſelbe zurückzudrängen. Später hatte, mit Marius vereinigt, Sulpicius die konſulare Macht auseinander geſprengt, was früher nicht gelungen, aber oft verſucht worden war. Eben an dieſen Moment knüpfte ſich der Bürgerkrieg.

Das Weſen desſelben beſteht darin, daß die Führer zugleich über eine bewaffnete Macht gebieten, welche unabhängig von den Volksbeſchlüſſen ſich ihnen anſchließt und ihre Sache mit dem Schwerte verficht. Das war nun durch den erſten Angriff Sullas auf Rom geſchehen und wiederholte ſich nach dem großen Kriege im Orient, durch den Feldzug in Italien.

Es gab eine Gewalt in Rom, welche weder von der Kurie noch von dem Forum abhing, ſondern durch ſich ſelbſt und ihre Siege beſtand.

Lucius Cornelius Sulla kann in manchem Betracht als der erſte Monarch in dem republikaniſchen Rom angeſehen werden. Münzen, die er auf ſeinen Feldzügen prägen ließ, mit den Beiſchriften Imperator, Felix, atmeten bereits den Geiſt der Kaiſerzeit. Das unabhängige Treiben der ſtädtiſchen Parteien erlag dem Übergewicht einer ſelbſtbewußten militäriſchen Macht.

Die höchſte Gewalt, welche Sulla als Vorfechter der ariſtokratiſchen, der alten Verfaſſung ergebenen Partei davongetragen hatte, mußte er in demſelben Sinne ausüben.

Aber auch dem Volke hatte er verſprochen, ſolche Einrichtungen zu treffen, mit denen es zufrieden ſein könne; das eine und das andere durch Deliberationen zu vollbringen, wäre unmöglich geweſen: der Sieger wollte es nach eigenem Gutdünken und ſeinem Begriff von dem Bedürfnis der Republik ins Werk ſetzen. Dazu konnte er ſich aber der gewohnten Formen nicht bedienen: denn ſelbſt die konſulare Autorität war verfaſſungsmäßig von den Beſchlüſſen des Senats oder den Einreden der Tribunen abhängig.

Die beiden Konſuln, die der beſiegten Partei angehörten, waren gefallen. Als nun Sulla, einem für dieſe Vakanzen herkömmlichen Gebrauch gemäß, einen Interrex wählen ließ, ſo meinte man anfangs, er wolle das Konſulat wieder beſetzen. Allein der Interrex bekam die Weiſung, auf die ſeit dem zweiten puniſchen Krieg außer Übung gekommene Form der Diktatur zurückzugreifen, deren Weſen darin beſtand, daß ſie von Provokation an das Volk und Interceſſion der Tribunen frei war. Auf ſeinen Wunſch wurde Sulla dieſe Würde von dem Volke votiert. Die Diktatur der alten republikaniſchen Zeiten war nur eine interimiſtiſche Gewalt für beſtimmte Zeit und beſtimmten Zweck geweſen. Von einer ſolchen Beſchränkung aber war hier nicht die Rede: das Schattenſpiel des Votierens, deſſen das Volk ſich freute, enthielt doch in der That gleichſam eine einſtweilige Verzichtleiſtung auf die geſetzgebende Gewalt. Sullas Diktatur umfaßte die geſamte Legislation zur Herſtellung einer haltbaren Ordnung der Republik.

Sulla traf nun konſtitutionelle Abänderungen, in denen er vor allem den Konflikten vorzubeugen ſuchte, welche die letzten Tumulte hervorgerufen hatten.

Die bisherigen Magiſtraturen blieben beſtehen, auch das Konſulat; für ihre Aufeinanderfolge und zur Vermeidung des Übelſtandes, daß ein und derſelbe Mann in die nämliche Würde bald, nachdem er ſie bekleidet hatte, wieder eintrete, wurden neue Anordnungen gegeben oder die alten erneuert.

Von dieſer Reihenfolge aber wurde das Tribunat ausgeſchloſſen: wer es antrat, erklärte ſich dadurch ſelbſt für unfähig, zu den höheren Ämtern zu gelangen, und ſetzte ſich zugleich für den Fall, daß er die Interceſſionsgewalt mißbrauche, einer harten Beſtrafung aus. Die Hauptſache aber, gegen welche die anderen Beſtimmungen in den Hintergrund treten, liegt darin, daß die an das Volk zu bringenden Rogationen der Tribunen von den vorgängigen Beſchlüſſen des Senats abhängig gemacht wurden. Die Feſtſetzung dieſer Regel wird in der alten traditionellen Geſchichte mit beſonderem Nachdruck betont; von der Vernachläſſigung derſelben war die demokratiſche Bewegung überhaupt ausgegangen. Dem ſollte nun auf alle Zeit ein Ziel geſetzt werden. Sulla leitete die Ausübung der höchſten Gewalt in die Formen zurück, in denen ſie vor den letzten Erſchütterungen ſtattgefunden hatte. Er konnte die Einverleibung der Italiker in die fünfunddreißig Tribus, wegen deren Verweigerung er einſt geſtürzt worden war, nunmehr zugeben. Er hatte ſie nicht zu fürchten, ſo lange keine Rogation ohne vorgängiges Senatuskonſult eingebracht werden durfte. Überdies verſchwand die Bewerbung um die höheren Ämter der Republik, welche bisher das Forum in ſteter Aufregung erhalten hatte; aus der Magiſtratur konnte ſich kein dem Diktator gefährlicher Widerſpruch mehr erheben. Da das Tribunat von der Konkurrenz um Prätur und Konſulat ausgeſchloſſen war, ſo geriet niemand, der durch das Anſehen ſeiner Familie oder eigenes Talent emporzukommen wünſchte, in Verſuchung, durch Machinationen in der bisherigen Weiſe danach zu ſtreben. Und wehe dem, der noch einmal die alten Wege zu beſchreiten wagte! Quintus Lucretius Ofella, welcher von der Partei des Marius zu der des Sulla übergegangen war und dann bei der Eroberung von Präneſte ſich um dieſen ein großes Verdienſt erworben hatte (er ſchickte das Haupt des gefallenen jungen Marius an Sulla), machte, wahrſcheinlich auf dieſes Verdienſt geſtützt, einen Verſuch, zu dem Konſulat zu gelangen, ohne Quäſtor und Prätor geweſen zu ſein. Allein in Sulla lebte wohl mehr die Erinnerung an die alte Feindſchaft, als an den neuen Dienſt; Sulla hat ihn mitten auf dem Forum niederſtoßen laſſen. Schon der Verſuch eines Widerſtrebens war ein todeswürdiges Verbrechen.

Der Kern der neuen Organiſation, welche Sulla einführte, lag in der Umgeſtaltung des Senats. Er ergänzte denſelben ziemlich nach den Vorſchlägen, die dem Livius Druſus zugeſchrieben werden. Ungefähr 300 aus dem begüterten Bürgerſtande, den geldbeſitzenden Rittern, ließ er in den Senat eintreten. Er ernannte dieſelben nicht unmittelbar; wir erfahren, daß über jeden namentlich in der Volksverſammlung abgeſtimmt worden iſt. Deren aber hatte ſich Sulla auch dadurch verſichert, daß er etwa 10000 neue Mitglieder in dieſelbe aufnahm. Woher hat er dieſe genommen? Es waren die Sklaven der von ihm beſiegten Marianer, die ihm ihre Freiheit verdankten, ziemlich junge handfeſte Leute, die keinen Widerſpruch gegen den Wunſch und Willen des Diktators aufkommen ließen. — Sulla hatte das

Mittel gefunden, die Abſtimmungen eben nur zum Ausdruck ſeiner Befehle zu machen. Zugleich aber gab er dem Senat die Gerichte zurück, die ihm durch Cajus Gracchus entriſſen worden waren. Die ſcheinbar erwählten, in der That ernannten neuen Senatoren ſicherten ihm die Mehrheit im Senat; er befreite dieſen inſofern von jeder anderweiten Einwirkung, als er den Cenſoren die Befugnis entzog, bei einem neuen Cenſus nach ihrem Gutbefinden die Mitglieder des Senats, die ihnen mißfällig waren, aus der Liſte zu ſtreichen. Welche Bedeutung hatte es für den Senat, daß er ihm das alte Recht zurückgab, jede mißliebige Rogation der Tribunen an das Volk durch Verſagung ſeiner Beiſtimmung unmöglich zu machen? Durch das Machtgebot des Siegers wurde die Republik in dem Sinne desſelben umgeſtaltet.

Das geſamte Italien teilte dieſes Schickſal; die Städte blieben, aber die Einwohner wurden zu Grunde gerichtet. Die Mannſchaften ſelbſt wurden in den Städten angeſiedelt, die ſie erobert hatten: nicht allein das öffentliche Land, ſondern ein großer Teil des Privatbeſitzes wurde unter ſie verteilt. So belohnte Sulla die Truppen, die ihm ſeine Siege erfochten hatten. In jeder ſeiner Anordnungen prägte ſich die Überlegenheit des Siegers aus. Der ſo begründete Zuſtand wurde fortan als der einzig zu Recht beſtehende angeſehen und mit der Heiligkeit der Majeſtät umkleidet.

Schon unter den vorhergegangenen Stürmen war ein Geſetz gegen die Verletzung der Majeſtät des römiſchen Volkes aufgeſtellt worden, das damals den Zweck hatte, das Tribunat, in welchem ſich das römiſche Volk repräſentiere, zu ſchützen. Dieſe Idee wendete Sulla auf die höchſte Gewalt überhaupt an. Seine Abſicht mußte vor allem dahin gehen — wie das denn auch eine der Tendenzen ſeiner Kriminaljurisdiktion iſt, die ihm übrigens einen guten Namen auf immer geſichert hat, — die Beamten im Zaume zu halten. Der Truppenführer, der ohne Auftrag des römiſchen Volkes die Grenzen überſchreitet oder einen Krieg beginnt, begeht ein Verbrechen und verletzt die Majeſtät des römiſchen Volkes; ebenſo ein jeder, der überhaupt über ſeine Amtsbefugnis hinausgeht oder gar einen Aufruhr, namentlich im Heere, veranlaßt. Da nun die höchſte Gewalt in den Händen Sullas lag, ſo iſt jeder Angriff auf dieſelbe zugleich gegen ihn gerichtet: in ihm ſelbſt ſtelle ſich die Majeſtät des römiſchen Volkes dar. Im Geſetz iſt das nicht ausgeſprochen, aber es liegt in dem Inhalt ſeiner Beſtimmungen.

Sulla konnte nicht als König, welches Wort den Begriff einer geſetzlichen Würde einſchließt, noch als Tyrann, d. h. ungeſetzlicher Herrſcher, bezeichnet werden. Den Titel des Diktators legte er endlich nieder; ſein Wille war auch ohne dieſen Titel entſcheidend. Er übte eine indirekte Herrſchaft aus, vor der ſich alle beugten, — ein genialer Mann, der immer ſeinem Geſtirn zu folgen glaubte und durch das Glück, das ihn in allem, was er that, begleitete, ſich ſelbſt und anderen als ein Bevorzugter unter den Sterblichen erſchien. Alles, was ihm widerſtand, warf er durch Politik und Waffen nieder.

Dem Marius iſt er in Bezug auf eigentliches Verdienſt nicht gleichzuſtellen. Marius hat das Beſtehen der römiſchen Welt gegen Feinde, welche dieſelbe mit vollem Verderben bedrohten, gerettet; Sulla die Verbindung Roms mit Griechenland, das er von einem eingedrungenen orientaliſchen Könige wieder losriß, aufrecht erhalten. Feldzüge, wie die marianiſchen gegen die Cimbern und Teutonen, übertrafen doch bei weitem die Kriegshandlungen Sullas gegen Mithridates und deſſen Feldherren, die ihm keinen nachhaltigen Widerſtand entgegenſetzten.

Sulla war mehr zum Zuſtandebringen ſchwieriger Friedensſchlüſſe geeignet, als zur Organiſation von Kriegsheeren und deren Führung in großen Gefahren. Den Frieden mit Bocchus hätte Marius ohne Sulla nie zu ſtande gebracht; ein Abkommen, wie es Sulla mit Mithridates traf, lag außer dem Geſichtskreiſe eines Marius.

Man dürfte vielleicht nicht wünſchen, daß im Kampfe zwiſchen beiden Marius die Oberhand behalten hätte; denn dann würde die ſpätere Epoche der Republik, in welcher zugleich die geſellſchaftliche Kultur dominierte, nicht wohl möglich geweſen ſein.

Marius war Plebejer und Kriegsmann, von grobem Schrot und Korn, nicht ohne eine Art von Verachtung der allgemeinen Kultur; in Sulla repräſentierte ſich dieſelbe: er war fein, genußliebend, gebildet, Patricier durch und durch, zugleich thatkräftig und geſchmeidig.

Er war ſyſtematiſcher erbarmungslos, wie Marius: er iſt der Urheber der Proſkriptionen; er ſuchte alle ſeine Gegner zu vernichten. Jeder, der ihm widerſtrebte, war ein ſolcher; noch in ſeinen letzten Tagen hat er die Exekution eines widerſetzlichen und wortbrüchigen Magiſtrats vor ſeinen Augen vollziehen laſſen.

Aber eben damals war er damit beſchäftigt, die Denkwürdigkeiten ſeines Lebens niederzuſchreiben. Denn er befand ſich im vollen Beſitz der Bildung ſeiner Epoche; er hatte Sinn für Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft; ihm iſt es — wenn wir recht unterrichtet ſind — zuzuſchreiben, daß die Schriften des Ariſtoteles auf die Nachwelt gekommen ſind; er rettete ſie bei der Einnahme von Athen vor dem Untergang.

Er war damals ſechzig Jahre alt und hatte ſein Tagewerk eigentlich noch nicht vollendet. Denn noch war die marianiſche Partei, welche zugleich die populare war, überall regſam; in Spanien verſchaffte ſie ſich ſoeben eine abgeſonderte unabhängige Exiſtenz; noch waren die Seeräuber, die den Orient in Atem hielten, nicht beſiegt, und niemand glaubte an die Zuverläſſigkeit des Mithridates. Aber dabei hatte Sulla doch die höchſte Stelle erreicht, zu der in jener Zeit ein Menſch in der gebildeten Welt aufſteigen konnte: was er wollte, war Geſetz.

In dieſem Augenblick iſt er geſtorben. Er hat eines Tages geſagt, ſein Genius rufe ihn; dann vollendete er noch ſein Teſtament, gleich darauf verſchied er. Es war im Jahre 676 der Stadt (78 vor unſerer Ära).

Mit ſeinem Tode ſelbſt erhob ſich eine große politiſche Frage. Er hinterließ eine geordnete Verfaſſung, die in voller Wirkſamkeit war, bei der die Volksbewegungen durch die ſenatoriſche Macht im Zaum gehalten wurden. Aber dazu hatte eben ſein eigener, überall eingreifender Einfluß gehört. Sollte es möglich ſein, ſie auch nach ſeinem Tode aufrecht zu halten, überhaupt Rom zu regieren ohne einen ſolchen, eigentlich doch außerhalb der Verfaſſung liegenden, perſönlichen Einfluß?

Zum Leichenbegängnis des Verſtorbenen vereinigte ſich noch einmal ſeine ganze Partei. Man zählte bei zweitauſend goldene Kränze, die dem Leichenzug vorangetragen wurden: Geſchenke der Städte, Legionen, Freunde. Die Prieſterſchaften, die Senatoren, Ritter, alle Magiſtrate mit den Abzeichen ihrer Beamtung waren zugegen, als der erſte Mann, welcher ſeit den Königen Rom beherrſcht hatte, auf dem Marsfelde, wie einſt dieſe ſelbſt, beſtattet wurde. Gleich in dieſem Moment aber brach ein Streit zwiſchen den beiden Konſuln aus, von denen der eine, Lutatius Catulus, die ſchroff ariſtokratiſche, der andere, Marcus Ämilius Lepidus, die populare Meinung repräſentierte. Auch im Senat hatte die letzte eine Zahl von Stimmen für ſich, und noch ehe die neuen Konſuln ernannt waren, gewannen die Entzweiungen zwiſchen den alten eine ſehr gefährliche Geſtalt. Lepidus, zum Prokonſul in Gallien deſigniert, wohin ſeine Gegner ihn eben zu entfernen wünſchten, hielt in Etrurien inne und ſammelte alle die um ſich, welche durch die Verwaltung Sullas beeinträchtigt worden waren. Aus einer im Senate gegen ihn gehaltenen Rede entnimmt man, was er verlangte, oder wovon man wenigſtens annahm, daß er es verlange: Herſtellung der Geächteten und ihres Beſitzſtandes, namentlich auch Herſtellung der tribuniciſchen Gewalt. Er machte ſogar einen Verſuch, nach Rom vorzudringen, um ſeine Vorſchläge mit offenen Waffen durchzuführen. Hiebei erſt fand er energiſchen Widerſtand. Der Senat forderte den gewählten Interrex und Lutatius, der jetzt auch als Prokonſul erſcheint, mit dem alten Wort auf: dafür zu ſorgen, daß der Republik kein Unheil widerfahre. Lepidus wurde in der Nähe des Marsfeldes geſchlagen. Er konnte ſich nirgends behaupten, zumal da Pompejus, welcher früher dazu beigetragen hatte, daß Lepidus Konſul geworden war, alle ſeine Kräfte gegen denſelben aufbot. Von Pompejus und Catulus nochmals beſiegt, mußte er nach Sardinien zurückweichen, wo er bald darauf geſtorben iſt.

Gewiß hatte er ſeine Sache noch nicht aufgegeben; wahrſcheinlich dachte er, ſich nach Spanien zurückzuziehen, wo damals die alte Partei der Marianer ſich unter Cajus Sertorius auf das kräftigſte erhob und zu einer kleinen Macht entwickelte.

Von Cajus Sertorius, der von dem Unglück der gegen Sulla in Italien aufgeſtellten Truppen mitbetroffen worden war, erzählt man, er habe, der bürgerlichen Unruhen müde, daran gedacht, ſich in das Aſyl der ſogenannten glücklichen Inſeln zurückzuziehen, die man durch eine kurze Seefahrt erreichen zu können meinte, als er mehr als jemals in den Krieg verwickelt wurde. Die Luſitaner, die zwar unterworfen, aber naturkräftig, wie ſie waren, ihre Unabhängigkeit ſchmerzlich vermißten, beriefen ihn an ihre Spitze. Er zögerte nicht, den Ruf anzunehmen, der den vornehmſten Antrieben, die in ihm lebten, entſprach und ihm gleichſam eine neue Laufbahn eröffnete, ſchickte ſich aber dazu in echt römiſcher Weiſe an. Man möchte die Anſicht ausſprechen, daß die Bürgerkriege mitwirkten, um den römiſchen Namen auszubreiten. Es läßt ſich nicht abſehen, wie Italien ohne dieſelben ſo vollkommen hätte latiniſiert werden ſollen, als es geſchah.

Wenn für den Fortgang der allgemeinen Geſchichte unendlich viel darauf ankam, die pyrenäiſche Halbinſel zu romaniſieren, ſo konnte es kein geeigneteres Mittel dazu geben, als die Stellung war, die Sertorius in Spanien einnahm. Die 2000 Römer, welche er anfangs mit ſich führte, reichten ſchon hin, der iberiſchen Population einen beherrſchenden Mittelpunkt zu geben. Dem räuberiſchen Charakter der bisherigen Kriegsführung wurde dadurch Maß und Ziel geſetzt. In Oska errichtete Sertorius eine Schule, wo die eingeborene Jugend in griechiſchen und lateiniſchen Wiſſenſchaften Unterricht empfing. Dieſer Zweck mußte dadurch befördert werden, daß viele Marianer ihre letzte Zuflucht bei Sertorius fanden. Sertorius richtete einen Senat von 300 Männern ein, gleich als ſollte ſich Rom nach Spanien verſetzen. Bald kam Perperna mit den Reſten des Heeres des Lepidus herüber. Aus Römern, Luſitanern und Celtiberern bildete ſich hier eine neue Kriegsmacht, welcher die römiſchen Truppen, unter der Führung des Quintus Metellus Pius, der die Marianer mit demſelben Eifer bekämpfte, wie einſt ſein Vater den Marius ſelbſt, ſchon deshalb nicht viel anhaben konnten, weil der kleine Krieg, wie er dort zu Lande geführt wurde, ihnen ungewohnte Schwierigkeiten entgegenſetzte. Wenigſtens war der alternde Metellus einer neuen kräftigen Unterſtützung bedürftig.

Nun hatte ſich eben Pompejus durch die Niederwerfung des Lepidus, welche ihm hauptſächlich zuzuſchreiben war, Kriegsruhm und zugleich Anſpruch auf die Dankbarkeit des Senats erworben. Soviel ſich auch dagegen einwenden ließ — denn bis dahin hatte Pompejus noch kein obrigkeitliches Amt bekleidet —, ſo wurde doch beſchloſſen, ihn zur Unterſtützung des Metellus nach Spanien gehen zu laſſen. Auch jetzt kam dem Pompejus nichts mehr zu ſtatten, als die von ſeinem Vater ererbte, auf perſönliches Anſehen begründete Autorität bei ſeinen Truppen. In vierzig Tagen war ſeine Rüſtung vollendet. Er erwarb ſich das Verdienſt, einen bequemeren Weg, als den hannibaliſchen, über die cottiſchen Alpen zu eröffnen.

Im Jahre 679 der Stadt, 75 vor unſerer Ära, finden wir ihn Sertorius gegenüber; Pompejus und Metellus kommen von den Pyrenäen, Sertorius und Perperna von Luſitanien her. Sie treffen in der Nähe von Sucro zuſammen, ohne daß eine Entſcheidung erfolgt wäre. Sertorius ſoll geſagt haben: das alte Weib — Metellus — hindere ihn, dem Knaben Pompejus die Rute zu geben. Von Pompejus findet ſich in den Fragmenten des Salluſt ein Brief, in welchem er ſich beklagt, daß ihn der Senat ſo ganz ohne Unterſtützung laſſe: ſein Vermögen und ſein Kredit ſeien erſchöpft. Er ſei in derſelben Lage, wie Sertorius; weder das eine noch das andere Heer könne beſoldet werden; man möge ſich in acht nehmen, daß nicht das eine oder das andere nach Italien komme.

Die Feldherren führten beinahe den Krieg auf eigene Hand, ſowohl Pompejus, obgleich im Namen des Senats und der herrſchenden Gewalt, als Sertorius im Namen der beſiegten Partei und des ſpaniſchen Volkes. — Der Krieg war noch immer gefährlich, da indeſſen Mithridates nach dem Tode Sullas wieder zu den Waffen griff und mit Sertorius in eine Art von Bundesgenoſſenſchaft trat.

Doch war es nicht die Verflechtung der allgemeinen Angelegenheiten, was hier zur Entſcheidung führte, ſondern die unhaltbare Lage, in welche Sertorius durch die Verbindung einer römiſchen Parteiſtellung mit der Verteidigung der Sache einer fremden Nation geriet.

Sein Senat war mißvergnügt, weil er doch nur eine untergeordnete Rolle ſpielte. Die römiſchen Truppen empfanden es, daß Sertorius den celtiberiſchen Barbaren ein größeres Zutrauen ſchenkte, als ihnen; Mißtrauen und Verdacht entſtanden auf beiden Seiten. In dieſem hoffnungsloſen Zwieſpalt iſt Sertorius von Perperna bei einem Gelage ermordet worden. Als man ſein Teſtament eröffnete, fand man, daß er Perperna darin nicht vergeſſen hatte. Aber auch dieſer, der als Mörder des beſſeren Mannes doppelt verhaßt war, konnte gegen Pompejus nichts ausrichten. Er wurde geſchlagen und gefangen. Er hoffte noch, ſich dadurch zu retten, daß er Beweiſe eines Einverſtändniſſes der dem vorwaltenden Syſtem in Rom entgegengeſetzten Partei mit Sertorius auszuhändigen verſprach. Aber Pompejus wollte davon nichts hören; er ließ ihn hinrichten, ohne ihn geſehen zu haben; ſeine Briefſchaften ließ er verbrennen.

Hierauf löſte das iberiſche Heer des Sertorius ſich auf. Die Städte wurden eine nach der anderen erobert.

Aber noch waren die übrigen römiſchen Gebiete in voller Gärung; der mithridatiſche Krieg erſchütterte den Orient aufs neue; die Seeräuber, nach Sullas Tode wieder erſtarkt, beherrſchten das innere Meer und erfüllten die Küſten desſelben mit Raub und Gewaltſamkeiten. In Italien ſelbſt erhob ſich eine Feindſeligkeit, die ſehr gefährlich zu werden drohte.

Auch in Italien brach, wie nicht lange vorher in Sicilien, ein Sklavenkrieg aus; doch hat derſelbe noch eine andere Urſache, als die Sklaverei an ſich. Die meiſten der italieniſchen Sklaven waren Kriegsgefangene, von denen dann die robuſteſten dazu dienen mußten, den Römern ein Schauſpiel vorzuführen, deſſen ſie ſich am meiſten erfreuten: den militäriſchen Einzelkampf, wobei die perſönliche Kriegsübung, zunächſt jedoch nur mit ſtumpfen Waffen, die Augen der Menge weidete. Lange bevor man Amphitheater errichtete, waren dieſe Schauſpiele bei den Feſtlichkeiten, mit denen die Ädilen das Volk unterhielten, gebräuchlich. Verkennen wir nicht, daß hierin eine erneuerte Herabwürdigung der beſiegten Nationaliäten lag: den Römern ſollten die geübteſten und ſtärkſten Kämpfer aus anderen Völkern, mit Gefahr ihres Lebens, als Gladiatoren zum Schauſpiel dienen.

Da geſchah es nun, daß einer von den waffenkundigſten unter dieſen Leuten, namens Spartacus, ein Thracier, der ſich, man weiß nicht wie man es nennen ſoll, in der Schule oder dem Gefängnis eines Unternehmers befand, die Mehrzahl ſeiner Genoſſen bewog, mit ihm ſich auf freien Fuß zu ſetzen. Von Plutarch iſt mit Anſchaulichkeit geſchildert worden, wie die Entſprungenen, die eine feſte Stellung an den Abhängen des Veſuv genommen und von einer gegen ſie ausgeſandten Kriegsſchar eingeſchloſſen waren, auf einer Sturmleiter, die ſie aus den Weinreben und Ranken zu ſtande brachten, nicht hinauf-, ſondern herabſteigend den unvorbereiteten Feind auseinanderwarfen und ſich ſeiner Waffen bemächtigten. Beſonders im ſüdlichen Italien waren die Sklaven ſehr zahlreich; ihnen geſellten ſich auch viele Freie hinzu; in kurzem ſah ſich Spartacus an der Spitze eines Heeres, das nach Myriaden zählte. Wenn er dennoch gegen die römiſchen Kriegsheere im Nachteil blieb — ſeine Leute wurden in einem Treffen am Garganus geſchlagen —, ſo diente das nur dazu, die Gefahr ſeiner Empörung recht an den Tag zu bringen. Unter den Sklaven, die ihm folgten, und die man beſſer mit dem Worte Fechter bezeichnet, als mit dem Worte Sklaven, waren die Gallier, unter welchen wir auch Germanen finden, beſonders zahlreich. In Verbindung mit denſelben faßte Spartacus den Gedanken, ſich nach Norden zu wenden, um die Alpen zu überſchreiten und nach Gallien vorzudringen. Die Kriegsgefangenen ſchienen ſich nach ihrem alten Vaterland durchſchlagen zu wollen. Dadurch bekam der Tumult ein politiſch-militäriſches Anſehen: das Werk der Pacifikation des ſüdlichen Galliens, das in dem beſten Fortgang war, drohte unterbrochen zu werden, ſo daß der Senat beſchloß, die beiden Konſuln gegen Spartacus ins Feld gehen zu laſſen. Der eine von ihnen, Lucius Gellius, wußte allerdings den voranziehenden Haufen die Päſſe zu verlegen, durch die ſie nach Gallien hätten gelangen können. Dadurch aber geſchah, daß die ſtarke Schar ſich mit aller Macht gegen den anderen, Lentulus, wendete und ihn über den Haufen warf. Die Gladiatoren, die man urſprünglich Flüchtlinge, Fugitivi nannte, gerieten darüber, daß man ſie auch nicht aus dem Lande laſſen wollte, in eine Wut, die ſie zu entſetzlichen Mordthaten veranlaßte. Spartacus ſelbſt ſoll einem am Garganus gefallenen Führer, Krixus, dreihundert gefangene Römer als Exequien geopfert haben. Der Gedanke ſoll ihm gekommen ſein, gegen Rom ſelbſt anzugehen: aber er beſann ſich doch, daß ſein ſchlechtbewaffneter Haufe dazu nicht fähig ſei, und bald finden wir ihn wieder in Unteritalien, bei Thurii und Rhegium und in Lukanien.

Die ſüditalieniſchen Gebirge waren für ſeine Banden geeigneter, als etwa die römiſche Campagna; dort nahm er eine feſte Stellung. Um den kriegeriſchen Geiſt ſeiner Truppen zu erhalten und dieſe gegen jede Verführung zu ſichern, verbot er, Gold in ſein Lager zu bringen; nur Silber hat er geduldet. Er ſtand im Zuſammenhang mit den ciliciſchen Seeräubern; man erzählt, ſie hätten ihm verſprochen, ihn nach Sicilien überzuführen, wo noch alles zu einer Erneuerung des Sklavenkrieges bereit war, aber ihn dann im Stich gelaſſen. Weder über die Alpen, noch über die See konnte er ſich retten; er mußte nochmals den Kampf mit den Römern beſtehen. Es iſt ſehr begreiflich, daß er in allen benachbarten ſtädtiſchen Gemeinheiten, die ja ſelbſt Sklaven hielten, Widerſtand fand. Aber unerträglich war auch die Unſicherheit des offenen Landes, und der Senat beſchloß, einen der vornehmſten Anhänger Sullas, ſeinen Mitkämpfer in dem Bürgerkrieg, jetzt mit der Vertilgung der Räuber und Gladiatoren zu beauftragen. Marcus Licinius Craſſus, mit dem Beinamen Dives, hatte während der letzten Unruhen in Rom eine Menge von Häuſern an ſich gebracht und ſie durch geſchickte Sklaven, die er erkaufte, wiederherſtellen laſſen, ſo daß ein nicht geringer Teil der Stadt ihm eigentümlich gehörte. Überdies hatte er auch in den Provinzen viele Güter um wohlfeile Preiſe erſtanden, andere von Sulla zum Geſchenk erhalten. Er war wohl der begütertſte unter den Männern, die damals in Rom Bedeutung hatten, und durch dieſe Stellung beſonders berufen, einer Empörung, die dem Begriff des Eigentums, wie er ſich bei den Römern ausgebildet hatte, ſchnurſtracks zuwiderlief, ein Ende zu machen. Viele andere von den Vornehmen, die in einem ähnlichen Falle ſein mochten, ſchloſſen ſich ihm an. Mit ſechs neuen Legionen und den Reſten der alten ging er nun gegen Spartacus ins Feld. Craſſus wendete die äußerſte militäriſche Strenge an, um die Truppen, die den Kampf mit den handfeſten Sklaven und den geübten Gladiatoren ſcheuten, zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Und mit einem überlegenen, nach den Regeln der Kriegskunſt daherziehenden Heere gelang es ihm, Spartacus in der Nähe der Meerenge durch Wall und Graben einzuſchließen und, als derſelbe einmal hervorbrach, mit ungeheurem Verluſt zurückzuwerfen. Man glaubt ein römiſches Bulletin zu erkennen, wenn man bei Appian lieſt: Craſſus habe an einem Morgen 6000, den Abend darauf abermals 6000 geſchlagen mit einem Verluſt von 3 Toten und 7 Verwundeten. Aber ſo viel wird man daraus ſchließen dürfen, daß die Sklaven, noch immer unvollkommen bewaffnet, einem regelmäßigen Angriff der Legionen nicht gewachſen waren. Das Unternehmen des Spartacus, das doch auch ein hiſtoriſches Moment in ſich ſchloß, indem ſich darin die letzte Gegenwehr des Beſiegten gegen den Sieger darſtellt, mußte als geſcheitert betrachtet werden, ſo gut wie die Anlehnung der Luſitaner an die Partei des Marius. Allein aus der inneren Verwickelung der römiſchen Angelegenheiten erwuchs für Spartacus wenigſtens noch ein Schimmer von Hoffnung. Pompejus war bereits nicht mehr im vollen Einverſtändnis mit dem Senat. Jedermann wußte, daß Craſſus deshalb ſo gut ausgerüſtet und unterſtützt worden war, um dem Pompejus bei ſeiner Rückkehr einen Nebenbuhler an die Seite ſtellen zu können. Da faßte nun Spartacus die Abſicht, Craſſus für ſich zu gewinnen und einen Vertrag mit ihm abzuſchließen. Wäre er noch widerſtandsfähig geweſen, ſo würde er vielleicht Gehör gefunden haben. Aber in der nunmehrigen Lage der Dinge wurde Craſſus vielmehr durch die Beſorgnis, daß Pompejus ihm den Ruhm des Sieges entreißen könne, in der Weiſe der altrömiſchen Konſuln zu verdoppelten Anſtrengungen angeſpornt. Unfähig, ſeine Stellung zu behaupten, ſuchte Spartacus Brundiſium zu gewinnen; aber auf dem Wege wurde er von Craſſus ereilt.

Spartacus ſtarb als Gladiator; bereits verwundet, in das Knie geſunken, aber den Schild vorgehalten, kämpfte er noch, bis er der Menge unterlag. Man hat ſeine Leiche nicht gefunden. Ein Teil ſeiner Truppen zog ſich in verſchiedenen Haufen in die Gebirge, wo ſie dann nach und nach zu Grunde gerichtet wurden.

Es hätte nun wohl an der Zeit und gleichſam geboten zu ſein ſcheinen können, daß auch dem Seeräuberweſen, mit welchem der Sklavenkrieg eine innere Verwandtſchaft hatte, unmittelbar Einhalt geſchehen wäre. Allein zu einer Folgerichtigkeit, wie ſie hierin gelegen hätte, würde der Impuls eines Oberhauptes notwendig geweſen ſein, welches Orient und Occident, See und Land umfaßte, wie Sulla.

Noch beſtand der Senat, den Sulla gegründet hatte; aber einmal übte er ſeine Autorität mehr zum Vorteil der einzelnen Mitglieder aus, und überdies erhob ſich jetzt in den Heerführern, welche in Spanien und Italien den Sieg davon getragen hatten, eine Gegenmacht, die darum nur keine Gefahr zu drohen ſchien, weil die beiden Führer untereinander uneinig waren. Beide rückten, der eine von dem oberen, der andere von dem unteren Italien her, mit ihren ſiegreichen Heeren gegen Rom heran; ſie forderten beide das Konſulat. Der Senat konnte keine Schwierigkeiten machen, dieſe Würde an Craſſus übergehen zu laſſen, der ihm ſoeben ſelbſt die größten Dienſte geleiſtet hatte und alle Eigenſchaften beſaß, die dazu erforderlich waren. Anders verhielt es ſich mit Pompejus, der noch nicht die für dasſelbe geſetzlich erforderlichen Jahre zählte und überdies in ſeinem Feldzug die Unterſtützung des Senats, deren er bedurfte, oftmals hatte entbehren müſſen. Das aber war nun einmal das Schickſal, daß die höchſte Gewalt ſich aus militäriſchen und politiſchen Elementen zuſammenſetzte. Der junge und eben zu wirklichem Kriegsruhm aufſteigende Pompejus, der ein ihm zugleich eigentümlich zugehöriges Heer befehligte und ſich noch bei ſeiner Heimkehr das Verdienſt erworben hatte, die Reſte der Gladiatoren zu vernichten, wollte ſich durch eine Korporation nicht zurückdrängen laſſen, die ihm ſeine Siege erſchwert hatte. Um ſeinen Zweck zu erreichen, wich er aus den von Sulla vorgezeichneten Bahnen.

Indem Sulla den Senat in ſeiner Weiſe wiederherſtellte, hatte er ihn zugleich — wie berührt — wieder zum Meiſter der Gerichte gemacht und dem Tribunat einen ſehr beſchränkten Wirkungskreis angewieſen. Darüber aber war nach ſeinem Tode eine immer wachſende Agitation entſtanden. Im Gerichtsweſen kamen ſchreiende Mißbräuche zum Vorſchein: beſonders die Provinzen wurden dabei zu Grunde gerichtet, was dann die öffentliche Stimmung aufregte; und in dem Volkstribunat war das Begehren, die alten Rechte wiederzuerlangen, mehr als einmal wieder erneuert worden. Von dem Senat bei ſeiner Bewerbung um das Konſulat zurückgewieſen, wendete ſich Pompejus an das Volk. Die beſtimmte Überlieferung iſt, daß er den Volkstribunen, die ihn dabei unterſtützen konnten, die Herſtellung ihrer verlorenen Gerechtſame verſprochen habe. Noch vor ſeinem feierlichen Einzug in Rom, der erſt am anderen Tage erfolgen ſollte, hielt er eine Verſammlung vor den Thoren ab. Dabei wiederholte er zuerſt das den Tribunen gegebene Verſprechen, ihre Macht wiederherzuſtellen; die Zuſage wurde mit beifälligem Geräuſch aufgenommen. Pompejus berührte hierauf auch den anderen Punkt. Er erklärte: die Regierung in den Provinzen werde ſchecht verwaltet und zwar infolge ſchimpflicher, ſelbſt verbrecheriſcher Rechtſprechung. Als er hinzufügte: dem aber denke er ein Ende zu machen, ſo verwandelte ſich der Beifall in ein ſtürmiſches Jauchzen. Auf dieſem Wege erlangte er die Würde, nach der er ſtrebte. Dann hatte er ſoviel nicht dagegen, daß Craſſus ſein Kollege wurde: er ſoll ihn ſelbſt empfohlen haben. Dabei blieb zunächſt die Verſchiedenheit ihrer Geſichtspunkte doch beſtehen, und zuweilen ſchien es, als ob es zu einem offenen Kampf zwiſchen ihnen kommen müſſe, was umſomehr auf ſich hatte, da der eine und der andere die Heeresmacht, in deren Begleitung er nach Rom gekommen war, zuſammenhielt. Man begreift es, wenn das Volk, von Angſt und Unruhe gepeinigt, nicht ohne den Einfluß begeiſterter Seher, welche Unglück weisſagten, die beiden Konſuln flehentlich bat, ihre Heere zu entlaſſen, und einſt nicht von dem Platz weichen wollte, bevor ſie ſich verſöhnt und dies Verſprechen gegeben hätten. Zuerſt erhob ſich Craſſus von ſeinem curuliſchen Stuhl und ſchritt mit ausgeſtreckter Rechten dem Pompejus entgegen; dann erhob ſich auch Pompejus und ergriff die dargebotene Hand unter dem Zujauchzen des Volkes.

Pompejus, der hierdurch einen neuen Vorteil gewann, da er das Volk auf ſeiner Seite hatte, ſchritt nun in der That dazu, ſeine Verſprechungen zu erfüllen.

Eine und die andere von den durch Sulla eingeführten Beſchränkungen — z. B. die Ausſchließung der Tribunen von der Laufbahn zu den höheren Ämtern — war bereits rückgängig gemacht worden. Jetzt wurde ihnen auch die Aufſicht über die geſamte Verwaltung, die ſie früher beſeſſen, zurückgegeben. Denn darin lag der Nerv ihrer Macht, daß jeder höchſte Beamte fürchten mußte, für ſeine Ausſchreitungen und Gewaltthätigkeiten vor das Gericht des Volkes gezogen zu werden. Dieſes Recht, das ihnen von Sulla genommen war, erhielten ſie unter dem Konſulat des Pompejus zurück.

Darin aber beſtand bei weitem nicht der Umfang ihrer alten Befugniſſe. Wir kennen die vornehmſte Streitfrage. Sie lag darin, ob die Tribunen bei ihren Geſetzvorſchlägen an ein Senatuskonſult gebunden oder befugt ſein ſollten, ohne ein ſolches vorzuſchreiten. Durch Sulla war ihnen dieſes Recht genommen worden; jetzt erhielten ſie es zurück. Nur aus religiöſen Gründen, nicht aus politiſchen ſollte fortan ein Einſpruch geſtattet ſein. Dies Zugeſtändnis nun war die größte Neuerung, welche Pompejus durchführte. Es war ſelbſt mehr, als eine Herſtellung der früheren Gerechtſame, da die fünfunddreißig Tribus nach der Aufnahme der Italiker andere Elemente als früher in ſich trugen. Die Alten haben mit vollem Recht in dieſer Erneuerung des Tribunats einen der wichtigſten Momente für die folgende Geſchichte geſehen. Es kommt nicht darauf an, ob man ſie prinzipiell verwirft oder billigt. Der Erfolg aber war, daß man wieder zu der freien Bewegung von ehedem zurückzukehren in den ſtand geſetzt wurde. Dieſe bekam bei weitem noch nicht das Übergewicht. Aber die Republik wurde ſo konſtituiert, daß ein Gleichgewicht zwiſchen beiden Gewalten eintrat. Man darf wohl ausſprechen, daß die große Epoche der Entwickelung des römiſchen Geiſtes, welche jetzt beginnt, welche Männern wie Cicero eine Einwirkung auf alle folgenden Jahrhunderte ermöglich that, eben auf dieſem Gegenſatz, der eine Art von Entfeſſelung war und den Emporſtrebenden freiere Bahn darbot, beruht hat. Denn was hätte aus einer Herrſchaft des ſullaniſchen Syſtems ſich weiter entwickeln ſollen? In dem Moment, bei welchem wir ſtehen, gereichte die Veränderung dem Pompejus zu unbeſchreiblichem Nutzen: durch den tribuniciſchen Einfluß wurden ihm Gewalten zuerkannt, wie ſie noch niemals einem Heerführer gegeben worden waren.

So war es nun einmal, daß die Verbindung des Einfluſſes und Anſehens in der Stadt mit militäriſchem Talent dazu gehörte, um eine bedeutende Stellung zu erringen. Für Pompejus wurde durch ſeine gemäßigt-populäre Haltung eine noch größere Laufbahn eröffnet, auf der See und im Orient, wobei er ſich den Namen des Großen erworben hat.

Die wirkſamen Momente der Dinge greifen ſo ſehr ineinander, daß wir veranlaßt ſind, ehe wir weiter gehen, einen Blick auf den Orient zu werfen. Wir müſſen dies ſogar unter einem möglichſt weiten Geſichtskreis thun: denn dahin war es nun mit der Entwickelung der römiſchen Macht gediehen, daß die inneren Wechſelfälle der Republik auf die entfernteſten Regionen einwirkten. Von den Agitationen des Forums führt uns der Zug der Betrachtung auf eine Epiſode der allgemeinen Religionsgeſchichte.

Zwölftes Kapitel.

Digreſſion über die Makkabäer und das hasmonäiſche Judäa.

Man wird ſich immer erinnern müſſen, daß Alexander der Große die griechiſchen Götter an den perſiſchen zu rächen gedachte und die von den Perſern überwältigte aſiatiſche Idololatrie allenthalben wiederherſtellte; daß dann auch der Charakter der helleniſtiſchen Reiche in der Verſchmelzung der polytheiſtiſchen Religionen beſtand. Der monotheiſtiſche Anflug, den die Herrſchaft der Perſer über die Welt verbreitet hatte, wurde überall vertilgt. Die vornehmſten Bekenner des Monotheismus waren nun aber die Hebräer.

Schon einmal war das Judentum im Konflikt der ägyptiſchen und der ſyriſchen Götter nahezu vernichtet, durch den perſiſchen Großkönig aber wiederhergeſtellt worden. Zwar nicht wieder mit der in Paläſtina anſäſſigen Nationalität identifiziert, d. h. nicht auf das Territorium angewieſen und beſchränkt, war es dennoch durch die Errichtung des zweiten Tempels bei der Rückkehr aus der Gefangenſchaft zu einer gewiſſen Selbſtändigkeit gelangt. Der Tempel war jetzt noch mehr als früher der Mittelpunkt der weit in dem Orient verbreiteten ausgewanderten Juden, die ſich, wo ſie ſich auch aufhalten mochten, an den Tempel und die altherkömmlichen Ceremonien, die in demſelben vollzogen wurden, anſchloſſen. Das alte Judentum hatte alſo wieder einen Mittelpunkt, deſſen Charakter in der Erhaltung des aus den Urzeiten ſtammenden Schatzes religiöſer Schriften beſtand, zu deren Erklärung ſich eine beſondere Klaſſe von Schriftgelehrten, die mit den Prieſtern nicht identiſch waren, in Jeruſalem bildete: Inſtitute, die notwendig den aus der macedoniſchen Herrſchaft hervorgegangenen Königreichen antipathiſch waren. Das Glück wollte jedoch, daß die Ptolemäer in Ägypten, welche in dem Kampfe der Dynaſtien Paläſtina zunächſt behaupteten, den Juden Anerkennung widmeten und ihnen Schutz angedeihen ließen. Aus der Verbindung der Juden und Griechen in Alexandria iſt die griechiſche Bibelüberſetzung hervorgegangen. Obwohl auch hier nicht immer dieſelbe Geſinnung herrſchte, ſo befanden ſich doch die Juden im Laufe des 3. Jahrhunderts vor unſerer Ära in einem verhältnißmäßig geſicherten und ſelbſt blühenden Zuſtande. Wie aber einſt alles von dem Gegenſatz der Pharaonen und der babyloniſchen Könige abhing, als noch beide Reiche den Dienſten des Moloch oder des Ammon Ra huldigten, ſo erneuerte ſich dieſer Gegenſatz auf einer anderen Stufe durch den Widerſtreit der Ptolemäer und der Seleuciden. Die erſten hielten ſich mit den Juden in einem erträglichen Einverſtändnis. Wir erfahren ſogar, daß einſt der letzte der mächtigen Ptolemäer, Euergetes, dem Jehovah in Jeruſalem ſeine Opfer darbrachte.

Auf das ſchärfſte ging dagegen der ſyriſche Geiſt gegen die jüdiſche Hierarchie an. Zwiſchen Alexandrien und Antiochien beſtand der große Unterſchied, daß das erſte in der Vereinigung der Gelehrſamkeit aller Nationen, das andere in der Entwickelung der lebensluſtigen Götzendienſte ſeinen Ruhm ſuchte. An ſich war, wie wir wiſſen, der welthiſtoriſche Beruf des ſyriſchen Reiches, das in Babylon ſeinen Sitz hatte, hauptſächlich die Erhaltung des griechiſchen Kulturelementes und ſeiner Herrſchaft in dem oberen Aſien; es mußte die Verbindung mit Indien, die Erhaltung des baktriſchen Königreichs, die Behauptung der Oberherrſchaft über die dem perſiſchen Reiche nur in zweifelhaftem Gehorſam untergeordnet geweſenen Nationen: Parther, Armenier, Kappadocier, bei denen ſogar Fürſten des alten Stammes beſtanden, anſtreben. Zu ſeinem natürlichen Berufe gehörte es nicht gerade, ſich nach Weſten hin auszudehnen. Doch dahin führte der Gegenſatz der Dynaſtien und die Idee der ſyriſchen Könige, daß ihnen die ganze Erbſchaft Alexanders des Großen gebühre. Gerade dadurch, daß die griechiſche Religion ein weſentliches Moment der koloniſierenden Thätigkeit der ſyriſchen Könige war, geſchah es denn auch, daß dieſe, als ſie ſich Paläſtinas bemächtigt hatten, die Ausbreitung des Polytheismus zu einer politiſchen Angelegenheit machten.

Schon waren die Hebräer von der Einwirkung des griechiſchen Geiſtes nicht unberührt geblieben. In den aus dieſer Epoche uns erhaltenen ſchriftlichen Denkmälern findet man eine unverkennbare Annäherung an die allgemein vorherrſchenden Meinungen im Widerſtreit mit der ſtrengen Beobachtung des Geſetzes alter Zeit. Jene erſcheint in dem Verſuche, den Jehovahbegriff, wie ihn die heiligen Schriften vor Augen legten, ſeiner ſinnlichen Beimiſchungen zu entledigen. Eine Sekte entſtand, welche das unmittelbare Eingreifen der Gottheit in die menſchlichen Dinge nicht allein, ſondern auch Unſterblichkeit und Vergeltung leugnete, in der bereits die Oppoſition aller ſpäteren Zeiten gegen einen poſitiven Glauben zum Vorſchein kommt, wobei ſie jedoch an den moraliſchen Grundſätzen, wie ſie die Stoa lehrte, feſthielt.

Dieſen Abweichungen tritt ein um ſo lebhafteres Anſchließen an die geheiligte Tradition gegenüber. Auf das großartigſte wird in dem Buche Daniel, das aus dieſen Zeiten ſtammt, die Verbindung des Altertums mit der damaligen Zeit in Erinnerung gebracht: es giebt nur einen Kampf, den der wahren Religion gegen das Heidentum, welches ſich, nachdem die Perſer erlegen, in den Griechen fortſetzt und in den ſyriſchen Königen macedoniſch-griechiſchen Urſprungs zu Tage tritt. Den gräciſierenden Neuerungen gegenüber bildete ſich die Vereinigung der Getreuen (Chaſidim), die jede Abweichung als einen Greuel verdammten.

Nicht eigentlich das Hoheprieſtertum war es, in welchem ſich dieſe Verbindung repräſentierte: denn die Hohenprieſter wurden von den Königen geſetzt. Der vierte Antiochus, mit dem Beinamen Epiphanes, deſſen allgemeine politiſche Stellung vor und nach dem perſeiſchen Krieg wir bezeichnet haben, ſuchte eigentlich, indem er Judäa überwältigte, nur das durch Alexander angebahnte, aber noch immer nicht zu Ende gebrachte Werk zum Ziele zu führen, und fand bei ſeinen Beſtrebungen in den Hohenprieſtern, die ihm ihre Würde verdankten, ein gewiſſes Entgegenkommen. Dieſe nahmen griechiſche Namen an: Jaſon und Menelaos, und waren ſehr bereit, durch Einführung gymnaſtiſcher Übungen, zu denen die Jugend angehalten werden ſollte, auch ihrerſeits an der gräciſierenden Bewegung teilzunehmen. Man erlebte wirklich, daß die Prieſter den Tempeldienſt verließen und dem Wettſtreit der Kräfte in dieſen Übungen lebendigen Anteil zuwandten. Die

Schätze des Heiligtums verwendeten die Oberhirten, um das Geld für den König zuſammenzubringen, welches eben der Preis ihrer Erhebung war.

Ich will nicht mit Beſtimmtheit wiederholen, daß der König den Judaismus zu vertilgen entſchloſſen war; aber der Erfolg ſeines Verfahrens hätte das werden müſſen. Auf dem für die Brandopfer der Juden beſtimmten Altar ließ er dem Jupiter opfern; er vermiſchte Jehovah mit dem oberſten Gott der Griechen. Jeruſalem ſollte dem Zeus Olympios, Garizim dem Zeus Xenios heilig ſein. Den Juden wurden Opfer von Tieren angemutet, deren damit verbundenen Genuß ſie am meiſten verabſcheuten.

Eben darin lag der Charakter des Judentums, daß es den exkluſiven Monotheismus den älteſten Geboten zufolge unerſchütterlich feſthielt.

Die Getreuen, Chaſidim, die ſich den Neuerungen widerſetzten, erlitten Verfolgungen, die ſchon die Farbe von Märtyrergeſchichten der ſpäteren Epochen tragen. Von ihnen aber ſind nicht allein die alten Satzungen mit Hartnäckigkeit feſtgehalten, ſondern auch die Vorſtellungen ausgebildet worden, auf denen alle wahre Religion beruht: Unſterblichkeit der Seele und Vergeltung. „Der Gott, der die Menſchen gemacht im Mutterleibe, ohne daß die Mütter davon ein Verſtändnis hatten, wird die Seelen auch nach dem Tode zu erhalten und zu belohnen wiſſen.“

Der Zuſtand war, daß eine räuberiſche Staatsgewalt, mit den negativen Doktrinen innerhalb des Judentums verbündet, der allgemeinen Tendenz der Welt gemäß die Idololatrie eben auch in Jeruſalem zur Geltung bringen wollte: die heiligen Schriften wurden aufgeſucht, und ſelbſt ihr Beſitz wurde beſtraft. Wäre es dem König Antiochus gelungen, ſich Ägyptens zu bemächtigen und einen in allen ſeinen Teilen zuſammenhängenden Staat vom entfernteſten Oſten bis nach Libyen hin zu gründen: ſo iſt menſchlichem Anſehen nach nicht in Abrede zu ſtellen, daß er mit ſeinem Kampfe gegen die jüdiſche Religion hätte durchdringen können. Mit den Würdenträgern der Religion und einem großen Teile des Volkes war er bereits einverſtanden.

Da iſt es nun ein Ereignis von höchſter Wichtigkeit, daß die Römer die Beſitznahme Ägyptens durch Antiochus, wie oben berührt wurde, verhinderten.

Antiochus war bereits als ihr Freund und Bundesgenoſſe anerkannt: in dem Beſitz von Paläſtina fochten ſie ihn nicht an. Aber nicht allein in dem offenbaren Widerſtreit der Kräfte und Intereſſen vollziehen ſich die Weltgeſchicke; es giebt geheime Wirkungen und Gegenwirkungen, die nicht auf der Oberfläche erſcheinen. Das denkwürdigſte Zuſammentreffen bleibt es nun, wie ſchon angedeutet, daß im Jahr 168 vor unſerer Ära die Zurückweiſung des Antiochus Epiphanes aus Ägypten ſtattfand, und im Jahre 167 in Judäa der Aufruhr ausbrach, der niemals hat beſeitigt werden können, und auf welchem das ſpätere Judentum beruht, ſowie alles, was aus demſelben entſprungen iſt.

Nicht in der Hauptſtadt, ſondern an den nordweſtlichen Grenzen Judäas, in Modein, von wo das Auge das Mittelmeer erreicht, brach der Aufruhr aus. Dort wohnte ein alter Hebräer, Mattathias, von prieſterlicher Herkunft, mit fünf kräftig emporwachſenden Söhnen. Nur auf ſeinen Beitritt ſchien es anzukommen, ob das Gebot des ſyriſchen Königs auch in dieſen Gegenden zu voller Geltung kommen ſollte. Aber als man ihm anmutete, an dem Opfer teilzunehmen: denn ſein Beiſpiel werde auf alle anderen wirken —, lehnte er das nicht allein ab, ſondern, von hierarchiſchem Eifer erfüllt, erſchlug er einen Stammgenoſſen, der ſich anſchickte, dem Befehl zu gehorchen, und alsdann die Beamten, welche denſelben ins Werk zu ſetzen gekommen waren.

Aber nicht darin allein liegt das Verdienſt des Mattathias, das Zeichen zum Widerſtand gegeben zu haben; er gab auch die Möglichkeit an die Hand, einen ſolchen durchzuführen. Allenthaben wurden die Getreuen geſchlagen, hauptſächlich auch deshalb, weil ſie, am Sabbath angegriffen, die Heiligkeit des ſiebenten Tages nicht durch Verteidigung beflecken wollten; Mattathias nun hatte die geiſtige Entſchloſſenheit, die Verpflichtung, den Sabbath zu heiligen, nicht ſoweit auszudehnen, daß man ſich an einem ſolchen Tage ohne Gegenwehr müſſe erſchlagen laſſen. Indem er das Geſetz übrigens in voller Strenge beobachtete, hob er doch eine Satzung auf, welche die Behauptung desſelben unmöglich gemacht hätte. Ein Anfall der ſyriſchen Truppen ließ nicht lange auf ſich warten; aber jetzt fanden ſie Widerſtand an Mattathias, ſeinen fünf Söhnen und dem Volke, das ſich ihnen zugeſellt hatte. Hierauf wurden in den befreiten Bezirken die Altäre der griechiſchen Götter zerſtört und die jüdiſchen Gebräuche, namentlich auch die Beſchneidung wiederhergeſtellt.

Mattathias meinte, man müſſe auf den Bund zurückkommen, welchen die Väter mit Jehovah geſchloſſen. Mit Abraham, Caleb, Joſua verknüpfte er die Traditionen aus der Zeit der Gefangenſchaft; eben dieſer große Zuſammenhang gab dem Unternehmen ſeine univerſale Bedeutung.

Nach dem Tode des Mattathias hatte Judas, der dritte der Söhne, der ſich ſchon früh den Namen Makkabi, d. h. der Hammer, erwarb, die Führung: ſeine Brüder ſcharten ſich um ihn, wie um ihren Vater.

Es verſteht ſich, daß die Römer von Dingen dieſer Art keine Kunde, nicht einmal eine Ahnung hatten; aber gewiß bleibt es doch, daß die Einwirkung ihrer Macht, wenn nicht die Bewegung ſelbſt, ſo doch deren Erfolg erſt möglich machte. Nahe dem Ziele ſeines Ehrgeizes zurückgewieſen, hatte Antiochus nicht mehr den Nimbus der Macht, noch auch dieſe ſelbſt, um die Empörung zu erſticken, wie man auch von anderen orientaliſchen Königen weiß, daß ſie ihre Autorität verloren, ſobald an den Tag kam, daß die Römer nicht mehr für ſie ſeien.

Gegen die andringende ſyriſche Macht, im Kampfe mit dem Befehlshaber von Samaria, Apollonius, der zuerſt gegen ihn heranzog, trug Judas Makkabäus als den Preis des Sieges das Schwert des Apollonius davon, das er ſeitdem immer geführt hat. Den Übrigen voran ſtürzte er ſich ſelbſt in die bei weitem ſtärkeren Scharen, welche der Befehlshaber von Cöleſyrien, vereinigt mit den Juden der anderen Partei, gegen ihn und die Seinen heranführte, und behauptete das Feld. Die Urkunde rühmt das Gottvertrauen, durch welches er den Sieg errang.

Nun aber erhob ſich die ganze Macht der weſtlichen Provinzen des ſyriſchen Reiches unter dem Statthalter, dem das ganze Land vom Euphrat bis zur Grenze Ägyptens anvertraut war, des Namens Lyſias, zu einem regelmäßigeren Angriff, um dem Auftrag des Königs gemäß die Juden vollkommen zu vertilgen und andere Einwohner in ihr Land zu führen. Darin erſt liegt der volle Gegenſatz gegen die Zugeſtändniſſe der Hauptbegründer des perſiſchen Reiches, Koreſch und Darius. Das damals den Juden zurückgegebene Gebiet ſollte ihnen wieder entriſſen und an neue Anſiedler verteilt werden. Das zu dieſem Zwecke beſtimmte Heer wird auf 40 000 Mann Fußvolk und 7000 Reiter angegeben; es war in der Weiſe der Zeit vortrefflich bewaffnet. Sein Sieg ſchien unfehlbar zu ſein. Schon hatten ſich Händler eingefunden, um die Gefangenen zu kaufen und als Sklaven wegzuführen. Dem gegenüber erwarb ſich Judas jetzt das Verdienſt, den Juden eine militäriſche Organiſation zu geben; er verſtand es, ſie in ſtrengem Gehorſam zu halten. Was ſie beſeelte, war aber doch nur der Mut der Verzweiflung: denn ſie wußten wohl, daß ſie alle dem Verderben und der Vernichtung preisgegeben ſein würden, wenn ihnen ihr Gott nicht jetzt den Sieg verſchaffe. Judas rief den Bund an, den Gott mit ihren Altvätern geſchloſſen. Der religiöſen Verpflichtung aber fügte er wohlbedachte Führung hinzu. Das Heer der Syrer hatte ſich getrennt, als es in der Ebene von Emmaus von der gläubigen Schar der Makkabäer angegriffen wurde. Die Feinde wichen aus ihrer Stellung und aus ihrem Lager. Judas hielt ſeine Leute von der Plünderung des Lagers ſo lange ab, bis auch die zweite Abteilung des feindlichen Heeres geſchlagen war: dann erſt wurde das Lager geplündert. Die Leute freuten ſich beſonders der Beute an Gold und Purpur, die ſie machten.

Im nächſten Jahre brachte Lyſias ein noch größeres Heer ins Feld; aber ſchon konnte auch Judus ihm 10 000 Mann entgegenſtellen: er trug zum viertenmale einen Sieg davon. Soviel gehörte dazu, daß die altgläubigen Juden in den Stand kamen, den Tempel zu Jeruſalem wiederherzuſtellen, in deſſen Innerem damals Gras und Geſträuch wuchs. Um dies vollbringen zu können, mußte man die Burg umlagern, welche noch in den Händen der Feinde war. An Stelle des entweihten Brandopferaltars wurde ein anderer aufgerichtet aus unbehauenen Steinen, die man überall zuſammenſuchte. Auf dieſem brachten ſie nun ihre Opfer nach den lange unterbrochenen väterlichen Gebräuchen dar. Die alten Kandelaber, die Schaubrote erſchienen wieder auf den Tiſchen: man hörte wieder die Muſik, wie ſie einſt die Pſalmen begleitet hatte. So ſtellten die Makkabäer den beinahe zerfallenen Tempel wieder her. Es iſt daſſelbe Heiligtum, in dem der Knabe Jeſus von Nazareth vor den Schriftgelehrten geſtanden hat.

Welch ein unſicherer, nur auf momentanen Erfolgen beruhender Wiederanfang! Im Angeſicht der von den Feinden beſetzten Burg, von feindlichen Streitkräften bedroht, ſchien Jeruſalem nicht dazu beſtimmt zu ſein, die Metropole des Judentums, noch viel weniger die des Glaubens zu werden, der dann den Monotheismus in der Welt verbreiten ſollte. Wie hat ſich nun Jeruſalem in ſeiner religiöſen Unabhängigkeit, die doch zugleich eine politiſche Grundlage haben mußte, in dem Kampfe der um den Beſitz ringenden Weltkräfte nicht allein erhalten, ſondern befeſtigt?

Schon damals erprobte ſich, daß in den Gegenſätzen der Mächte den zerſtörenden Kräften zur Seite auch erhaltende zur Erſcheinung kommen.

Orientaliſche Verwickelungen.

Damals ſchien nichts gewiſſer, als daß das erneuerte Judentum der Übermacht der ſyriſchen Könige gegenüber erliegen würde.

Noch einmal rückte Lyſias mit dem ganzen Apparat orientaliſcher Heere, auch mit indiſchen Elephanten, gerüſtet ins Feld. Die Juden leiſteten tapferen Widerſtand. Im Gedächtnis iſt beſonders die Heldenthat Eleaſars geblieben, der in das feindliche Heer vordrang und dem Elephanten, welcher den größten Turm trug und der gefährlichſte war, wirklich beikam, ihm die Sehnen durchſchnitt, aber bei dem Sturze des Tieres unter dieſem begraben wurde.

Lyſias behielt die Oberhand; das makkabäiſche Heer mußte ſich gegen Jeruſalem zurückziehen, wo die Burg ſich noch in den Händen der Feinde befand. In dieſer Gefahr kamen den Juden die Irrungen, die im Seleucidenreiche ausbrachen, zu Hülfe. Die Statthalter, namentlich Armeniens, ſtellten ſich dem Könige als unabhängige Fürſten gegenüber, und indem Antiochus ſie bekämpfte, erhoben ſich gegen ihn als die gefährlichſten Feinde die Parther.

Die Parther waren einſt ſchon die kräftigſten Gegner Alexanders geweſen; bei Arbela hatten ſie das Beſte geleiſtet. Auf dieſem Boden hatten ſie ſich dann in zweifelhafter Abhängigkeit von den Seleuciden weiter entwickelt, nicht ganz ohne griechiſchen Einfluß, der aber doch die höchſte Gewalt nicht erreichte, welche durch und durch orientaliſch blieb. Sie erhoben ſich, um den ſyriſchen Königen die Herrſchaft in dem oberen Aſien ſtreitig zu machen. Mitten in dieſem Getümmel kam Antiochus um.

Ob ſein Tod ſo ſchrecklich geweſen iſt, wie man erzählt, mag dahingeſtellt bleiben; gewiß hatte er die umfaſſendſten Folgen für das ſyriſche Reich. Beſonders unheilvoll erwies ſich eine Verfügung, die er noch bei ſeinem Ableben getroffen hatte. Er bevollmächtigte einen ſeiner Freunde und Heerführer, Philippus, in einer Weiſe, wie ſie von Alexander und Perdikkas erzählt wird, die Regierung im Namen ſeines Sohnes zu führen. Dieſer aber, Antiochus Eupator, noch ein Knabe, befand ſich in der Gewalt des Lyſias. Zwiſchen Philippus, der im Namen des jungen Fürſten regieren ſollte, und Lyſias, der denſelben in ſeiner Gewalt hatte, brach hierüber die heftigſte Eiferſucht aus. In der glücklichen Unternehmung gegen die Juden begriffen, vernahm nun Lyſias, daß Philippus gegen ihn heranrücke. Um demſelben entgegentreten zu können, faßte er den Entſchluß, mit den Juden Frieden zu ſchließen. Das hatte aber keine Schwierigkeit, ſobald ihnen geſtattet wurde, ihr altes Geſetz zu beobachten; denn Lyſias ſelbſt ſagte: daß man es ihnen nicht geſtatte, ſei der einzige Grund ihrer Erhebung. Auf dieſe Bedingung wurde Friede gemacht und beſchworen. Lyſias kehrte nach Antiochien zurück und behauptete ſich dort. Philippus wurde gefangen und hingerichtet.

Gleich darauf aber zeigte ſich noch eine andere Folge des eingetretenen Todesfalles von noch größerer Tragweite. In Rom lebte der Neffe des Antiochus, den ſein Vater Seleukus als Geiſel bundesgenöſſiſchen Verhaltens dahin geſchickt hatte. Demetrius hatte ſich längſt darüber beſchwert, daß er als Geiſel für ſeinen Oheim dienen ſolle, da ihm ſelbſt doch das Diadem gebühre. Nach dem Tode des Antiochus wollte er unter keinen Umſtänden dem Sohne desſelben nachſtehen. Er mag Einfluß auf die jüngere Nobilität gewonnen haben; aber die ältere war gegen ihn. Der Senat zog es vor, Eupator und Lyſias zu beſtätigen, unter der Bedingung, daß die einſt von Antiochus dem Großen übernommenen Verpflichtungen vollſtändig erfüllt würden. Die von dem verſtorbenen Könige herbeigeführten Elephanten ſind infolge jener Verpflichtungen getötet worden. Aber Demetrius gab auch jetzt ſeinen Anſpruch nicht auf. Man kann bei Polybius, der mit ihm einverſtanden war und ihn zu ſeinem Unternehmen aufgefordert hatte, leſen, wie dies ausgeführt wurde. Auf einem griechiſchen Schiffe gelangte er nach Sidon. Sein bloßes Erſcheinen ſetzte notwendiger Weiſe Syrien in Bewegung und auch auf Judäa hatte es unmittelbaren Einfluß. Es hängt ſehr gut zuſammen, daß Lyſias mit den rechtgläubigen Juden ſeinen Frieden geſchloſſen hatte, und daß Demetrius bei den Gegnern derſelben Eingang fand. Lyſias und Antiochus aber waren mit dem römiſchen Senat einverſtanden, ſodaß die jüdiſche Rechtgläubigkeit gewiſſermaßen unter den Schutz der Römer trat. Dagegen zogen die Abtrünnigen, unter ihrem Führer Alkimus, der nach dem Hohenprieſtertum ſtrebte, den Demetrius auf ihre Seite. Durch eine Truppenſchar des Demetrius unter Bacchides wurde Alkimus wirklich als Hoherprieſter eingeſetzt.

Der Hoheprieſter erwies ſich als der erbittertſte Feind der Rechtgläubigen; viele von ihnen wurden umgebracht. Dem aber ſetzten ſich nun die Makkabäer entgegen, an deren Spitze nach dem Tode des Judas deſſen Bruder Jonathan trat, der mit der Tapferkeit, die dies Geſchlecht auszeichnete, noch Umſicht und politiſche Klugheit verband. Da nun Bacchides auch an den abtrünnigen Juden keine haltbare Stütze fand, ſo entſchloß er ſich ebenfalls, wie früher

Lyſias, ein Abkommen mit den Makkabäern zu treffen, das dieſelben aller weiteren Feindſeligkeiten von der ſyriſchen Seite fürs erſte überhob.

Auch diesmal kamen den Juden noch andere Umſtände der damaligen Weltlage zu ſtatten: die Entzweiungen des Demetrius nicht allein mit ſeinen Nachbarn, ſondern vor allem auch ſein Mißverſtändnis mit den Römern, die an ſeinem Emporkommen kein Gefallen hatten.

Erſt jetzt wurden die Makkabäer dem älteſten Berichte zufolge des Rückhaltes inne, den ihnen Rom darbot. Sie faßten Zutrauen zu dem Senate, der treu an den eingegangenen Verpflichtungen feſthalte, während man deſſen, was die benachbarten Könige verſprochen, keinen Augenblick ſicher ſei.

Wenn man Polybius lieſt, ſo dürfte man ſchließen, daß der römiſche Senat für fremde Einwirkungen keineswegs ſo unzugänglich war, wie die Makkabäer meinten; aber wahr iſt: an der einmal ergriffenen Politik hielten die Römer feſt. Nach dem Tode des Antiochus Eupator erkannten ſie den Bruder desſelben, Alexander Bala, von dem nicht einmal gewiß war, ob er wirklich ein Sohn des Antiochus Epiphanes ſei, als deſſen Nachfolger an: dem Demetrius ſetzten ſie ſich nach wie vor entgegen. Schon hatte ſich dieſer im Gefühle ſeiner Gefahr zu ſehr namhaften Konzeſſionen an die Juden erboten: Erweiterung des Gebietes, Freiheit Jeruſalems und Verminderung der Abgaben. Aber noch weit größere machte ihnen Alexander Bala; er begrüßte Jonathan als ſeinen Bruder, ſandte ihm ein Purpurkleid und eine Krone und ernannte ihn in aller Form zum Hohenprieſter.

Dadurch erſt wurde die Grundlage eines unabhängigen jüdiſchen Gemeinweſens gelegt. Es geſchah durch die Partei, welche die Kontinuation des Prieſtertums, die alten Überlieferungen der Religion und der nationalen Geſchichte in ihren Überzeugungen vereinigte. Ihr Daſein verdankte ſie den Waffen, ihre Macht den Umſtänden, unter denen das Übergewicht der römiſchen Republik der wichtigſte war. Alexander, dem ſie ſich anſchloſſen und der dem Jonathan das Hoheprieſtertum gab, war ein Schützling der Römer. Eine der merkwürdigſten Aktionen der römiſchen Macht liegt nun darin, daß ſie den Einwirkungen der Syrer, welche die griechiſchen Götter an die Stelle des Jehovahdienſtes zu ſetzen ſuchten, entgegentraten und die letzten lebensfähigen Überreſte des höheren Altertums retteten.

Schon waren die Makkabäer ſo mächtig, daß ſie in die Irrungen der orientaliſchen Reiche mit einer gewiſſen Selbſtändigkeit eingriffen. Sie wieſen den zweiten Demetrius — denn der erſte, dem man den Beinamen Soter gegeben, war im Krieg gegen Alexander umgekommen (im Jahre 150), den zweiten unterſcheidet man durch den Namen Nikator — dieſen alſo, welcher einen Angriff auf Ägypten machte, wieſen ſie in Verbindung mit den Ptolemäern zurück. Als dann auch Alexander Bala nach wenigen Jahren, durch die mit dem orientaliſchen Königtum verbundenen Ausſchweifungen an Körper und Geiſt zerrüttet, umgekommen war, ſchloſſen ſich die Makkabäer einem Sohne desſelben, Antiochus, der in Arabien ein Aſyl gefunden hatte und nun von einem Truppenführer, Tryphon, herbeigeführt wurde, wieder an, was dieſer mit neuen Vergünſtigungen erwiderte. Er erlaubte dem Hohenprieſter, Purpur und Gold zu tragen, und beſtellte den Bruder desſelben, Simon, zum Strategen von Tyrus bis Ägypten.

Da aber trat doch inſofern eine Veränderung in der bisherigen Politik ein, als der Führer der Truppen ſeinen Schützling und König umbrachte und ſelbſt nach der Krone griff. Hierauf näherten ſich die Juden, gegen die er ſich unerträgliche Gewaltſamkeiten erlaubte, dem Demetrius Nikator, der jetzt in Syrien allgemein anerkannt wurde, und dieſer trug auch ſeinerſeits kein Bedenken, ihnen ſo viele Vorrechte zu gewähren, daß die Unabhängigkeit, die ſie im Kampfe gegen Syrien errungen, nunmehr auch von der ſyriſchen Seite her beſtätigt wurde (im Jahre 142). Simon eroberte Gaza, und, was faſt noch wichtiger war, er bemächtigte ſich der Burg von Jeruſalem, deren Lage die Stadt beherrſchte. Die Beſatzung wurde durch Hunger gezwungen zu kapitulieren. Er nahm die Burg ein und reinigte ſie. Er behauptete Joppe, wo er einen Hafen anlegte.

Eine Epoche des Friedens und des Wohlſtandes trat ein; wie das Makkabäerbuch ſagt: „Sie bauten ungeſtört das Land, das Land gab ſeine Erzeugniſſe, die Bäume ihre Frucht; die Älteſten ſaßen vor ihren Häuſern und beſprachen ſich über die öffentlichen Angelegenheiten; die Jungen freuten ſich der Ehren und der Beſchäftigungen des Krieges. Es ſaß ein jeglicher unter ſeinem Weinſtock und ſeinem Feigenbaum.“

Im Jahre 141 fand eine Verſammlung von Prieſtern, Volk, Archonten und den Älteſten des Landes ſtatt. Sie faßte einen Beſchluß zur Anerkennung der Verdienſte Simons. Er hatte damals ſein eigenes Vermögen im Kampfe aufgewendet und Söldner geworben. Das Volk dekretierte ihm die Hoheprieſterwürde und die eines Kriegsoberſten auf immer, unter der Vorausſetzung, daß er für das Heiligtum ſorge und für deſſen Dienſt Männer beſtelle: in ſeinem Namen ſollen alle Urkunden ausgeſtellt werden; er allein ſoll Purpur und Gold tragen; niemand ſoll ohne ihn eine Verſammlung halten. In dieſe Erhebung hat auch Demetrius Nikator eingewilligt, weil er hörte, daß die Römer auf Simons Seite ſtänden und die Juden von den Römern als Freunde und Bundesgenoſſen bezeichnet worden ſeien. Es ſtimmten alſo alle Momente zuſammen: die Erhebung durch das Volk, die Einwilligung des Königs und der Schutz der Römer. Wie auffallend, daß in dem Augenblick, in dem Karthago und Numantia unterlagen, Judäa eine Selbſtändigkeit erhielt, welche an die älteſte Zeit anknüpfte und in ihren Wirkungen in die ſpäteſten hineingereicht hat!

Es iſt genug, die Geſchichte der Makkabäer bis zu dem großen Ergebnis ihrer Anſtrengungen begleitet zu haben. Die Wechſelfälle ihres äußeren und inneren Lebens, die dann folgten, fallen nur inſofern ins Gewicht, als ſich die neue Regierung im allgemeinen behauptete.

Der Sohn des Demetrius Soter, Bruder und Nachfolger des Demetrius Nikator, Antiochus VII. Sidetes, machte noch einmal einen Verſuch, Judäa zu unterwerfen. Er belagerte Jeruſalem mit einem für die Juden ſo bedrohlichen Erfolge, daß ſie ſich entſchloſſen, mit ihm zu unterhandeln. Wir vernehmen, daß in der Umgebung des Königs der Wunſch geäußert worden ſei, mit den Juden auf immer ein Ende zu machen: aber einen ſo heftigen Haß habe Antiochus nicht gefühlt; er habe den Juden zugeſtanden, daß ſie auch fortan nach ihren Geſetzen leben ſollten: zu der Pracht ihrer Opfer habe er ſelbſt beigetragen. Aber ſoweit kam es doch, daß Hyrkanus, der eben damals an die Stelle ſeines vor kurzem ermordeten Vaters Simon getreten war, ſich herbeilaſſen mußte, dem König von Syrien Heeresfolge gegen die Parther zu leiſten. Antiochus VII. war jedoch ebenſowenig wie ſein Vorgänger fähig, dieſe zu beſiegen; er erlitt eine Niederlage, bei der er ſelbſt den Tod fand (im Jahre 128). Hyrkanus, der, wie es ſcheint des jüdiſchen Pfingſtfeſtes halber keinen Anteil an der Schlacht genommen hatte und von einem Heer von Mietsvölkern umgeben war, die er aus den alten königlichen Schätzen beſoldete, wurde durch dieſe Niederlage viel mehr gefördert, als geſchädigt. Mit ſeinen Truppen wurde es ihm leicht, eine ganze Anzahl ſyriſcher Städte, die des Krieges wegen keine Beſatzungen hatten, einzunehmen. Hauptſächlich aber erneuerte er das Bündnis mit dem römiſchen Senat, der, mit dem letzten Unternehmen des Antiochus nicht einverſtanden, die Herſtellung des alten Zuſtandes forderte. Das makkabäiſche Geſchlecht erſcheint jetzt unter dem Namen der Hasmonäer, der von dem Urgroßvater des Mattathias hergeleitet iſt.

Hyrkanus wurde einer der mächtigſten Dynaſten. Er unterwarf Idumäa, Samaria; er erweiterte überhaupt die Grenzen des Judentums. Eine ähnliche Stellung nahm dann Alexander Jannäos ein; namentlich in den Feindſeligkeiten, die zwiſchen den Syrern und den Nabatäern unter Aretas ausbrachen, wußte er ſein Anſehen zu behaupten. Im Innern ließ er ſich die größten Grauſamkeiten zu Schulden kommen, beſonders gegen die Phariſäer, welche in dieſer Zeit, Rechtgläubigkeit und Ehrgeiz verbindend, zu einem herrſchenden Anſehen bei dem Volke gelangten. Nachdem er ſie zu Hunderten und ihre Anhänger zu Tauſenden ermordet hatte, konnte er bei ſeinem Tode ſeiner Gemahlin keinen anderen Rat geben, als ſich denſelben anzuſchließen. Dies geſchah im Jahre 79. Sie ſuchte ſich mit der damals herrſchenden armeniſchen Macht, die an Stelle der ſeleucidiſchen zu treten ſchien, in ein gutes Verhältnis zu ſetzen. Dabei wurden Verwickelungen mit den Römern angebahnt, die dann in den jüdiſchen Angelegenheiten zu entſcheiden hatten; ſie beruhten darauf, daß der pontiſche Krieg ſich nach Armenien verpflanzte.

Dreizehntes Kapitel.

Erneuerte Kämpfe mit Mithridates. Pompejus in Aſien.

Mithridates war von Sulla in ſein Erbreich zurückgewieſen, aber keineswegs zu vollkommener Ohnmacht herabgedrückt worden. Ein römiſches Heer, das bald nach dem Friedensſchluß, den es eigentlich nicht anerkannte, alſo gegen den Willen Sullas, in das Königreich Pontus einbrach, wurde von ihm glücklich abgeſchlagen.

Auf einem Berge Kappadociens hat er dem Gott der Schlachten ein Feuer-Siegesfeſt gehalten. Kappadocien mußte er dennoch infolge der beſtimmten Erklärung Sullas aufgeben. Der unerwartete Tod dieſes großen Machthabers erſchütterte nicht allein den Occident, ſondern auch den Orient. Der Ehrgeiz des pontiſchen Königs erwachte um ſo ſtärker, da die Partei der Marianer gegen die Anhänger Sullas im Felde ſtand. Er hätte es als ein Glück betrachtet, wenn Sertorius und deſſen Senat ſich in Iberien behauptet hätten: von denen hätte er das Zugeſtändnis, eine unabhängige Macht in Aſien zu errichten, erwarten dürfen. Geſandte des Sertorius waren bei ihm, als er im Jahre 680 der Stadt, 74 vor unſerer Ära, ſeine Grenzen überſchritt.

Er hatte römiſche Taktik bei ſeinen Truppen eingeführt und war von griechiſchen Kriegsbaumeiſtern begleitet; ſein Heer wird in glaubwürdigen Berichten auf mehr als anderthalbhunderttauſend Mann berechnet. Es beſtand aus den tapferſten aſiatiſchen und europäiſchen Völkern; unter den letzteren finden wir Sarmaten, namentlich die Jazygen, und jene Freunde des macedoniſchen Perſeus, die Baſtarner — wie angedeutet, wahrſcheinlich ein germaniſcher Stamm —, die man damals zu den Thraciern zählte.

Beſonders warf Mithridates den Römern vor, daß ſie ihm niemals ſchriftliche Verträge gewährt hätten, ohne Zweifel um ihn zu verderben. Er unternahm nun, die Verhältniſſe im römiſchen Reiche durch einen neuen Krieg in ſeinem Sinne zu beſtimmen. Nachdem er dem Poſeidon ein Geſpann von weißen Roſſen in die See geſenkt, rückte er nach Bithynien vor, von einer Flotte von vielleicht 400 Schiffen unterſtützt. Den Konſul Cotta, der ſich nach Chalcedon geworfen hatte, beſiegte er daſelbſt, hauptſächlich durch ſeine Flotte. Darauf wandte er ſich gegen Cyzikus: denn dieſe Ausgänge des Schwarzen Meeres zu gewinnen, war in dem Kriege ſein vornehmſtes Augenmerk. Wie er aber mit den Marianern verbündet war, ſo ſetzte ſich ihm einer der entſchiedenſten Anhänger Sullas, Lucius Licinius Lucullus, der ſchon einmal mit dieſem an dem Seekrieg erfolgreichen Anteil genommen hatte, noch in dem Jahre, in dem er ſelbſt mit Cotta das Konſulat bekleidete, mit aller Macht der Republik entgegen. Er hatte die Provinz Cilicien und zugleich den Auftrag zum Kriege gegen Mithridates erlangt; nur mit einer

Legion verließ er Italien, hatte aber bald fünf um ſich, und war im Begriff, einen Einfall in die Gebiete des Königs zu machen, als er von den Fortſchritten desſelben an der Propontis Nachricht erhielt. Er ſagte: er ſuche das Raubtier, nicht deſſen Höhle; unmöglich dürfe er die Pforten des Schwarzen Meeres dem König in die Hände fallen laſſen. Und gewiß: die Lage der Römer würde eine ſehr gefährliche geworden ſein, wenn Sertorius auf der einen, Mithridates von der anderen Seite her ſiegreich vorgedrungen wären. Wie die inneren und äußeren Verhältniſſe ineinandergriffen, ſieht man daraus, daß der junge Cäſar, auf den ſchon damals die Marianer ſich ſtützten, nach dem Tode Sullas Cilicien, wo er ſtand, verließ und nach Italien ging, um ſich den dortigen Gegnern des Senats anzuſchließen. Pompejus und Lucullus verfochten dieſelbe Sache, welche zugleich die des Senats war, der eine gegen Sertorius in Spanien, der andere gegen Mithridates in Aſien. Vor den Augen des Lucullus unternahm Mithridates, Cyzikus zu erobern; er verwandte dabei Erfindungen der immer vorſchreitenden Mechanik: zu Lande Werkzeuge des geſchickten Theſſaliers Nikomedes, von denen das größte mit dem altberühmten Namen Helepolis von der Höhe gewaltige Steine und Feuerpfeile nach der Stadt ſchleuderte; andere zur See: Türme, die auf zwei verbundenen Schiffen herangetrieben wurden. Zugleich ließ er die Mauern untergraben, die bereits eine Strecke weit wirklich zuſammenſtürzten; aber die Einwohner der Stadt begegneten ihm hier mit neuen Befeſtigungen. Überhaupt zeigten ſie einen ungebrochenen Mut; ſie rechneten auf die Hülfe ihrer Schutzgöttin Proſerpina, von deren Fürſorge ſie Beweiſe zu haben behaupteten; ihr Hauptmotiv entſprang jedoch aus der Nähe des römiſchen Heeres. Endlich kam ihnen auch ein Sturm zu Hülfe, der die Schiffe der Feinde auseinandertrieb. Mithridates mußte jetzt die Belagerung aufheben und ſich zurückziehen; die Marianer hatten ihn einen Abfall der Legionen des Fimbria, die ſich im Heere des Lucullus befanden, hoffen laſſen; aber ſeine Verſuche bei denſelben waren vergeblich; dem Feinde gegenüber hielten die Römer, auch wenn ſie politiſche Gegner waren, zuſammen. Lucullus brachte dem ſich zurückziehenden König in einer Reihe kleiner Angriffe ſoviel Verluſte bei, daß derſelbe an Ort und Stelle ungefährlich wurde.

Zuerſt reinigte er dann das Ägäiſche Meer von den pontiſchen Fahrzeugen; die Beiträge der Bundesgenoſſen unterſtützten ihn darin, ſich ſelbſt eine Flotte zu bilden; doch war ſein Gegner noch in dieſem Augenblicke geſchickt genug, Heraklea an ſich zu bringen und ſein Gebiet zur Gegenwehr in Verfaſſung zu ſetzen. Bei dem durch ein altes Heiligtum berühmten Cabira, einer ſeiner mit Tiergehegen und anderem orientaliſchen Zubehör ausgeſtatteten Reſidenzen, nicht weit von dem Einfluſſe des Lycus in den Iris, ſtellte er ſich mit einem Heere von 44000 Mann auf.

Der Krieg nahm nun einen anderen Charakter an: der pontiſche König wurde nicht mehr in ſeinen Eroberungen zurückgedrängt, ſondern im eigenen Reiche aufgeſucht. Aber auch hier geriet er in Nachteil.

Lucullus überwand die mannigfachen Schwierigkeiten, die ihm die Bodenbeſchaffenheit entgegenſetzte, mit großem ſtrategiſchen Geſchick; auch bei Cabira ſah ſich Mithridates genötigt, zurückzugehen; hierbei aber wurde er geſchlagen.

Hierauf wurden Amiſus, Sinope und Heraklea erobert; das letzte, weil es abgefallen, ward von Cotta ſchonungslos verwüſtet; Lucullus ſelbſt ſuchte das aſiatiſche Land mit Milde und Klugheit zu gewinnen. Schon aber erhob ſich ihm ein neuer Feind in dem König von Armenien, Tigranes II., dem Schwiegerſohn des Mithridates.

Armenien hatte unter den Perſern und den Nachfolgern Alexanders eine gewiſſe territoriale Selbſtändigkeit behauptet, die dann ſeit der Niederlage des Antiochus durch die Römer zu einer politiſchen Unabhängigkeit erwuchs und ſich im harten Kampfe mit den Seleuciden befeſtigte. Indem die Macht der Seleuciden niederging, gründete Tigranes ein Reich in altorientaliſchem Stile, ſoweit derſelbe mit dem Hellenismus irgend vereinbar war. Er unterwarf Adiabene, Meſopotamien und nahm einen großen Teil von Kappadocien in Beſitz: dann wendete er ſich nach dem ſyriſchen Vorderaſien. Antiochia, der größte Teil von Phönizien, Ptolemais fielen in ſeine Hand. Er beabſichtigte ſoeben, in Judäa einzudringen, als ihn der Angriff der Römer nach Armenien zurückzugehen nötigte. Mit Lucullus geriet er dadurch in Konflikt, daß dieſer die Auslieferung des zu ihm geflüchteten Mithridates verlangte. Der Römer wollte Mithridates in ſeinem Triumph aufführen; Tigranes, deſſen Gemahlin Cleopatra eine Tochter des Mithridates war, konnte nicht geneigt ſein, das orientaliſche Königtum durch die Auslieferung ſeines Schwiegervaters, namentlich zu einem ſolchen Zweck, wie er ſich vorausſehen ließ, zu beſchimpfen.

Tigranes befand ſich damals in Syrien und ſchwelgte in dem Genuſſe, ſich König der Könige zu fühlen. Vier Könige begleiteten ihn zu Fuß, wenn er ausritt, und ſtanden mit ineinander geſchlagenen Händen, wenn er, auf ſeinem Stuhle ſitzend, Befehle gab. Fünfundzwanzig Jahre lang hatte er kein freies Wort gehört. Als nun ein junger Römer, Appius Claudius, bei ihm erſchien und ihm im Namen des Lucullus erklärte, daß er entweder Mithridates ausliefern oder einen Angriff der Römer erwarten müſſe, ſah man in ſeinen Mienen ein erzwungenes Lächeln; er machte dem Geſandten ein Geſchenk, ſagte aber: den Krieg werde er annehmen. Er hatte bisher Mithridates nicht ſehen wollen, weil ihm derſelbe verächtlich geworden war; jetzt zog er ihn heran.

In Rom hatte man vieles gegen das Unternehmen des Lucullus einzuwenden; denn man wollte nicht aus einem eben zu Ende geführten orientaliſchen Krieg in einen neuen verwickelt werden; auch das Heer war nicht einverſtanden. Anfangs aber gelang alles vortrefflich.

Man überſchritt den Euphrat zur günſtigen Stunde, ſchlug die einzelnen Scharen der Armenier: eine, wobei ſich der König ſelbſt befand, und ſchickte ſich an, ſeine Kapitale Tigranocerta — in einer Hochebene, die zu Meſopotamien gerechnet werden muß, angelegt — zu belagern. Zum Entſatz derſelben ſammelten ſich nun alle benachbarten Völker: Meder, Adiabener, Albaner, Iberer, ferner Syrer und Araber; der König zählte in ſeinem Heer 170000 Mann zu Fuß und 50000 Mann zu Pferd. Als er der geringen Anzahl der Römer anſichtig ward, hat er geſagt: als Geſandte ſeien ihrer zu viele, als Soldaten zu wenig. Allein auch in dieſer geringen Anzahl waren ihm die Römer bei weitem überlegen. Lucullus beſetzte eine Höhe, an deren Fuß ſich das Heer des Königs ausbreitete. Man hatte Lucullus vor dem Tage als vor einem unglücklichen gewarnt; mit großem Selbſtvertrauen ſagte er: er wolle den Tag zu einem glücklichen machen. Als er jene Höhe eingenommen, rief er den Soldaten zu, der Sieg gehöre ihnen. Von zwei Seiten angegriffen, geriet das Heer des Tigranes in Verwirrung und erlitt eine Niederlage. Die Römer überboten in ihren Berichten noch, was Sulla von der Schlacht bei Chäronea behauptet hatte: ſie wollten nur fünf Tote gehabt haben; den Feinden ſchrieben ſie 10000 Tote allein vom Fußvolk zu. Tigranocerta fiel in die Hand des Lucullus, auch dadurch, daß die dahin zuſammengebrachten Hellenen auf ſeine Seite traten. Er überließ die Stadt der Plünderung; doch wurden die Fremden wieder in ihre Heimat geleitet. Tigranes hatte griechiſche Schauſpieler zur Einweihung eines Theaters herbeikommen laſſen: ſie mußten das Siegesfeſt des Lucullus verherrlichen.

Die frühere Niederlage des Mithridates und die damalige des Tigranes rührten auch daher, daß ſich beide mit dem griechiſchen Elemente verbinden zu können wähnten. Gerade das aber wurde ihr Unglück. Der innere Zug, welcher die Griechen mit den Römern vereinigte, war bei weitem wirkſamer als der, welcher ſie mit fremden, halbbarbariſchen Königen verband. Die eigentliche Stärke dieſer Reiche lag in den eingeborenen Kräften ihrer Provinzen. Mithridates wußte, der zwiefachen Niederlage zum Trotz, unverweilt einen Widerſtand dieſer Art zu organiſieren. In dem römiſchen Heere ſelbſt traten Regungen des Ungehorſams ein. Die Fimbrianiſchen Truppen forderten mit Ungeſtüm ihre Entlaſſung, da ihre Dienſtzeit abgelaufen war. Nach dem glänzenden Siege fand ſich Lucullus plötzlich mit mannigfaltigen Schwierigkeiten umgeben, die er aber wahrſcheinlich überwunden haben würde, hätte nicht jene Staatsänderung, die mit dem Konſulat des Pompejus und Craſſus in Rom eintrat, auf die aſiatiſchen Verhältniſſe zurückgewirkt.

Die Macht des ſullaniſchen Senats, an welche Lucullus ſich hielt, war von Pompejus, der in den inneren Kämpfen an die Spitze einer gemäßigten popularen Partei getreten war, weſentlich beſchränkt worden. Und von Tag zu Tag ſtieg Pompejus zu einer größeren Autorität empor: hauptſächlich auch dadurch, daß eine ſolche zur Hebung eines Übels, das ſeinen Urſprung ebenfalls in Aſien hatte, zur Vernichtung der Seeräuber, unerläßlich war. Vergegenwärtigen wir uns das Unweſen des Seeraubes, der beinahe eine politiſche Bedeutung in dieſer Epoche gewann.

Recht eigentlich aus den Verwirrungen des Orients iſt es hervorgegangen.

Als Begründer desſelben kann jener ſyriſche Truppenführer Tryphon angeſehen werden, ein Grieche von Herkunft, der ſelbſt den kühnen Gedanken hatte, ſich die Krone von Syrien und Aſien aufs Haupt zu ſetzen. Er wurde, wie berührt, von den Juden ausgeſtoßen. Noch weniger Erfolg konnte er ſich in den Provinzen verſprechen, die an der Legitimität der Seleuciden feſthielten; aber es gelang ihm, ſich auf eigene Hand in Cilicien zu behaupten. In dem rauhen Cilicien hatte Coraceſium, auf einem ſteilen Berge gelegen, dadurch eine allgemeine Bedeutung, daß es zugleich einen guten Hafen beſaß. Indem ſich nun Tryphon dieſes Platzes bemächtigte, wurde es ihm leicht, daſelbſt einen Seeräuberkrieg gegen Syrien zu organiſieren, den die Ptolemäer eigentlich willkommen hießen; und da die Römer ſowohl die ſyriſche als die karthagiſche Marine vernichtet, zur See ſelbſt aber doch keine nach allen Seiten hin beherrſchende Macht ausgebildet hatten, ſo konnte es geſchehen, daß das Seeräuberhandwerk bald darauf gegen jedermann ausgeübt wurde. Beſonders waren es Sklaven, was die Piraten raubten; ſie brauchten dieſelben nur nach Delos zu bringen, um ſogleich Abſatz zu finden; Myriaden von Sklaven ſind hier an einem Tage, hauptſächlich von reichen Römern, gekauft worden. Die Seeräuber beſaßen die größte Gewandtheit und Raſchheit; Stürme fürchteten ſie nicht. Dio ſchildert, wie ſie erſt andere Seefahrer im Meer, in den Häfen angriffen, hierauf auch die ſchiffahrenden Städte anfielen und in das innere Land drangen, wo man von keiner Seefahrt wußte, und alles mit Plünderung und Brand erfüllten.

Sie wollten nicht mehr als Räuber betrachtet werden, ſondern als ein regelmäßiges Kriegsvolk zur See; ſie rekrutierten ſich aus denen, welche durch die Landkriege ihren Beſitz verloren hatten. Ihren vornehmſten Sitz hatten auch ſie in dem rauhen Cilicien, aber bald faßten ſie auch an den Küſten von Cypern und Pamphylien Fuß; nicht allein Syrer, ſondern auch Pontiker geſellten ſich ihnen zu. Mithridates ſoll ſie in ihren Unternehmungen, die mit den ſeinen eine gewiſſe Analogie hatten, indem ſie ſich gegen die Herrſchaft der Römer im Orient richteten, beſtärkt haben. Sie beherrſchten gar bald das öſtliche Meer, warfen ſich aber dann auch auf das weſtliche. Sie haben wohl kleinere feſte Plätze in aller Form damaliger Belagerungen erobert.

Sulla hatte nicht verſäumt, ſein Augenmerk auf dieſes Unweſen zu richten. Unter ſeinen Auſpicien ſchickten die Römer den Publius Servilius Vatia gegen die Seeräuber, der ihre Flotte zerſtreute und von Pamphylien her in Cilicien eindrang, Corycus auf einer Landzunge und die Gebirgsfeſte Iſaura einnahm. Mit reicher Beute kehrte er nach Rom zurück; er brachte auch einige der gefährlichſten Führer mit ſich und triumphierte. Er war aber weit entfernt davon geblieben, die Seeräuber wirklich zu überwältigen.

Cicero beklagt, daß ſo hoch berühmte Orte, wie Kolophon, Knidos, Samos, von denſelben ungehindert zerſtört worden ſeien. Ihre Hauptſtationen waren Kreta und das Vorgebirge Malea. Sie landeten an den Küſten von Sicilien; vor den Augen des Prätors bemächtigten ſie ſich des Hafens von Gaeta; ſie holten von Miſenum die Kinder des Mannes weg, der über ſie triumphiert hatte, ſie erſchienen in Oſtia. Über tauſend Piratenſchiffe waren in See. Aus Furcht vor den Seeräubern ſetzten die römiſchen Heere nur im Winter von Brundiſium nach Dyrrhachium über. Es konnte kein Geſandter weder kommen, noch gehen. Sie plünderten die älteſten Heiligtümer der römiſch-griechiſchen Religion in Samothrake, den Tempel des Äskulap in Epidaurus, des Poſeidon in Tänaros und Kalauria, der Here in Argos, des Apollo in Aktium. Es ſcheint beinahe, als ſei auch eine religiöſe Rückwirkung damit verbunden geweſen: man ſah in den heiligen Stätten des Occidents fremdartige Opfer vollziehen.

Unter dem Aufwogen dieſer Elemente, die ſich eben gegen die Herrſchaft von Rom empörten, zeigte ſich nun die Verfaſſung unfähig, dem Übel zu ſteuern: denn eine allgemeine Gewalt, die auch das Meer umfaßt hätte, gab es nicht. Die Befehlshaber in den verſchiedenen Provinzen aber veranlaßten ſelbſt die begründetſten Klagen. Sie beſaßen eine despotiſche Gewalt, welche ſie nicht immer zu dem allgemeinen Beſten, ſondern häufig zu ihrem eigenen Nutzen verwandten. Ein Beiſpiel davon giebt Cajus Verres, der als Proprätor beinahe im voraus Sinn und Art der türkiſchen Paſchas darſtellte. Noch beſtanden in Sicilien die Einrichtungen Hieros, welche darauf zielten, zwar ein gutes Einkommen herbeizuſchaffen, aber doch auch den Bauern das Leben erträglich zu machen. Dieſe Anordnungen wurden jetzt aufgehoben; Verres gab den Zehntpächtern unumſchränkte Gewalt, ſo daß die Bauern Haus und Hof verließen, wie wir das vor kurzem beim Anfang der letzten orientaliſchen Verwickelungen in der Herzegowina erlebt haben. Die Seeräuber, welche an den Küſten erſchienen, fanden in ihm eher einen Genoſſen des Raubes, als einen abwehrenden Widerſacher. Man darf vielleicht behaupten, daß die frühe Verödung Siciliens von dieſer räuberiſchen Verwaltung herrührt. Cicero hat ſich ein unſterbliches Verdienſt durch die Anklage des Verres erworben, die gar nicht ohne Gefahr war: Verres zählte auf die herkömmliche Ungerechtigkeit des Senats, bei dem alles durch Geld zu erreichen ſei.

Man ſieht wohl, daß das Übel mit der Mißverwaltung der Gerichte, deren ſich der Senat ſchuldig machte, zuſammenhing. Sagen wir es geradezu heraus: unter einem Senat, wie der damalige war, und einem Provinzialſyſtem, wie es nun einmal beſtand, wäre das römiſche Reich eine drückende Laſt für die Welt und in ſich ſelbſt unhaltbar geworden. Es fehlte an einer allumfaſſenden Autorität, welche das Gefühl des geſamten Gemeinweſens in ſich getragen und zur Geltung gebracht hätte. Sulla hatte ſich eine ſolche Autorität verſchafft und mit dem Nachdruck bis zur Grauſamkeit, der ihm eigen war, ausgeübt; aber er war nicht mehr. Für den Ehrgeiz des Pompejus war jetzt Raum in der Welt. Eine Machtbefugnis, vor welcher alle anderen in Schatten geſtellt wurden, war gleichſam notwendig, und dieſe zu erwerben, diente nun dem Pompejus die Verbindung, in welche er mit Volk und Tribunat getreten war.

Für die Plebs, welche dadurch litt, daß die Zufuhr der Lebensmittel geſtört wurde, die Preiſe derſelben täglich ſtiegen, und für die neu eintretenden Tribunen lag ein dringendes Intereſſe vor, dem Übel zu ſteuern. Aus dem allgemeinen Gefühl, daß etwas entſcheidendes geſchehen müſſe, läßt ſich dann erklären, wenn im Jahre der Stadt 687 (67 vor unſerer Ära) ein Tribun, der ſonſt nicht eben wegen ſeiner Tugend gerühmt wird, Aulus Gabinius, den Vorſchlag machte, einen Oberanführer zu ernennen über das ganze Meer innerhalb der Säulen, mit prokonſularer Gewalt, die ſich 400 Stadien, zehn geographiſche Meilen in das Land hinein erſtrecken ſollte, auf drei Jahre. Der Gedanke war nicht durchaus neu. Der Senat ſelbſt hatte einen ſolchen einige Jahre früher gefaßt, damit aber einen Mann betraut, der ihm keine Beſorgnis einflößte, dann aber freilich auch nichts ausrichtete. Ganz etwas anderes war es, wenn nun einem Manne von einem alle anderen überragenden Anſehen, der ſich bereits dem Senat entgegengeſtellt hatte, dem Cnäus Pompejus, eine ſo höchſt außerordentliche Autorität mit verſtärkten perſönlichen Befugniſſen und einer Ausrüſtung, wie ſie noch niemals vorgekommen war, anvertraut werden ſollte. Der Senat fürchtete, der Nauarch möchte ſich als Monarch fühlen. Catulus und Hortenſius ſprachen dagegen; auch einer der Tribunen, Trebellius, widerſprach. Aber ein Schickſal, wie es der ältere Gracchus dem Octavius bereitet hatte, wollte er doch nicht über ſich hereinziehen; im letzten Moment nahm er ſeinen Widerſpruch zurück. Die Rogation entſprang aus einer allgemeinen Notwendigkeit, die das Gemeinweſen umfaßte, und trug zugleich einen populären Charakter. Denn das Volk ſah in Pompejus ſeinen Freund, einen Gegner der Optimaten. Es beſtimmte ihm, den urſprünglichen Antrag noch überbietend, 500 Schiffe, 125 000 Mann, 24 Legaten und ſoviel Geld, als er bedürfe, aus dem Ärar.

Sehr begreiflich, daß den anderen Tag das Getreide ungemein wohlfeil wurde. Die Maßregel war ſo großartig, daß niemand daran zweifelte, ſie werde ihren Zweck erreichen. Pompejus zeigte ſich der Aufgabe vollkommen gewachſen. Er teilte das Meer in dreizehn Bezirke; unter den Namen der Legaten, die er dahin ſchickte, findet man kein Parteiintereſſe vorwaltend. Er begann mit Sicilien; dann begab er ſich nach Libyen und Sardinien: die Hauptplätze, aus denen Rom verſorgt wurde, ſchützte er zuerſt mit ſtarken Geſchwadern. Er trug Sorge für die Sicherheit aller Italien umgebenden Meere; hierauf ging er von Brundiſium nach dem Oſten in See. Er ward in Athen wie eine rettende Gottheit begrüßt, auch Rhodus, den Sitz einer anderen hohen Schule, beſuchte er; nirgends fand er Widerſtand. Die Seeräuber wurden gefangen oder unterwarfen ſich. Nur einmal, in Cilicien ſelbſt, bei jenem Coraceſium, von wo ſie urſprünglich ausgegangen, machten ſie

Miene, zu widerſtehen; als ſie ſich von den römiſchen Schiffen umgangen ſahen, ließen ſie ihre Ruder fallen und ergaben ſich. Es war ein Zuſammentreffen und doch keine Schlacht. Man zählt 71 Schiffe, die Pompejus erobert, 306, die ihm übergeben, 120 feſte Stationen, die von ihm genommen wurden. Strabo fügt hinzu: 1300 Schiffe ſeien verbrannt worden. Zu Tauſenden verloren die Schuldigen ihr Leben.

Um die Begnadigten nicht wieder zu dem alten Unweſen zurückkehren zu laſſen, wurden ſie in Cilicien angeſiedelt: in Adana, Mallus; das von Tigranes zerſtörte Soloe ward hauptſächlich mit ihnen bevölkert und erhielt den Namen Pompejopolis.

Wohl war nun den Gewaltſamkeiten geſteuert, welche das Mittelmeer beherrſcht hatten, aber noch nicht den Unordnungen, aus denen dieſelben entſprungen waren. Aſien war vielmehr infolge der Stellung, welche Mithridates genommen hatte, und der Unbotmäßigkeit des Heeres des Lucullus, ſeinen Siegen zum Trotz, in allgemeiner Gärung begriffen. In Rom, wo die letzten Unternehmungen des Lucullus überhaupt keinen Beifall gefunden hatten, gab man ihm einen Nachfolger in Glabrio, der ſich aber unfähig zeigte, ſodaß ſich aller Augen wieder auf Pompejus wandten.

Noch waren die mächtigſten aſiatiſchen Könige in Waffen. Wer konnte geeigneter erſcheinen, ſie vollkommen niederzuwerfen, als der Mann, dem es gelungen war, das Mittelmeer in kurzer Zeit von den Seeräubern zu befreien? Das einmal erworbene Zutrauen pflegt immer ein neues hervorzurufen. Im römiſchen Volke kam man auf den Gedanken, der Seeherrſchaft des Pompejus, die noch immer beſtand, nun auch noch das Imperium und die Heerführung in dem aſiatiſchen Kriege hinzuzufügen. Es konnte nicht wohl anders ſein, als daß ſich namentlich im Senat die Beſorgnis regte, daß eine ſolche Gewalt die öffentliche Freiheit gefährden könne. Aber auch in der Sache ſelbſt lag doch ein Motiv dafür: denn die bisherige Gewohnheit, die Heerführung nach den einzelnen Provinzen zu verteilen, reichte nun einmal nicht mehr aus. Man mußte das Imperium zur See und zu Lande in großem Umfange verbinden, wenn man Syrien von Armenien losreißen, dies ſelbſt überwältigen und der Bewegung des Königs von Pontus ein Ende machen wollte.

Der Tribun Manilius, der den Vorſchlag machte, beſaß an ſich kein Anſehn; aber der große Redner Marcus Tullius Cicero ergriff das Wort in dieſer Sache. Auch diesmal war das allgemeine Intereſſe mit den populären Hinneigungen verbunden. Einſtimmig wurde dem Pompejus ein Imperium votiert, welches Bithynien, Cilicien und das eigentliche Aſien begriff, und zwar zugleich mit dem Rechte, Bündniſſe zu treffen oder ſelbſt Frieden zu ſchließen, mit wem er wolle. Da nun die dem Pompejus gegen die Seeräuber verliehene Amtsgewalt zugleich tief in das Innere aller Provinzen am Mittelmeer eingriff, ſo fiel jetzt beinahe die ganze Militärmacht außerhalb in ſeine Hände. Er ſoll bei der Nachricht von ſeiner Ernennung die

Empfindung gehabt haben, daß nun für ihn jeder Genuß auf immer verloren gehe: er könne fortan niemals mehr daran denken, mit ſeiner Frau und ſeiner Familie ruhig auf einem Landſitz zu wohnen.

Heuchelei dürfte man nicht darin ſehen, nicht allein, weil ja auch dem Pompejus ein Gefühl für den Genuß des Privatlebens frei von allen Geſchäften gekommen ſein mag, ſondern hauptſächlich deshalb, weil er durch ſeine Ernennung mit einem der mächtigſten Männer der Republik, Lucullus, in offene Feindſchaft geriet. Lucullus hielt an dem ſullaniſchen Syſtem und der Prärogative des Senats feſt: er fand Rückhalt bei den Vorfechtern dieſer Partei in Rom. Pompejus geriet dadurch, daß er ihm zum Nachfolger geſetzt wurde, und zwar gegen den Willen des Senats durch das Volk, in eine unverſöhnliche Entzweiung mit ihm.

In einem Dorfe in Galatien hatte er eine Zuſammenkunft mit Lucullus. Wörtlich wahr wird es nicht ſein, was man davon berichtet; aber es iſt bezeichnend, wenn man erzählt: Lucullus habe ſeinem Nachfolger zum Vorwurf gemacht, er pflege wie ein Raubvogel auf das von andern erlegte Wild zu fallen; Pompejus habe geleugnet, daß das Wild ſchon erlegt ſei: Lucullus habe nur gegen die Überhebungen der Könige gefochten; er werde mit ihrer eigenen angeſtammten Macht zu kämpfen haben, die mit Schwert und Schild gerüſtet ſei. Die von Lucullus getroffenen Einrichtungen hob er noch unter deſſen Augen auf.

Sein Vorteil war, daß ihm die Flotte unmittelbar gehorchte, die nun, wie Plutarch ſagt, von Phönizien bis zum Bosporus gleichſam eine Wache bildete. Die vornehmſte Maßregel, die Pompejus ergriff, war aber eine politiſche: für die Zukunft iſt ſie verhängnisvoll geworden, damals hat ſie den obwaltenden Streit zu Gunſten der Römer entſchieden. Pompejus trug kein Bedenken, mit den Parthern, welche den Ruin des ſeleucidiſchen Reiches, von dem ſie abfielen, hauptſächlich herbeigeführt hatten und ohne Zweifel barbariſche Elemente in ſich ſchloſſen, in engere Verbindung zu treten, wie das ſchon von Sulla angebahnt worden war. Phraates III. hinderte durch einen Einfall in Kleinarmenien den Tigranes, der wieder zu Kräften kam, dem König von Pontus Hülfe zu leiſten.

Auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen, wäre Mithridates nicht abgeneigt geweſen, einen Vertrag mit den Römern einzugehen. Pompejus ſetzte ihm als Bedingung, daß er die Überläufer ausliefern und ſich ſelbſt den Römern ergeben ſolle. Für Mithridates war dieſe Antwort ein Motiv, den Krieg erſt recht ernſtlich zu beginnen. Den Überläufern, d. h. doch den Provinzialen, die ſich gegen Rom empört hatten und nun bei ihm ihre Rettung ſuchten, gab er zu erkennen, was man von ihm forderte. Durch dieſe Gefahr erſchreckt, verbanden ſie ſich um ſo enger mit Mithridates, der ihnen nunmehr ſchwur, unter keinen Umſtänden wieder Frieden mit den Römern zu machen. Er führte den Krieg nicht allein als König von Pontus, ſondern als das Oberhaupt aller Gegner der Römer in dem vorderen Aſien. Doch mußte der

Krieg in ſeinem eigenen Reiche ausgefochten werden, welches, weit und breit verwüſtet, den Unterhalt ſeiner Leute erſchwerte. Die Überlegenheit des römiſchen Feldherrn beſtand darin, daß er eine regelmäßige Zufuhr für ſeine Truppen organiſiert hatte, ſo daß er den König, der ſich auf anſehnlichen Höhen lagerte und ſeinen Angriff erwartete, ringsum einſchließen und ihm auch hier die Lebensmittel abſchneiden konnte. Mithridates mußte abermals flüchtig werden.

Man erzählt, Pompejus habe eine von Mithridates deshalb, weil ſie waſſerlos ſei, verlaſſene Berghöhe ſo beſchaffen gefunden, daß er daſelbſt Brunnen graben ließ, welche ſich ſehr reichlich ergaben; genug, der König kannte recht eigentlich die Hülfsquellen ſeines Landes nicht und wich nun nach dem oberen Euphrat. Aber auch hier, in ſchroffer Gebirgsgegend, hatte Pompejus die Oberhand. Die Schuld wird den Kriegsſcharen des Königs beigemeſſen, die bei dem einzigen Ausgang, der ihnen übrig geblieben war, miteinander handgemein geworden ſeien. Nach einem anderweiten Bericht wurden ſie durch den Schatten der bei niedergehendem Mondſchein anrückenden Römer getäuſcht und dann zu vielen tauſenden niedergemacht. Der Mond beleuchtete ein gräßliches und phantaſtiſches Schauſpiel.

Mithridates hatte einſt ſeine Jugend entfernt vom Hofe ſeines Vaters zugebracht; man hatte ihn auf die wildeſten Pferde geſetzt, die er jedoch zu bemeiſtern lernte; er hielt ſich in undurchdringlichen Jagdrevieren auf, ſodaß man meiſt nicht wußte, wo er ſich befand. Von allen Königen, mit denen Rom kämpfen mußte, unterſchied er ſich dadurch, daß eine unverfälſchte altperſiſche, echt aſiatiſche Ader in ihm ſchlug: denn von einem uralten Geſchlecht perſiſcher Satrapen ſtammte er her. Die Tendenz ſeines Lebens war dahin gegangen, den Thron von Pontus zum Mittelpunkt des aſiatiſch-nationalen Gegenſatzes gegen Rom zu machen. Dabei hatte er ſich großer momentaner Erfolge erfreut; aber der Macht der Römer in ihrer Verbindung mit dem griechiſchen Element war er erlegen. Er war jetzt auch des Landes ſeiner Väter beraubt. Nichts als ein abenteuerliches Flüchtlingsleben blieb ihm übrig. Seine tapfere Kebſe Hypſikratia, die zugleich für ihn und ſein Pferd ſorgen mußte, begleitete ihn unerſchöpft bis auf die Burg, wo der königliche Schatz aufbewahrt wurde. Mithridates verteilte ihn unter die Getreuen, die noch um ihn waren. Er ſoll den Gedanken, den man dem dritten Philipp von Macedonien zuſchreibt, gehegt haben, durch die Donauländer nach Italien vorzudringen und die Römer, wie einſt Hannibal, in ihrer Heimat, aber von Oſten her, aufzuſuchen. Aber dieſe kecken Phantasmagorien waren doch mit einem Gefühl der unmittelbarſten Gefahr verbunden. Er teilte dort ſeinen Begleitern zugleich Portionen von Gift aus, um ſie für alle Fälle gegen die Gefahr, den Römern in die Hände zu fallen, ſicher zu ſtellen. Er ſelbſt iſt nicht an Gift geſtorben; er ſuchte einen Rückhalt an ſeinen bosporaniſchen Beſitzungen. Da ſich aber hier ſein Sohn gegen ihn empörte, ſo ließ er ſich durch einen treuen Gallier den Todesſtoß geben.

Der Sohn Pharnaces ſchloß ſich den Römern an — er hat die Leiche ſeines Vaters an Pompejus geſchickt.

Nachdem Mithridates verjagt worden, wendete ſich Pompejus gegen Tigranes in Armenien, der in dieſem Augenblicke zugleich von dem Partherkönig Phraates, dem ſich der jüngere Tigranes angeſchloſſen, mit Krieg überzogen wurde. Mitten in dieſen Verwirrungen Armeniens drang nun Pompejus daſelbſt ein, ſchon nicht eigentlich als Feind, ſondern als Schiedsrichter. Man hat mancherlei Erzählungen von der Unterwürfigkeit, die Tigranes gegen Pompejus bezeigte; die Hauptſache möchte darin liegen, daß dieſer, indem er Pompejus als den Mann pries, in deſſen Hände das Schickſal der Welt nun einmal gelegt worden ſei, ſeine Unterwerfung gegen denſelben zugleich entſchuldigte und anbot. Pompejus hat ihm geantwortet: er verliere dadurch nichts; denn er erwerbe die Freundſchaft der Römer. Tigranes mußte alle dieſe Eroberungen aufgeben, die er im Kampfe mit den Seleuciden gemacht hatte; Armenien aber behielt er. Der Sohn, dem ein kleiner Teil Armeniens zu Teil wurde, machte bei der Auslieferung des Geldes, das ſich die Römer von dem Vater bedungen hatten, und welches zum großen Teil den einzelnen römiſchen Soldaten zu gute kommen ſollte, Schwierigkeiten und ward gefangen weggeführt.

Armenien war mehr oder minder bereits in den Kreis der allgemeinen Geſchichte gezogen: Artaxata war von kleinaſiatiſchen Griechen bevölkert und, wie man ſagt, nach dem Plane Hannibals befeſtigt. Wir befinden uns in Regionen, die, zwiſchen Griechen und Perſern, nachmals zwiſchen den griechiſch-orientaliſchen Reichen und den Römern ſtreitig, von jetzt an die Grundlage römiſcher Provinzen im Oſten bildeten. Doch kann Pompejus zu den Männern gezählt werden, welche die weltgeſchichtliche Bewegung in Landſchaften getragen haben, die von derſelben bisher unberührt geblieben waren. Er ſtieß am Kur mit den Albanern zuſammen, die noch in der urſprünglichen Einfachheit eines Hirtenvolkes verharrten. Das Geld kannten ſie kaum: ihr Verkehr beruhte auf Tauſch; nur eine ſehr beſchränkte Kenntnis hatten ſie von der Zahl und keine von Maß und Gewicht. Mit ihren Reiterſcharen ſuchten ſie den Römern den Weg nach dem Schwarzen Meere zu verlegen, oder ihnen wenigſtens, als dies mißlungen war, die Rückkehr von dort unmöglich zu machen. Im Jahre 65 iſt es hier zu einer Schlacht gekommen, in welcher die römiſche Kriegsübung die Oberhand behielt. Albaner, Iberer und einige andere unabhängige Völkerſchaften ſchloſſen Vertrag mit den Römern. Pompejus ſoll eine Anwandlung gehabt haben, wie an anderer Stelle Alexander, den kaukaſiſchen Felſen aufzuſuchen, an welchen nach der griechiſchen Sage Prometheus angeſchmiedet geweſen wäre. Aber der römiſche Herrſcher war nicht der Mann, um ſich von einem Trugbilde dieſer Art verleiten zu laſſen: ihm genügte es, Pontus und Armenien unterworfen zu haben. Schon fühlte er ſich ſtark genug, um dem König der Parther, mit dem er wegen der Gefangennahme des jungen Tigranes zerfallen war, den

Titel „König der Könige“ zu verſagen. Gegen die Parther nahm er die Intereſſen Armeniens auf. Wie Tigranes ſeine Eroberungen, ſollte auch Phraates die ſeinigen verlieren. Phraates wagte nicht, den Kampf mit dem ſiegreichen römiſchen Heere, das jetzt die Sache des helleniſierten Orients vertrat, aufzunehmen. Die Geſandten von Elymais und Medien erſchienen in dem Winterlager des Pompejus zu Amiſus.

Durch den Sieg über Armenien wurden die Römer zugleich Meiſter in Syrien, das den Seleuciden unmöglich zurückgegeben werden konnte, da ſie ſich nicht ſelbſt zu vertheidigen vermochten. Die noch Überlebenden aus dieſem Geſchlecht mußten ſich mit einer kleinen Provinz, die ihnen eingeräumt ward, begnügen und die Hoheit von Rom anerkennen. Jene großen Städte am Orontes, welche das griechiſche Element repräſentierten, Seleucia und Antiochia, erklärte Pompejus für frei. Er vergrößerte den Hain der Daphne.

Nun aber zog ein anderes Heiligtum ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Pompejus konnte nicht daran denken, nach dem Beiſpiel der ſyriſchen Könige den griechiſchen Götterdienſt in Jeruſalem einzuführen: ihn beſchäftigten nur die politiſchen Intereſſen. Wir kennen die Haltung des Alexander Jannäus, welcher die Oberhand über die Nabatäer behauptete und auf der anderen Seite ſeine Häfen den Seeräubern geöffnet hatte. Nicht aber um dieſe Verbindung zu ſtrafen, rückte Pompejus heran, ſondern um dem unheilvollen Zwiſt ein Ende zu machen, der nach dem Tod des Jannäus und ſeiner Gemahlin zwiſchen ſeinen beiden Söhnen Ariſtobulus und Hyrkanus ausgebrochen war. Schon Tigranes hatte in denſelben einzugreifen gedacht, war aber durch den Anfall des Lucullus abgehalten worden.

Pompejus erſchien nun in Syrien. Er hat daſelbſt über den Streit der Parteien in aller Form zu Gericht geſeſſen. Deren waren drei: außer den beiden Brüdern ſtellte ſich auch eine Deputation des Volkes ein, welche ſich beſchwerte, daß die althergebrachte hierarchiſche Verfaſſung durch die Gewaltſamkeiten der letzten Fürſten, die doch ſelbſt von prieſterlicher Herkunft ſeien, vernichtet werde. Hyrkanus klagte, daß er als der ältere von dem jüngeren Bruder verdrängt worden ſei. Ariſtobulus erwiderte: derſelbe wäre ja doch unfähig geweſen, die Herrſchaft zu behaupten; er habe nur eben die Autorität ſeines Vaters wieder in Beſitz genommen. Pompejus hütete ſich, mit Ariſtobulus, der die Macht in den Händen hatte, zu brechen; doch er nötigte ihn, eine Grenzfeſte aufzugeben, die wohl hätte verteidigt werden können. Hierauf aber, als derſelbe, vollkommen entmutigt, im römiſchen Lager erſchien, verſtand er ſich zu einem Vertrage, kraft deſſen dem Pompejus der Eintritt in Jeruſalem eröffnet und aus den Schätzen der Burg eine ſehr anſehnliche Summe gezahlt werden ſollte.

Ariſtobulus aber war ſeiner Truppen nicht vollkommen Meiſter; ſie verweigerten die Erfüllung der einen wie der anderen Bedingung, worauf Pompejus zu Feindſeligkeiten gegen die Beſatzung Jeruſalems ſchritt. Die Stadt ſelbſt nahm er ohne Schwierigkeit ein, was beſonders durch Hyrkanus gefördert wurde, der die Einwohner ermahnte, den Römern keinen Widerſtand zu leiſten; die Burg und den Tempel aber, deren Befeſtigungen zuſammenhingen, mußte er ein paar Monate lang belagern. Weder die Stadt, noch auch die Prieſterſchaft betrachtete den Sieg der Römer als ein Unglück. Während ſich alles mit Mord und Blut erfüllte, und man von der Burg in den Tempel vordrang, haben die Prieſter den herkömmlichen Dienſt in aller Feierlichkeit und Ordnung vollzogen. Pompejus vermaß ſich nicht, in denſelben einzugreifen: zwar ließ er ſich nicht abhalten, in das Allerheiligſte, wohin nur den Prieſtern der Zugang geſtattet war, einzutreten; aber er ſah die goldene Tafel und die anderen Schätze, ohne die Hand nach denſelben auszuſtrecken; er beobachtete die volle Würde eines Imperators der römiſchen Legionen, der ihre ſiegreichen Adler durch die Welt trug. Der Tempel wurde gereinigt und der alte Gottesdienſt auch fortan vollzogen. Das Ereignis war eigentlich: daß die hasmonäiſche Soldateska, welche Stadt und Prieſtertum dominierte und die benachbarten Regionen mit Kriegslärm erfüllte, zu Grunde gerichtet wurde. Ariſtobulus, ihr Repräſentant, iſt im Triumphe aufgeführt worden. Die den Nachbarn entriſſenen Städte und Landſchaften wurden dieſen zurückgegeben, aber Tempel und Gottesdienſt unter dem Schutze der Römer konſerviert.

Pompejus hatte einen König der Könige geſtürzt und einen anderen nicht anerkannt: er erſchien, indem er Aſien durchzog, ſelbſt als ein König der Könige. Aus den Kriegszügen und Eroberungen ging eine Art von monarchiſcher Gewalt von ſelbſt hervor. Eins aber fehlte dem Imperator. Seine Verfügungen mochten ſo unentbehrlich, ſo zweckmäßig ſein, wie ſie wollten: geſetzliche Kraft hatten ſie doch nicht, wenn ſie nicht von Senat und Volk zu Rom beſtätigt wurden. Sulla hatte dies erreicht, aber nur eben infolge ſeiner Proſkriptionen. Ob nun auch Pompejus es erreichen würde, war eine Frage, nicht allein von perſönlichem Inhalt, ſondern von höchſter Wichtigkeit für die Geſchicke von Rom überhaupt.

Vierzehntes Kapitel.

Die catilinariſche Verſchwörung und das erſte Triumvirat.

Eben darin kennzeichnet ſich die Situation, in der man ſich befand, daß alle die Gebiete der alten Völkerentwickelung beinahe vollſtändig unter die Hoheit der Römer gerieten und die Entſcheidung ihres Schickſals von ihnen erwarteten, die weltbeherrſchende Stadt aber ſelbſt in Faktionen zerfiel, welche es zweifelhaft machten, was denn für ſie ſelbſt das Geſetz ſei. Noch beſtand der Senat, den Sulla konſtituiert hatte, zwar nach ſeinem Gutbefinden, aber doch aus den verſchiedenartigen Elementen, die er vorfand und vereinigte. Sie wurden nach dem Tode des Begründers durch die Befugniſſe, die er ihnen verliehen hatte, im gemeinſchaftlichen Kampfe gegen die Überreſte der Marianer zuſammengehalten. Dann aber hatte ſich zwiſchen den Führern in dieſem Kampfe und dem friedlichen, vor allem auf die Handhabung ſeiner Rechte bedachten Senat eine Entzweiung hervorgethan, die zu einer Modifikation der ſullaniſchen Verfaſſung führte, im allgemeinen aber ihren Beſtand nicht antaſtete. Eine der merkwürdigſten Verſammlungen aller Zeiten, in der ſich militäriſche, adminiſtrative, gerichtliche Kapacitäten vereinigten. Innerhalb ihres Kreiſes gingen die höchſten Ämter von Hand zu Hand. Der Senat bildete noch immer den erſten politiſchen Gerichtshof der Welt, wenngleich ſein Anteil an der Gerichtsbarkeit überhaupt verringert worden war. Er hatte die Adminiſtration in ſeinen Händen. Von allen Seiten ſtrömten ihm Reichtümer zu, die zwar den Neid erweckten, aber das perſönliche Anſehen ſeiner Mitglieder vermehrten. Es würde vom größten hiſtoriſchen Intereſſe ſein, Verhandlungen des Senats in dieſer Epoche im einzelnen begleiten zu können; aber wir ſind darüber nur fragmentariſch unterrichtet. Der Senat verband zwei verſchiedene Direktionen: eine ariſtokratiſche, inwiefern er an das alte Patriciat anknüpfte, und eine den Staatsgeſchäften entſprechende, da er die Einflüſſe, die aus den allgemeinen Abwandlungen entſprangen, nicht zurückwies, ſondern in ſich aufnahm. Beide Begriffe vereinigen ſich in dem Worte „Optimaten“: eine Bezeichnung, die jedermann aus den Schriften Ciceros kennt.

Der damalige Senat nun hatte eine zwiefache Oppoſition, von denen die eine aus dem Volke entſprang, das durch die zuletzt erlangten Zugeſtändniſſe keineswegs befriedigt war, die andere aber aus den vornehmſten Geſchlechtern ſelbſt hervorging. Unmittelbar vor der Rückkehr des Pompejus aus Aſien kam dieſe zu einem Ausbruch, deſſen Urſprung und Verlauf aus den Reden Ciceros gegen Catilina ebenfalls in aller Gedächtnis iſt.

Catilina gehörte einem der vornehmſten und verdienteſten patriciſchen Geſchlechter an. Sein Ältervater, Marcus Sergius Silus, war einer der tapferſten Kämpen im zweiten puniſchen Kriege. Er hatte dreiundzwanzig Wunden aufzuweiſen; nachdem er in ſeinem zweiten Feldzuge die rechte Hand verloren, hat er dennoch eine große Anzahl anderer mitgemacht. Er iſt zweimal in Hannibals Gefangenſchaft geraten und hat ſich beide Male ſelbſt befreit; wie oft iſt ſein Pferd unter ihm getötet worden! Mit ſeiner eiſernen Hand ſah man ihn bei Placentia und Cremona gegen die Gallier kämpfen. Wohl mit Recht wollte er ſich wegen ſeiner Verſtümmelung von den Opfern nicht ausſchließen laſſen.

Thaten wie dieſe, welche zur Gründung der römiſchen Macht weſentlich beigetragen hatten, konnten nicht anders, als den Nachkommen ein Selbſtgefühl geben, das ſich zuweilen überhob, beſonders aber dann aufloderte, als ſie ärmer wurden und ſich von den höchſten Würden ausgeſchloſſen ſahen.

Der junge Lucius Sergius Catilina, adelsſtolz, ehrgeizig, genußliebend und von einer ſeltenen Kraft und Gewandtheit des Körpers, hatte an der Ausführung der Proſkriptionen Sullas Anteil genommen, an der Spitze einiger mit den Hinrichtungen beauftragter Gallier. Die wilden Zeiten trugen dazu bei, jedes menſchliche Gefühl in ihm zu erſticken. Er hat ſeinen Bruder getötet und hernach vorgegeben, das habe er gethan, weil derſelbe in den Liſten Sullas geſtanden, in die er ihn jedoch erſt nachträglich hatte eintragen laſſen. Er lebte ſeinen Tag in Schwelgerei, Wolluſt, Vergeudung und Blut. Wenn er nun die öffentlichen Ämter ſuchte, ſo glaubte man, es liege ihm dabei nur daran, Mittel zu ſeiner Lebensweiſe zu finden. Aber auf das bitterſte empfand er, daß er von der auf Zucht und Ehre haltenden Amtsnobilität zurückgedrängt wurde. Eine ganze Anzahl junger Männer aus den Familien der Senatoren und Ritter befand ſich in dem gleichen Falle, teilte ſeinen Unmut und ſchloß ſich ihm an. Ihre Abſicht war, den Kreis der Familien, durch welchen ſie von den höchſten Äemtern ausgeſchloſſen zu werden glaubten, zu zerſprengen, um für ſich ſelbſt freie Bahn zu machen. Für das Jahr 691 der Stadt, 63 vor unſerer Ära, machte Catilina auf das Konſulat Anſpruch. Man giebt ihm Schuld, er habe nach dem Beſitz dieſer Macht nur darum geſtrebt, um zu geſetzwidrigen Neuerungen fortzuſchreiten. Da fand er nun einen Mann ganz anderer Art auf ſeinem Wege: den Redner Marcus Tullius Cicero.

Cicero gehörte zu denen, welche das unbedingte Anſehen der ſullaniſchen Geſetze hatten brechen helfen. Er hatte populäre Hinneigungen und Anſehen im Volke. Seiner Mitwirkung verdankte Pompejus die hohe Stellung, die er einnahm. Den Gewaltthätigkeiten ruchloſer Beamten hatte er ſich immer energiſch entgegengeſetzt; dabei aber war er doch entfernt davon, ſich von dem Senat zu ſondern. Ein Emporkömmling — wie man ſagte: neuer Menſch, — widmete er ſein Talent der Aufrechthaltung einer gemäßigten Nobilität.

Es war nicht leicht, in die Reihen der Nobilität einzudringen, deren Mitglieder ſich ſchon in der Wiege für Konſuln hielten.

Für Cicero traten die Ritter, die Municipien ein, wahrſcheinlich auch aus der Ferne Pompejus, obwohl dieſer nicht erwähnt wird. Cicero wurde vornehmlich dadurch befördert, daß man dem Catilina gegenüber einen wohlgeſinnten Mann brauchte. Seine Wahl entſprach der vorwaltenden Stimmung. Gleich bei der erſten Bewerbung drang er mit großer Stimmenmehrheit durch.

Aber man befürchtete die Bewerbung Catilinas für das nächſte Jahr, und man hielt für gut, die Geſetze über unrechtliche Bewerbung um das höchſte Amt zu verſchärfen. Vor einigen Jahren war durch die Lex Calpurnia beſtimmt worden, daß eine Bewerbung ſolcher Art mit Ausſchließung von den Ämtern und dem Senat beſtraft werden ſolle. Dem wurde jetzt die Strafe eines zehnjährigen Exils hinzugefügt. Niemand bezweifelte, daß die Spitze dieſes Geſetzes gegen Catilina gerichtet ſei. In dem aber erhob ſich der Gedanke nur um ſo heftiger, die höchſte Gewalt, nach der ſein Herz dürſtete, durch eine Erhebung gegen die öffentliche Ordnung zu erlangen. Es charakteriſiert ihn, daß er damit ganz und gar kein Hehl hatte.

In einer ſeiner Reden im Senat hat er geſagt: der Herrſchaft der bewaffneten Macht laſſe ſich nur durch eine andere bewaffnete Macht entgegentreten; wer Verlorenes oder Verbrauchtes wieder zu erlangen wünſche, möge nur ſeine Augen auf ihn werfen; der unglückliche Haufe bedürfe eines Führers, der ebenfalls unglücklich ſei und nichts fürchte. In einer anderen Rede ſagte er: die Republik beſtehe aus zwei Körpern, einem ſchwachen mit einem ſchwachen Haupt, einem ſtarken ohne Haupt; doch werde dieſem, wenn er lebe, das Haupt nicht fehlen. Catilina war, wenn man ſo ſagen darf, ein Bramarbas des Umſturzes. Er ſprach unverhohlen aus, was ihm eine ſelbſtſüchtige Phantaſie vorſpiegelte. Daß er nach Äußerungen, wie dieſe, das Konſulat nicht erlangen konnte, liegt auf der Hand. Bei den Wahlen erſchien auch Cicero, und zwar, weil er eine Gewaltthätigkeit fürchtete, mit einem ſtattlichen Harniſch angethan. Auch dieſe Wahl fiel gegen Catilina aus.

Der aber verzweifelte darum nicht an ſeiner Zukunft: er meinte, auf offenen Aufſtand angewieſen zu ſein. Er hat dazu, ſo viel man weiß, in dem Hauſe des Marcus Porcius Läca ſofort einen Plan verabredet. Die Abſicht war: in den verſchiedenen Teilen Italiens aufrühreriſche Erhebungen zu veranlaſſen; die Stadt ſelbſt ſollte von Bewaffneten in Beſitz genommen und an verſchiedenen Punkten zugleich in Brand geſteckt werden. Ein paar römiſche Ritter ſollten Cicero umbringen, der aber, beizeiten gewarnt, ſie nicht vorließ. Das größte Staunen erregte es nun, daß, als hierauf eine Verſammlung des Senats in dem Tempel des Jupiter Stator ſtattfand, Catilina es wagte, in derſelben zu erſcheinen.

Es war der achte November des Jahres 63, vielleicht der größte Tag in Ciceros Leben, an welchem er jene berühmte Rede gegen Catilina hielt, durch die alle Pläne desſelben aufgedeckt wurden, und die dieſem nichts übrig ließ, als ſeinen Entſchluß auszuführen und die Stadt zu verlaſſen, ohne Cicero, was Vorbedingung geweſen wäre, getötet zu haben.

In Rom blieben einige Vertraute zurück, wie Cethegus, um die Senatoren zu ermorden, Caſſius, um die Stadt anzuzünden.

Catilina ging nach Etrurien, wo Cajus Manlius, ein alter Parteigänger Sullas, ſich für ihn bewaffnet hatte. Er trat dort als Prokonſul auf, an ſich mit nur geringer Macht, aber keineswegs ohne Ausſicht, etwas zu erreichen: denn deren, welche ſich von dem gegenwärtigen Zuſtande bedrückt fühlten, war eine Unzahl. In den oberitalieniſchen Landſchaften ließ ſich eine ſtille, aber doch tiefe Aufregung bemerken. Man machte ſich ſogar Hoffnung, daß in Gallien eine allgemeine Bewegung hervorgerufen werden könne. Geſandte der Allobroger waren angekommen, die ſich über den Senat beklagten, weil er nichts gegen den Druck thue, den ſie von ihren eigenen Magiſtraten erlitten. Sie reiſten ſoeben von Rom ab, mit Briefen verſehen, die ihnen Einverſtandene der Hauptſtadt mitgaben. Dieſe hofften eine tumultuariſche Verbindung in den Provinzen zu erregen, welche vielleicht ſelbſt Spanien erreichen könne. Soweit wir die Sache überſehen können, ſollte Catilina, wenn durch die für Mord und Brand getroffenen Vorkehrungen Rom in Verwirrung geraten ſei, in der Nähe der Hauptſtadt erſcheinen und das Werk der Empörung in die Hand nehmen: Entwürfe von einer mehr abenteuerlichen, als für ein wohlgeordnetes Staatsweſen furchtbaren Natur. Aber darin lag doch ein Attentat gegen die öffentliche Ordnung, welches Störungen hervorrufen konnte, deren Wirkungen ſich nicht abſehen ließen. Dagegen hatte nun der Konſul Marcus Tullius Cicero den Beruf und den Mut, in die Schranken zu treten. Er entwickelte dabei ein ganz beſonderes Talent, den Geheimniſſen ſeiner Gegner auf die Spur zu kommen; er erfuhr das Vorhaben der Verſchworenen durch eben die, an deren Beitritt dieſelben die größten Hoffnungen geknüpft hatten. Die allobrogiſchen Geſandten waren inne geworden, daß die beſtehende Republik doch bei weitem ſtärker ſei, als die Empörer jemals werden könnten. Sie verrieten die Sache an ihren Patron in Rom. Dieſer meldete ſie dem Konſul. Man veranſtaltete, daß die Allobroger bei ihrer Abreiſe aus Rom auf Befehl der öffentlichen Gewalt feſtgehalten und nach der Stadt zurückgebracht wurden. Die Briefſchaften, die ſie bei ſich führten, gaben eine unzweifelhafte Kunde von den Genoſſen, welche Catilina in Rom hatte. Manche haben Männer erſten Ranges, wie Craſſus und Cäſar, zu denſelben rechnen wollen. Ein ſolches Verſtändnis zwiſchen Catilina und Cäſar aber darf man doch nicht vorausſetzen. Catilina hatte einſt, wie erwähnt, die Proſkriptionen Sullas durchführen geholfen; Cäſar war ſelbſt einer von denen, die durch dieſe Proſkriptionen bedroht wurden. Catilina ſuchte die Verdächtigen auf; Cäſar rettete ſich durch geſchickte Flucht und durch Beſtechungen der Schergen Sullas mit äußerſter Mühe.

Die Schuldigen gehören einer anderen Kategorie der Nobilität an: der eine den Cethegen, die früher als Konſuln und in der Ädilität geglänzt hatten, und von denen einer, des Namens Publius, ſich den größten Einfluß auf Sulla zu verſchaffen gewußt hatte. Cajus Cethegus, von dem hier die Rede iſt, noch ein junger Mann, war von eingeborenem Feuer, von wüſtem Leben, durch Schulden gedrückt.

Noch bedeutender als dieſer erſcheint Lentulus Sura, deſſen Großvater ſich in der Geſchichte der Ädilität und des Aufwandes durch glänzende Spiele einen Namen gemacht hatte, übrigens durch die höchſten Würden ausgezeichnet, Princeps Senatus, deſſen politiſche Richtung man darin erkennt, daß er dem Opimius gegen Cajus Gracchus folgte: in dem Zuſammentreffen auf dem Aventin iſt er ſchwer verwundet worden. Er ſelbſt war bereits Konſul geweſen, aber wegen ſeines unſittlichen Lebenswandels aus dem Senat geſtoßen worden. Die Rückkehr zu der Kurie ſuchte er ſich zu verſchaffen, indem er nochmals in die Prätur eintrat, in deren Beſitz er der mächtigſte

Genoſſe Catilinas wurde, nicht ſo feurig wie Cethegus, aber umſichtiger, wie er denn die Verbindung mit den Allobrogern hauptſächlich eingeleitet hat.

Cicero führte die allobrogiſchen Geſandten ſelbſt in den Senat; auf deren Angaben wurden dann nicht allein Lentulus und Cethegus, ſondern auch einige andere, Statilius, Gabinius, Cäparius, an deren Schuld kein Zweifel aufkommen konnte, in Haft genommen. Das Ereignis erweckte in der Stadt die größte Bewegung. Auf dem Forum ſammelte ſich das Volk; die Klienten und die Freigelaſſenen der Verhafteten kamen zahlreich herbei, wie es ſcheint, um ſie mit Gewalt zu befreien. Schon war der Senat verſammelt, den nun der Konſul zu einem Beſchluß darüber aufforderte, was mit den Gefangenen geſchehen ſolle. Es iſt der Tag der von Cicero ſo oft erwähnten Nonen des Dezember, der 5. Dezember. Die Rede war hier nicht eigentlich davon, ob und wie ſie beſtraft werden ſollten: denn dazu würde eine gerichtliche Verurteilung gehört haben, und das Volk ſelbſt würde man haben vernehmen müſſen. Die Frage war nur, freilich mit der erſten untrennbar zuſammenhängend, wie man der obſchwebenden Gefahr vorbeugen ſolle. Der Senat war darüber nicht ganz einſtimmig. Tiberius Nero ſprach die Anſicht aus, daß die Feſtgenommenen ſo lange in Haft bleiben ſollten, bis man Catilina niedergeworfen habe und dann die ganze Sache näher unterſucht werden könne.

Dieſem ſchloß ſich, wie wenigſtens eine der vorliegenden Relationen meldet, Cäſar an, nur mit der einleuchtenden Verbeſſerung, daß die Beſtrafung gerichtlich geſchehen müſſe. Nach einer anderen Relation, die durch das glänzende hiſtoriſch-rhetoriſche Talent Salluſts zu allgemeiner Annahme gelangt iſt, hielt Cäſar eine wohlausgearbeitete Rede, in der er von jeder Gewaltſamkeit abmahnte, weil ſie dem alten Brauch der Republik zuwiderlaufe, und das einmal vergoſſene Blut zu neuem Blutvergießen führe. Seine Meinung war: daß die Schuldigen in die feſteſten, ſicherſten Municipien geſchafft und daſelbſt von jedem Verkehr mit Senat und Volk ausgeſchloſſen werden ſollten. Dem aber widerſprach der ſtrenge Cato, damals noch ein junger Mann, doch bereits von unerſchütterlichen Grundſätzen und energiſcher Feſtigkeit. Er führte aus, daß in jedem Verzuge eine neue Gefahr liege und die Exiſtenz der Republik ſelbſt auf dem Spiele ſtehe, wenn man das Verbrechen nicht ohne weiteres beſtrafe. Die Anſicht Ciceros, dem man keineswegs Blutdurſt vorwerfen kann, war doch ebendieſelbe. Wahrſcheinlich bewog ihn dazu die Beſorgnis vor einer unmittelbaren Exploſion. Der Entſchluß hat ihm ſein ganzes ſpäteres Leben verbittert; aber er faßte ihn und ſetzte ihn, nachdem bei weitem der größte Teil des Senats ihm und Cato beigetreten war, ſelbſt ins Werk: die Verſchworenen wurden hingerichtet. Catilina wurde auf die Berge von Piſtoria gedrängt und überwältigt. Man fand ſeine Leiche mitten unter den Feinden, noch mit dem gewohnten wilden Ausdruck des Angeſichts. Auch ſeine Leute hatten wie Verzweifelte gefochten.

Wie es bei Verſchwörungen, die bei ihrer Geburt erſtickt werden, immer der Fall iſt, ſo bleiben auch bei der catilinariſchen mancherlei Zweifel an dem Sachverhalt übrig. Unleugbar iſt, daß eine Bewegung im Gange war, welche für die Republik ſehr gefährlich werden konnte, und daß Cicero ſich das Verdienſt erwarb, dieſelbe zu hintertreiben. Daran knüpfte ſich aber ein anderes Bedenken ſtaatsrechtlicher Natur, das nun hervorgekehrt wurde. Man machte es dem Konſul zum Vorwurf, daß er römiſche Bürger von Rang und Namen auf bloßes Gutachten der Mehrheit der Senatoren hatte hinrichten laſſen, ohne ein ſtrafrechtliches Verfahren zu geſtatten. Die Sache kam ſogleich bei der Niederlegung des Konſulats zur Sprache: den herkömmlichen Eid des Konſuls, daß er die Geſetze der Republik nicht übertreten habe, konnte Cicero nicht ſchwören. „Ich ſchwöre", ſagte er, „daß ich die Republik gerettet habe." Ohne Zweifel war er ſelbſt davon überzeugt, daß die unmittelbare Hinrichtung notwendig geweſen ſei; aber allgemein wurde empfunden, daß das ohne Dazwiſchenkunft des Volkes geſchehen war, wie doch alte Geſetze vorſchrieben; das Volk war unzufrieden mit Senat und Konſul.

Indem nun die Gemüter mit dieſen Irrungen noch beſchäftigt waren, kehrte Cnäus Pompejus aus Aſien zurück.

Pompejus hielt im September 61 vor unſerer Ära, 693 der Stadt, einen der prächtigſten Triumphe, die jemals vorgekommen ſind: wie über Spanien und Libyen, ſo nun, wie man ſagte, auch über den dritten Weltteil. Man zählte auf, daß er tauſend feſte Schlöſſer, beinahe neunhundert Städte genommen habe. Vor ihm her gingen dreihundertundvierundzwanzig gefangene Fürſten, Fürſtinnen und Anführer, unter ihnen der junge Tigranes, Ariſtobulus, ſieben Kinder des Mithridates, Olthacus aus Colchis. Bilder der barbariſchen Gottheiten, deren Gläubige er beſiegt hatte, wurden einhergetragen, auch Gemälde der Schlachten, die er gewonnen. Niemals hat ein anderer Heerführer — etwa Ämilius Paulus ausgenommen — ſo viel Gold und Silber für das Ärar zurückgebracht, als eben Pompejus.

An die Pracht dieſer Rückkunft aber knüpfte er die Forderung, daß der Senat ſeine im Laufe des Krieges getroffenen Verfügungen beſtätigen und den Zuſagen, die er ſeinen ſiegreichen Truppen gemacht, gerecht werden ſolle.

Es iſt die Forderung, in welcher die größte aller Schwierigkeiten, die in der römiſchen Republik vorlagen, in Evidenz trat. Dieſe beſteht in der militäriſchen Stellung, welche dem Feldherrn die Ausübung der Attributionen der höchſten Gewalt verſchaffte, aber dabei doch ſeine Unterordnung unter die bürgerliche Autorität, die der Senat durch die Geſetze beſaß, feſthielt.

Man darf die Differenzen, die nun hervortraten, nicht von geheimen Abſichten oder perſönlichen Irrungen herleiten; ſie entſprangen aus der Natur einer kriegeriſchen und in ihren Eroberungen fortſchreitenden Republik. Die Notwendigkeit, Italien gegen die hereindringenden celtiſch-germaniſchen Völker zu verteidigen, hatte einſt die Vervielfältigung der Konſulate des Marius mit ſich gebracht; aus den militäriſchen Anordnungen, die er getroffen, und ihren Rückwirkungen auf die Populationen waren dann die bürgerlichen Unruhen, deren wir gedacht haben, hervorgegangen. Ebenſo unvermeidlich, wie die Konſulate des Marius, war die außerordentliche Gewalt, die Pompejus in dem Kriege gegen die Seeräuber zugeſtanden, und die Erweiterung der Vollmachten, die ihm dann bewilligt worden war. Durch ſeine Siege war das Mittelmeer pacifiziert worden: infolge derſelben ſah die Republik Aſien zu ihren Füßen. Nun aber hatte auch Pompejus in den Provinzen nicht allein Anordnungen getroffen, deren Beſtätigung zur Befeſtigung des Friedens notwendig erſchien, ſondern ſeinen Truppen Verſprechungen gemacht, für deren Erfüllung er gleichſam eingetreten war.

Er hatte vermieden, an der Spitze ſeiner Truppen zurückzukehren, was man eigentlich erwartete. Er entließ ſie in Brundiſium und langte in einfacher Begleitung, wie er ſie ſchon ſonſt gewohnt geweſen war, wieder in Rom an.

Er war keineswegs ohne den Ehrgeiz, der großen Stellung, die ihm zu teil geworden war, ihr Recht zu verſchaffen. Aber nicht durch Gewalt oder unter dem Schein derſelben meinte er zu ſeinem Ziel zu gelangen. Wie ein alter Schriftſteller, dem noch eine unmittelbare Überlieferung aus dieſer Epoche zu Gebote ſtand, berichtet: Pompejus wünſchte in den Beſitz einer großen Autorität zu gelangen, aber er wünſchte dieſelbe nicht auf dem Wege der Gewalt zu erlangen: ſie ſollte ihm als Ehrengabe zufallen.

Von allem, was als ein Vergehen erſcheinen konnte, hat er ſich freigehalten. Es war etwas vornehmes in ihm; er ſuchte ſeine Ehre in einem gemäßigten ruhigen Verhalten; er trachtete nach dem Ruf der Unbeſcholtenheit und erlangte einen ſolchen. Er hatte einen lebendigen Begriff von der republikaniſchen Gleichheit, aber er wollte niemand neben ſich, noch weniger über ſich ſehen. Alles, was er unternahm, war des römiſchen Namens und ſeiner eigenen Stellung würdig. Bei ſeiner Rückkehr hoffte er durch die Größe ſeiner Erfolge und durch ſein Anſehen die Senatoren zur Erfüllung ſeiner Verſprechungen und Beſtätigung ſeiner Anordnungen zu bewegen.

Dabei fand er nun einen Widerſpruch, auf den er nicht gefaßt war. Schon längſt erkannte der Senat in ihm nicht mehr ſeinen wahren Bundesgenoſſen an. Wir wiſſen: Pompejus war mit demſelben ſchon bei ſeinem Feldzug in Spanien, noch mehr während ſeines Konſulats und bei der Durchführung jener Geſetze, welche den Namen zweier Volkstribunen trugen, in Mißverſtändnis geraten. Eben auf Grund dieſer Geſetze war er zu ſeiner Machtſtellung gelangt. Sollte nun der Senat dieſelbe ohne Rückſicht auf ihren Urſprung nachträglich anerkennen und beſtätigen?

Im allgemeinen betrachtet, wäre dies vielleicht das Richtigſte geweſen. Denn mit dem kriegberühmten Feldherrn, der in Aſien als König der Könige erſchienen war und über das ganze Reich hin eine ergebene Klientel beſaß, ſich in einen offenen Widerſpruch zu verwickeln, war für den Senat, der niemand hatte, um ihn dem großen Führer entgegenzuſetzen, nicht ratſam und machte auch für die Zukunft die Eintracht der beiden Gewalten, auf denen die Republik beruhte, zweifelhaft.

Verkennen wir aber nicht: auch der Senat hatte Grund, die Beſtätigung der Akte des Oberfeldherrn, die man von ihm verlangte, zu verweigern: die Anerkennung einer militäriſchen Macht auch in ihren Beziehungen zur Civilgewalt, die ſich mit ſeinem Anſpruch, dieſe ſelbſt zu repräſentieren, nicht vertrug. Es gab eine Reihe angeſehener Senatoren, die darin eine Schmälerung des Anſehens erblickten, das ſie beſaßen.

Sie ſchloſſen ſich an Lucullus an, der gleichſam ſeine eigene Sache verfocht, wenn er den Anforderungen des Pompejus widerſtrebte. Pompejus hatte bei ſeinem Eintritt in Pontus die von Lucullus getroffenen Einrichtungen aufgehoben und eigene an deren Stelle geſetzt. Sollte nun Lucullus im Senat dafür wirken, daß die Verfügungen des Pompejus beſtätigt würden? Lucullus war mit ſeinen Truppen zerfallen, weil er ihnen nicht die Vorteile zugeſtand, die ſie nach den erfochtenen großen Siegen verlangten und erwarteten. Pompejus verſtand es, ſeine Soldaten zu befriedigen; er hatte ihnen dann ausdrücklich Anweiſungen auf Ländereien verſprochen. Sollte Lucullus dies dem ſeinen entgegengeſetzte Syſtem nunmehr verteidigen?

Er bekämpfte es mit allen Mitteln, die er beſaß. Mancherlei andere perſönliche Antipathien kamen hinzu, ſolcher Männer, die aus ihren früheren Stellungen verdrängt waren, wie Metellus Creticus, der infolge des gabiniſchen Geſetzes aus Creta hatte weichen müſſen, oder ſolcher, die ſich perſönlich gekränkt fühlten, wie Metellus Celer, der es aufs bitterſte empfand, daß ſeine mit Pompejus verheiratete Schweſter von demſelben, obwohl ſie bereits Kinder hatte, verſtoßen worden war.

Genug: mannigfaltige Antipathien, perſönlicher oder ſachlicher Art, wirkten den Anforderungen des Pompejus entgegen.

Die Angelegenheit hatte aber auch noch eine andere, für die Geſamtmacht der Republik nicht hoch genug anzuſchlagende Seite.

Es war ein Schritt in der Erwerbung der Weltherrſchaft, daß Pompejus nach ſeinen Siegen, infolge der ihm gegebenen Vollmachten, die Verfaſſung der Provinzen, die er unterworfen hatte, anordnete. So mußte es bleiben, wenn die Autorität der geſamten Republik, die er vertrat, aufrecht erhalten werden ſollte. Die Provinzen hatten ſich eben den Einrichtungen des Imperators in dem Moment ſeiner Siege unterworfen. Alles wurde zweifelhaft, wenn dieſe Anordnungen die Beſtätigung des Senats nicht erhielten: die Identität der höchſten Gewalt wurde gefährdet, ſobald die Civilgewalt in Rom der militäriſchen widerſtrebte. Dem Imperator war eine für ſeine Amtsführung unentbehrliche Autonomie zugeſtanden worden: dieſe Feſtſetzungen wurden jetzt von der Civilgewalt in Frage geſtellt.

In dem Senat brachte Lucullus es dahin, daß die Beſtätigung der Einrichtungen, wie ſie Pompejus forderte, im ganzen verworfen wurde; man ſolle über ſie im einzelnen beratſchlagen und befinden. Daran knüpfte ſich noch ein anderes, ſehr perſönliches Verhältnis. Der Imperator, der ſeiner republikaniſchen Soldaten nur dadurch mächtig geworden war, daß er ihnen Belohnungen verſprach, wurde in ſeiner eigentlich doch unentbehrlichen Autorität beſchränkt, wenn man ihm die Erfüllung ſeiner Verſprechen verſagte.

Pompejus ſtand vor der unliebſamen Verlegenheit, ſeinen Truppen die Zuſagen, die er ihnen gemacht hatte, nicht halten zu können. Er war nicht der Meinung, dies ſo hinzunehmen. Wenn er ſich nun ſchon einſt bei der Bewerbung um das Konſulat, von dem Senat zurückgeſtoßen, an das Volk gewandt hatte, ſo lag ihm nahe, dieſen Ausweg auch jetzt zu ergreifen. Dazu aber bot ihm das Tribunat, das ihm ja die Herſtellung ſeiner vornehmſten Rechte verdankte, bereitwillig die Hand.

Der Tribun Lucius Flavius brachte eine Rogation ein, in welcher die Forderung des Pompejus in einer Geſtalt erſchien, in welcher man ſie durchzuſetzen hoffen konnte. Der Entwurf war: den fünfjährigen Betrag der Einkünfte aus den von Pompejus eroberten Provinzen dazu zu verwenden, um das öffentliche Land, welches ſeit dem Jahre 133 in Privatbeſitz übergegangen ſei, und andere durch Sulla zu dem öffentlichen Lande geſchlagene und noch nicht verteilte Ländereien zurückzukaufen und ſie dann wirklich unter die bedürftigen Bürger zu verteilen. Der Veteranen wurde hierbei nicht ausdrücklich gedacht: jedermann wußte, daß es doch vornehmlich darauf abgeſehen war, dieſe zu befriedigen. Im Senat fand der Entwurf einen Verteidiger an Cicero, der ihn jedoch weſentlich beſchränkte. Das Prinzip des Rückkaufs aus den von Pompejus herbeigeſchafften Geldern nahm er an; dagegen ſetzte er den Umfang des Zurückzukaufenden auf eine Weiſe feſt, daß dadurch beſtehende Rechte nicht geradezu aufgehoben wurden. Aber bei dem Senat fand er damit keinen Eingang.

Die Senatoren erſchraken bei dem Namen eines agrariſchen Geſetzes; ſie erinnerten ſich ſchon bei der Erwähnung der Konſuln des Jahres 133 der gracchiſchen Unruhen; ſchien es nicht, als ob die Sache des Pompejus mit der allgemeinen Bewegung hierdurch verſchmolzen wurde? Cato und ſeine Freunde waren entſchloſſen, hierin keinen Fuß breit nachzugeben. Und nicht ohne alle Einſchränkung war das Recht der Initiative in der Geſetzgebung an die Tribunen zurückgegeben worden: die Konſuln, welche die Geſamtheit des Staates am meiſten repräſentierten und nicht allein die weltlichen, ſondern auch die geiſtlichen Inſtitutionen vertraten, nahmen nach wie vor das Recht in Anſpruch, Volksverſammlungen zu verhindern, die ihnen unbequem werden mußten. Wir erinnern uns, daß einſt Sulla und Quintus Pompejus dies Recht dem Sulpicius gegenüber dadurch geltend machten, daß ſie Ferien anſagten. Der damalige Konſul Quintus Cäcilius Metellus Celer beobachtete jetzt die gleiche Haltung; er erklärte mit Bezug auf das Recht der Spectio, das ihm zuſtand, daß die Volksverſammlung nicht abgehalten werden dürfe. Das führte nun zu einem neuen Konflikt zwiſchen Senat und Volk, der ſich ſeltſamer ausnahm, als je ein anderer. Der Tribun ließ den Konſul kraft des alten Rechtes, das zuweilen zur Ausübung gekommen war, um der Interceſſion Kraft zu geben, in das Gefängnis führen, ſo daß Senatsverſammlungen verhindert wurden. Metellus machte Miene, den Senat auch in dem ihm als Gefängnis angewieſenen Gebäude zu verſammeln und Beratungen zu pflegen. Dagegen nahm der Tribun vor dem Ausgange dieſes Hauſes auf ſeinem Amtsſeſſel Platz, um dawider zu intercedieren. Dieſe Verwirrung wurde ſelbſt dem Pompejus anſtößig; er ließ den Tribun bitten, den Eingang frei zu geben, und die Senatsverſammlung konnte hierauf wieder ſtattfinden; aber ſein Vorhaben gab Pompejus darum nicht auf und konnte es nicht aufgeben.

In der Überzeugung, daß er damit nicht auf dem gewohnten Wege durchdringen werde, faßte er einen Gedanken, der für ſein eigenes Leben und für den Beſtand der Republik entſcheidend geworden iſt; er trat in Verbindung mit Cajus Julius Cäſar, mit welchem er an ſich in einem ausgeſprochenen Gegenſatze ſtand. Der Vater des Pompejus hatte zwiſchen Sulla und den Marianern geſchwankt, war aber dann auf die Seite Sullas getreten, und für deſſen Sache hatte ſich nach einigem Bedenken auch Cnäus Pompejus ſelbſt erklärt und ihr, wenn auch mit einer gewiſſen Selbſtändigkeit, die beſten Dienſte erwieſen. Cäſar dagegen war ein Marianer durch und durch. Marius war mit der Schweſter ſeines Vaters vermählt geweſen; er ſelbſt hatte ſich mit der Tochter Cinnas bereits in frühen Jahren verheiratet. Den Proſcriptionen Sullas war er kaum entgangen; unmittelbar nach dem Tode desſelben regte er ſich wieder. Er war geneigt, gemeinſchaftliche Sache mit Lepidus zu machen, welchen Pompejus niederſchlug. Es war ein Ereignis in Rom, daß er bei den Exequien der Witwe des Marius, Julia, ſeiner Tante, ſelbſt das Wort nahm, und daß er das verpönte Andenken des Marius wieder erneuerte: er befriedigte damit ein allgemeines Gefühl und erweckte die Sympathie der Menge. Was erhält ſich wohl lebendiger im Gedächtnis der Menſchen, als die Erinnerung an einen tapferen und ſiegreichen Heerführer, unter welchem viele vordem Dienſte geleiſtet, die ihren Stolz ausmachen?

Früh zum Ädil gewählt, vielleicht noch ein paar Jahre früher, ehe er das erforderliche Alter dazu hatte, benutzte er dieſe Stellung nicht allein, um ſeinen Namen mit dem Glanze zu umgeben, den Freigebigkeit und Pracht zu verleihen pflegt, ſondern auch aufs neue Marius in das Gedächtnis zurückzurufen, indem er bei einem Umbau im Kapitol ein Denkmal errichten ließ, auf welchem vornehmlich der Siege desſelben über die Cimbern Erwähnung geſchah. Bei dieſer Gelegenheit ſah man erſt, wie groß die Anzahl von Marianern in der Stadt noch war. Die ganze Partei erwachte: ſie ſchloß ſich an Cäſar an. Cäſar, der von Anfang an eine unvergleichliche Energie und geiſtige Kraft an den Tag legte, der auch durch ſeine Schönheit die Augen aller auf ſich zog, war ganz der Mann dazu, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Daß er in Verdacht geriet, mit Catilina in Verbindung zu ſtehen, rührte eben von der Stellung her, die er nun als Antagoniſt der ſenatoriſchen Macht in Rom einnahm. Von jeher hatte ſein ſchon aus Alba herübergekommenes und, wie dort, ſo auch in Rom mit Würden ausgezeichnetes Geſchlecht in hohen Ehren geſtanden; einen beſonderen Nimbus gab ihm, daß man demſelben eine göttliche Abkunft beimaß.

Um die Koſten zu decken, welche die republikaniſchen Ämter, z. B. eben die Ädilität, erforderten, hatte er — denn er wollte auch in dieſer Hinſicht vor niemand zurückſtehen — einen Aufwand gemacht, der ſeine Mittel überſtieg. Das drohte nun aber wieder, ihm auf ſeiner Laufbahn hinderlich zu werden. Im Begriff, als Prätor nach dem jenſeitigen Hispanien zu gehen, wurde er durch das Geſchrei ſeiner Gläubiger an der Abreiſe verhindert.

Er trug kein Bedenken, in dieſer Verlegenheit die Hülfe des einzigen Mannes in Anſpruch zu nehmen, der ihm eine ſolche gewähren konnte, des mit Geld am beſten verſehenen Mannes ſeiner Zeit, des Craſſus. Und wie hätte dieſer nicht eben die Gelegenheit ergreifen ſollen, ſich einem jungen Manne, der zu den größten Hoffnungen berechtigte, zu verpflichten? Er verbürgte ſich, die Gläubiger zu befriedigen: Cäſar konnte in ſeine Provinz abgehen. Da hat er denn zuerſt die Talente entwickelt, die ihn zum großen Manne machen ſollten. Er unterwarf die noch unbeſiegten Völkerſchaften, hauptſächlich auch dadurch, daß er ſeine Truppen vollkommen an ſich zu feſſeln wußte; er breitete die römiſche Herrſchaft bis an das Atlantiſche Meer aus und verſtand dann die Beſiegten ſelbſt untereinander zu pacifizieren. Er hat ſich das eigentümlich römiſche Verdienſt erworben, die Menſchenopfer, die nach der Weiſe von Karthago daſelbſt noch üblich waren, abzuſchaffen. Durch ſeine Proprätur reich geworden, ſo daß er nun keine weiteren Verlegenheiten zu fürchten hatte, zugleich aber auch mit Ruhm gekrönt, kehrte er nach Rom zurück. Einen Triumph hatte er nicht halten wollen; aber er forderte das Konſulat. Auch ihm jedoch ſetzte ſich die Nobilität entgegen, ſo daß die beiden Imperatoren — denn auch Cäſar war bereits von ſeinen Truppen als Imperator begrüßt worden — in ein ſehr ähnliches Verhältnis zum Senat gerieten. Pompejus wußte ſehr wohl, daß er mit den Anſprüchen, die er machte, nur unter einem befreundeten Konſulate durchdringen würde; er entſchloß ſich, dem Manne, der ſein größter Nebenbuhler werden ſollte, die Hand zu reichen. Was die beiden Heerführer vereinigte, war das Intereſſe der aus den Feldzügen zurückkehrenden Truppen, das zugleich ihr eigenes war. Die Eroberungen wirkten durch die Verbindung zweier Oberhäupter zu dieſem Zwecke ſtärker als jemals auf das Innere zurück. Der Dritte in ihrem Bunde war Licinius Craſſus.

Jeder von den mächtigen Männern hatte eine Faktion für ſich, die bei den Griechen als Hetärie bezeichnet wird, ſo daß die Anhänger des einen ſich in der Regel denen des anderen entgegenſetzten. Es geſchah durch eine Vereinigung der drei Faktionen auf dem Forum, daß Cäſar zum Konſul erwählt wurde. Aber keineswegs machtlos war der Senat. Er erreichte, daß einer der eifrigſten Anhänger ſeiner Grundſätze, Marcus Calpurnius Bibulus, zugleich mit Cäſar für das Jahr 695 der Stadt, 59 vor unſerer Ära als Konſul eingeſetzt wurde. Die beiden Kollegen ſtanden im ſchärfſten politiſchen Gegenſatz zu einander, und man konnte nicht anders, als einen Kampf zwiſchen ihnen vorausſehen. Es war wie ein Verhängnis, daß die Senatoren es ablehnten, dem Pompejus gerecht zu werden; denn dadurch trieben ſie denſelben auf die Seite der entgegengeſetzten Partei. Das Verhängnisvolle entſpringt aus den Leidenſchaften der Menſchen, dieſe aus ihren individuellen Stellungen. Es iſt alles verſtändlich: die Beſorgnis der Majorität des Senats vor einer Verſtärkung der Autorität des Mannes, der den Orient zu ſeinen Füßen geſehen hatte; der Verſuch des gemäßigtſten, vielleicht einſichtsvollſten und wohlgeſinnteſten von allen, Ciceros, eine Vereinbarung herbeizuführen; aber auch das Scheitern ſeiner Bemühungen, denen ein einmal angenommenes Prinzip entgegenſtand. Der kühle, beſonnene und vorſichtige Pompejus wollte doch die Grundlage ſeiner Stellung in der Welt nicht aufgeben, Aſien nicht aufs neue in Gärung geraten und ſeine Soldaten unbefriedigt laſſen. Man hat immer geſagt, er habe ſich mit Cäſar nur für den Moment zu verbinden gemeint: denn nur auf die Durchführung ſeiner Anträge ſei es ihm angekommen; ſpäter habe er wieder freie Hand zu erlangen gehofft. Wie dem auch ſei: er trat in das zwiſchen Craſſus und Cäſar getroffene Verſtändnis. Aber er geriet dadurch in die Gewalt der Mächte, welche die Menſchen auch wider ihren Willen beherrſchen.

Noch konnte ſich Cäſar dem Imperator der Meere, dem Herrn und Sieger über Aſien nicht vergleichen; aber mit dem Konſulat, das er erlangte, war zugleich die begründete Erwartung verbunden, daß er nach demſelben die Heerführung in Gallien, welches eben in voller Gärung war, erhalten würde, was ihm eine Macht in Ausſicht ſtellte, durch welche er dem Pompejus in Bezug auf Krieg und auswärtige Angelegenheiten wieder gleich wurde. Er verband gleichſam ſeine Zukunft mit der Vergangenheit des Pompejus.

Ohne lange zu zögern, trat nun Cäſar mit einem Ackergeſetz hervor, welches die alten, ſeit den Gracchen in Gang gekommenen Tendenzen mit denen, welche Pompejus hegte, vereinigte. Cäſar ging dabei, ſo weit wir urteilen können — denn die Vorſchläge ſind uns leider nicht wörtlich aufbehalten, von zwei Geſichtspunkten aus: dem einen ſehr einleuchtenden, daß die Volksmenge immer anwachſe, und, unbeſchäftigt wie ſie ſei, zu empöreriſchen Bewegungen hinneige; man müſſe einen Teil derſelben wieder an den Landbau gewöhnen und beſonders den mit mehreren Kindern verſehenen Bürgern einen Ackerbeſitz gewähren. Das könne geſchehen, ohne jemand ein Unrecht zuzufügen. In dem Ertrag des durch Pompejus unterworfenen Aſien und anderem Einkommen verfüge man über hinreichende Mittel, um das Land, deſſen man bedürfe, durch förmlichen Ankauf zu acquirieren und dann zu verteilen; denn es gebühre ſich, ſagt er — und das iſt ſein zweiter Hauptgrundſatz —, daß denen, durch deren Blut und Gefahr die Siege erfochten worden, auch ein Anteil an dem Gewinn zukomme, der daraus entſprungen ſei.

Eben hierauf lag nun der vornehmſte Nachdruck. Der Dienſt in den

Legionen ſollte nicht mehr als eine Pflicht allein betrachtet werden, ſondern ein Recht auf Teilnahme an den Früchten des Sieges begründen.

Von Lucullus waren die Truppen eben deshalb abgefallen, weil er von einem Anſpruche dieſer Art nichts hören wollte. Die Siege des Pompejus beruhten auf den Verſprechungen, die er den Soldaten gemacht hatte, und zu ähnlichen hatte ſich auch Cäſar verſtanden.

Abgeſehen von allen anderen Modalitäten des Geſetzes fällt doch in die Augen, daß hierdurch der Oberanführer, der ſonſt anderen mächtigen Optimaten nur eben gleich ſtand, ein Übergewicht über ſie erlangte. Denn am Tage lag, daß die alten Soldaten, durch ihre Heerführer zu einem beſtimmten Beſitz befördert, dieſen auch innerhalb der Mauern ſich anzuſchließen verpflichtet wurden; ſiedelte man ſie in Italien an, ſo meinten die Senatoren, die Hauptſtadt würde von Militärkolonien umgeben ſein, durch welche ihre Freiheit bedroht werde.

Dies war der Hauptinhalt des Geſetzentwurfs. Die näheren Beſtimmungen waren ſo gut ausgearbeitet und ſo wohl überlegt, daß ſich an ihnen nicht viel ausſetzen ließ. Alles war vermieden, was das Streben nach einem einſeitigen Einfluß hätte verraten können, namentlich die Teilnahme des Konſuls ſelbſt an der mit der Ausführung des Geſetzes zu betrauenden Kommiſſion, die einſt für Cajus Gracchus ſo verhängnisvoll geworden war. Dieſen Vorſchlag legte Cäſar dem Senate vor. Das Auffallende war, daß derſelbe nicht von einem Tribunen eingebracht wurde: vom Konſul ſelbſt ging er aus. Eine Diskuſſion wurde vermieden; aber man bemerkte wohl, daß das Schweigen nicht Beiſtimmung, ſondern um ſo nachhaltigeren Widerſpruch bedeutete. Der Name des Ackergeſetzes, beſonders auch eine Beſtimmung über das Gebiet von Capua, die eine Herſtellung marianiſcher Einrichtungen, welche von Sulla wieder aufgehoben worden waren, in ſich enthielt, bewirkten, daß dem Entwurf das Senatuskonſult, das zu ſeiner Einbringung erforderlich ſchien, verweigert wurde. In einer Nebenſache kam es zu einer heftigen Scene. Cato, deſſen Hartnäckigkeit im Widerſpruch ſehr berechnet erſchien, ſollte auf Befehl des Konſuls in das Gefängnis geführt werden. Cato ſelbſt fügte ſich; in der Verſammlung aber brach ein heftiger Sturm los. Es wurde geſagt: man wolle lieber mit Cato in das Gefängnis gehen, als mit Cäſar in der Kurie bleiben. Der aber war entſchloſſen, ſeine Rogation auch ohne Senatuskonſult an die Volksverſammlung zu bringen.

So entzweiten ſich in dieſem Augenblicke der Senat, der an den alten Berechtigungen feſthielt, und der eine der Konſuln, der an eine durchgreifende Neuerung dachte, — eben das Gegenteil von dem, was einſt Marius in ſeinem Streite mit Saturnin gethan hatte. Zwei große Faktionen ſtellten ſich dergeſtalt einander gegenüber: die eine, die ſenatoriſche, die auch einige Tribunen für ſich hatte; die andere, die populare, an deren Spitze der eine der Konſuln ſtand. Der Widerſtreit trat in volle Evidenz, als Cäſar, der die wichtigſten Magiſtrate um ſich verſammelt hatte, dem Volke ſagte: das Geſetz, welches es wünſche, werde durchgehen, wenn Bibulus beitrete. „Dann aber“, fiel Bibulus ein, „werdet ihr es wenigſtens in dieſem Jahre nicht erlangen, wenn ihr es auch alle wollt.“ Von ſeinem Mitkonſul zurückgewieſen, wendete ſich Cäſar nicht an die anderen Magiſtrate, ſondern an ſeine Verbündeten, Pompejus und Craſſus, die er ebenfalls herbeibeſchieden hatte, obwohl ſie kein Amt bekleideten. Es war wohl der wichtigſte Moment im Leben der Republik. Pompejus erinnerte daran, daß eine Befriedigung der Soldaten ſchon früher beſchloſſen und vom Senat genehmigt geweſen, aber wegen der Schwierigkeiten der damaligen Lage unterblieben ſei. „Jetzt aber“, ſagte er, „iſt der öffentliche Schatz durch mich ſehr reich geworden, und es geziemt ſich, daß ein Anteil an den Früchten des Sieges denen zu teil werde, die ihn erfochten haben“. Er billigte alſo die Rogation. Es hieß gleichſam einen Bürgerkrieg provozieren, wenn man jetzt, der entſchiedenen Weigerung des Senats zum Trotz, eine Rogation, wie die vorliegende, die ſich auf ein Prinzip gründete, das derſelbe verwarf, mit Hülfe des Volkes durchbrachte.

Der Senat hatte in Bibulus einen entſchloſſenen Vorkämpfer. Cäſar forderte Pompejus zu der Erklärung auf: ob er das Volk unterſtützen würde, wenn es den Beſchluß annähme und darüber angegriffen werden ſollte. Das Volk bat Pompejus ausdrücklich, ihm ſeinen Beiſtand zuzuſagen.

Dem Selbſtgefühl des Pompejus mag es geſchmeichelt haben, daß das Volk ihn, einen Privatmann, zu Hülfe rief. Doch war ja die Sache zugleich die ſeine. Er rief aus: wenn jemand das Schwert gegen das Volk zücke, ſo werde er dagegen ſeinen Schild erheben. Ein gemäßigt erſcheinendes Wort, das aber doch die Vorausſetzung des Bürgerkrieges in ſich trug: Pompejus verſprach, ſich mit ſeiner perſönlichen Autorität den Beſchlüſſen des Senats entgegenzuſtellen. Und dem ſtimmte nun auch Craſſus bei. Wenige Tage darauf erfolgte dann eine Scene, die den ganzen Umſchwung, welcher durch dieſe Erklärungen eingetreten war, zur Erſcheinung brachte.

Der Konſul Bibulus hatte zu dem letzten Mittel, das noch in ſeinen Händen war, ſeine Zuflucht genommen: er hatte das Vorrecht, das auf der Religion beruhte, Ferien anzukündigen, in denen keine Volksverſammlung ſtattfinden durfte, in Anwendung gebracht. Als dennoch eine ſolche ins Werk geſetzt wurde, eilte er an Ort und Stelle, von einigen Tribunen begleitet, um alle weiteren Verhandlungen durch perſönliche Dazwiſchenkunft zu verhindern. Aber die aufgeregte Menge achtete unter der Führung des einen der Konſuln der Widerrede des anderen nicht mehr. Bibulus wurde von den Stufen des Tempels, wo er zu ſprechen verſuchte, herabgeriſſen, ſeine Fasces wurden zerbrochen, die ihn begleitenden Tribunen mißhandelt und ſelbſt verwundet.

In dieſem Getümmel nun wurden die agrariſchen Geſetze durchgeführt. Wir erfahren, daß die pompejaniſchen Soldaten an dieſer Entſcheidung großen Anteil genommen haben. Bibulus ſchloß ſich in ſein Haus ein. Die widerſtrebenden Senatoren wurden alsdann durch ein Plebiscit, das ihnen den Verluſt ihrer politiſchen Rechte androhte, dazu genötigt, das Ackergeſetz anzunehmen, wie es von dem Volke votiert worden war. Unter demſelben Schrecken wurden dann auch die aſiatiſchen Verfügungen des Pompejus ratifiziert.

So erreichte Pompejus das Ziel, das er ſeit ſeiner Rückkehr aus Aſien verfolgt hatte. Er konnte nun ſelbſt ſeinen Veteranen an der Spitze einer damit beauftragten Kommiſſion die ihnen verſprochenen Ländereien zuerteilen. In Aſien erhielten ſeine Einrichtungen Geſetzeskraft.

Um welchen Preis aber hatte er dieſe Zugeſtändniſſe erlangt. Um das Volk zu gewinnen und die Macht des Senats zu zerſprengen, hatte er ſich mit einer Partei, die mit ihm doch auch wieder im Gegenſatz ſtand, verbunden. Der alte Kampfgenoſſe Sullas verſchaffte dem Oberhaupt der Marianer nicht allein eine gewiſſe Alleinherrſchaft ſeinem Mitkonſul gegenüber — denn nach der Durchführung ſeines Geſetzes hat Cäſar den Mitkonſul kaum berückſichtigt, ſelbſt den Senat wenig konſultiert —, ſondern nunmehr auch nach vollendetem Amtsjahr eine Stellung von unvergleichlich großer Ausſicht. Bei der Verteilung der Provinzen ergriff das Volk, dem einſt von Sulpicius zu Gunſten des Marius erhobenen Anſpruche gemäß, die Initiative. Auf den Antrag des Tribunen Vatinius votierte es für Cäſar, der ſich jedoch hütete, ſie ſelbſt zu verlangen, die Provinzen Gallia Cisalpina und Illyricum und zwar mit drei Legionen auf fünf Jahre. Schon dies war ein Zugeſtändnis von größter Bedeutung, da das diesſeitige Gallien bis an den Rubico und an den Arnus reichte und Rom militäriſch beherrſchte. Wohl mit Recht hat man angenommen, daß das nicht das letzte Ziel Cäſars geweſen ſei. Von Luſitanien zurückkommend, verlangte er nach einer Provinz, die ihm Gelegenheit geben könne, Schlachten zu liefern und Triumphe zu feiern.

Der Senat vollendete das Votum des Volkes. Er bewilligte dem abtretenden Konſul zugleich das transalpiniſche Gallien und noch eine vierte Legion. Sein Motiv war, daß das Volk ſonſt auch allein zu dieſer Bewilligung ſchreiten würde.

Im allgemeinen Zuſammenhang betrachtet, erſcheinen die Erfolge Cäſars in ſeinem Konſulat als die Durchführung deſſen, was einſt Sulpicius unternommen hatte. Das Volk war in den Beſitz der legislativen Gewalt gelangt und verfügte zugleich über die Provinzen. Damals hatte der Senat einen Rückhalt an der bewaffneten Macht gefunden; jetzt war die bewaffnete Macht, unter zwei verſchiedenen Führern, gegen den Senat.

Von Cäſar erzählt man: ihm habe eben das die größte Freude gemacht, daß er alle ſeine Erfolge erbitterten Feinden zum Trotz erreicht habe. Noch waren ſeine Handlungen von dem Senat nicht ratifiziert: man bewegte ſich darüber noch in weitausſehenden Deliberationen. Cäſar aber wollte darauf nicht warten; er begab ſich unverzüglich in die ihm erteilte Provinz, deren Zuſtände keine weitere Verzögerung geſtatteten. Niemand konnte ahnen, ob es ihm gelingen werde, die große Miſſion zu erfüllen, die er über ſich genommen hatte, was denn auch wieder auf Rom zurückwirken mußte. Zunächſt aber blieb hier der Zuſtand herrſchend, der durch das Triumwirat gegründet worden war.

Er war ſehr tumultuariſch. Solange die Freundſchaft der drei mächtigen Männer beſtand, hatten dieſe Tumulte bei weitem nicht die Bedeutung der früheren Zeiten; aber ſie ſind doch in ihrer Art überaus charakteriſtiſch.

Ihr vornehmſter Urheber war Publius Clodius Pulcher, der, wie ſein Bruder Appius, im Feldzuge gegen Tigranes gedient, hier aber Meutereien gegen Lucullus angeſtiftet hatte, obwohl er deſſen naher Verwandter war. Er gehörte dem altariſtokratiſchen Geſchlechte der Claudier an. Aber für ſeinen emporſtrebenden Ehrgeiz bot dieſe Verbindung keine Laufbahn dar. Er gewann es über ſich, die große Kluft zu überſpringen, welche die beiden Stände trennte. Er ließ ſich von einem Plebejer adoptieren, um zum Tribunen gewählt zu werden, was ihm dann auch ohne Schwierigkeit gelang.

Keineswegs unbedeutend iſt ſeine Thätigkeit in dieſer Stellung. Er trat mit einem Antrag hervor, durch welchen das letzte Hindernis, welches die Ariſtokratie der Plebs noch entgegenſetzte, gehoben werden ſollte. Dies lag in dem perſönlichen Eingreifen der Konſuln unter dem Vorwand der Auſpicien. Wie einſt Sulla, ſo hatten Metellus und Bibulus dieſen letzten Ausweg, einſeitige Volksbeſchlüſſe zu verhüten, ergriffen. Das Mittel ſelbſt war durch das Äliſch-Fufiſche Geſetz gutgeheißen. Unter dem Konſulat des Calpurnius und Gabinius nun (im Jahre 58) bewirkte Clodius, daß dieſes aufgehoben wurde. Für alle Tage (dies fasti), an welchen Volksverhandlungen überhaupt ſtattfinden konnten, ſollte keine Einrede auf den Grund von Auſpicien gemacht, noch Anordnungen getroffen werden, um dieſelben zu verhindern: weder Spectio, noch Obnuntiatio ſollten vorgewendet werden dürfen. Man erſtaunt, wenn man bei Cicero lieſt, daß durch dieſe Neuerungen die Freiheit der Republik zerſtört worden ſei. Näher betrachtet aber hat die Behauptung einen guten Grund. Denn worauf alles ankam: die Beſchränkungen der einſeitigen Legislatur der Plebs, auf welchen das Gleichgewicht der Gewalten in der Republik noch einigermaßen beruhte, wurden dadurch aufgehoben. Inſofern kann Clodius als der Mann bezeichnet werden, durch den die ſeit mehreren Menſchenaltern begonnenen Tendenzen zum Ziel geführt wurden. Eine geordnete Regierung war nicht mehr möglich. Alles hing von der Autorität der leitenden Tribunen ab. Clodius war von Natur meuteriſch, verſchwenderiſch, gewaltſam.

Wir dürfen wohl ſeiner Feindſchaft mit Cicero Erwähnung thun.

Clodius hatte ſich bei dem Feſte der Bona Dea, das ausſchließend von Frauen beſucht werden durfte und damals im Hauſe Cäſars gefeiert wurde, mit deſſen Gemahlin einverſtanden, eingeſchlichen, war aber erkannt worden und geflohen. Die Pontifices erklärten dieſe Handlung für ein Verbrechen gegen die Götter. Und hierauf wurde der Prozeß eingeleitet. Clodius hatte einen Zeugen geſtellt, welcher angab, daß er ſich in dieſer Zeit in Interamna aufgehalten habe. Cicero aber wußte, daß er drei Stunden vorher noch in ſeinem — Ciceros Hauſe — geſehen worden war, und dies gab er an. Die Sache war klar; Niemand konnte zweifeln. Aber ein Geſetz über die dem Clodius zu ſetzenden Richter war nicht in der beabſichtigten Form durchgegangen; die, welche man ihm ſetzte, wurden von ihm gewonnen und ſprachen ihn frei.

Zwiſchen Cicero und Clodius brach nun die heftigſte Feindſchaft aus. Cicero meinte in Clodius die Immoralität, deren Umſichgreifen der Republik gefährlich werde, zu bekämpfen, wie in Catilina. Es iſt der echteſte Zug in dem Charakter Ciceros, der ihm jenen Schwung gab, durch welchen er ſich über die meiſten Zeitgenoſſen erhebt. Auch um Clodius ſcharte ſich jene ausſchweifende, ehrgeizige und ſtaatsgefährliche Jugend, die er bei der Verſchwörung des Catilina bekämpft hatte.

Dagegen nahm nun Clodius die alte Beſchwerde gegen Cicero auf: daß er in jenem Konflikte, auf die bloße Autorität des Senats geſtützt, zu Hinrichtungen geſchritten war. Er brachte eine Rogation gegen die ein, welche einen römiſchen Bürger ohne Urteil und Recht getötet haben.

Hierauf erſchien Cicero nicht als Senator, ſondern als Ritter mit allen Zeichen eines Bittenden und Angeklagten. Hauptſächlich die Ritter nahmen, wie früher, ſo auch jetzt für ihn Partei; ſie machten mit ihren Anhängern und Klienten eine ſehr anſehnliche Zahl aus. Man ſagt, 20000 erſchienen, um ſich für ihn zu verwenden. Bei weitem mehr kam es auf den Senat an, in deſſen Namen Cicero gehandelt hatte. Kein Zweifel, daß Cicero bei den Senatoren große Teilnahme fand. Aber der Konſul Gabinius war gegen alle Äußerung derſelben. Er erließ endlich, mit Piſo vereinigt, ein Edikt, welches den Senatoren eine ſolche Demonſtration verbot und in der That dieſelben verhinderte, das Trauergewand anzulegen. Die Ritter erfuhren Mißhandlungen von den anweſenden Banden, die ſich um Clodius ſcharten. Cicero ſagt einmal, er würde wohl haben Widerſtand leiſten können, er habe vieles Volk um ſich gehabt; dem habe jedoch ein Führer gefehlt. Genug: Cicero ſah ſich von allen verlaſſen, welche Macht beſaßen; er entſchloß ſich, freiwillig ins Exil zu gehen. Niemand konnte von einer ſolchen Notwendigkeit härter betroffen werden, als er: mitten aus den Bewegungen der Kurie und des Forums, dem Schauplatz ſeiner Politik und ſeiner Bewegungen ſah er ſich verwieſen. Er ſagt wohl: er vermiſſe nicht die Seinen, ſondern ſich ſelbſt: denn eben als Redner fühlte er ſich, was er nicht mehr war. Daran hielt er in unbeirrtem Selbſtgefühl feſt, daß er der Retter der Republik geweſen ſei. Als er bereits im nächſten Jahre aus dem Exil zurückberufen wurde, legte er den größten Wert darauf, daß das von allen Parteien anerkannt worden ſei: man habe ihn, den Privatmann, als unentbehrlich für das Gemeinweſen betrachtet. Ohne Teilnahme der Triumvirn iſt dies doch nicht geſchehen. Die Verbannung Ciceros ließen ſie zu; an der Rückberufung hatte wenigſtens Pompejus Anteil, der von der Autorität, welche Clodius genoß, ſich auf das unangenehmſte betroffen ſah.

Die Gemüter wurden damals hauptſächlich durch eine in Ägypten ausgebrochene, dem römiſchen Intereſſe entgegengeſetzte Thronrevolution in Aufregung geſetzt.

Von Macedoniern und Griechen, die dort noch das entſcheidende Wort führten, war es als ein Schimpf betrachtet worden, daß ein jüngerer Bruder ihres Königs, welcher Cypern beſaß, von den Römern dieſer Inſel beraubt wurde und in Verzweiflung darüber ſich ſelbſt entleibte. Sie nahmen die Sache zu einem Anlaß, den König von Ägypten, Ptolemäus Auletes, der ſelbſt zu Rom hinneigte, zu verjagen. In Ägypten regte ſich noch einmal ein Gefühl für die Unabhängkeit des Volkes und des Landes. Pompejus, deſſen Autorität über den Orient den Grundpfeiler ſeiner Macht bildete, und der zugleich die Verſorgung der Stadt mit Lebensmitteln, wozu die ungehinderte Verbindung mit Ägypten gehörte, in ſeiner Hand hatte, wurde davon unmittelbar berührt. Er war ſehr bereit, Auletes zurückzuführen, was die Vollendung ſeiner orientaliſchen Unternehmungen überhaupt in ſich geſchloſſen hätte. Im Senat kamen in dieſer Sache zwei verſchiedene Vorſchläge zur Beratung, von denen der eine gemäßigtere, welcher dem Pompejus nicht geradezu eine allen Provinzialbehörden überlegene Autorität zuſprach, von Cicero befürwortet wurde. Aber dagegen trat eine ſtarke Oppoſition zu Tage, die von Clodius geleitet war, der dabei nur das allgemeine Intereſſe des Volkes zu verteidigen ſchien. Pompejus hatte in der Volksverſammlung zuweilen einen ſchweren Stand gegen ihn. Indem er ſprach, erhoben die Anhänger des Clodius heftiges Geſchrei. Pompejus wurde nicht allein unterbrochen; er mußte Schmähungen anhören. Er ſchwieg einen Augenblick ſtill, dann begann er aufs neue. Mit der Würde, die ihm eigen war, brachte er ſeine Rede zu Ende.

Auch er hatte bewaffnete Banden auf ſeiner Seite, an deren Spitze Milo ſtand. Clodius wurde nun ſelbſt mit den empfindlichſten Schmähungen heimgeſucht, in welchen man zugleich ſeine Schweſtern verunglimpfte. Zwiſchen dem bewaffneten Haufen des Milo und des Clodius kam es hierüber zu tumultuariſchen Gewaltſamkeiten: Clodius wurde vom Platze vertrieben. Die wilden Kundgebungen ſeiner Partei hätten dann doch keinen Erfolg mehr. Pompejus hat die Herbeiſchaffung der Lebensmittel für die Hauptſtadt mit der limitierten Autorität, die ihm unter der Mitwirkung Ciceros bewilligt worden, ausgeführt. Er hat ſich dabei noch einmal ſehr energiſch bewieſen. Was konnte wichtiger und der Lage angemeſſener ſein, als die Verſorgung der Hauptſtadt aus den drei Weltteilen, die ihr gehorchten. Auch die ägyptiſche Sache wurde durch einen ſeiner getreuen Anhänger, Gabinius, nach ſeinem Sinne zu Ende gebracht.

Nun aber erhob ſich ein anderer Sturm, der nicht allein gegen Pompejus, ſondern überhaupt gegen das Triumvirat gerichtet war. Es geſchah bei Gelegenheit der Verteilung der campaniſchen Landſchaft, die der vornehmſte Gegenſtand der Geſetzgebung des Jahres 59 geweſen war. Weder

Pompejus, noch auch Cäſar konnte ſich eine Änderung der gefaßten Beſchlüſſe gefallen laſſen. Ihre Grundlage waren die Anſprüche der Truppen auf den Anteil von den Erträgen der Siege, durch welche die Verbindung der Triumvirn veranlaßt worden war. In dieſer Frage hielt ſich Cicero mehr auf die Seite der Optimaten, welche eine Modifikation forderten. Aber dadurch wurde die Sache weitausſehend und gefährlich für die Reſultate des Konſulats von 59.

Diejenigen, die damals im Nachteil geblieben waren, gewannen wieder feſteren Boden. An der Spitze der Gegner der Triumvirn ſtand Domitius Ahenobarbus, der im Jahre 56 ſich um das Konſulat bewarb und die Meinung kundgab, den in ſeinen Siegen unaufhörlich fortſchreitenden und dadurch immer gefährlicher werdenden Cäſar aus den Provinzen, die ihm bewilligt worden waren, zurückzurufen. Wir müſſen hier der Unternehmungen Cäſars gedenken, die über die Streitigkeiten des Forums und der Kurie weit hinausreichten, aber doch in dieſelben zurückgriffen.

Fünfzehntes Kapitel.

Cäſar in Gallien.

Die Herrſchaft der Welt konnte unmöglich abhängig bleiben von den turbulenten Faktionen des römiſchen Forums; große Männer bilden ſich nur im Kampfe mit den allgemeinen Weltelementen aus.

Nun war Rom im Orient doch noch nicht bis an das Ziel gelangt, welches Alexander der Große bereits erreicht hatte. Seine Herrſchaft umfaßte noch keineswegs die den helleniſtiſch-macedoniſchen Königen unterwürfig gewordenen Völkerſchaften. Im Süden hatte es dieſe bei weitem überboten; im Kampfe mit Karthago waren ihm Libyen und allmählich auch der größte Teil von Spanien anheim gefallen. In dem Kampfe mit den celtiſchen Nationalitäten hatte es das obere Italien, einen Teil der Alpen und das ſüdliche Gallien eingenommen. Hier aber ſtieß es noch auf ein anderes Völkerſyſtem, welches gleichſam eine Welt für ſich bildete, das wie das mittlere, ſo auch das nordöſtliche Gallien, Britannien und Germanien erfüllte. Bisher hatten in demſelben die celtiſchen Völkerzüge und politiſchen Einrichtungen vorgewaltet. Jetzt aber trat, ohne daß ſich genau ſagen ließe, wie und wodurch, das germaniſche Element in den Vordergrund. Mit dieſem und ſeinen Einwirkungen traf nun Julius Cäſar, als er nach Gallien ging, unmittelbar zuſammen. Daß er ihnen Einhalt that, bildete die erſte Bedingung eines geordneten Zuſtandes der weſtlichen Welt überhaupt, wozu es unerläßlich war, den noch halb nomadiſchen völkerſchaftlichen Bewegungen ein Ende zu machen und die Seßhaftigkeit der Landeseinwohner feſt zu begründen.

Gerade Cäſar gegenüber lernen wir die eigentümliche Natur der Völkerzüge an einem Beiſpiel kennen. In den Helvetiern, die, durch die Jurakette eingeengt, in den Hochlanden des oberen Rheines und in den Rhodanusthälern wohnten, vermiſchte ſich der Trieb der Wanderung — denn noch nicht gar lange ſaßen ſie in dieſen Regionen — mit kriegeriſcher Tapferkeit und eigentümlichem Ehrgeiz. Sie übertrafen andere celtiſche Stämme in den Waffen auch darum, weil ſie fortwährend mit den Germanen zu kämpfen hatten. In den cimbriſchen Kriegen hatten ſie ſich beſonders hervorgethan und meinten wohl berufen zu ſein, an die Spitze der celtiſchen Völkerſchaften in Gallien zu treten. Durch einen unternehmenden Häuptling zu dieſem Plane angereizt, gedachten ſie, auch nach deſſen Tode denſelben auszuführen. Sie hatten die Abſicht, in das Gebiet der Santonen an der unteren Garonne zu ziehen. Bemerkenswert iſt, wie ſie ſich dazu vorbereiten. Sie bringen Wagen und Laſttiere zuſammen, ſuchen ſoviel Getreide zu erzielen, wie möglich; auf drei Monate Mehl nehmen ſie mit ſich; alles übrige verbrennen ſie: vierhundert Weiler, zwanzig ausgedehnte feſte Sitze, die ſie Städte nennen: ſo brechen ſie auf. Cäſar befand ſich noch in Rom, als er erfuhr, die Helvetier ſeien im Begriff, in die römiſche Provinz, durch welche ſie ihren Durchzug nehmen wollten, einzudringen; er ſäumte keinen Augenblick, ſich dahin zu begeben, wo es ihm denn wirklich gelang, obwohl er nur eine einzige Legion daſelbſt fand, durch Waffenthaten und Unterhandlungen ſie an dem Übergange über die Rhone zu verhindern; ſie ſuchten ſich dann einen Weg durch das Gebiet der Sequaner zu eröffnen. Cäſar war nach Italien zurückgegangen, um die in der cisalpiniſchen Provinz lagernden Legionen herbeizuführen. Der Widerſtand alpiniſcher Völkerſchaften, auf den er bei ſeinem Zuge ſtieß, hinderte ihn nicht, noch zur rechten Zeit zu erſcheinen, um den Helvetiern bei dem Übergang über den Arar erfolgreichen Widerſtand zu leiſten. Auch hier von den Römern zurückgedrängt, erboten ſich die Helvetier, von dieſen ſich ſelbſt das Gebiet beſtimmen zu laſſen, das ſie einnehmen ſollten. Cäſar, der entſchloſſen war und entſchloſſen ſein mußte, ſie in ihre früheren Grenzen zurückzuweiſen, erklärte: er wolle zwar mit ihnen Frieden ſchließen; forderte aber Geiſeln, um der Ausführung der Bedingungen desſelben ſicher zu ſein. In dem ererbten ſtolzen Selbſtgefühl antworteten die Helvetier: ſie hätten von ihren Vorfahren nicht gelernt, Geiſeln zu geben, ſondern zu empfangen; ſie erinnerten ſogar an die über die Römer erfochtenen Vorteile. Auch Cäſar gedachte derſelben; aber er erwiderte — denn er lebte ganz in den Ideen der römiſchen Religion —, die unſterblichen Götter würden an den Helvetiern rächen, was ſie gegen die Römer verbrochen. Hierauf mußte es nun zu einer Waffenentſcheidung kommen. Die Helvetier waren an Zahl bei weitem überlegen, aber ſie waren in einer

Wanderung mit Frau und Kind begriffen. Die Römer waren beweglicher, nur eben Soldaten, und hatten einſichtsvolle militäriſche Führer und einen genialen Oberanführer an der Spitze. Sie nahmen Höhen ein, welche die Ebene, auf der die Helvetier ſich gelagert hatten, beherrſchten. Indem dieſe dann gegen die Römer heranrückten, brachen ſie ſich an dem Widerſtande der römiſchen Legionen. Der endliche Sieg koſtete einen harten Kampf; doch war er ein entſcheidender. Die Helvetier wurden zum Teil von den Römern angeſiedelt, zum größeren genötigt, in ihre alten Sitze zurückzukehren, die ſie dann vortrefflich angebaut haben. Wir begegnen hier den Urſprüngen der heutigen Schweiz.

Erſt nach dieſem Sieg, durch welchen ſich Cäſar der Herrſchaft über die galliſchen Stämme, die oft zweifelhaft geworden war, verſichert hatte, geriet er in Konflikt mit den Germanen, die in einem ähnlichen Anlauf wie die Helvetier ſelbſt gegen Gallien begriffen waren. Eigentlich in einem inneren Streit der Gallier unter ſich und zugleich im Gegenſatz zu den Römern wären germaniſche Stämme von jenſeit des Rheines nach Gallien gezogen worden. Die Arverner und Sequaner, Gegner der Römer und Äduer, hatten ſie herbeigerufen; die Äduer waren von ihnen beſiegt und beinahe vernichtet worden. Zugleich aber hatten nun die Germanen im Gebiete der Sequaner ihre Sitze aufgeſchlagen. Dieſe aber wurden ihnen bereits zu enge: denn neue Völkerſcharen kamen unaufhörlich herüber: und nichts anderes ſchien bevorzuſtehen, als daß die Sequaner, zur Auswanderung gezwungen, ſich andere Sitze in Gallien ſuchen würden. An der Spitze der Germanen ſtand ein König, in deſſen Perſönlichkeit ſich die ungeſtüme Tapferkeit und gewaltthätige Sinnesart der vordringenden Germanen repräſentierte, des Namens Arioviſt.

Cäſar, durch ein beſonderes Senatuskonſult verpflichtet, den Äduern Hülfe zu leiſten, forderte den König auf, die Geiſeln, die er von ihnen in Händen habe, zurückzugeben. Aber damit war er noch nicht zufrieden: er verlangte zugleich, daß Arioviſt keine Germanen weiter über den Rhein herüberkommen laſſe. Schon das römiſche Intereſſe ſchien ihm das zu fordern: denn aus dem weiteren Vordringen und der daraus unvermeidlich hervorgehenden Verwirrung könne ein neuer Anfall gegen die römiſche Provinz und Rom ſelbſt ſich entwickeln, wie der cimbriſch-teutoniſche geweſen ſei. Es könnte übertrieben ſcheinen, die Unternehmungen Cäſars auf die Verteidigung der Römer beziehen zu wollen; aber ſo verhält es ſich doch: die politiſche Stellung, welche ſie auch in ſocialer Hinſicht gegen das celtiſch-germaniſche Europa genommen hatten, gebot ihnen, zu ihrer eigenen Sicherheit den ſpontanen Völkerbewegungen ein Ende zu machen. Der Widerſtreit der Germanen und Römer tritt ſogleich bei dieſem Schritt hervor. Welches Recht hatten die Römer, den germaniſchen Stämmen zu gebieten, daß ſie jenſeit des Rheines bleiben ſollten? Arioviſt ließ vernehmen: ſo wenig er ſich um das kümmere, was Rom in ſeiner Provinz vornehme, ſo wenig ſtehe den Römern ein Recht zu, ihm vorzuſchreiben, was er in den von ihm eingenommenen Landesteilen zu thun habe; er beſitze dieſelben mit dem nämlichen Recht wie die Römer: durch die Gewalt des Schwertes.

Auf Cäſar machte es Eindruck, daß Arioviſt Anſtalt traf, ſich Veſontios zu bemächtigen, eines feſten Platzes, der allen ſeinen Unternehmungen zum Rückhalt dienen konnte, und daß zugleich die Nachricht einlief, der ſueviſche Stamm, dem Arioviſt angehörte, ſei im Begriff, in großen Scharen über den Rhein zu kommen. Wenigſtens ſo viel mußte er beſorgen, daß Arioviſt ihm zu ſtark werden würde, um ihn zurückzutreiben. Mit der Raſchheit, die, wie einſt bei Alexander, ſo auch bei Cäſar das vornehmſte Moment ſeiner glücklichen Kriegsführung bildete, eilte er herbei und nahm Veſontio ſelbſt in Beſitz. Seinen Römern, die vor dem Anblick der Germanen, dem wilden Feuer, das ſich in ihren Geſichtszügen und Augen malte, zurückſchraken, führte er zu Gemüt, daß es doch dieſelben Feinde ſeien, die einſt Cajus Marius aus dem Felde geſchlagen habe. Nach beiden Seiten hin ſchwebte ihm der cimbriſche Krieg vor Augen. Noch einmal iſt es dann zwiſchen Cäſar und Arioviſt zu einem Zwiegeſpräch gekommen auf einem Hügel, der ſich auf einer Ebene erhob. Jeder hatte zehn Reiter bei ſich, die in einiger Entfernung halten blieben. Da hat nun Cäſar den Arioviſt erinnert, daß er ja ſeinen Titel „König“ den Römern verdanke, und ihnen nicht verargen könne, wenn ſie ihrer Gewohnheit gemäß die älteſten Bundesgenoſſen, die Äduer, gegen ihn in Schutz nähmen; er wiederholte ſeine früheren Anmutungen. Arioviſt war nicht ſo ſehr Barbar, um ſich von dem römiſchen Namen und der Bundesgenoſſenſchaft der Äduer imponieren zu laſſen; er verhehlte Cäſar nicht, daß er von ſeinen Feinden in Rom aufgemuntert werde, ihm zu widerſtehen; er nahm eine vollkommene Gleichheit in Anſpruch; jener Aufforderung der Römer, Gallien zu verlaſſen, ſetzte er ſeinerſeits die Aufforderung entgegen, daß die Römer ebenfalls aus dem freien Gallien weichen ſollten.

Die beiden Armeen trafen im oberen Elſaß aufeinander, und bei der Kriegsübung und Tapferkeit der Germanen hätte das Zuſammentreffen mit ihnen für Cäſar ſehr gefährlich werden können, wären ſie nicht durch einen Aberglauben, der ſich, wie einſt in der Schlacht gegen Perſeus, an den Wechſel in der Erſcheinung des Mondes anknüpfte, in ihren Bewegungen zurückgehalten worden; die weiſen Frauen weisſagten Unglück, wenn man vor dem nächſten Neumond ein ernſtliches Treffen unternehme. Cäſar vermochte ein kleines Lager unmittelbar in der Nähe des Feindes zu ſtande zu bringen und zu behaupten. Hierauf ſchritt er zum Angriff auf das Lager der Germanen vor, die, nach ihren Stämmen geſondert, nicht länger aufſchieben konnten, ſich ihm entgegenzuſtellen.

Cäſar griff ſie an der Seite an, wo ſie am ſchwächſten waren, und hatte hier — es war ſein rechter Flügel — bald die Oberhand. Aber auf der anderen waren die Germanen im Vorteil, als die Reſerve heranrückte und die Schlacht auch auf dieſem Flügel begann.

Die Flucht der Germanen wurde beſonders dadurch für ſie verderblich, daß ſie den Rhein hinter ſich hatten, über den zurückzugehen keine Vorbereitung getroffen war; der größte Teil des Heeres ward niedergemetzelt. Arioviſt entkam auf einem Kahn, den er am Ufer angebunden fand. Er iſt bald darauf, wahrſcheinlich infolge erhaltener Wunden, umgekommen.

So vollzog ſich der erſte Kampf zwiſchen Römern und Germanen mit offenen und gerechten Waffen. Nach einiger Zeit folgte ein zweiter, bei dem aber Cäſar den Sieg durch eine zweideutige und beinahe verräteriſche Vorrichtung gewann.

Die Germanen verließen Gallien. Hierauf wurde Cäſar Herr in dem ganzen mittleren Gallien, als deſſen Beſchützer gegen die gefährlichſten Feindſeligkeiten er auftrat. Das hatte nun eine Rückwirkung, auf die man gefaßt ſein mußte. Die Gallier, welche ſehr zufrieden damit waren, von der Herrſchaft der Germanen befreit zu ſein, ſahen doch ungern, daß das römiſche Winterlager in ihrem Gebiet aufgeſchlagen wurde. Die mächtigſten der noch unabhängigen Völkerſchaften, die unter dem Geſamtnamen „Belger“ erſcheinen, beſorgten, daß auch ſie demnächſt von den römiſchen Waffen erreicht werden würden. Genug: es gab noch ein Gefühl der Nationalität, welches eben ſich zwiſchen Germanen und Römern erhalten zu können meinte. Cäſar vernahm von den Verbindungen, in welche ſie untereinander traten, um ſich der Römer zu erwehren, und war entſchloſſen, dieſen Bewegungen auf der Stelle ein Ende zu machen. Es kam ihm zu ſtatten, daß ſie doch nicht völlig einig waren. Die Remer und Trevirer, welche zu den belgiſchen Völkerſchaften gehörten, waren der Bewegung nicht beigetreten und ſchloſſen ſich den Römern an. Cäſar wußte zuerſt ſeine Freunde und Anhänger gegen die Anfälle der anderen zu verteidigen: dann zog er gegen die vereinigten Stämme heran. Er hatte acht alte und zwei neue eben in Italien geworbene Legionen, eine ſtattliche Heeresmacht, die er aber doch gegen die Belger, die an Zahl weit überlegen waren, heranzuführen Bedenken trug. Aber die Belger gaben ihm durch den Verſuch, vor ſeinen Augen die Aisne zu überſchreiten, Gelegenheit, bei der hier entſtehenden Unordnung ſie anzugreifen und auseinanderzuwerfen. Nur einmal iſt es in dem Feldzuge zu einem ernſtlichen und gefährlichen Zuſammentreffen gekommen. Indem Cäſar auf einer Anhöhe an der Sambre ſein Lager aufſchlug, wurde er von einer überlegenen Macht, die ſich aus Atrebaten, Veromanduern und Nerviern zuſammenſetzte, von deren Nähe er keine Ahnung hatte, überraſcht. Er geriet in der That in Gefahr, da die Feinde gerade den geeignetſten Augenblick zum Angriff erſahen. Cäſar wäre geſchlagen worden, wären ihm nicht zur rechten Zeit jene beiden neugeworbenen Legionen und noch eine dritte, deren er oft gedenkt, zu Hülfe gekommen. Das römiſche Lager und der römiſche Imperator behaupteten ſich auch diesmal ſiegreich. Hierauf unterwarf ſich ihm eine Völkerſchaft nach der anderen; indem Cäſar ſie beſiegte, hielt er zugleich die Gallier in Pflicht.

Cäſar hatte Gallien gegen alle Einbrüche der Fremden geſchützt, die römiſche Provinz vollkommen ſicher geſtellt; die ſtreitbarſten Nationen, die mehr wegen einer allgemeinen Beſorgnis vor den Römern, als um eines momentan dringenden Grundes willen zu den Waffen gegriffen, waren niedergeworfen: als er ſich in die cisalpiniſche Provinz begab, um den Bewegungen entgegenzutreten, die ihn ſeiner Provinz zu berauben drohten.

Die ſonſt einſilbigen Geſchichtsbücher ſind voll davon, wie mannigfaltige Geſchenke er nach Rom geſchickt, und wie viele Männer in Ämtern und Würden ſeine Annäherung an das eigentliche Italien benutzten, um ihm einen Beſuch zu machen. Sie wollten ihm danken oder auch ihn für die Zukunft verpflichten; ſie kamen mit den Abzeichen ihrer Würde: man will einmal 120 Rutenbündel bei ihm geſehen haben.

Da ſind nun auch Pompejus und Craſſus zu Cäſar gekommen: wahrſcheinlich — denn ganz ausgemacht iſt es nicht — hat er Craſſus in Ravenna, Pompejus in Lucca geſehen. Es iſt allgemein angenommen, daß bei dieſen Zuſammenkünften der Beſchluß gefaßt worden iſt, ſich den Bewerbungen des Domitius entgegenzuſetzen, die Provinzen, welche Cäſar inne hatte, demſelben auf neue fünf Jahre zu beſtätigen; das Konſulat ſollte dann nochmals zugleich an Craſſus und Pompejus kommen, denen es im Beſitz desſelben leicht ſein würde, für ſich ſelbſt Provinzen, wie ſie wünſchten, zu beſtimmen. Wir können dieſe Überlieferung wenigſtens nicht in ihrem vollen Umfange beſtätigen; aber unleugbar iſt, daß das Triumvirat nochmals aus den Zuſammenkünften unverletzt hervorging: die Stellung Cäſars kam zugleich auch ſeinen beiden Verbündeten zu ſtatten.

Für die Konſulatswahlen des Jahres 55 trugen die vereinigten Faktionen des Pompejus, Cäſar und Craſſus den Sieg davon.

Das Triumvirat verlangte beide Konſulate. Pompejus und Craſſus wurden Konſuln, wie ſehr auch die andere Partei unter der Führung Catos dagegen reagierte. Die widerwärtigen Scenen auf dem Forum verdienen um ſo weniger Erwähnung, da ſie zu nichts führten. Dann folgten weitere Beſchlüſſe in dem Sinn der vorwaltenden Männer.

Cäſar erhielt die Beſtätigung ſeiner Provinzen auf andere fünf Jahre; er konnte nun auch umfaſſendere Gedanken, als bisher, durchführen.

Von unendlicher Bedeutung war, daß er, um Galliens vollkommen Meiſter zu werden, die römiſche Macht von dem Mittelmeer auf den Atlantiſchen Ocean überführte. Man darf ſich die atlantiſchen Küſten von Gallien und die britanniſchen nicht als außerhalb des Weltverkehrs denken. Das ſüdliche Britannien war voll von Anbau: die Produkte der Inſel hatten einſt die Phönizier in die benachbarten Meere gezogen. Ein blühender Handel war in den Händen der Veneter, deren Unabhängigkeit in allen Völkerſtämmen längs der Küſte ein den Römern entgegenſtrebendes Selbſtgefühl unterhielt. Es wäre unmöglich geweſen, ihnen auf ihren Feſten, die ſie auf Felſenſpitzen inmitten der Fluten errichtet hatten, beizukommen. Cäſar ließ auf der Loire Schiffe zimmern in der auf dem Mittelmeer herkömmlichen Weiſe. Mit dieſen ging er dann der Flotte der Veneter, welche anſehnliche Fahrzeuge mit ſtarken Segeln ausgerüſtet hatten, die ſie für unüberwindlich hielten, entgegen. Der Geſchicklichkeit der Römer gelang es, im Vorüberfahren die Taue ihrer Segel zu zerhauen; ſie griffen, von einer Windſtille begünſtigt, die Fahrzeuge der Feinde, die ſich nicht mehr rühren konnten, an; dieſe, nur gegen Wetter und Wind gerüſtet, erlagen: das Ruder wurde, ſozuſagen, Herr über die Segel. Die Veneter wurden nicht allein geſchlagen, ſondern vernichtet; ihre Oberhäupter wurden getötet: denn Schonung kannte Cäſar gegen die Überwundenen nicht. Die Einwohner ſind großenteils in die Sklaverei verkauft worden.

Aber indem trat die alte Gefahr an der germaniſchen Grenze in aller Stärke hervor. Sie kam diesmal nicht von den Sueven, ſondern von anderen Völkerſchaften, die von den Sueven aus ihren Sitzen verdrängt waren, den Uſipetern und Tenchterern. Sie überfielen das Gebiet der Menapier, welche von den Ardennen gegen den Rhein und zum Teil auch auf dem rechten Ufer desſelben wohnten, und beraubten ſie ihrer Ländereien zu beiden Seiten des Rheines und ihrer Vorräte. Die Menapier gehörten zu den belgiſchen Völkerſchaften. Cäſar wollte und konnte nicht dulden, daß die Germanen den Rhein überſchritten. Noch einmal ſtießen hier, wie im Kampfe mit den Helvetiern und Arioviſt, die beiden Syſteme zuſammen, welche die Welt teilten: das der Seßhaftigkeit und der damit verbundenen bürgerlichen und militäriſchen Ordnung und das der freien Bewegung unabhängiger Völkerſchaften, die ihre Sitze nach Bedürfnis wechſelten. Noch vor dem gewohnten Anfang der Feldzüge ging Cäſar ihnen entgegen. Die Uſipeter und Tenchterer ließen vernehmen: vor den Sueven ſeien ſie zurückgewichen, dem tapferſten Volke der Erde, dem ſelbſt die Götter nicht widerſtehen könnten; vor einem anderen Volke zurückzuweichen, ſeien ſie nicht gemeint; ſie forderten Cäſar auf, ihnen andere Wohnſitze anzuweiſen. Er ſagte ihnen, in Gallien gebe es deren keine, aber er machte ihnen Hoffnung, ihnen bei den Ubiern, einem germaniſchen Stamme, der bereits mit ihm gegen die Sueven verbündet war, Aufnahme zu verſchaffen. Nach einigen Bedenken gingen die beiden Völkerſchaften darauf ein und baten nur, mit den Ubiern erſt ſelbſt verhandeln zu dürfen. Cäſar meinte jedoch, ihre Abſicht ſei, durch Verzögerungen des Rückzuges Zeit zu gewinnen, bis der größere Teil ihrer Reiterei, der nach einer niederrheiniſchen Landſchaft ausgezogen war, zurückgekehrt ſei.

Indem man nun noch verhandelte, war es zu einem Zuſammentreffen zwiſchen der anweſenden germaniſchen Reiterei und den Römern gekommen, in welchem die Germanen trotz ihrer Minderzahl die Oberhand behaupteten, da die Römer, denen Cäſar, durch jene Geſandten ſelbſt veranlaßt, geboten hatte, den Kampf zu vermeiden, bis er mit ſeinem ganzen Heere ihnen zu Hülfe komme, nicht recht vorbereitet auf den Kampf waren. Cäſar bekam auf der Stelle zu empfinden, daß der Vorteil der Germanen auf die Gallier aufregend wirke. Die Sache hätte für ihn ſehr gefährlich werden können, wenn indes der Reſt der germaniſchen Reiterei zurückgekommen wäre. Wäre er in

Nachteil geraten, ſo würde ſich der größte Teil von Gallien gegen ihn empört haben. Indem langten nun die Fürſten und Älteſten der beiden Völkerſchaften in ſeinem Lager an, um jenen Reiteranfall, der ohne ihr Vorwiſſen geſchehen ſei, zu entſchuldigen. Daß es ihr voller Ernſt war, die Streitigkeit friedlich zu ſchlichten, läßt ſich nicht bezweifeln; denn wie würden ſie ſonſt die vornehmſten Leute, die ſie für Krieg und Rat beſaßen, in das Lager der Feinde geſchickt haben? Sie meinten ohne Zweifel, daß dieſe durch das allgemeine Völkerrecht, welchem die Geſandtſchaften heilig waren, auch inmitten der Feinde ihres Lebens ſicher ſeien. Dieſe Heiligkeit fremder Geſandtſchaften war einer der vornehmſten Grundſätze der altrömiſchen Religion; aber für Cäſar beſtanden dieſe Rückſichten ſchon nicht mehr: er ſah nur die Gefahr, welche aus einem doch immer möglichen Widerſtande der Völkerſchaften erwachſen konnte. Er ließ die zahlreiche und vornehme Geſandtſchaft in ſeinem Lager feſthalten und griff die beiden Völkerſchaften an, die nun, zugleich überraſcht und des beſten Teiles ihrer Führer beraubt, dem Anfall der Legionen nicht widerſtehen konnten, auseinandergeworfen wurden und ſo gut wie möglich über den Rhein zu kommen ſuchten.

Das Verhalten Cäſars in dieſer Angelegenheit hat ihm in Rom die ſchwerſten Vorwürfe zugezogen. Der ſtrenge Cato hat im Senat die Handlung als eine ſolche geſchildert, die den Fluch der Götter auf die Römer herabziehen müſſe: er meinte, man ſolle Cäſar den Feinden überliefern. Wir wollen dieſe Ideen der alten Volksreligionen nicht erörtern, aber eingeſtehen muß man doch, daß die Handlung Cäſars die böſeſten Nachwirkungen herbeigeführt hat. Gegen Arioviſt hatte er einen offenen Krieg geführt; den Uſipetern und Tenchterern dagegen war er auf eine Weiſe begegnet, welche nicht anders, als die bitterſte Feindſeligkeit in den Germanen erweckt und Jahrhunderte lang die weſtliche Welt in Entzweiung gehalten hat. Ein Teil der Völkerſchaften, namentlich jene in die Nachbarländer entfernten Reiterſcharen, hatten ſich zu den Sigambern gerettet, welche das rechte Rheinufer zwiſchen Ruhr und Sieg inne hatten, und bei ihnen gute Aufnahme gefunden. Cäſar forderte die Auslieferung der Übergetretenen; die Sigamber waren nicht gemeint, eine ſolche zuzugeſtehen; ſie beſchieden ſich, das römiſche Reich jenſeit des Rheines anzuerkennen. Aber, ſo ſagten ſie, wenn er nicht dulden wolle, daß der Fluß von Germanen überſchritten werde, welches Recht habe er, den Bewohnern des rechten Ufers Befehle zu erteilen?

Cäſar beſchloß, den Germanen zu zeigen, daß römiſche Heere ſie auch jenſeit des Rheines heimzuſuchen vermöchten.

Im Sommer 55 brachte er wirklich eine Brücke über den tiefen und reißenden Strom zu ſtande — denn der Fahrzeuge und Boote, welche ihm die befreundeten Ubier anboten, ſich zu bedienen, verſchmähte er —, auf der er denſelben überſchritt. Der Schrecken, den ſeine Siege in den germaniſchen Nationen erweckt hatten, ging vor ihm her. Die Sigamber wichen auf den Rat der aus der letzten Schlacht zu ihnen Geflüchteten in unzugängliche

Waldungen zurück. Die Sueven riefen alle waffenfähigen Mannſchaften auf Einen Platz zuſammen, wo ſie eine Schlacht annehmen zu können meinten; Cäſar war jedoch nicht der Meinung, ſie daſelbſt aufzuſuchen. Er glaubte, der Ehre der Waffen genug gethan und ſeinen Zweck erreicht zu haben, und kehrte nach Gallien zurück. Nach einiger Zeit aber erſchienen doch wieder germaniſche Kriegsſcharen zur Unterſtützung der Feinde, die er in Gallien zu bekämpfen hatte, und er hielt es aufs neue für notwendig, über den Rhein zu gehen: aufs neue beſchieden die Sueven ihre eigenen Mannſchaften und ihre Bundesgenoſſen nach der Bergwaldung Bacenis, welche Chauker und Sueven von einander ſchied, um die Römer daſelbſt zu erwarten. Aber Cäſar hatte auch diesmal nicht die Abſicht, tief in das Land vorzurücken, da er keiner genügenden Zufuhr ſicher war: er hielt es für genug, nachdem er auf ſeiner Brücke zurückgegangen, einen Teil derſelben ſtehen zu laſſen und durch Befeſtigungen zu ſichern, wie Alexander durch die Erbauung eines Lagers der indiſchen Nation die Rückkehr ſeiner Macedonier gedroht haben ſoll. Die Germanen ſollten die Rückkunft Cäſars jeden Augenblick fürchten müſſen und ſelbſt denen, welche aus Gallien bei ihnen ihre Zuflucht ſuchten, die Aufnahme verweigern.

Der große Eroberer war nicht gemeint, dieſe Drohungen wahr zu machen. Seine Blicke waren noch nach anderen Regionen gerichtet, deren Niederhaltung notwendig erſchien, wenn er ſich in Gallien behaupten wollte. Einmal mächtig in dem Kanal, faßte er den Gedanken, nach Britannien überzuſetzen. Es war gleich nach ſeinem erſten Übergang über den Rhein, im Spätſommer des Jahres 55. Die Landung wurde ihm nicht eben leicht; ſie geſchah nur unter dem Impuls der Religion, welche die Kriegszeichen in die Hände der Feinde geraten zu laſſen verbot. Dann aber konnten die in alter Roheit verharrenden Barbaren den römiſchen Adlern keinen nachhaltigen Widerſtand leiſten. Cäſar, der im folgenden Jahre noch einmal überging, kam mit Geiſeln aus den vornehmſten Geſchlechtern, die ihm die Ruhe in der Inſel zunächſt verbürgten, nach Gallien zurück.

Es bleibt allezeit eine der größten Handlungen, daß er die römiſchen Waffen jenſeit des Kanals furchtbar machte, wie er ja auch den Atlantiſchen Ocean erreicht hatte. Auch war es für ihn eine politiſche Notwendigkeit, Gallien von den britiſchen, wie von den germaniſchen Elementen zu iſolieren. Nachdem ihm das bei ſeinen Zügen über den Rhein und den Kanal gelungen war, brauchte er die inneren galliſchen Bewegungen nur wenig zu fürchten, zumal ſo lange keine Gegenwirkung von Rom aus erfolgte. Die Eburonen wollten die Errichtung eines Winterlagers in ihrem Gebiete nicht dulden. An ihrer Spitze erſchien ein Häuptling des Namens Ambiorix, dem es gelang, auch in anderen belgiſchen Völkerſchaften aufrühriſche Bewegungen hervorzurufen. Cäſar brachte auf ſeine Weiſe die ſtrengſten Maßregeln in Anwendung, durch die er dieſe Unruhen dämpfte. Was ihm dabei am meiſten zu ſtatten kam, war die fortdauernde Verbindung mit Pompejus, der die

Werbungen Cäſars in Italien erleichterte und ihm ſelbſt eine ſeiner Legionen zuziehen ließ. Denn darauf, ſagt Cäſar, komme es vorzüglich an, daß Gallien die vereinigten Kräfte Italiens fürchte.

Den beiden Imperatoren ſtand Marcus Licinius Craſſus, welcher nicht ſowohl die militäriſche, als die pekuniäre Macht in ſeiner Hand zuſammenfaßte, in der allgemeinen Kombination zur Seite. Noch beſtanden Senat und Volk und bekämpften einander in unaufhörlicher Agitation, bei welcher Beſtechung und Geldgewinn eine große Rolle ſpielten. Aber die eigentliche Gewalt beſaßen weder das Volk noch der Senat, noch auch beide zuſammen. Es gab eine Macht über beiden, wie die des Sulla, aber dreigeſpalten: eben die Autorität der drei Männer.

Für die allgemeine Geſchichte iſt das Triumvirat beſonders inſofern von eminenter Wichtigkeit, als es die politiſche Grundlage bildete, durch welche Julius Cäſar in den Stand kam, die römiſche Macht im Occident auf immer feſt zu begründen.

Aber noch nach einer anderen Richtung hin ſchien dieſe Verbindung die größten Reſultate herbeiführen zu ſollen.

Während Cäſar Gallien bemeiſterte, Pompejus Spanien und das Mittelmeer dominierte, richtete der Dritte der Triumvirn, Craſſus, ſeinen Ehrgeiz auf den Orient.

Die Herrſchaft der Römer in Aſien war auch nach den Succeſſen des Pompejus ſo lange nicht geſichert, als die Parther, durch Sulla und Pompejus ſelbſt in dieſe Händel gezogen, eine Stellung nahmen, welche die Unabhängigkeit der von den Römern noch nicht bezwungenen perſiſch-griechiſchen Völkerſchaften und Gebiete zur Erſcheinung brachte und die Grenzen in unruhiger Aufregung hielt.

Wenn man ſich vergegenwärtigt, welche Wirkung die Macht der Arſaciden, denen ſich dann die Saſſaniden anſchloſſen, auf die aſiatiſchen Verhältniſſe gewonnen hat, ſo kann man ſich nicht verbergen, daß Craſſus, indem er ſich entſchloß, den Krieg mit den Parthern aufzunehmen, ein großes Intereſſe der römiſchen Welt in die Hände nahm.

Man hat ihm vorgeworfen, er habe nur den pekuniären Gewinn, den er dabei machen würde, ins Auge gefaßt. Und wer wollte es leugnen, daß die Zuflüſſe des aſiatiſchen Goldes, die ſeit den erſten Siegen über die Seleuciden nach Rom geſtrömt waren, die Begierde eines Gewalthabers reizen konnten, deſſen Autorität ſich eben auf ſeine Herrſchaft über den Geldmarkt ſtützte?

Allein damit iſt die Bedeutung des Unternehmens bei weitem nicht erſchöpft. Die Intention desſelben war dahin gerichtet, die helleniſtiſch-orientaliſche Macht, die nur erſt zum Teil an die Römer übergegangen war, vollſtändig in deren Hände zu bringen. Jene Verbindung des öſtlichen Aſiens mit dem weſtlichen und mit Europa, welche durch die Achämeniden eingeleitet, durch Alexander in einem ihnen entgegengeſetzten Sinne begründet und durch die Seleuciden im allgemeinen feſtgehalten worden war, ſollte jetzt, nach dem

Untergange der Seleuciden, an Rom gebracht werden. Das römiſche Syrien ſollte wenigſtens das ſeleucidiſche umfaſſen. Man ermißt die umfaſſende Bewegung der römiſchen Weltherrſchaft, wenn man wahrnimmt, daß ſie in demſelben Augenblick, in dem ſie ſich im Weſten feſtſetzte, auch den Orient zu unterwerfen für ihre Aufgabe hielt.

In Rom hatte man ein Gefühl davon, daß die Herrſchaft, die am Anio und der Cremera in heißen Kämpfen gegründet worden, ſich von dem Tiber nicht bis an den Indus zu erſtrecken brauche, um ihres Beſtandes ſicher zu ſein.

Die Tribunen ſprachen ſich gegen einen Krieg mit den Parthern aus, welche den Römern nichts zu Leide gethan hätten. Als Craſſus Rom verließ, wurde er von einem Tribun, der ihn aufzuhalten gedachte, mit einem Fluch entlaſſen, bei dem man die fremdartigſten Götternamen nennen hörte. Aber er war durch ſeine Verbindung mit den beiden anderen Triumvirn und die Wirkungen ſeines Reichtums gegen Einreden dieſer Art geſichert. Er begab ſich mit ſieben römiſchen Legionen ins Feld, um ſeine Abſicht zu vollführen. Militäriſche Streitkräfte indes, ſelbſt verbunden mit entſprechenden Geldmitteln, reichen doch nicht hin, um welthiſtoriſche Erfolge zu erzielen. Craſſus war eben kein Cäſar. Schon bei ſeiner Anweſenheit in Syrien bemerkte man, daß er ſich mehr mit Geldſachen der Provinz, als mit der bevorſtehenden Kriegsoperation beſchäftigte. Urſprünglich war ſeine Abſicht, Seleucia und Kteſiphon, die in den Händen der Parther geblieben waren, über deren Beſitz ſie aber untereinander haderten, zu erobern. Und wohl möglich, daß ein methodiſcher Angriff auf dieſe wichtigen Metropolen des Hellenismus und der Seleuciden zu einem Erfolg geführt hätte. Aber Craſſus wurde von dieſer Richtung durch verräteriſche Ratſchläge abwendig gemacht; um die Parther in offenem Felde zu beſtehen, ging er ihnen mit ſeinem großen Heere entgegen. Hier aber ſtieß er in der Nähe von Carrhae mit den Kriegskräften der Eingeborenen, die ſich in ihrer natürlichen Analogie mit dem Land und dem Klima ausgebildet hatten, zuſammen, denen die römiſchen Legionen nicht gewachſen waren. Der Nerv des parthiſchen Heeres beſtand in der Reiterei, die ſich in zwei Abteilungen ſonderte: eine ſchwere mit vollem Harniſch gewappnete, mit langen Lanzen verſehene, und eine leichte, welche eine unvergleichliche Übung darin hatte, anzugreifen und ſich wieder zurückzuziehen: Bogenſchützen, die mit einem maſſenhaften Pfeilregen die Römer in Verwirung brachten. Denen geſellten ſich die Altvordern der Beduinen hinzu, ſo daß die Römer nach zwei verſchiedenen Seiten hin Front machen mußten und in eine Verwirrung gerieten, in der ſie dann wohl die Schwerter gegeneinander ſelbſt gerichtet haben. Durchbrochen wurde das römiſche Viereck in der That nicht, aber es erlitt große Verluſte, und an ein weiteres Vorrücken war doch dieſem Feinde gegenüber nicht mehr zu denken.

Die Römer mußten ſich zum Rückzug entſchließen, der ihnen nun noch viel verderblicher wurde als die Schlacht. Craſſus iſt dadurch zu einer unglücklichen Berühmtheit gelangt, daß die ſtolze occidentaliſche Armee den wilden, aber nicht ungeordneten orientaliſchen Angriffen unterlag. Er ſelbſt, der den Rückzug nach Armenien zu nehmen gedachte', ließ ſich durch die Schwierigkeiten, die man dabei zu erwarten hatte, ſchrecken und ging auf den Vorſchlag des feindlichen Heerführers ein, eine Abkunft über die Grenze, welche fortan der Euphrat bilden ſollte, zu treffen. Aber indem die beiden Feldherrn zuſammenkommen ſollten, entſpann ſich ein Handgemenge, in welchem Craſſus, den man auf einem parthiſchen Pferd zu entführen dachte, umgebracht worden iſt. Von 100000 Mann, die ihm über den Euphrat gefolgt waren, ſind nur 10000 nach Syrien zurückgekommen. Das unglückſelige Ereignis zog — wie hätte es anders ſein können — die ſchwerſten Folgen nach ſich.

Die vornehmſte iſt die univerſalhiſtoriſche: hier fand die römiſche Weltherrſchaft eine Grenze, welche die ſpäteren Generationen zwar hier und da überſchritten, doch eigentlich niemals vollkommen haben durchbrechen können. Der Kreis deſſen, was wir die Kulturwelt nennen, und was die Römer als Orbis terrarum zu bezeichnen fortführen, ward alſo nach Oſtaſien hin gewaltig beſchränkt.

Das römiſche Volk hatte ein ganz richtiges Gefühl: der Indus ließ ſich durch eine Invaſion der römiſchen Legionen nicht erreichen.

Und auf Rom ſelbſt wirkte das Ereignis unmittelbar zurück. Durch den Tod des Craſſus war das Triumvirat überhaupt geſprengt. Die perſönlichen Bande, welche die Ordnung noch einigermaßen erhalten hatten, löſten ſich auf. Berühren wir nur die Ermordung des Clodius durch Milo, welche bald nach dem Unglück von Carrhae eintrat.

Die beiden Volksführer begegneten einander auf der appiſchen Straße und gerieten — man weiß nicht, ob zufällig oder abſichtlich — in ein Handgemenge, in welchem Clodius unterlag und von Milo, der ſeine Handlung nicht unvollendet laſſen wollte, getötet wurde. Das Volk nahm für Clodius Partei; es brachte die Leiche nach der Kurie und errichtete hier einen Scheiterhaufen für den Ermordeten, in welchem die Kurie mit aufging. Als Milo erſchien, der nicht einmal dieſe Ehre dem alten Gegner gönnte, entſtand ein neuer Tumult, in welchem er ſelbſt und die von ihm gewonnenen Tribunen mit Mühe dem Tod entrannen und Raub und Mord ohne alle Rückſicht auf die Partei ſich über die Stadt ergoß.

Wenn nun der Senat, in welchem ſich ein tiefes Mißvergnügen über dieſe Zuſtände regte, zumal ſie ſeine Machtloſigkeit erwieſen, eine Rettung aus ſolchen Verwirrungen zu finden ſuchte, ſo konnte er ſich nur an Pompejus wenden, mit dem die eifrigſten Optimaten, Bibulus und Cato, in Verbindung traten.

Cäſar ſeinerſeits war damals in die ſchwerſten Verwickelungen geraten, von denen er überhaupt betroffen worden iſt.

Es bedarf keines beſonderen Zeugniſſes, wenn man hört, daß die Niederlage, welche die Römer von den Parthern erlitten, auch auf Gallien zurückwirkte. Denn das römiſche Reich, welches Vorderaſien und Europa dominierte, war doch ein einziges, zuſammenhängendes Ganze; die Hauptſtadt, die noch in voller Kraft beſtand, wurde von den Begebenheiten, wo ſie ſich auch zutragen mochten, unmittelbar erreicht. Wie wäre es wohl auch anders denkbar, als daß die Siege der Parther den Mut der Gallier entflammten? Die eben erwähnten Unruhen in der Hauptſtadt bewirkten dann, wie Cäſar ſelbſt erzählt, daß die von ihm bezwungenen Völkerſchaften in allgemeine Aufregung gerieten.

Die Bewegung entſprang bei den Carnuten, welche die Hinrichtung eines ihrer Anführer rächen wollten; ſie ſetzte ſich dann bei den Arvernern fort, deren Anführer Vercingetorix gegen den Wunſch der Vornehmen das Volk mit ſich fortriß; endlich, nachdem es Cäſar mißlungen war, die Feſte der der Arverner, Gergovia, einzunehmen, wurden auch die älteſten Freunde Roms, die Äduer, von der nationalen Bewegung ergriffen. Das ganze innere Gallien und die römiſche Provinz ſchwankte.

Wir dürfen wohl bei den Ereigniſſen, durch welche das Schickſal Galliens entſchieden worden iſt, mit einiger Ausführlichkeit der Umſtände gedenken, unter denen das geſchehen iſt. Bei Aleſia, in der heutigen Bourgogne, findet ſich in einer auf drei Seiten von Bergen umgebenen Ebene eine am Fuß von zwei Flüſſen beſpülte Anhöhe, deren natürliche Bedeutung für den Krieg daraus erhellen mag, daß man die Ehre, ſie angebaut zu haben, dem ſagenhaften Herkules zuſchrieb. Dahin hatte ſich Vercingetorix ſelbſt geworfen. An die Behauptung derſelben knüpfte ſich die Zuverſicht der Gallier. Cäſar griff ſie auf die bei den Römern eingeübte Weiſe an. Er ſchloß die Stadt ein und errichtete mit einer den Römern eigentümlichen Kunſtfertigkeit ein Belagerungswerk davor, wie Scipio vor Karthago und vor Numantia, zugleich gegen die Feinde von innen und von außen, deſſen Spuren man in unſeren Tagen wiedergefunden hat. Der Kampf um Aleſia geſtaltete ſich zu einem eigentlich nationalen. In einem auf den Ruf des Vercingetorix verſammelten allgemeinen Rate wurde der Beſchluß gefaßt, nicht zwar, wie dieſer gefordert hatte, alle waffenfähigen Mannſchaften aufzurufen, aber, was vielleicht beſſer war, Kontingente aus den verſchiedenen Völkerſchaften unter erprobten Führern in einer ſo großen Stärke zu vereinigen, daß der Sieg ihnen nicht fehlen könne. Man giebt die Zahl der Mannſchaften auf 240 000 Mann zu Fuß, 8000 Mann zu Pferd an. Es ging ein allgemeines Gefühl durch die Nation, daß man ſich der Römer entledigen müſſe, oder aber ihnen auf immer unterworfen ſein werde. Alle alten Freundſchaften und Verbindungen verſagten diesmal dem römiſchen Prokonſul. Die Verteidigung von Aleſia ward mit einer Entſchloſſenheit geführt, die vor dem Äußerſten nicht zurückſchrak; um nicht durch den Mangel an Lebensmitteln umzukommen, trieben die Belagerten Weiber und Kinder vor die römiſchen Verſchanzungen, wo ſie jedoch keine Aufnahme fanden, denn auch hier war man der Meinung, daß ein Entſcheidungskampf geſchlagen werde, bei dem kein Erbarmen ſtattfinden dürfe. Und dieſer Entſchloſſenheit der Belagerten entſprach der Eifer der zum Entſatz herbeikommenden Mannſchaften; das Geſchrei, mit dem die einen und die andern ſich begrüßten, begegnete ſich aus der Ferne; aber die Circumvallationen der Römer zu überſteigen, zeigte ſich, obwohl der Ausfall von innen und der Angriff von außen zuſammentrafen, unmöglich. Ein dritter Anſturm endlich ſchien in der That zu gelingen. Vercaſſivelaunus, der den Oberbefehl über die herangeführten Kontingente führte, nahm eine nicht eigentlich befeſtigte Anhöhe ein, von wo er dann die äußeren Linien in die größte Gefahr brachte. Die Außenwerke der Römer, auch ihre Wolfsgruben, ſchützten ſie nicht mehr. Die Verteidiger wurden von den Wällen getrieben; der vornehmſte der Legaten Cäſars, Labienus, ebenſo entſchloſſen im Felde, wie einſt auf dem Forum, war in dringender Gefahr, zurückgeworfen zu werden, worauf dann Vercingetorix von innen und die übrigen galliſchen Heerhaufen von außen her in die römiſchen Linien eingedrungen ſein würden. Die Römer konnten ſich dort ihrer Speere bereits nicht mehr bedienen: ſie ſtritten mit den Schwertern. Da faßte Cäſar den Gedanken, ſeine Reiterei, die zum Teil aus Germanen zuſammengeſetzt, in den Kämpfen mit den Galliern ſchon mehr als einmal obgeſiegt hatte, den Andringenden in den Rücken fallen zu zu laſſen. Er ſelbſt begab ſich, leicht zu erkennen an dem Gewande, das er immer in den Schlachten trug, mit friſchen Truppen an die am meiſten gefährdete Stelle. Die Entſcheidung des Geſchickes lag darin, daß er hier die Schlachtordnung herſtellte und zugleich ſeine germaniſche Reiterei im Rücken der Gallier erſchien. Von dem Ausgang der Schlachten hängt das Schickſal der Völker ab, dieſer ſelbſt aber von dem Moment, in welchem ein zum Ziele treffender ſtrategiſcher Gedanke durchgeführt wird. Die Gallier wichen bei dieſem Anblick von den römiſchen Verſchanzungen zurück; ebenſo wandte ſich Vercingetorix rückwärts nach Aleſia. Die Gallier wurden nun auch außerhalb der Circumvallation angegriffen und überwältigt. Bald darauf entſchloß ſich Vercingetorix, ſich zu überliefern. In ähnlichen Fällen haben die Kräfte der Nation gegen den eingedrungenen Feind dann und wann das Übergewicht erfochten; diesmal unterlagen ſie.

Heldenmütig riet Vercingetorix den Seinen, ihn ſelbſt dem Sieger auszuliefern. Er glaubte, daß ihn die Freundſchaft retten werde, die er früher mit Cäſar gepflogen hatte. Plötzlich ſah man den bisher allgewaltigen Kriegsführer, einen Mann von außerordentlicher Leibeslänge, in dem Schmucke ſeiner Waffen vor Cäſar, der auf ſeinem Tribunal ſaß, erſcheinen. Er ſagte kein Wort, fiel auf ſeine Knie und ſtreckte die Hände nach ihm aus. Cäſar ließ ihn in Feſſeln werfen, führte ihn ſpäter im Triumph auf und tötete ihn dann. Für die Verflechtung der Thatſachen iſt es ſehr bemerkenswert, daß Cäſar, der die Gallier gegen die Germanen verteidigte, jetzt Germanen gegen die Gallier herangeführt hat, ſowohl Fußvölker als Reiter. Ihre Raſchheit zu Fuß und ihr feuriger Anfall zu Pferd thaten ihm große Dienſte; — man möchte ſagen: darin liegen ſchon die entfernten Anfänge der Verbindung der Germanen mit dem römiſchen Imperium.

Im nächſten Jahre folgten noch einige Bewegungen in Gallien, welche jedoch bald wieder unterdrückt wurden. Nachdem Cäſar Herr geworden, wendete er alles an, um neue Unruhen zu verhüten. Er beſchränkte die Fürſten und erwies den Völkerſchaften jede Art von Ehre, die ſie fordern konnten. Viele Gallier nahm er in ſeine Dienſte in die Legionen auf. Er ſtützte ſich auf die Stämme, welche ſich ihm angeſchloſſen hatten; dieſen wurden die andern untergeordnet; alles war perſönlich. Durch Klientel und militäriſche Übermacht hielt er das Land in Pflicht. Auf den großen Landtagen, die er zuweilen auch in Paris gehalten hat, ordnete er dann die Adminiſtration.

So ſchroff auch der Gegenſatz iſt, in welchem die Niederlage von Carrhae und die Eroberung von Aleſia miteinander ſtehen, ſo greifen ſie in der allgemeinen Anſchauung doch wieder zuſammen. Denn dadurch, daß das römiſche Reich im Oſten eine Grenze gefunden hatte, wurde bewirkt, daß die intellektuelle Entwickelung des griechiſchen Genius, für die der Orient verſchloſſen wurde, ſich dem Occident in ihrer vollen Kraft zuwenden konnte. Der römiſch-griechiſchen Kulturwelt wurde ein neuer Schauplatz eröffnet. Sogleich aber trat damit die große politiſche Frage, welche ſchon bisher in Rom die heftigſten Agitationen hervorgebracht hatte: das Verhältnis der militäriſchen Befehlshaber zu den friedlichen Inſtitutionen, ſtärker hervor als jemals. Cäſar war Herr und Meiſter in dem transalpiniſchen Gallien; er berherrſchte das cisalpiniſche bis an den Rubico. Augenſcheinlich iſt es doch, daß er im Gegenſatz zu den Optimaten zu dieſer Macht gelangt war; — wie ſollte er ſich jetzt zu Senat und Volk verhalten?

Sechzehntes Kapitel.

Zweiter Bürgerkrieg.

Urſprung des Krieges.

Von der Trias, welche bisher in der Hauptſtadt eine dominierende Gewalt ausgeübt hatte, war ein Mitglied im Felde geblieben, das andere in den großen Kriegen, die wir ſchilderten, unaufhörlich beſchäftigt. Die zurückgedrängten Optimaten konnten wieder aufatmen und an die Erneuerung ihrer ſenatoriſchen Rechte denken. Aber allein, ohne die Mitwirkung einer militäriſchen Autorität, die doch im Grunde von ihnen wieder unabhängig war, vermochten ſie das nicht. Nur ein Ausweg, wie ſchon angedeutet, bot ſich ihnen dar: die Verbindung mit dem dritten der Triumvirn, Cnäus Pompejus.

In der allgemeinen Verwirrung waren die alten bewährten Ariſtokraten, Bibulus und ſelbſt Cato auf den Gedanken gekommen, nicht zwar die Diktatur, aber das alleinige Konſulat dem Pompejus zu übertragen. Nur unter deſſen Mitwirkung konnten ſie hoffen, den tumultuariſchen Unordnungen in der Stadt ein Ende zu machen. Es war am achtundfünfzigſten Tage nach der Ermordung des Clodius, daß Pompejus — zunächſt allein — ſein drittes Konſulat antrat.

Cicero ſagt einmal, er ſei nicht ſehr betrübt darüber, daß ein Einziger alles vermöge. Er freute ſich ſelbſt, daß die, welche nicht gewollt hatten, daß er zu Anſehen komme, jetzt die Nachteile zu empfinden bekämen, die daraus entſprungen ſeien. Er ſah darin eine Nachgiebigkeit der ſenatoriſchen Partei, wie es denn auch eine ſolche war. Pompejus erwiderte dieſelbe dadurch, daß er in der Mitte des Jahres ſich einen Mann aus der vornehmſten Ariſtokratie, Cäcilius Metellus Scipio, als Konſul beigeſellte. Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß in der Annahme dieſes Kollegen auch eine Modifikation der bisherigen Politik des Pompejus lag. Die Gemahlin des Pompejus, Tochter Cäſars, hatte viel dazu beigetragen, die Verbindung der beiden Triumvirn zu erhalten. Sie war das Jahr vorher geſtorben; in ihre Stelle trat die Tochter des Metellus Scipio, Cornelia. Man hat oft angenommen, daß dieſe neue Vermählung des Pompejus ſeine Annäherung an die Ariſtokratie veranlaßt habe. War das aber nicht ebenſowohl oder noch mehr Wirkung als Urſache?

Der Mitkonſul, den er annahm, war eben ſein Schwiegervater. Cäſar hat oft behauptet: nicht Pompejus habe den Senat geſucht; Pompejus ſei vom Senat geſucht worden. So verhält es ſich ohne Zweifel.

Pompejus war an ſich kein Ariſtokrat. Das Meiſte lag ihm an der Behauptung der militäriſchen Würde und Hoheit, die er inne hatte. Dieſe nun acceptierte der Senat. Mehr konnte auch Pompejus nicht verlangen. Damals war ihm die Provinz Hispanien auf neue fünf Jahre bewilligt worden; und die Anerkennung ſeiner Akte in Aſien, die Ausführung der ſeinen Legionen gemachten Verſprechungen und die perſönlichen Verbindungen, in denen er ſtand, ſicherten ihm eine höchſt außerordentliche Machtſtellung. Er ward als der erſte Mann ſeiner Zeit, als einer der größten aller Zeiten gefeiert. Auch ſeinerſeits konnte er zufrieden ſein und reichte nun dem Senat, welcher im Beſitz der legalen und alles Neue legaliſierenden Gewalt war, die Hand, oder ergriff ſie vielmehr, als ſie ihm gegeben wurde.

Unter ſeinem Konſulat wurden zwei für die Lage, in der man ſich befand, ſehr bedeutende Geſetze durchgeführt. Das erſte betraf die Ermordung des Clodius und hatte ein Senatskonſult zur Folge, das dieſen Mord ſelbſt und die im Zuſammenhang damit vorgefallenen tumultuariſchen Bewegungen als Feindſeligkeiten gegen die Republik erklärte. Der Senat erlangte allmählich wieder das Anſehen, das zur Erhaltung der Ordnung in Rom unentbehrlich war; ohne eine Vereinbarung mit Pompejus wäre dies aber unmöglich geweſen. Durch ein anderes Geſetz wurde den wilden Aufregungen, welche bei den Bewerbungen um die hohen Ämter in der Regel vorkamen, Einhalt gethan; für die Prozeſſe, welche darüber entſtanden, wurde ein raſches und ſehr ſummariſches Verfahren angeordnet. Vergeblich ſetzte ſich einer der Tribunen entgegen. Unter der Mitwirkung des Pompejus wurde ein Clodianiſches Geſetz, welches die Autorität der Cenſoren bei Feſtſetzung der Senatorenliſte aufhob, zurückgenommen. Dem Senat ſollte eine feſtere Stellung zurückgegeben werden. Daß nun hierdurch wieder Pompejus die populare Stellung aufgab, die er bisher noch immer behauptet hatte, liegt am Tage. Damit aber hing noch eine andere für den Moment eingreifende Veränderung ſeiner Politik zuſammen; ſie betraf das Verhältnis zu Cäſar.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob nicht die beiden großen Feldherren, wie bisher, ſo auch fortan, hätten vereinigt bleiben können. Sie würden ein Duumvirat gebildet und die oberſte Gewalt auch fortan dominiert haben. Das ließ ſich aber ſchon deshalb nicht wohl erwarten, weil der Zweck ihrer urſprünglichen Vereinigung nach beiden Seiten hin erreicht war. Die Anſprüche, um derenwillen Pompejus die Verbindung mit Cäſar geſchloſſen hatte, waren durch das Juliſche Geſetz befriedigt. Der Ehrgeiz, durch welchen Cäſar vermocht worden war, ſich mit Pompejus zu verbinden, hatte ihn zu dem größten Ruhm und den größten Erfolgen geführt. Ihre Verbindung hatte eigentlich ihren Gegenſtand verloren.

Jede politiſche Freundſchaft hat ihren Zweck; nach Erreichung desſelben löſt ſie ſich auf, und aus den veränderten Umſtänden bilden ſich andere Kombinationen.

Das Weſentliche der neuen Kombination lag nun aber darin, daß der Senat in offenkundigem Gegenſatz gegen Cäſar begriffen war.

Vor allem wurde er durch die Forderung Cäſars, noch einmal das Konſulat — ſelbſt in ſeiner Abweſenheit — zu erlangen, aufgeregt. Er erſchrak bei der Erinnerung an die Widerwärtigkeiten, welche er im Jahre 59 unter dem erſten Konſulat Cäſars erfahren hatte.

Ob er nun hierin auch Pompejus auf ſeiner Seite haben würde, war doch ſehr zweifelhaft. Pompejus hatte ſeinem damaligen Freunde Cäſar verſprochen, ihn bei der Bewerbung um das Konſulat zu unterſtützen. Von der Unſicherheit, in welche Pompejus hierdurch geriet, haben wir ein ſehr auffallendes Dokument.

Bei einem Geſetz über die Bewerbungen der Magiſtrate wurde feſtgeſetzt, daß niemand in ſeiner Abweſenheit gewählt werden dürfe. Erſt als dasſelbe durchgegangen, und ſchon in die eherne Tafel eingegraben war, in der es in dem Ärar hinterlegt werden ſollte, erinnerte ſich Pompejus, daß es jenem Verſprechen entgegenlaufe. Kaum ſollte man glauben, daß es wirklich Vergeßlichkeit geweſen iſt, aber er meinte, nachdem er dem Wunſche der Ariſtokratie durch das allgemeine Geſetz entgegengekommen war, dadurch die Ausnahmeſtellung, welche Cäſar, ſein bisheriger Freund, eingenommen hatte, nicht gerade zu gefährden. Er ließ durch die zehn Tribunen ein anderes Geſetz einbringen, nach welchem man Cäſars Bewerbungen auch in deſſen Abweſenheit berückſichtigen ſolle. Ob dies geſchehen würde oder nicht, darin lag die große Frage der Zeit.

Solange Cäſar in einen gefährlichen Kampf in Gallien verwickelt war, brauchte man ſeine Machtſtellung nicht zu fürchten. Die Differenzen traten noch nicht in ihrer vollen Stärke hervor.

Cäſars Erfolge erweckten in Männern von unparteiiſchem Patriotismus, wie Cicero, den eingeborenen Stolz des römiſchen Namens. Andere aber nahmen ſie mit Beſorgnis wahr. Man begleitete die Wechſelfälle derſelben mit geſpannter Aufmerkſamkeit, nicht allein wegen ihrer Beziehung auf die Ausdehnung der römiſchen Herrſchaft, ſondern noch mehr wegen der Rückwirkung, die ſie auf die inneren Parteiſtellungen ausüben mußten. Nicht gerade Teilnahme für Cäſar drückte dieſe Aufmerkſamkeit aus. Seine Verlegenheiten raunte man ſich mit gedämpfter Stimme ins Ohr, und wenn wir berührten, daß die Erhebung des letzten großen arverniſchen Häuptlings darauf beruhte, daß man in Gallien von den tumultuariſchen Bewegungen vernahm, die in Rom eingetreten waren, ſo erfolgte nunmehr, daß die letzten Siege Cäſars in Gallien die Furcht vor ihm und ſelbſt den Schrecken ſeines Namens verdoppelten. Davon blieb auch Pompejus nicht unberührt. Mit ſeiner Gemütsart vertrug es ſich allenfalls, Männer von gleichem Range neben ſich zu ſehen; unerträglich aber war ihm der Gedanke, daß es in der Republik jemand gebe, der mehr vermöge, als er. Das würde aber geſchehen ſein, wenn Cäſar mit der großen Machtſtellung in Gallien das Konſulat verbunden hätte.

Cicero hat kurz hiernach Gelegenheit gehabt, mit Pompejus über dieſe Angelegenheit zu ſprechen. Sie machten eine kleine Reiſe nach Formiä miteinander. Zur Anknüpfung diente eine Rede, welche Antonius, früher Quäſtor Cäſars, in einer Volksverſammlung gehalten hatte, und in der heftige Ausfälle gegen Pompejus vorkamen. „Was meinſt Du,“ ſagte Pompejus, „würde geſchehen, wenn Cäſar Konſul würde, da ſich ſchon jetzt ein unbedeutender Menſch, wie Antonius, eine ſolche Sprache erlaubt?“ Cicero empfing den Eindruck, daß Pompejus Friede und Freundſchaft mit Cäſar nicht aufrecht erhalten wolle, wenn er auch könne.

Außer der erſten Streitfrage war nun aber auch eine zweite in Evidenz getreten. Der Senat wollte Cäſar nicht nur nicht zum Konſulat gelangen laſſen: er faßte die Abſicht, ihm die Provinzen, die er inne hatte, zu entreißen; denn auch die zweiten fünf Jahre, für welche ſie ihm zugeſprochen waren, näherten ſich ihrem Ablauf. Man dachte daran, ihm einen Nachfolger zu ſetzen, ſo daß Cäſar, nicht zur höchſten Würde erhoben und aus ſeinen Provinzen verdrängt, wieder als einfacher Privatmann hätte leben müſſen.

Darin kam jene große Schwierigkeit der kriegeriſchen Republik zu Tage: der Imperator, der große Provinzen erobert hatte, ſollte ſich wieder in den Gehorſam, der einem gewöhnlichen Bürger zukam, fügen.

Der ältere Scipio hatte ſich einſt dieſer Notwendigkeit unterworfen; er war aber auf ſeinem Landgut, auf das er ſich zurückzog, nicht eben glücklich geweſen; ſollte nun auch ein Cäſar dieſe Selbſtverleugnung ausüben?

Man verbarg ſich nicht, daß er widerſtreben würde, und alles kam nun darauf an, wie ſich Pompejus in dieſem Streit verhalten werde. In ihm war das einem Oberbefehlshaber natürliche Widerſtreben gegen die Autorität des Senats ſelbſt zu Tage gekommen; ſollte er ſie nun jetzt anerkennen?

Als ein großes Ereignis muß man betrachten, daß er dies erwarten ließ. In einer Sitzung des Senats, die am 22. Juli des Jahres 703 der Stadt (51 vor unſerer Ära) im Tempel des Apollo gehalten wurde, beſprach man, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, den Militäretat und kam dabei auf eine Legion zu reden, welche Pompejus in ſeinen Liſten führte, mit der Bemerkung jedoch, daß Cäſar der Schuldner dafür ſei. Man fragte, wem ſie eigentlich gehöre. Pompejus antwortete: ſie ſtehe in Gallien, und er werde ſie zurückrufen, jedoch nicht unverzüglich, damit keine Weiterung daraus erfolge. Die Legion iſt dann in der That zurückberufen worden, zugleich aber mit einer Legion Cäſars ſelbſt, die beide im Orient verwendet werden ſollten.

In derſelben Sitzung kam aber auch noch eine andere, ungleich bedeutendere Frage zur Beratung, die nämlich, wie man es mit den Provinzen Cäſars halten, ob demſelben ein Nachfolger beſtimmt werden, und wer das ſein ſollte. Da Pompejus eben im Begriff ſtand, zu ſeinen Truppen in Ariminum zu reiſen, und ohne Zweifel auch Bedenken trug, ſich über eine ſo wichtige Sache, die den bisherigen Freund betraf, unumwunden zu äußern, ſo wurde darüber die Beratung vertagt. Pompejus hatte nur ſeine Meinung dahin ausgeſprochen, daß jedermann den Anordnungen des Senats Gehorſam ſchuldig ſei: Worte, aus denen man abnehmen zu dürfen glaubte, daß er dem Senat in dem Falle beiſtehen wolle, wenn Cäſar ſich weigern ſollte, Gehorſam zu leiſten, d. h. ſeine Provinzen aufzugeben. Man empfand ſogleich, daß die Sache hierdurch in eine Kriſis trat. In einem Briefe an Cicero ſagt Cälius, es müſſe darüber eine Verſtändigung getroffen werden: wo nicht, ſo werde es zu einem dem Senat ſchimpflichen Einſpruch der Tribunen gegen deſſen Beſchlüſſe kommen. Er hob, wie man ſieht, weniger die politiſch-militäriſche, als die konſtitutionelle Streitfrage hervor: denn daß Cäſar mit der popularen Partei verbündet war, konnte niemand entgehen. Hierauf Rückſicht zu nehmen, lag dem Konſul Marcus Claudius Marcellus fern; er hätte ſogar gewünſcht, dem Imperium Cäſars in ſeinen Provinzen noch vor dem Ablauf des Termins ein Ende zu machen. Dagegen aber ſetzte ſich der andere Konſul, Servius Sulpicius, weil man niemand ſeiner Provinzen vor der Zeit entſetzen könne, ohne daß er ein Verbrechen begangen hätte; auch die Tribunen widerſprachen: vornehmlich aber war Pompejus dagegen. In dem Laufe des gegenwärtigen Jahres, ſagte er, könne er ſich nicht zu Ungunſten Cäſars ausſprechen. Im Anfange des nächſten Konſulatsjahres habe es keine Schwierigkeit mehr. Denn das zweite Quinquennium, für welches dem Cäſar ſeine Provinzen beſtätigt worden waren, ging doch erſt im März des Jahres 705, 49 vor unſerer Ära, zu Ende. Indem man ſich dahin entſchied, eine definitive Beſchlußfaſſung bis in das neue Konſulatsjahr zu verſchieben, ſetzte man jedoch feſt, daß eine ſolche gleich im Anfange desſelben ſtattfinden ſolle. Am 29. September 703 der Stadt, 25. Auguſt 51 vor unſerer Ära wurde beſchloſſen, daß es das erſte Geſchäft der neuen Konſuln nach dem künftigen 1. März ſein ſolle, über dieſe Angelegenheit an den Senat zu berichten, nichts anderes vorzunehmen, noch auch in Verbindung damit zu ſetzen. Die Konſuln ſollen durch keinen Komitialtag davon abgehalten werden können, die Sache an den Senat zu bringen und einen Beſchluß des Senats herbeizuführen. Eine Interceſſion oder Verzögerung dürfe hiebei überhaupt nicht eintreten; eine ſolche würde als ein Akt der Feindſeligkeit gegen die Republik zu betrachten ſein. In den beiden Senatsſitzungen vom Juni und Auguſt des Jahres 51 liegt bereits eine Feindſeligkeit gegen Cäſar, die nicht mehr zurückzunehmen war; denn der im folgenden Jahre zu faſſende Beſchluß war ſchon im voraus ſo gut wie feſtgeſetzt, und wohlbedachte Präkautionen waren getroffen, um ihn zur Ausführung zu bringen. Man ging dabei von der Überzeugung aus, daß Pompejus ſich mit ſeiner ganzen Macht dem Senat zur Verfügung ſtellen würde.

Authentiſch ſind zwei Worte des Pompejus überliefert, die den Kern der Frage betreffen; das ſchon erwähnte: jedermann ſei dem Senate Gehorſam ſchuldig; das andere: ſich dem ergangenen Senatskonſult mit Gewalt zu widerſetzen, würde ſein, wie wenn ein Sohn gegen den Vater den Stock erheben wollte. So läßt ſich auch Cicero vernehmen. Cäſar, ſagt er, werde nicht ſo ganz von Sinnen ſein und die Pflichten eines Ehrenmannes ſo ſehr aus den Augen ſetzen, daß er zu Ungehorſam ſchreite. Darin lag nun eben die große hiſtoriſche Frage, ob Cäſar eine ſolche Geſinnung hege und der konſtituierten Autorität Gehorſam leiſten werde. Verkennen wir nicht: die oft erwähnte natürliche Diskrepanz zwiſchen der bürgerlichen Autorität und der Eigenmacht der militäriſchen Gewalt war niemals ſtärker hervorgetreten. Für Cäſar gab es mannigfaltige Motive, den Gehorſam zu verweigern. Vor allen Dingen: die Männer, die ihm durch Senatsbeſchlüſſe entgegentraten, waren größtenteils ſeine erklärten Feinde, dieſelben, denen er ſein Konſulat abgerungen, die ihm aber alle die folgenden Jahre geheimen oder offenen Widerſtand geleiſtet und ſich jetzt eben deshalb, um dazu im ſtande zu ſein, mit Pompejus vereinigt hatten. Ihnen gegenüber ſich zu entwaffnen, wie ſollte er nicht davor zurückſcheuen? Ein anderes Moment aber lag in ſeiner

Stellung an und für ſich. Es war eine Lebensfrage für ihn, ob die Provinzen, welche von ihm über alles Erwarten zu einer ſelbſtändigen Macht erhoben waren, ihm entriſſen und auf einen anderen übertragen werden ſollten. Abermals, wie ſchon im Jahre 56, war Domitius Ahenobarbus, einer der Wortführer der Nobilität, zum Nachfolger Cäſars deſigniert. Nicht ein Recht, die Autorität, die er beſaß, für ſich zu behaupten, konnte Cäſar aufrufen; er konnte nur die Legalität der gegen ihn verhängten Befehle, auch in den Formen derſelben, beſtreiten. Er wandte zweierlei ein: einmal, daß auch nach den eingetretenen Zögerungen die Zeit, für welche ihm die Provinzen überwieſen worden, noch nicht abgelaufen ſei, und ſodann, daß man ihm das Recht nicht beſtreiten könne, das ihm bewilligt worden, auch in ſeiner Abweſenheit das Konſulat nachzuſuchen. Wenn der Senat und Pompejus die größte Gefahr darin erblickten, daß Cäſar das Konſulat, wie den ferneren Beſitz ſeiner Provinzen, erlange, ſo lag eben hierin für Cäſar das natürliche Ziel ſeines Ehrgeizes. Auf die eine oder die andere Weiſe mußte er die militäriſche Autorität mit einem beherrſchenden Einfluß auf das Innere der Republik zu verbinden ſuchen. Um ſeiner Sache Nachdruck zu geben, kam Cäſar ſelbſt mit einer ſeiner Legionen über die Alpen und nahm Stellung an den Grenzen des damals noch von dem cisalpiniſchen Gallien getrennten peninſularen Italiens. Zugleich begannen ſeine tribuniciſchen Agitationen auf dem Forum.

Urſprünglich hatte der Senat auf einen für dieſes Jahr gewählten Tribunen des Namens Curio gerechnet, der von Cäſar gegen dieſe Sitte, ſeine Verbindungen in der Stadt zu pflegen, vernachläſſigt worden war; aber allmählich geriet Curio der eigenen politiſchen Anſprüche wegen in Streit mit der vorwaltenden Nobilität und wurde von Cäſar, ſo viel man erfährt, durch reiche Geldgeſchenke, die dem Verſchuldeten doppelt erwünſcht waren, gewonnen. Als nun der Konſul Cajus Claudius Marcellus die beſchloſſene und vorbehaltene Verhandlung über die Enthebung Cäſars von ſeiner Provinzialgewalt und ſeine Erſetzung durch einen anderen eröffnen wollte, erhob Curio Einſpruch dagegen. Dieſer gründete ſich nicht auf das Recht, ſondern auf die Opportunität der Verfügung. Curio brachte das plauſible Argument zur Sprache, daß das Verhältnis der Macht verletzt werde, wenn Cäſar ſeine Provinzen aufgebe, Pompejus aber die ſeinen behalte. Denn dann würde das Gleichgewicht aufhören, bei dem die Republik noch immer beſtehen könne: das Übergewicht der Macht würde vollkommen in die Hände des Pompejus geraten. Pompejus ſelbſt erklärte, er ſei gar nicht abgeneigt zurückzutreten; ſei es, weil er ſich eben nicht recht wohl befand, oder aus einem Gefühl perſönlicher Würde, das ihm eigen war. Hierauf ſich ſtützend, forderte Curio weiter, daß Pompejus unmittelbar abdizieren ſolle: denn auf Verſprechungen könne man ſich nicht einlaſſen. Dagegen aber wurde erinnert, daß, wenn Pompejus zurücktrete, Cäſar in demſelben Augenblicke Herr der Republik ſein würde. In dem Senat kam es hierüber zu der ſonderbaren Erſcheinung, daß zwar auf die Frage des Konſuls, ob Cäſar ſeine Provinzen aufgeben ſolle, eine allgemeine Beiſtimmung erfolgte, und als er weiter fragte, ob auch Pompejus, eine große Majorität ſich dagegen erklärte; auf die Frage des Curio aber, ob es nicht ratſam ſei, daß beide zugleich ihr Imperium aufgeben, eine große Mehrheit, die faſt an Einſtimmigkeit grenzte, ſich dafür ausſprach. So ganz widerſprechend, wie man geſagt hat, iſt das nun wohl nicht. Wenn es nur die Machtfrage zwiſchen Pompejus und Cäſar galt, ſo war die Mehrheit für Pompejus. Wenn aber die Frage war, ob nicht beide ihre Militärmacht niederlegen ſollten, ſo wäre dies ohne Zweifel der Mehrheit das liebſte geweſen. Aber darin lag doch nur eine Kundgebung der allgemeinen Stimmung. Denn durch den grundlegenden Beſchluß vom 29. September 703 war jede Interceſſion ausgeſchloſſen und verboten. Der Konſul war entſchloſſen, an dieſer erſten Entſcheidung feſtzuhalten. Wenn ſich im Senat abweichende Meinungen geregt hatten, ſo ſah Marcellus darin nicht eine gerechtfertigte Meinungsäußerung, ſondern einen kraftloſen Widerſpruch gegen das einmal Beſchloſſene. Voll Entrüſtung rief er aus: wenn er das Notwendige nicht mehr mit allgemeiner Beiſtimmung thun könne, ſo werde er es ohne dieſelbe, kraft ſeiner konſularen Gewalt, ins Werk ſetzen. Bei der wachſenden inneren Aufregung und durch das Gerücht, das cäſariſche Heer rücke über die Alpen vor, veranlaßt, begab er ſich unverzüglich zu Pompejus, der außerhalb der Stadt wohnte, und indem er demſelben in ſeiner Eigenſchaft als Konſul ein Schwert überreichte, bekleidete er ihn mit der militäriſchen Gewalt in Italien. Wollte man ein Moment, das den Krieg unvermeidlich machte, bezeichnen, ſo wäre es dieſes. Curio, der der Ausübung der Militärgewalt dadurch zu begegnen ſuchte, daß er bei dem Volke das Verbot, unter Pompejus Dienſte zu nehmen, in Vorſchlag brachte, drang damit nicht durch. Er ſah ſich vielmehr ſelbſt, da ſoeben ſein Tribunat zu Ende lief, angegriffen und gefährdet, ſo daß er ſich in das Lager Cäſars begab und dieſem den dringenden Rat erteilte, ſeine Legionen über die Alpen kommen zu laſſen und ſich zu einem Angriff gegen Rom ſelbſt anzuſchicken.

Sehen wir von allem zufälligen und nebenſächlichen ab. Es giebt objektive Verflechtungen, welche große Entſcheidungen mit Notwendigkeit hervorrufen. Einen ſolchen Moment haben wir vor uns. Auf der einen Seite ſtand, auf Pompejus geſtützt, der Senat, der eine rechtlich unzweifelhafte Befugnis gegen Cäſar zur Geltung zu bringen ſuchte. Es war inſofern nicht mehr ganz der alte Senat, als er ſich dabei auf eine Militärmacht ſtützte, die ihm ſelbſt einmal ihr Geſetz auferlegt hatte. Dagegen ſtand auf der anderen Seite Cäſar, der ſeine Stellung als Imperator in dem weſtlichen Europa, die er bereits faktiſch in ſeinen Händen hatte, Beſchlüſſen gegenüber, die doch auch den Stempel perſönlicher Feindſeligkeit an ſich trugen, nicht aufgeben wollte. In dem Gefühl, daß er eine Ungerechtigkeit erfahre, beſchloß er, ſich den Verfügungen des Senats entgegenzuſetzen. Er ſchickte Curio mit einem Sendſchreiben zurück, in welchem er, wenngleich in gemäßigten Ausdrücken, dennoch den Entſchluß kundgab, ſeine Provinzen nicht aufzugeben, ſondern vielmehr ſich ſelbſt und das Vaterland für das Unrecht zu rächen, das man ihm durch dieſe Forderung anthue.

Es war am 1. Januar des Jahres 705, dem 13. November 50, in der erſten Sitzung, welche die neuen Konſuln Lentulus Crus und Cajus Claudius Marcellus hielten, daß dieſer Brief zur Verleſung kam. Er hat, wie wir erfahren, den Eindruck gemacht, daß eine Kriegserklärung darin liege. Lentulus erklärte darauf, daß der Senat die Pflicht habe, ſtarke und unzweideutige Maßregeln zu ergreifen; wenn man wie bisher Rückſicht auf Cäſar nehme, ſo werde auch er ſich von der Sache des Senats losſagen. Im Namen des Pompejus warnte Scipio, von dem man wußte, daß er nichts anderes ſage, als was dieſer ihm aufgetragen, vor jeder weiteren Verzögerung. Einige Stimmen gab es, welche auf eine Fortſetzung der Verhandlung mit Cäſar drangen, oder doch keinen Beſchluß genehmigen wollten, ehe man gegen ihn gerüſtet ſei. Allein das eine wurde nicht beachtet, die andere Anſicht nicht einmal feſtgehalten: die Strömung der Meinungen ging gegen Cäſar. Den meiſten Beifall erwarb der, der ſich am ſtärkſten zu Ungunſten Cäſars ausſprach. Der Beſchluß war, daß Cäſar zur Verzichtleiſtung auf ſeine Provinzen an einem beſtimmten Tage aufgefordert und, wenn er ſich dieſer Weiſung nicht füge, als ein Widerſacher der Republik betrachtet werden ſolle. Der Brief Cäſars auf der einen, dieſer Senatsbeſchluß auf der anderen Seite bezeichnen den Ausbruch des Bürgerkrieges. Die Drohung Cäſars regte den Senat zu Vorkehrungen an, um demſelben Widerſtand zu leiſten. Eine Verſammlung bei Pompejus führte zu einer Vereinbarung darüber; bereits gewann das Forum unter dem Zuſammentreten von Centurionen und bewaffneten Bürgern ein militäriſches Anſehen, wobei es ziemlich tumultuariſch herging. Nach einigen Tagen kam es zu dem Beſchluſſe, der ſonſt nur in den äußerſten Gefahren gefaßt wurde: die Konſuln und die anderen öffentlichen Gewalten ſollten dafür ſorgen, daß die Republik keine Schädigung erfahre. Die Tribunen, unter denen Marcus Antonius am lauteſten ſprach und das kommende Unheil verkündete, ſahen ſich trotz ihrer geſetzlichen Inviolabilität gefährdet und nahmen ihre Zuflucht in das Lager Cäſars, als Diener verkleidet, auf einem Mietswagen. Cäſar bedachte ſich nicht lange: er brachte die Flüchtlinge in dieſem Aufzug vor die Legion, die er bei ſich hatte — es war die dreizehnte —, und ſtellte derſelben das Unrecht vor, das er erleide. Die Soldaten antworteten: ſie würden ihren Führer und die Volkstribunen vor Ungerechtigkeiten ſchützen.

In jenem Geſpräch mit Cicero hatte Pompejus geäußert, Cäſar werde es nicht auf das Äußerſte ankommen laſſen: wenn das doch geſchehe, ſo glaube er ſtark genug zu ſein, um ihn zu beſtehen; er zeigte ſelbſt eine gewiſſe Mißachtung gegen Cäſar. So war, wie wir wiſſen, auch Cicero geſinnt; er meinte, Cäſar werde nicht alles gefährden wollen, was ihm das Glück verliehen habe. Auf dieſer Seite waltete die Vorausſetzung der unbedingten

Übermacht und eines unzweifelhaften Rechtes vor, welches der Gegner gar nicht einmal leugnen und dem er unter allen Umſtänden unterliegen werde.

Die großen Entſchlüſſe pflegen in momentanen Konflikten zu entſpringen. Um Cäſar zu würdigen, muß man im Auge behalten, daß ſeine Stellung noch keineswegs eine aggreſſive war. Nicht allein ſeine Erwartungen für die Zukunft, ſondern auch die Erwerbungen der Vergangenheit ſah er gefährdet. Dem Gefühl der allgemeinen Verpflichtung, den Beſchlüſſen des Senats zu gehorchen, trat die Erwägung entgegen, daß dieſe Beſchlüſſe doch von Feindſeligkeit gegen ſeine Perſon eingegeben worden ſeien; dem Begriff der bürgerlichen Unterordnung die Idee der Selbſterhaltung —, fügen wir hinzu das Bewußtſein der Eigenmacht, welche nicht allein widerſtehen, ſondern den Sieg erfechten konnte. Pompejus rüſtete zum Krieg; aber er übereilte nichts, zumal da er überzeugt war, daß Cäſar die Feindſeligkeiten nicht beginnen würde. Eine feindſelige Bewegung gegen Cäſar ſtand ohne allen Zweifel bevor.

Man darf nicht wiederholen, daß Cäſar dem Volke in ſeinen Anſprüchen gegen die Ariſtokratie habe zu Hülfe kommen wollen; dieſe Abſicht war wenigſtens eine ſehr untergeordnete. Denn ſehr verändert hatten ſich die Zeiten. Mit dem Eifer und der Thatkraft eines Saturnin oder Sulpicius ließen ſich die Parteigänger Cäſars, Curio und ſelbſt Antonius, nicht vergleichen. Die vorliegende Frage war weſentlich eine Frage der Macht. Sollten Pompejus und der Senat Zeit behalten, ſich gegen Cäſar zu rüſten, um dieſen nicht vielleicht zu vernichten, aber ihm doch ihre Beſchlüſſe als Geſetz aufzuerlegen und ihm die Autorität zu entziehen, die er genoß, oder ſollte Cäſar einem ſolchen Angriff zuvorkommen?

Cäſar hatte das volle Gefühl davon, was er beginne: daß die Fortdauer der beſtehenden Autorität auf der einen Seite, auf der anderen ſeine eigene Exiſtenz in Frage ſtehe.

So ſchritt er entſchloſſen zum Werk. Er hatte ſeiner Provinzen beraubt werden ſollen. Dem begegnete er damit, daß er über die Grenzen derſelben hinaus in ein Gebiet vordrang, wo er geſetzlich nichts zu ſagen hatte. Man erzählt: als er an das Flüßchen gelangte, welches Gallia cisalpina und Italien ſchied, den Rubico, habe er einen Augenblick inne gehalten. Den Freunden, die bei ihm waren, habe er geſagt, wenn er nicht über den Fluß gehe, ſo werde er in Gefahr geraten, wenn er es aber thue, die Welt in Verwirrung bringen. „Der Würfel iſt gefallen“, rief er aus und ging hinüber.

Bürgerkrieg in Italien und dem Occident überhaupt.

Die Macht, mit welcher Cäſar den Rubico überſchritt, war nur geringfügig; aber ſie genügte, die wichtigſten Plätze in der Nähe, Ariminum, Piſaurum, Fanum und Ancona, zu beſetzen. Sein Unternehmen war ein ſolches, das gleich im erſten Augenblicke den entſcheidenden Sieg davontrug.

Welch ein Wechſel in der Hauptſtadt in wenigen Tagen! Der Senat, der Cäſar zu erdrücken gemeint hatte, ſah ſich von ihm überraſcht und gefährdet. Die Verlegenheit war eine unbeſchreibliche, da Rom ſich nicht verteidigen ließ. Im Einverſtändnis mit Pompejus faßte der Senat den Entſchluß, es zu verlaſſen. Pompejus ſagte: die Republik ſei nicht in den Mauern von Rom beſchloſſen.

Um der Stimmung der Zeit inne zu werden, mag man wohl die Briefe Ciceros an Atticus, die in dem intimſten Vertrauen geſchrieben ſind, aufſchlagen. Cicero war von Natur zur Vermittelung geneigt: auch jetzt hatte er Vermittelungsvorſchläge gemacht. Er beklagt ſich, daß ſie von beiden Seiten zurückgewieſen ſeien, nicht allein von den Übelgeſinnten, worunter er die meinte, die an Cäſar hielten, ſondern auch den Wohlgeſinnten; ſie ſeien beide von einer Wut befallen geweſen, den Krieg zu unternehmen. In dem Anrücken Cäſars über die ihm angewieſenen Grenzen in der Richtung gegen Rom ſieht er ein Verbrechen, das er demſelben niemals zugetraut hätte, eine Mißachtung alles deſſen, was Pflicht und Ehre gebiete. Auf das tiefſte aber erſchüttert ihn, daß Pompejus die Hauptſtadt verlaſſe und alle Meinungsgenoſſen eben dazu auffordere und gleichſam nötige. Er habe dem Feinde den Sitz der Götter, die Wohnungen der Menſchen, ſelbſt das Geld in den Händen gelaſſen. Was ſolle aus ihnen und aus ihren Familien werden? — Noch iſt einen Augenblick verhandelt worden. Wie wir von Cäſar, der gewiß der ſicherſte Zeuge iſt, erfahren, hat er verſprochen, ſich zurückzuziehen, wenn auch Pompejus nach Spanien gehe: dann werde man Frieden haben in Italien und in Rom zu freien Deliberationen ſchreiten können. Die Antwort des Senats war, daß Pompejus Italien erſt dann verlaſſen ſolle, wenn Cäſar in ſeine Provinz zurückgegangen ſei: bis zu der wirklichen Vereinbarung werde man in den Rüſtungen fortfahren. Dieſe letzte Klauſel aber war es, die Cäſar bewog, unverzüglich zu Feindſeligkeiten zu ſchreiten. Der Gedanke des Pompejus war geweſen, den eigentlichen Krieg ſo lange zu vermeiden, bis eine anſehnliche Truppenſchar beiſammen ſei. Er würde auch Corfinium aufgegeben haben. Aber gleich hier zeigte ſich die Schwierigkeit ſeiner Heerführung, welche darin lag, daß er mächtige Männer neben ſich hatte, Senatoren und Parteihäupter, welche das Recht zu haben meinten, ihren beſonderen Intentionen zu folgen. Domitius Ahenobarbus, derſelbe, der zum Nachfolger Cäſars beſtimmt geweſen war, hielt es für unehrenhaft, ſich unaufhörlich zurückzuziehen, und warf ſich nach Corfinium, das er feſt genug glaubte, um ſich daſelbſt zu verteidigen. Aber Cäſar, deſſen Heer durch unaufhörlichen Zuzug immer ſtärker wurde, war bald im ſtande, Corfinium einzuſchließen, und dann trat für ihn der ganze Vorteil hervor, in welchem er ſich überhaupt befand. Domitius konnte weder auf einen Entſatz durch Pompejus rechnen, noch den Verſuch machen, ſich, wie dieſer forderte, zu ihm durchzuſchlagen. Seine Truppen waren dazu weder fähig noch geneigt. Mit den Cäſarianern, ihren alten Kameraden, zu ſchlagen, hatten ſie überhaupt keine Luſt. Dazu aber kam dann, daß Cäſar

Gelegenheit fand, einem ihrer Führer zu erklären: er komme nicht, um Rache auszuüben, ſondern um den Schimpf abzuwehren, den man ihm anthun wolle: eine Erklärung, welche, anderen mitgeteilt, alle für Cäſar gewann und ihnen eigentlich die Waffen aus den Händen wand. Die militäriſche Autorität Cäſars, gepaart mit ſeiner Humanität, erfocht bei Corfinium einen unblutigen Sieg. Damit aber fiel Italien überhaupt in ſeine Gewalt.

Es hätte ſich erwarten laſſen, daß Pompejus, der eben noch beſchäftigt war, aus verſchiedenartigen Elementen ein Heer zuſammenzuſtellen, verſuchen würde, Unteritalien gegen einen trefflich gerüſteten Feind, der das mittlere und obere Italien in Beſitz hatte, zu verteidigen. Wahrſcheinlich hat Cicero Recht, wenn er meint, Pompejus habe von Anfang an die Abſicht gefaßt, den Krieg über alle Länder und Meere auszudehnen, um erſt zuletzt Italien als Preis des Sieges wieder einzunehmen. Dahin mußte es doch führen, wenn er unverweilt von Brundiſium nach Dyrrhachium überging, im Geleite der Konſuln.

Ohne Zweifel war ſein Sinn, alle Kräfte des Orients, wo er ſeit ſeinen Siegen als der Repräſentant der römiſchen Größe erſchienen war, um ſich zu vereinigen, zumal da auch in Spanien ein tapferes Heer unter ſeinen Legaten im Felde ſtand. Für Cäſar erwuchs hieraus die Notwendigkeit, ſeine Gewalt vor allen Dingen im Occident feſt zu begründen.

Den inneren Grund ſeiner Überlegenheit lernen wir nochmals aus Cicero kennen, der ganz erſtaunt darüber iſt, daß der Mann, welcher die ſchlechte Sache verfechte, noch Popularität ernte, während der andere, der die gute verteidige, ſeine Freunde ſelbſt verletze Jener erſcheine als Beſchützer ſeiner Feinde, dieſer richte ſeine Freunde zu Grunde; auf den erſten blicke man mit Erwartung von Gnadenerweiſungen, auf den andern mit Beſorgnis vor ſeinem Zorn. Das Üble, das der erſte nicht thue, werde ihm als Verdienſt angerechnet, da er auch die Bedrückungen des letzteren verhindere. Eben darin lag der Grund, daß ſich alle Municipien an Cäſar anſchloſſen.

In Rom, wohin er nunmehr zurückging, fand er zwar keinen Widerſtand — denn wie wäre das möglich geweſen —, aber er that etwas, wodurch er die Antipathien der Plebs erweckte, nicht zwar inwiefern ſie eine ſtädtiſche Genoſſenſchaft bildete, aber inwiefern ſie ſich als einen Teil der Gewalt fühlte, welche die Welt beherrſchte. Bei dem Abzug aus Rom hatten die Konſuln und Pompejus das Ärarium zurückgelaſſen, gleichſam das Allerheiligſte der Republik, in welchem die Geldvorräte, die aus der ganzen Welt zuſammengeſtrömt waren, aufbewahrt wurden, um in einer extremen Gefahr einmal benutzt werden zu können. Die Senatoren hätten gefürchtet, wenn ſie ſich daran vergriffen, den Widerwillen der Plebejer zu erwecken, die in demſelben ihr Palladium ſahen. Auch für Cäſar ſchien das eine Rückſicht bilden zu müſſen; aber er war nicht gewohnt, etwas anderes ins Auge zu faſſen, als die Notwendigkeiten der Lage, in der er ſich befand. Indem er nun eine Abteilung ſeiner Truppen nach dem Tempel des Saturn, in welchem das Ärar aufbewahrt wurde, heranziehen ließ, ſtellte ſich ihm ein Tribun, der einem der vornehmſten Geſchlechter angehörte, entſchloſſen in den Weg. Man leitete den Schatz aus den galliſchen Kriegen her und behauptete, derjenige ſei verflucht, welcher denſelben zu einem anderen Zwecke, als zu einem galliſchen Kriege verwende. Cäſar ſagte: der Fluch könne ihn nicht treffen, da er es ja ſei, welcher die galliſche Gefahr auf immer abgewendet habe.

Die Überlieferung iſt, es ſeien 15 000 Goldbarren geweſen, die er ſich aneignete. Die von den republikaniſchen Autoritäten, unter anderen auch von Pompejus ſelbſt, aus den Provinzen zuſammengebrachten und aufgehäuften Geldmittel ſollten jetzt dienen, die ganze Macht zu untergraben, auf der ſie beruhten. Das Schickſal ſpottet zuweilen der menſchlichen Vorkehrungen, die auf eine unvergängliche Dauer momentaner Inſtitutionen berechnet ſind. Cäſar hat damals nicht gewagt, was er an ſich wünſchte, ſich in einer allgemeinen Verſammlung des Volkes auszuſprechen: er hätte mißliebige Kundgebungen erwarten müſſen. Er ſchritt ſeines Weges weiter.

Sicilien war ſowenig im ſtande, ihm zu widerſtehen, wie Italien. Als Aſinius Pollio in Cäſars Namen nach der Inſel kam, fragte ihn Cato, ob er durch ein Dekret des Senats oder des Volks dazu bevollmächtigt ſei. Aſinius antwortete ihm: der Mann, der jetzt in Italien herrſche, ſchicke ihn. Cato empfahl ihm Schonung der Provinzialen und begab ſich zu Pompejus nach Corcyra.

Den erſten ernſtlichen Widerſtand fand Cäſar in Maſſilia, deſſen Hafen er nicht entbehren konnte, um des Weſtens ſicher zu ſein. Man begreift es, daß Maſſilia ſich an Pompejus anſchloß, der das Mittelmeer vom Seeraub gereinigt und einen ruhigen Verkehr eröffnet hatte; aber in dieſem Hafen ſelbſt erfocht die Flotte Cäſars, von Decimus Brutus geführt, einen Sieg.

Seine vornehmſte Aufmerkſamkeit erforderte Spanien. Es war die Provinz des Pompejus, deſſen Name von den ſertorianiſchen Zeiten bei den einen beliebt, den anderen furchtbar war. Unter den Legaten des Pompejus, Afranius und Petrejus, zogen ſich fünf Legionen zuſammen und nahmen eine feſte Stellung bei Ilerda (Lerida) am Fluſſe Sicoris (Segre). Sie waren urſprünglich beſtimmt, eine Rückwirkung auf Gallien auszuüben Vor allem dieſer Gefahr mußte ſich Cäſar entledigen.

Durch die Schwierigkeiten der Zufuhr, mit welchen er in den Gebirgslandſchaften zu kämpfen hatte, erlangte Afranius einige Vorteile über ihn, ſo daß man in Rom im Hauſe desſelben glückwünſchende Beſuche machte.

Aber auch in Spanien gab es eine dem obwaltenden Syſtem entgegengeſetzte Partei. Da nun Cäſar zunächſt durch den Bau einer Brücke, welche ihm eine freiere Anwendung ſeiner Reiterei geſtattete, das Mittel fand, den Feind auch ſeinerſeits zu bedrängen, ſo konnten die benachbarten Städte, Osca und Calagurris, es wagen, mit Cäſar in Verbindung zu treten und ihm Getreide zu ſchicken. Eine plötzliche Veränderung trat hierüber ein, und die Legaten des Pompejus beſchloſſen, ſich an den Ebro zurückzuziehen. Indem ſie nun Anſtalten dazu trafen, kam ihnen Cäſar mit der rapiden Geſchwindigkeit, zu der er ſeine Truppen eingeübt hatte, zuvor. Die ganze Überlegenheit Cäſars und ſeiner Stellung kam hierdurch zur Erſcheinung. Die Provinzialen gerieten in die Verſuchung, ſich an Cäſar anzuſchließen, und bei ihren eigenen Truppen genoſſen die Legaten doch nicht ein ſolches Anſehen, daß ſie eine Hinneigung zu den ſiegreichen Cäſarianern hätten verhindern können.

Das Ereignis von Corfinium wiederholte ſich, nur eben nicht vollſtändig, in Spanien. Am 2. Auguſt des Jahres 49 ward eine Kapitulation geſchloſſen, nach welcher Afranius und Petrejus ſamt ihren Truppen Spanien räumten.

Die einheimiſchen Mannſchaften wurden ſofort entlaſſen, die übrigen am Varus, wohin ſie geleitet wurden. Die beiden Legaten finden wir ſpäter ſelbſt mit einem Teil ihrer Truppen im Lager des Pompejus wieder; aber Spanien war in einem kurzen und raſchen Feldzug unter die Herrſchaft Cäſars geraten. Auch die Maſſalioten wurden durch Hunger und Waffen genötigt, ſeine Beſatzung aufzunehmen.

Cäſar hatte dergeſtalt den europäiſchen Occident in ſeinem Gehorſam. Eine Bewegung unter ſeinen Truppen, welche die Erfüllung der ihnen gemachten Verſprechungen ſchon in dieſem Augenblicke forderten, wußte er durch die Bemerkung zu beſchwichtigen, daß ja der Krieg, den ſie mit ihm unternommen, noch keineswegs vollendet ſei.

Worauf das meiſte ankam, war die Herſtellung einer nach den zweifelhaften Umſtänden haltbaren Ordnung der Dinge in der Hauptſtadt ſelbſt. Cäſar war nicht in dem Falle des Marius, noch des Sulla, — nicht des erſten, weil er ja nicht proſkribiert war, noch auch des zweiten, weil er den Umfang des römiſchen Reiches keineswegs beherrſchte. Wenn man dennoch von ſeinem Siege gefürchtet hatte, er werde ſich an ſeinen Gegnern rächen, ſo war er dieſer Beſorgnis durch unzweideutige Erklärungen ſchon bei Corfinium begegnet; er hatte ſorgfältig alles vermieden, wodurch die, welche ſich ihm unterwarfen, hätten gefährdet werden können. Darin beſtand das Eigentümliche der Stellung, die er einnahm: er wußte die Wut bürgerlicher Kriege zu vermeiden. In ſeiner Seele lag eine gewiſſe Hoheit der Geſinnung, welche dies Verfahren ihm ſelbſt natürlich und befriedigend erſcheinen ließ; für ſeine Situation war es überdies das einzig Angemeſſene: denn noch hatte er viele Feinde zu beſtehen, gegen welche er auch die zu gewinnen ſuchen mußte, denen es vor allem auf eine ruhige Exiſtenz ankam. Dazu gehörte, daß er eine mit den bisherigen Gewohnheiten der Republik vereinbarte Autorität in der Metropole ſelbſt erlangte. Der Prätor Marcus Ämilius Lepidus hielt ſich für befugt, auf Grund der alten Verfaſſung oder doch einer annehmbaren Auslegung derſelben dem Volke Cäſar zum Diktator vorzuſchlagen. Sonſt war man freilich genötigt, von den bisherigen Gewohnheiten abzuſehen:

kein Beſchluß des Senats ging der Ernennung voran, kein Magiſter Equitum wurde dem Diktator beigegeben.

Auch lag eine vollſtändige Einführung der Diktatur überhaupt nicht in der Abſicht. Aber als Diktator konnte Cäſar Komitien halten, in denen er ſich ſelbſt mit Publius Servilius zum Konſul erwählen ließ. Als Motiv führt er an, daß jetzt die Zeit gekommen geweſen ſei, in welcher er den beſtehenden Geſetzen gemäß Konſul werden dürfe. Dieſe Gewalt übte dann Cäſar mit Vorſicht und Mäßigung aus, nicht jedoch, ohne ſeiner alten Freunde und Anhänger dabei zu gedenken. Er verſchaffte den Transpadanern, mit denen er in alter Verbindung lebte, das ihnen zugeſagte Bürgerrecht; er rehabilitierte die von Sulla von öffentlichen Ämtern ausgeſchloſſenen Nachkommen der Proſkribierten: in der That das wenigſte, was er thun konnte; denn man hätte erwarten können, daß er ihre Güter zurückfordern würde. Einige unter den letzten populären Einwirkungen des Pompejus Exilierte rief er zurück, namentlich Demokraten, wie Gabinius, den Freund des Clodius, nicht etwa Milo.

Kampf zwiſchen Cäſar und Pompejus.

Während Cäſar als Konſul in Rom gebot, gab es einen Senat, der, bei zweihundert Mitglieder ſtark, ſeine Verſammlungen in Theſſalonike hielt. Da man keine Komitien halten konnte, verlängerte derſelbe den Konſuln und Prätoren ihre Amtsbefugniſſe als Prokonſuln und Proprätoren.

Pompejus, deſſen legale Gewalt ebenfalls über die geſetzliche Zeit ausgedehnt war, ſammelte nach vollendeten Rüſtungen eine ſtattliche und glänzende Heeresmacht unter ſeine Fahne. Man zählte 9 Legionen, 7000 Reiter: unter der Reiterei dienten junge Leute aus den berühmteſten Geſchlechtern. Eine Anzahl orientaliſcher Könige, Dejotarus von Galatien und Ariobarzanes von Kappadocien, waren herbeigekommen. Pompejus hatte Bogenſchützen aus Kreta und Kommagene, gewaffnete Reiter aus Thracien und Macedonien. Man unterſchied in ſeiner Flotte ein aſiatiſches, ein rhodiſches und ein phöniziſches Geſchwader. Es war eine römiſch-orientaliſche Kriegsmacht. Die bereits unterworfenen Landſchaften nahmen in provinzialer Selbſtändigkeit an dem Kampfe teil. Auch Athen und Lakonien hatten ihre Kontingente geſtellt. Die Senatoren hofften, ihre bisherige Autorität, wie ſie anerkannt wurde, zu behaupten und das, was in Italien verloren war, in kurzem wiederzuerobern. Der Oberfeldherr fühlte ſich glücklich in der Autorität, die man ihm freiwillig zugeſtand, die aber doch notwendig eine beſchränkte war. Eine unbedingte Gewalt, wie er ſie in ſeinen früheren Feldzügen ausgeübt hatte, konnte er dieſes Mal nicht in Anſpruch nehmen. Die Angeſehenſten von denen, die ſich ihm anſchloſſen, behaupteten doch dabei ihre eigene Meinung. Pompejus war auf Beratſchlagungen mit ihnen angewieſen. Dieſem aus mannigfaltigen Beſtandteilen zuſammengeſetzten, in dieſer Zuſammenſetzung aber noch nicht erprobten Heere trat nun Cäſar mit ſeinen ſieggewohnten, zu einem ſtreitbaren Gemeinweſen erwachſenen Mannſchaften entgegen, in denen es kein Oberhaupt gab, welches neben ihm Berückſichtigung verdient hätte. Der Feind, den er bekämpfte, hatte den griechiſchen Kontinent, ſowie die orientaliſchen Landſchaften, zugleich aber alle öſtlichen Meere in ſeiner Hand. Für Cäſar war keine Wahl; er mußte Pompejus da, wo er war, aufſuchen und ſchlagen; er hätte ſonſt eine Rückkehr ſeiner Feinde und eine allgemeine Bewegung der weſtlichen Provinzen fürchten müſſen.

Von eminenter Bedeutung waren nun die illyriſch-adriatiſchen Gewäſſer, welche einſt die Könige von Epirus und Macedonien zu überſchreiten gehabt hatten. Cäſar bewegte ſich jetzt, wie auch die alten Römer, in der entgegengeſetzten Richtung von Brundiſium nach Dyrrhachium.

Schwerer als je war dieſer Übergang, da das Meer und die Küſte jetzt von einem römiſchen Heer und römiſchen Kriegsſchiffen verteidigt wurden. Die Lage Cäſars wurde dadurch nicht verbeſſert, daß es ihm ſelbſt zwar gelang, auf die entgegengeſetzte Küſte überzuſetzen, aber nur mit einem Teil ſeines Heeres, dem endlich ein anderer unter Antonius, jedoch immer unter der größten Gefahr, nachfolgen konnte. Der Eindruck war, daß Cäſar und ſein Glück, wie er ſelbſt einmal geſagt haben ſoll, allen Stürmen überlegen ſei; man meinte: auch Antonius ſei nur infolge eines glücklichen Umſchlages des Windes in den Hafen am Vorgebirge Nymphäum eingelaufen. Dann aber begann ein ernſtlicher militäriſcher Wettſtreit zwiſchen Pompejus, der Dyrrhachium noch zur rechten Zeit beſetzte, und Cäſar, der ihn von da zu vertreiben verſuchen mußte. In dem Lager, das er am Apſus nahm, traf Cäſar Veranſtaltungen, wie einſt bei Aleſia. Aber Pompejus war kein galliſcher Häuptling; er wußte der römiſchen Belagerung die von den Römern erprobten Mittel der Verteidigung entgegenzuſtellen; er gab die trefflichſten Beweiſe ſeiner militäriſchen Übung und Einſicht.

In dem pompejaniſchen Feldlager war bereits in Erwägung gezogen, ob es nicht das beſte wäre, mit der überlegenen Flotte und dem Heere, das eben im Vorteil war, unmittelbar nach Italien zu gehen und hier den alten Zuſtand wiederherzuſtellen. Wenn man die Briefe Ciceros lieſt, der, wiewohl ſehr ungern, aus Italien herübergekommen war, erkennt man, daß es gleichſam ein politiſches Glaubensbekenntnis war, was die Pompejaner zuſammenhielt. Mit Pompejus glaubte man für alle republikaniſchen Inſtitutionen, auf denen das Selbſtgefühl der Römer beruhte, zu fechten. Wer ſich trennte, wurde als ein moraliſch Abtrünniger betrachtet.

Aber indes hatte Cäſar auf dem Schachbrett des Kriegtheaters einen Zug gethan, der jedes Unternehmen auf Italien verhinderte. Er hatte ſeinen Weg nach Theſſalien genommen, wo bereits eine Abteilung ſeiner Truppen dem Konſul Scipio gegenüberſtand. Unmöglich konnte Pompejus die Konſuln und die Konſularen der Übermacht Cäſars preisgeben. Er ſah die Notwendigkeit, ebenfalls nach Theſſalien zu gehen, wo er ſich mit Scipio vereinigte.

In den Gegenden, wo ſchon mehr als einmal zwiſchen Orient und Occident gekämpft worden war, ſtanden nun die beiden Heere, fertig zu dem entſcheidenden Kampfe, einander gegenüber. Cäſar geriet abermals in eine ſehr bedenkliche Lage. Die Armee des Senats und des Pompejus waren ihm an regelmäßigen Truppen um die Hälfte überlegen. Unermeßlich erſchien ihre Übermacht, wenn man die aus Aſien herangezogenen Hülfsvölker hinzuzählte. So gab es denn in dem vereinigten Lager auch nur Eine Stimme darüber, daß man ſobald als möglich ſchlagen und den Feind vernichten müſſe. Daß Pompejus zögerte, machte man ihm zum Vorwurf. Man leitete es von dem Wunſche her, die angeſehenen Männer, die in ſeinem Lager ſeien, ſo lange als möglich unter ſeinen Oberbefehl geſtellt zu ſehen: er fühle ſich wie ein Agamemnon, wie ein König der Könige.

Wir werden verſichert, unter den alten Oberhäuptern der Republik ſei von nichts mehr die Rede geweſen, als von den Maßregeln, die nach dem Siege getroffen werden ſollten: da habe man auch, ſagt ſelbſt Cicero, an künftige Proſkriptionen gedacht. Schon ſtritten ſich die hervorragendſten Männer um das Pontifikat, welches Cäſar bekleidete, und machten ihre verſchiedenen Anſprüche darauf geltend. Pompejus hatte bei Dyrrhachium einiges Vertrauen zu der Kampffähigkeit ſeiner Truppen gefaßt; allein zu einer Schlacht im offenen Felde zu ſchreiten, trug er doch immer Bedenken. Zu dem großen Treffen, welches über die Zukunft der Welt entſcheiden ſollte, iſt es eigentlich faſt zufällig gekommen. Pompejus hatte eine feſte Stellung am Enipeus genommen, in der er reichlicher Zufuhr verſichert und die ſo feſt war, daß Cäſar Anſtand nahm ihn darin anzugreifen. Aber Cäſar mußte ſchon deshalb baldigſt zu ſchlagen wünſchen, weil es ihm an Lebensmitteln gebrach. Er mußte ſich entſchließen, mit ſeinem Lager aufzubrechen. Indem er dieſe Bewegung vollzog, erwartete er, daß Pompejus derſelben folgen und eine Gelegenheit bieten werde, mit ihm zu ſchlagen. So iſt es denn wirklich geſchehen. Wie es ſcheint, war Pompejus nicht geradezu entſchloſſen, einen entſcheidenden Schlachttag herbeizuführen; er meinte, ſich der Veränderung des feindlichen Lagers bedienen zu können, um es anzugreifen, in Unordnung zu bringen, und den Gegner vielleicht ſelbſt ohne eine blutige Schlacht zu Grunde zu richten. Es war am 9. Auguſt 706 der Stadt, 6. Juni 48 vor unſerer Ära. Als Cäſar Anſtalten zum Abzug traf, bemerkte er, daß auch bei den Gegnern eine Bewegung erfolgte. Eigentlich ſchlagen wollte Pompejus auch jetzt nicht; er ſoll die Cäſarianer mit wilden Tieren verglichen haben, die durch den Hunger zu verdoppelter Wut gebracht ſeien. Cäſar aber wollte es eben dahin bringen, was Pompejus noch zu vermeiden gedachte: Cäſar wollte ſchlagen; denn an der Überlegenheit ſeiner Leute, wenn es zur offenen Feldſchlacht und zum Handgemenge kam, ließ ſich nicht zweifeln.

Wir haben eine militäriſche Beſchreibung der Schlacht von Cäſar ſelbſt, aber auch andere, die von Anhängern des Senats und Pompejus herrühren.

Beiderlei Berichte ſind darin gleichförmig, daß ſie zwei Hauptmomente unterſcheiden. Das erſte war der Angriff der Reiterei des Pompejus, bei der ſich ſeine aſiatiſchen Hülfsvölker befanden; man erwartete, ſie würde die Legionen Cäſars in Unordnung bringen. Aber Cäſar hatte, ohne jedoch ſeine Schlachtlinie zu verändern, eine Reſerve von ſechs Kohorten gebildet, die er auf der rechten Flanke aufſtellte, um nicht von den Feinden überflügelt zu werden. Der vordringenden pompejaniſchan Reiterei gelang es nun wirklich, die cäſarianiſche auseinanderzuſprengen; dann aber begegneten ihr, in raſchem unerwarteten Anlauf, dieſe Kohorten, vor denen ſie nun wieder zurückprallte.

Daran knüpfte ſich die eigentliche Schlacht, die das zweite Moment der Erzählung bildet. Man hat Pompejus getadelt, daß er ſeinen Truppen befohlen hatte, ſich ruhig zu verhalten. Sein Motiv war, daß er den Erfolg des Angriffes der Reiterei abwartete. Nachdem aber dieſe zurückgeſchlagen war, mußte es auch zu einem Kampfe zwiſchen den Legionen kommen. Auf beiden Seiten war man nicht ohne Gefühl davon, daß es Römer, Stammverwandte, Mitbürger ſeien, mit denen man ſchlage. Cäſar hatte ſeine Mannſchaften erinnert, daß es nicht an ihm liege, wenn keine Abkunft getroffen worden ſei: ſeine Abſicht gehe nicht etwa dahin, die römiſche Republik des einen oder anderen Heeres zu berauben. Unter allen Umſtänden legte er den Seinen die Pflicht auf, das Blut der römiſchen Bürger zu ſchonen.

So lieſt man auch in den aus dem pompejaniſchen Lager ſtammenden Berichten: auf beiden Seiten habe man empfunden, daß Römer gegen Römer ſtreiten ſollten, eine Zeit lang inne gehalten, und, als es dann durch den Angriff Cäſars zum Schlagen gekommen, das gewohnte Feldgeſchrei unterlaſſen. Man habe nichts gehört, als das Klirren der Waffen und etwa das Geſtöhne der Gefallenen. Die Legionen des Pompejus waren keineswegs läſſig im Kampf. Cäſar ſelbſt rühmt ihre Tapferkeit. Aber allmählich wurden ſie inne, daß ſie die Schwächeren waren. Die ganze Schlachtordnung ſchickte ſich zum Rückzug an, jedoch fortwährend in unerſchrockenſter Haltung. Die fremden Hülfsvölker ſahen dieſem Kampfe mit Bewunderung zu. Sowie er ſich zum Nachteil des Pompejus entſchied, ſtürmten ſie nach dem Lager desſelben, was wiederum eine Verwirrung in den Legionen veranlaßte. Es war der Moment, in welchem ſich in den Reihen des pompejaniſchen Heeres jene Weiſung verbreitete, die Cäſar den Seinen gegeben hatte, die römiſchen Bürger zu ſchonen. Eben römiſche Bürger aber machten einen großen Teil dieſes Heeres aus. Das Wort verbreitete ſich von Mund zu Mund und brachte eine entſcheidende Wirkung hervor. Die, welche Bürger waren, vertrauten auf dieſes Wort und hielten ſich ſtille. Die Bundesgenoſſen wurden niedergemetzelt. In dieſem Getümmel drang nun Cäſar mit ſeinen Truppen in das Lager des Pompejus vor, der von ſolcher Wendung des Glückes überraſcht und in der Seele betroffen war und nun ſelbſt ſein Lager verließ.

Bei dem Anblick der Verwirrung ſeiner Feinde, die ihren Untergang bedeutete, rief Cäſar aus: „Sie haben es ſo gewollt, ſie würden mich ſonſt verurteilt haben.“ Dahin hatte die Verwickelung der Verhältniſſe eben geführt, daß er das Äußerſte von ſeinen Feinden erwarten oder ſie beſiegen mußte. Das letzte war ihm gelungen. Von den Gefangenen ließ er diejenigen, denen er ſchon einmal hatte Gnade angedeihen laſſen, hinrichten; die römiſchen Bürger, denen er inmitten ihrer Niederlage ihre Rettung angekündigt hatte, nahm er unter ſeine eigenen Truppen auf. Niemals verließ ihn das Gefühl ſeiner Sache, das Bewußtſein, daß er zu den Waffen gegriffen habe, um ſich zu verteidigen. Bei alledem bleibt es wahr, daß er die Republik und die Verfaſſung von Rom in dieſem Augenblick zerſtörte. Wie ſchon öfter bemerkt, unter den Schlachttagen der Weltgeſchichte waltet doch ein großer Unterſchied ob: viele ſind ſekundärer Natur, ſie entſcheiden, aber nur über lokale und untergeordnete Fragen; andere giebt es, welche die Geſtalt der Welt verändern, dem Vergangenen ein Ende machen und die Zukunft beſtimmen. In dem Siege oder der Niederlage liegt das Verhängnis. Eine ſolche war die Schlacht von Pharſalus. Von dieſem Tage an begann die Tendenz der Alleinherrſchaft in den Gebieten, welche damals den Erdkreis ausmachten, die Oberhand zu gewinnen; fortwährend erſtarkt, hat ſie die folgenden Jahrhunderte beherrſcht. Die Schlacht von Pharſalus hat die höchſte Gewalt begründet, die weder Königtum noch Republik iſt: das Kaiſertum, das eben von Cäſar ſeinen Namen hat, und an deſſen Kontinuation ſich die Weltgeſchichte knüpft.

Dem Sieger kam eine eigentümliche Bewegung der unterworfenen Völker zu ſtatten. Die italieniſchen Municipien traten zu Cäſar über, weil ſie ſich den ſtrengen Verfügungen der ſich zum Kriege rüſtenden Optimaten entziehen wollten. So war in Spanien der Übertritt von Osca und Calagurris, welche noch ein Andenken an Sertorius bewahrten und dem Pompejus Widerſtand geleiſtet hatten, der Anfang ſeines Glückes. Das ſüdliche Spanien fiel in ſeine Hand infolge des Abfalles, welchen die Strenge des dritten Legaten des Pompejus, Terentius Varro, veranlaßt hatte. Auf den Kampf in Griechenland haben die Beſorgniſſe der Ätoler und Theſſaler vor den Gewaltſamkeiten Scipios zurückgewirkt. Nach der Entſcheidung kamen aus dem freien Macedonien Botſchaften, die von dem Eifer aller ihrer Freunde für Cäſar nicht genug zu ſagen wußten. Den Anlaß dazu gaben die Anforderungen der ſenatoriſchen Partei, die ein Kopfgeld von Freien und Sklaven forderte, unerträgliche Lieferungen ausſchrieb, alle Städte und Dörfer unter militäriſche Anführer ſtellte und in der unnachſichtigen Handhabung der Gewalt eine Erfüllung der bürgerlichen Pflichten erblickte. So ging es fort. In Pergamum verringerte Cäſar den Tribut und überließ die Einbringung desſelben dem Lande ſelbſt.

Und indes war Pompejus einem gräßlichen Geſchick unterlegen. Als er Pharſalus verließ, hatte er ſeine Sache noch nicht aufgegeben. Es gelang ihm, eine kleine Flotte um ſich zu vereinigen: er gedachte ſich nach dem Schauplatze ſeines alten Ruhmes im Orient zu begeben. Allein dem Beſiegten wollte ſich niemand mehr anſchließen. Er durfte ſich nicht ſchmeicheln, Eingang in Antiochien zu finden, ſo wie Lentulus in Rhodus ausgeſchloſſen worden war. Wir erfahren von Cicero, daß eine allgemeine Verzweiflung der Verbündeten ſich kundgab, und zwar nicht allein in den Städten, ſondern auch bei den Königen. Pompejus hoffte in Alexandrien Aufnahme zu finden, wo der Sohn des Ptolemäus Auletes, zu deſſen Wiederherſtellung er ſo viel beigetragen, den Namen eines Königs führte. Der aber war den Knabenjahren noch nicht entwachſen; die Regierung lag in den Händen einiger Vertrauter des königlichen Hauſes; dieſe waren nicht der Meinung, ſich einer verlorenen Sache anzuſchließen. Auf ihre Veranſtaltung geſchah es, daß Pompejus von der Trireme, auf der er in die Nähe gekommen, mit einem Boote abgeholt wurde; — einiges Vertrauen mochte ihm ein alter römiſcher Soldat, der unter ihm gedient hatte und jetzt erſchien, um ihn abzuholen, einflößen. Der Menſch erwies ihm die Ehre, die einem Imperator zukam: er ſetzte ſich nicht nieder, wie die anderen. Aber als ſie in die Nähe der Küſte gekommen waren, war er es, der den erſten Schlag gegen den Imperator führte. Dieſer verhüllte ſein Haupt in die Toga: ſo iſt er umgekommen.

Es war eben ein Bürgerkrieg, der nicht allein die Römer unter ſich entzweite, ſondern auch die Völkerſchaften nach ſich zog, die ihnen gehorchten.

Als Cäſar an der Küſte von Ägypten landete — denn auch für ihn war es eine Aufgabe, das Land definitiv ſeinen Feinden zu entziehen —, brachte man ihm den abgehauenen Kopf ſeines Gegners; er faßte ihn ſcharf ins Auge: es war Pompejus, ſein alter Verbündeter, einſt Gemahl ſeiner Tochter: er hatte ihn bekriegt, aber nie gehaßt; er beweinte ihn und ließ das Haupt, wahrſcheinlich doch auf ägyptiſche Weiſe vor Verweſung geſichert, in einer Kapelle der Nemeſis in Alexandrien beiſetzen.

Die ferneren Succeſſe Cäſars. Spanien.

Auch Cäſar hatte in Ägypten eine Miſſion zu erfüllen. Doch regierte hier die helleniſtiſche Dynaſtie, welche ihren Ruhm darin ſuchte, die alteinheimiſche fortzuſetzen. Als Cäſar ohne Rückſicht auf dieſe Tradition des höchſten Altertums die römiſchen Faſces vor ſich her tragen ließ, entſtand ein Aufruhr, der ihn in eine perſönliche Gefahr ſtürzte, den er aber überwältigte. An die Stelle der Pharaonen und Ptolemäer trat Cäſar ſelbſtherrſchend ein. Wie die Pharaonen, ſo betrachtete ſich auch Cäſar als den Beſitzer des Königreichs; er machte damit der Tochter des Ptolemäus Auletes, Schweſter des letzten Ptolemäus, Cleopatra, die ihn durch Schönheit und buhleriſche Künſte feſſelte, ein Geſchenk.

Durch Syrien begab er ſich dann nach dem inneren Aſien; im Mai des Jahres 47 vor unſerer Ära finden wir ihn im Kampfe gegen Pharnaces, den

Sohn des Mithridates VI., der ein Verbündeter des Pompejus geweſen war. Cäſar konnte in kurzem das Wort ausſprechen: ich kam, ſah und habe geſiegt.

Damit war die aſiatiſche Kombination, auf welche Pompejus hauptſächlich gerechnet hatte, zertrümmert, aber der Krieg gegen den Senat noch nicht vollendet.

Die Optimaten hatten ihre Kräfte in Afrika geſammelt, wo König Juba von Numidien ihnen einen Rückhalt bot. Den Eiferſüchteleien zwiſchen dem König und den Optimaten, dieſer ſelbſt untereinander machte Cato der Jüngere ein Ende, der von Cyrene her den beſchwerlichen Weg an der Küſte nach Mauretanien dahergezogen war und, als man ihm den Oberbefehl anbot, dieſen an Scipio übertrug, der dort als der einzige Imperator des römiſchen Volkes anerkannt wurde. Hier alſo ſetzte ſich die Regierung des Senats, die bei Pharſalus gebrochen war, fort.

Cäſar, der von Aſien nochmals nach Rom gegangen, konnte ſich nicht im vollen Beſitz einer höchſten Gewalt fühlen, ſo lange Scipio und Cato im Felde ſtanden. Im Herbſte des Jahres 47 ging er über Sicilien nach Afrika über. Seine Landung geſchah nicht ohne die größte Schwierigkeit, da alle Häfen in feindlichen Händen waren. Als er ſein Heer endlich bei Ruspina ſammelte, ſah er ſich bald von den vereinigten Truppen des Scipio, Labienus, Afranius und Petrejus, denen ſich Juba beigeſellte, umringt.

Er geriet auch hier, wie einſt bei Ilerda und bei Pharſalus, in nicht geringe Verlegenheit wegen der für das Heer erforderlichen Lebensmittel; aber ohne Verbündete war er auch hier nicht.

Wenn die Nachkommen des Maſiniſſa für die Optimaten, ſo nahmen die Nachkommen des Bocchus für Cäſar Partei. Ein alter Mitſchuldiger Catilinas, Publius Sittius, hatte ſich in dieſe Gegenden geflüchtet und ſich einen gewiſſen Namen erworben; er hatte keine perſönliche Bekanntſchaft mit Cäſar, aber vermöge der alten Parteiſtellung eine größere Zuneigung zu ihm, als zu den Optimaten. Sittius und der König von Mauretanien waren ohne Zweifel mit Cäſar einverſtanden. Und darf man nicht auch ſagen, daß die Landeseinwohner auch hier in Cäſar einen Befreier von der ſtrengen und drückenden Regierung der Senatoren ſahen? Wenigſtens geſellten ſich vornehme Libyer, ſowie ſie nur ſichere Kunde davon hatten, daß er da war, ihm zu und beklagten ſich über die Bedrängniſſe, denen ſie ausgeſetzt waren. Cäſar wünſchte ihnen zu helfen; aber das ſenatoriſche Heer, das ihm in voller Kraft gegenüber ſtand, hinderte ihn, es zu einer offenen Schlacht kommen zu laſſen. Er beſchloß endlich, Thapſus zu belagern, weil Scipio, dem dieſe Stadt beſondere Treue bewieſen hatte, ſie nicht in ſeine Hände fallen laſſen durfte; und bald hatte er wirklich das Vergnügen, Scipio hinter ſich herziehen und in ſeinem Rücken ein Lager aufſchlagen zu ſehen. Indem Scipio damit noch beſchäftigt war, wurde er ſchon angegriffen. Die Legionen Cäſars fühlten ihre ganze Überlegenheit in den Waffen und drängten ſelbſt zum Angriff. Man erzählt, Cäſar habe in dieſer Stunde an einem Anfall von Fallſucht gelitten; noch im rechten Augenblick ſei er von ſeinem Übel frei geworden: er ſelbſt eilte herbei, gab das Wort „Felicitas“ als Parole aus und führte die Truppen gegen den Feind. Der Ausgang der Schlacht ward einen Augenblick durch die Elephanten in dem Heere des Scipio zweifelhaft gemacht; aber die cäſarianiſchen Schleuderer brachten dieſe in Unordnung. Die römiſchen Soldaten erwehrten ſich der noch einmal furchtbaren Kriegskoloſſe mit kecker Behendigkeit.

Cäſar gewann einen vollſtändigen Sieg. Und hierdurch war nun über Afrika, ja über die Welt entſchieden.

Einen Mann gab es jedoch, der die Unmöglichkeit eines ferneren Widerſtandes einſah und ſich darum doch nicht unterwerfen wollte. Es war Cato.

Die Uticenſer verweigerten den flüchtigen Truppen aus dem Heere Scipios die Aufnahme; ſie erklärten, ſie würden Cäſar um Gnade bitten und zuerſt für Cato. Er ſagte: um Gnade bitte nur ein Beſiegter oder ein Verbrecher; der Verbrecher aber ſei Cäſar, und er kein Beſiegter.

Er ſorgte noch für die Entfernung aller Römer; dann erinnerte er ſich des ſtoiſchen Grundſatzes, daß nur der Weiſe frei ſei; er erneuerte, indem er den Phädon zur Hand nahm, das Andenken an den Tod des Sokrates und die Hoffnung auf die Unſterblichkeit der Seele in ſich; hierauf ſtürzte er in ſein Schwert. Die Wunde war nicht ſogleich tödlich; man verband ihn; er gab vor, ſchlafen zu wollen. Als die Freunde ſich entfernten, riß er ſich den Verband ab und verblutete.

Cato ſtand nicht allein in ſeiner Geſinnung. Als Scipio zurückgetrieben an der Küſte ſich überwältigt ſah, tötete er ſich ſelbſt und ſtürzte in das Meer. Er wollte nicht, daß der wahre Imperator dem falſchen, nicht anerkannten in die Hände falle. Sein letztes Wort war: der Imperator ſei gerettet. Es war der letzte im alten Sinne.

Das Königreich des Juba ward zur Provinz gemacht und dem Salluſtius Crispus, dem Geſchichtſchreiber, als Prokonſul übergeben.

Der Kampf in Theſſalien war gegen Pompejus und die Nobilität zugleich, der Kampf in Afrika gegen die Nobilität allein gerichtet.

Noch einmal aber erſchienen auch die Söhne des Pompejus im Felde, und Cäſar ſelbſt hatte ein Jahr ſpäter einen ſchweren Kampf mit ihnen zu beſtehen.

Dem älteren Sohn des Pompejus, Cnäus, war es gelungen, in dem ſüdlichen Spanien eine überaus anſehnliche Macht zu ſtande zu bringen. Sie beſtand aus Abteilungen des ſenatoriſchen Heeres, deren Entfernung unter einem beſonderen Heerführer ſogar gewünſcht wurde, aus den Überreſten der bei Thapſus geſchlagenen Armee, ſelbſt einigen cäſarianiſchen Truppen, welche durch innere Konflikte zum Übergang vermocht worden waren, und vor allem aus ſolchen Männern, welche dem pompejaniſchen Hauſe mit uralter Verpflichtung verwandt waren.

Das Prinzip der Anhänglichkeit der Truppen an ihren beſonderen Heerführer, welches eigentlich von dem alten Pompejus Strabo zuerſt zur Erſcheinung gebracht und dann für Gnäus Pompejus Magnus die Grundlage ſeiner Größe geworden war, trat jetzt dem allerwärts mit Erfolg gekrönten Gewalthaber Cäſar mit Energie gegenüber. Die Pompejaner waren noch eben beſchäftigt, die Städte und Feſten des ſüdlichen Spaniens, die ſie ſchon zum Teil beſaßen, vollends einzunehmen, als Cäſar, der indeſſen mit der Herſtellung der öffentlichen Ordnung in Rom beſchäftigt geweſen war, und deſſen Truppen den Krieg bisher läſſig geführt hatten, gegen Ende des Jahres 46 ſelbſt im Felde erſchien mit ſeinen beſten Leuten, und allem einen neuen Schwung gab. Indem er Corduba nahm, entſetzte er Ulia, welches die Pompejaner belagerten. Die beiden Heere ſtießen in der Gegend von Munda aufeinander.

Gnäus Pompejus der Jüngere, der ſeinem Heere das Feldgeſchrei „Pietas“ gab, kündigte dadurch an, daß er Rache für ſeinen Vater zu nehmen gedenke. Darauf antwortete Cäſar mit dem Feldgeſchrei „Venus victrix“, in Erinnerung an den göttlichen Urſprung ſeines Geſchlechtes, welcher ihm den Sieg verheiße. Es fiel auf, daß das Schlachtgeſchrei auf beiden Seiten mit gleicher Mächtigkeit erſcholl. Diesmal war an keinen Abfall in den Reihen des Pompejus zu denken.

Es war ein Kampf auf Leben und Tod: wer auch der Beſiegte ſein mochte, er konnte keine Gnade von dem Sieger hoffen: gleichſam ein perſönlicher Kampf für alle. Jeder Fußbreit Landes wurde mit Heftigkeit angegriffen, mit Mut verteidigt. Man hat einen Vers des alten Ennius, der den Einzelkampf der alten Schlacht ſchildert, auf dieſes Treffen angewandt.

Zuweilen ſchien der Widerſtand ſtärker zu ſein, als der Angriff. Endlich verſchaffte eine Bewegung der Pompejaner, welche einen durch die zehnte Legion bedrängten Flügel zu verſtärken ſuchten, was ſich als unausführbar erwies, den Cäſarianern die Oberhand. Die Pompejaner wurden unbarmherzig niedergemacht. Bei 30000 ſollen von ihnen umgekommen ſein. Von den Cäſarianern vermißte man nur 1000. Unter den Gefallenen war auch Labienus, derſelbe, der Cäſar in Gallien die größten Dienſte geleiſtet, ſich aber dann von ihm abgeſondert hatte. Gnäus Pompejus wurde, indem er ſich nach einer öden Gegend zu retten ſuchte, erkannt und umgebracht.

Sehr charakteriſtiſch iſt die Rede, welche Cäſar während dieſes Feldzuges in einer Verſammlung der Eingeborenen in Hispalis gehalten hat. Er erinnert ſie an alle die Wohlthaten, die ſie von ihm und den Römern empfangen, und macht ihnen zum Vorwurf, daß ſie dieſelben, gleich als ob ſie Barbaren wären, mit Abfall und Undank erwidert hätten. Mit ihrer Unterſtützung habe ein junger Menſch, ein Flüchtling, die höchſte Gewalt an ſich geriſſen und das Land mit Verwüſtung erfüllt; ſie hätten ſich für den Augenblick als Sieger betrachtet. „Aber wußtet ihr nicht, daß das römiſche Volk noch Legionen beſitze, die noch zu ganz anderen Dingen fähig waren, als euch Widerſtand entgegenzuſetzen, ſelbſt wenn ich umgekommen wäre, — Legionen, von deren Ruhme der Erdkreis erfüllt iſt?“

Siebzehntes Kapitel.

Alleinherrſchaft Cäſars. Seine Ermordung und deren nächſte Folgen.

Cäſar hatte durch ſeine Schilderhebung vor allem ſich ſelbſt zu ſchützen geſucht. Aber der Sieg hatte viel weiter geführt.

Alle Gegner waren geſtürzt, ihre Macht vernichtet; welche Stellung ſollte nun der neue Sieger nach erfochtenem Siege einnehmen?

Man könnte meinen, es hätte nur bei ihm geſtanden, die unterworfenen Landſchaften zu einem Gemeinweſen — wie wir uns ausdrücken: zu einem Staate — umzubilden. Allein unabhängig von Rom, welches die Eroberungen vollzogen, konnte ein ſolches Gemeinweſen gar nicht gedacht werden. Aus der erwähnten Rede in Hispalis erhellt vor allem, daß Cäſar ſeine Sache als untrennbar von der Sache Roms betrachtete: die Legionen, die ihm folgen, verfechten vor allem die Sache des römiſchen Volkes.

Cäſar hatte die Kriege, die ihm Ruhm und Macht verſchafften, im Namen der Republik geführt; als er von dieſer, wie ſie damals beſtand, unter der Autorität des Senats, beſchränkt werden ſollte, ſich gegen dieſelbe erhoben, auf den Grund geſtützt, daß ſie ihm Unrecht thue, und ſie niedergeworfen. Von der Idee der Republik konnte er ſich ſo wenig losreißen, wie von der Idee von Rom überhaupt. Zur Rettung ſeines von den Gewalthabern mißachteten republikaniſchen Rechtes hatten ſeine Truppen den Krieg beſtanden. Und welch eine Macht in den Traditionen der republikaniſchen Freiheit liege, hatte ſoeben der Tod Catos und Scipios gezeigt. Cäſar mußte den Erfolg ſeiner Siege mit dieſen Traditionen vereinbaren. Aus den Siegen ſelbſt aber entſprangen ihm Bedingungen, die ſeinen abſoluten Willen einſchränkten.

Zu den Erfolgen ſeiner Waffen hatte es beigetragen, daß er die Bevölkerungen zugleich von einem Druck der ſenatoriſchen Partei befreite, der ihnen ſehr beſchwerlich fiel. Die beſitzenden Klaſſen hatten ſich ihm mit einer gewiſſen Spontaneität angeſchloſſen; eine radikale Umwälzung konnte er unmöglich vornehmen.

Vergleichen wir ihn mit Sulla, der zuerſt eine Art von monarchiſcher Gewalt in Rom beſeſſen hatte, ſo tritt vor allem die unermeßliche Differenz hervor, daß Sulla ſeine Macht durch Proſcriptionen zu ſichern für notwendig hielt — eine Maßregel blutiger Rachſucht, von welcher die Seele Cäſars ferne war. Aber noch andere Unterſcheidungen ihrer Politik giebt es, die man nicht unberührt laſſen darf.

Cäſars Stellung war eine größere und umfaſſendere. Sulla hatte doch nie die Republik in ihrem ganzen Umfange beherrſcht, wie Cäſar nach dem Siege in Spanien. Hauptſächlich aber: Sulla war immer Parteihaupt geblieben; ſein Zweck war vor allem die Reſtauration des Senats in einer halt=

baren Form. Eben dieſe Form nun hatte Cäſar geſtürzt. Aber er war darum nicht auf die entgegengeſetzte Seite getreten. Vom erſten Augenblick an hat er ſich gehütet, den Forderungen der populären Leidenſchaften, die an ihn gerichtet worden waren, Gehör zu geben.

Unmittelbar nach der Schlacht von Pharſalus trat dies an den Tag. Während Cäſar ſich in Ägypten aufhielt, hatte Cornelius Dolabella, ein geborener Patricier, der, wie Clodius, durch Adoption Plebejer und dann Volkstribun geworden war, Geſetze, welche eine allgemeine Verwirrung in den Geldangelegenheiten hervorzurufen drohten, beantragt. Sie enthielten durchgreifende Beſtimmungen über Schuldentilgung und Hausmiete, zum Nutzen der Schuldner und Inſaſſen der Häuſer, zum Nachteil der Gläubiger und Hausbeſitzer. Aber eben dieſe konnte ſich Cäſar unmöglich entfremden.

Cäſar vermied alles, was als ein Eingriff in die beſtehenden Rechte erſcheinen konnte. Eine Umſchreibung der Schuldregiſter, von der man ſprach, wäre wider ſeine Intentionen geweſen. Sein Magiſter Equitum, der ſeine Gedanken kannte, Marcus Antonius, ſtellte ſich der Bewegung des Dolabella entgegen; er trieb die verſammelte Menge, welche die Durchführung der Geſetze verlangte, mit bewaffneter Macht auseinander. Achthundert Plebejer ſind da auf der Stelle geblieben. Dem Dolabella wäre auch ein heroſtratiſcher Ruhm erwünſcht geweſen, jedoch war er noch zu einem anderen Geſchicke aufbewahrt.

Wir haben ein Gutachten, angeblich und ſehr wahrſcheinlich von Salluſtius Criſpus — wie es denn den moraliſchen Schwung atmet, der die Schriften dieſes Autors überhaupt kennzeichnet, — in welchem die Erforderniſſe erörtert werden, die aus der allgemeinen Situation unmittelbar nach dem Siege für Cäſar entſprangen.

Er berührt darin dieſe Gärungen des Forum und ſpricht den Wunſch aus, daß denſelben auf immer ein Ende gemacht werde. Er verdammt das Beſtechungsweſen, das in Gang gekommen, die Gewinnſucht der Wucherer auf der einen, das Treiben einer wilden Jugend auf der anderen Seite. Ein jeder ſolle angewieſen werden, von ſeinem Beſitz zu leben.

Cäſar war als ein Förderer der Unruhen des Forum betrachtet worden; ſowie er zur Gewalt gelangt war, hielt er dieſelben im Zaum.

Im engſten Zuſammenhange hiemit — denn alles beruhte auf dem Beſtande des geſellſchaftlichen Lebens — ſteht das Verhältnis Cäſars zu dem Heere, dem er Verſprechungen gemacht hatte, durch welche alles in Verwirrung geſetzt zu werden drohte. Nach der Schlacht von Pharſalus empörten ſich die Soldaten mehr als einmal; zwei Legionen forderten die Belohnungen an Geld und Ländereien, die ihnen vor derſelben gemacht worden waren. Als Cäſar aus Aſien zurückkehrte, ließ er ihnen ſagen: noch ſei der Krieg nicht zu Ende, nach demſelben werde er noch 1000 Denare mehr zahlen, als in Theſſalien verſprochen worden ſei. Aber ſie verjagten ſeine Abgeordneten, und unter allerlei Freveln zogen ſie nach Rom. Cäſar jedoch verſtand ſie zu behandeln.

Mitten in den Tumult trat er plötzlich ſelbſt; ſie ſahen ihren Imperator wieder, und auf ſeine Frage, was ſie begehrten, wagten ſie nur zu ſagen: Entlaſſung. Er antwortete: „Ich entlaſſe euch, Quiriten; und alles“ — fügte er hinzu — „was ich euch verſprochen habe, werde ich halten, wenn ich aus Afrika zurückkomme und mit anderen Legionen triumphiere.“ Bei dieſen Worten legte ſich ihr Sturm; ſie fühlten, daß ſie allenfalls entbehrlich waren, und wollten ſich die Ehre nicht nehmen laſſen, auch noch den afrikaniſchen Krieg zu beendigen.

Als Cäſar aus Afrika zurückkehrte, hielt er jene vier prächtigen Triumphe über Gallien, Ägypten, Pontus und Numidien.

Hauptſächlich ſuchte er das Volk und die Soldaten zu befriedigen. Dem Volk wurde ein ungeheures Bankett gegeben: man ſchmauſte an 22000 Triclinien; man aß Muränen und trank Falerner; jeder Bürger erhielt 1000 Denare und die Hausmiete eines Jahres, zugleich mit einem Geſchenk an Öl und Getreide.

Dann verteilte Cäſar Geld und Land an die Soldaten. Jeder Gemeine erhielt 5000 Denare; nach dem Grade ſtieg die Summe. Auch er richtete Militärkolonien ein.

Aber mit der Gewährung der Wünſche waren Repreſſionen verbunden. Manche Soldaten hielten den Aufwand der Feſte für einen Verluſt, der ihnen an dem ihnen Gebührenden zugefügt werde: Cäſar ließ die Rädelsführer hinrichten. Von dem Volk ſchloß er bei den monatlichen Getreideſpenden, zu denen ſich halb Italien verſammelte, die Hälfte oder mehr als die Hälfte der bisherigen Empfänger aus. Eine gewiſſe Agitation erhielt ſich beſonders in den Kollegien der Handwerker, die ein Mittelding zwiſchen Zunft und Klub waren, ſo daß ſich politiſche Anregungen in denſelben einſtellten. Cäſar hob die von Clodius eingerichteten Kollegien auf; für die übrigen wurde feſtgeſetzt, daß ihre Verſammlungen nicht mehr ohne Aufſicht ſtattfinden ſollten.

Wenn nun aber die öffentliche Ordnung beſtand, welches war die Stellung, die er ſelbſt inmitten derſelben einnahm?

Wollte man den weſentlichen Unterſchied zwiſchen der an Herrſchaft ſtreifenden Autorität des Pompejus und der Autorität, welche Cäſar durch ſeine Siege errungen hatte, bezeichnen, ſo lag derſelbe vor allem darin, daß Pompejus zu ſeinen Handlungen der Autoriſation des Senats und, nach den damaligen Formen, des Volkes bedurfte und darüber mit ihnen verhandeln mußte; Cäſar aber die höchſte Gewalt als den Preis des Sieges zugleich über den Gegner und über den Senat in die Hand nahm.

Die vorliegende Frage war nun, wie eine ſolche Autorität mit der bisherigen Verfaſſung, der ſie im Grunde geradezu entgegen lief, doch formell wieder in Einklang gebracht werden konnte. Daran, daß Cäſar dem Volke die legislative Gewalt, die ihm durch die tribuniciſchen Agitationen hatte verſchafft werden ſollen, zugeſprochen hätte, war nicht zu denken. Er nahm dieſe vielmehr ſelbſt in Beſitz. Cäſar hatte den Senat geſtürzt; aber des

Senats konnte auch er nicht entbehren. Schon durch die unter der Cenſur des Appius Claudius im Jahre 50 vorgenommenen Ausſchließungen war dieſe Körperſchaft geſchmälert; durch die Ereigniſſe des Krieges war ſie vollkommen auseinandergeſprengt worden. Cäſar ſchuf ſich einen neuen Senat, indem er die von ihm geſetzten Magiſtrate nach ihrem Austritt aus dem Amte als Senatoren betrachtete. Dieſer Senat nun faßte nach der Niederlage der altſenatoriſchen Partei bei Thapſus Beſchlüſſe von der größten Wichtigkeit.

Er erkannte den Sieger als das Oberhaupt an; er übertrug ihm durch die Diktatur die Unverantwortlichkeit für die ganze Dauer ihres Beſtehens. Indem nun hiemit auch die Cenſur unter dem Titel: Praefectura Morum, verbunden wurde, der das Recht zukam, aus dem Senat auszuſchließen, ſo erklärte ſich der Senat, der ſeine Exiſtenz dem Sieger verdankte, in ſeiner ganzen Zuſammenſetzung für unabhängig von demſelben. Cäſar ſchloß nicht allein aus, wer ihm mißfiel, ſondern er nahm auf, wen er wollte. Er brachte ſeine Waffengenoſſen aus Gallien und Spanien, Tribunen und Centurionen ſeines Heeres und viele andere, von denen nicht allemal unzweifelhaft war, ob ſie Freigeborene ſeien, in den Senat. Gleich im Anfang wurde ihm eine bevorzugte Stelle bei den Sitzungen desſelben, das Recht, ſeine Stimme zuerſt abzugeben, votiert. An der Neubegründung des Senats nahm das Volk keinen Anteil. Es verlor ſein Recht, zu den Magiſtraturen zu wählen, aus denen derſelbe hervorging, wenn nicht gerade formell, aber faktiſch. Dies mag damit entſchuldigt worden ſein, daß dem Unweſen der Beſtechungen, welche in den letzten Zeiten das Forum beherrſcht hatten, wie ja auch Salluſt geraten, ein Ende gemacht werden ſollte. Inſofern aber das Recht beſtehen blieb, wurde ihm doch ſeine bisherige Beziehung zu der allgemeinen Verfaſſung möglichſt entzogen. Ein Beiſpiel von Cäſars Verfahren bildet ſeine Anordnung in Bezug auf die Quäſtur. Cäſar vermehrte die Zahl der Quäſtoren auf vierzig; er ſetzte jedoch feſt, daß bei den zwanzig zuerſt zu ernennenden ſeine Empfehlung berückſichtigt werden müſſe. Dieſe ſeine Kreaturen bildeten dann eine regelmäßige Ergänzung des Senats. Aber unabhängige Magiſtraturen, die ſich auf eine eigene Autorität geſtützt haben würden, konnte es bei dem neuen Zuſtand der Dinge überhaupt nicht geben. Die Römer hatten jetzt ein Oberhaupt, das nur noch Beamte brauchte, ohne alle republikaniſche Oppoſition. Dabei blieb es, daß die erledigten Provinzen an die abtretenden Prätoren und Konſuln verteilt wurden, aber die Ernennung zu dieſen Ämtern lag ganz in Cäſars Hand; die Amtsdauer der prätoriſchen und konſularen Provinzen wurde von ihm neu beſtimmt. Das öffentliche Vermögen behandelte er ganz nach ſeinem Gutdünken durch ſeine eigenen Leute, wie es denn auffiel, daß er dringende Geſchäfte, namentlich ſolche, welche beſonderes Vertrauen erforderten, durch ſeine Freigelaſſenen ausführen ließ. Niemand hätte ihm in den Weg treten können. Die Tribunen, die an ſich dazu berufen geweſen wären, hatten keine Bedeutung mehr. Ihre Inviolabilität wußte Cäſar ſogar zu ſeinem Vorteil zu benutzen: er ließ ſie auf ſich ſelber übertragen. Das Oberpontifikat, das ihm die alten Gegner ſo beſonders beneidet hatten, verſchaffte ihm auch Anſehen im Kreiſe der mächtigen Prieſterſchaften.

Durch die Siege in Spanien gelangte der Oberbefehl über die bewaffnete Macht vollends in ſeine Hände. Er beherrſchte die Provinzen in ihrem vollen Umfang. An jeder Stelle finden wir die Tendenzen einer werdenden Monarchie, verbunden mit Repreſſionen der Mißbräuche und Sorge für das allgemeine Wohl. Ein Denkmal ſeiner großes und kleines umfaſſenden Thätigkeit iſt die Lex Julia municipalis, welche unter ſeiner Autorität im Jahre 45 ins Leben trat. Darin finden ſich eingehende Beſtimmungen über die Reinigung und Erhaltung der Straßen in Rom und der nächſten Umgegend, denen nur eine lokale Bedeutung zukommt; überdies aber eine Beſtimmung über den Empfang der Getreideſpenden, durch welche es möglich wurde, die Wohlhabenden von denſelben auszuſchließen, ſo daß die Zahl der Empfänger, wie berührt, verringert werden konnte.

Die Hauptſache aber iſt eine Art von Städteordnung für die Municipien und Kolonien, welche dahin zielte, das Decurionat und die ſtädtiſche Magiſtratur von dem Eindringen unwürdiger Mitglieder zu reinigen. Zu denen werden auch ſolche gerechnet, welche durch anderwärts ergangene Verurteilungen betroffen worden waren. Der Mangel des erforderlichen Alters ſoll durch geleiſtete Kriegsdienſte ergänzt werden können. Ein Cenſus wird angeordnet, der mit dem Cenſus in Rom in engſter Verbindung ſtehen ſoll, ſo daß man die Zahl und Qualität der römiſchen Bürger jeden Augenblick überſehen konnte. Cäſar ſelbſt war damals nicht Cenſor; aber als Praefectus Morum ſtellte er einen Cenſus an, nicht mehr in den alten Gewohnheiten, ſondern nach der durch die nunmehrige Lage der Dinge gebotenen Weiſe. Die durch den Beſitz der Gewalt ihm zugeteilten Befugniſſe übte er würdig und großartig aus.

Man muß davon abſehen, die Reihenfolge der Attributionen, die Cäſar ſich erteilen ließ oder ohne weiteres in Beſitz nahm, eingehend aufzuzählen. Wir ſind darüber viel zu dürftig unterrichtet. Aber über allen dieſen Kumulationen magiſtratiſcher Befugniſſe und der Ausübung der damit verbundenen Gewalten ſchwebte noch eine andere Idee, die, aus den Siegen entſprungen, einen höchſt umfaſſenden perſönlichen Anſpruch in ſich ſchloß.

Nach dem ſpaniſchen Kriege ſind Gold- und Silberdenare geprägt worden, die auf dem Revers das lorbeerumkränzte Haupt Cäſars zeigen mit der Beiſchrift Cäſar Imperator, auf der Rückſeite die Venus Victrix mit der Lanze in der einen, der Victoria in der andern Hand. Man ſah in ſeinen Siegen und der aus denſelben hervorgegangenen Gewalt bereits etwas Übermenſchliches.

Das erhellt unter anderem auch daraus, daß man auf dem ehernen Bild des Weltkreiſes, wie man ihn verſtand, ein Bildnis Cäſars angebracht hat mit der Beiſchrift: er iſt ein Halbgott. Eine unterwürfige Dienſtbefliſſenheit, in der man doch mehr ſehen darf, als bloße Schmeichelei. In dem Sieger, von dem alles abhing, erkannte man etwas an die Gottheit ſtreifendes, über die Grenzen des menſchlichen hinausgehendes an, dem man ſich unterordnete. Von den Pharaonen Ägyptens war die Idee der Göttlichkeit der höchſten Gewalt auf die macedoniſchen Dynaſten übergegangen. Durch Cäſar erlangte ſie Eingang in Rom.

Die höchſte Gewalt, die jetzt zum erſtenmal in Einer Hand konzentriert, gegen welche eine legale Oppoſition in Rom ſelbſt unmöglich war, widmete ihre Thätigkeit univerſalen Zwecken; ſie ſetzte ſich große Ziele, welche den ganzen Umkreis der unterworfenen Völker umfaßten. Nicht mehr die Hauptſtadt mit ihren inneren Umtrieben und Entzweiungen, ſondern der Gedanke eines Mannes, der dieſen ein Ende gemacht hatte, ſollte das Scepter führen. Von Sinope her bis nach Gades wurde eine Anzahl von Militärkolonien angelegt, um den Verkehr auf dem inneren Meer zu ſichern. Das Wichtigſte vielleicht von allem, was Cäſar geleiſtet hat, iſt ſeine Ausbreitung des lateiniſchen Namens in der weſtlichen Welt. Das cisalpiniſche Gallien erhielt durch ihn das römiſche Bürgerrecht; das transalpiniſche wurde durch römiſche Kolonien latiniſiert; einige der wichtigſten galliſchen Städte bekamen lokale Bezeichnungen nach der Nummer der Legionen, welche unter Cäſar Gallien unterworfen hatten.

Auf der pyrenäiſchen Halbinſel hat er zuerſt die Luſitaner bezwungen und alsdann den Gehorſam des nördlichen und ſüdlichen Spaniens befeſtigt; von Iberien zuerſt, dann aber von dem nördlichen Gallien aus hatte er der römiſchen Welt den Atlantiſchen Ocean eröffnet. Er kann als der vornehmſte Begründer der romaniſchen Welt im Occident überhaupt betrachtet werden. Auf dem Grunde, den er legte, hat ſie ſich erhoben und die Jahrhunderte überdauert.

Aber in der Stellung, in der er war, als Inhaber der geſamten römiſchen Kriegsmacht, mußte er auch den Orient ins Auge faſſen. Die Römer empfanden es tief und bitter, daß das Reich im Oſten von den Parthern eine Niederlage erlitten hatte, welche noch immer die Situation des Orients beſtimmte. Cäſar war entſchloſſen, auch dieſen öſtlichen Krieg perſönlich in die Hand zu nehmen. Er ſoll gedacht haben, die Parther zu beſiegen, dann von Oſten her das Kaspiſche Meer zu erreichen, alsdann den Pontus Euxinus zu umkreiſen, an der Donau die Geten zu ſchlagen und durch Germanien nach Italien zurückzukehren.

Man kann von der Abenteuerlichkeit eines die Welt nach einer grundfalſchen Vorſtellung umfaſſenden Planes abſtrahieren. Der Gedanke, mit den Parthern zu ſchlagen und die Autorität des römiſchen Reiches jenſeit des Euphrat zur Anerkennung zu bringen, war dagegen eine in der Entwickelung der Dinge wohlbegründete Abſicht. Zur Behauptung der Stellung Roms in der Mitte der weltbewegenden und miteinander ringenden Völkerkräfte gehörte die Überwältigung dieſes zuletzt ſiegreich gebliebenen Feindes. Die aus den inneren Irrungen der Republik hervorgegangene Alleinherrſchaft, eben in ihrer Bildung begriffen, konnte nicht anders, als dieſe univerſale Kombination ergreifen.

Unmittelbar nach ſeinen großen Erfolgen im ſüdlichen Spanien faßte Cäſar — denn der Begriff Ruhe war ſeiner Seele fremd — die Abſicht, die römiſchen Streitkräfte, die dazu in Bereitſchaft geſetzt wurden, nach dem Orient zu führen. Hiebei traf nun aber mit der in Rom ſich ſelbſt regenden Idee, die neue Macht an die Gottheit anzuknüpfen, ein anderer Gedanke zuſammen, der ſich zwar nur auf einen Titel bezog, aber durch dieſen das Innerſte des Gemeinweſens berührte.

In den ſibylliniſchen Büchern wollte man geleſen haben, daß nur ein König die Parther bezwingen könne. Wenn man die Denkungsart der Orientalen ins Auge faßt, ſo läßt ſich das nicht allein begreifen; es hat einen tiefen Sinn, ſelbſt für die univerſale Geſchichte. Denn das war ja die größte Schwierigkeit, auf welche Alexander der Große geſtoßen war, daß er den Begriff des orientaliſchen Königtums nicht von ſich weiſen konnte und dieſen doch mit den Begriffen des Occidents von der höchſten Gewalt nicht zu vereinigen vermochte. Noch bei weitem mehr, als dem griechiſchen, widerſtrebte eine ſolche Verbindung dem römiſchen Ideenkreis; ſie lief demſelben ſchnurſtracks entgegen. Denn die Ausſchließung des königlichen Titels war gleichſam der Grundſtein, auf welchem die römiſche Verfaſſung beruhte. Und wie mächtig auch immer die Erſcheinung Cäſars in die Vorſtellung der Menſchen eingriff, ſo bemerkte man doch bei dem erſten Verſuch, der neuen Anſchauung Raum zu verſchaffen, daß ſie nicht populär war. Schon war, wenigſtens indirekt, von einer Succeſſion die Rede. Cäſar war noch in einem anderen Sinne, als jemals ein anderer, zum Imperator erklärt worden; der Titel ward ſeinem Namen vorgeſetzt. Der Senat hatte votiert, daß derſelbe in dieſer Form auch auf die Nachkommen Cäſars, der keine Söhne hatte, aber einen ſeiner nächſten Verwandten zu ſeinem Nachfolger erklären konnte, übergehen ſollte. Unleugbar iſt es, daß auch die Herſtellung des königlichen Titels in Ausſicht genommen wurde. Bei den Luperkalien (am 15. Februar 44) ſtellte Marcus Antonius gleichſam die Frage auf; er bot dem Imperator ein Diadem dar: Cäſar wies das dargebotene Diadem zurück. Der Akt des Anerbietens ward doch von dem Volke nicht mit dem freudigen Zuruf begrüßt, den man erwartet hatte; die Abſicht ſelbſt aber wurde mit Rückſicht auf das ſibylliniſche Orakel nicht aufgegeben. Man hielt für möglich, daß Cäſar in Rom Imperator ſein, in den Provinzen aber eine königliche Gewalt ausüben ſollte. Man nahm an, daß darüber noch vor der Abreiſe Cäſars zu dem parthiſchen Feldzug Beſchluß gefaßt werden würde.

Da läßt es ſich nun gar nicht anders erwarten, als daß dagegen von ſeiten der alten Republikaner, die ſehr zahlreich in den Senat aufgenommen worden, eine Reaktion verſucht werden würde, die bei der damaligen Lage der Dinge nicht anders, als eine gewaltſame ſein konnte. Cäſar hatte die beiden Parteien um ſich vereinigt und dieſe ſich ihm angeſchloſſen. Seine Anhänger ſelbſt meinten, die Republik werde in einer oder der anderen Form, nicht als bloßer Schatten, ſondern als eine wirkliche Inſtitution beſtehen.

Keineswegs vertilgt war die Partei des Pompejus: ſie kam nach ausgefochtenem Kriege litterariſch zu einem gewiſſen Leben. Höchſt feindſelig lauten die Berichte über den letzten Krieg, die von den Pompejanern herrühren. Cäſars Vorhaben wird darin von Anfang an als ein auf Alleinherrſchaft gerichtetes betrachtet. In den Schlachten erſcheint er grauſam bis zur Unmenſchlichkeit: ſeine Klemenz wird einfach als Maske betrachtet. Viele Anhänger, einige Oberhäupter dieſer Partei waren in den Senat aufgenommen. Cäſar rechnete auf ihre Dankbarkeit: denn er hatte ſie doch begnadigt; ſie verdankten ihm gewiſſermaßen ihr Leben. Wer ſollte es aber glauben: die Gnade machte auf die Begnadigten keinen Eindruck. Sie nahmen die Wohlthat an, die ihnen zufiel, aber gleichſam zähneknirſchend; dem Manne, der ſie ihnen erzeigte, meinten ſie keinen Dank ſchuldig zu ſein: denn dem gebühre die Stellung nicht, in der er in den Stand komme, ihnen Gnade zu erweiſen. Als König aber oder auch nur mit dem Anflug einer göttlichen Berechtigung, die man ihm zuſchrieb, würde er dies höchſte Recht der Souveränität, das der Begnadigung, unfehlbar beſeſſen haben. Alle die republikaniſchen Gefühle, die im Gegenſatz gegen die alten Könige vor langen Jahrhunderten entſprungen und ſeitdem in einer Generation nach der anderen genährt worden waren, erwachten in demſelben Grade, in welchem die Konſolidation der höchſten Gewalt fortſchritt, ſodaß die Herſtellung des königlichen Titels als bevorſtehend angeſehen werden konnte. Neben den Bildſäulen der Könige auf dem Kapitol war jetzt die Statue Cäſars aufgerichtet worden; aber noch eine andere gab es dort: die des durch die Sage verherrlichten Begründers der Republik, der das alte Königtum ſtürzte, Lucius Junius Brutus: auf die richtete man jetzt ſeine Augen. Man brachte das Gedächtnis desſelben mit den laufenden Begebenheiten in Verbindung; man heftete wohl Inſchriften an, wie jene: Brutus, Du ſchläfſt. Eben bekleidete wieder ein Brutus eine der höchſten Würden der Stadt. Ein Anhänger Catos des Jüngeren noch mehr ſelbſt als des Pompejus, dem er in das Feldlager gefolgt war, aber doch immer auch von Cäſar hochgehalten, hatte er ſich nach der Schlacht von Pharſalus dieſem angeſchloſſen, innerlich freilich niemals mit ihm verſöhnt. Eben die Geſtalt Catos erhob ſich nach ſeinem Tode frei von den perſönlichen Bemäkelungen, welche der Lebende immer erweckt, zu größtem Anſehen: er galt als der Märtyrer der Republik und der Grundſätze der Stoa, welche die Gemüter zu beherrſchen anfing.

Es giebt eine politiſche Religion, die nicht gerade dogmatiſch ausgebildet zu ſein braucht, um die Gemüter mit ſich fortzureißen. In der Erinnerung an die alte Zeit und die großen Beiſpiele der Vorfahren liegt eine unwiderſtehliche Gewalt. Es kommt nicht darauf an, daß die Geſchichte des Königtums und ſeines Sturzes fabelhaft und ſelbſt mythiſch iſt: ſie war durch die letzten litterariſchen Bearbeitungen der Sage in das lebendigſte Gedächtnis getreten und galt für unbedingt hiſtoriſch. Marcus Brutus hielt es gleichſam für ſeine Pflicht, dem Rufe ſeines vermeintlichen Ahnherrn nachzueifern.

Er hatte damals die Stelle des Prätor urbanus inne; zu ſeiner Seite ebenfalls ein Pompejaner, der Cäſar beigetreten war, Cajus Caſſius, die des Prätor peregrinus. Brutus war ein gemütvoller, dem Studium der Hiſtorie und der Philoſophie hingegebener Ideolog; Caſſius erſcheint in den wenigen Überreſten, die wir von ihm haben, ſchneidend und ſcharf als ein ſarkaſtiſcher Realiſt, der es mit bitterſtem Widerwillen wahrnahm, wie die Republik Schritt für Schritt unterging. In Männern, wie dieſer, fand jene alte Mythe von Romulus und ſeinem Untergang durch den Senat Widerhall. Man meinte: auch jetzt ſei der Senat noch fähig, gegen einen Gewalthaber die Initiative zu ergreifen. Urſprünglich waltete zwiſchen Brutus und Caſſius kein Vertrauen ob. Jetzt aber fing ein ſolches an, ſich zu bilden. Brutus wurde von Caſſius gefragt, wie er ſich bei der nächſten Senatsverſammlung zu verhalten gedenke, in welcher über die Herſtellung des Königtums verhandelt werden würde. Brutus antwortete: er werde ſie nicht beſuchen. Caſſius verſetzte: ſein Amt als Prätor urbanus mache es ihm doch zur Pflicht. Brutus ſprach aus: er werde, wenn er komme, die Freiheit verteidigen. Ein Wort, an das ſich eine Verſtändigung zwiſchen ihnen knüpfte, die nun aber nicht ihre alten Parteigenoſſen allein, ſondern auch erklärte Anhänger Cäſars umfaßte. Dieſe hatten an der Verwaltung der Geſchäfte einen ſelbſtändigeren Anteil zu nehmen oder doch größere Berückſichtigung zu finden gehofft, als ihnen zu Teil wurde.

Cajus Trebonius, der erſt im Tumult des Forums, dann in den Feldzügen in Gallien, endlich auch in den Bürgerkriegen — er leitete die Belagerung Maſſilias von der Landſeite — als entſchloſſener Anhänger Cäſars aufgetreten war, hatte ſich doch immer zu dem Grundſatz bekannt, daß die Freiheit des Volkes der Freundſchaft eines einzelnen vorzuziehen ſei. Einſt ſprach er ſich in Narbo gegen Antonius über den Undank Cäſars und das Unglück der Republik aus, ſchwieg aber ſtill, als er keinen Anklang fand. Ein anderer Kriegsgefährte Cäſars, Tillius Cimber, den man für den Abkömmling eines Cimbern hält, ein trunkliebender und rachſüchtiger Menſch, fühlte ſich durch den Imperator, der ſeinen Bruder exiliert hatte, ſelbſt beleidigt. Cäſar hatte die eine und die andere Partei auszugleichen und eine wie die andere zu beherrſchen vermeint; die Folge war, daß ſich hervorragende Männer von beiden Seiten gegen den Druck, den er ausübte, vereinigten, oder, wie man ſagt, verſchworen. Wie nahe einander beide Teile ſtanden, kann man daraus abnehmen, daß von den Gebrüdern Caſca der eine, Publius, als ein Anhänger der Optimaten, der andere, Cajus, als Freund Cäſars betrachtet wird.

Urſprung und Fortgang der Verbindung ſind im einzelnen nicht überliefert worden. Man darf annehmen, daß die Hauptſache in der Zwiſchenzeit zwiſchen den Luperkalien, dem 15. Februar, und dem 15. März, den Iden, auf welche die entſcheidende Senatsſitzung in der Kurie des Pompejus anberaumt war, geſchehen iſt. Allem Anſehen nach ſollte darüber entſchieden werden, ob nicht Cäſar außerhalb Roms wirklich den Titel König führen könne. Für Rom hatte er das mit dem ſtolzen Worte abgelehnt: da ſei er als Cäſar Jupiter der König. Dieſe Abweichung der Abſichten und Eventualitäten machte aber in dem Entſchluſſe der Verſchworenen keine Änderung: Cäſar ſollte das Diadem ſo wenig außerhalb Roms tragen, als in Rom; ſie wollten überhaupt keinen Herrn. Cäſar hatte keine Ahnung von ſeiner Gefahr; Warnungen, die ihm zugekommen ſein ſollen, gewannen ihm keine Beachtung ab.

Er lebte und webte in dem großen orientaliſchen Entwurf, mit deſſen Ausführung er alle ſeine Siege zu krönen und den Erdkreis unter ſich zu vereinigen gedachte. Da aber zeigte ſich recht der Gegenſatz zwiſchen den Männern der kriegeriſchen Republik und dem Oberhaupt. Der Augenblick war gekommen, in welchem die Parther beſiegt, die römiſche Macht in dem inneren Aſien ausgebreitet werden konnte. Die Legionen, unbeſchäftigt nach allen anderen Seiten, waren bereit, ihre Waffen nach dem Orient zu wenden, unter dem Imperator, der ſie immer zum Siege geführt hatte. Aber die Römer, ſonſt ſo eroberungsbegierig, ſchraken vor der Wirkung zurück, welche dieſer Erfolg auf Rom ſelbſt ausüben würde: ſie würde den vollen Untergang der Republik eingeſchloſſen haben.

Die vornehmſten Senatoren verſchworen ſich, den Mann zu ermorden, der dies Werk vollbringen konnte.

Zur Ausführung des beſchloſſenen Mordes gehörte es, daß der Mitkonſul Cäſars, deſſen unerſchütterlicher und immer kampfbereiter Genoſſe, Marcus Antonius, von dem jene demonſtrative Darbietung des Diadems herrührte, von der Sitzung ferngehalten wurde. Trebonius übernahm das Geſchäft, während ein anderer der alten Vertrauten Cäſars, Decimus Brutus, ſich dazu hergab, den Imperator, der an dieſem Tage zögerte, zu beſtimmen, ſich mit ihm in die Kurie zu begeben. Cäſar nahm Platz auf den ihm beſonders vorbehaltenen Seſſel, ohne den Mitkonſul, der neben ihm ſitzen ſollte. Man ſieht: ſollte die That geſchehen, ſo war keine Zeit zu verlieren; denn jeden Augenblick konnte Antonius eintreten. Der wilde Tillius Cimber näherte ſich dem Konſul-Imperator und bat ihn, die Rückkunft ſeines Bruders zu geſtatten. Daß Cäſar dies, wenn nicht ablehnte, doch nicht ſogleich bewilligte, war das Zeichen zu ſeiner Ermordung. Wir haben die

Pflicht, zu berichten, wie dies gräßliche Werk ausgeführt worden iſt. Cimber riß mit beiden Händen die Toga Cäſars herunter, und zugleich führte Publius Caſca einen Streich gegen ſeinen Hals, der aber nur die Bruſt traf und abglitt. Cäſar ſcheint gemeint zu haben, daß es nur ein Akt perſönlichen Haſſes gegen ihn ſei, den er abwehren könne. Er ſprang auf, riß dem einen die Toga aus den Händen und fiel dem andern in den Arm. Er verteidigte ſich mit dem, was er eben in Händen hatte: dem Griffel der Schreibtafel. Der ſtarke und körperlich gewandte Cäſar würde ſie abgewehrt haben, wenn er mit ihnen allein zu thun gehabt hätte; aber indem er ſich gegen Caſca kehrte, empfing er eine Wunde in der Seite und gleich darauf mehrere andere: er wendete ſich nach allen Seiten hin. Man ſagt, er habe geknirſcht und geſchnaubt wie ein auf der Arena getroffenes wildes Tier. Alles war ein Moment; keiner von den Senatoren, die er ſelbſt gemacht hatte, kam ihm zu Hülfe. Unter denen, welche das Schwert gegen ihn zückten, erblickte er — ſo ſagt man — auch Marcus Brutus, den er beſonders liebte, ſo daß man ihn ſogar für den eigentlichen Erzeuger desſelben gehalten hat; er rief das Wort aus: „Auch Du, mein Sohn?" Dann ſank er nieder und trug nur noch Sorge, mit der linken Hand — denn die rechte war in der Abwehr begriffen geweſen — die Toga dergeſtalt zuſammenzufalten, daß ſeine Blöße bedeckt wurde. So iſt Cajus Julius Cäſar umgekommen: der Überwinder aller Provinzen, in welchem das römiſche Reich einen intelligenten Mittelpunkt gefunden hatte, der Begründer der lateiniſchen Welt des Weſtens: auf dem Sitz ſeiner Macht, mitten in dem Senat. Von den dreiundzwanzig Wunden, die ihm beigebracht worden, war wenigſtens eine tödlich. War es die, welche Marcus Brutus und Cajus Caſſius gemeinſchaftlich und gleichſam wetteifernd dem Konſul beigebracht hatten? Brutus iſt in dem Getümmel ſelbſt an der Hand verwundet worden. In der Sänfte, in der Cäſar gekommen war, wurde ſeine Leiche von drei armſeligen Sklaven — denn alles andere Gefolge war auseinander gelaufen — in ſeine Wohnung gebracht.

Wollte man ſich Cäſar als einen Fürſten denken, dem die Mörder durch Herkommen oder Huldigung zum Gehorſam verpflichtet waren, ſo müßte die That als eine der verabſcheuungswürdigſten betrachtet werden, die jemals vollzogen worden ſind. Die Moral des Altertums erlaubte Handlungen dieſer Art. Wie wurden die Tyranniciden in dem alten Griechenland von der öffentlichen Stimme als Landesbefreier gefeiert! Die Verſchworenen ſahen in Cäſar eben nur einen Tyrannen und meinten, durch ihre blutige Handlung das Vaterland zu befreien. Daß der faktiſche Gehorſam in eine Art von Unterthanenpflicht verwandelt würde, dahin wollten ſie es nicht kommen laſſen. Unaufhörlich haben ſie ſich auf die Verjagung der alten Könige bezogen. Welch ein Unterſchied aber in den Zeiten und den motivierenden Gedanken. Bei der Verjagung der Tarquinier ging alles von den übermütigen Gewaltthätigkeiten der engeren Familie des Herrſchers aus: hier war von einer ſolchen eigentlich nicht die Rede. Die Macht des zweiten Tarquinius lehnte ſich an das Übergewicht der Nachbarn über Rom; Cäſar beherrſchte die Welt. In den alten Zeiten begnügte man ſich, den König zu verbannen; Cäſar wurde ermordet. Die Republik wurde einſt auf die Inſtitutionen des Königtums begründet; dem Diktator rechnete man es als die ſchwerſte Verſchuldung an, daß er das Königtum, wenigſtens unter gewiſſen Formen, habe wiederherſtellen wollen. Um ſich des Königtums zu erwehren, vereinigte ſich damals die Stadt zu einem auswärtigen Kriege; jetzt war alles das Werk der heftigſten inneren Parteiungen. Die Partei, welche die Ermordung vollzog, war durch patriotiſche Erinnerungen, die an Religion ſtreifen, belebt; ſie fußte auf den republikaniſchen Gedanken, der ſeit Jahrhunderten der vorwaltende in der Welt geworden war. Doch hat man wohl erinnert: Brutus ſei doch kein echter Stoiker geweſen; denn die Stoa vertrage ſich mit dem Königtum. Abſtrahieren wir aber von der republikaniſchen Moral; kommen wir auf die politiſche Intelligenz, welche doch nicht ein Gefühl des Augenblicks, ſondern eine Erwägung der unfehlbar zu erwartenden Folgen vorausſetzt.

Die politiſche Frage lag darin, ob der Senat, unter dem die Weltherſchaft erworben war, geeignet ſei, dieſelbe zu verwalten.

Der Senat konnte doch dem inneren Bedürfnis der Republik nicht gerecht werden, einmal weil er ſich in verſchiedenartige Intereſſen ſpaltete, die alle befriedigt ſein wollten; hauptſächlich aber auch deshalb, weil die Civilgewalt nicht Kraft genug hatte, um die militäriſchen Oberhäupter in Pflicht zu halten.

Cäſar war der Meinung geweſen, ſchon durch die Inviolabilität, die man ihm votiert, die Verdienſte, die er ſich um alle namhaften Perſönlichkeiten erworben hatte, die Notwendigkeit des großen Unternehmens, mit dem er umging, geſichert zu ſein. Ein beſſeres Oberhaupt zu finden, war nicht möglich; und wie er dann, wenn es ihm gelungen wäre, die Parther zu beſiegen, den Staat geordnet hätte: wer wollte es ſagen? Er würde die Alleinherrſchaft für ſeinen Nachfolger unerſchütterlich feſtgeſtellt, aber — kein Zweifel — er würde zugleich alles Lebensfähige in der Hauptſtadt und den Provinzen zu konſervieren Bedacht genommen haben.

Im Beſitz dieſer Stellung und der daran ſich knüpfenden unermeßlichen Ausſicht iſt er getötet worden.

In dem Ereignis kann ich nur den objektiven Konflikt der großen Intereſſen ſehen.

Der republikaniſche Gedanke, der in der Geſchichte der vergangenen Zeiten wurzelte, erhob ſich gegen den monarchiſchen, der eben in ſeiner Bildung begriffen war und den Anforderungen der Gegenwart entſprach.

Man täuſcht ſich häufig, wenn man in den Formen der Verfaſſung ihr eigenſtes Weſen erblickt. Senat und Volk beſtanden wie vor alters; aber die Elemente, aus denen ſie ſich bildeten, waren ganz andere geworden. Nicht mehr im vollen Sinne des Wortes konnten die Plebejer als Nachkommen und Erben der Verſammlungen, von denen die älteſte Geſchichte Roms meldet, betrachtet werden: ſo mannigfaltig waren ſie, beſonders ſeit die Italiker das Bürgerrecht erlangt hatten, mit fremden Beſtandteilen verſetzt worden. Die bürgerſchaftliche Verfaſſung der alten Zeiten war durch den Einfluß der militäriſchen Inſtitutionen in ſich zerſprengt. Das Unweſen der Beſtechungen, die Agitationen des Forums bildeten einen anderen Kreis der Gedanken und der geſellſchaftlichen Beziehungen. Noch weniger faſt konnte der Senat, wie er damals beſtand, als Fortſetzung des alten Senats angeſehen werden. Der alte Senat hatte den Krieg mit Cäſar geführt und war von demſelben vernichtet worden. Der Senat, wie er damals war, mußte großenteils als ein Werk Cäſars betrachtet werden.

Die Verſchworenen wurden ihres Irrtums ſogleich inne.

Weder bei dem Senat noch bei dem Volk, welches ſie mit ſich fortzureißen gedacht hatten, fanden ſie nach vollbrachter That Beiſtimmung oder auch nur Gehör. Zunächſt wirkte nur die Beſorgnis vor der Anarchie wie eine Panik. In der Unkunde darüber, was eigentlich vorgegangen und woher es rühre, dachte jedermann auf ſeine eigene Sicherheit. Die Verſchworenen ſammelten ſich auf dem Kapitol, wo eine Schar Gladiatoren, die ihnen Decimus Brutus zugeführt hatte, eine Art Wache für ſie bildete. Aber was wollte das im Vergleich mit der Macht der Gegner ſagen! Von den beiden vornehmſten und eingeweihteſten Gehülfen Cäſars beſaß der eine, Antonius, das Konſulat mit einer Autorität, welche ihm zu entwinden die Männer nicht verſuchen konnten, die die regelmäßige Verfaſſung der Behörden erneuern zu wollen erklärten; der andere, Lepidus, ſtand an der Spitze der ſtädtiſchen Legion, zu der er — ſie war auf der Tiberinſel aufgeſtellt — unverweilt aus der Kurie hinwegeilte und ſie alsbald in die Stadt einführte. Der erſte Gedanke, der ſich in der Verſammlung der Verſchworenen regte, ging dahin, eine Abkunft mit Antonius zu treffen, deſſen Autorität ſie ja anerkannten. Antonius lieh den Vorſtellungen über das Recht und die Glorie der Republik, welche wiederherzuſtellen jetzt die Zeit gekommen ſei, ſein Ohr, ohne zu widerſprechen. Allein er machte dagegen eine andere Betrachtung geltend: die nämlich, daß man Cäſar durch Geſetz für unverletzlich erklärt habe und die Republik ihn an ſeinen Feinden zu rächen verpflichtet ſei. Er war, wie wir mit Beſtimmtheit erfahren, von Anfang an mit Lepidus einverſtanden. In der tumultuariſchen Gärung aber, in welcher die Stadt ſich befand, wäre eine Gegenwirkung doch nicht an der Zeit geweſen. Antonius gab nach, daß in dem Tempel der Tellus, nahe ſeiner Wohnung, eine Senatsverſammlung gehalten werden ſolle, um in der Sache Beſchluß zu faſſen. Eine Senatsverſammlung von eminenter Bedeutung, an welcher Cicero einen ſehr wirkſamen Anteil nahm.

Cicero war von Cäſar mit vieler Rückſicht behandelt worden und hatte ſelbſt einen Platz in dem Senat, den dieſer ſich bildete. Er würde ſchwerlich Bedenken getragen haben, ſich an den Herrſcher anzuſchließen, wenn dieſer die Oberhand behalten hätte. An den Beratungen, welche der Ermordung Cäſars vorausgingen, hatte er keinen Anteil; aber das vollbrachte Ereignis erweckte ſeine republikaniſchen Ideen. Schon auf dem Kapitol ſchloß er ſich den Verſchworenen an; er billigte ihre Verhandlung mit Antonius und erſchien nun ſelbſt in dem Tempel der Tellus bei der von dieſem bewilligten Verſammlung des Senats.

Von den Punkten, die in derſelben zur Beratung kamen, war der vornehmſte, wie man ſich zu den Verfügungen ſtellen werde, deren Urheber ſoeben umgebracht worden war. Sollte man ſie annehmen oder verwerfen? Wenn man ſie verwarf, ſo wurde der beſtehende Zuſtand in Rom, in Italien, in der Welt überhaupt zweifelhaft, und einer unabſehbaren Verwirrung wäre dadurch Thür und Thor geöffnet worden. Wenn man ſie aber beſtätigte, ſo verloren die Urheber und Genoſſen der Ermordung dadurch den Rechtsgrund, auf den ſie ſich ſtützten. Dieſer lag darin, daß Cäſar ſeine Gewalt uſurpiert habe und ein Tyrann geweſen ſei: dann aber hätte der entſeelte Körper des Tyrannen durch die Straßen geſchleppt und in den Tiber geworfen werden müſſen; Brutus und Caſſius wären die Häupter der wiederhergeſtellten Republik geworden. Der Senat entſchied ſich für die Annahme der Einrichtungen Cäſars, dem er ja ſelbſt ſein Daſein verdankte. Wenn man mit dieſer Annahme auch ihre Vorausſetzungen und folgerichtigen Konſequenzen verband, ſo lag darin eine Verurteilung der Ermordung Cäſars und die Berechtigung, vielleicht die Pflicht, die Urheber derſelben zu verfolgen. Das würde aber den Bürgerkrieg ſofort veranlaßt haben: denn es widerſprach den republikaniſchen Ideen, die nun doch wieder erwacht waren und, wie in manchem anderen, ſo namentlich in Cicero lebten.

In jenem Dilemma fand Cicero eine Auskunft, die ein ſehr gelehrtes Anſehen hat. Was die Athener nach dem Falle der dreißig Tyrannen beſchloſſen hatten, dem Vorangegangenen nicht weiter nachzuforſchen, ſondern es mit Vergeſſenheit zu bedecken, das kam ihm auch für die römiſche Republik nachahmungswürdig vor. Er ſetzte den Beſchluß einer Amneſtie durch, welches Wort erſt ſeitdem recht in Anwendung gekommen iſt. Darin lag keineswegs eine Billigung des Vorgefallenen, aber doch der Beſchluß der Strafloſigkeit derer, die dazu mitgewirkt hatten. Man kann nicht leugnen: es war ein Widerſpruch in ſich ſelbſt; es bildete eben eine Auskunft nur für den Moment.

Hätte man das Andenken Cäſars verurteilt, ſo würde auch kein feierliches Begräbnis zugeſtanden, ſein Teſtament würde ungültig geworden ſein. Es gab Stimmen genug, welche weder dieſes abkündigen laſſen, noch eine Begräbnisfeier geſtatten wollten. Dieſe Meinung aber konnte ſich gegen die der einmal beſchloſſenen Anerkennung der Verfügungen Cäſars nicht behaupten, die Verfügungen ſchloſſen das Teſtament ein. Das Teſtament Cäſars wurde als zu Recht beſtehend verleſen. Der Geiſt der Milde und Fürſorge, den es atmete, erweckte die Sympathien des Volkes: denn auch dieſes war darin mit reichen Zuwendungen an Geld und Grund und Boden bedacht. Als man vernahm, daß er unter den Erben zweiter Ordnung für ſein Privatvermögen auch einen Mann genannt hatte, der an der Ermordung einen ſehr wirkſamen Anteil genommen, Decimus Brutus, machte ſich eine tiefe Entrüſtung gegen dieſen, die auch ſeine Genoſſen betraf, bemerkbar.

Dann kam die Leichenfeier. Antonius, der die übliche Rede hielt, verweilte nicht lange bei den Handlungen Cäſars. Statt aller war die eine, die er erwähnte: daß nämlich der Erbfeind, der einſt die Stadt verbrannt und dieſe alle die Jahrhunderte, die ſeitdem verfloſſen waren, bedroht hatte, von Cäſar auf immer niedergeworfen worden war. Und nicht ohne Eindruck konnte es bleiben, als er dann die vor nicht langer Zeit gefaßten Beſchlüſſe verleſen ließ, durch welche Cäſar als unverletzlich und heilig, als Vater des Vaterlandes, zu dem jeder Bedrängte ſeine Zuflucht nehmen könne, proklamiert worden war; was ſollten dieſe jetzt anfangen, ſo fragte Antonius, da der, zu dem ſie ſich hätten flüchten können, ſelbſt ermordet worden ſei. Mit dreiundzwanzig Wunden, deren Spuren er an der zerfetzten Toga nachwies, ſei der allgemeine Beſchützer aus der Welt geſchafft worden.

Das Volk wurde nicht allein mit Mitleiden erfüllt, ſondern zur Rache entflammt; ein allgemeiner Tumult erhob ſich, in welchem die Häuſer der Urheber der Mordthat mit Zerſtörung bedroht wurden. Dieſe ſelbſt wichen jetzt aus der Stadt. In Rom war für ihre Ideen offenbar kein Platz mehr; ſie begaben ſich nach den Provinzen, die ihnen Cäſar vorbeſtimmt hatte. Der innere Widerſpruch ſpringt in die Augen, da das Amt, das ſie antraten, auf den Verfügungen deſſen beruhte, der durch ihre Hand umgekommen war. Überhaupt zeigt der Augenſchein, daß auch nach dem Tode Cäſars die Partei, die er hinterlaſſen, bei weitem die Oberhand hatte. Die Verſchworenen waren nur Geduldete, und zwar infolge des Amneſtiegeſetzes. Sie würden nur wenig zu bedeuten gehabt haben, wäre ihnen nicht eine innere Entzweiung der Cäſarianer zu Hülfe gekommen, die zu einer großen Verwickelung führte.

Achtzehntes Kapitel.

Krieg zwiſchen den Cäſarianern und den Verſchworenen.

Cäſar hinterließ keinen Sohn, aber einen Erben, der ſoeben zu männlichen Jahren heranreifte. Im Jahre des ciceroniſchen Konſulats war Cäſars Nichte Atia, Tochter der Julia, mit einem Knaben niedergekommen, in Rom ſelbſt, am Fuße des Palatin, unter dem glückverheißenden Zeichen des Steinbocks. Atia war die Tochter eines Plebejers aus Aricia; ihr Gemahl, Cajus Octavius, gehörte einem ritterlichen Geſchlecht aus Velitrae an: er hatte einige glückliche Feldzüge gemacht und bewarb ſich eben um das Konſulat, als er ſtarb. Dieſer Knabe, Cajus Octavius, der einzige männliche Sproſſe der Familie, erfreute ſich der Fürſorge ſeines Großoheims, den er auf dem ſpaniſchen Feldzuge begleitet hatte; auch an dem Triumphe desſelben nahm er Teil. Er verdankte ihm die Erhebung in das Patriciat, das Cäſar überhaupt erneuerte, und an welches ſich prieſterliche Anwartſchaften knüpften, — er war beſtimmt, denſelben auf dem Feldzuge in den Orient zu begleiten, wozu er ſich in Apollonia, wo eine Truppenabteilung ſtand, zugleich durch Teilnahme an deren militäriſchen Übungen und durch Studien in den Wiſſenſchaften der Griechen vorbereitete. In dieſer unbeſtimmten Jugendſtellung erreichte ihn mit der Kunde von dem Tode ſeines Oheims zugleich die, daß dieſer ihn adoptiert und zu ſeinem Erben erklärt hatte, — vielleicht das erſte Beiſpiel einer Adoption durch Teſtament, an deren Legalität aber kein Zweifel aufkam. Octavius hatte den Mut, ſie anzunehmen. Denn damit war bei den Stürmen jener Tage auch eine gewiſſe Gefahr verknüpft; er begab ſich in dieſer Abſicht unverzüglich auf den Weg nach Rom. Er hieß noch Octavius! ſo erſcheint er ſelbſt in den Briefen Ciceros, als er nach Italien kam. Aber der Name, den er annahm, war Cäſar. Octavian hieß er, wie Scipio Ämilianus den Namen der Familie, aus der er ſtammte, beibehielt und den Namen des Adoptivvaters als ſeinen eigenen führte. Was wollte das nun aber ſagen: Sohn und Erbe eines Cäſar. Man erzählte, in dem Lager bei Munda ſei aus einem Palmenbaum ein Sprößling aufgewachſen, der in kurzer Zeit den Stamm überragte: Cäſar ſelbſt habe dies auf dieſen ſeinen künftigen Erben gedeutet.

Fürs erſte konnte, da durch den Tod Cäſars deſſen ganze Stellung vernichtet worden war, von einem ſo hohen Ziele nicht die Rede ſein. Es kam nur zunächſt auf die eigentliche Verlaſſenſchaft nach den Dispoſitionen des Teſtamentes an. Auch daran aber knüpfte ſich unmittelbar ein politiſcher Anſpruch. Denn da Antonius ſich in den Beſitz des Privatvermögens Cäſars geſetzt hatte und dadurch in den Stand gekommen war, das Volk für ſich zu gewinnen, ſo begreift man, wenn hierüber Streitigkeiten zwiſchen beiden ausbrachen. Der junge Cäſar konnte unmöglich gegen ihn zurücktreten; er erklärte wohl, er werde, wenn die Hinterlaſſenſchaft für die im Teſtament ausgeſetzten Vermächtniſſe nicht zureiche, ſein eigenes väterliches Erbe zu dieſem Zwecke verkaufen. Seine Freigebigkeit und die natürliche Wirkung, welche es hervorbringen mußte, daß man in ihm den durch Blutsverwandtſchaft und Teſtament berechtigten nächſten Erben Cäſars ſah, veranlaßte, nicht ohne den Einfluß einiger anderer kleiner Vorfälle, daß Antonius die Gunſt des Volkes verlor. Zugleich war zwiſchen Antonius und dem Senat ein anderer ſehr bedeutſamer Streit ausgebrochen. Im Widerſpruch mit den Beſchlüſſen der erwähnten Sitzung, in welcher die Verfügungen Cäſars anerkannt worden waren, ſetzte Antonius durch, daß Macedonien dem Marcus Brutus abgeſprochen wurde, ſowie Syrien dem Caſſius. Sie ſollten dafür mit Cyrene und Kreta abgefunden werden. Die Abſicht des Antonius ging dahin, dem Decimus Brutus das cisalpiniſche Gallien abzugewinnen; er verlangte, daß Decimus dieſe Provinz ihm überlaſſen und dagegen Macedonien erhalten ſolle. Der Senat verweigerte das; aber bei dem Volke hatte er es durchgebracht und faßte nun den Plan, auf den Grund dieſes Beſchluſſes das cisalpiniſche Gallien dem Decimus Brutus zu entreißen.

Hierdurch aber brach Antonius mit dem Senat, der ſeine ganze Autorität aufgab, wenn er ſeine Verfügungen nicht aufrecht erhielt, und ſehr zufrieden war, daß Decimus ſich weigerte, den Forderungen des Antonius Folge zu leiſten. Indem ſich nun darüber eine kompakte Majorität im Senat gegen Antonius bildete, ereignete ſich zugleich, daß die in Capua angeſiedelten Veteranen Cäſars, anfangs nicht ohne Schwanken, aber doch zuletzt entſchieden ſich von Antonius losſagten und an Octavian anſchloſſen. Hierüber erwachte die Hoffnung der Republikaner, doch noch zur Wiederherſtellung einer republikaniſchen Verfaſſung gelangen zu können. An ihrer Spitze erſcheint Cicero, der hier noch einmal zu einer Stellung gelangte, die in der Geſchichte unvergeßlich iſt. Marcus Tullius Cicero war mehr eine deliberative, als eine aktive Natur; dem Zuge der Begebenheiten ſich entgegenzuſetzen, fehlte es ihm an der Unerſchütterlichkeit, die auf der inneren Stärke und Solidität einer einmal ergriffenen Poſition beruht. Er hatte ſich einſt an Pompejus angeſchloſſen, als dieſer die Macht des Senats beſchränkte; dagegen an den Senat, als es darauf ankam, denſelben gegen die Meutereien Catilinas in Schutz zu nehmen. Cicero hielt ſich damals zu den Optimaten, in deren Sinne die Hinrichtung der Einverſtandenen Catilinas erfolgte; da ihn dieſe aber einer popularen Agitation gegenüber, die eben durch jene Handlung hervorgerufen wurde, nicht zu ſchützen vermochten oder es auch nur verſuchten, hat er ſich mit dem Triumvirat verſtändigt und ſich am meiſten dem mächtigſten der drei, dem Pompejus, angeſchloſſen. Dem hauptſächlich verdankte er es, wenn ihm eine Miſſion nach Cilicien anvertraut wurde, in der ihn die dortigen Truppen ſelbſt als Imperator begrüßt haben. Militäriſche Bedeutung hatte ſeine Verwaltung nicht: man findet im Laufe der Begebenheiten kaum Gelegenheit, ihrer zu gedenken. Sie hat aber einen anderen unvergeßlichen Zug: Cicero hielt ſich frei von allen Begehrlichkeiten, von Habſucht und Ehrgeiz, die in den Provinzen im Schwange gingen. In ſeinem Thun und Leben waltet noch ein anderes Prinzip, das aus den Ideen der griechiſchen Philoſophie, die er in ſich aufnahm, in ihm entſprang. Auch das iſt ein Ereignis, daß dieſe Gedanken in der Mitte der wilden Parteikämpfe eine Stätte fanden. Man kann den Briefwechſel zwiſchen Cato und Cicero in jener Epoche nicht ohne Teilnahme leſen.

Nun aber folgten andere Zeiten. Wir erwähnten, wie tief Cicero von dem Streit zwiſchen Cäſar und Pompejus berührt wurde; wie viel Mühe er ſich gab, ihn zu vermeiden; wie er ſich zwar der Partei des Pompejus anſchloß, aber mit innerem Widerſtreben, ſodaß die Schlacht von Pharſalus eigentlich kein Unglück für ihn war. Cäſar gewährte ihm eine ſchonende und gütige Aufnahme, auch einen Platz in ſeinem Senat; aber von ſelbſtändigem Anteil an den Geſchäften des Staates wurde er doch ausgeſchloſſen. Er benutzte die unfreiwillige Muße, die ihm zu Teil wurde, zu rhetoriſchen und philoſophiſchen Studien. Die geleſenſten ſeiner Schriften: Brutus, Hortenſius, der leider verloren gegangen iſt, über die Natur der Götter, das Gute und Böſe, ſtammen aus dieſer Epoche. Ein Atemzug von Verbindung des Landlebens mit der Benutzung einer griechiſch-römiſchen Bibliothek ſchwebt über dieſen Schriften. Daß nun aber Cicero dabei die republikaniſchen Ideen, in denen er erwachſen war, und die durch ſeine Studien genährt wurden, nicht aufgab, verſteht ſich von ſelbſt.

Wir kennen den Einfluß, den er bei jener Senatsſitzung im Tempel der Tellus ausübte. Hauptſächlich ihm war es zu verdanken, wenn die beiden Parteien nicht geradezu in Kampf gerieten; von einer eigentlichen Ausſöhnung konnte doch nicht die Rede ſein. Als Antonius und der Senat ſich abermals entzweiten, ſtellte ſich Cicero auf die Seite des Senats: denn er war Republikaner von Grundſatz und Gefühl. Soweit ging er nicht, ſich für die Verſchworenen zu erklären; er würde dann entſchieden Partei ergriffen haben, was ſeiner vermittelnden Natur entgegenlief. Da ſtellte ſich ihm nun der junge Octavian dar; deſſen Sache machte er zu der ſeinen. Cicero glaubte ſich bei einer Begegnung mit Octavian überzeugt zu haben, daß dieſer ihm vollkommen ergeben ſei. Ein Produkt dieſes Momentes ſind die Reden Ciceros gegen Antonius, die er in Erinnerung an Demoſthenes, freilich nicht eben zu guter Vorbedeutung, die philippiſchen nannte.

Mit der Lage von Athen dem Philippus gegenüber läßt ſich die Lage des römiſchen Senates dem Antonius gegenüber nicht vergleichen. Nur inſofern hatte das Verhältnis eine gewiſſe Ähnlichkeit, als Antonius mit ſeinen in Oberitalien geſammelten Scharen die Hauptſtadt gefährden konnte, wie Philipp Athen. In dieſer Haltung trat nun Cicero zugleich als Verbündeter Octavians auf. Er ſagt, Octavian habe die Republik allein gerettet: ohne ihn würde Antonius Rom mit Blut erfüllt haben. Er rühmt die Truppen, welche von Antonius, den ſie nicht mehr als den wahren Konſul anerkannten, zu Octavian übergingen. Er forderte das Volk auf, jetzt Antonius zu bekämpfen, unter ſeiner Führung und der Autorität des Senats.

Dabei aber kam es zu einer ſeltſamen Verſchiebung der Gegenſätze und Verbindungen. Der Senat, mit dem Erben Cäſars verbündet, bot einem der Vornehmſten von denen, die an der Ermordung Cäſars teilgenommen hatten, die Hand. Cicero brachte ein Senatuskonſult durch, in welchem Decimus wegen ſeines Widerſtandes gegen Antonius gelobt wurde. Der Krieg gegen Antonius ſollte von den Konſuln des nächſten Jahres, Hirtius und Panſa, geführt werden, unter ſelbſtändiger Teilnahme Octavians; was dieſer den

Legionen verſprochen, das ſollte denſelben nach dem Sieg auf öffentliche Unkoſten zu Teil werden. Octavian nahm ſeinen Platz unter den Senatoren. Eine größere Ausſicht gewann die Sache dadurch, daß der Senat zugleich mit den übrigen Verſchworenen in Verbindung trat. Er gab Macedonien an Brutus, Syrien an Caſſius zurück: alle Befehlshaber der Provinzen vom joniſchen Meer gegen Morgen wurden angewieſen, denſelben Gehorſam zu leiſten.

Hierauf unternahmen nun die Heere des Senats und der Konſuln Hirtius und Panſa, vereinigt mit den Legionen Octavians, den beabſichtigten Zug gegen Antonius und ſetzten ihr Vorhaben mit dem beſten Succeß ins Werk. Antonius, der den Decimus in Mutina belagerte, ſah ſich plötzlich von überlegenen Streitkräften, die zum Entſatze heranrückten, angegriffen. Es kam zu einem blutigen Zuſammentreffen, in welchem die Legionen, die von Antonius abgefallen waren, ſich mit beſonderer Heftigkeit gegen die ihm treugebliebenen ſchlugen. Die Sümpfe von Mutina erfüllten ſich mit Leichenhaufen. Von den Konſuln fiel der eine beim entſcheidenden Angriff, der andere wurde tödlich verwundet. Der Erfolg war jedoch zu Gunſten ihrer Sache; Antonius wurde genötigt, die Belagerung aufzuheben. Decimus Brutus bekam wieder freie Hand: aus ſeinen Briefen ſieht man, daß er ſich Hoffnung machte, Antonius völlig aus Italien zu verjagen.

Indeſſen hatte Marcus Brutus in Macedonien acht Legionen geſammelt; er ſetzte zwei andere aus Macedoniern, für die er eine beſondere Vorliebe hatte, zuſammen. Caſſius hatte in Aſien ſogar zwölf Legionen gebildet. Das auffallendſte iſt, daß Sextus Pompejus, der aus den Trümmern der Armee ſeines Bruders ſich eine gewiſſe Macht gebildet hatte, die nach Cäſars Ermordung plötzlich wieder emporkam, unter Lepidus' Vermittelung mit dem Senat ausgeſöhnt und zum Präfekten der Flotte und der See ernannt wurde. Er hatte ſeine Station in Maſſilia.

Die alten Pompejaner opferten den Göttern: denn ſie ſeien wieder frei.

So gewann es das Anſehen, als ob die Republik nochmals zur Wirkſamkeit gelangen, die republikaniſchen Ideen ſich doch noch realiſieren würden. An dieſer prinzipiell verwirrten Stellung, die hierdurch entſtand, nahm Cicero wenig Anſtoß. Er meinte, Octavian, der jetzt eine große Rolle zu ſpielen anfing, für ſich zu haben. Er glaubte wohl, mit Sextus Pompejus zur See und den ſiegreichen Legionen des Octavian und des Decimus Brutus zugleich Antonius erdrücken zu können. In der Republik Ciceros iſt einmal davon die Rede, daß es inmitten der Parteien ein Oberhaupt geben müſſe, welches er als Moderator bezeichnet. Man hat ihm eben in dieſen Irrungen den Plan zugeſchrieben, mit den Faſces, den Rutenbündeln auf dem Forum zu erſcheinen und ſich zum Diktator ernennen zu laſſen. Dazu war er nun nicht fähig; er, der in der Niederwerfung Catilinas ſeinen größten Ruhm erblickte, wäre dann ſelbſt als Nachahmer desſelben aufgetreten. Aber ſo ſchien es doch der Lauf der Dinge herbeizuführen, daß er ſelbſt zu einer moderierenden Stellung in der Republik gelangte. Er hielt es für möglich, Octavian und Decimus Brutus, Lepidus und Sextus Pompejus mit dem Heere der Verſchworenen unter denſelben Fahnen zu vereinigen. Was in ihm lebte, war gleichwohl nicht gerade perſönlicher Ehrgeiz; er ſchrieb der Idee der republikaniſchen Freiheit, die er in volltönenden Worten pries, und dem Begriff des Rechten, Guten und wahrhaft Großen, das in derſelben liege, eine ſo unwiderſtehliche Kraft zu, daß zuletzt jedermann ſich vor ihr beugen müſſe.

Allein dieſer Idealismus täuſchte ihn. Der Schein der Vereinbarung verdeckte ihm den ungeheuren Gegenſatz, der unter den Männern und den Mächten obwaltete, und der nun im Augenblicke des Gelingens unverhohlen zutage kam. Unmöglich konnten die Veteranen Cäſars ruhig geſchehen laſſen, daß die von ihnen beſiegte Macht der Pompejaner — denn als ſolche wurden auch die Verſchworenen angeſehen — den Umſchlag ihres Glückes herbeiführen ſollte, und zwar infolge ihrer Entzweiung. In verſchiedenen Truppenteilen regte ſich das Bewußtſein, daß ihre Sache eine gemeinſchaftliche ſei.

Wenn man den Mann angeben ſollte, von welchem dieſe Anſicht hauptſächlich angeregt worden iſt, ſo würde Lepidus zu nennen ſein. Er hatte mit großer Geſchicklichkeit ſeine Meinung verborgen, den Senat und Cicero für ſich eingenommen, mit Sextus Pompejus verhandelt, ſo daß man ihn aufforderte, ſich auch an der Unternehmung gegen Antonius vor Mutina zu beteiligen. Er hatte eine Abteilung ſeiner Truppen dazu herbeigeſchickt. Dieſe aber waren in ihrem Herzen eher für Antonius, als gegen ihn.

Als Antonius ſeine Flucht nach Gallien nahm, eröffneten ihm die Truppen des Lepidus die Alpenpäſſe. Die Legionen ſelbſt erklärten ſich für Antonius, worauf der alte Bund zwiſchen Antonius und Lepidus erneuert wurde. Bald darauf trat in Italien ein analoges Ereignis ein.

In dem Augenblicke, daß Decimus Brutus gerettet wurde, erklärten ſich ſeine Befreier gegen ihn. Die Legionen Cäſars hatte Decimus Brutus durch ſeine Teilnahme an dem Mord desſelben auf ewig ſich entfremdet. Die, von denen er erwartete, ſie würden auf ſeine Seite treten, nahmen gegen ihn Partei; wohl nicht gerade auf deren Geheiß, aber einverſtanden mit denſelben, ſchloſſen ſich Munatius Plancus, Aſinius Pollio, ſowie Lepidus dem Antonius an.

Bald darauf ſehen wir Antonius wieder ſiegreich gegen Decimus Brutus vordringen, der nun aber auch ſeinerſeits von dem größten Teil ſeiner Truppen, die urſprünglich Cäſarianer waren, verlaſſen wurde und, indem er ſich durch Illyrien nach Macedonien zurückzuziehen ſuchte, durch die Treuloſigkeit eines barbariſchen Gaſtfreundes umkam.

Indem Antonius und Lepidus zur Herrſchaft in Gallien und in Oberitalien gelangten, erſchien Octavian noch immer auf der Seite des

Senats. Er war mit Beiſtimmung desſelben zum Konſul ernannt worden. Aber eben bei dieſer Ernennung kam die Kluft, die zwiſchen ihnen beſtand, zutage.

Dieſe Konſulwahl, die nach den Ereigniſſen von Mutina notwendig wurde, iſt eine der merkwürdigſten, die jemals vorgekommen ſind. Der vorwaltende Gedanke in Rom war, den Träger der republikaniſchen Ideen, Cicero, zum Konſul zu machen; in einem ſeiner Briefe aus dieſer Zeit ſagt Decimus Brutus: er würde darin die Rettung der Republik ſehen. Cicero würde der Vernichtung Catilinas die Niederwerfung des Antonius zugefügt haben. Nach allem, was vorgekommen war, glaubte man auf die Beiſtimmung Octavians, der ſich bisher von Cicero gefügig hatte leiten laſſen, rechnen zu können. Aber Cicero ſelbſt bemerkte: ſeit jener Entſcheidung vor Mutina ſei in dem Verhalten desſelben eine auffallende Veränderung. Er ſchreibt dieſelbe den Botſchaften und böſen Ratſchlägen, die Octavian von allen Seiten erhalten habe, zu. Dieſer ließ einen Hochmut in ſich blicken, den man ſonſt an ihm nicht kannte. Man hat immer erzählt, der ſterbende Panſa habe den jungen Octavian darauf aufmerkſam gemacht, daß er von dem Senat nichts gutes zu erwarten habe. Das wirkſamſte Motiv lag aber ohne Zweifel in jener Erhebung der cäſarianiſchen Legionen zu erneutem Selbſtgefühl. Sie forderten die Wahl des Erben Cäſars zum Konſul: ein Centurio ſoll ſein Schwert in dem verſammelten Senat hervorgezogen haben, welches Octavian zum Konſul machen würde, wenn der Senat ſich weigere. Dieſe Drohung reichte hin, um jeden Widerſpruch zu erſticken. Octavian nahm die Wahl an. Unmöglich wäre es freilich nicht, daß er von Anfang ſeines Auftretens an Abſichten dieſer Art in ſich genährt und ſie nur verborgen gehalten hätte. Wenn man aber den Gang der Dinge unbefangen erwägt, ſo iſt das nicht wahrſcheinlich. Der junge Octavian folgte nur ſeinem natürlichen Intereſſe, wenn er vor allem danach trachtete, als der Erbe Cäſars betrachtet zu werden; er wendete ſich dann an die Macht, durch die er allein hiezu gelangen konnte, den Senat und den damals mächtigen Cicero, der ſich freute, an ihm einen gelehrigen Zögling zu finden. Man erſtaunt über die Geſchmeidigkeit, mit welcher der junge Menſch ſich in die Verhältniſſe zu ſchicken wußte. Damit iſt aber noch nicht bewieſen, daß er den bewußten Plan gehabt habe, wenn die Zeit dazu komme, den Senat und Cicero wieder niederzuwerfen. Ein Gefühl einer ſolchen Notwendigkeit mag ſich in ihm geregt haben; aber zum Bewußtſein war es ihm nicht gekommen. Das geſchah erſt, als ſich eben infolge der Entſcheidungen von Mutina in den cäſarianiſchen Legionen ein Gemeingefühl der Gefahr regte, in welche ſie durch den Fortgang der republikaniſchen Ideen geraten mußten; die Legionen aber machten ſeine Stärke aus, er war auf ſie angewieſen. Dieſe waren es nun, welche nichts davon hören wollten, daß ihr Oberhaupt noch zu jung ſei, um Konſul zu werden; ſie waren gegen Rom gerückt und erzwangen das Konſulat für Octavian. Darin lag jedoch noch kein Übergang zu der entgegengeſetzten Partei. Das Konſulat gab dem Octavian eine größere Autorität, als Antonius und Lepidus hatten; auch denen gegenüber wurde er mächtiger als bisher.

Einen ſonderbaren Anblick gewährte es nun, den jungen Konſul an der Spitze cäſarianiſcher Legionen im Auftrage des Senats gegen Antonius und Lepidus vorrücken zu ſehen, welche ſich von dem Norden nach dem Süden bewegten. In der Gegend von Bononia begegneten einander die Heereszüge. Es hätte ſich wohl vorausſehen laſſen, was dort geſchehen würde: dennoch war die Welt von Erſtaunen ergriffen, als es geſchah.

Die beiderſeitigen Streitkräfte trafen an einem kleinen Fluß, wahrſcheinlich dem Lavino, aufeinander; hier aber hielten ſie inne. In dem Flüßchen befand ſich eine kleine Inſel; dieſe ward zu einer Zuſammenkunft der drei Führer auserſehen. Die Überlieferung iſt, daß ſie noch kein Zutrauen zueinander gefaßt hatten. Nach der glaubwürdigſten Tradition begab ſich Lepidus zuerſt auf das kleine Eiland, und nachdem er es unterſucht und vollkommen ſicher gefunden, ſchüttelte er ſein Gewand: es war für die beiden anderen das verabredete Zeichen, herüberzukommen.

Sie ließen ihr Gefolge an den beiden Brücken, die man geſchlagen hatte, zurück und traten auf den Platz. Es giebt ein eigentümliches Gefühl von Abgeſchiedenheit, ſich in der Mitte eines Gewäſſers auf feſtem Boden zuſammenzufinden. Das charakteriſtiſche war hier, daß es zwei Feinde waren, die einander erſt in ſtädtiſchen Tumulten, dann im offenen Felde bekämpft hatten, zwiſchen denen ein dritter die Vermittelung übernahm. Sie konnte ihm nicht eben ſchwer werden, da die beiden Gegner und er ſelbſt einer und derſelben Partei angehörten: die Truppen, die ſie bei ſich hatten, waren ſämtlich Cäſarianer. Was in dem Moment ihre Vereinigung notwendig machte, war die Gefahr, welche ihnen allen von der wieder emporkommenden Macht der Verſchworenen drohte. Antonius hatte noch immer die Idee, den Tod Cäſars zu rächen, feſtgehalten; Octavian dagegen war auf eine oder die andere Weiſe auf den Gedanken Ciceros eingegangen, noch einen friedlichen Austrag zu finden und ſo die Republik zu erhalten. Aber ſchon hatte ſich die Unmöglichkeit, dieſen Plan durchzuführen, herausgeſtellt. Cicero hielt, ſo zu ſagen, mit der einen Hand den Adoptivſohn Cäſars feſt, indem er die andere zu einem der Mörder desſelben, Decimus Brutus, ausſtreckte: eine in ſich ſelbſt unhaltbare unmögliche Poſition. Das Ereignis iſt nun, daß Octavian, obgleich er in dem Thun und Treiben der ſenatoriſchen Partei durch ſeine Truppen ohnehin die Oberhand erlangt hatte, ſich von ihr losriß und auf die Seite des nach Rache dürſtenden Antonius übertrat: ein in dem Moment unſcheinbarer, in Dunkel gehüllter Auftritt, welcher aber eine Umwandlung in der allgemeinen Weltlage in ſich begriff. Die Wahrheit trat hervor; der Schein wurde verlaſſen.

Auf der kleinen Inſel wurde eine Seſſion gehalten, bei welcher Octavian, der das Konſulat bekleidete, die vornehmſte Stelle in der Mitte einnahm.

Man beſprach ſich zwei Tage lang von früh bis abends. Es mag ſein, daß Octavian zögerte, doch wird dies nur bei Einem Punkt mit Beſtimmtheit überliefert. Außer dieſem, welcher die Schonung der Freunde betraf, fand ſich keine erhebliche Schwierigkeit. Man mußte — darüber konnte es keine Meinungsverſchiedenheit geben — der Macht der Verſchworenen, die die öſtlichen Provinzen des Reiches beherrſchte, entgegentreten. Die drei Männer waren glücklich genug, über die occidentaliſchen verfügen zu können. Antonius übernahm die Verwaltung der beiden Gallien, ſodaß er hauptſächlich auf den Landkrieg angewieſen war, Octavian Afrika, Sardinien, Sicilien und die umliegenden Inſeln, wodurch ihm dann vor allem die Bildung einer Seemacht zufiel. Lepidus ſollte in dem nächſten Jahre zu dem Konſulat gelangen und in Italien bleiben, um es in Ordnung zu erhalten. Die Provinz Spanien, die ihm zugeſprochen war, ſollte er durch Stellvertreter verwalten laſſen. Die zur Kriegführung beſtimmten Legionen ſollten unter die beiden anderen verteilt werden. Da nun aber hiebei die Treue der Legionen die Grundbedingung von allem ausmachte, ſo trug man kein Bedenken, ſich derſelben dadurch zu verſichern, daß man achtzehn reiche und blühende Städte, vornehmlich im unteren Italien, als künftige Militärkolonien bezeichnete; noch in weit größerem Umfang als unter Cäſar ſollten die Truppen die Früchte des Sieges genießen.

Als Octavian den Seinen die gefaßten Beſchlüſſe vorlas, wurde er mit Freudengeſchrei empfangen. Es war das Geſamtintereſſe der cäſarianiſchen Soldaten, das dadurch in Evidenz trat. Man dürfte ſagen: nicht die Triumvirn hatten das ſogenannte zweite Triumvirat geſchloſſen, ſondern die Legionen hatten ſich unter ihnen dahin vereinigt.

Unter welcher Autorität aber konnten die gefaßten Beſchlüſſe durchgeführt werden? Denn ſie auf die bisherige Weiſe durch Senat und Volk ratifizieren zu laſſen, war ein viel zu zweifelhafter Ausweg, als daß man ihn hätte ergreifen mögen. Der Beſchluß war, ein Triumvirat zur Konſtituierung der Republik zu gründen mit unbedingter Gewalt, und dies den drei Oberhäuptern von dem Volk votieren zu laſſen. Von allem, was ſie vornahmen, war nun das nächſte, einen Beſchluß dieſes Inhaltes nachträglich bei dem Volke durchzuſetzen. An drei aufeinanderfolgenden Tagen zogen die drei Heere in Rom ein, ſodaß die Stadt den Anblick eines Heerlagers darbot. Dann wurde das Volk zuſammenberufen und unter dem Schrecken der Waffen genötigt, die Vorſchläge, die ein Tribun ihm machte, ohne weiteres anzunehmen. Alle ſeine anerkannten oder auch nur beanſpruchten Rechte übertrug das Volk an die drei Männer, die an der Spitze des cäſariſchen Heeres ſtanden und nun nach Belieben über Krieg und Frieden, Leben und Tod verfügen konnten.

Was das zu bedeuten hatte, blieb keinen Augenblick zweifelhaft. Auf den Grund, daß Cäſar durch ſeine Milde und Schonung nur eine gräßliche Kataſtrophe über ſich hereingezogen habe, hatten die drei Männer gleich bei ihrer erſten Zuſammenkunft beſchloſſen, ihre Gegner aus dem Wege zu räumen, vor allen die, welche Macht und Einfluß beſaßen, ſodann auch die, welche ein jeder als ſeine perſönlichen Feinde betrachtete. In dieſem Sinne wurden zuerſt ſiebzehn Namen auf die Liſte geſetzt. Indem die Heere einrückten, noch ehe jener Volksbeſchluß erfolgte, wurden die Verurteilten in der Hauptſtadt und außerhalb derſelben aufgeſucht und umgebracht.

Dann erfolgte ein Edikt über die Proſkriptionen. In dieſem heißt es: Durch den Tod Cäſars ſeien ſie belehrt worden, daß die Bosheit der Feinde durch keine Güte beſänftigt werden könne. Der Mann, der den Römern ein unbeſchifftes Meer jenſeit der Säulen des Herkules, unbekannte Länder eröffnet, ſei von denen, die er gerettet, in dem Heiligtum der Beratung ermordet; man habe die Mörder alsdann nicht beſtraft, ſondern zu Statthalterſchaften und Heerführungen ausgeſchickt, von denen her ſie das Vaterland bedrohen. Indem man nun im Begriff ſei, ſie jenſeit des Meeres aufzuſuchen, könne man dabei unmöglich unverſöhnliche Feinde im Rücken laſſen; auch das Heer ſei beſchimpft und müſſe eine Genugthuung erhalten, Rom ſelbſt ſeine Sicherheit. Deshalb, zu gutem Glück, erſcheine hier ein Verzeichnis der zum Tode Beſtimmten; die Triumvirn machen es öffentlich bekannt, damit die Strafe keinen Unſchuldigen treffe.

Dieſen Grund hatte einſt auch Sulla bei ſeinen Proſkriptionen angegeben; auf deſſen Bahnen lenkte man ein — in geradem Widerſpruch mit den Abſichten Cäſars, der ein Gemeinweſen des Friedens und gegenſeitigen Einverſtändniſſes hatte errichten wollen. Aber durch ſeine Ermordung glaubte man autoriſiert zu ſein, ſeine Politik der Klemenz zu verlaſſen. Wie einſt von der einen Seite Sulla, ſo ſchritten jetzt die Cäſarianer von der anderen Seite an das blutige Werk. Sie ſetzten einen Preis für jeden Kopf feſt und bedrohten die mit Strafen, welche die Verurteilten bei ſich aufnehmen würden.

In dem Verzeichnis las man die Namen von wenigſtens hundertunddreißig Senatoren und zweitauſend Rittern. Es waren alle die, welche im Kampfe gegen die Cäſarianer noch eine perſönliche Bedeutung hatten, — angeſehene Männer von gutem Namen, meiſtens begütert.

Wir wollen nicht alle die gräuelvollen Scenen aufführen, welche nun folgten. Die vornehmſte Aufmerkſamkeit iſt auf Cicero gerichtet, den man wohl den Stützer der Republik genannt hat: denn eben dieſe Idee hat er noch einmal zur Herrſchaft gebracht: dafür mußte er ſterben. In anderen Fällen bundesgenoſſenſchaftlicher Verbindung haben die, welche ſie eingingen, ihre Freunde vorbehalten und gerettet. Diesmal opferten ſie ſolche einander auf. Cicero war der Freund und Gönner des Octavian, zugleich der erbittertſte Gegner des Antonius, gegen welchen er eben Senat und republikaniſche Verfaſſung zu verteidigen unternommen hatte. Bei dem allgemeinen Wechſel des Syſtems gaben ſie ihre Freunde einander preis, Lepidus ſogar ſeinen Bruder. Allgemein iſt die Überlieferung — und ich ſehe keinen Grund, ſie zu bezweifeln —, daß Octavian ſich lange geſträubt hat, Cicero aufzugeben. Es iſt die vornehmſte Schuld, die auf ſeinem Andenken haftet, daß er das dennoch über ſich gewann. Cicero wußte, was ihm bevorſtand. Er hatte einen Verſuch gemacht, in die See zu gehen, war aber durch Wind und Wellen und eigenes ſchlechtes Befinden davon abgehalten worden. Soeben ließ er ſich wieder von ſeiner Villa zum Meere tragen, um womöglich zu entfliehen, als die Schergen ihn in einem Gebüſch, durch das er den Weg nahm, erreichten. Er ſah ſie ſtarr an, ſein ſorgenvolles Haupt auf die linke Hand, wie er pflegte, geſtützt. So wurde er ermordet. Die Diener, die nicht helfen konnten, verhüllten ihr Antlitz.

Wie der Tod des Demoſthenes in der griechiſchen, ſo bezeichnet der Tod Ciceros eine Epoche in der römiſchen Geſchichte. Die Zeiten waren vorbei, in denen ein Mann von allgemeiner Bildung durch Beredſamkeit auf dem Forum emporkommen und ſich einen vorwaltenden Einfluß verſchaffen konnte. Zwiſchen den miteinander kämpfenden Gewalten hatte Cicero noch immer einen Mittelweg gefunden, ſich zu behaupten und die Idee des Guten und Rechten, die Idee der Republik ſelbſt zu verteidigen. Aber die Epoche war gekommen, wo nur noch die Gewalt einſeitig herrſchen ſollte.

Überhaupt war das die Folge der Ermordung Cäſars, daß gleichſam die ganze Generation, die noch in dem republikaniſchen Gedanken lebte, ſo gut wie vernichtet wurde.

Brutus und Caſſius verzweifelten nicht daran, dieſe Idee dennoch aufrecht zu erhalten.

Caſſius hatte ſich in Syrien eben auch durch eine Art von Bürgerkrieg behauptet. Als das ſenatoriſche Heer noch in Afrika ſtand, hatte ſich ein pompejaniſcher Führer nach Syrien geworfen und dort in Apamea eine feſte Stellung genommen, nicht ohne Verbindung mit Parthern und Arabern. Von dem wurde Caſſius unterſtützt. Dagegen ließ ſich jener Dolabella, der einſt die Schuldgeſetze in Rom umzuwerfen verſucht hatte, durch Antonius' Einfluß, der noch allmächtig war, die Provinz Syrien, ſelbſt den Krieg gegen die Parther vom Volke übertragen; er fand einen Rückhalt an Ägypten und Rhodus. Die Wechſelfälle in Italien wirkten nun auch auf den aſiatiſchen Krieg ein, aber in Syrien blieb Caſſius der Stärkere. Dolabella ſah ſich in Laodicea übermannt und ließ ſich dann von einem Prätorianer töten. Hierauf wandte ſich Caſſius gegen Rhodus; unbeirrt durch die Erinnerung an ſeine Studienjahre, die er dort verbracht hatte, eroberte er es und verhängte ein Blutbad über die vornehmſten Bürger. Indes griff Brutus die Xanthier an, die ſich nach dem Vorbild ihrer Vorfahren dem Tode in den Flammen überlieferten.

Wenn einſt Cäſar ſich in ein gutes Verhältnis zu den Populationen zu ſetzen ſuchte, ſo übten die Republikaner ihre ſtatthalterlichen Befugniſſe mit rückſichtsloſer Gewalt aus. Ihr Sinn war jetzt, die Kräfte ihrer orientaliſchen Provinzen noch einmal in den offenen Kampf gegen die im Occident zu voller Macht emporgekommenen Cäſarianer zu führen. Auch dieſe ſuchten, wie wir wiſſen, den Kampf, und rückten, ſchon diesſeit des ioniſchen Meeres, gegen ſie heran. Brutus und Caſſius, die ſich in Sardes vereinigt hatten, faßten die Abſicht, ihren Feinden den Übergang über die pangäiſchen Gebirge abzugewinnen.

Unter den thraciſchen Fürſten gab es zwei feindliche Brüder, in denen ſich die allgemeine Entzweiung gleichſam repräſentierte. Der eine hielt ſich zu der Seite der Republikaner und half ihnen den Weg durch die Gebirge finden. Der andere ſtand auf der Seite der Cäſarianer und trug dazu bei, daß dieſe im voraus benachrichtigt und veranlaßt wurden, ihre Gebieter zum eiligſten Herannahen zu mahnen. So trafen die beiden Heere an dem Fuße der Höhe Symbolon, wo König Philipp, der Vater Alexanders des Großen, die Stadt Philippi errichtet hatte, zuſammen. Der Unterſchied zwiſchen beiden Heeren lag auch diesmal darin, daß die Verſchworenen, aus Aſien kommend, große Scharen von arabiſchen, parthiſchen, ſelbſt mediſchen Bogenſchützen bei ſich hatten. Eben durch dieſe wurden ſie den Gegnern an Zahl überlegen. Aber die Hauptmacht beſtand auf beiden Seiten aus römiſchen Legionen, freilich in der Weiſe, wie man ſie jetzt zu bilden angefangen hatte. Sie ſollen auf der einen und der anderen Seite 80000 Mann betragen haben, welche Zahl ſich nur dadurch erklären läßt, daß Sklaven und Leibeigene unter die Waffen geſtellt worden waren. Der Kampfpreis, um den ſie rangen, war in der That der Rede wert. Marcus Brutus liebte es, an den Stifter der Republik zu erinnern. Auf ſeinen Münzen, die ihn ſelbſt als Imperator darſtellen, erſcheint auf der Rückſeite ſein vermeinter Ahnherr, der erſte Konſul, mit Liktoren. Die merkwürdigſte derſelben iſt die, auf der das Symbol der Freiheit mit zwei Dolchen und der Beiſchrift: Idus des März, erſcheint. Brutus und Caſſius begründeten ihr Recht auf den Senat, von welchem einige Mitglieder, ſelbſt entkommene Proſkribierte, ſich bei ihnen aufhielten. Sie erklärten: nach der Ermordung Cäſars ſei nur das vollſtreckt worden, was der Senat gewollt habe: dieſer habe dann ihnen in legaler Weiſe ihre Provinzen übertragen, deren ſie nun von den Urhebern der Proſkriptionen, durch welche Italien mit Blut befleckt worden ſei, wieder beraubt werden ſollten. Man dürfte nicht ſagen, daß es bloß die ariſtokratiſche Freiheit geweſen, welche ſie verfochten. Ebenſoviel lag ihnen an der Wirkſamkeit der Volksgemeinde. Sie erinnerten ihre Legionen daran, daß ſie ja ſelbſt Mitglieder dieſer Gemeinde ſeien und deren Rechte gegen die verteidigen müßten, durch welche dieſelben vernichtet würden. In den beiden Führern ſtellte ſich das republikaniſche Prinzip dar, jedoch nicht ohne eine perſönliche Divergenz. Brutus, milde und nachgiebig von Natur, war mit dem ganzen Gemüt bei der Sache. Caſſius dagegen zeigte ſich gebieteriſch und forderte unbedingten Gehorſam; er ſah die Sache mehr aus dem Geſichtspunkt eines Kriegsmannes und Politikers an. Er ließ ſich Ungeſetzmäßigkeiten, welche von ſeinen Unterbefehlshabern begangen wurden, obwohl er ſie mißbilligte, doch äußerlich gefallen, weil er mit ihnen nicht in Streit geraten wollte. Brutus, der das öffentlich tadelte, wünſchte nichts mehr als ein baldiges Zuſammentreffen, nicht allein, weil er auf einen Sieg hoffte, hauptſächlich auch darum, um die Welt von dem Ungemache zu befreien, einen allgemeinen Krieg zu ertragen. Die Größe der zu erwartenden Entſcheidung ſchwebte ihm immer vor Augen. Was in ſeiner Seele vorging, davon zeugt jene Erſcheinung, die er einſt in der Nacht gehabt haben ſoll. Er pflegte nach gehaltener Mahlzeit zu ruhen, denn er bedurfte wenig Schlaf, um dann die Nacht arbeitend oder leſend zu verbringen, bis die Kriegstribunen oder Centurionen, um ſeine Befehle zu empfangen, bei ihm erſchienen. Damals nun in ſeinem Zelt, das ſpärlich erleuchtet war, noch in ſeiner Arbeit begriffen, ſah er plötzlich eine dunkle Geſtalt an ſeiner Seite. „Wer biſt du?“ fragte er. Er meinte die Worte zu hören: „Ich bin dein böſer Genius, Brutus, ich werde dich bei Philippi wiederſehen.“ „Ich werde dich ſehen“, erwiderte Brutus.

Was heißt das nun aber: „dein Genius“? — Nach der Vorſtellung der Alten war jedem Menſchen ein Genius beigegeben, der ihn nicht verließ bis zu ſeinem Tode, ſeine Freuden und Leiden mitempfand und ſich erſt bei ſeinem Tode von ihm trennte. Dies war der Genius, den Brutus in dieſer äußerſten Kriſis vor ſich zu ſehen glaubte.

Er ſprach darüber mit Caſſius, der aber die Realität mit Gründen beſtritt, wie ſie noch heute gegen Geſichte dieſer Art vorgebracht werden. Er leugnete die Exiſtenz der Dämonen: ſollten dieſelben aber wirklich exiſtieren, ſo würden ſie der guten Sache zu Hülfe kommen, zum Glück für ſie beide.

So lautet die Überlieferung, die dann noch bezeichnende Züge hinzufügt. Nach derſelben ſagte Brutus: er habe einſt den Selbſtmord Catos getadelt, weil man dem Dämon nicht zu entrinnen ſuchen, ſondern ihn beſtehen müſſe. Jetzt aber ſei ſeine Meinung eine andere. Noch einmal wolle er ſich mit dem Feinde ſchlagen; aber zum letzten Male. Falle die Entſcheidung gegen ihn aus, ſo werde er nicht weiter daran denken, ſich der Freiheit, die er jetzt genieße, zu erfreuen, ſondern aus dem Leben ſcheiden. Sein Sinn war, entweder die Welt der Herrſchaft der Triumvirn zu entledigen, oder wenigſtens ſich ſelbſt durch den Tod frei zu machen. „In dieſer Geſinnung“, ſagte Caſſius, der ſie teilte, „werden wir unſeren Feind entweder beſiegen oder ihn doch nicht zu fürchten brauchen.“ Dieſes republikaniſche Selbſtgefühl iſt niemals wieder in der Welt erſchienen, ſo wenig, als die Bedingungen, auf denen es beruhte. Darüber mußte nun der bevorſtehende Waffenkampf entſcheiden: entweder Herrſchaft der Republikaner oder der Nachfolger Cäſars.

Bei Philippi iſt es zu zwei Schlachten gekommen; die erſte entſprang daraus, daß Antonius die Mittel fand, einen Sumpf, welcher das Lager des Caſſius deckte, zu überſchreiten, Caſſius aber, ſowie er das inne wurde, das Vorrücken des Feindes durch Verſchanzungen zu verhindern wußte. An dem Kampfe, der ſich hierüber entſpann, war Brutus, der in einem zwar äußerlich verbundenen, aber doch für ſich ſelbſt beſtehenden Lager ſtand, unbeteiligt und trug Bedenken, dabei mitzuwirken. Der Ungeſtüm ſeiner Truppen jedoch, die einer Feldſchlacht in ihrer Nähe nicht ruhig zuſehen mochten, riß ihn fort.

Sie fielen auf das Lager des Octavian, wo ſie nur wenig Widerſtand fanden. Der junge Führer, der an einer Krankheit litt, hatte, wie er behauptet, durch ein Vorzeichen gewarnt, das Lager verlaſſen; es fiel in die Hände der Republikaner, die ſich nicht abhalten ließen, dasſelbe zu plündern, ſtatt an der Hauptſchlacht teilzunehmen. Dadurch aber wurde Antonius zu doppelter Kühnheit angefeuert. Die Thatkraft, die ſein ganzes Leben erfüllt hat, zeigte ſich nirgends ſtärker, als bei dem Angriff, den er nun unternahm. Unter einem Hagel von Wurfgeſchoſſen rückte er auf die Höhe, welche die Truppen des Caſſius inne hatten, heran, überwältigte jene Verſchanzungen, die ihm noch immer im Wege ſtanden, und ſtürzte ſich dann auf deren Lager. Dieſe Truppen des Caſſius haben doch hiebei nicht mit der Ausdauer gefochten, die der Feldherr von ihnen forderte. Caſſius ergriff in dem Getümmel ſelbſt eine Fahne und befeſtigte ſie in dem Boden: aber das Präſtigium, das ſich an die Fahne knüpft, wirkte nicht mehr in ſeiner vollen Stärke. Auch ſeine Reiterei ſuchte das Weite. Antonius ſtürmte jetzt das Lager des Caſſius und nahm es mit geringer Mühe. Caſſius, auf eine benachbarte Höhe zurückgezogen, ſah ſeine Macht gebrochen, ſein Lager in den Händen der Feinde. Man ſagte ihm vergeblich, daß Brutus ſiege; er ſprach den Wunſch aus: Brutus möge den Kampf als alleiniger Führer glücklich durchführen; aber für ihn hatte derſelbe keine Bedeutung mehr. Er tötete ſich ſelbſt.

Brutus pries ihn als den letzten der Römer, der noch gelebt habe. Nicht ganz gern ſah er den Oberbefehl in ſeine Hand allein gelegt: Caſſius ſei jetzt von Sorgen frei, die auf ihm laſteten; wohin würde er ſelbſt unter dieſer Bürde geraten. Aber das war nun allerdings die Stellung, die er einnahm; es war die größte, die ihm zu Teil werden konnte, und noch fehlte es ihr nicht an Ausſicht. Eben damals nämlich war es auch zwiſchen den Flotten bei den Übergängen von Italien nach Illyrien zu einem Kampf gekommen, in welchem die Republikaner die Oberhand behielten. Sie ſollen ſich einer Art von Feuergeſchütz bedient haben, wie dies ſchon in den griechiſchen Seeſchlachten zur Anwendung gekommen iſt. Die cäſarianiſche Flotte war eine von einem Triremengeſchwader begleitete Transportflotte; ihre Zerſtörung hatte den Erfolg, daß die cäſarianiſchen Legionen, die dem Brutus gegenüberſtanden, in Mangel an Lebensbedürfniſſen gerieten. Theſſalien war bereits erſchöpft, während Brutus von Thaſos her auf einer Straße, die er mit befeſtigten Poſten verſehen hatte, einer ſicheren und vollkommen hinreichenden Zufuhr genoß. Brutus vermied jetzt eine Schlacht; er hatte ſeine Truppen gewarnt, ſich nicht in einſeitige Raufereien einzulaſſen, die zu einem Kampf führen könnten, ehe er es ſelbſt befehle. Und ein paar Wochen folgten ſie willig der Warnung des Feldherrn; allmählich aber wurden ihnen die Angriffe der Cäſarianer und die mit denſelben verbundenen Verhöhnungen unerträglich. Man brachte Aufforderungen der Feinde in ihr Lager, entweder zu ihnen überzugehen, worauf es dann nicht an Belohnungen für ſie fehlen würde, oder ſich als Männer zu zeigen und zur Schlacht herauszukommen. Hierdurch gereizt, drängten ſie Brutus zur Schlacht. Die Kriegsoberſten vermeinten überhaupt an der Heerführung teilnehmen zu können. Ihr Sinn war, noch einmal ernſtlich und mit aller Macht zu ſchlagen, was ſie ihrem Imperator auf das heiligſte verſprachen; allein nur eben diesmal. Das Glück der Schlacht ſollte über ihr ferneres Verhalten entſcheiden. Und noch dringender als einſt bei Pharſalus war die Lage der Cäſarianer. Sie wußten, daß ſie ſchlagen und ſiegen mußten, oder verloren ſeien. So kam es, dreiundzwanzig Tage nach der erſten, zu einer zweiten Schlacht von Philippi, welche die entſcheidende werden ſollte.

Der Kampf war, wenn wir dem einzigen zuverläſſigen Berichte darüber trauen, einer der hartnäckigſten, welche vorgekommen ſind. Man hatte kaum noch ein Gefühl davon, weder auf der einen noch auf der anderen Seite, daß man mit Mitbürgern ſchlage. Wie dort bei Munda, hielten auch hier beide Teile, Mann bei Mann, auf das tapferſte Stand. Endlich aber erlangten die Cäſarianer — man kann nicht zweifeln, durch die Überlegenheit ihrer von Cäſar ſelbſt ſtammenden Mannszucht und Kriegsübung — die Oberhand. Sie nahmen die Thore und Zugänge des republikaniſchen Lagers ein, und zugleich ließ Antonius die Straße beſetzen, die zum Meere führte; weiterer Rückzug wurde dadurch unmöglich. Faktiſch waren die Republikaner unbeſiegt, allein ihr Vertrauen zu ihrer Sache war geſchwunden, und als Brutus bei ſeinen Legionen anfragen ließ, ob ſie geſonnen ſeien, ſich mit ihm durchzuſchlagen, was vielleicht nicht unmöglich geweſen wäre, antworteten ſie: nachdem ſie oft das Glück vergebens verſucht hätten, ſeien ſie nicht geſonnen, durch einen erneuerten Kampf ſich die Hoffnung des Friedens auf immer abzuſchneiden. An dieſer Stelle war es das dritte Mal, daß dieſer Gedanke hervortrat, der wie ein Verhängnis über dem Heere ſchwebt. Die Legionen ließen Brutus wiſſen, er möge für ſich ſelbſt ſorgen. Was blieb dann für Brutus übrig? Die Idee, die Republik wieder herzuſtellen und aufrecht zu erhalten, die ſein Leben bisher beſtimmt hatte, mußte aufgegeben werden. Er rief einen ſeiner Vertrauten, des Namens Strato, und ſtürzte ſich in das Schwert, das dieſer ihm mit beiden Händen entgegenhielt. Auch viele andere haben ſich umgebracht: denn als das äußerſte der Übel ſahen ſie an, lebendig in die Hände der Feinde zu geraten. Dieſer Tag kann als das Ende der römiſchen Republik angeſehen werden. Das Heer, noch etwa 14000 Mann ſtark, überlieferte ſich dem Antonius und Octavian. Alle Beſatzungen der Kaſtelle folgten ſeinem Beiſpiel.

Neunzehntes Kapitel.

Zerwürfnis zwiſchen den Cäſarianern.

Wenn nun die Republik nicht mehr war, weder eine Entſcheidung des Senats, noch eine freie Beſtimmung des Volkes, noch ein Heerführer, um dieſe Rechte zu behaupten: was trat an ihre Stelle? Um es mit einem Worte auszuſprechen: es war die Herrſchaft der Legionen. Denn das Gemeingefühl der cäſarianiſchen Legionen war es, welches die Verbindung zwiſchen Antonius und Lepidus hervorgebracht und Octavian in den Stand geſetzt hatte, in Rom ſelbſtändig aufzutreten. Jetzt waren ihnen ihre Gegner, die Mörder Cäſars, und alles, was ſich denſelben angeſchloſſen hatte, erlegen. Sie waren Herren und Meiſter der römiſchen Welt. In der Natur dieſes Ereigniſſes lagen jedoch wieder neue Aufgaben für die Zukunft. Vor allem: die Legionen mußten befriedigt werden, was eine Veränderung in dem Beſitzſtand namentlich Italiens erheiſchte und leicht neue Entzweiungen herbeiführen konnte. Alles aber lag daran, ſolche zu vermeiden. Die Imperatoren mußten in dem Verhältnis der Bundesgenoſſenſchaft, in welchem ſie ſtanden, erhalten werden; ſie mußten nicht allein die Früchte des Sieges teilen, ſondern auch eine lebensfähige Regierung begründen.

Lepidus, der in Italien zurückgeblieben, war gegen die beiden anderen Triumvirn, die den Krieg geführt hatten, bereits ſehr zurückgetreten. Im erſten Momente ſpielte Antonius, dem der Sieg vor allem zu danken war, und dem der Ruhm desſelben zu Gute kam, die vorwaltende Rolle.

Er wandte ſich nach Aſien. Eine ſeiner vornehmſten Anordnungen war, daß die Abgaben, welche in neun aufeinander folgenden Jahren fällig ſein würden, in den nächſten zwei Jahren erlegt werden ſollten; worin ſchon ein Nachlaß lag: denn urſprünglich hatte er den zehnjährigen Ertrag in einem Jahre verlangt. Wenn die Aſiaten ſich darüber beklagten, ſo bemerkte er: ſie ſeien glücklich, daß ihre Städte nicht auch den Legionen als Kolonien angewieſen würden; nur in Bezug auf die, welche von Brutus und Caſſius mißhandelt worden, ließ er Gnade walten. Xanthus ſollte wieder aufgebaut werden; den Rhodiern überließ er einige Inſeln, wie Naxos und Andros, zur Erneuerung ihres Anteils an der Seeherrſchaft. Das reiche, durch Naturprodukte und Gewerbe blühende Tarſus, das von Caſſius wegen ſeiner Anhänglichkeit an Cäſar ſchwere Unbill erfahren hatte, erklärte er für frei; den Bürgern, welche in die Sklaverei verkauft worden waren, gab er die Freiheit zurück und erließ der Stadt die Steuern. Aus Syrien verjagte er eine Anzahl kleiner Dynaſten, welche ſich in den letzten Jahren des parthiſchen Einfluſſes daſelbſt feſtgeſetzt hatten. Nicht überall kam er zum Ziel. Die Palmyrener, die er für ihre Verbindung mit den Parthern zu beſtrafen gedachte, zogen ſich über den Euphrat und überließen ſeinen Reitern eine leere Stadt. Anfangs war er ſehr gemäßigt; er ſchonte alle, welche ſich an ihn wandten, ausgenommen die unmittelbaren Teilnehmer an der Verſchwörung.

In Cilicien erſchien Cleopatra, die ihn ſchon vorlängſt kannte, bei ihm, in dem prächtigen Aufzug einer Königin, die zugleich wie eine Aphrodite angethan war, mit einem Reize, den auch die gereifte Weiblichkeit beſitzt. Cleopatra hatte in der That einiges Verdienſt um Antonius. Sie war in dem Kampfe zwiſchen Caſſius und Dolabella niemals zu dem erſten übergetreten; ſie unterſtützte vielmehr Dolabella. Dieſe Haltung, die ſie allen Einwendungen, die man wider ihr Verhalten machte, gegenüber mit Geiſt und Kunde verteidigte, ihre Erſcheinung und ihre Perſönlichkeit riſſen Antonius hin; er war von dieſem Tage an mehr der Diener der ägyptiſchen Königin, als der Triumvir. Ihr zu Gefallen ließ er ihre Schweſter Arſinoe, die ſich unter den Schutz der Artemis nach Milet geflüchtet hatte, ſowie Ptolemäus, den angeblichen Sohn ihres Bruders, töten. Dann begab ſich Antonius ſelbſt nach Ägypten. Hier erſchien er aber nicht in der Toga, ſondern in der helleniſchen Stola Quadrata, ganz als Privatmann. Er beſuchte die Stätten geiſtiger und körperlicher Gymnaſtik; übrigens lebte er für Cleopatra.

Während Antonius den Orient einnahm, auch zu dem Zwecke, das zur Befriedigung der Truppen nötige Geld zuſammenzubringen, war Octavian mit der ungleich ſchwierigeren Aufgabe beſchäftigt, die Ausſtattung der Truppen mit dem Landbeſitz, der ihnen verſprochen war, ins Werk zu ſetzen.

Unmittelbar nach der Schlacht bei Philippi war ein Vertrag zwiſchen Octavian und Antonius geſchloſſen worden, in welchem die Provinzen, die der Adminiſtration eines jeden von ihnen vorbehalten ſein ſollten, beſtimmt wurden. Spanien und Mauretanien fielen dem Octavian, Gallien dem Antonius anheim. Lepidus, der wegen ſeiner Verbindungen mit Sextus Pompejus in Verdacht geriet, ſollte das eigentliche Afrika erhalten, jedoch erſt dann, wenn jener Verdacht ſich ungegründet erweiſe. Italien, welches ungeteilt blieb, fiel nun doch notwendig unter die Autorität des Octavian, da dieſem die Befriedigung der Truppen überlaſſen war. Das Triumvirat, welches noch beſtand, verwandelte ſich faktiſch in ein Duumvirat: Antonius und Octavian hatten einander verſprochen, daß jedweder alles genehmigen wolle, was der andere in ſeinem Bezirke verfüge. Octavian kam noch krank nach Brundiſium, genas aber bald und ſchritt nun, weder durch Lepidus, noch durch den Bruder des Marcus Antonius — Lucius, der damals Konſul war, — gehindert, an die widerwärtige, aber nunmehr unvermeidlich gewordene Aufgabe, die den Truppen gemachten Verſprechungen zu erfüllen. Wie berührt, achtzehn blühende Städte waren ihnen als künftige Militärkolonien angewieſen. Eine allgemeine Bewegung erhob ſich unter dieſen, als ſie von dem Schickſal vernahmen, das ihnen bevorſtehe: offenbar hätten doch alle italiſchen Städte, meinten ſie, herbeigezogen werden müſſen, und man müſſe ihnen wenigſtens irgend eine Entſchädigung gewähren. Da war aber nur wenig zu erreichen. Wie einſt die alten Römer ihre Militärkolonien in fremde Gebiete geführt hatten, ſo unternahm jetzt die in den bürgerlichen Irrungen zur Übermacht gelangte Partei, dasſelbe Syſtem zu ihren eigenen Gunſten durchzuführen. Was ſchon Pompejus für ſeine Veteranen verlangt, die Ausſtattung derſelben mit öffentlichem Gut, was ſeit Cäſar weiter ausgedehnt und durchgeführt wurde: das ſollte nun im größten Maßſtabe für die geſchehen, welche bei Philippi mitgefochten hatten, und zwar zum Vorteil der Veteranen ſowohl des Antonius, als des Octavian. Octavian übernahm für beide die Kolonien auszuſcheiden und zu beſtimmen. Die Freunde des Antonius wurden ſchon hierüber mißvergnügt: beſonders deſſen Gemahlin Fulvia. Sie machten den Anſpruch, die Deduktoren der Kolonien für die Truppen des Antonius ſelbſt zu beſtimmen. Man wollte bemerken, daß Octavian die beſtbelegenen Plätze für ſich ſelbſt behalte.

Dieſe Differenzen traten jedoch zunächſt vor der allgemeinen Unruhe zurück, welche die Aufteilung des Landes allenthalben in Italien hervorrief. Es war eigentlich eine durchgreifende Veränderung des Beſitzes und zum Teil der Population, welche vorgenommen wurde. Die Gewaltſamkeiten der Veteranen waren unerträglich. Dem Oberanführer ſelbſt wurde es in Wahrheit nicht leicht, ſeine Autorität zu behaupten: nur mit eigener Lebensgefahr hat er tumultuariſche Verſammlungen beſucht, aber ſie dann durch Mäßigung und Klugheit im Zaum zu halten verſtanden. Das hinderte aber nicht, daß die Truppen nicht über die Grenzen, die ihnen geſteckt waren, noch hinausgegangen wären: auch in den, ihren neuen Kolonien nahe gelegenen Ländereien nahmen ſie das beſte für ſich ſelbſt.

Wie es herging, davon bietet ſich ein allgemein bekanntes Beiſpiel in der Geſchichte des Virgilius dar, welcher ein kleines Erbgut in Andes bei Mantua beſaß, aber von den Veteranen, denen Cremona angewieſen worden war, verdrängt wurde. Glücklicherweiſe verſchaffte ihm ſein Talent perſönlichen Schutz bei Aſinius Pollio und Octavian.

Den lauteſten Widerhall fanden die Klagen in der Hauptſtadt ſelbſt, wohin alle Bedrängten flüchteten, und wo man ſich auch deshalb ſchlecht befand, weil die Zufuhr noch immer durch Sextus Pompejus, wenn nicht gehindert, doch erſchwert wurde.

Dazu aber kam auch noch eine politiſche Betrachtung: denn alles, was vorgehe, ſei doch eigentlich die Folge der auf jener Flußinſel getroffenen Übereinkunft, welche zur Unterwerfung der Stadt ſelbſt geführt habe. Man legte Wert darauf, daß die damals den Triumvirn zugeſtandene außerordentliche Gewalt ihnen doch nur auf einige Jahre bewilligt worden ſei. Allein die alte Verfaſſung werde auch dann nicht wiederhergeſtellt werden; Rom werde nicht mehr auf freie Bürger zählen können, ſondern auf Menſchen angewieſen ſein, welche, an militäriſche Unterordnung gewöhnt, nichts thun würden, als was man ihnen befehle. Eine Art Verzeiflung ergriff auch die gemeinen Leute. Die Handwerker verließen ihre Werkſtätten: denn man müſſe ja doch zu Grunde gehen. Man bedürfe keiner Magiſtrate mehr, da ſie nichts vermöchten.

Da iſt es nun geſchehen, daß der damalige Konſul Lucius Antonius, der Bruder des Marcus, den Mut faßte, ſich dieſer Bewegung anzuſchließen. Er fühlte ſich gekränkt, wenn er ſah, daß Octavian alles vermöge und von einer zahlreichen Leibwache beſchützt werde, während er unbedeckt ſei und bleibe. Das Amt der Konſuln war nicht aufgehoben, aber der abſoluten Gewalt der Legionen und ihres Führers gegenüber hatte es keine Autorität mehr.

Inſofern hat die Erhebung des Lucius Antonius eine gewiſſe Bedeutung. Sie bezeichnet den Widerſtreit der Reſte der alten Civilverfaſſung gegen die neue Militärgewalt. Dem Lucius Antonius kam es dabei zu ſtatten, daß unter den Anhängern ſeines Bruders das Verfahren des Octavian das größte Mißvergnügen erregt hatte, dem eben Fulvia Ausdruck gab. Doch kann man nicht zweifeln, daß in Lucius Antonius ſich noch eine andere Ader regte: er wünſchte Octavian zu beſeitigen, der nach der Alleinherrſchaft ſtrebe, dann aber unter ſeinem Bruder das ariſtokratiſche Regiment wiederherzuſtellen, wie es früher beſtanden habe. Ariſtokratiſch und demokratiſch wird hier vermiſcht. Beides drückt nur den Gegenſatz gegen die militäriſche Gewalt aus, welche alles überflutete. Daß Marcus Antonius von Aſien her hierauf eingewirkt habe, läßt ſich nicht beweiſen und kaum annehmen; er würde damit ſeinen mit Octavian bei Philippi geſchloſſenen Vertrag gebrochen und für den Fall, daß dieſer die Oberhand behielt, die Anerkennung ſeiner eigenen Akte im Orient zweifelhaft gemacht haben. Fulvia und Lucius Antonius trugen kein Bedenken, ſich dem Octavian entgegenzuſetzen: jene im Intereſſe der Veteranen und der Militärrregimenter ſelbſt — es war eine Frau, die mit dem Schwert gerüſtet unter den Truppen erſchien, — dieſer mehr im Intereſſe des Volkes und der durch die Anordnungen des Octavian Bedrängten und Verletzten. Man hat verſucht, Lucius mit Octavian auszugleichen; namentlich war eine Verſammlung der Veteranen in Gabii, bei der ſie beide erſcheinen ſollten, darauf berechnet; aber „dieſen Senat in Halbſtiefeln" wollte Lucius Antonius nicht anerkennen. Er vermied, daſelbſt zu erſcheinen. Zwiſchen ſeinen Leuten und denen des Octavian kam es hiebei bereits zum Handgemenge. Wollte Lucius etwas ausrichten, ſo mußte auch er ſich bewaffnen. Seine Haltung war zwar eine zweideutige, aber doch eine ſolche, der das Volk ſich anſchloß. Durch ganz Italien wurde von beiden Seiten geworben. Die Sendboten des Octavian und ſeine Werber wurden aus manchen Städten vertrieben; man verſagte ihm die Anlehen, die er bei den Tempelſchätzen zu machen gedachte.

Während er beſchäftigt war, die Gegner, die ſich an verſchiedenen Stellen offen erhoben, niederzuwerfen, wußte Lucius Antonius, nicht ohne geheimes Einverſtändnis, nach Rom vorzudringen, wo er dem Volke die Ausſicht eröffnete, daß es der triumviralen Gewalt entledigt werden ſollte, und von demſelben als Imperator begrüßt wurde. Es war ein Moment von nicht geringer Verlegenheit für Octavian. Durch ſeine Entzweiung mit den Antonianern geſchah, daß Sextus Pompejus von vielen als der Mann angeſehen wurde, der die gerechteſte Sache führe. Wer ſich beleidigt fühlte und noch Kräfte hatte, nahm ſeine Zuflucht zu ihm, bei dem man Rettung zu finden hoffte. Sextus war damals durch anſehnlichen Zuzug und mächtige Flotten von den Anhängern des Brutus und Caſſius verſtärkt worden. Marcius, ein alter Anhänger Cäſars, der dann aber in Syrien zu Caſſius übergegangen war, und der alte Vorfechter der republikaniſchen Ideen, Domitius Ahenobarbus, waren zu ihm geſtoßen; von Mauretanien her übte König Bocchus unter dem Einfluß des Lucius Feindſeligkeiten gegen die Befehlshaber des Octavian in Iberien aus — was dann alles auf die Zuſtände in Italien zurückführte.

Aber eben dieſer Moment iſt es, von dem die eigentümliche Größe des Octavian ausging. Bisher hatte er immer die zweite Rolle geſpielt: wie in ſeinem Verhältnis zu Cicero und den Republikanern, ſo in der Verbindung mit Antonius und Lepidus, die ihn doch mit ſich fortriſſen; ſelbſt in dem Kriege gegen Brutus und Caſſius. Zum erſtenmal ſtand er jetzt ganz allein. Denn auf Marcus Antonius, deſſen nächſte Angehörige ihn vielleicht ohne deſſen Willen befehdeten, konnte er wenigſtens nicht rechnen. Sein Vorteil lag darin, daß er keineswegs die beſte, aber doch die ſtärkſte Sache, die der Veteranen, verfocht: denn die populären Hinneigungen des Lucius konnten den Veteranen, weder der einen noch der anderen Partei, willkommen ſein. Lucius baute auf die Hülfe der Truppen ſeines Bruders, die aus dem transalpiniſchen Gallien heranzogen; aber deren Führer Aſinius und Ventidius waren doch ſelbſt ihrer Sache nicht gewiß und eilten wenigſtens nicht, ihm zu Hülfe zu kommen. Von beiden Seiten auf ſeiner Straße von den Truppen des Octavian bedrängt, wandte er ſich rückwärts und nahm Stellung, anfangs bei Peruſia. Hier umgab ihn nun Octavian mit einer jener großen Cirkumvallationen, welche überhaupt die Stärke der römiſchen Belagerungskunſt ausmachten. Noch einmal wußte Fulvia eine nicht unbedeutende Kriegsmacht ins Feld zu bringen, die aber dann doch nicht ſtark genug war, um einen Entſatz zu verſuchen. Lucius dachte ſich durchzuſchlagen, oder durch Ausfälle die Belagerungswerkzeuge zu zerſtören. Er war überaus tapfer; aber ſeine Verſuche wurden zurückgewieſen.

Neben Octavian erſcheint hier zum erſtenmal Vipſanius Agrippa, ſein Jugendfreund und Studiengenoſſe in Apollonia, ein geborener Kriegsmann, neben dem aber auch Octavian ein ſelbſtändiges Talent entwickelt. Wir haben eine aus authentiſchen Denkwürdigkeiten der Zeit entnommene Schilderung dieſer Belagerung bei Appian übrig, welche ein Gefühl für die Frage des Moments enthält und erweckt. Aus dieſer lernt man die würdige und männliche Haltung kennen, welche Lucius Antonius in der Mitte der Gefahren und bei der Entſcheidung bewahrte. Er faßte zuletzt den Entſchluß, ſich ohne vorangegangene Sicherung in das Lager des Octavian zu begeben, um die Schuld, die er ehrgeizig genug war allein auf ſich zu nehmen, auch allein zu büßen.

Octavian begegnete dem Feinde, der ſich überwunden bekannte, mit einer Großmut, die doch zugleich Klugheit war. Man ſah in kurzem die bisherigen Feinde das Feldgeſchrei des Tages von Octavian holen. Auf die Bitten der Seinen gewährte der Sieger den anderen Verzeihung unter der Bedingung, daß ſie in Zukunft die nämliche Geſinnung hegten wie jene.

Das hinderte Octavian aber nicht, daß nicht dennoch auf den Wunſch der Truppen die getötet wurden, welche für die vornehmſten Feinde desſelben galten.

Die Entſcheidung von Peruſia hatte nun die größten Folgen für Italien. Die Truppen, die für Antonius im Felde ſtanden, wichen an die See zurück. Ein anderes Heer, das eben im Begriffe war, über die Alpen nach Italien vorzudringen, wurde nach dem Tode ſeines Befehlshabers, Fuſius Calenus, von Octavian dahin gebracht, zu ihm überzugehen. Mit einem Schlage gewann er elf Legionen. Er ließ ſie beſtehen, wie ſie waren, ſetzte ihnen aber einige andere Befehlshaber.

Jetzt erſt trat eine wirkliche Entzweiung mit Antonius hervor. Antonius, der ſich in Aſia propria aufhielt, wahrſcheinlich doch nicht ohne die Abſicht, demnächſt nach Italien zu gehen, gab große Unzufriedenheit kund, als er von den Ereigniſſen bei Peruſia hörte. In Athen traf er die Fulvia, aber er bezeigte ihr auffallende Mißachtung; ſie iſt kurz darauf geſtorben. — Indeſſen waren nun aber die Führer ſeiner Truppen in Italien mit Domitius Ahenobarbus in Verbindung getreten, was denn eine Annäherung des Antonius ſelbſt an Sextus Pompejus anbahnte, die doch ſehr eventueller Natur war: nämlich für den Fall, daß es zwiſchen Antonius und Octavian zum Kriege komme: für Octavian ſelbſt eine nicht geringe Gefahr, da die vereinigten Flotten fünfhundert Segel betrugen und Italien an allen Seiten gefährden konnten. Seine Sorge war nun vor allem, Italiens vollkommen Meiſter zu werden. Lepidus wurde mit den Legionen, denen man am wenigſten traute, nach Afrika abzugehen veranlaßt. Die Veteranen, welche der Meinung waren, unter dem Einfluß des Pompejus würden viele zurückkommen, die ihres Beſitzes entſetzt worden, hielten umſomehr an Octavian feſt. Es iſt, wie geſagt, eine ſeiner erſten politiſchen Handlungen, daß er ſich Italiens vollkommen verſicherte. Als Antonius in Brundiſium landen wollte, wurde ihm von den Einwohnern die Aufnahme verſagt, eben deshalb, weil er mit Ahenobarbus und Pompejus verbündet ſei.

Da ſchien es nun zu einem ernſtlichen Zuſammentreffen zwiſchen Antonius und Octavian kommen zu müſſen, das um ſo mehr ſagen wollte, da Octavian nach dem Übergang jener elf Legionen auch Gallien und Iberien beherrſchte, Antonius aber den Orient. Wenn es zum Schlagen zwiſchen ihnen kam, geriet der ganze Zuſtand von Orient und Occident in Frage. Was aber hat nun hier den Zuſammenſtoß verhindert?

Antonius belagerte Brundiſium, Octavian eilte herbei, es zu entſetzen. Indem der Konflikt zwiſchen beiden unmittelbar bevorzuſtehen ſchien, ſind die Veteranen aus beiden Lagern zuſammengetreten, um einen ſolchen unter allen Umſtänden zu verhindern. Sie forderten die beiden Heerführer auf, ſich untereinander zu verſtändigen, und bedrohten Antonius ausdrücklich mit ihrer Feindſeligkeit, wenn er ſich dieſer Forderung nicht füge. Einige Freunde von beiden Seiten traten ein; vor allen Coccejus Nerva war dabei thätig, um das Verſtändnis herbeizuführen.

Und dieſen iſt es nun damit gelungen. Noch ehe der Krieg eigentlich recht ausgebrochen war, wurde er beigelegt.

Gewiß iſt es von Bedeutung, daß zwiſchen den beiden Oberhäuptern ein verwandtſchaftliches Verhältnis begründet wurde.

Fulvia war geſtorben; die Schweſter des Octavian, Octavia, entſchloß ſich, dem großen Nebenbuhler ihres Bruders die Hand zu geben, obwohl ſie ſeine Leidenſchaft für Cleopatra kennen mußte und kannte. Octavia iſt eine der größten Frauengeſtalten der Epoche; ſie trug zum Frieden der Welt bei, nicht weniger, ſondern ohne Zweifel noch mehr, als einſt Julia.

Mit dieſer engſten verwandtſchaftlichen Verbindung war nun aber eine Verſtändigung verbunden, welche die Welt umfaßte. Antonius fügte ſich in die Autorität, welche Octavian im Occident errungen hatte. Octavian erkannte die Stellung an, welche dem Antonius im Orient zu teil geworden war. Was iſt nicht für die Welt aus dieſem Verhältnis zwiſchen dem Oſten und dem Weſten des römiſchen Reiches hervorgegangen? Während dort bei Aleſia eine Verbindung zwiſchen Rom und Germanien, trat hier in dem Augenblick, daß das Reich gegründet wurde, eine Trennung desſelben in zwei verſchiedene Hälften in eine, glücklicherweiſe noch ſehr entfernte Ausſicht. Aber die beiden Oberhäupter geſtatteten einander ausſchließende Autorität, die von dem einen im Orient, von dem anderen im Occident ausgeübt werden ſollte.

Skodra wurde als der geographiſche Mittelpunkt der beiden Hälften betrachtet. Was von dieſem Platze nach Oſten gelegen ſei, wurde dem Antonius, die im Weſten desſelben gelegenen Provinzen wurden dem Octavian anheimgegeben. Denn ſo war bereits der Bereich ihrer Macht begründet: hätte der eine in das Gebiet des anderen eingreifen wollen, ſo würde er das eigene gefährdet haben. Was ſie beide zuſammenhielt, war eben die Macht der cäſarianiſchen Legionen, die untereinander nicht ſtreiten wollten, ſowenig als einſt die macedoniſche Kriegsmacht mit den verſchiedenen Königen.

In dieſem Augenblick aber hatten ſie noch einen mächtigen Gegner zu bekämpfen: Sextus Pompejus, der Sicilien, Sardinien, Korſika inne hatte, und um den ſich alle ſammelten, welche mit dem gerade auch durch den brundiſiniſchen Frieden herbeigeführten Zuſtande unzufrieden waren, ſo daß er ſowohl durch dieſe als durch die Sperrung der Zufuhr die Seeherrſchaft überhaupt beſaß und die Hauptſtadt ſelbſt aufregte und bedrängte.

Er lebte nur in Erinnerung an ſeinen Vater; das Feldgeſchrei „Pietas", welches ſein Bruder in Spanien vernehmen ließ, erſcheint auf den Münzen des Sextus wieder.

Sextus Pompejus war ein halber Barbar; denn nur in Entfernung von Rom und im Gegenſatz mit den daſelbſt herrſchenden Gewalten hatte er ſich ausgebildet. Er nahm eine Stellung ein, wie die geweſen war, welche ſein Vater einſt unterdrückt hatte. Wilde Götterdienſte wurden von ihm geſchützt und ſelbſt ausgeübt, wie damals von den Führern der Seeräuber. Antonius und Octavian dagegen hatten eine Poſition, wie einſt Pompejus Magnus.

Noch konnten ſie aber nicht hoffen, Sextus zu überwältigen, der alle Küſten und Häfen von Italien gefährdete und ſoeben als der Bundesgenoſſe des Antonius erſchienen war. Die beiden Triumvirn wurden ſoweit gebracht, daß ſie von der Strenge ihres Syſtems nachließen und den Geächteten einen Teil ihrer Beſitztümer zurückgaben, wodurch dann Sextus wieder verhindert wurde, die Schroffheit ſeiner Poſition zu behaupten. Nach mancherlei anderweiten Verſuchen wurde eine Zuſammenkunft auf dem Hafendamme von Puteoli (Dikäarchia) zwiſchen Sextus, Antonius und Octavian zu ſtande gebracht, in welcher dem Erſten die von ihm eingenommenen Inſeln vorbehalten, die Getreidelieferungen, zu denen dieſelben bisher verpflichtet waren, gelaſſen, ſeine Autorität über Achaja erſtreckt wurde. Alle die, welche zu ihm geflüchtet waren, ſollten nach Italien zurückkehren können, mit Ausnahme der durch ein förmliches Urteil als Mörder Cäſars Verurteilten; er ſollte ſelbſt das Recht haben, das Konſulat der Männer, die er dazu bezeichnen werde, verwalten zu laſſen und in die oberſten Prieſterkollegien aufgenommen werden. Es hatte den Anſchein, als würde auf dieſe Weiſe ein Zuſtand des Gleichgewichts hergeſtellt werden.

Wie ſollte es aber möglich ſein, zwei entgegengeſetzte Prinzipien mit einander zu vereinigen? Wie hätte der Nachfolger und Erbe Cäſars, ſelbſt Cäſar, mit dem Sohne des Pompejus Magnus Freundſchaft halten können? Für Antonius und Octavian gehörte die Abkunft dazu, um es ihnen möglich zu machen, die Unterwürfigkeit des Senats, der Magiſtraturen und des Volkes in Rom zu erhalten. Eigentlich ausgeführt wurden aber doch die Bedingungen des Vertrages niemals. Sextus gelangte nie zum Beſitz von Achaja und räumte dagegen die Plätze nicht, welche er in Italien inne hatte. Octavian brachte mit Hülfe eines Mannes, der gleichſam ſyſtematiſch von einer Partei zur anderen überging, Menodor, Sardinien und Korſika an ſich und ſchritt im Frühjahr 38 dazu, mit ſeinen eigenen Kräften Sicilien zu erobern. Es iſt die zweite Handlung des Octavian, die ſich an das anſchließt, was er in Italien gethan hatte. Er entwickelte hiebei eine nachhaltige Feſtigkeit; nie verlor er ſein Ziel aus dem Auge; Unfälle, die ihn trafen, beſtärkten ihn noch vielmehr. Im Jahre 38 wurden die beiden Flotten, die er in See brachte, durch Feinde und Seeſtürme zertrümmert. Aber es gelang ihm, wiewohl nicht ohne große Anſtrengungen, ſie wieder herzuſtellen. An deren Spitze ſtellte er dann den alten Freund Agrippa, der ſich das Verdienſt erwarb, den Lucriner See zu einer Art Kriegshafen umzuſchaffen und die Flotte ſelbſt wieder in einen Stand zu ſetzen, daß ſie dem geſchickten und wohlgerüſteten Feind die Seeherrſchaft ſtreitig machen konnte. Auf ſeine eigenen Kräfte allein verließ ſich aber Octavian nicht mehr. Antonius, der ſelbſt nach Tarent kam, überließ ihm ein ſehr anſehnliches griechiſch-orientaliſches Geſchwader, wogegen ihm Octavian Rüſtungen in Italien geſtattete, durch die er fähig wurde, ein neugeworbenes occidentaliſches Heer nach dem Orient zu führen, wo der wieder ausgebrochene Krieg gegen die Parther dies erheiſchte. Gerade bei dieſer Ausſöhnung trat das Verdienſt der Octavia hervor, die wenigſtens ihrem Halbbruder alle Verdächtigungen gegen ihren Gemahl, die man vorgebracht hatte, ausredete. Überdies aber ward auch Lepidus aus Afrika herbeigezogen.

Soeben hatten die drei Männer die ihnen auf fünf Jahre erteilten Befugniſſe eigenmächtig auf neue fünf Jahre ausgedehnt. Das Triumvirat ſtrengte nochmals alle ſeine Kräfte an, um Sextus zu überwältigen.

Der ſetzte ſich aufs tapferſte zur Wehr. Aber er konnte nicht verhindern, daß nicht Octavian ein mächtiges Landheer, das nach und nach auf einige zwanzig Legionen anwuchs, nach Sicilien geführt hätte. Sextus mußte trotz einzelner Erfolge, die er errang, doch inne werden, daß er ſich gegen dieſe Übermacht auf der Inſel nicht werde halten können. Sein einziger Rückhalt war dann die Seemacht.

Gegen die Angriffe Agrippas, der ſchwerere und beſſer gerüſtete Schiffe herbeiführte, wußten ſich die leichten, zum Seeraub eingerichteten Fahrzeuge des Sextus zu behaupten. Nach dem erſten Zuſammentreffen bei Mylae ſchrieb ſich Sextus, obwohl er Verluſte erlitten hatte, doch den Sieg zu. Entſcheidend auf immer wurde ein zweites Seetreffen in der Nähe der Meerenge bei Naulochus. Sextus ſoll es ſelbſt provoziert haben. Seine ganze Zukunft hing davon ab. Aber Agrippa hatte die römiſchen Schiffe durch eine Vorrichtung verſtärkt, wie die jener Haken im erſten puniſchen Kriege. Es war ein ſtarker Enterhaken, den er Harpax nannte, durch welchen die leichteren Fahrzeuge des Sextus feſtgehalten und zu einem Kampfe auf Leben und Tod gezwungen wurden. Die beiden Landheere ſahen von den Küſten her dieſem Zweikampfe zu. Er war lange unentſchieden; endlich erhoben die römiſchen Seefahrer ein Siegesgeſchrei, das von ihrem Landheer mit Jubel wiederholt wurde. Die Flotte des Sextus war vollkommen geſchlagen: ſein Landheer ging zu Octavian über. Er ſelbſt flüchtete von Meſſana, das ihm noch gehörte, nach dem Ägäiſchen Meer in der Hoffnung, Antonius für ſich zu gewinnen. Bald aber gab er Anlaß zu dem Verdacht, als neige er ſich in den orientaliſchen Verwickelungen auf Seite der Parther. So wurde er getötet.

Immer noch ein großes Ereignis, da Sextus doch eine von dem Triumvirat unabhängige Gewalt repräſentierte, in dem ganzen Umkreis des Reiches Anhänger fand und alle die zu Freunden hatte, welche das militäriſche Regiment des Triumvirats verwarfen. Damit aber war es nun am Ende, und wenn es bisher noch zweifelhaft war, wie ſich Lepidus zu den beiden mächtigeren ſeiner Genoſſen verhalte, ſo ward auch dieſe Frage dort in Sicilien zur Entſcheidung gebracht. Lepidus hatte Anlaß gegeben, daß man ihn für fähig und geſonnen hielt, in Sicilien mit Sextus anzuknüpfen, wie einſt in dem ſüdlichen Gallien. Jetzt nahm er Meſſana durch einen Vertrag mit den Truppen desſelben ein.

Man meinte wohl, er habe gedacht, was hier ſo nahe lag, Octavian ganz von dem Eiland auszuſchließen und es mit Afrika zu verbinden. Allein er konnte auf die Treue ſeiner eigenen Truppen nicht mehr zählen; die Emiſſäre des Octavian, deſſen Stärke darin lag, daß er ja der unbezweifelte Erbe Cäſars war, fanden ohne viele Mühe Eingang bei denſelben.

Octavian konnte es wagen, mit geringer Begleitung — denn die Reiter, die mit ihm waren, hatte er draußen zurückgelaſſen — in das Lager des Lepidus einzutreten, wo er dann ſofort als Imperator begrüßt wurde. Die erſten, die zu ihm übertraten, waren die Pompejaner, die ſich in dem Lager befanden; ſie unterwarfen ſich ihm und baten ihn um Vergebung. Aus dem Tumult, welcher hierüber entſtand, wurde Lepidus erſt inne, was in ſeinem Lager vorging. Er traf mit Octavian zuſammen, der nun ſelbſt in perſönliche Gefahr geriet, aber noch Zeit hatte, zu ſeiner Reiterei zurückzukehren und dieſe heranzuführen. Die Verſchanzungen wurden leicht genommen, und die Mannſchaften des Lepidus gingen ſelbſt zu Octavian über, ein Beiſpiel, dem die übrigen Truppen folgten. Lepidus wurde unter Androhung des Todes genötigt, den Abfallenden ihre Fahnen zu überlaſſen. Die Truppen wollten mit Octavian nicht fechten, in welchem die Einheit der alten cäſariſchen Legionen zur Erſcheinung kam.

Lepidus miſchte ſich unter die Befehlshaber, die ſich unterwarfen, wurde von Octavian zu Gnaden angenommen und nach Rom geſchickt. Was die Legionen zuſammenführte, war die Erinnerung an den großen Imperator, dem ſie einſt alle gedient hatten: der Schatten Cäſars ſchwebte über ihnen.

Die Meutereien der Truppen, die, jetzt nicht mehr mit Kränzen zufrieden, welche für Kinder gut ſeien, auf das ernſtlichſte Belohnungen durch Geld und Beſitz verlangten, wußte Octavian auf eine ähnliche Weiſe, wie einſt ſein Großoheim, zu beſchwichtigen durch wohlberechnete Strenge und kluge Nachgiebigkeit. Die Provinzen des Lepidus fielen ohne Schwertſtreich in ſeine Hand.

Auch Antonius hatte während dieſer Zeit das Vorbild Cäſars nicht vergeſſen. Er hielt es für ſeine Aufgabe, den großen Kampf gegen die Parther, in welchem Craſſus erlegen war, wieder aufzunehmen. Er ſelbſt glaubte durch die inneren Unruhen in Parthien, wo ſich ein nicht legitimer Fürſt, Phraates IV., durch Vater- und Brudermord den Weg zum Thron gebahnt hatte, aber noch mannigfachen Widerſtand fand, zur Überwältigung dieſes Landes in den Stand geſetzt zu werden. Von den Gegnern des Königs eingeladen, unternahm Antonius, eine der Grenzfeſten, wohin die parthiſchen Könige in Kriegsgefahr ſich zurückzuziehen pflegten, zu belagern. Aber Phraates hatte die Hülfe der Atropatener, welche einen Legaten mit großem Verluſt zurückzugehen nötigten, ſo daß der Tod des Craſſus ungerochen, die Grenze des Reiches dieſelbe blieb, wie ſie durch jene Kataſtrophe geworden war. Einige Jahre darauf erneuerte Antonius den Krieg infolge der Irrungen, welche zwiſchen Atropatene und Parthien ausgebrochen waren, und ſoviel erreichte er nun wirklich, daß er den König der Armenier, von deſſen Treuloſigkeit er ſeine früheren Unfälle herleitete, in ſeine Gewalt brachte. Er legte demſelben, wie man ſagt, ſilberne Feſſeln an. Er feierte den Sieg auf einer Münze mit der Inſchrift „das beſiegte Armenien“, auf welcher neben ſeinem Haupte eine armeniſche Tiara erſcheint. Mit dem Fürſten von Atropatene ſchloß er eine Verbindung, die durch gegenſeitige Vermählungen beſtätigt wurde, indem der Fürſt ſeine Tochter mit einem Sohne des Antonius und der Cleopatra verband. Im allgemeinen angeſehen, erwarb ſich Antonius hierdurch ein nicht geringes Verdienſt um das römiſche Reich. Antonius bekämpfte die Parther, und obwohl er ſie keineswegs unterwarf, ſo machte er doch ihren Einwirkungen auf Medien und Atropatene zunächſt ein Ende.

Gleichſam wetteifernd breiteten dergeſtalt Octavian und Antonius ihre Autorität nach dem Weſten und dem Oſten hin aus; zuſammen erfüllten ſie den geſamten Umfang des Reiches mit der Herrſchaft der cäſariſchen Legionen. Sie ſtanden jetzt einander unmittelbar gegenüber, jeder mit einer Macht ausgerüſtet, die zwar ſeine eigene war, auf die aber auch der andere Anſpruch machte. Octavian hatte Sicilien mit Hülfe der Seemacht des Antonius überwältigt und alsdann Afrika eingenommen; Antonius beſchwerte ſich, daß Octavian dieſe Länder für ſich allein behalte; mit Hülfe der von Octavian ihm zugeſtandenen Legionen hatte Antonius Armenien und Medien unterworfen. Octavian antwortete auf die Beſchwerde des Antonius über ſeine Verfügungen im Weſten, daß ihm dagegen auch im Oſten von den neuen Eroberungen nichts zu teil werde. Er wollte von dem Anſpruch, den Antonius auf eine Verſorgung ſeiner Truppen in Italien machte, nichts wiſſen, da er ſie ja in Armenien verſorgen könne. Genug: an ihre Erfolge, die durch ihre Vereinigung errungen, knüpfte ſich eine Entzweiung über die Verwendung derſelben. Da aber nahm nun Antonius eine offenſive Haltung an.

Den Römern war es ſchon ſehr anſtößig, daß er einen Triumph in Alexandrien hielt, gleich als wolle er die ägyptiſche Stadt der alten Metropole der Welt zur Seite ſetzen; aber dabei ließ es Antonius nicht lange bewenden. Den aus der Verbindung zwiſchen Cleopatra und Cäſar entſprungenen Sohn, des Namens Cäſarion, erkannte er als legitim an; er ernannte ihn zum Genoſſen ſeiner Mutter in der Herrſchaft über Ägypten und die Nachbarländer, wodurch dem Octavian ein gerade für die Idee, die ihm am förderlichſten war, daß er der echte und einzige Nachfolger Cäſars ſei, ſehr gefährlicher Nebenbuhler erwuchs. Um die Verehrung der Ägypter an ſich zu feſſeln, erſchien Cleopatra in dem Schmuck der Iſis; angethan wie eine Göttin, gab ſie ihre

Audienzen. Es ſieht aus wie ein Kinderſpiel, wenn Antonius auch ſeine Söhne von Cleopatra, den einen zum König von Syrien, den anderen von Armenien und ſogar von Parthien erklärte und ſie in dem Schmuck der Könige dieſer Länder erſcheinen ließ; den einen in helleniſtiſcher Pracht, den anderen mit einer perſiſchen Tiara. Das war aber doch höchſt außerordentlich und offenſiv gegen Rom. Es war in der Idee dasſelbe, was Cäſar hatte befürchten laſſen, als er ſich anſchickte, den parthiſchen Krieg in die Hand zu nehmen. Man wird dabei ſelbſt an die Schwierigkeiten erinnert, denen Alexander erlegen war: die orientaliſchen Ideen wurden in ihrer Beſonderheit anerkannt und ſollten zu einer ſtaatsrechtlichen Geltung gelangen.

Man verſteht es, wenn die Freunde des Antonius in Rom die Nachrichten hierüber geheim zu halten ſuchten. Sie konnten nicht anders, als bei Volk und Senat Indignation hervorrufen.

Zwiſchen Antonius und Octavian beſtand doch nie eigentliche Freundſchaft. Alle die Jahre daher hatten ſie ſich in einem Wechſel von Bundesgenoſſenſchaft und Feindſeligkeit bewegt, den übrigen Verhältniſſen gemäß, in denen ſie ſich befanden. Daß es nun zwiſchen ihnen noch einmal zu einem Kampfe kommen mußte, war eigentlich unvermeidlich. Denn es konnte nicht zwei Nachfolger Cäſars auf einmal geben, den einen im Orient, den anderen im Occident. Octavian hatte für ſich, daß das Selbſtgefühl der Römer für ihn Partei nahm. Das Beſtehen von Senat und Volk war jetzt nützlich für ihn. Nachdem die beiderſeitigen Anſprüche und Forderungen bekannt geworden, konnte man nicht an dem Ausbruch eines entſcheidenden Krieges zwiſchen ihnen zweifeln.

Eine Art von Abſage lag darin, wenn Antonius der Halbſchweſter des Octavian einen förmlichen Scheidebrief zugehen ließ. Er erſchien dagegen in Begleitung der Cleopatra in Epheſus. Sie war von einer römiſchen Leibwache umgeben, auf deren Schilden ihr Namenszug ſtand. Das Kriegslager war von Mimen und Gauklern erfüllt. Antonius folgte ihr zuweilen im Zuge der Verſchnittenen.

Das alte Aſien, wie es unter den macedoniſchen Königen konſtituiert worden, zum Teil helleniſch, zum Teil barbariſch, wie es einſt Antiochus der Große ins Feld geführt hatte, war beſiegt, unterworfen, aber noch nicht romaniſiert. Es ſcharte ſich jetzt um Antonius. Deſſen Verbindung mit einer einheimiſchen Königin aus dem Hauſe der Ptolemäer, die einſt das Königtum der Pharaonen möglichſt fortgeſetzt hatten, verſchaffte ihm hohe perſönliche Autorität in dem Orient. Die vorerwähnte Ausſöhnung mit dem König von Atropatene beruhte eben auf dieſer Verbindung.

Waren nun ſchon dieſe Elemente dem großen Pompejus zu Hülfe gekommen, ſo war dies noch bei weitem mehr der Fall bei Antonius. In ſeinem Heere ſah man die Fürſten vom oberen Cilicien, Kappadocien, Paphlagonien und Kommagene; Hülfsvölker kamen aus Lykaonien, Galatien, Pontus, Atropatene, Arabien und Judäa. Thraciſche Fürſten ſchloſſen ſich an. Die Zuſammenſetzung gab dem Heere des Antonius eine orientaliſche Färbung.

Als ihr geborenes Oberhaupt erſchien die Königin der Könige, Cleopatra. Den Kern des Heeres bildeten allerdings die römiſchen Legionen, die an Antonius feſthielten. Wohl fehlte es nicht an Männern unter ihnen, welche die Anweſenheit der ägyptiſchen Königin tadelten; aber ihrem Rat, ſie zu entfernen, ſetzten ſich andere entgegen, die ihre Anweſenheit verlangten, weil ſie ſich bei den Rüſtungen ſo höchſt verdient mache. In ihr ſelbſt erwachten die ſtolzeſten Hoffnungen; ſie konnte ſich ſchmeicheln, nach Italien vorzudringen, wo Antonius noch Anhänger genug hatte. Auch aus Mauretanien waren numidiſche Häuptlinge erſchienen; und an dem Übergewicht der phöniziſch-griechiſchen Seemacht mit Hülfe der ägyptiſchen über die occidentaliſche zweifelte niemand.

Dies alſo war die weltgeſchichtliche Frage, die hier vorlag: wären Antonius und Cleopatra Meiſter geblieben, ſo würde der Schwerpunkt der Macht nach Alexandrien gefallen und Rom vielleicht in die zweite Stelle herabgedrückt worden ſein.

Octavian traf es eben recht, wenn er der Cleopatra den Krieg erklärte. Die Weltſtellung Octavians hatte ſelbſt einen Vorteil über die ſeines Großoheims, inſofern dieſer eine Hinneigung zu den orientaliſchen Ideen gezeigt hatte. Octavian dagegen war und blieb durchaus Occidentale und verfocht die römiſchen Ideen gegen den Orient; ſie mußten ſich durch ſeinen Sieg aufs neue feſtſetzen. Um ihn ſammelte ſich die konſolidierte Macht der cäſariſchen Legionen, die immer aufs neue triumphiert hatten. „Ganz Italien", ſagt er im Monumentum Ancyranum, „leiſtete mir den Eidſchwur und forderte mich auf, den Oberbefehl zu übernehmen. Auf dieſelbe Weiſe ſchwuren mir Gallien, Spanien, Afrika, Sicilien und Sardinien. Mehr als 700 Senatoren haben wir damals den Eid geleiſtet."

Ganz ohne Mühe war das jedoch nicht gelungen: wir vernehmen ſogar von aufrühreriſchen Bewegungen bei den Aushebungen. Überhaupt ſtand alles noch zweifelhaft, als die beiden großen Heere aufeinander trafen. Bei Actium hatte die Flotte des Antonius überwintert; er ſäumte nicht, ſie zu verſtärken und in Perſon dort zu erſcheinen. Sein Heer ſtellte er auf der Landſpitze auf. Gleich bei dem erſten Zuſammentreffen der beiden Heere blieb Antonius im Nachteil, und ſowie das Glück nicht mehr ganz ſicher erſchien, zeigten ſich die Folgen der inkongruenten Zuſammenſetzung ſeiner Heermaſſen. Von den Römern ging der bedeutendſte, Domitius Ahenobarbus, der zweite nach Antonius in dem Heere, zu Octavian über. Die Strenge und Grauſamkeit, mit welcher Antonius hierauf die Verdächtigen behandelte, konnte nicht anders als Mißvergnügen erwecken. Denn was lag für die Heerführer ſo großes daran, ob Antonius den Oſten in ſeiner Weiſe zu beherrſchen fortfahren und ſich vielleicht zum Meiſter des Ganzen machen würde? Aber auch auf die Orientalen wirkte die Anweſenheit der ägyptiſchen Königin nicht durchaus günſtig zurück. Die Willkür, die ſie aus perſönlicher Ungunſt gegen den Einen oder gegen den Anderen ausübte, die Unſicherheit, in der ein jeder ſich neben ihr befand, brachten die natürliche Unzuverläſſigkeit der Orientalen zur Erſcheinung. Der erſte Orientale, der von Antonius abfiel, war der Dynaſt von Paphlagonien, welcher, mit einer Abteilung von Römern ausgeſchickt, um Hülfsvölker herbeizuziehen, als er in Nachteil geriet, auf die Seite Octavians überging. Seinem Beiſpiel folgten die galatiſchen und römiſchen Truppen, die zu dem nämlichen Zweck mit ihm ausgeſendet worden waren.

Alles hing nun von dem Ausgange der Seeſchlacht ab, für welchen es entſcheidend wurde, daß der große Seemann der Epoche, Agrippa, mit ſeinem Geſchwader zur rechten Zeit eintraf. Dichtgedrängt nahmen die Schiffe des Antonius die Bucht von Actium ein: hochgebordete Schiffe mit ungeheuren Schnäbeln, mehreren Verdecken, Türme tragend, an den Seiten mit dicken Planken gepanzert. Die Flotte Agrippas erſchien im Halbmond ihnen gegenüber. Für Antonius war die einzige Rettung, ſich unbeweglich zu halten; allein ſeine Schiffe ließen ſich doch hervorlocken; dann drangen die bei weitem beweglicheren Fahrzeuge des Agrippa in ihre Reihen ein und zerſprengten ſie.

Als Cleopatra Gefahr ſah, warf ſie ſich mit ihrem Geſchwader in die Flucht, mitten durch die Kämpfer. Antonius, ſchwächer als ſeine Leidenſchaft, eilte ihr nach und ließ ſeine Flotte in der Hand der Feinde. Agrippa ſteckte ſie in Brand. Die Schlacht, welche über das Verhältnis von Orient und Occident entſchieden hat, iſt am 2. September des Jahres der Stadt 723, 31 vor unſerer Ära vorgefallen.

Dann war auch von dem Landheer kein Widerſtand zu erwarten; einige Tage hielt es ſich noch, in der Hoffnung, daß Antonius zurückkommen werde. Als dieſe verſchwand und der vertrauteſte Gehülfe des Antonius ſelbſt die Flucht ergriff, überlieferte ſich auch dieſes Heer dem Octavian ohne Schwertſtreich. Das entſcheidende Moment lag doch in dem Gegenſatz der Idee. Octavian machte ſich als Erbe Cäſars für alle annehmbar: Antonius ſtörte durch ſein Verhältnis zu Cleopatra die römiſchen Truppen in ihrem patriotiſchen Machtgefühl. Als das Übergewicht zur See ſich auf die Seite Octavians neigte, traten auch die Legionen zu ihm über.

Die letzten Schläge erfolgten in Ägypten.

Anfangs haben Cleopatra und Antonius noch gehofft, an dem Nil einen Mittelpunkt des Widerſtandes gegen Rom zu organiſieren. Antonius gab nicht allein Afrika nicht auf, er meinte ſelbſt in Spanien und Gallien Freunde zu haben, die ſich für ihn erheben würden, wenn er daſelbſt erſcheine. Cleopatra ihrerſeits glaubte, den Orient durch ihre Verbindungen mit den Fürſten von Atropatene und Medien in Unterwürfigkeit zu erhalten. Dieſem ſchickte ſie den Kopf des Königs von Armenien, ſeines vornehmſten Feindes, zu, gleichſam als eine Beſiegelung ihres guten Einvernehmens. Eine große Anzahl von Dynaſten und Städten war in den letzten Jahren wieder an Ägypten geknüpft worden. Man meinte mit ihrer Hülfe dem Gegner die Spitze bieten zu können. Und für den Fall, daß dies mißlinge, hatte Cleopatra den an die Pharaonenzeit knüpfenden Gedanken, ihre Fahrzeuge über die Landenge nach dem arabiſchen Meerbuſen zu ſchaffen, um eine Zuflucht im entfernteſten Oſten zu ſuchen. Aber gleich hiebei traten ihr die benachbarten Araber entgegen, welche ihre Vorrichtungen zerſtörten. In Aſien, Syrien ſelbſt, wurden ihre Freunde für den Gegner, welchem die Autorität des römiſchen Namens jetzt zur Seite ſtand, gewonnen. Man vernimmt, mehr als einmal ſeien Unterhandlungen mit Octavian angeknüpft worden; aber die Überlieferung darüber iſt zu unſicher, als daß man ſie wiederholen und etwa durch Hypotheſen und pſychologiſche Verdächtigungen verſtändlich zu machen verſucht ſein könnte. Das merkwürdigſte würde ſein, wenn es wahr wäre, daß Antonius ſich erboten hätte, ſich ſelbſt umzubringen, wenn Cleopatra nur gerettet werde. Darin würde wenigſtens der Sinn liegen, daß die Sache des Triumvirs mit der Sache der Königin von Ägypten nicht mehr identiſch war. Aber nach allem, was vorgefallen war, ließen ſie ſich doch nicht mehr von einander ſcheiden.

Dem übermächtigen Gegner vermochten Antonius und Cleopatra keinen Widerſtand zu leiſten. Octavian bemächtigte ſich Peluſiums und drang gegen Alexandria vor. Noch einmal erfocht Antonius in einem Reitergefecht Vorteile; er verzweifelte nicht, durch große Zuſagen einen Teil der Truppen Octavians auf ſeine Seite zu bringen. Der aber brauchte dies nicht zu fürchten; er las die ihm in die Hände gefallenen verführeriſchen Zuſagen ſeines Gegners ſeinen Leuten ſelbſt vor. Weder hier noch an einer anderen Stelle vermochte Antonius auf die Legionen Einfluß zu gewinnen. Dagegen gingen ſeine eigenen Reiter, ſeine Schiffe zu Octavian über. Überhaupt war es der Abfall von den Gegnern, was Octavian zum Herrn der Welt machte. Antonius und Cleopatra hatten hierauf beide den Eindruck, daß alles verloren ſei. Letztere machte Anſtalt, ſich in ihrem Grabmal, das zugleich ihr Schatzhaus war, zu verbrennen.

Schon meinte Antonius, das ſei geſchehen. Er brachte ſich eine tödliche Wunde bei, an der er aber nicht ſogleich ſtarb. Als er vernahm, Cleopatra lebe noch, ließ er ſich nach dem Grabmal bringen, um daſelbſt in ihrem Schoße zu ſterben. Antonius ſtarb im Grabmal. Aber Cleopatra verſäumte den Augenblick, der ihr, wenn ſie ihn benutzt hätte, einen Nachruhm verſchafft haben würde, wie einſt dem Sardanapal. Sie gab zu, daß man ſie wieder nach der Königsburg brachte, wo ſie mit den gewohnten Beweiſen der Verehrung und Dienſtbefliſſenheit empfangen wurde. Hier ſah ſie im Trauergewande, in welchem ſie ſich beſonders gut ausnahm, den ſiegreichen Gegner. Sie begrüßte ihn mit den Worten: „Willkommen, o Herr, denn das biſt Du jetzt an meiner Stelle.“ Ein vielleicht zunächſt durch die Umſtände hervorgerufenes Wort, jedoch von gewichtigem Inhalt: denn Cleopatra war von Antonius allezeit als Königin behandelt worden. In ihr repräſentierte ſich noch immer die Selbſtändigkeit des ptolemäiſchen Ägyptens, die wieder an die pharaoniſche Epoche anknüpfte; die Königin gab jetzt dieſe Selbſtändigkeit auf. Es war die letzte von denen, die aus dem macedoniſchen Weltreiche übrig waren. Sie hatte ſich mit den Reliquien, die das Andenken Cäſars fixierten, umgeben. Sie ſprach von den Briefen, die er ihr geſchrieben, und zeigte ſie vor. Man ſollte kaum glauben, daß ſie durch das Andenken an den Großoheim ſinnliche Leidenſchaft habe erwecken wollen. Sie flehte nur um Erbarmen und ſprach die Bitte aus, neben Antonius begraben zu werden. Octavian ſchlug die Augen nieder, ſah ſie kaum an und antwortete mit keinem Laut. Ohne Zweifel ſtand ihr bevor, im Triumph aufgeführt zu werden. Das aber wollte ſie nicht erleben. Sie nahm einen Augenblick wahr, wo ſie minder beaufſichtigt wurde. Im königlichen Schmuck, wie jene Jeſabel, gab ſie ſich den Tod. Die allgemeine Überlieferung iſt, daß ſie eine Natter, die ihr unter Blumen gebracht wurde, dazu verwendet habe.

Erſt in Cleopatra ging das alte Pharaonenreich zu Grunde. Ägypten wurde in eine römiſche Provinz verwandelt. Das älteſte Königtum der Welt, deſſen Monumente an die Urzeit der Menſchengeſchichte anknüpfen, verſchwand in dem Reiche der Cäſaren, welches die folgende Zeit beherrſcht hat. Antonius iſt eigentlich unwürdig untergegangen. Er ſtand nicht auf eigenem Grund und Boden. Ohne Cäſar, an den er ſich anſchloß, wäre er nichts geweſen. Seit deſſen Tod aber lebte er allezeit in großen Situationen, immer unter den Impulſen der Politik und des Krieges, ebenſo klug wie unternehmend, nicht aber ohne die Genüſſe des Privatlebens mit den öffentlichen Angelegenheiten in eine für dieſe verderbliche Verbindung zu bringen. Daß er der Octavia einen Scheidebrief gab und ſich unauflöslich an Cleopatra feſſelte, bezeichnet den Wendepunkt ſeines Geſchickes. Allein die Weltgeſchichte wird des Antonius nie ganz vergeſſen können. Er war der erſte, der die Idee anregte, die ſich dann ſelbſt noch unter den Römern geltend gemacht hat: die Trennung des römiſchen Reiches in zwei doch wieder zuſammengehörige Hälften: eine Idee, der eine gewiſſe Notwendigkeit innewohnt und die eigentlich erſt bei dem Aufkommen des osmaniſchen Reiches verlaſſen worden iſt.

Aber noch eine andere unmittelbare Wirkung kann man dem Marcus Antonius zuſchreiben. Der Republikaner, wie ſie ſich unter Brutus und Caſſius wieder aufgeſtellt hatten, wurde er hauptſächlich dadurch Meiſter, daß er die Herrſchaft der Römer in Aſien, die unter dieſen noch beſonders drückend geworden war, leichter und erträglicher machte. Das hatte dann die Wirkung, daß die griechiſch-orientaliſche Welt im Umkreis der römiſchen Herrſchaft ſich ungebrochen erhielt. Keiner Völkerſchaft wurde ein Attribut der Souveränität zurückgegeben; aber ſie behielten umfaſſende provinziale und municipale Rechte, woraus dann folgte, daß dort die alte Kultur in ununterbrochenem Fortgang weiter entwickelt wurde, was zwar nicht zu geiſtigen Hervorbringungen erſten Ranges geführt hat, für welche auch das Gefühl der Unabhängigkeit notwendig iſt, aber wohl zu einer Kontinuation der Studien und der Bildungsformen, die von unendlicher Wichtigkeit für die Welt geworden iſt. Ich wage meinen Blick noch weiter auszudehnen. Von der

Religion iſt an ſich klar, daß die bisherigen Syſteme und Lokaldienſte, die alle einen politiſchen Beſtandteil hatten, nichts mehr bedeuteten, ſobald die politiſche Selbſtändigkeit vernichtet war. Dadurch wurde in den orientalichen Kulturländern ein Boden geſchaffen, welcher den Keim anderer religiöſer Anſchauungen in ſich aufnehmen und zur Reife bringen konnte.

Von alledem aber war in den Zeiten, in denen wir ſtehen, noch nicht die Rede. Fürs erſte kam es nur darauf an, die Gebiete des römiſchen Reiches wieder zu einer Einheit zu verknüpfen. Dieſe Einheit repräſentierte ſich in dem Manne, der bei Peruſia, Naulochus und Actium geſiegt hatte: Cäſar Octavianus.

Zwanzigſtes Kapitel.

Prinzipat des Auguſtus.

Es iſt, wenn ich nicht irre, ein Mißverſtändnis, wenn man von einer Einführung der Monarchie in aller Form in Rom ſpricht, gleich als wäre dadurch etwas geſchaffen worden, was dem alten orientaliſchen Königtum oder auch den Reichen der Nachkommen Alexanders ähnlich geweſen wäre.

Die Unterordnung der römiſchen Republik unter ein einziges Oberhaupt beruht auf ihrem eigenen Prinzip.

Wie einſt Alcibiades ſich der Autorität des atheniſchen Gemeinweſens nicht entzog, aber doch widerſetzte, ſo emancipierte ſich Cajus Julius Cäſar von der eingerichteten Staatsordnung in Rom. Im offenen Gegenſatz mit den Beſchlüſſen des Senats überſchritt er den Rubico und wurde durch einige große Feldzüge Meiſter der römiſchen Gebiete.

Alcibiades war untergegangen, weil er keine eigene Macht beſaß; Cäſar beſaß eine ſolche, und als ſein Glücksſtern ihn verließ — wir wiſſen, wie er den Verſuch der Alleinherrſchaft mit dem Tode büßte —, hinterließ er doch die Elemente und Grundlagen ſeiner Stellung, die nunmehr einen Erben gefunden hatten.

Octavian war nun noch in tiefgreifenderem Sinne Alleinherr, als Cäſar es geweſen war. Er hatte die zweifelhaft gewordene Gewalt behauptet, zugleich als Erbe und Sieger. Die Legionen, welche die Siege errungen, waren eben dadurch an den einzigen Herrſcher geknüpft, der ſie durch Freigebigkeit zu feſſeln, aber auch durch ſeine Autorität in Unterordnung zu halten wußte. Es waren die Legionen des alten Cäſar, die ſich um den neuen geſammelt hatten, in welchem ſie den rechten Erben des Julius Cäſar anerkannten. Bis auf einen gewiſſen Grad war die Alleinherrſchaft da;

aber unbedingt konnte ſie nicht ſein; ſie war immer an die Idee von Rom geknüpft, die ſich in den alten Formen darſtellte und doch auch wieder die Macht des Imperators ſelbſt begründete.

Neben den Bildern des Auguſtus hat man überall das Bild der weltbeherrſchenden Roma aufgeſtellt. Die Idee der höchſten Gewalt, die einer einzigen Perſönlichkeit zugefallen war, und die Idee von Rom und ſeiner Weltherrſchaft ließen ſich nicht von einander trennen. Wie ſie ſich zu einander verhalten, mit einander ausgleichen würden, war das für die Weiterentwickelung des Geſamtlebens vorliegende Problem.

Octavian brachte Frieden und Sieg von ſeinem aſiatiſchen Kriege zurück. Er gab der Hauptſtadt im Jahre 725 der Stadt, 29 vor unſerer Ära, das Schauſpiel eines dreifachen Triumphs über Illyrien, Ägypten und die Feinde bei Actium. Was durch Antonius zweifelhaft geworden war, daß Rom die Hauptſtadt der Welt ſei, wurde nun, durch jenen Triumph über ſeine Anhänger im letzten Kriege, außer allen Zweifel geſetzt. Zum erſtenmal nach dem erſten puniſchen Kriege wurde der Janustempel geſchloſſen. — Nachdem Octavian den Imperatorentitel auf gewöhnliche Weiſe oftmals geführt hatte, wurde ihm derſelbe bleibend zuerkannt.

Auf den Rang eines fortwährenden Imperators aber kam es nicht an, ſondern auf die ganze mit demſelben faktiſch vereinigte Gewalt.

Octavian hat einmal den Gedanken — man weiß nicht, ob gehegt, aber doch geäußert, dieſe Gewalt niederzulegen. Dazu habe ihn, ſagt man, beſonders der Vorwurf des Antonius veranlaßt, daß es nur ihm zugeſchrieben werden müſſe, wenn die Republik nicht wiederhergeſtellt worden ſei. In einer Senatsſitzung des Jahres 727 (27 vor unſerer Ära) hat er nun wirklich den Antrag gemacht, daß dies in aller Form geſchehen ſolle. Jetzt, ſagte er im Senat, ſeien die Aufrührer beſtraft oder durch Gnade herbeigebracht, die Freunde befeſtigt. Niemand könne Neuerungen anfangen: er habe ein mächtiges Heer, Geld, Bundesgenoſſen, Gunſt bei dem Senat und dem Volk. Allein er lege jetzt die ganze Gewalt nieder, Waffen und Provinzen: niemand ſolle ſagen, daß ſeine politiſche Haltung die Alleinherrſchaft bezweckt habe.

Die Rede kam nicht allen unerwartet. Einige der Vertrauteſten waren im voraus davon unterrichtet. Indem Octavian noch ſprach oder vielmehr las — denn er pflegte ſeine Reden abzuleſen —, wurde er vielfach unterbrochen und, nachdem er geendigt, von allen Seiten beſtürmt, die Gewalt, die er in Händen habe, zu behalten. Denn ſie bedurften, wie unſer Gewährsmann Dio nach den Begriffen ſeiner Zeit ſagt, der monarchiſchen Gewalt. In der That wäre es ein Ding der Unmöglichkeit geweſen, das eben Geſchehene ungeſchehen zu machen. Hätte man dem Inhaber der Gewalt dieſelbe wieder entziehen wollen, ſo würden die Irrungen und Leidenſchaften der eben unter den heftigſten Stürmen durchlebten Epoche wieder erneuert worden ſein.

Die Aufgabe lag vielmehr darin, die höchſte Gewalt in der Form, wie ſie nunmehr beſtand, zu konſervieren und dabei doch auch die aus der Republik herübergekommenen Anſprüche ſoweit als möglich zu befriedigen. Denn auch Volk und Senat beſtanden.

Octavian hätte ſich ihrer nicht entledigen können, wenn er nicht etwa als orientaliſcher Despot auftreten wollte. Nach alledem, was bei Cäſars Leben und Tod, unter dem letzten Triumvirat, namentlich im Kampfe mit Antonius geſchehen war, konnte Octavian daran nicht denken. Dabei bekam ſeine Autorität einen eigentümlichen Charakter. Nicht ohne Bedeutung nach dieſer Seite hin iſt es doch, wenn er den Namen Cäſars, deſſen Nachfolger er war, mit dem Nimbus der Divinität umgab. Dem Zuſatz zu ſeinem Namen: Sohn des Cajus, deſſen er ſich anfangs bediente, zog er ſpäter den anderen: Sohn des Göttlichen, vor. Dieſe Göttlichkeit war ſchon in den Tumulten der Bürgerkriege dekretiert; dem Andenken Cäſars waren Altäre errichtet; daß man damit an die alten Sagen von dem Urſprung Roms anknüpfte, war immer von Einfluß, doch gab die Lage der Dinge dazu noch eine allgemeinere Beziehung. Wenn ich meine Meinung, wiewohl mit einigem Bedenken, ausſprechen darf, ſo hatte ſie einen gewiſſen Anhalt in den Ereigniſſen. Denn war nicht alles, was damals die Welt beherrſchte, von Cäſar begründet worden? Das weltbeherrſchende Ereignis lag in den Siegen der Legionen Cäſars. Deren Bildung und Ruhm aber beruhten auf ihm; ſein Werk lebte nach ſeinem Tode fort. Der Nachfolger Cäſars konnte ſich als den Sohn dieſes göttlichen Menſchen betrachten. Eine verwandte Beziehung hat auch der Titel Auguſtus, welchen Octavian am Anfang des Jahres 27 annahm, der dann ſein hiſtoriſcher Name geworden iſt. Das Wort bezeichnet urſprünglich die durch die Augurien geheiligte Örtlichkeit. Bei den Dichtern iſt es immer als ein Epitheton der Götter gebraucht worden. Die Gewalt ſelbſt hat keinen Namen; ſie erſcheint in der Perſon deſſen, der ſie beſitzt, und der gleichſam eine göttliche Miſſion dazu in Anſpruch nimmt. Aus den großen Waffenthaten und dem Zuſammenhang der Begebenheiten entſprang dieſe Auffaſſung. Aber ohne die Beiſtimmung des Senats und des Volkes von Rom hätte ſie keine Gewähr noch Sicherheit gehabt. Dieſe beiden Grundpfeiler der Republik mußten erhalten bleiben. Das Volk kam wenigſtens unter Auguſtus noch immer zu den Wahlen zuſammen. Der Senat wurde neu konſtituiert. Es iſt der Mühe wert, ſich zu vergegenwärtigen, wie das geſchah.

Eigentlich waren es doch die Rechte des Senats, deren Erneuerung durch Sulla die ſpäteren Kämpfe, ſchon in den Zeiten des Pompejus, noch mehr in denen Cäſars hervorgerufen hatte. Der alte Senat war durch Cäſar ſo gut wie zerſtört. Durch die von ihm ernannten Beamten wurde, indem ſie nach Ablauf ihres Amtsjahres aufrückten, ein neuer Senat gegründet und dann durch die Aufnahme heterogener Elemente, die zum Teil auch der alten Ordnung der Dinge angehörten, zu einer reſpektablen Staatsgewalt fortgebildet.

Es liegt wohl in dem Präſtigium einer einmal begründeten Korporation, daß die republikaniſche Idee in dem Senat, wenn nicht gleich bei der Ermordung Cäſars, doch nach derſelben, die Oberhand behielt. Sie iſt auf dieſer Stufe durch Cicero repräſentiert worden. Eben gegen dieſe Sinnesweiſe waren die Proſkriptionen gerichtet. Alles wurde vernichtet, was derſelben anzuhängen ſchien. Ihr Anſehen hatten die alten Formen noch keineswegs verloren, wie man aus der Stellung ſieht, die Lucius Antonius annahm. So fand Auguſtus, als er zur höchſten Gewalt gelangt war, den Senat; aber er ſah ſich in dem Fall, ihn zu reinigen und gleichſam neu zu konſtituieren.

Auguſtus ſtellte eine Anzahl Senatoren auf, in die er ein vollkommenes Vertrauen ſetzte, für deren Tadelloſigkeit er ſelbſt ſein Wort verpfändete, und die dann wieder andere nominierten, ſo daß ſich eine Art von Kooptation ergab, in die aber Auguſtus zuletzt perſönlich eingriff.

Daß hiebei alles nach ſeinem Wunſche hergegangen ſei, läßt ſich an ſich nicht vermuten. Er mußte wohl verzeihen, ſagt Seneca: denn, wenn er nicht verzeihen wollte, über wen konnte er herrſchen? Eine Anzahl der angeſehenſten Senatoren ſtammte aus dem Heerlager der Feinde. Wir finden ſogar die Überlieferung, daß Auguſtus zu Zeiten, nur durch einen Harniſch gegen plötzlichen Anlauf geſichert und von einer Anzahl ergebener Senatoren umgeben, im Senat zu erſcheinen gewagt hat, faſt als hätte er das Schickſal Cäſars zu fürchten gehabt. Er mußte ſich hüten, durch allzu viel Ausſchließungen ſich Haß zuzuziehen. Er ließ den Ausgeſchloſſenen ſenatoriſchen Rang und die mit demſelben verbundenen Vorteile. Dabei bleibt es immer, und man darf es nicht vergeſſen, wenn man Auguſtus beurteilen will, daß er den Senat nicht willkürlich und von Grund aus umwandelte, ſondern unter Mitwirkung der Senatoren ſelbſt. Für die laufenden Geſchäfte bedurfte er der Unabhängigkeit dieſer Körperſchaft, da ſie durch ihr Votum ihn ſelbſt autoriſierte. Einige wichtige Kompetenzen blieben dem Senat vorbehalten; er war vor allem eine konſultative Behörde, deren Votum einſt entſcheidende Kraft gehabt hatte und eben darum noch immer ein großes Gewicht beſaß. Doch war zugleich dafür geſorgt, daß dieſelbe keine ſyſtematiſche Oppoſition bilden konnte. Auguſtus ſelbſt war, wie Cäſar, Princeps Senatus; er gab ſein Votum entweder zuerſt oder zuletzt ab. Von ihm ſtammte in der Regel die Initiative bei den Beratungen. Wenn es vorkam, daß auch von anderer Seite Anträge eingebracht wurden, ſo fragte man doch erſt bei dem Princeps an, ob denſelben Folge gegeben werden ſollte. In ſeinen letzten Jahren ließ Auguſtus einen Ausſchuß aus Senatoren und höheren Magiſtraten zuſammentreten, deren Beſchlüſſe dann ſoviel gelten ſollten, als ſonſt die Beſchlüſſe des verſammelten Senats. Kommen wir nun auf das Volk. Noch immer beſtand deſſen vornehmſte Kompetenz, über die Ernennung zu den höchſten Stellen der Magiſtratur zu votieren; noch immer fanden Komitien zu dieſem Zwecke ſtatt. Allein dieſe Befugnis wurde doch durch das Vorrecht der höchſten Gewalt, das dabei eintrat, beinahe illuſoriſch: der

Abſtimmung ging eine Prüfung der Qualifikation der Kandidaten voraus. Nur die wurden zugelaſſen, welche von dem Princeps gebilligt worden waren. Man bewarb ſich weniger um die Stimme des Volks, als um die Nomination oder auch um die Empfehlung — denn auch eine ſolche wurde nach dem Muſter Cäſars vorbehalten — des Inhabers der höchſten Gewalt. Wie konnte es nun dennoch geſchehen, daß der neu entſtehende Prinzipat dem Volke angenehm und ſelbſt erwünſcht war? Es beruht auf der tribuniciſchen Gewalt, nicht ſowohl nach ihren Formen, die ohnehin außer Gebrauch geſetzt wurden, als nach dem Begriffe, von welchem ſie ausgegangen war. Wir ſehen das aus der Leichenrede des Antonius. Die tribuniciſche Gewalt, in dem Inhaber derſelben unverletzlich, gewährte den Mitgliedern der Gemeinde den Schutz, deſſen ſie gegen die Mächtigen bedurften. Darin liegt das populare Prinzip des Fürſtentums überhaupt; der gemeine Mann muß einen Rechtsſchutz haben, auf den er ſich verläßt. Dazu war das Tribunat in Rom urſprünglich beſtimmt; es verknüpft gleichſam die Jahrhunderte, daß dieſe in langem Kampfe errungene volkstümliche Stellung dem Inhaber der höchſten Autorität anheimfiel. Das Recht der Interceſſion hatte in Bezug auf mißfällige Beſchlüſſe, die der Senat trotz aller Vorkehrungen faſſen konnte, eventuell großen Wert.

Die tribuniciſche Gewalt war das vornehmſte Fundament des Prinzipats in bürgerlichen Angelegenheiten. Sie iſt immer als die vornehmſte Prärogative der höchſten Gewalt angeſehen worden. Deren eigenſte Baſis aber bildete die militäriſche Autorität. Alle Legionen leiſteten dem Imperator den Eid; ſie wurden durch Aushebungen ergänzt, die in ſeinen Händen lagen; ſie bezogen ihre Löhnung aus der Privatkaſſe des Imperators, der zugleich ein Grundeigentum von unermeßlichem Umfang erworben hatte. Das Reich war in zwei Arten von Provinzen geteilt: die inneren friedlichen waren dem Senat anheimgegeben; diejenigen, in denen die letzten Kriege geführt worden waren, die beiden Gallien in weiteſter Ausdehnung, Hiſpanien, im Orient Syrien und ſeine Nachbarländer, waren dem Cäſar vorbehalten: in dieſen gab es eine bewaffnete Macht. Brauchte der Senat ſolche, ſo mußte er auf die nächſten Befehlshaber der Truppen des Kaiſers rekurrieren. Die cäſarianiſchen Provinzen bildeten eine militäriſche und adminiſtrative Monarchie in ihrem vollen Sinne. Selbſt wenn ein früher unabhängiger Vorſteher jetzt unterworfener Länder mit der oberſten Verwaltung betraut wurde, hing derſelbe nur von dem Imperator ab. Und niemals konnte ſich Italien oder gar die Hauptſtadt gegen ihn aufzulehnen wagen. Er beſaß den Oberbefehl zur See wie zu Lande. In Miſenum auf der einen und Ravenna auf der anderen Seite der Küſte wurden Kriegshäfen errichtet und mit Flotten belegt, die nur von dem Cäſar abhingen. Indem er die See beherrſchte, alſo auch die Zufuhr, bekam er die Verſorgung der Hauptſtadt mit Lebensmitteln, die eine der wichtigſten Pflichten der öffentlichen Gewalt bildete, vollkommen in ſeine Hände. Darin beſtand faſt das wichtigſte Attribut Roms, als der Kapitale der Welt, daß die Provinzen in einer oder der anderen Weiſe zur Ernährung der ſtädtiſchen Bevölkerung herbeigezogen wurden. Schon von jeher hatte man hiefür beſondere Magiſtrate aufgeſtellt, aber immer ſchwieriger wurde das Geſchäft durch die Zunahme der Bürger: ſie hat in noch nicht fünfzig Jahren vom Jahre 70—28 vor unſerer Ära ein gutes Dritteil betragen. In allen Wechſelfällen der Bürgerkriege hat der jeweilige Mangel an Lebensmitteln eine Rolle geſpielt; die Machtſtellung des Sextus Pompejus beruhte darauf. Dieſe Verſorgung nahm nun Auguſtus, dem die Provinzen gehörten, aus denen ſie beſtritten wurde, unmittelbar in die Hand. An dem Amt, das man mit dem Worte Cura Annonae bezeichnete, hatten anfangs einige Senatoren Anteil; ſpäter aber blieb es ausſchließend bei dem Imperator. Der Vorſteher dieſes Amtes, Praefectus Annonae, ſtand mit allen denen in Verbindung, die für den Lebensunterhalt zu ſorgen hatten, auch mit den kleinen Handwerkern. Sehr wahr iſt, was Tacitus ſagt, Auguſtus habe das Heer durch ſeine Geſchenke, die Hauptſtadt durch die Annona beherrſcht. Die militäriſche Verfaſſung übte aber auch einen direkten Einfluß auf die Hauptſtadt aus. Die prokonſulare Gewalt hatte bisher das Pomörium der Stadt von den Provinzen her nicht überſchreiten dürfen; jetzt nahm ſie in der Mitte derſelben eine feſte Stellung ein. Ein Prätorium ward innerhalb ihrer Mauern errichtet, aus welchem nach und nach die herrſchende Klaſſe der Prätorianer, die anfangs alle Italiker waren, hervorgegangen iſt. Unter Auguſtus iſt nur der Grund dazu gelegt worden; aber der Gedanke iſt doch immer der ſeine. Dieſe Alleinherrſchaft durch Inſtitutionen, die keinen Namen hatte und nur in der Perſon des Machthabers erſchien, mit einem Überreſt republikaniſcher Einrichtungen, denen doch ein gewiſſes Leben vindiziert wird, hat ihresgleichen nie in der Welt, weder in den altorientaliſchen, noch in den helleniſtiſchen Monarchien gehabt; ſie iſt aber, wie in dem Weſen der Macht, ſo auch in ihren formellen Beſchränkungen die Grundlage aller folgenden Gewalten geworden.

Das Kaiſertum, das von Cäſar-Auguſtus den Namen trägt, iſt nicht eine abſolute Gewalt. Die Autorität iſt immer durch Geſetze gebunden. Aber es beſitzt eine über dieſelbe hinausreichende, aus der Lage der Dinge entſpringende, auf eigenem Entſchluſſe beruhende Machtvollkommenheit.

Von welcher Bedeutung nicht allein für Rom, ſondern für die Welt überhaupt und für alle folgende Zeit waren die Verfügungen, welche Auguſtus in Gallien und Spanien traf! Die Romaniſierung des Occidents iſt durch Cäſar angebahnt worden: ihre feſte Begründung iſt das Werk des Auguſtus, der dafür der Beiſtimmung des Senats bedurfte und eine ſolche nach der Umwandlung aller politiſchen Verhältniſſe, die dieſelbe einſt erſchwert hatten, ohne Widerſpruch erhielt. Zu den welthiſtoriſchen Verdienſten des Auguſtus gehört die Organiſation der Provinz Gallien, in welcher auf den Grund der bisherigen Stammverfaſſungen und Gebiete Städte nach römiſchem Muſter gegründet wurden, deren Anſehen dann für die folgende Zeit maßgebend geworden iſt. Auguſtus hat unzählige Kolonien gegründet, die vornehmſte in Gallien Lugdunum, in Spanien Emerita Auguſta. Auch nach Afrika hat er einige tauſend Koloniſten geführt.

Die civiliſatoriſche Arbeit der Zeit war vornehmlich dieſen Regionen zugewendet. Auch darum nahm ſie damals eine Richtung von dem Oſten nach dem Weſten, weil dem römiſchen Reiche im Orient unüberſteigliche Grenzen geſetzt waren. Die Ehre des römiſchen Namens hat Antonius im Orient vielleicht hergeſtellt, die entgegenſtehende ſelbſtändige Macht von Parthien und Indien aber keineswegs überwältigt. Wieviel fehlte noch daran, daß die Macht der helleniſtiſchen Könige im Oſten erneuert geweſen wäre! Aber eben in dieſer Beſchränkung lag es, daß das römiſche Reich ſeine Kraft umſomehr nach dem Weſten richten konnte. Dahin warf Auguſtus auch die in Italien zu Grunde gerichteten Landbeſitzer und den Zug der militäriſchen Anſiedelungen. Hieraus iſt dann eine Gemeinſchaft zwiſchen Gallien, Spanien und Italien hervorgegangen, welcher in der Komplikation der Weltverhältniſſe fortan die größte Rolle zufiel, und welche die Grundlage der romaniſchen Nationen in Europa und Amerika bildet. Italien wurde nun der Mittelpunkt der gebildeten Welt. Rom ſelbſt wurde es unter den Cäſaren mehr, als es jemals in den Zeiten der Republik geweſen war.

Eine der großartigſten Stellungen in der Geſchichte aller Zeiten nimmt Auguſtus ein.

Man darf ihn nicht als einen erſten Begründer, als einen ſchöpferiſchen Genius betrachten: das Weſen ſeines ganzen Lebens iſt, daß er ein Erbe war, aber ein ſolcher, der die Erbſchaft, deren Rechte ihm zufielen, in unaufhörlichem Streit zur Geltung zu bringen gewußt hatte.

Er hatte ſeinen Anſpruch in allen Phaſen ſeines Lebens vor Augen gehabt: zuerſt gegen Antonius in Verbindung mit dem Senat, dann im Kampfe gegen den Senat in Verbindung mit Antonius, hierauf im Kampf gegen Antonius ſelbſt. Durch deſſen Ausgang war er in unbeſtrittenen Beſitz der Autorität gelangt, welche Cäſar beſeſſen hatte, und das Geſchäft ſeines Lebens beſtand nun eben darin, dieſe Gewalt, die in dem Moment ihrer Selbſtbildung vernichtet worden war, haltbar und auf immer zu begründen.

Er that das mit einer Verbindung von Energie und Geſchmeidigkeit, von politiſcher und kriegsmänniſcher Thätigkeit, welche nicht zum zweitenmal wieder vorgekommen iſt. Er war in den verſchiedenen Abwandlungen, welche ſeine Sache annahm, den Forderungen derſelben immer gewachſen.

Sein vornehmſtes Talent war, wenn wir nicht irren, das der Organiſation, nicht nach dem Belieben der Willkür, noch den Anſprüchen, die jeder nach altem Herkommen erhob, ſondern nach Lage der Sache. Er glich die höchſte Gewalt, inſoweit das überhaupt möglich war, mit den beſtehenden Rechten aus. Dabei kam ihm dann nichts mehr zu ſtatten, als die Erinnerung an den Sturm der bürgerlichen Kriege, die man ſoeben beſtanden hatte. Er hatte nicht die imponierende Erſcheinung, die ſeinen Großoheim vor allen Menſchen auszeichnete; er war eher klein von Geſtalt: aber frei von aller Unruhe. Der Beſitz der Gewalt gab ihm Würde; ſeinen Augen ſchreibt man einen überwältigenden Eindruck zu. Einſt im hohen Gebirg iſt in einem ſeiner Begleiter an einer Stelle, die hiezu geeignet war, der verruchte Gedanke aufgeſtiegen, den Herrſcher der Welt vom Felſen herabzuſtürzen. Der Mann hat bekannt, daß der Anblick des Imperators, das Selbſtbewußtſein der Hoheit, das dieſem eigen war, ihn davon zurückgebracht habe. Cäſar hatte keinen Freund; Auguſtus beſaß deren zwei: den kriegsgewaltigen Agrippa, mit dem er in Familienverbindung trat, und den feinen, genußliebenden, aber ſinnvollen Mäcenas, unter deſſen Protektion die großen Talente gediehen, welche die Epoche auszeichnen. Auch Auguſtus hat Denkwürdigkeiten geſchrieben, wie Cäſar. Sie ſind leider verloren gegangen. So wichtig für die Nachwelt würden ſie nimmermehr geworden ſein. Seine perſönliche Geſinnung würden wir aber daraus mit größerer Beſtimmtheit abnehmen können, als es jetzt möglich iſt.

Er glaubte bei jedem ſeiner Schritte von höheren Mächten geleitet zu ſein. Auf jedes Wahrzeichen gab er acht; er hat gemeint, der Ausgang ſeiner Kriege und ſein Tod ſei ihm vorher verkündigt. Um den Neid der Unſterblichen nicht zu reizen, bat er jährlich an einem gewiſſen Tage das Volk um ein Almoſen.

Überall ſtellte er die verfallenen Tempel wieder her; denn von der Zerſtörung der Bürgerkriege waren ſie großenteils mitbetroffen worden: er ſelbſt zählt zweiundachtzig Tempel auf, die er erneuert habe. Die meiſte Sorgfalt aber wendete er doch denen zu, an die ſich die Erinnerungen ſeines Hauſes knüpften. Namentlich hat der Apollotempel auf dem Palatin eine ſolche Beziehung. Apollo galt beſonders als der Gott der Familie. Schon vor dem Kriege gegen Sextus Pompejus ſoll Octavian den Tempel aufzurichten gelobt haben: das würde in dieſelbe Zeit fallen, in welcher er ſelbſt auf dem Palatin, an deſſen Fuße er einſt geboren worden, Wohnung nahm, die, ſehr beſcheiden, doch der Mittelpunkt des römiſchen Erdkreiſes geworden iſt. Im Tempel des Apollo wurden die ſibylliniſchen Bücher aufbewahrt. In dem Portikus zu demſelben ſtanden die beiden großen Bibliotheken; hier iſt der Senat nicht ſelten verſammelt worden. Der Tempel iſt alſo zugleich für das Haus, für die Litteratur, für die Staatsverwaltung von Bedeutung. Apollo war als Führer der Muſen dargeſtellt. Wie alle Paläſte nach dem Palatin genannt ſind, ſo war auch die Verbindung des Palaſtes mit dem großen Tempel ein Vorbild für die ſpätere Welt.

Ein Pulvinar, d. h. eine Stätte der Anbetung für die Götterbilder, erneuerte er am Circus Maximus auf eine ſolche Weiſe, daß er und ſeine Familie den circenſiſchen Spielen von hier aus zuſehen konnten.

Zum Dank für ſeine eigene Rettung bei einem Ungewitter in Cantabrien, bei welchem einer ſeiner Sklaven vom Blitz getroffen wurde, erbaute er dem Jupiter Tonans ein Heiligtum.

Zugleich aber erhielt er das Andenken an die Dienſte der Urzeit. Er ließ den älteſten Tempel des Jupiter, deſſen Einrichtung man dem Romulus zuſchreibt und der ganz verfallen war, den des Jupiter Feretrius, wo Romulus, Coſſus und Marcellus ihre Spolia opima geweiht hatten, erneuern.

Noch ein anderer Tempel war dem Andenken des Romulus gewidmet, nämlich die Aedes Quirini, die Auguſtus ringsum mit einem Säulengang ſchmückte: man weiß nicht, ob mit Benutzung alter Ruinen oder ganz von neuem. Er überblickt das den Quirinal vom Viminal trennende Thal und wurde von den Römern an Würde unmittelbar nach dem des Jupiter Capitolinus geſtellt, welchen Auguſtus reſtaurierte, ohne bei der Inſkription mit ſeinem Namen glänzen zu wollen.

Dieſem fügte er die Erneuerung des Tempels der Laren und Penaten hinzu. Die Penaten waren dieſelben, welche von Troja hergeleitet wurden, und an die ſich der ganze, von Virgil verherrlichte Mythus von der Entſtehung Roms knüpft. Noch immer ſchwebte ein geheimnisvolles Dunkel über ihnen, wie man bei Dionyſius ſieht.

In den Hallen um das Forum her, das ſeinen Namen trug, ließ er die Bildniſſe der Altvordern, die ſich um die Ausbreitung der römiſchen Macht am meiſten verdient gemacht hatten, aufſtellen und an den Piedeſtalen entſprechende Elogien anbringen.

In dieſen Gründungen iſt ein gewiſſer idealer Zuſammenhang. Die Denkmale, an die ſich die älteſte Geſchichte und die Größe von Rom knüpft, werden mit denen verbunden, welche das Haus des Auguſtus, namentlich ſeinen Großoheim und ihn ſelbſt, betreffen.

Das war nun aber die Weltſtellung dieſes Mannes und ſeines Hauſes, daß ſich daran Verhältniſſe von univerſalhiſtoriſcher Wichtigkeit knüpften. Es mag uns erlaubt ſein, auf die allgemeine Entwickelung dieſer Epoche, in welcher die römiſche Litteratur in der glänzendſten Geſtalt hervortritt, einen Blick zu werfen.

Was will das überhaupt ſagen: Litteratur einer Nation? Iſt es nicht ein Widerſpruch, da Wiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt dem Allgemeinmenſchlichen zugewandt ſind, von der Litteratur Einer Nation etwas Allgemeingültiges zu erwarten? Wie nun das Allgemeingültige aufgenommen werden kann, ohne das Nationale zu zerſtören: dafür iſt vor allem das Beiſpiel von Rom maßgebend.

Es iſt nicht ganz zutreffend, wenn man die römiſche Litteratur und Kunſt im agusteiſchen Zeitalter als eine Fortſetzung der altlateiniſchen betrachtet. Sie iſt vielmehr das Produkt der durch die römiſche Welteroberung begründeten univerſalen Bildung. Daß die Römer dafür Sinn hatten, das iſt das Charakteriſtiſche ihrer Weltſtellung. Was würde aus der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes überhaupt geworden ſein, wenn Rom nur eben altlateiniſch geblieben wäre? Nun aber war die griechiſche Litteratur in Rom eingebürgert, wie die griechiſche Sprache. Aus den Überreſten der Privatbriefe ſieht man, wie die Römer ſo ganz von der griechiſchen Bildung durchdrungen waren und in derſelben, ſozuſagen, geiſtig atmeten. Die griechiſche Geſchichte war eine Vergangenheit, die ſie ſich ſelbſt aneigneten. Alle philoſophiſchen Gedanken, die den Menſchen über den Dienſt der Götter und die Ceremonien der Religion erhoben, waren griechiſchen Urſprungs. Mit der Stoa war die Philoſophie der Griechen, mit dieſer die Weltanſchauung derſelben herübergekommen. Es iſt beinahe ungerecht, wenn man von den Arbeiten der Römer die Originalität fordert, welche die griechiſchen auszeichnet.

Die Römer hatten ein Element der Kultur, das ihnen eigentümlich war, das juridiſche. In allem anderen waren ſie auf die Nachahmung der Griechen angewieſen. In Rom konnte nicht von originalen Hervorbringungen in Poeſie und Philoſophie die Rede ſein, wie in Athen in der Epoche der Tragiker und des Sokrates. Es war genug, daß die Römer ſich dieſelben zu eigen machten und dann in ihrer Weiſe nachbildeten. Die eigentümlichen Arbeiten der Römer haben vor allem den Wert, in der Nachahmung und Überſetzung die Bildung ihrer Sprache bis zu einem dem Gedanken adäquaten Ausdruck durchzuführen.

Lucrez wählte ſich den ſpröbeſten Stoff, den man ſich denken kann, das Syſtem der epikureiſchen Philoſophie, zum Gegenſtand eines Poems. Bei ihm kam es — abgeſehen von einigen glücklichen Stellen — hauptſächlich darauf an, daß die Sprache dahin gebracht wurde, abſtrakte Gedanken wiederzugeben; inſofern hat er einige Ähnlichkeit mit Cicero, deſſen philoſophiſche Arbeiten vornehmlich das Verdienſt haben, die philoſophiſchen Begriffe, bei ihm beſonders die der Akademie, in der lateiniſchen Sprache auszudrücken. Sie ermangeln der originalen philoſophiſchen Ideen: es ſind Übertragungen: dafür ſind ſie unſchätzbar. Selbſt die Beredtſamkeit Ciceros hat etwas von dieſem Charakter; denn er ſtudierte in Rhodus und verließ unter dem Einfluß der dortigen Schule die Regeln der römiſchen Redekunſt, wie ſie bei Hortenſius erſchienen war. Nicht auf eigenem Grund und Boden allein gelangte die römiſche Proſa zu ihrer Vollendung: Cicero war von den litterariſchen und hiſtoriſchen Erinnerungen Athens eingenommen; aber dennoch iſt der allgemeine Eindruck, den er macht, begründet auf römiſche Jurisprudenz und Staatsverfaſſung, ein durchaus römiſcher. Eben dieſe Verbindung verſchaffte ihm vom erſten Augenblick an allgemeine Bewunderung.

Seneca ſagt, er ſei der einzige Geiſt geweſen, den das römiſche Volk hervorgebracht habe, ſo groß und umfaſſend, wie das römiſche Reich.

Für die griechiſche Litteratur ſelbſt war der Eingang, den ſie in Rom fand, von Wichtigkeit; ſie hatte ſich in das bloß Formale verloren. Die Römer gaben dieſen Formen, durch deren Annahme ſie ſich der allgemeinen Kultur anſchloſſen, doch wieder einen beſonderen Inhalt. Wir haben berührt, in wie hohem Grade dies bei Polybius der Fall war, der dann wieder auf Geſchichtſchreibung und Politik der Römer mächtig zurückwirkte und Ideen bei ihnen zur Geltung brachte, die urſprünglich griechiſch waren. Das war nun alles unter dem Getümmel der Waffen und der Parteiungen, die den Zeiten Cäſars vorangingen, und in deſſen eigener Epoche durch den natürlichen Zug der Dinge geſchehen.

Wenn man dennoch von einem auguſteiſchen Zeitalter redet, ſo liegt der Grund eben darin, daß Auguſtus den allgemeinen Stürmen, die alles niederzuwerfen drohten, Einhalt that und eine Epoche der Ruhe herbeiführte, welche die Geiſter zu freien Hervorbringungen, die doch zugleich Nachahmungen der Griechen waren, aufrief und in den Stand ſetzte.

Der merkwürdigſte römiſche Dichter iſt auch in dieſer Richtung ohne Zweifel Virgil. Er lebte und webte in dem Studium der homeriſchen Gedichte, welche ein Gemeingut der römiſchen Welt geworden waren; indem er ſie aber nachahmte, verknüpfte er mit ihnen die Erinnerungen der römiſchen Vorgeſchichte und römiſche Ideale.

Äneas iſt weit entfernt, ein Hektor oder gar Achilles zu ſein; er iſt ein Fürſt, ein Vorbild für Fürſten.

Man hat wohl, wie wir aus Servius erfahren, ſein Poem als „Thaten des römiſchen Volks“ bezeichnet. So durchaus römiſch iſt der Eindruck, den es macht. Alles nebenſächliche der Darſtellung wurzelt auf dem lateiniſchen Boden. Die Georgica haben etwas italieniſch-landſchaftliches.

Ähnlich verhält es ſich mit dem Hiſtoriker der Epoche, Titus Livius. Er trägt zwar in den eigentlich hiſtoriſchen Zeiten kein Bedenken, wo er Griechen vorfindet, deren Erzählungen ſich anzueignen, wie die des Polybius. Doch iſt es mehr der Stoff, als die Form; ſeine politiſch-moraliſche Idee wurzelt durchaus auf römiſchem Boden. Und wo hätte ein griechiſcher Hiſtoriker die Tradition ſo glücklich behandelt, wie Livius die römiſche Sagengeſchichte in ſeinem erſten Buch?

Die Oden des Horaz ſind offenbar Nachahmungen, zum Teil Überſetzungen griechiſcher Vorbilder. Sie ſind vielleicht zu Athen entſprungen, wo ſich Horaz während des Bürgerkrieges aufgehalten hat, um dieſelbe Zeit, als Brutus daſelbſt verweilte. Schon vor der Schlacht bei Actium ſcheinen die drei erſten Bücher vollendet zu ſein. Das Verdienſt der Sprache, die ſich in den griechiſchen Formen mit voller Leichtigkeit bewegt, iſt nicht hoch genug anzuſchlagen. Allein darin liegt noch nicht das ganze Verdienſt des Autors: die Oden des vierten Buches ſind durch und durch römiſch. Sie atmen den Genuß der nach den Stürmen der Republik durch Auguſtus wiederhergeſtellten Ruhe und Sicherheit. Zugleich aber ſind ſie von dem Gefühl für die eigentümlichen Tugenden der Römer und ihre Größe erfüllt. Hier war von keiner Nachahmung die Rede. Zu Hervorbringungen dieſer Art war es erforderlich, Römer zu ſein.

Ovid iſt weit entfernt von dieſem Schwung der Idee; ſelbſt wo er altrömiſche Mythen vergegenwärtigt, miſcht er Frivolitäten ein; aber, wie ſchon Leſſing bemerkt, man lernt aus ihm das Privatleben der Römer kennen, und in den Faſten hat er doch ein Werk hinterlaſſen, dem Griechenland nichts zur Seite zu ſetzen hatte, — gleich wichtig für die religiöſe und politiſche Überlieferung und für das Volksleben, das dieſelbe feſthielt.

Properz wollte der römiſche Kallimachus ſein und ſchloß ſich an die Alexandriner an; aber auch bei ihm kommen durch und durch römiſch gedachte Elegien vor, wie jene Zuſammenſtellung des alten landſchaftlichen, bäuerlichen und des neuen politiſchen und weltbeherrſchenden Rom. Dieſe vor allen ſind charakteriſtiſch für Propertius.

Dies Einflechten eines neuen Beſtandteiles in die allgemeine Litteratur iſt ein Gewinn für dieſelbe und machte ſie lebensfähig für die ſpätere Welt.

Im allgemeinen betrachtet, imponiert der Reichtum der Litteratur, der in den römiſchen Bibliotheken, unter anderen des Auguſtus ſelbſt, aufbewahrt wurde. Es iſt die Produktion des geſamten Altertums, objektiv die Summe deſſen, was die früheren Epochen, beſonders der griechiſche Geiſt, erſchaffen haben, nicht jedoch als ein bloßer Schatz, ſondern in der Auffaſſung eines nachſtrebenden, ebenfalls originalen Geiſtes.

Ähnlich verhält es ſich mit den Hervorbringungen der Kunſt. Welch eine Menge von Werken der Skulptur iſt ſeit der Eroberung von Korinth nach Rom gebracht worden! Und naturgemäß wanderte mit ihnen auch die Technik ein. Die Architektur fand in der Notwendigkeit der Herſtellung nach den zerſtörenden Kriegen einen unermeßlichen Schauplatz. Wenn das Rom des Auguſtus zu einem marmornen umgeſchaffen wurde, geſchah das beſonders durch die kunſtfertige Beihülfe der Griechen. Nicht allein den Gelehrten und Kunſtbefliſſenen, ſondern auch einen der beſchäftigtſten und wirkſamſten Staatsmänner unſerer Epoche hat die Größe der Anlagen in ihrem Zuſammenhange zur Bewunderung hingeriſſen. Die monumentale Baukunſt gewann einen Boden von einem Umfang, wie er ihr noch niemals geboten worden war. Alle römiſchen Gebiete wetteiferten mit der Kapitale. Das Cäſarenreich hat im Verlaufe der Zeit alle Landſchaften, die ihm gehorchten, mit Denkmalen der Baukunſt erfüllt, deren Überreſte ſchon in ihrem äußeren Umfang wir mit Staunen erblicken. Für die bewundertſten Werke der antiken Bildhauerkunſt drängt ſich dort an Ort und Stelle noch eine Bemerkung auf, die ich nicht zurückhalten will. Unter der Führung unſeres Winkelmann und ſeiner Nachfolger lernen wir, wie die Ideale der Götter zu Tage treten, wie man von dem Hohen zu dem Schönen fortſchritt, wie man den Kanon erfand und ausbildete. Von alledem konnte in Rom nicht die Rede ſein. Einen Phidias konnte Rom nicht hervorbringen, ſo wenig wie einen Plato. Es war ſchon genug, wenn die ſtreitbaren Welteroberer Sinn und Verſtändnis für die großen Arbeiten vorübergegangener Weltepochen hatten. Darin liegt die Eigentümlichkeit wahrer Kultur, daß ſie die Schöpfungen der Vergangenheit als ein Eigentum, das die Gegenwart erfüllt, betrachtet. Aber auch das, was man aufbewahrt, muß doch dem Sinne deſſen, der es aufbewahren ſoll, entſprechen. Einen Schatz, den man nicht würdigt, läßt man gleichgültig zu Grunde gehen. Zeiten ſolcher Art ſollten wohl kommen; damals aber lagen ſie noch in weiter Ferne: vielmehr war eben die innigſte Verbindung des Alten und des Neuen in vollem Zuge. Der griechiſche Meißel arbeitete im Sinne des römiſchen Lebens und der römiſchen Republik. Sehr merkwürdig iſt es, daß die Werke, welche die Aufmerkſamkeit der Kenner und der Freunde der Kunſt gleichmäßig am meiſten feſſeln, wie ſie vor uns ſtehen, in den römiſchen Zeiten entſtanden ſind. Das beſtimmteſte Zeugnis beweiſt, daß der Laokoon unter einem Kaiſer des erſten Jahrhunderts ausgeführt wurde. Es iſt wohl eine römiſche Idee, die dabei vorſchwebte. Man bemerkt, daß der Apollo von Belvedere aus römiſchem, nicht aus griechiſchem Marmor gehauen iſt; es iſt der Gott des cäſariſchen Geſchlechtes, der deſſen Feinde überwältigt. Koſtüm und Gegenſtand des ſterbenden Gladiators bewähren, daß wir das Werk römiſchen Händen verdanken. Die Vergleichung der Abgüſſe des Parthenon mit dem vatikaniſchen Torſo beweiſt durch die von der griechiſchen abweichende Behandlung des Fleiſches, daß dieſer in der römiſchen Zeit entſprungen und vollkommen Original iſt.

Es war ein großer Moment, als das römiſche Weltreich erſchaffen und der griechiſche Geiſt zugleich mit dem römiſchen auf das engſte vereinigt war. Das vornehmſte Produkt der Epoche iſt die lateiniſche Kultur auf der Grundlage der griechiſchen, die griechiſche Kunſt, die in Rom aufgenommen und noch einmal verjüngt wurde.

Beide ſind ein unſterbliches Denkmal der Zeiten, denen ſie angehören.

Inhaltsverzeichnis
zum erſten Bande.

I. Die älteſte hiſtoriſche Völkergruppe und die Griechen.

Erſtes Kapitel. Seite
Amon-Ra, Jehovah und das alte Ägypten 9
Zweites Kapitel.
Das israelitiſche Zwölfſtämmereich 28
Drittes Kapitel.
Tyrus. Aſſur 49
Viertes Kapitel.
Medo-perſiſches Reich 69
Fünftes Kapitel.
Das ältere Hellas 88
Sechſtes Kapitel.
Zuſammentreffen der Griechen mit dem perſiſchen Weltreiche 112
Siebentes Kapitel.
Die Demokratie von Athen und ihre Führer 139
Achtes Kapitel.
Antagonismus und Fortbildung der Ideen über die göttlichen Dinge in der griechiſchen Litteratur 198
Neuntes Kapitel.
Perſiſch-griechiſche Verwickelungen in der erſten Hälfte des 4. Jahrhunderts . 241
Zehntes Kapitel.
Die macedoniſche Weltmacht 259
Elftes Kapitel.
Urſprung der macedoniſch-helleniſtiſchen Königreiche 309
Zwölftes Kapitel.
Ein Blick auf Karthago und Syrakus 328

II. Die römiſche Republik und ihre Weltherrſchaft.

Erſtes Kapitel.
Traditionelle Geſchichte Roms bis in das 4. Jahrhundert römiſcher Zeitrechnung 341
Zweites Kapitel.
Grundlegung der italieniſchen Nationalität durch die römiſchen Waffen . . . 380
Drittes Kapitel.
Die helleniſtiſchen Reiche in der Zeit der galliſchen Einbrüche. Die letzte Epoche der Philoſophie und politiſchen Unabhängigkeit der Griechen 401

Viertes Kapitel.
Seite
Grundlegung der römiſchen Macht im Occident im Kampf mit Karthago . . 425
Fünftes Kapitel.
Begründung der römiſchen Oberherrſchaft im Orient 477
Sechſtes Kapitel.
Definitive Eroberungen 510
Siebentes Kapitel.
Gracchiſche Unruhen 548
Achtes Kapitel.
Militäriſche Erfolge in Numidien und in Gallien. Jugurtha und die Cimbern 568
Neuntes Kapitel.
Das ſechſte Konſulat des Marius. Bundesgenoſſenkrieg 583
Zehntes Kapitel.
Erſter Bürgerkrieg. Repreſſion des Mithridates 595
Elftes Kapitel.
Sullas Diktatur. Seine Einrichtungen und deren Modifikation durch Craſſus und Pompejus 611
Zwölftes Kapitel.
Digreſſion über die Makkabäer und das hasmonäiſche Judäa 623
Dreizehntes Kapitel.
Erneuerte Kämpfe mit Mithridates. Pompejus in Aſien 634
Vierzehntes Kapitel.
Die catilinariſche Verſchwörung und das erſte Triumvirat 646
Fünfzehntes Kapitel.
Cäſar in Gallien 665
Sechzehntes Kapitel.
Zweiter Bürgerkrieg 679
Siebzehntes Kapitel.
Alleinherrſchaft Cäſars. Seine Ermordung und deren nächſte Folgen . . . 702
Achtzehntes Kapitel.
Krieg zwiſchen den Cäſarianern und den Verſchworenen 716
Neunzehntes Kapitel.
Zerwürfnis zwiſchen den Cäſarianern 731
Zwanzigſtes Kapitel.
Prinzipat des Auguſtus 747

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

II. 93/1